

13
11



$$\frac{260}{8} \checkmark$$

Evangelische

J-m-62

3^m ÉTAGE

Kirchen - Zeitung.

Herausgegeben

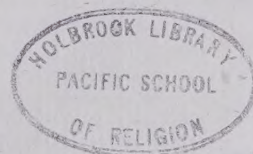
von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Achtzehnter Band.

Januar bis Juni 1836.



Berlin,

bei Ludwig Dehmigke.

1836-1917

79415

I n h a l t.

I. A u f s ä t z e.

	Seite		Seite
Vorwort	1	Betrachtungen, veranlaßt durch den Aufsatz des Dr. Strauß: über das Verhältniß der theologischen Kritik und Spekulation zur Kirche (Allg. Kirchenzeitung Jahrg. 1836 Nr. 39.)	382
Über die Todesstrafe	49	Über den religiösen Zustand des Aaachtlandes	409
Über Mähler's Symbolik. Dritter Artikel. II. Katholische Lehre von der Rechtfertigung	57	Fortsetzung 486.	510
Fortsetzung	153	Über die unverbrüchliche Geltung der kirchlichen Glaubenssymbole ...	457
Bemerkungen zu dem Aufsatz: Über die Gründung neuer Pfarzstellen in der Evangelischen Kirche	68	Georg Hermes	473
Vgl. Jahrg. 1835 S. 809.		Erklärung gegen hierarchische Anmaßungen der Herren DD. Ammon, Röhr und Bretschneider	516
Die Lebensfrage der Civilisation. Von Dr. F. A. W. Diesterweg. Erstes und zweites Heft. Essen, bei G. D. Bädeker, 1836.	73	Naive Unwissenheit eines gelehrten Theologen	526
Die Entstehung und Ausbreitung der religiösen Privatversammlungen auf der Insel Jütland	97	Lebsefrüchte	556. 801
Vgl. Jahrg. 1835 S. 225.		Theologisches aus einer Menagerie	558
Schottlands Stadt-Missionen	115	Über das Verhältniß des Christenthums zum Pantheismus	561
Die Reise in das Land der Wahl. (Ein Beitrag zu der Lehre von den Höllestrafen in parabolischer Form.)	137	Ein Überblick des kirchlichen und religiösen Zustandes von London nach der Schrift: The State of the Metropolis considered etc.	585
Schreiben an den Herausgeber, die Äußerungen des Herrn Dr. Reander über das „Vorwort“ betreffend	143	Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark	593
Sehet euch vor! „Prediger-Bibel oder exegetisches Handbuch für praktische Theologen, herausgegeben von Ed. Hülsmann, Prediger“ u. s. w.	169	Vgl. Jahrg. 1835 S. 225.	
Skizzen zum Katechumenen-Unterricht nach Luther's kleinem Katechismus. Erster Artikel	185	Die Thätigkeit der Kirche in Großbritannien, besonders in Schottland, innerhalb ihrer Gränzen die christlichen Gnadenmittel wirksamer zu machen und zu wehren	617
Über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und das ewige Leben	193	Unsere Gymnasialbildung nach den über die Lorinser'schen Anklagen erschienenen Schriften	626
Einige Worte der Verantwortung und Vertheidigung zunächst veranlaßt durch das theologische Gutachten des Herrn Pastor Sander zu Wichlinghausen von Ed. Hülsmann. Schwelm 1836	217	Fortsetzung	713
Über alleinigmachende Dogmatik und Gängelbänder der Auctorität	233	Die Kritik des Herrn Dr. Baur im Verhältniß zur Wissenschaft und zum Glauben	641
Über Bücherverbote	249	Was geschieht in unseren Gemeinden für die Bibelerklärung? was sollte geschehen?	657
Die Zukunft unserer Theologie	281	Bericht über ein pantheistisches Trisolium. Erster Artikel	665
Einige Bemerkungen zur neuesten Schrift des Herrn Dr. Scheibel: Luther's Agenda und die neue Preussische. Leipzig 1836	297	Zweiter Artikel	721
Rundschreiben des Königl. Baierschen evangelischen Consistoriums des Rheintreises, „die theologisch-kirchlichen Parteinungen, namentlich den Mysticismus und Pietismus betreffend“	314	Dritter Artikel	777
Beitrag zu der neuerdings wieder von Rudolf Stier aufgeworfenen Frage: Darf Luther's Deutsche Bibel unberichtigt bleiben?	327	Über die Predigerwahl in Schwelm und die Erklärung der Pfarrer der Kreissynode Dortmund	697
Die neuesten Ereignisse auf dem kirchlichen Gebiete in Holland	331	Erklärung der Pfarrer der Kreissynode Dortmund in Betreff der Schwelmer Pfarrer-Wahlangelage	705
Die wahre Gesandtheit der Gymnasialen für und wider Herrn Dr. Lorinser, von einem Preussischen Gymnasiallehrer	345	Über die Abendmahlsfeier der Reformirten Kirche. Nebst Bemerkungen gegen Stellen in Dr. Guericke's Kirchengeschichte	751
		Gutachten der evangelisch-theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen, die neue Ehe geschiedener Eheleute kirchlich einzussegnen. Barmen 1836	769
		Mittheilungen über Hofrath v. Schubert's Reise in den Orient ...	809

über die in Danzig seit dem Jahre 1833 eingerichtete praktische Bibelerklärung	811
Der Tag des Herrn, und seine Feier	817
Andeutungen über den Begriff des Wunders	835

II. Litterarische Anzeigen.

Die Kurfürstin Louise Henriette zu Brandenburg. Zu einem milden Zwecke in Druck gegeben, Berlin 1835	31
1. Das Büchlein von dem Leben nach dem Tode. Von Dr. Mises. Dresden 1836. 2. Das Büchlein von der Auferstehung. Von Nicodemus. Dresden 1836	121
Gedichte von Heinrich Möwes, Pastor zu Altenhausen und Zwenrode. Nebst einem Abrisse seines Lebens, größtentheils nach seinen Briefen. Magdeburg 1836	190
Über den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, ins- besondere der Kindheitsgeschichte Jesu, mit Bezug auf das Leben Jesu von D. F. Strauß. Von Lange, Pfarrer in Duisburg. Duisburg 1836	435
Die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu von D. F. Strauß, nach ihrem wissenschaftlichen Werthe beleuchtet von Prof. Dr. Harleß. Erlangen 1836	513
Zur Scheidung und Unterscheidung, ein Merkzeichen, gestellt der gegenwärtigen Christenheit von Heinrich Diesel, Prediger zu Königsberg in Preußen. Königsberg 1834	529
Galerie von Witnissen aus Mache's Umgang und Briefwechsel heraus- gegeben von E. A. Barnhausen von Ense. Leipzig 1836	545
Die heilige Schrift nach Luther's Übersetzung mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben durch Otto v. Ger- lach, Eigent. v. in Berlin	609
Gedichte von Heinrich Möwes, weiland Pastor zu Altenhausen und Zwenrode. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, bei Dehmigke	693
Übersichtliche Anzeige christlicher Kinderschriften. Zweiter Artikel	782
Wgl. Jahrg. 1835 S. 783.	

I. Nachlese Süddeutscher Kinderschriften (Erzählungen).

Von Barth. 1. Die Reiserheder. 2. Johann Schmidgall's Zu- genbjahre. 3. Jerry Creek.	
Von Schubert. Der Meeresstrom.	
Von einer Ungenannten. Die Flüchtlinge.	
Von Möhle. 1. Der arme Anton. 2. Bernhard und Hermann.	
3. Lydia oder das Mädchen aus Griechenland. 4. Christliches Bilderbüchlein für Kinder.	
Von Eduard Schwarz. Die Schwarzwald-Reise.	

II. Vermischte Schriften.

Von einer Gesellschaft Gelehrter und Erzieher. Beschäftigungen für die Jugend aller Stände.	
Von Harnisch. Die wichtigsten neueren Land- und Seereisen.	
Von ungenannten Verfassern. 1. Des Knaben Lustwald. 2. Des Mägdlein Lustgarten.	
Von Stern. Der Frühlinggarten.	
Von Maßmann. Lieder für Knaben und Mädchen, mit Com- positionen von Gr. v. Pöcci.	
Von F. G. v. Pöcci, G. Göres und ihren Freunden. Fest- kalender in Bildern und Liedern geistlich und weltlich.	

III. Nachrichten.

I. Europa.

Bemerkung	313
Anzeige	688
Ausschreiben des Kurfürstl. Hessischen Consistorii der Provinz Ober- hessen zu Marburg, vom 26. März 1836 „die Katechisation der confirmirten Jugend betreffend“	492

Ein merkwürdiger Brief	767
Westphalen	312
Grafschaft Mark. Schriften über die Hülsmannsche Prediger-Bibel	285
Erklärung mehrerer Pfarrer der Kreisynode Zierlohn, veranlaßt durch die Erklärung der Pfarrer der Kreisynode Dortmund in Betreff der Pfarrernwahl zu Schwelm	709
Königsberg. Hirtenbrief des General-Superintendenten Sartorius	46
Königsberg	75
Erlangen	156
Bayern	151
Sammlung evangelischer Predigten zum Besten der neuen evangeli- schen Gemeinde Karlsruhe	174
Zillerthal in Tirol	132
Österreich	832
Schweiz	40
Genf	70
Nus einem Schreiben aus Genf	71
Über die letzten Lebensstage des Prof. Steiger	245
Die Reformationsfeier in Genf	247
Arbeiten der Evangelischen Gesellschaft zu Genf im Jahre 1835 ...	396
Neue Übersetzung des Neuen Testaments durch die Christenheit von Genf	830
Aus dem Berichte der Evangelischen Gesellschaft in Genf	840
Frankreich	14. 184. 360.
Frankreich. Vinet über den gegenwärtigen Stand der schönen Literatur	53
Die Evangelische Gesellschaft für Frankreich	718
Verbreitung der heil. Schrift in dem Römisch-Katholischen Frankreich	797
Gründung neuer Evangelischer Kirchen im Römisch-Katholischen Frankreich	809
Strassburg. Bausain	61. 422
Strassburg	204. 719.
Aus den Statuten des Strassburger Hilfsvereins	720
England. M ^r Thaine über die Anglikanische Kirche	38. 407
Lady Hewley's Stiftung	279
Englands religiöser Fortschritt	335
England	279. 339
Die Römisch-Katholische Kirche in Großbritannien und Irland	439
London	32
Schottland	56
Irland	63
Holland	240. 400.
Holland. Aus einem Schreiben an den Herausgeber	575
Die neuesten kirchlichen Ereignisse in Holland	693
Verfolgung der Protestanten in Belgien im Jahre 1830 und später	165
Island	136
Litland	696

II. Asien.

Sibirien	280
Palamfottah im südlichen Ostindien	302
Ostindien. Abschaffung des Kastenwesens in der Kirche	403

III. Afrika.

Madagaskar	6. 230
------------------	--------

IV. Amerika.

Vereinigte Staaten Nordamerikas	231
Nordamerika	815

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 2. Januar.

N^o 1.

V o r w o r t.

Friede sey den Brüdern und Liebe mit Glauben von Gott dem Vater und dem Herrn Jesu Christo. Gnade sey mit Allen, die da lieb haben unseren Herrn Jesum Christum unverrückt. Amen.

Der Rückblick auf das verflossene Jahr gibt uns zu Betrachtungen sehr ernster Art Anlaß, denen wir uns nicht entziehen dürfen. Der Christ ist verpflichtet zu achten auf die Zeichen der Zeit, nicht bloß die erfreulichen, sondern auch die trüben. Von den letzteren den Blick abzulenken, überall nur die gute Seite hervorzufehren, ist Glaubensschwäche, sagt, wenn das Verderben, das jetzt noch zum Theil im Finstern schleicht, plötzlich so hervorbrechen wird, daß Jeder darauf gestoßen wird, der Gefahr aus, am Glauben Schiffbruch zu leiden, bewirkt, daß man der Ermahnung des Apostels vergißt: „Vor allen Dingen aber ergreife den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnet alle feurige Pfeile des Bösewichtes. Und nehmet den Helm des Heiles, und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes,“ und daß also die böse Zeit uns unerbittert betritt, daß wir, wenn die Schlacht heiß wird, wehrlos erfunden werden.

Liest man so manche Artikel in christlichen Blättern, achtet man auf den Grundton in so manchen christlichen Schriften, so möchte man glauben, es sey die Zeit nicht mehr ferne, wo ohne alle unmittelbare göttliche Dazwischenkunft, auf dem bisherigen Wege ruhiger Entwicklung, alle Reiche der Welt unseres Herrn Christi seyn werden. Wir verkennen die Gnade Gottes nicht, die unserer Zeit zu Theil geworden; ein sichtbares Regen seines Geistes geht über den ganzen Erdball; die Bewegung zu Christo ist, wenn nicht lebhafter, doch ausgedehnter, wie zu irgend einer anderen Zeit seit Gründung des Christenthums; überall dringt es sich dem, der Ohren hat zu hören und dessen Augen nicht verklebt sind, auf, daß der Herr ein Neues schafft im Lande, daß die Berge und Hügel vor ihm geniedrigt werden, Tannen wachsen für Hecken und Myrthen für Dornen. Aber je stärker die Lichtseite ist, desto stärker muß auch die Schattenseite seyn. Das steht schon vor aller Erfahrung allein aus dem untrüglichen Worte Gottes fest. Seine durchgängige Lehre ist, daß mit der Gnade in ganz gleichem Maasse auch das Verderben, mit dem Heile das Gericht, mit dem Segen der Fluch wächst und reift. Der Herr sagt von jeder letzten Zeit (und daß wir in einer letzten Zeit uns befinden, wenn auch vielleicht nicht präcise in der letzten, geht aus den Thatfachen der Gnade unwidersprechlich hervor): „Dann werden sich Viele ärgern, und werden sich unter einander verrathen, und

werden sich unter einander hassen. Und es werden sich viele falsche Propheten erheben, und werden Viele verführen. Und bieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten.“ Und nach dem Apostel kommt der Tag Christi, der durch die ganze Geschichte hindurchgeht, bis er sich an ihrem Ende vollendet, nicht, „es sey denn, daß zuvor der Abfall komme und geoffenbaret werde der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens. Der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebt über Alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich setzet in den Tempel Gottes, als ein Gott, und gibt sich vor er sey Gott.“ Wenden wir uns aber von dem Worte Gottes zur Erfahrung, so erklärt sich, daß so Viele nicht erkennen, in welchem Umfange sich schon bereits die Bosheit regt, wohl nur daraus, theils daß sie in Litteratur und Leben sich in einen engen Kreis einschließen, in dem sie sich wohl fühlen, und nun, ihre Welt für die Welt haltend, gar nicht merken, was draußen vorgeht, und was sich ihnen von Außen aufdrängt, leicht an sich vorüberziehen lassen, ohne einen tieferen Eindruck in ihrem Gemüthe davon zu erhalten, theils daß sie absichtlich die Augen verschließen, sich gleich wieder in dasjenige versenken, was geeignet ist, den liebsten Hoffnungen ihres Herzens Nahrung zu geben, die Evangelisirung (der Ausdruck schon, den unsere Französischen Brüder erfunden haben, ist sehr charakteristisch) der ganzen Erde zu verbürgen. Diese sanguinischen Hoffnungen sind um so schwerer abzulegen, da sie einen so guten Schein haben. Inscitit, ohne es zu wissen, von den Zeitanfichten, welche Gottes Wesen allein in die Liebe auflösen, meint man die Masse derer, an welchen die Absichten der göttlichen Liebe nicht realisiert werden können, gehe Gott ganz verloren, dem Gott, der auch in Gerechtigkeit und Gericht erhaben ist, den jede seiner Creaturen preisen muß, entweder durch ihr Leben oder ihren Untergang, dessen Lob die Erlösten singen und die Verurtheilten weinen. — Wer aufmerksam und mit einem durch Wünsche und Vorurtheile ungetrübten Blicke die Zeitercheinungen in's Auge faßt; dem muß klar werden, daß, wenn die Dinge in dem gewöhnlichen Gleise fortgehen, die Hoffnung auf eine auch nur äußerliche Rückkehr des von Christo abgefallenen gebildeten Europas zu ihm eine schwärmerische und chimärische ist, und mit Recht als solche von den Organen des Zeitgeistes verlacht wird, und daß, wer diese Hoffnung nährt und ausspricht, der Sache des Herrn nur schadet, indem er dessen Ehre an ihre Erfüllung knüpft, daß er ein Prophet aus seinem Herzen ist, der Friede! Friede! ruft, da kein Friede ist. Tausende und Sehtausende aus Israel, Millionen aus den Heiden wurden bekehrt, und doch mußte Jerusalem zerstört werden, und das Römische Reich ging unauf-

haltfam seinem Untergange entgegen. Die angenehme Zeit des Heiles nennt der Apostel eine böse Zeit. Jener Zeit, wo das Evangelium zuerst in die Welt trat, ist die unsrige gleich. Der Herr hat in ihr sein Werk, aber sie bleibt wie sie ist. Der Zeitgeist streift mehr und mehr die christlichen Elemente wieder ab, die er für eine Zeitlang in sich aufgenommen hatte. Er wird mehr und mehr sich seiner bewußt, und erkennt, daß er nur dann eine seiner würdige Stellung gegen den Geist Christi einnehmen kann, wenn er mit Ausscheidung dessen, was ihm früher Erziehung, Gewohnheit, Rücksicht auf äußeren Vortheil, Gewissen, ein stiller und verborgener Zug zu Christo aufgedrungen hat, sich ganz in sich vollendet, sich als Antichrist constituirt.

Die Richtigkeit der hier aufgestellten Ansichten von der Nachtseite unserer Zeit wollen wir erproben, indem wir auf einige Zeichen derselben, die in dem letzten Jahre an's Licht hervorgetreten sind, aufmerksam machen, und zwar mit ausschließlicher Beziehung auf unser Deutsches Vaterland. Das Ziel, das uns bei dieser Betrachtung vor Augen schwebt, wollen wir gleich hier andeuten, damit Jeder es bei ihr vor Augen habe. Wir möchten unseren Lesern das „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget,“ und das: „In dieser letzten betrübten Zeit, verleihe uns Herr Beständigkeit, daß wir dein Wort und Sakrament, rein behal'n bis an unser End,“ als die beste Bitte beim Beginn des neuen Jahres an's Herz legen.

Ein Mann, der selbst in den Banden des Zeitgeistes verstrickt lag, bei dem aber, in der großen Mannichfaltigkeit wechselnder Gefühle und Meinungen (er sagt selbst: ich habe es sehr deutlich bemerkt, daß ich oft eine andere Meinung habe, wenn ich liege, und eine andere, wenn ich stehe), oft doch auch die wahren und guten an die Reihe kamen, Lichtenberg in Göttingen sprach gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine merkwürdige Abhandlung, wir möchten, mit Erinnerung an Bileam, fast sagen, Weissagung aus (vgl. Lichtenberg's vermischte Schriften, nach dessen Tode gesammelt, Bd. 1. S. 166.):

„Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es eben so lächerlich seyn wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster.“

„Und dann wieder über eine Weile wird die Welt noch feiner werden. Und es wird fortgehen, mit Eile nun, die höchste Höhe der Verfeinerung hinan. Den Gipfel erreichend, wird noch einmal sich wenden das Urtheil der Weisen; wird zum letzten Male sich verwandeln das Erkenntniß. Dann — und dies wird das Ende seyn, dann werden wir: Nur noch an Gespenster glauben. Wir selbst werden seyn wie Gott. Wir werden wissen: Seyn und Wesen überall ist und kann nur seyn — Gespenst.“

„Zu dieser Zeit wird des Ersten saurer Schweiß von jeder Stirne abgetrocknet werden; weggewischt aus jedem Auge die Thräne der Sehnsucht; es wird lauter Lachen seyn unter den Menschen. Denn jetzt hat die Vernunft ihr Werk an sich

vollendet; die Menschheit ist am Ziele; einerlei Krone schmückt jedes Mitverkörpert Haupt.“

Diese Weissagung ist jetzt erfüllt vor unseren Ohren.

Was Lichtenberg als die Vollendung des Werkes der Vernunft bezeichnet, ist der Pantheismus, die positive Gottlosigkeit, welche der negativen immer auf dem Fuße folgt. Ist erst das Bewußtseyn des lebendigen und heiligen Gottes aus dem Leben des Volkes und aus den Gemüthern der Einzelnen geschwunden, ist die damit innig verbundene Abstumpfung des sittlichen Gefühles und Erstickung des Gewissens eingetreten, so wird nach einer nothwendigen Consequenz früher oder später in den freigewordenen Tempel das eigene Ich gestellt. Mit dem Schöpfer geht die Schöpfung, geht auch die Individualität des menschlichen Daseyns unter. Alles wird in Schein und Gespenst verwandelt, damit der Geist Alles in Allem sey, und dieser Geist, losgerissen von dem, was allein ihm Daseyn und Wahrheit gibt, wird selbst Schein und Gespenst.

In der Zeit vor den Freiheitskriegen näherte man sich schon mit raschen Schritten diesem Ziele. Der Nationalismus hatte sich schon damals zum großen Theile überlebt. Seines Gößen, der das Ohr gepflanzt haben sollte und doch nicht hören, das Auge bereitet, und doch nicht sehen, spottete man. Vor dem Pharao des categorischen Imperativs, der immer verlangte und nie gab, hatte man allen Respekt verloren. Warum sollen wir denn? Etwas, weil das Sittengesetz unserer Natur eingeboren ist? Es kommt auf den Versuch an, ob es denn so fest darin haftet. Und ist die Sünde, die ihr selbst als eine Bagatelle betrachtet, auch in dieser möglichsten Verkleinerung nur Wahn, ist sie die nothwendige Bedingung der Lebensentwicklung, was hindert ferner, daß wir an die Stelle des von Ewigkeit her seyenden Gottes, den ja auch ihr nur mit dem Munde bekennet, den ihr von aller Einmischung in die irdischen Dinge ausschließt, einen werdenden Gott, uns selbst setzen? So viel ihr auch von falscher Bescheidenheit schon abgelegt habt, so habt ihr doch noch ein gut Theil beibehalten. Der alte Gott hilft euch nicht mehr, und doch nehmt ihr vor ihm noch den Hut ab. Wenn das nicht Vorurtheil, Aberglaube ist, was ist es denn? Ein Gott und Schöpfer, neben dem die angeblich von ihm geschaffene Welt selbstständig steht, ein Gott, der nicht Geist, nicht Alles durchdringende wirksame Kraft ist, der, als wäre er ein Mensch, auf der Wölbung des Himmels steht, und auf die Verwirrung auf Erden herabblückt, und sich über seine zeitliche Ohnmacht mit einem quos ego! für die Zukunft tröstet, wo Niemand ihn kontrolliren kann! Welche rohe und hölzerne Weltanschauung für eine Zeit wie die unsrige! — So waren, trotz alles Dranges der Studirenden auf den Universitäten zu den rationalistischen Hörsälen, trotz der wiederholten Auflagen rationalistischer Lehrbücher, der guten Zuversicht der Recensenten in den theologischen Zeitschriften, die sich auf die vorhandene Masse gesunden Menschenverstandes, und auf die formelle Schwierigkeit, welche die neue Weisheit darbot, die man als Unsinn auszuschreiben eifrig bemüht war, gründete, doch auf den Hauptmärkten schon damals die traurigen Reste des

Christenthums, welche der Nationalismus übrig gelassen hatte, die disjecta membra von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, eben so wohlfeil, wie früher die Lehren von der Gottheit Christi, von der Wiedergeburt und von der Auferstehung des Fleisches.

Die fernere naturgemäße Entwicklung wurde durch ein großartiges, ein göttliches Zwischenspiel unterbrochen. Der Herr donnerte im Himmel wunderbar, und Viele vernahmen in dem Donner die Stimme Gottes. In dem Zwingherrn hatte sich die antichristliche Macht, wie sie in der ganzen Zeit zerstreut war, concentrirt; in seinem Sturze erkannte man ihre Ohnmacht, ihre Sündlichkeit. Indem man Gott als den Urheber des Heiles erkannte, kam man auch über das vergangene Unheil zur Klarheit. Was auf uns lag, war Strafe, gerechte Strafe. Wir hatten Gott verlassen, und so verließ er uns. So wollen wir uns denn bekehren zum Herrn und sprechen zu ihm: „Vergib uns alle unsere Sünde und thue uns wohl; so wollen wir opfern die Farren unserer Lippen. Asur soll uns nicht helfen und wollen nicht mehr auf Rossen reiten, auch nicht mehr sagen zu den Werken unserer Hände: Ihr seyd unser Gott; sondern laß die Waisen bei die Gnade finden.“ Diese Stimmung ging durch das ganze Volk, und nur verhärtete Gemüther entzogen sich ihr. Sie wird uns durch folgende Betrachtungen eines unmittelbaren Augenzeugen jener Großthaten Gottes, angestellt auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance, lebhaft vor die Seele geführt, und dies um so mehr, wenn wir beachten, daß der Redende sich mehr als ein von der allgemeinen Stimmung Ergriffener, als selbstthätig sie Mitzeugender kund gibt* (vgl. das Leben Nagel's, Direktors des Gymnasiums zu Cleve, Ritters des eisernen Kreuzes, von v. Ammon und Herold, Cleve 1829, Th. 1. S. 138.): „So lag der Stolz und Hochmuth jener Sünder hier zertreten, die mit wildem Jubel herausgezogen waren und alle Städte erfüllt hatten mit freulem Siegesgeschrei; die sich in ihrer Vermeffenheit und ihrem Wahnsinn die Herrscher der Welt geglaubt hatten und die Sünde als Königin und die Willkühr als Gesetz. In Abesnes hat man sie höhrend schreien gehört: des cartouches et des Prussiens! und das ist ihnen auch geworden; aber anders, als sie gewollt haben. Nicht unsere Macht, nicht menschliche, vermochte das Maas der Strafe also zu erfüllen: sondern der Zorn und das Schrecken Gottes ist über sie gekommen, und hat sie getroffen um ihrer Missethat willen. Auch an uns ist das strenge Gericht und das zornige Antlitz des Herrn vorübergegangen in den vorigen Tagen, und hat unsere Herzen wieder dem zugewendet, der der alleinige Gott ist; denn wir hatten uns unserer Stärke vermessene, und waren gewichen von der Demuth und der Liebe. Darum schlug seine Hand uns hart, und hat unsere Augen wieder aufgethan; so laßet uns denn thun nach seinem Willen!“

Die Hand aus den Wolken, welche uns aus den großen Wassern zog, uns errettete von unseren starken Feinden, von unseren Hassern, die uns zu mächtig waren, war so sichtbar, daß selbst einzelne Glieder des feindlichen Volkes sie deutlich

erkannten, und daß durch das ganze eine dunkle Ahnung von einer sich offenbarenden überirdischen Macht hindurchging. In den Ardennen lernte Nagel einen Landpfarrer kennen. „Das Gespräch“ — erzählt er Th. 1. S. 157. — „kam, wie gewöhnlich, auf den gegenwärtigen Zustand der Dinge. Frankreich, meinte er, habe durch Sünden und Verruchtheit den Zorn Gottes auf sich geladen; jetzt werde das Gericht des Herrn durch uns vollzogen, denn wir seyen ein frommes Volk zu nennen. — „Wie kann es anders sehn,“ setzte er hinzu, „ihr müßt siegen: denn ihr denkt und glaubt an Gott, und singt ihm Loblieder; auch die Franzosen singen zwar, aber nur schlüpfrige Lieder, welche Gott und die guten Sitten beleidigen.“

Wie man damals über die religiöse Richtung der nächsten Vergangenheit urtheilte, das möge folgende Äußerung eines Mannes zeigen, der, wie wenige Andere, als Repräsentant des damaligen Zeitgeistes betrachtet werden kann, während er jetzt (seine Vorrede zu dem Leben des Pred. Asmann, Berlin 1835, liefert dafür sprechenden Beweis) durch den Geist Gottes der Theilnahme an dem entarteten Geiste der neuesten Zeit entrisen ist, dessen Träger seiner spöten. E. M. Arndt sagt in seinen „Ansichten und Aussichten der Deutschen Geschichte.“ Leipz. 1814, S. 445.: „Es erging diesen Geschlechtern, wie es immer geht, wenn man zu übermüthig wird; nicht allein das Kleine und Äußerliche, was unter den klaubenden Verstand gestellt werden mag, auch das Große und Innerliche zogen sie unter den vermittelnden Begriff, und wenn es seinem Maas zu groß ward, so zerstückelten und verkleinerten sie es, daß es hineinpaste, oder sie verwarfen es als etwas Nichtiges und Albernese. So geschah es, daß die Nartheit dieser Menschen ihr Göze ward, Gott aber und die Natur und der Glaube und jedes überschwengliche und unaussprechliche Leben wurden in ein kaltes und ödes Nichts verwandelt.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Madagaskar.) Die junge Christengemeinde auf der Afrikanischen Insel Madagaskar ist gewürdigt, um des allerheiligsten Namens Jesu willen Verfolgung zu leiden. Diese im Jahre 1818 von der Londoner Gesellschaft unternommene Mission ist durch die starken Wechselfälle, welche sie getroffen haben, merkwürdig. Es dauerte lange, bis sie das Vertrauen der höchst despotischen Regierung, die für jeden einzelnen Missionar die Erlaubniß zum Aufenthalte zu geben und ihn ohne Abgabe eines Grundes wieder wegzuschicken sich vorbehält, gewonnen hatte. Dann aber genoß sie auch den vollen Schutz und die wirksame Begünstigung des Königs Radama. Mit dem Tode desselben, im Jahre 1828, schienen alle Aussichten auf Erfolg abgeschnitten; 1830 zeigte sich die Königin Ranavalomanjaka, nachdem sie die Herrschaft im Reiche Imerina behauptet hatte, der Mission günstig, und erließ 1831 einen Befehl, wonach volle Gewissensfreiheit jedem ihrer Unterthanen gelassen war. — Von der Zeit an gewann die Mission einen sehr hoffnungsvollen Anschein. Das Volk zeigte sich in Masse begierig nach Unterricht, es drängte sich zur Predigt des Wortes und forschte eifrig im Neuen Testamente, welches bereits ganz in der Sprache der Madagassen gedruckt

ist. Am Schlusse des Jahres 1834 schrieben die Sendlinge, daß sich mehrere Gebetsversammlungen in der Stadt gebildet hatten, welche von eingeborenen Christen geleitet wurden und Anlaß gaben, daß der Eifer zum Gebet unter dem Volke beträchtlich zunahm. Die Christen handelten hierin nach eigenem Antriebe und im Bewußtseyn ihrer Verpflichtung, das Licht des Evangeliums in ihrer Nachbarschaft leuchten zu lassen. Aber nicht allein auf den Missionsposten bemerkten die Sendlinge diesen Geist der Fortschung; denn Gott hatte sich unter den eingeborenen Christen selbst Diener erweckt, sein Werk zu treiben, da die Zahl der fremden Arbeiter nach dem Willen der Regierung sehr gering und unzureichend war. Dadurch entstand eine allgemeine Bewegung im Volke. Als nun die Königin im Anfang des Jahres 1835 aus verschiedenen Theilen des Landes den Bericht empfing, wie sehr die Achtung vor den Gegenständen der religiösen Verehrung und den herkömmlichen abergläubischen Gebräuchen sinke, daß die heiligen Plätze veröden und das Volk seine Geringschätzung der Zaubermittel, Amulette und anderer abergläubischer Symbole frei zu äußern wage, daß ferner Schaaren nach Erkenntniß des wahren Gottes strebten und die Betvereine sich außerordentlich verbreiteten, als man weiter entdeckte, welchen Eindruck das Christenthum auf die Gemüther des Volkes gemacht hatte, daß es von Allen, welche es angenommen hatten, für die höchste Wahrheit erkannt wurde und seine Befenner über die Todesfurcht erhob, wenn das Leben nicht ohne Verlängnung Gottes erhalten werden konnte, da wurde die Königin und ihre Regierung mit Unruhe und Zorn erfüllt. Alle Vergnügungen, Musik, Tanz u. s. w. hörten beinahe vierzehn Tage lang am Hofe auf, als wenn ein schreckliches Unglück das Volk befallen hätte, und nachdem die ersten Zornanfälle sammt der darauf folgenden Stille vorüber waren, wurden die entschiedensten Maßregeln zur Hemmung dieser Umkehr ergriffen. Die Königin erließ ein feierliches Edict wider das Christenthum, verbot unter Androhung der furchtbarsten Strafen alle Beförderungsmittel desselben und erklärte ihren Beschluß, die alten Gebräuche und herkömmlichen Gottesdienste des Landes mit aller ihrer Macht in's Leben zurückzurufen.

Am 1. März wurde ein öffentliches Kabary oder Volksversammlung gehalten, wobei die Herrscherin ihren Beschluß, das Christenthum mit allen in der Gewalt der Regierung stehenden Mitteln zu unterdrücken, förmlich proklamirte. Die ganze Bevölkerung eines weiten Umkreises um die Hauptstadt, Männer und Weiber, Alt und Jung, Bürger und Soldaten, war zu diesem Zwecke zusammenberufen. Der Tag wurde mit furchtbarem Kanonendonner eingeleitet — nicht um ein Freudenfest zu verkündigen, sondern um die Herzen des Volkes mit Schrecken zu schlagen. Die Botschaft wurde von den Richtern und Kriegsobersten kund gemacht und eingeschärft. Die Königin ließ ihren Unwillen darüber aussprechen, daß etliche ihrer Unterthanen gewagt hatten, von den alten Landesgebräuchen abzugehen, die Götterbilder zu verachten, die Wahrsagungen zu vernachlässigen, in neuen und unerhörten Namen (Jehobah und Jesus) zu beten, den Sabbath zu beobachten, die Weise der Europäer in diesen Stücken nachzuahmen, Lebensarten von Glauben, Gehorsam u. s. w. zu brauchen, sich in den Häusern zu Wettersammlungen zu vereinigen, die Art des Schwörens zu verändern, und ihre Sklaven lesen lernen zu lassen. Alle diese Punkte wurden sodann einzeln aufs Feierlichste und Nachdrücklichste verboten, sammt Allem, was benannt oder nicht benannt, dahin führe, die anerkannte Staatsreligion zu ändern. Ein Monat Frist ward dem Volke gesetzt, binnen welcher

sie sich angeben und selbst anklagen mußten, in welchem dieser Punkte sie sich verfehlt hätten, besonders Alle, die getauft worden waren, Alle, die Abendbetstunden besucht, Alle, die aus eigenem Antriebe lesen gelernt oder dem öffentlichen Gottesdienste beigemohnt hatten. Wer bürgerliche oder militärische Würden trug und mehr als bloß lesen gelernt hatte, wer öfter die Andachtsorte, besonders Privatbetstunden besucht hatte, wurde degrabirt. Die Masse des Volkes, die sich schuldbar gemacht hatte, wurde verurtheilt, eine Geldbuße nach Maassgabe ihrer Distrikte zu erlegen, die eifrigen, mehr als ihren halben Rang zu verlieren, und die älteren Lehrer desgleichen. Die Strafe kann in gewissem Sinne als gemäßigt gelten; kein Leben ward eingeblüht, und dies mag theils der Thatsache zugeschrieben seyn, daß das Gesez ein nachträgliches und rückwirkendes ist und nicht wohl streng abgefaßt werden konnte, theils auch der Ursache, daß eine so große Menge aller Klassen verwickelt war, darunter Viele aus den vornehmsten Familien des Landes. Gestattet blieb allein, die Kinder in den Schulen das Rechnen auf der Tafel zu lehren. Der Name Jesu darf nicht angerufen werden. Selbst die Erinnerung an den von den Missionaren ertheilten Unterricht ist verboten; alles dies unter Androhung des Todes für den Übertreter, Confiskation der Güter und Verkauf seines Weibes und seiner Kinder in die Sklaverei. Den Missionaren, als Ausländern, ist es erlaubt, ihre Religion auszuüben.

Unter diesen unerwarteten, herben Prüfungen ist es tröstlich, zu vernehmen, daß Viele der eingeborenen Christen die größte Standhaftigkeit bewiesen, und obgleich man sie durch Ermahnungen und Drohungen hart bedrängte, dem Glauben an den wahren Gott zu entsagen, und die Bilder, Sonne, Mond u. s. w. anzubeten, standen sie doch fest und erklärten ohne Bedenken, daß ihr Beschluß gefaßt sey, sie wollten nichts außer Gott anbeten und lieber den Tod leiden, als den Idolen die ihm gebührende Ehre erzeigen.

„So weit darf der Feind triumphiren,“ schreibt einer der Brüder auf Madagaskar. „Wie süß ist die Zuflucht zu Jehobahs unveränderlichen Verheißungen an solch einem Tag als dieser war, und wie tröstlich der Gedanke, daß, wie es im Wesen der göttlichen Wahrheit liegt, und der Thorheit des Götzendienstes gemäß ist, keine irdische Verfolgung des einmal bekehrten Christen Singsiedel an einen leblosen Block statt an die geistige Gegenwart des ewigen Gottes wiederherstellen kann.“ Viele herrliche Beweise dieser Wahrheit wurden gegeben und viele hochstehende Götzendiener haben es wohl wahrgenommen, daß es zu spät ist, selbst dem verachteten Sklaven, der sein Testament lesen kann, Furcht vor dem Blocke einzusüßen, vor welchem der mächtigste Götzendiener zittert. Bei allem Schmerze, welchen diese Nachricht erweckt, haben wir doch alle Ursache zu dankbarer Lobpreisung des Allerhöchsten, daß die Missionare mitten im Sturme unverletzt geblieben sind, keine persönliche Mißhandlung erfuhr und nicht von ihrem Posten fliehen mußten. Es ist zu hoffen, daß sie bleiben dürfen, und durch ihre Gegenwart die zerstreute und wehrlose Herde, die sie bis dahin dem großen Oberhirten sammeln durften, erquickten können, bis das gegenwärtige Übel vorübergegangen ist, und diese Ereignisse, so schmerzlich sie auch scheinen, werden endlich zur Beförderung des Evangeliums ausschlagen. „Warum toben die Heiden und die Leute reden so vergeblich? Die Könige im Lande lehnen sich auf und die Herren rathschlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten? Lasset uns zerreißen ihre Bände und von uns werfen ihre Seile. Aber der im Himmel wohnet, lachet ihnen, und der Herr spottet ihrer.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 6. Januar.

N^o 2.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

So war also in Deutschland eine Stimmung erwacht, ähnlich der Israels, unmittelbar nachdem der Herr es mit erhabener Hand und ausgerecktem Arm ausgeführt aus dem Lande seiner Dränger, als er die Erstgeburt in diesem Lande erschlagen, und Pharao mit Rossen, Wagen und Reitern im Meere versenkt, wovon der Herr bei Jeremias spricht: „Ich gedenke, da du eine freundliche junge Dirne und eine liebe Braut warest; da du mir folgtest in der Wüste, im Lande, da man nichts säet. Da Israel des Herrn eigen war und seine erste Frucht. Wer sie fressen wollte, mußte Schuld haben, und Unglück über ihn kommen, spricht der Herr.“

Die Aufgabe war nun die, daß aus der Brautliebe die eheliche werde, aus der Liebe des Gefühles und der Phantasie die Liebe des Herzens, aus der unruhigen und unklaren Begeisterung der ruhige und klare Geist, daß an die Stelle des verworrenen Chaos religiöser Vorstellungen, in dem Himmel und Erde, Christliches und Unchristliches in trüber Mischung durcheinander wogte, die feste, durchgebildete, gründliche Erkenntniß trete, daß der Sauerteig der Religion, der bisher noch so ziemlich neben der Masse lag, mitten in sie hereingebracht werde, und sie ganz durchsäure; und diese Aufgabe konnte nur also gelöst werden, daß man der Aufforderung: zum Geseze und zum Zeugnisse! Gehör gab, daß man in der heiligen Schrift forschte, in der festen Überzeugung, in ihr das ewige Leben zu haben. Wo in der christlichen Kirche durch alle Jahrhunderte gesundes, neues Leben zum Vorschein kam, hat es sich an der Schrift entwickelt; jede Bewegung, die nicht von ihr aus- oder auf sie zurückging, hat sich als ein Strohfeuer erwiesen, das bald spurlos verlöschte.

Diese Aufgabe wurde von Vielen richtig erkannt, und Viele setzten an ihre Lösung ihre ganze Existenz. Das geringe und elende Volk, das dem Herrn in den Zeiten der Heimsuchung treu geblieben war, vernahm mit Freuden seine Aufforderung: Mache dich aus dem Staube, stehe auf, du gefangenes Jerusalem; mache dich los von den Banden deines Halses, du gefangene Tochter Zion. Die nur noch glimmenden Kohlen ihres Glaubens wurden wieder zur Flamme angefaßt. Da der Bräutigam verzog, waren mit den thörichten Jungfrauen auch die Klugen schläfrig geworden und entschlafen. Jetzt, da ein Geschrei ward: Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen, standen sie eilends auf, und schmückten ihre Lampen, in denen das Öl des Glaubens noch geblieben war. Sie bildeten den Kern und Stamm der neuen Gemeinde, waren aber bald

kaum mehr sichtbar über der Menge derer, welche neu hinzugehan wurden. Zion fand Gelegenheit genug zu sagen in ihrem Herzen: „Wer hat mir diese gezeugt? Ich bin unfruchtbar, einzeln, vertrieben und verstossen. Wer hat mir diese erzogen? Siehe, ich war einsam gelassen; wo waren denn diese?“ Am lebhaftesten war die Bewegung zu Christo in den Jahren unmittelbar nach dem Freiheitskriege, aber mit innigem Danke gegen Gott müssen wir anerkennen, daß sie auch noch bis auf den heutigen Tag in allen Klassen der Gesellschaft in einer Stärke und Ausdehnung fortgeht, wie kaum in irgend einer früheren Periode. Ja, von den Tagen der Freiheitskriege (= Johannis des Täufers) an, bis hieher, leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalt thun, die reißen es zu sich. Ein Nachlassen der Bewegung ist um so weniger zu fürchten, da sie eng mit derjenigen verflochten ist, welche über die ganze übrige Erde geht, so daß eine Kohle immer die andere entzündet. — Sehen wir auf den inneren Gehalt, so läßt sich, glauben wir, hier sogar ein bedeutender Fortschritt wahrnehmen. Das vorwiegend gefühlige Wesen, wie es zu Anfang statt fand, ist ziemlich geschwunden; der zu stark individuelle Charakter der christlichen Frömmigkeit ist wenigstens im Verschwinden begriffen und macht einer mehr kirchlichen Richtung Platz; das Verlangen nach fester und klarer Erkenntniß wächst, und damit geht das Streben nach der Treue im Kleinen, wie im Großen, Hand in Hand. Freilich, zu wünschen bleibt noch unendlich viel, und Veranlassung zur Demüthigung gibt es genug, wie zu jeder Zeit und überall auf dieser armen Erde. In den niederen Ständen besonders hie und da noch ein Ansaß von Pietismus, d. h. von christlicher Form, welche nicht von christlichem Wesen gesättigt ist, nicht unmittelbar aus dem Geiste hervorwächst; in den höheren Ständen Einfluß des verderbten Zeitgeistes in Bezug weniger auf die Ansichten, als auf die Empfindungen von Sünde und Heiligkeit, innerliche Gleichstellung dieser Welt, so sorgfältig auch meist die äußerliche vermieden wird. Als das allgemeinste Gebrechen gibt sich das zu erkennen, daß die Schrift nicht Anfang, Mittel und Ende ist, mag man nun die Zeit, die man darauf verwenden sollte, sich in sie hineinzuleben, dem Lesen von Predigten und Erbauungsbüchern widmen, deren große Fülle in unserer Zeit gewiß nur nach der einen Seite hin als ein Segen betrachtet werden kann, oder weltlicher Lektüre. In andere Gebrechen theilen sich entgegengesetzte Partheiungen, doch so, daß das Entgegengesetzte auf demselben Grunde, der Fleischlichkeit, ruht, und daher der plötzliche Übergang von dem einen zum anderen nicht selten ist. So stehen sich z. B. Geringschätzung aller Lehrdifferenzen und Hervorhebung eines unbestimmten Etwas, das man die Hauptsache nennt, auf der einen

Seite, und Überschätzung gewisser einzelner Lehrpunkte auf Kosten des Grundverhältnisses zu dem Herrn und der darauf beruhenden christlichen Bruderliebe auf der anderen Seite schroff gegenüber.

Mit dem Wiederaufleben des christlichen Glaubens begann auch der Wiederaufbau einer christlichen Theologie. So wie der Glaube in den Wintertagen nicht ganz ausgegangen war, so hatte sich in ihnen auch ein Etwas von christlicher Theologie gebildet, das von Gegnern und Anhängern mit dem Namen des Supernaturalismus bezeichnet wurde. Allein, so ehrwürdig auch manche seiner Stimmführer waren, so erkannte der neu-erwachte Glaube doch bald, daß diese Form für ihn nicht mehr paßte; der neue Wein verlangte neue Schläuche. Schon der Name, als Andeutung seines Wesens, mißfiel, und zwar im Verlaufe der Zeit mehr und mehr, so daß jetzt nur noch Wenige sehn möchten, die ihn sich auf andere Weise gefallen lassen, wie jede andere Schmähung. Selbst Dr. Steudel, der früher als einer seiner eifrigsten und tüchtigsten Verteidiger auftrat, scheint ihn sich jetzt zu verbitten, indem er sich in der Schrift gegen Strauß als einen „Gläubigen“ bezeichnet, „der den Supernaturalisten beigezählt wird,“ freilich wohl nicht mit Anspielung auf Jes. 53, 12., und in der Schrift selbst S. 16. erkennt er, wenn auch noch etwas zweifelnd, an, daß der Supernaturalismus, obgleich nothwendig für seine Zeit, doch jetzt nach Namen und Sache entbehrlich geworden sey. Der Name ist schon deshalb nicht sachgemäß, weil er, als Schulausdruck, nur auf eine Differenz von Schulmeinungen hinführt, gar keine Hindeutung darauf enthält, daß der Streit in den innersten Tiefen des Lebens wurzelt. Die beste Form, die Wichtigkeit dieser Instanz zum Bewußtseyn zu bringen, war gewiß die Frage, welche Jemand an hartnäckige Supernaturalisten zu richten pflegte, ob ihre Frauen denn auch Supernaturalistinnen seyen. Dazu kommt noch, daß es eine höchst bedenkliche Gleichstellung von Wahrheit und Irrthum ist, wenn man im Gegensatze gegen jede neue Gestalt des letzteren, uneingedenk des „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit,“ auch die erstere mit einem neuen Namen taufen wollte. Was aber die Hauptsache ist, je bezeichnender der Name für die Sache ist, für welche er ursprünglich gebildet wurde, desto unpaffender ist er auch für Christenthum und christliche Theologie. Ob die Vernunft zur Erkenntniß Gottes zureichend sey oder nicht, darum drehte sich der ganze Streit zwischen Nationalismus und Supernaturalismus. In dem Streite zwischen Christenthum und Antichristenthum, Glauben und Unglauben, ist dies aber gar nicht die Hauptfrage, so wenig, daß sie in ihm nur selten zur Frage kommt. Die eigentliche Lebensfrage ist die; nicht nach der Offenbarung, als übernatürlicher Mittheilung einer gewissen Summe von Erkenntnissen, sondern nach dem Heile in Christo, nach der Sünde und nach der Gnade. Nicht der Vernunftwahn ist die Wurzel des Nationalismus; er ist nur eine einzelne Giftrucht des pelagianischen Giftbaumes. — Aber der Supernaturalismus hatte in wichtigen Beziehungen mit dem Nationalismus gleichen Boden, und mußte

schon deshalb mit ihm zusammen fallen. Den schriftwidrigen Begriff von der Natur, als einem nach der Schöpfung selbstständig neben dem Schöpfer Stehenden, hatte auch er mit dem Nationalismus gemeinsam; hätte er das „in ihm leben, woben und sind wir“ anderswo gefunden, als in der heiligen Schrift, er würde es als entschieden unchristlich bezeichnet haben; jede Behauptung, die auf dem immanenten Verhältnisse Gottes zur Welt fußte, wurde von ihm als pantheistisch verschrieen. Die Differenz bestand nur darin, daß, während der Nationalismus behauptete, Gott habe nie in die Natur eingegriffen und könne dies gar nicht, der Supernaturalismus zu beweisen suchte, er könne dies und habe es einmal vor achtzehnhundert Jahren gethan. Dabei wurde, nach dem Vorbilde der Socinianer, die überhaupt mit den Supernaturalisten so viel Verwandtes haben, die ganze Bedeutung der Lehre der Schrift vom Geiste Gottes übersehen, die Anforderungen des lebendigen Gottesbewußtseyns wurden unbefriedigt gelassen; und wenn von dieser Seite die gläubige Theologie sich mit dem Supernaturalismus nicht befreundeten konnte, dessen Verkenennung des Geistes sich äußerlich schon in der unerträglichen Dürre und Langweiligkeit kund gab, so wurde ihm von der anderen Seite von der neueren Speculation hart zugesetzt, die nur darin einen fast lächerlichen Irrthum begeht, daß sie, den Windmühlkampf gegen den Supernaturalismus eifrig fortsetzend, der ganzen gläubigen Theologie seine längst obsolet gewordenen Ansichten unterschiebt. Wir bemerken übrigens noch, daß die gegebene Charakteristik des Supernaturalismus durchaus nur auf das Ganze als solches geht, wie es noch jetzt in Holland in ungeschwächter Kraft fortlebt, und daß wir damit nicht das Maaß geben wollen, wonach einzelne Männer, die auch einmal dem Supernaturalismus sich selbst beigezählten, oder von Anderen ihm beigezählt wurden, gemessen werden sollen. Auch versteht es sich von selbst, daß jede Zeit mit ihrem eigenen Maaße gemessen werden muß. Wie Mancher, der sich jetzt seines Glaubens überhebt, würde nicht einmal ein Supernaturalist gewesen seyn, wenn er in jener Zeit des allgemeinen Abfalls gelebt hätte!

Allein, obgleich die neuere gläubige Theologie sich weit über den Supernaturalismus erhob, so blieb sie doch im Ganzen hinter dem Glauben zurück, und weit stärker wie er dem Einflusse des Zeitgeistes unterworfen. Sie trennte fast in der Regel die beiden Testamente von einander, und das: „Nachdem vorzeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten: hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzt hat zum Erben über Alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat,“ hatte für sie keine volle innere und lebendige Wahrheit. Wenn sie auch nicht wagte, das A. T. ganz zu verwerfen, wenn sie ein göttliches Element darin anerkannte, so geschah dies doch mehr aus Ehrfurcht vor den Aussprüchen Christi und seiner Apostel, als aus innerlicher und wesenhafter Erkenntniß des Zusammenhanges beider Testamente. Fast der ganze Reichthum der Reden und Thaten Gottes durch Jahrhunderte hindurch ging ihr verloren. Der geheime Wunsch, mit dem A. T. ganz

unverworren zu seyn, ist überall fühlbar. Diese Grundrichtung mußte sich auch auf das N. Z. herüber erstrecken. Mit dem Alttestamentlichen Elemente desselben konnte man sich nicht recht befreunden; deshalb wies man den drei ersten Evangelien, in denen dies am stärksten hervortritt, eine untergeordnete Stellung an, die bei dem ersten unter ihnen endlich die Längnung seines apostolischen Ursprungs herbeiführte. Aber auch dabei blieb man noch nicht stehen. Auch bei denjenigen Schriften, welche man als göttlich von Herzen anerkannte, hob man die Nothwendigkeit der Scheidung zwischen einem göttlichen und einem menschlichen Elemente recht lebhaft hervor, protestirte man so stark als möglich gegen eine magische Ansicht von der göttlichen Eingebung. Bei der Auslegung suchte man möglichst den Inhalt der Schrift dem eigenen Denken und Fühlen zu assimiliren, den Gegensatz auszugleichen, das Übernatürliche, so weit es irgend anging, ohne den Grund und Boden des Glaubens ganz zu verlassen, natürlich zu machen. Dabei wurde nur zu oft das Maas nach dem zu Messenden gemessen. — In der Glaubenslehre läßt sich als die Wurzel der Hauptabweichungen von der Wahrheit, die in Christo ist, der Einfluß der verderbten Zeitanstcht von Sünde und Heiligkeit betrachten. Die am allgemeinsten verbreiteten Gebrechen, die daraus hervorgingen, sind der Semipelagianismus, die Verflachung oder gar gänzliche Beseitigung der Lehre von Gottes Gerechtigkeit, und die einseitige Hervorhebung seiner Liebe, die Abneigung vor der Lehre von der Genugthuung Christi, die Zuneigung zu der Lehre von der Wiederbringung, die Verlegenheit, in der man sich mit dem Satan befindet, dessen Existenz im besten Falle man zwar Christo aufs Wort glauben zu müssen glaubt, mit dem man aber weiter nichts anzufangen weiß, endlich ein, wenn gleich verborgenes, doch nicht wenig starkes antinomistisches Element, Los-trennung des Evangeliums vom Geseze.

So anziehend diese Gestaltung der Theologie auch für diejenigen seyn muß, welche von dem Zeitgeiste und dem Geiste Christi sich gleich lebhaft angezogen fühlen, so geeignet sie ist, christliche Ideen unter die Massen zu bringen, so sichtbar sich ihrer der Herr als eines Werkzeuges bei Vielen bedient hat, welche noch nicht fähig waren, das volle Licht zu ertragen, so ist es doch unmöglich, daß sie sich auf die Dauer halten kann. Ihre Wurzel ist die Subjektivität ihrer Urheber, bedingt durch die Stellung, die sie in der gegenwärtigen Zeit einnehmen. Die Neigung läßt diese die großen Inconsequenzen übersehen, in denen sie befangen sind, und die große Menge ihrer eifrigen Schüler abndet dieselben entweder gar nicht, oder unterdrückt absichtlich jede aufsteigende Ahndung, weil sie dieselbe Neigung theilt; erleichtert wird diese Täuschung dadurch, daß sich diese neuere Theologie mehr in der Form der Anschauung als des festen, die Gegensätze scharf hervorhebenden Begriffes gibt, so daß die Wenigsten sich recht bewußt werden, um was es sich eigentlich handelt, die Wenigsten daran denken, daß es hier eine Entscheidung zwischen sic et non gilt. Aber die Aus-scheidung aller Inconsequenzen ist ein Gesez der Geschichte, das sie mit unerbittlicher Strenge vollzieht. Auch die hartnäckigste

Täuschung muß dem Lichte weichen, was in ihrem Verlaufe heller und heller an sie herangebracht wird. Die Weltgeschichte bewährt sich auch hier als das Weltgericht. Es kommt über kurz oder lang sicher der Moment, wo die durch Neigung verbundenen heterogenen Elemente sich scheiden müssen, wo es unmöglich ist, sich ferner der lauten Mahnung zu entziehen, daß man sich in seiner eigenen Richtung vollende. Unter allen das anwendbarste Beispiel ist wohl das der vermittelnden Theologie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (Ernesti, Zachariä, Michaelis u. A.). Sie hatte nur so lange Bestand, bis beide, Natur und Gnade, zu dem klaren Bewußtseyn kamen, daß sie hier nur eine Scheinbefriedigung fanden. Wie beim Sinken des Glaubens jene Vermittelung nur Durchgang war, so wird auch beim Aufstehen desselben die analoge Vermittelung sich nur als Durchgang bewähren. Man wird die Personen der Vermittler ehren, zum Theil verehren, man wird die Gaben, die ihnen ertheilt worden, dankbar benutzen; aber ihre Schwächen wird man ihnen und ihrer Zeit lassen.

(Fortsetzung folgt.)

N a c h r i c t e n.

(Frankreich.) Fortwährend beschäftigen die religiösen Angelegenheiten des Landes Alles, was Kopf und Herz hat, wenn auch aus den verschiedensten Beweggründen. Die Tagblätter gehörten zu den ersten, welche das Bedürfniß einer Rückkehr zur Religion unbeschreiben und fast einstimmig aussprachen, indem sie anerkannten, daß nur auf diesem Wege, durch innere Umwandlung der Gesinnung, Besserung im Äußeren, Ruhe und Friede, Zufriedenheit und Glück zu erreichen sey. So hoch war der sittliche Verfall gestiegen, daß sich diese Wahrheit selbst selbstselbigen Gemüthern aufdrängte! Wir haben zu seiner Zeit diese ersten öffentlichen Stimmen in unserem Blatte als merkwürdige Zeichen der Zeit angeführt. Seitdem hat die religiöse Erregung in Frankreich sichtbar zugenommen. Es ist ein wunderliches Drängen und Treiben, Suchen und Fragen aus dem dunkeln Boden des Gefühls aufzusteigen. Da und dort erbobet sich ein neuer Messias, den Weg zum wahren Heile zu zeigen, und redet pomphafte Worte. Man läuft ihm zu und horcht begierig, ob er auch etwas sagt und setet. Aber die Wortblasen plagen, wenn man sie festhalten will, die Leute wenden sich unbefriedigt, gekränkt, ermüdet von dem kleinen Propheten, und schämen sich des Kinderspiels, das man ihnen vorgegaukelt hat. Schwermüthig wandeln sie dahin und wissen ihrem Gefühle keinen Rath; da fällt ihnen eine ehrwürdige Ruine in die Augen, wonach sie oft mit Steinen zu werfen sich belustigt, von welcher sie noch vor Kurzem ein leuchtendes Zeichen herabgerissen und in den Roth getreten hatten. Die Mauern blicken so ernst und schwermüthig, wie die Ruine des inneren Menschen, der sie beschaut. Aber drinnen ist ein leises, geschäftiges Reges, ein Hin- und Hergehen murrender Gestalten, als wollten Zauberer die Todten heraufbeschwören und Särge zur Aufnahme Lebendiger zurichten. Lockende Stimmen klingen heraus und sprechen die vorüberziehenden Schwermüthigen wunderbar an, hereinzukommen. Sie folgen dem Drange des Gefühls, ein Zauberkreis von Tönen, Farben, Formen umschlingt sie, sie werden trunken von den Weihrauchwolken, die den Raum in geheimnißvolles Halbdunkel hüllen, und sprechen zu ihrem lieben Herzen: Sättige

dich, hier hast du gefunden, was du begehrtest, hier wird das Göttliche in deutungreichen Bildern hingegeben.

So wird der moderne Katholicismus der jungen Französischen Litteratur von Saint Marc Girardin mit treffenden Zügen gezeichnet. Er wirft ihr im Journal des Débats vor, daß sie die Welt und das Leben, wie sie sind, nicht kennt oder nicht kennen will, daß sie die Wirklichkeit verachtet und sich in die Einbildungskraft versenkt, um sich eine besondere Welt zu bauen, eine Welt der Täuschung und der Phantasie, ein extemporirtes Universum, wo nichts ist wie hienieden, wo Alles eine fremde Farbe und Gestalt trägt, wo weder Religion, noch Familie, noch Staat so aussehen, wie wir sie in der ordinären Welt kennen gelernt haben. „Die litterarische Welt hat Religion,“ fährt er dann fort; „denn es gehört in dieser Welt nicht mehr zum guten Tone, irreligiös und ungläubig zu seyn. Aber verlangt nur nicht von dieser Religion der litterarischen Welt Lehren, Gebote oder Anwendung; es ist etwas, was wogt und wallt, was allen Sprüngen des Geistes gerecht ist; es ist ein Gas, welches knistert und entzündet, ein Schatten, den man weder läugnen noch festhalten kann. Es mag schön seyn, wenn man keinen Kultus hat, doch Aberglauben zu haben; ein wenig an den Teufel zu glauben, wenn man nicht mehr an Gott glaubt, und durch Hoffmannsche Romane zum Evangelium zurückzuführen! Schön mag es seyn, die Theologie zu verachten, die Theosophie zu lieben, nicht in die Kirche zu gehen und den symbolischen Sinn der alten Cathedralen zu fühlen. Ihr laßt abichtlich die Offenbarungen des Christenthums bei Seite; aber ihr findet in den Tönen der Orgel unaussprechliche Mysterien. Rousseau ward von der Majestät der Schrift ergriffen; Euch ergreift die Majestät der katholischen Ceremonien und die Kunst führt Euch zur Religion zurück. Man spreche nicht mehr von dem alten Katholicismus eines Bossuet; wir haben an dessen Statt einen phantastischen Katholicismus, der in tausend Symbole und Embleme aufgeht, einen Katholicismus der Musiker und Maler, einen Katholicismus, der zu den Augen redet, sich durch seine Formen verteidigt und seine Unbulsamen hat; eine neue Schule andächtiger Koloristen, welche die philosophischen Zweifel mit den Glasheiben der gothischen Kapellen und der Muffel des St. Peter in Rom verschleichen; fromme Menschen, ich will es gern glauben, welche nur gar zu sehr die Kirchen der Religion vorziehen. Mit solchen Religionsdünkeln sind die Sternschalen etlicher guter junger Leute erfüllt, die sich glücklich preisen zu glauben, und den Glauben in ihr Herz zurückgerufen zu haben. Glück zu! Aber sie mögen sich hüten, dies Herz zu untersuchen! sie mögen sich hüten, es mit allzu forschbegierigem Finger zu berühren! Das Gefäß klingt hell, vielleicht ach! weil es leer ist. Kommt einmal über diese frommen Seelen ein Unglück, ich meine nicht ein Unglück aus der romantischen Welt, ein Unglück der Phantasie, ein liebliches, süßes Unglück, womit der Heros spielt wie ein Kind mit seiner Puppe; sondern ein solches Unglück, wie sie im wirklichen Leben vorkommen, ein ernstes, rothes Unglück, das ohne Schminke, ohne Grimasse auftritt, das nicht geistreich und geziert lächelt, sondern das Herz des Menschen packt und es zerreißt: was werden dann unsere Frommen mit ihrer gemachten Frömmigkeit anfangen? was wird unter dem Platzregen eines Sturmes aus diesem ganzen Religionsstaube werden?“

Eine andere Parthie, eine politisch berechnende, läßt sich in einem

großen Artikel des Temps „über die religiösen Principien“ hören. Vorerst ist uns ein Bekenntniß desselben wichtig: „Der religiöse Geist,“ sagt er, „welcher während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Verhöhnung gerathen war, hat neues Leben und Regsamkeit gewonnen. Wir sprechen hier nicht von denen, welche meinen, daß die Gottesfurcht der beste Führer zum passiven Gehorsam sey, welche so zu sagen der Vorsehung die Beforgung ihrer Wirkschaft aufhalsen wollen: wir sprechen von der unverkennbaren Richtung des achtungswerthen Theiles aller Nationen, aller Bekenntnisse, sich mit religiösen Wahrheiten zu durchdringen, sich das Wesen anzueignen, ohne sich übrigens viel um die Form zu kümmern. Es ist schon ein wichtiger Fortschritt, daß es nicht mehr zum guten Tone gehört, sich ungläubig, unästhetisch und frivol zu zeigen, und daß man sich als gläubig bekennen kann, ohne sich lächerlich zu machen.“ Es ist in der That ein Fortschritt, über den man höchlich erstaunen muß; denn einen solchen Umschwung der Gedanken, wie er jetzt in Frankreich vorgeht, hätte vor drei Jahren noch kaum Jemand zu träumen gewagt. Mag immerhin der Hang zur Nachahmung, welcher in jenem Lande mächtig ist, viel dazu beitragen, so bleibt es doch gewiß, daß, da die Einflußreichen nachgeahmt werden, die beste Kraft des Volkes sich auf die gute Seite wendet. Es kommt aber Alles darauf an, wo dieser Drang seine Befriedigung suchen und finden wird; ergibt er sich der reinen göttlichen Wahrheit, wie sie durch die Apostel zu uns geredet ist, so geht daraus eine neue kräftige Gestaltung der Kirche aus demselben Geiste hervor, der die Kirche zuerst gegründet; beruhigt er sich aber bei menschlicher Auktorität und Säkung, so wird aus den alten Scherben nur ein mangelhaftes Gefäß zusammengesetzt. Noch ein anderer Weg ist in den angeführten Worten des Temps angedeutet, der Weg, welcher statt einer menschlichen Auktorität so viel Auktoritäten setzt, als es Menschen gibt, statt eines Papstes unzählige Päpste, der rationalistische, welcher aus dem Christenthume das, was ihm nicht behagt, als Hülfe und Form wegwerfen will. „Man nimmt die Frage nach den religiösen Principien wieder auf,“ sagt jenes Blatt, „indem man im Allgemeinen das Princip der Fortschreitung und des Stillstandes in Erwägung zieht. Das Dogma kommt erst in zweiter Linie. Jede Parthie braucht oder mißbraucht es jetzt nur als einen Verbündeten, während es sonst in erster Reihe kämpfte.“ Und übereinstimmend damit erklärt der Verfasser, er selbst ehre jeden religiösen Glauben und in seinen Augen sey die Verschiedenheit nichts Übles. Das heißt mit anderen Worten: Wenig kommt darauf an, was man glaubt, sofern man nur irgend etwas glaubt. Etwas Bageres und Oberflächlicheres läßt sich kaum aussprechen. Diesem Manne ist es nicht um den Besitz der Wahrheit für sich und alle Anderen zu thun, sondern er braucht einen Zuchtmeister für die Menge, einen Popanz für die Kinder, damit sie hübsch Ruhe halten. Alle Glaubensformen sind ihm gleich „als notwendige Stützen der öffentlichen und häuslichen Sittlichkeit;“ er übersieht nichts als die Kleinigkeit, daß nur die Wahrheit heilig, daß es also gilt, die Wahrheit zu glauben, wenn die süße Frucht der Sittlichkeit, nach der sich Alle sehnen, reifen soll. Aus den Glaubenssätzen eines Thomas Münzer folgten Wüngerische Werke, aus St. Simon's Lehren die Thorheiten, worüber ihr lachtet.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 9. Januar.

N^o 3.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nun von denen, welche Gottes Rath erkannten, zu der großen Masse des Volkes, so ist hier weiter nichts zu thun, als das Wort des Herrn zu individualisiren: „Da er aber fett und satt ward, ward er geil. Er ist fett und dick und stark geworden, und hat den Gott fahren lassen, der ihn gemacht hat. Er hat den Fels seines Heiles gering geachtet. Und hat ihn zu Eifer gereizt durch Fremde; durch die Gräuel hat er ihn erzürnet. Sie haben den Feldteufeln geopfert und nicht ihrem Gott; den Göttern, die sie nicht kannten, den neuen, die zuvor nicht gewesen sind, die eure Väter nicht geehret haben. Deinen Fels, der dich gezeuget hat, hast du aus der Acht gelassen, und hast vergessen Gottes, der dich gemacht hat.“

Es ist wohl nie eine großartige Wohlthat Gottes so schnell und so schmählich mit Undank belohnt worden, als es in unserer Zeit geschehen ist. Undank zwar ist überhaupt der Welt Lohn; das lernen wir hinreichend schon aus der Geschichte Israels; aber von diesem heißt es doch: „Und Israel dienete dem Herrn, so lange Josua lebte und die Ältesten, welche lange Zeit lebten nach Josua, die alle Werke des Herrn wußten, die er an Israel gethan hatte.“ Hier dagegen ist schon jetzt das Andenken an jene Begebenheiten wie verschwunden! Das zeigt recht deutlich, wie sehr sich die herrschende Stimmung geändert hat. Wie konnte man wohl anders der Thaten, die mit Gott gethan wurden, also vergessen, als weil man ohne Gott geworden ist in der Welt? Einen anderen eben so handgreiflichen Beweis für das Überhandnehmen der Gottlosigkeit bildet die Veränderung des öffentlichen Urtheils über Napoleon, die von dieser Ursache abgesehen, durchaus unerklärlich seyn würde. Wer hätte in den Tagen der geistigen und sittlichen Erhebung Deutschlands wohl ahnden können, daß dieser gottlose Despot, diese personifizierte Selbstsucht, dieser Mann ohne Herz, ohne Idee, dies Vorbild des Antichristes dereinst noch eine Hauptstelle unter den Götzen des Volkes einnehmen werde?

Obgleich schon bald die Begeisterung erkaltete, der Abfall begann, so bildete doch das Jahr 1830 einen großen Abschnitt. Bis dahin hatte der Zeitgeist noch immer das sichtbare Streben, christliche Elemente in sich aufzunehmen; selbst die exaltirten Freunde bürgerlicher Umwälzung waren von diesem Streben besesselt, so wenig es auch zu ihrer Grundrichtung paßte. Die öffentliche Meinung fand den Nationalismus im Ganzen zu weit gehend, das religiöse Bedürfnis nicht befriedigend, wenn man sich auch, sobald es aufs Einzelne kam, kaum zu einem bestimmten Bekenntnis einer ihm entgegenstehenden christlichen

Wahrheit entschließen konnte. Dem Nationalismus selbst drangen sich diese Zeichen der Zeit auf. Er suchte sich mit christlichem Schein zu umgeben, auch wohl zum Theil christliches Wesen in sich aufzunehmen, so viel es nur immer ging, ohne daß er seinen eigenthümlichen Boden verließ. Interessant und belehrend ist in dieser Beziehung die Vergleichung der verschiedenen Ausgaben von Wegscheider's Institutionen mit einander. Auch die Stunden der Andacht können zum Belege dienen. Ein Andachtsbuch von so viel christlicher Färbung, wie dieses, würde in der früheren Zeit gar nicht so allgemeinen Eingang gefunden haben.

Mit dem Jahre 1830 wurde die zum Heile Deutschlands eine Zeitlang unterbrochene geistige Verbindung mit Frankreich wieder eröffnet. Der Zuneigung, welche die Gemeinschaft des politischen Strebens hervorbrachte, mußte jede Abneigung weichen, und der Theilnahme an Französischem Liberalismus folgte bald auch die an Französischer Irreligiosität, an Französischem Christushasse. Der Zeitgeist wurde wieder seiner vollkommen beruht; wie ein unbequem gewordenes Gewand warf er die religiösen Vorurtheile ab, die er in sich aufgenommen; die Leichtigkeit, mit der er dies that, zeigte, wie sehr das fremdartige Element auf der Oberfläche geblieben war. Die Zaubersprüche gegen das Christenthum, daß es vergangenen Jahrhunderten angehöre, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Bildung die Rückkehr zu ihm unmöglich sey, ja, daß es noch ferner in seiner alten Gestalt geltend machen, heiße die Sünde wider den heiligen Geist begehen, wurden wieder allgemein vernommen. Und die Einzelnen, welche solches redeten, waren sich so bewußt, Organe des Zeitgeistes zu seyn, daß sie diese Instanz gegen das Christenthum als die gewichtigste betrachteten, ja oft jede andere für unnöthig hielten. Wer aus einem merkwürdigen Beispiel die Wirkungen erkennen will, welche die Begebenheiten von 1830 auf die Geister auch in Deutschland ausübten, der lese v. Ammon's Schrift, das Christenthum als Weltreligion. Die Schriften dieses Theologen scheinen überhaupt bestimmt zu seyn, einen Spiegel des Zeitgeistes abzugeben. Denn für die Periode vor 1812 und von 1813 — 30 leisten sie dieselben Dienste; so daß ihm in einer Behörde, welche die Aufgabe hätte, Christenthum und Theologie mit den Forderungen des jedesmaligen Zeitgeistes in Übereinstimmung zu bringen, sicher die erste Stelle gebühren würde.

Mit gewaltigem Schritte eilte nun die Weissagung Lichtenberg's zu ihrer Erfüllung, und der durch Gott zerrissene Faden wurde bald und fest wieder angeknüpft. Die Zeit hat ein lebhaftes Streben nach Consequenz; sie bleibt nirgends auf halbem Wege stehen; dazu ist die Bewegung der Geister zu groß, der Umschwung des Lebens zu rasch. Und wo auch eine

Richtung es versucht, durch Neigung geleitet, sich voreilig ein Ziel zu stecken, da wird sie doch schon durch die Reibung mit ihren ausgebildeten Gegensätzen getrieben, sich in sich zu vollenden. Daß aber der Pantheismus der einzige consequente Gegensatz des Christenthums ist, daß, wer sich von dem lebendigen Gotte abwendet, nothwendig in seine Molochsarme gerathen muß, daß der Deismus und Rationalismus namentlich nur sein Fötus sind, dessen Vorhandenseyn zugleich die Bedingungen zur ferneren Lebensentwicklung mit sich führt, wer möchte das läugnen? Wo kein lebendiger und heiliger Gott, wo kein Bewußtseyn der Sünde mehr ist, wo diese bloß als Mitgabe der Endlichkeit betrachtet wird, die mit dem Tode aufhört, da ist für den Pantheismus das Haus gekehrt und mit Besen geschmückt.

„Der Pantheismus“ — sagt ein Haupt der neuen Schule — „ist das offene Geheimniß Deutschlands.“ Wir müßten die Augen absichtlich verschließen gegen Alles, was um uns her vorgeht, wenn wir die Wahrheit dieser Behauptung läugnen wollten. Freilich, für Viele ist dies Geheimniß selbst noch ein solches. Aber wo erst das Seyn ist, da findet sich das Bewußtseyn von selber. Und das Seyn, wird es nicht schon durch die eine Thatfache der Kraft- und Menschenvergötterung bezeugt, wie sie in unserer Zeit in einer Höhe und Ausdehnung getrieben wird, wie kaum in irgend einer anderen? Wo Kraft, da ist Gott; da ist jedes Anlegen eines sittlichen Nichtmaafes nicht Beschränktheit allein, Gotteslästerung vielmehr; da wird gleich das: Tastet meine Gefalteten nicht an, mit lauter und zürnender Stimme entgegengerufen; da baut man Altäre; da zündet man Weihrauch an. Von Napoleon, von Göthe ist man jetzt schon zu Casanova fortgeschritten, dem Manne der Gräuelt, dessen Leben eine große Unzucht war, und grade diese Unzucht wird offen als Ursache der Vergötterung angeführt, und Jeder, der sie als solche nicht anerkennen will, einer altpäterischen Prüderie beschuldigt. Da sind wir doch schon über das Heidenthum hinausgeschritten. Da zeigt sich schon etwas, über das die Offenbarung des Menschen der Sünde nicht mehr herausgehen kann. Wie greift doch Alles in unserer Zeit so trefflich ineinander! Ein Prediger Schulz in einer kürzlich erschienenen Schrift über Pietismus, definiert denselben als die „Behauptung der unbedingten Abhängigkeit des Menschen von Gott.“ Der Recensent in der Hallischen Litteraturzeitung meint, in Bretschneider's Fußstapfen tretend, als eigentlicher Grundfehler des Pietismus sey die Hervorhebung der menschlichen Sündhaftigkeit zu betrachten; so ist der Boden geebnet, und der Errichtung der Altäre für Casanova und seine Genossen steht nichts mehr im Wege. Im Himmel ist Vakanz eingetreten, und da durch ein Dekret der ehrwürdigen, selbst mit göttlicher Glorie bekleideten Versammlung die Sünde nicht mehr seyn soll, so ist jeder Schandbube zum Candidaten gut genug. „Aber höret nun und merket auf und troget nicht; denn der Herr hat es geredet. Gebet dem Herrn, eurem Gott, die Ehre, ehe denn es finster werde, und ehe eure Füße sich an den dunkeln Bergen stoßen; daß ihr des Lichtes wartet, so er es doch gar finster und dunkel machen wird. Wollt ihr aber solches nicht hören, so muß meine Seele doch heimlich weinen über

solcher Hoffarth; meine Augen müssen mit Thränen fließen, daß des Herrn Heerde gefangen wird.“ — „Darum will ich mich erheben, und nicht fürder schweigen, ich will die Stimme der Freude hinwegnehmen, und meinen Weinberg Anderen geben, die Früchte zu seiner Zeit bringen. Ihr meint, ich sey wie ein im Winter erstorbener Wurm, ich werde aber im Sommer erwachen; dann sollt ihr schweigen, und werdet nicht aus meiner Hand entfliehen.“

Aber auch das Bewußtseyn macht reißende Fortschritte, und unter denen, welche in irgend einer Beziehung als Träger und Leiter des Zeitgeistes dastehen, nicht als bloße Ruinen einer abgestorbenen Zeit, bewundert von einem absterbenden Geschlechte, sind nur sehr wenige, denen dasselbe nicht mit geringerer oder größerer Klarheit aufgegangen wäre. Viele lehnen sich auch in dieser Beziehung an Frankreich an, wo sie das Gewünschte so wohlfeilen Kaufes als nur möglich erlangen. Dort grünt und blüht noch fortwährend der Baum, dessen einzelne, bald verdorbene Frucht der St. Simonismus war. Andere dagegen, eifrig bemüht, vor sich selbst und Anderen den Ursprung ihrer Grundansicht aus der Neigung zu verdecken, den jene frechen und leichtfertigen Gesellen recht geflissentlich zur Schau tragen, wenden sich in derselben Absicht und mit gleich günstigem Erfolge zu einer Philosophie, der man den Anspruch nicht verkümmern sollte, den sie macht, die Philosophie unserer Zeit, dasjenige, was in ihr der Weltgeist den Gemeinden sagt, zu seyn; auch sich der Vorwürfe des bloßen Spieles mit Begriffen, der Unklarheit u. s. w. sorgfältig enthalten. Wenn je eine Philosophie, so wurzelt diese in ihrer Zeit, und diejenigen, welche meinten, sie gehe mit dem Tode ihres Stifters zu Grabe, oder ihr Bestehen sey an den Einfluß einzelner ihrer Gönner geknüpft, haben ihre Zeit nicht begriffen. Wenn je eine Philosophie wußte was sie wollte, so ist es diese. Spielen ist nicht ihre Sache; es würde ihr vor dem göttlichen Gerichte erträglicher ergehen, wenn es wäre.

Die Frage, ob der Meister selbst schon den Pantheismus entschieden gelehrt, ist für unseren Zweck von keiner Bedeutung, und wir haben daher keine Veranlassung, uns hier mit von uns geliebten und verehrten Männern in Opposition zu setzen, welche das Gegentheil behaupten. Denn das liegt so klar am Tage, daß es von Niemand, der nur irgend den Willen hat, die Wahrheit zu sagen, geläugnet werden kann, auch unseres Wissens von Niemand mehr geläugnet wird, daß die Hegelsche Schule, d. h. die bei weitem stärkste Anzahl seiner Jünger, welche in dem guten Vertrauen lebt, daß sie den wahren Sinn des Systems erfaßt habe, und der vereinzelt Anderen im Geheimen spottet, die dasselbe in das Christenthum herüberdeuten möchten, öffentlich aber ihrer schon, weil sie unter Umständen, wenn es gilt, die wahre Gestalt des Systemes vor den Schwachen zu verbergen, zu brauchen sind — daß diese Schule mit dem klaren Bewußtseyn und so consequent als nur möglich, dem Pantheismus ergeben ist. Werden sie doch auch von den Anhängern des populären Pantheismus, deren Einer Christenthum, Judenthum und Deismus unter den einen Namen des Pietismus zusammenfaßt, laut als Brüder begrüßt!

Und wenn sich einer derselben wider sie erhebt, so weiß er ihnen nur das vorzuwerfen, daß sie allein den Begriff vergöttern und das göttliche Recht des Bildes oder Fleisches nicht anerkennen. Diesenigen aber, welche meinen, man dürfe nicht voreilig sich von der Schule trennen, vielleicht sey es dadurch, daß man den Zusammenhang mit ihr bewahre, möglich, sie noch von dem Irrthum zur Wahrheit sanft herüberzuleiten, mögen sich hüten, daß nicht auch sie die tiefe Wurzel verkennen, welche dieser Irrthum in dem menschlichen Herzen, in der Zeit hat. Ihre Stellung ist eine gefährliche. Es kann nicht fehlen, daß aus solcher ungleichartigen Verbindung manche üble Einflüsse auch auf sie übergehen; die Unreinheit theilt sich unendlich leichter dem Reinen mit, als die Reinheit dem Unreinen. Und wenn sie auch durch die Kraft Gottes diese Einflüsse bemeistern, so laden sie doch dadurch schwere Verantwortung auf sich, daß sie dem Satan sich in einen Engel des Lichtes verkleiden helfen, auf daß verführt werden in den Irrthum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten. Es ist für die gegenwärtige Zeit so höchst wichtig, es ist Gottes Absicht mit ihr, daß die Gegensätze hell und klar hervortreten als das, was sie sind. Geschieht dies nur, so kann man getrost sprechen: Wer böse ist, der sey immerhin böse, und wer unrein ist, der sey immerhin unrein; aber wer fromm ist, der sey immerhin fromm, und wer heilig ist, der sey immerhin heilig. Denn der Herr kommt bald und sein Lohn mit ihm, zu geben einem Jeglichen, wie seine Werke seyn werden. Hüten wir uns, daß wir nicht, so viel an uns ist — denn gelingen kann es auf die Dauer nicht; der Trieb der Zeit ist dazu zu mächtig — diesen Rath Gottes vereiteln! Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? Wie stimmt Christus mit Belial? Oder was für ein Theil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? Darum, gehet aus von ihnen, und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an: so will ich euch annehmen.

Der rechte Prophet für unsere Zeit ist Jeremias; er, welcher in einem Schmerze, dessen ganze Bitterkeit nur der verstehen wird, der ihn selbst in sich trägt, ausruft: „Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte, und meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volke! Ach, daß ich eine Herberge hätte in der Wüste; so wollte ich mein Volk verlassen und von ihnen ziehen. Denn es sind eitel Ehebrecher und ein frecher Haufe.“ Dieser trat auf Befehl des Herrn zu der Zeit als die große Heimsuchung Gottes, dem verblendeten Volke noch unerkannt, schon vor der Thüre war, vor das ganze Volk Judas und vor alle Bürger zu Jerusalem, um im Namen des Herrn eine große Abrechnung mit ihnen zu halten. „Ich habe euch nun“ — sprach er — „drei und zwanzig Jahre mit Fleiß gepredigt, aber ihr habt nie hören wollen. So hat der Herr auch zu euch gesandt alle seine Knechte, die Propheten, fleißig; aber ihr habt nie hören wollen, noch eure Ohren neigen,

daß ihr gehorchet, da er sprach: Bekehret euch ein Jeglicher von seinem bösen Wege, und von eurem bösen Wesen: so sollt ihr in dem Lande, das der Herr euch und euren Vätern gegeben hat, immer und ewiglich bleiben. Folget nicht anderen Göttern, daß ihr ihnen dienet und sie anbetet, auf daß ihr mich nicht erzürnet durch eurer Hände Werk, und ich euch Unglück zufügen müsse. Aber ihr wolltet mir nicht gehorchen, spricht der Herr, auf daß ihr mich ja wohl erzürnet durch eurer Hände Werk, zu eurem eigenen Unglück. Darum so spricht der Herr Zebaoth: weil ihr denn meine Worte nicht hören wollt; siehe so will ich ausschicken und kommen lassen alle Völker gegen der Mitternacht, spricht der Herr, auch meinen Knecht Nebucadnezar, den König zu Babel; und will sie bringen über dies Land, und über die, so darinnen wohnen, und über alles dies Volk, so umherliegen, und will sie verbannen und verstreuen und zum Spott und ewiger Wüste machen.“

Ich habe euch nun drei und zwanzig Jahre mit Fleiß gepredigt — so spricht der Geist Gottes auch zu uns zu Anfang des neuen Jahres. Wir können es nicht läugnen, er hat sein Amt unter uns treulich verwaltet. Die Predigt der Buße und des Glaubens ist unter uns mächtig erschollen; den Kindern, die auf dem Markte sitzen, ist gepfiffen und geklagt worden; die Wahrheit ist unserer Zeit in den mannichfachsten Gestalten entgegengetreten; sie hat ihre Stimme vielfach verändert, so daß Jeder, der irgend aus der Wahrheit war, ihre Stimme hören konnte. Und wo ein Herz sich der Wahrheit aufthat, da hat der heilige Geist auch innerlich sich an ihm bezeugt; er hat die Schwachheit und Halbheit und Lauheit langmüthig getragen. Eben so wenig aber können wir das: aber ihr wolltet mir nicht gehorchen, spricht der Herr, von uns ablehnen. Die Zeichen der Zeit, wie sie namentlich im letzten Jahre an's Licht getreten sind, zeugen zu laut wider uns.

Was hier zuerst unseren Blick auf sich zieht, ist das Treiben der Rehabilitatoren. Man hat in einem öffentlichen Blatte sich verwundernd darüber ausgesprochen, daß man hieraus so viel mache. Ob es denn nicht zu allen Zeiten aberwitzige Greise und verderbte Jünglinge gegeben habe, hat man gefragt, welche der Sitte, der Sittlichkeit und dem Christenthume Hohn gesprochen. Allerdings ist dies der Fall, und zwar in größerer Ausdehnung, als man wohl meinen sollte. Eine Bibliothek unzähliger Schriften, die neulich in Dresden zum Verkaufe kam, erreichte beinahe die Zahl von 2,000 Bänden, und von dem Zeitalter Ludwig's XIV. an bis jetzt ging fast kein Jahr leer aus. Dennoch aber findet ein bedeutender Unterschied statt. Darauf führt schon die Bewegung hin, welche diese Litteratur unter uns hervorgerufen hat. In der früheren Zeit gingen diese Erscheinungen, auf das Ganze gesehen, spurlos vorüber. Es ging mit ihnen ähnlich wie mit den unehrlichen Häusern in einer großen Stadt, deren Daseyn sich ehrfamen Leuten durch nichts bemerklich macht. Die Polizei that an ihnen ihr Werk; auf geheimen Wegen gelangten sie zu denen, welche in ihnen den Ausdruck ihrer unreinen Empfindungen und den Zunder für die bösen Lüste ihres Herzens suchten. Ihr Name wurde nicht öffentlich genannt, und ihr Gedächtniß war bald verschwun-

den. Die Sittenlosen bildeten eine eigene unsichtbare Gemeinde, welche ihre Litteratur für sich hatte. Woher nun das allgemeine Aufsehen, welches jetzt diese Litteratur macht? Den Hauptgrund zur Erklärung der Thatsache, und zugleich zu der Berechtigung, diese Erscheinungen im vollsten Sinne als Zeichen der Zeit zu betrachten, bildet offenbar, daß diese Individuen nur offen, klar und zum Theil frech aussprechen, was verborgen, unklar, und mit einem gewissen Firniß des Anstandes überzogen, die allgemeine Zeitstimmung ist. Einer unter ihnen wundert sich mit einem gewissen Rechte, daß man ihn so mit Füßen trete, der doch nichts weiter gethan, als die Keime entwickelt, welche in den Schriften der gefeiertsten Männer der Nation liegen. Gewiß, keine Ansicht ist falscher als die, welche die Erzeugnisse der Rehabilitatoren als Pilze betrachtet, die über Nacht aufgeschossen, und die demzufolge meint, es genüge zur Ausrottung dieses ganzen Treibens dasselbe Verfahren, welches man sonst mit Glück gegen schlechte Bücher anwandte. Der St. Simonismus, als begränzte historische Erscheinung, ist bald nach seiner Geburt zu Grabe getragen worden; aber der Boden, dem er entsproßte, ist noch immer fruchtbar, und seine Grundidee lebt immer von neuem auf, ohne daß der Hohn und Spott des Volkes, die Maßregeln der Regierung etwas Anderes vermöchten, als der Schlange den Kopf abzuhaufen, der immer sich neu erhebt. Die Rehabilitatoren haben im Ganzen wohl gewußt, was Zeit es war; aber sie haben sich, außer daß sie den Arm der Regierungen für zu kurz gehalten, um einige Jahre vorzurechnen; ihre Geburt ist, wenn auch eine zu frühzeitige; doch eine schon ausgebildete. Wie Manche unter denen, welche jetzt auf den frechen Übermuth äußerlich unbedeutender, nicht angestellter Jugend recht tapfer schmähen, gehen selbst schon schwanger mit Wind und kreislen Nichtigkeit! Es ist nummehr an der Zeit, daß man die verunglückten Studenten lasse, und sich zu Fürsten, Mäthen und edlen Frauen wende, welche ihre Säugammen gewesen sind. Dann wird sich zeigen, ob, der als Zwerg erscheint, ein Riese; oder der als Riese erscheint, ein Zwerg ist. Das ist eine Aufgabe, deren würdige Lösung wir der Zukunft unseres Blattes wünschen. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Frankreich.) (Schluß.) Die Klasse derer, welche die religiöse Bewegung aus dem Gesichtspunkte des Temps gelten lassen, oder auch anpreisen, ist sehr groß. Vielleicht bekennst sich ein Theil der Regierung ganz zu denselben Ansichten, einem anderen trauen wir tiefere Einsicht zu. Aber wenn die Regierung eine Neigung blicken läßt, die religiöse Richtung zu begünstigen und zu befördern, so zeigt sich Niemand zorniger, als eben jene Blätter. Sie reden dann gleich, statt von der Religion, von der Aufmunterung der Geistlichkeit durch die Regierungsgewalt. Nentlich zeigte der *Courrier français*, daß Napoleon den Klerus, obwohl er sich dessen bediente, in den gehörigen Schranken hielt, sucht aber dann zu beweisen, daß die gegenwärtige Regierung nicht gleich dem Kaiserreiche mit ihm umgehen könne wie ein Herr mit seinem Diener, oder gleich der Restauration, wie Macht mit Macht, sondern daß sie, wenn sie sich mit der Geistlichkeit verbünde, statt ein Werkzeug zu erlan-

gen, sich einen Gebieter geben würde. Wahres und Falsches mit einander vermischend sagt er: „Die religiösen Neigungen eines Volkes wollen sich frei entwickeln, sie unterdrücken wollen oder sich anmaßen, sie hervorzubringen, ist dieselbe Thorheit. So lange die Religion vom Staate getrennt war, hat sie durch diese Neutralität nur gewonnen.“ So lange hat denn auch der *Courrier français* die freie Neigung gelten lassen, mochte sie sich werfen, worauf sie wollte; in seinem Indifferentismus konnte er es schon mit ansehen. Aber, setzt er hinzu, „diese Gesinnung der Unparteilichkeit war möglich, weil man die Priesterpartei nicht mehr fürchtete. Man wecke sie wieder auf, so wird alsbald die öffentliche Meinung ihre kampffertige Stellung einnehmen. Man wird dann die Auflagen Rousseau's, Voltaire's, Diderot's, Dupuis's und Courcier's von neuem vervielfältigen müssen. Man wird den Deismus predigen, wenn man versucht, den Aberglauben aufzubringen; und glaubet nicht, daß man sich auf die kindische Polemik über die Freiheiten der Gallitanischen Kirche beschränken wird; damit hat es ein Ende. Wenn ihr durch Kabinettsbefehle Religion macht, so wird man sich in vollkommenen Indifferentismus werfen: das ist der natürliche Erfolg aller solcher Versuche, dem Gewissen des Menschen in seinem innersten Heiligtume Gewalt anzuthun.“ In einem Athem reden diese Menschen von Achtung des innersten Heiligtumes und von Verbreitung solcher Schriften, die es mit frevelnder Hand antasteten. Sie drohen, die Religion aus politischem Haße anzugreifen, sie halten der Regierung das Widerspiel, auf welchem Gebiet es auch seyn mag. Wenn die Minister sagen: schwarz, so sagen sie bestimmt: weiß. Wenn die Minister die Religiosität zu fördern suchen, so kämpfen sie dagegen; und wenn die Minister sich widrig gegen dieselbe zeigten, so entschlossen sie sich vielleicht, Mönche und Pfaffen zu werden. Das erinnert an jene ungezogenen Knaben, welche ihr Vater nicht anders zu Bett zu bringen vermochte, als wenn er sagte: Liebe Kinder, jetzt bleibt ihr noch eine Stunde auf! Übrigens ist es allerdings zu wünschen, daß die Regierung sich nicht ungehörig einmische. Sie lasse die Diener der Religion gewähren, und lege dem Guten kein Hinderniß in den Weg. Sie gebe selbst mit gutem Beispielen voran, aber sie lasse keine Begierde merken, Nachahmer zu haben. Leicht könnte sie sonst statt des hierarchischen Pharisäismus einen höfischen schaffen; wodurch der Sache des Christenthums eine schwere Wunde geschlagen werden würde.

Einem Deutschen kommt es fremd vor, die religiösen Angelegenheiten in allen öffentlichen Blättern besprochen zu sehen, weil unsere angesehensten Zeitungen höchstens von auffallenden religiösen Thatsachen Notiz nehmen, auf Principienfragen sich ganz und gar nicht einlassen, im besten Falle sich weder für noch wider das Christenthum erklären. Es gibt jetzt keine Zeitung, wie Schubarth's geistvolle, für Gerechtigkeit und Glauben glühende Vaterlandsblätter waren. In dem „verbreitetsten Deutschen Deutscher Öffentlichkeit“ findet man christliche Dinge nur in Briefen aus Paris einsichtsvoll besprochen. Es ist dies charakteristisch für den Gang des Christenthums in beiden Ländern. Dort ist die ganze gebildete Welt in die religiöse Bewegung hineingerissen und was aus der allgemeinen Gährung als fester Niederschlag bleiben wird, steht zu erwarten. Hier ist die Erneuerung des Glaubens von den theologischen Fakultäten ausgegangen, und wird normal durch die verordneten Diener der Kirche in die Gemeinden fortgerflanzt. Die übrigen Wissenschaften, die gebildete und geistreiche Welt sind von dem neuen Leben kaum berührt. Das Christenthum darf sich noch nicht öffentlich zeigen, man schämt sich seiner noch. Gläubig zu seyn, gehört bei uns noch nicht zum guten Tone, wie in Paris. Aber wir haben einen festen Kern und das Evangelium geht bei uns einen stillen, doch sicheren Gang.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 13. Januar.

N^o 4.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Hätte das Austausch des Systemes der Rehabilitatoren nicht einen tieferen Grund in der ganzen Zeitrichtung, wie ließe es sich dann auch wohl erklären, daß ihr Chor sogleich so vielstimmig erschalle? Eine ganze Reihe von Namen, und unter diesen kaum Einer, der als absolut abhängig von den Anderen zu betrachten wäre, alles Leute von gewissem Talente, die sich nicht absolut in ihrer Zeit getäuscht, dieselbe nicht allein nach sich beurtheilt haben werden.

Und ihrer Ansicht von der Zeit dürfen sie sich auch jetzt noch nicht schämen, ja sie haben Veranlassung genug, sich als die Märtyrer des Zeitgeistes, als solche zu betrachten, denen die Zähne von den Herlingen stumpf geworden, die ihre Väter gegessen. Was ist denn auf dem Gebiete des Geistes gegen sie geschehen? Ehe die Obrigkeit sich an ihnen als Gottes Dienerin zur Rache über die Übelthäter bewährt, verbanden sich mit einigen von ihnen, grade denen, welche am lauteften als Herolde der Unsitlichkeit und Gottlosigkeit aufgetreten waren, namhafte Gelehrte, Lehrer der Jugend, Diener des Staates in einflußreicher Stellung. Und als die Umstände eine Losfagung erforderten, wie leise traten da die Meisten auf, wie kühl sprachen sie sich aus. Kein Wort des sittlichen Abscheus, kein Laut über die Schmach, welche dem Deutschen Namen wiederfahren! Einer erklärte sogar ausdrücklich, daß er mit dieser seiner äußeren Losfagung gar nicht etwa Parthei gegen diese Männer ergreifen, nichts zu ihrem Nachtheile aussagen wolle. Über solches Verfahren muß sich doch auch derjenige noch etwas wundern, dem sonst schon das sich wundern sehr ungewohnt geworden, wenn er den über alle Beschreibung gräulichen Inhalt eines gewissen Romanes aus dieser Schule auch nur, wie wir, aus den Auszügen kennt, die Bacherer, in der Schrift: Die junge Litteratur, Stuttgart, 1835, daraus gegeben. — Unter den zahllosen Zeitschriften Deutschlands hat außer der *Ev. A. Z.* und dem politischen Wochenblatte, unseres Wissens nur das Litteraturblatt zum Morgenblatte eine kräftige Stimme gegen dies Unwesen laut werden lassen, und wahrlich, Dr. Menzel hätte schon Grund genug, sein Wagniß schmerzlich zu bereuen, wenn er es aus anderen Gründen, als zur Ehre Gottes, unternommen, wenn ihn nicht so mancher warme Händedruck von achten Söhnen des Vaterlandes für so manche Schmach tröstete, die von dem Samen des Ehebrechers und der Hure über ihn ausgegossen wird. Jedes treue und offene Bekenntniß der Wahrheit, so weit man sie erkennt, führt seinen Lohn mit sich, mag die Erkenntniß auch noch so unvollkommen seyn; und wir wünschen nicht bloß, wir hoffen auch, daß der muthige Zeuge der

Ernahnung: Lasset euch helfen von diesen unartigen Leuten, immer mehr Gehör geben wird. Das wird ihm um so leichter werden, je mehr der Zeitgeist sich gegen ihn empört. Je bitterer und verwundender die Angriffe desselben sind, je mehr sie den rechten Fleck, d. h. dasjenige treffen, worin er bisher mit seinen Gegnern auf gleicher Grundlage ruhte, desto besser ist es für ihn, desto sichtbarer die Gnade Gottes, die ihn aus den großen Wassern herausziehen will. Spricht der Zeitgeist zu ihm: Rein ab bis an den Boden, so gebe er ihm das Wort zurück. — Der Nationalismus ist hinter den schon früher in Bezug auf ihn ausgesprochenen geringen Erwartungen noch bedeutend zurückgeblieben. Unsere Vermuthungen über das Wie seines Kampfes haben keine Bestätigung finden können, weil unsere Voraussetzung des Daß sich nicht bestätigt hat. Etwas hätte man doch wenigstens ehrethaltigen unternehmen sollen. Wäre es bis jetzt noch zweifelhaft gewesen, was aus der Moral in ihrer Lostrennung vom Glauben, von Gott wird, ein schwindlichtiges Wesen, ein bleiches Gespenst, so würde es doch jetzt klar seyn. „Dort schaue ich, aber da ist Niemand; und sehe unter sie, aber da ist kein Rathgeber; ich frage sie, aber da antworten sie nichts.“ Dr. Bretschneider, der sonst zu glauben scheint, daß keine Ausgeburt der Zeit fertig ist, bis er durch seine Rede ihr das Siegel aufgedrückt, der über Alles redet, von der Ceder auf dem Libanon bis zum Hyssop, der aus der Wand wächst, der gegen den Pietismus dicke Bücher schreibt, und wenn sich eine vereinzelte Stimme für das göttliche Recht der Obrigkeit erhebt, gleich auf dem Kampfplatze ist, hat hier nicht einmal Zeit zu einem kleinen Artikel in der *Allgem. A. Z.* gefunden. Doch das Reden Einiger zeigt, daß das Schweigen der Ubrigen ihnen noch als Weisheit angerechnet werden muß. Dr. Röhr nennt in einer schon früher näher bezeichneten Stelle, die neben dem denkwürdigen Ausspruche über das Generalpächtervermögen, der grade im Jahre der Befreiung erging, wohl verdiente, in dem Knopfe einer etwa seines Ortes zu erbauenden Kirche auf die Nachwelt gebracht zu werden, eins der Häupter der Satansschule, einen Mann, den Jeder als eine bedeutende Auctorität nicht bloß auf poetischem, sondern auch auf philosophisch-theologischem Gebiete anerkennen werde, denselben Mann, der in gräßlicher Blasphemie dem Gotte der Christen, der Juden, der Muhamedaner und der Nationalisten, von welchen letzteren er mit besonderer Verachtung spricht, das Sterbegelächeln läuten läßt. Und der bekannte Badensche Kirchenrath soll nach der *Allgemeinen Zeitung* Verfasser eines Artikels in einer Rheinischen Zeitschrift seyn, der sich eines armen verfolgten Mannes annimmt, damit der reine Boden seines Vaterlandes nicht noch in seinen alten Tagen durch einen Justizmord bespottet werde; bei diesem Buche, heißt es dort, dürfe kein ganz

alltäglicher Maaßstab angelegt werden, eben so wenig als bei Byron's Cain; wer auf die Ketzereienjagd ausgehe, werde freilich deren allenthalben hunderte hier finden; das Buch beweise unverkennbar Geist und Genie des Verfassers, aber beide seyen wild und ungezügelt, u. s. w. u. s. w. Man wird sich von der anfänglichen Verwunderung über solche Äußerungen sehr erholen, wenn man sich erinnert, daß derselbe Kirchenrath schon vor langen Jahren mit einer blasphemischen Lobpreisung der Wahlmarmungen aufgetreten ist, so daß er recht als der Patriarch der neuen Sekte betrachtet werden kann, und ganz besondere Aufmerksamkeit von Seiten desjenigen verdiente, der es etwa unternehme, ein Werk, ähnlich dem de Muhamedanismo ante Muhamedem, oder das Gegenstück zu dem catalogus testium veritatis zu schreiben. Nach besagtem Kirchenrath war die Geburt Christi, in dessen Kirche er Rath ist, also gethan. Jemand gab sich für den Engel Gabriel aus und verführte als angeblicher Gottesbote die Maria. Die „Kraft des Hörsien“ in der evangelischen Erzählung ist nach ihm „die göttliche, g e f ä l l i g angewandte Naturkraft“ jenes Ehebrechers, und wegen dieses seines heiligen Ursprunges sollte das Kind ein Gottessohn zu nennen seyn. Diese Erklärung sey die einzige, der Orientalischen Denk- und Sprachweise angemessene; jede andere sey Occidentalische Umdeutung. Dagegen fragte schon Gabler: „Und das, wenn Maria zu einer Zeit, da sie schon verlobt ist, von einem Anderen schwanger wird, soll eine unsündliche, gottgefällige Weise, eine vorwurfslose heilige Wirksamkeit heißen.“ Und selbst Strauß in dem Leben Jesu fühlt sich gedrungen zu bemerken (Th. 1. S. 171.): „Es fällt von selbst in die Augen, daß diese Erklärungsart nicht verschieden ist von jener alten jüdischen Blasphemie, daß Jesus seine Geburt von einer reinen Jungfrau fälschlich vorgegeben, in der That aber von Maria im Ehebruch mit einem gewissen Pantheras erzeugt worden sey.“ — Wird in jenem einen Falle der Ehebruch für eine heilige, gottgefällige, gottesdienstliche Handlung erklärt, so braucht das: so gehet denn hin und thuet dergleichen, nicht ausgesprochen zu werden; man liest es zwischen den Zeilen.

Das offene und freie Hervortreten der Rehabilitatoren hat aber auch seine erfreuliche Seite, und diese müssen wir hier noch hervorheben. Wäre die Sache so in dem bisherigen Gleise auf dem Wege stiller Entwicklung fortgegangen, so würde in einigen Jahren das, was jetzt noch Widerstand findet, als sich von selbst verstehend und bloßer einzelner Ausdruck des Gesammtbewußtseyns, gar keiner besonderen Aufmerksamkeit werthgeachtet seyn. Davon scheinen die Rehabilitatoren selbst eine dunkle Ahnung gehabt zu haben; darum waren sie so eilig, darum so geistlich bemüht, die Sache möglichst auf die Spitze zu treiben, damit sie doch wenigstens in etwas dem Zeitgeiste voraneilen und als Vorläufer ihres Herrn, des Fürsten dieser Welt, gelten möchten, der mit schnellen Schritten zu seinem Tempel kommt. So läßt sich doch hoffen, daß Manche, die mehr unverbunden von dem Zeitgeiste gegürtet und von ihm geführt wurden, wohin sie eigentlich nicht wollten, zum Bewußtseyn gelangen, die vereinzelte Erscheinung auf ihre Wurzel zurückführen, und diese bittere Wurzel ausrotten wer-

den. Daß die Sache also gekommen, ist auf jeden Fall, mag sie benutzt werden oder nicht, eine Gnade Gottes. Aber eben deshalb ist, wer jetzt noch in der Verblendung beharrt, um so unentschuldbarer.

Aber auch auf dem Gebiete der Theologie zeigt das vergangene Jahr einen unverkennbaren Fortschritt zum Schlechteren. Während eine Zeitlang der Rationalismus es für zeitgemäß hielt, so viel christliche Elemente in sich aufzunehmen, als nur immer möglich war, ohne daß er sich selbst aufgab, während so Viele sich der frohen Hoffnung hingaben, daß mit dem Aussterben seiner Stimmführer auch der Unglaube aussterben werde — eine Hoffnung, die wir freilich nie theilen konnten — fängt nun auf einmal ein jüngerer Geschlecht von Theologen an sich zu erheben, dem der Rationalismus noch zu christlich ist, und das in stolzer Zuversicht sich als den Repräsentanten des Zeitgeistes und diesen als den alleinigen Gott, zwar nicht als den Schöpfer von Himmel und Erde, die niemals geschaffen worden, aber doch als ihren Regenten ankündigt.

Wenn irgend, so schien auf dem Gebiete des A. L. die letzte Stufe schon erreicht, das eiserne Zeitalter schon eingetreten zu seyn; nirgends hatte der Rationalismus auch weniger Concessionen und Rückschritte gemacht, wie hier; nur in der Form hatte die Behandlung eine etwas würdigere Gestalt angenommen. Jetzt lernen wir aus Erfahrung, daß das Ende noch nicht da war.

Davon zeugt zuerst der Commentar zur Genesis von v. Bohlen, Prof. in Königsberg. (v. Pengerke, ebenfalls in Königsberg, mit seinem Commentar über Daniel kommt hier nicht in Betracht, da er nur als Anhang zu betrachten ist.) Der Verf. sagt selbst in der Vorrede S. X. mit voller Wahrheit, sein Werk enthalte wenig oder nichts des Neuen; dies sey ihm schon durch seine gelehrten Vorgänger vorweggenommen worden; aber ein Verdienst bleibe noch übrig, und dies zu erwerben sey sein Ziel. Es sey das, die sämmtlichen Ergebnisse der fesselfreien Erregung für Schule und Haus in Anwendung zu bringen. Dies sey eine laute Anforderung des Zeitgeistes, die auch, nach dem Sinne und Vorbilde Sr. Majestät des Königs, von dem Preussischen Ministerium als solche anerkannt, und auf deren Realisirung von ihm hingearbeitet werde. Lange genug habe man dergleichen Untersuchungen vor den Augen des größeren Publikums zu verbergen gesucht; jetzt sey es endlich Zeit, was bisher in den Kammern geredet worden, von den Dächern zu predigen. Es sey nicht genug, was bisher als religiöse und geschichtliche Wahrheit gegolten, als Dichtung darzustellen; auch das Unschöne und Anstößige dieser Dichtungen dürfe nicht ferner vertuscht werden; und ihnen den Heiligen schein abzuziehen, dazu sey Spott und Satyre ein gutes Mittel, das er so weit gebraucht habe, als es diesem Zwecke diene. Die Ausführung ist nicht hinter dem Vorsatze zurückgeblieben. Gewahrt man die Voltairesche Frivolität, die sich durch das Ganze hindurchzieht, so findet man sich oft veranlaßt, auf Männer, wie de Wette, die doch noch mehr oder weniger von dem Grundsatz: das Heilige heilig, geleitet wurden, mit Wehmuth und Sehnsucht zurückzublicken, wenn man sich auch sagen muß,

daß der Spott nur ihrer Glaubenslosigkeit zufällige Beigabe ist; so begrüßt man mit wahrer Freude Erscheinungen wie den Psalmen-Commentar, nicht etwa bloß von Umbreit, der schon auf ganz anderer Linie liegt, sondern auch von Ewald, der doch von dem Standpunkt einer höheren Lebensansicht aus Gleiches durch Gleiches, insoweit es gleich war, erkannt hat, welcher das lebhafteste Streben zeigt, sich den heiligen Sängern zu assimiliren, und so manche Vorwürfe beseitigt, welche Rohheit und Unverstand gegen sie erhoben. Möchte er nur, wie Menzel es gethan, kräftig und entschieden als Zeuge für die Wahrheit auftreten, soweit er sie erkannt hat, und die Käufer und Verkäufer aus dem Heiligthum her austreiben, das auch ihm noch als solches gilt. — Wie sehr v. Böhlen glaubt, auf geneigte Leser rechnen zu können, und wie sehr also sein Werk, da dieser Glaube nie wie ein Einfall von ungefähr kommt, als Zeichen der Zeit betrachtet werden muß, das geht, auch abgesehen von seinen eigenen Aussagen, schon aus der ungeheuren Dreifachheit seiner Behauptungen hervor; der leiseste Schein genügt ihm zur Verdächtigung der heiligen Geschichte; er rafft ganze Haufen von Gründen zusammen, die Jeder, der nur irgend unparteiisch ist, wie leichte Spreu wegblasen kann; es liegt ihm gar nichts daran, sich in einem Athem zu widersprechen. Er, der in der Vorrede S. 12. von den Vertheidigern der göttlichen Wahrheit sagt: „Wollen jene Männer als gerechte Richter erscheinen, so mögen sie nicht ignoriren; denn es liegt darin das Bekenntniß der Schwäche,“ glaubte, ohne Gefahr, daß seine Blöße aufgedeckt werde, Alles ignoriren zu dürfen, was mit Deutscher Gründlichkeit, die er verläugnet, zur Ehre des von ihm geschmähten Buches gesagt worden. So werden die gebiegenen „Untersuchungen über den Pentateuch“ von Ranke (Erlangen 1834) von ihm S. XXXVI. mit einem wegwerfenden Urtheil für immer abgefertigt; es läßt sich aus dem Buche kein Beweis führen, daß er sie angesehen, geschweige denn daß er sie gelesen, gründlich geprüft habe; so hat er sich in Bezug auf das gebiegene Werk von Pareau, de interpretatione mythica sacri codicis, ed. II. Uetr. 1824, und auf die „Kritische Übersicht der Untersuchungen über die Richtigkeit des Pentateuch“ in Tholuck's litterarischem Anzeiger gar nicht einmal den Schein der Benutzung gegeben. Mit innigem Wohlgefallen dagegen verweilt er bei Büchern, wie die jüdische Geschichte von Leo, die von den gemäßigten, weil wissenschaftlicheren unter den Gegnern des A. T. selbst als verfehlt bezeichnet worden. Leo, sagt er S. XXXI., habe zuerst zu einer zweckmäßig bearbeiteten, pragmatischen Geschichte der Israeliten die Grundlinien gezogen. Ihn nimmt er sich darin zum Vorbilde, daß er, was die Worte und seine Schule verschmähte, aus Furcht, in die schlechte Gesellschaft der Englischen und Französischen Religionsspötter zu gerathen, Alles auf Pfaffenlist und Priestertrug zurückführt. Hätte er aber einen Blick in die Zukunft thun können, so würde er gewiß der Berufung auf Leo antworten haben. Zugleich mit dem Werke von v. Böhlen erschien der erste Band der Weltgeschichte von Leo, und dies sein neuestes Werk ist durch und durch, nicht etwa bloß in dem Abschnitte „Geschichte des Volkes Gottes“ ein thatsächlicher

Widerruf jener früheren „Geschichte der Juden,“ grade so viel besser, als ein bloß wörtlicher, als die Wiedererstattung besser ist, wie das bloße Bekenntniß der Schuld. Man sieht hier an einem recht eklatanten Beispiel, was es mit der wissenschaftlichen Nothwendigkeit für eine Bewandniß hat, die so Manchen jetzt als Feigenblatt für ihre Neigungen dient, bis auf Einen herab, welcher ausruft: „Und einem Manne, der seine Seele auf's Spiel setzt, um die Wahrheit zu erforschen, kann sich Deutschland niemals, niemals entziehen,“ und der nur ein wissenschaftliches Forum als competent zum Urtheil über seine auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen Überzeugungen anzuerkennen erklärt. Auf diese wissenschaftliche Nothwendigkeit pochte früher Leo nicht weniger stark, als jetzt v. Böhlen. Und jetzt auf einmal sind ihm die Juden in das Volk Gottes verwandelt, wo er früher Priestertrug erblickte, da sieht er jetzt göttliche Reden und Thaten, die Gründe gegen die Richtigkeit des Pentateuch, die ihm früher unwiderleglich erschienen, bezeichnet er jetzt als „futil“ (S. 569.), und er erklärt (S. 570.), die Läugnung der Richtigkeit habe lediglich darin ihren Grund, „daß man Orient und Occident, so wie die in raffinirter Reflexion und Hyperverschämtheit um alles natürliche Urtheilen und Thun gekommene neueste Zeit und jene kindliche alte Zeit und ihre Erscheinungen und Bedingungen nicht hinreichend geschieden.“ Woher nun diese merkwürdige Veränderung? Gewiß nicht allein aus erneuertem und gründlicherem Studium. Blieb der Verfasser auf seinem früheren Lebensstandpunkte, so konnte eher der Pardel seine Flecken verändern, wie er seine unheiligen Ansichten von der heiligen Geschichte. „Herr, in deinem Lichte sehen wir das Licht.“ Es ist nicht anders; bis wir selbst innerlich in das göttliche Element hinein erhoben werden, müssen wir das Göttliche in unsere Niedrigkeit herabziehen. Die eine große Sünde ist, daß sie nicht glauben; das Ubrige macht sich von selbst; sie können nicht anders. „Das, was die Geschichte der Israeliten auszeichnet“ — sagt Leo S. 561. — „unter allen Völkergeschichten der alten Welt, ist der Glaube, der Glaube nicht in dem gemeinverständigen Sinne — —, sondern in dem Sinne eines sittlichen Verhaltens, in welchem der Glaube „„ist eine gewisse Zuversicht des, was man hoffet, und nicht zweifelt an dem, was man nicht siehet.“““ Hebr. 11, 1.“ Wo nun erst dies Auge finster geworden, wie sollte da nicht der ganze Leib finster werden? Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenklos, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele. Ähnlich ist es auch mit der heiligen Geschichte. Sie hat ihre Existenz nur in der Vereinigung von Geist und Leib. Werden beide von einander geschieden, so bleibt nur ein tochter Leichnam übrig, über den machen sich die Kritiker her und zerrn und rütteln und schieben und stoßen an ihm, wie jener Hund, der also meinte, den Leichnam seines Herrn wieder zum Leben zu bringen; oder sie lassen wie geübte Bauchredner die eigene Stimme aus ihm herauserschallen, so daß es scheint, als ob er rede; oder sie setzen sich, wie die Ratte bei jenem Anatomen, in den dürrn Schädel und kolkern ihn fort, daß sie und ihres Gleichen eine

rechte Lust daran haben, wie Alles so lebendig und so natürlich zugeht, und auch nichts mehr zu fehlen scheint. Aber bald kommt ein anderer schlauer Kopf her und spürt die Ratte auf; da wird der Leichnam wieder Leichnam, und nun geht das Sinnen und Experimentiren wieder an, wie man ihm durch eine neuere und feinere Gauflerkunst, deren ja bei dem neueren Fortschritte der mechanischen Wissenschaften so viele zu Gebote stehen, eine Art von Scheinleben verleihen könne, und das geht immer so fort, so daß es recht vergnüglich wäre anzusehen, wenn einen nicht der armen verlorenen Schafe Israels jammerte, — bis endlich der Heilige in Israel dazwischenfährt und mit Feuerflammen richtet. — Doch, um auf v. Böhlen zurückzukommen, seine Ermahnung, „nicht zu ignoriren,“ wird nicht ungehört verhallen. Die Diener des Wortes werden auch hier des Befehles: „Seyd bereit zur Verantwortung Jedermann,“ eingedenk seyn, obgleich diesen Gegner, so wie er selbst nur aus Anderen geschöpft zu haben geseht, so auch in der Regel die Widerlegung nur in Anderen treffen wird. Einen kleinen Anfang denkt der Herausgeber selbst zu machen in dem beinahe druckfertigen zweiten Bande der Beiträge zur Einleitung in's A. T.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeige.

Die Churfürstin Louise Henriette zu Brandenburg. Zu einem milden Zwecke in Druck gegeben. Berlin 1835, in Commission bei Martius, Klosterstraße Nr. 17. (Pr. 10 Sgr.)

Auf der Rückseite des Titels: „Ein Verein junger Mädchen bietet diese kleine Schrift an, und bittet dafür um ein Scherlein, welches mit dazu verwandt werden soll, arme Kinder zum Winter zu kleiden und ihnen eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Der schon einige Jahre hindurch ein gleiches Unternehmen gesegnet hat [zu Ende des Jahres 1834 erschien zu demselben milden Zwecke die in diesen Blättern bereits angezeigte „Historie der heiligen Elisabeth,“ von der noch Exemplare in derselben Buchhandlung zu 5 Sgr. zu haben sind], möge auch in diesem Jahre die Herzen willig machen, dazu beizutragen, daß eine recht reichliche Spende möglich werde.“

Wohl selten werden Güte des Zweckes und Güte des Mittels in so schönem Einklange stehen, wie bei dieser Schrift. Wir haben sie mit Herzensfreude, mit wahrer Erbauung gelesen. Louise Henriette, die erste Gemahlin Friedrich Wilhelm's, des großen Churfürsten, ist schon als Verfasserin der Lieder: Jesus meine Zuversicht, und: Ich will von meiner Missethat, in weiten Kreisen bekannt. Und was die Weissen bisher nur aus diesen Liedern, dem lebendigen Ausspruch der innersten Herzensgesinnung, schließen konnten, daß sie eine auserwählte und besonders begnadigte Jüngerin des Herrn gewesen, das wird ihnen hier in einer einfachen und schmucklosen, aber eben dadurch höchst ansprechenden, wie keine andere ihrem Gegenstande angemessenen Darstellung vor Augen gelegt. Wir enthalten uns jeder weiteren Anführung, weil wir hoffen, daß recht viele unserer Leser, namentlich alle die, bei denen das

christliche Interesse noch durch das vaterländische verstärkt wird, unserer Einladung: kommet und sehet, Gehör geben werden, was gethan zu haben, gewiß Niemand gereuen wird; und bemerken nur noch, daß das Bildniß der großen Churfürstin die Schrift eröffnet, und daß ihr bisher handschriftliches tägliches Gebet, als ihr geistliches Abbild, sie beschließt.

Es ist durch diese Schrift ein zuerst durch die Schilderung von dem wahrhaft christlichen Lebensende des großen Churfürsten in den *mémoires du Comte de Dohna*, Berlin 1831, hervorgerufener Wunsch von neuem in uns rege geworden, der, daß Jemand es unternehmen möge, die Züge lebendigen Christenthums aus dem Brandenburgisch-Preussischen Regentenhaufe zusammenzustellen. Es ist unverkennbar, obgleich es von so Manchen weniger erkannt wird, deren Blick zu sehr auf die eine große Ausnahme gerichtet ist, daß durch dieses Haus ein Zug zu Christo hindurchgeht, wie durch wenige andere. Vielleicht findet sich der Herr Verf. der vorliegenden Schrift veranlaßt, diesen Wunsch, den gewiß Viele theilen, wenigstens theilweise und nach und nach zu erfüllen; und namentlich für das nächste Jahr das Leben des großen Churfürsten zu behandeln.

Nachrichten .

(London.) Die Gesellschaft für christlichen Unterricht, welche in London besteht, erkannte, daß viele Tausende dieser großen Stadt ohne den Genuß der Gnadenmittel dahinfliehen, und beschloß, an die Straßen und Bäume hinauszugehen und die Krüppel zum Festmahl des Herrn zu laden. Als das zweckmäßigste Mittel wurden Predigten auf offener Straße (out-door preaching) gefunden. In London, wo man vor einiger Zeit einen Menschen an den Straßenecken den Muhamedanismus predigen hörte, ist das nicht auffallend. Es wurden während der Sommermonate des Jahres 1835 in jeder Woche vierzig Predigten in verschiedenen Theilen der Hauptstadt und ihrer Vorstädte gehalten, wobei im Durchschnitt mindestens 10,000 Menschen wöchentlich zuhörten. Stets wurde die Verkündigung des Evangeliums mit Aufmerksamkeit und Anstand angehört. Die Liste der Prediger, welche diese Gottesdienste geleitet haben, zählt die Namen von sieben und vierzig Londoner Geistlichen, welche dem Comité gern ihre herzlichste Mitwirkung bei diesem apostolischen Werke zugesagt hatten. Mit dem Eintritte der rauhen Witterung, welche die Predigt auf offener Straße nicht mehr zuließ, wurden zwei öffentliche Bestunden in den Fetter Lane und Albion-Kapellen eingerichtet; ferner traf man Anstalt, mehrere Schulsäle und andere Räume in der Nähe solcher Plätze, wo öffentlich gepredigt worden war, zu öffnen, um auch während des Winters den Armen das Evangelium zugänglich zu machen. Diese Bestrebungen finden die lebhafteste Billigung und Unterstützung aller Christen, welche nach der Ausbreitung des Reiches Christi, besonders unter den armen und unwissenden Leuten verlangen. Wann wird man in unsern großen Städten anfangen, einem so ächt christlichen Beispiele nachzuahmen? Wann werden die Diener der Kirche für die Seligkeit jeder einzelnen Seele brennen und ihre Bequemlichkeit an die Erweiterung des Reiches Gottes setzen? Unsere Sitten lassen es nicht zu, antwortet ihr mit Recht, auf Straßen und Märkten das Volk anzureden. Aber verbieten unsere Sitten die Sorge für die Armen und Verlassenen, für die Menge derer, die in ihren Sünden hinleben und hinstirben, für diejenigen Getauften, welche so viel als nichts von dem, auf dessen Namen ihr sie getauft habt, wissen? Gibt es kein Mittel, ihnen so nahe zu kommen, daß es nicht gegen unsere Gebräuche verstößt?

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 16. Januar.

N^o 5.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Werk, das als Zeichen der Zeit auf dem Gebiete des N. T. betrachtet werden kann, ist die biblische Theologie von Vatke, Privat-Dozenten der Theologie in Berlin, erster Band, Berlin 1835. Wir wollen nicht einmal so sehr in Anschlag bringen, daß der Verf. in Kühnheit der Kritik fast alle seine Vorgänger überbietet; nach ihm sind die Quellen für die ältere Geschichte der Alttestamentlichen Religion aus späten Sagen geflossen, und deshalb lückenhaft und unsicher (S. 177.); von den Patriarchen wissen wir gar nichts, nicht einmal ihr Vaterland und ihre Genealogie (S. 184.); der Pentateuch hat gar keine Mosaïschen Bestandtheile (S. 202.). Hat man einmal angefangen zu zweifeln und zu sichten, so ist es zufällig, ob man dies oder jenes noch stehen läßt oder nicht, und in religiöser Hinsicht von geringer Bedeutung; denn was stehen bleibt, hat doch bloß menschliche Wahrscheinlichkeit für sich. Weit wichtiger ist für uns die Art und Weise, auf welche der Verf. seine Resultate begründet, sofern nämlich diese Begründung ihm eigenthümlich ist, nicht, wie fast Alles, was dem gewöhnlichen historisch-kritischen Wege angehört, von seinen Vorgängern entlehnt. De Wette hatte zwar in der ersten Auflage seiner Einleitung ganz unumwunden ausgesprochen, die Unächtheit des Pentateuchs siehe schon von vorn herein und vor aller Untersuchung fest, weil er Wunder und Weissagungen enthalte, welche der gebildete Verstand nicht annehmen könne; aber in den späteren Auflagen hatte er diese Behauptung doch verhüllt und wesentlich modificirt, weil sich ihm aufgedrungen, daß die dabei gemachte Rechnung auf geneigte Leser doch nicht unbedingt richtig sey. Vatke dagegen hat diese Behauptung nicht bloß wiederholt; er hat sie mit einer Kühnheit und Consequenz von dem Besonderen auf das Allgemeine ausgedehnt, welche sich nur aus dem festen Vertrauen auf einen wesentlichen Fortschritt des Zeitgeistes in der neueren Zeit, und namentlich aus dem Bewußtseyn erklärt, daß er als Repräsentant seiner Schule aufträte, die er als den wahren Träger des Zeitgeistes betrachtet. Das Buch ruht ganz auf pantheistischem Grunde. Die Geschichte ist der werdende Gott, und das Werden Gottes geschieht nach ewigen Gesetzen; nirgends ein Sprung; überall nur Entwicklung. Was sich nun in der Geschichte nicht als nothwendig nachweisen läßt, das kann auch nicht wirklich seyn; es ist Dichtung, unternommen von dem Standpunkte der späteren Evolution des Gottesgeistes aus. Was nun aus der heiligen Geschichte werden muß, falls sie aus diesem Gesichtspunkte betrachtet wird, läßt sich leicht denken. Die Offenbarung könnte

ja gar nicht Offenbarung seyn, wenn sie nicht über ihrer Zeit stände; alles aber, wodurch sie über ihrer Zeit steht, wird hier als Beweis ihrer Nichtigkeit mit einer Zuversicht vorgetragen, die ganz ignoriert, daß es noch solche gibt, welche die Grundvoraussetzung nicht theilen, und die daher Alles, was darauf gebaut ist, wie Spinnweben zerreißen. Moses kann aus seiner Zeit nicht begriffen werden; die Theologie und Gesetzgebung des Pentateuch geht über diese Zeit weit hinaus; stellt man a priori fest, wie der größte Mann jener Zeit nur gewesen seyn kann, wie ihre Theologie und Gesetzgebung gewesen seyn muß, so gewinnt man ein ganz anderes Resultat, und die vermeintliche Geschichte, die diesem aus der Nothwendigkeit der Gottesidee abgeleiteten Resultate, die dem untrüglichen, erst in unserem Jahrhunderte vollkommen offenbaren Gottesworte widerspricht, kann nicht Geschichte seyn. Was man nicht construiren kann, das sieht man als ein Falsum an. Dies sind die leitenden Grundsätze des Verfassers. Ihre Anwendung auf das N. T., auf die Person unseres Herrn und Heilandes darf man nicht erst abwarten; wie sie beschaffen seyn werde, läßt sich mit Bestimmtheit voraussehen. In allen wesentlichen Resultaten muß der Verf. mit Strauß Leben Jesu übereinstimmen, weil die Prämissen ganz dieselben ist, und er eben so wenig wie Strauß der Mann, der sich durch irgend einen Rest von Pietät an der consequenten Durchführung seiner Grundsätze hindern läßt. Die Frömmigkeit ist der Isaak, der dem neuen Gotte geopfert werden muß, und dies Opfer wird mit einer Kälte und Gleichgültigkeit vollzogen, welche recht deutlich zeigt, wie groß die Liebe zu diesem neuen Gotte ist. Aber wenn das N. T. nothwendig noch fallen muß, so ist die sogenannte natürliche Theologie schon gefallen. Das „Unser Vater, der du bist im Himmel,“ kann nicht einmal mehr im rationalistischen Sinne gebetet werden. Der neue Gott ist kein Gott, der Gebete erhört, der größer ist als unser Herz; unser Herz, das trostige und verzagte Ding, oder vielmehr unser Kopf — denn das Herz dieser Leute sitzt im Kopfe — ist selbst Gott. Da sind wir doch weit über den Rationalismus, ja weit über das betende und opfernde Heidenthum mit seinem natürlichen Gottesbewußtseyn, mit seinem summum numen, quod deum vocant, hinaus. „Verschwunden ist die stolze Wüste, und ihre letzten Trümmer fliehn.“ Abgewischt ist aus dem Auge die Thräne der Sehnsucht; die Vernunft hat ihr Werk an sich vollendet; die Menschheit ist am Ziele; einerlei Krone schmückt jedes Miterklärten Haupt; die Ahndung Lichtenberg's ist erfüllt, und zugleich die Weissagung der Schrift, deren schwacher Nachhall sie ist, der Mensch der Sünde, der sich überhebt über Alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, kommt

schon, daß er sich setze in den Tempel Gottes als ein Gott, und gibt vor, er sey Gott. — Deklamationen! ruft man aus, aber ein Anderer wird dereinst deklamiren, und sie werden verstummen. Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorne und in seinem Grimme sie schrecken. — „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“ Der Verf. redet S. 664. von rohen Meinungen der heiligen Schrift von der göttlichen Gegenwart an einem bestimmten Orte, von der Gotteslade, von der Wirksamkeit der Opfer u. s. w. Was kann aber wohl roher seyn, als die Vorstellung seiner Schule von Gott? „Meinest du, ich sey ein Mensch wie du?“ Diese Frage muß diese Schule mit einem unbedingten Ja! beantworten. Selbst in dem Fetischdienst ist noch mehr religiöser Gehalt, wie in diesem Systeme.

Doch diejenigen, welche meinten, das N. T. festhalten zu können, ohne sich die lästige Mitgabe des A. T. gefallen zu lassen, konnten noch glauben, daß die Gefahr für sie noch ziemlich ferne sey, daß der gefräßige Wolf des Zeitgeistes, der des Morgens Raub frisst und des Abends den Raub austheilt, sich mit der Beute begnügen werde, die sie ihm willig vorwarfen, wie jene Mutter zwei ihrer drei Kinder, zufrieden, auf diese Weise nur das eine, das geliebte, und das eigene Leben zu erhalten. Aber aus dieser Hoffnung sind sie plötzlich aufgeschreckt worden! Das „Leben Jesu“ von Strauß, früher Repetenten am theologischen Stift in Tübingen, jezt in Ludwigsburg, erschien, und sie mußten nun erkennen, daß der Feind, weit entfernt, sich mit den ihm überlassenen Außenwerken zu begnügen, diese vielmehr nur dazu benutzte, um aus ihnen die Hauptfestung desto erfolgreicher anzugreifen.

Wir wissen — dies sind die Resultate dieses Werkes — über die Person Jesu so viel wie nichts; selbst seine Abstammung aus dem Davidischen Geschlechte ist durch nichts verbürgt; seine Geburt zu Bethlehäm sicher erdichtet. Die Reden bei Johannes sind eben so unsicher, ja in sich unmöglich, wie die Thaten in den drei ersten Evangelien. Die Evangelien sind ferner gar nicht mehr als Geschichtsquellen zu betrachten; ihr Inhalt ist durchaus sagenhaft, mythisch; das geringe Quantum historischer Wahrheit wuchs unter den Händen der Tradition schnell zu einer Lawine an, und diese Tradition wurde nicht von den Männern, welchen die äußeren Zeugnisse unsere Evangelien beilegen, sondern von späteren, uns unbekannten Verfasser in denselben niedergelegt. Der Christus des N. T. ist nicht der Sohn Gottes vom Himmel, sondern ein Ideal, das sich in der ersten Christengemeinde zu Jerusalem aus den mannichfachen Bestandtheilen, besonders aus der Übertragung Alttestamentlicher Vorstellungen auf ihn, von selbst gebildet hat.

Dies Werk ist eben dadurch so bedeutend, daß es nicht etwas absolut neues gibt — wäre es in England erschienen, so würde es in ein Paar Monaten vergessen seyn — sondern daß es nur consequente Durchbildung und Zusammenfassung von Elementen ist, die in der ganzen Zeit schon vorliegen. Der mythische Standpunkt hat beim A. T. schon eine weit verbreitete Anerkennung gefunden; beim N. T. sind die Wundererklä-

rungen eines Paulus längst verschollen; und die große Masse derer, welche unfähig ist, äußere Wunder anzuerkennen, weil sie das große innere Wunder der Geburt aus dem Geiste nicht an sich erfahren hat, hat schon längst für Alles, was über den gewöhnlichen Naturlauf hinausgeht, die historische Auffassung aufgegeben.

Aber dennoch geht dies Werk bedeutend über das bis jezt Gangbare heraus, und kündigt sich in dieser Beziehung selbst als Organ des immer mündiger werdenden Zeitgeistes an.

Ein Etwas von Frömmigkeit galt bisher noch für dem Theologen so nothwendig, daß, wer es nicht hatte, es zu erhehlen suchte. Hier aber tritt uns die gänzlichste Erstorbenheit alles Gottesbewußtseyns entgegen, und dieser Eigenschaft rühmt sich der Verf. sogar, sie betrachtet er als das Eine, was Noth thut, als dasjenige, was er vor so vielen Anderen voraus habe, die ihn ungleich an Gelehrsamkeit übertreffen. „Den gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen“ — sagt er Th. 1. S. VI. — „fehlt in unserer Zeit meistens noch das Grunderforderniß einer solchen Arbeit, ohne welches mit aller Gelehrsamkeit auf kritischem Gebiete nichts auszurichten ist: die innere Befreiung des Gemüths und Denkens von gewissen religiösen und dogmatischen Voraussetzungen, und diese ist dem Verf. frühe zu Theil geworden.“ Dies Grunderforderniß besitzt er allerdings in einem erstaunenswerthen Grade, und die Philosophie, welche seinem Herzen in Erwerbung desselben beigestanden, feiert hier einen Triumph ähnlich dem Satans, als er in Judas gefahren. Sie kann doch ganze Leute machen, während andere nur halbe. Darin ist sie dem Christenthum gleich; dadurch sein einziger würdiger Gegner, der zuletzt allein mit ihm auf dem Kampfplatz bleiben wird, bis der Herr ihn umbringt mit dem Geiste seines Mundes und seiner ein Ende macht durch die Erscheinung seiner Zukunft. Der Verf. ist, was viel sagen will, eben so entleert von religiösen Voraussetzungen, als er angefüllt ist von irreligiösen Voraussetzungen.

Wie weit läßt er nicht Männer, wie de Wette, hinter sich zurück! Dieser schließt das Werk, worin der mythische Gesichtspunkt für die Bücher Moses zuerst consequent durchgeführt wurde, die Kritik der Israelitischen Geschichte, mit den Worten. „Glücklich waren unsere Alten, die, noch unkundig der kritischen Künste, treu und ehrlich alles das selbst glaubten, was sie lehrten. Die Geschichte verlor, aber die Religion gewann! — Ich habe die Kritik nicht angefangen; da sie einmal ihr gefährliches Spiel begonnen hatte, so mußte es durchgeführt werden, denn nur das Vollendete in seiner Art ist gut. Der Genius der Menschheit wacht über sein Geschlecht und wird ihm nicht das Edelste, was es für Menschen gibt, rauben lassen; ein Jeder handle nach Pflicht und Einsicht, und überlasse die Sorge dem Schicksal.“ Und das Gefühl, was hier mit voller innerer Wahrheit ausgesprochen wird, das glaubt selbst J e n e r wenigstens erheucheln zu müssen, da er dem Gotte, der Himmel und Erde gemacht, und damit sich selbst das Todesurtheil spricht. Aber Strauß tastet mit „Ruhe und Kaltblütigkeit“ den Gesalbten des Herrn an, unbekümmert um das: „von Anfang da die

Welt gemacht, hat so manch Herz nach dir gewacht," ungerührt durch den Anblick von Millionen, die vor dem Erschienenen auf den Knieen lagen und noch liegen, laut das: „In dir habe ich Gerechtigkeit und Stärke" bekennend. Seinem Auge entquillt nicht einmal die Thräne der Wehmuth, die, wem ein fühlend Herz im Busen schlägt, vergießt, wenn er sich von einem irdischen Freunde lossagt, weil er glaubt, sich in ihm getäuscht zu haben. Und welch ein Freund ist es, den er verläßt, den er fühllos mit Füßen tritt! Es ist der, von dem Claudius so wahr, und doch so weit hinter der Sache zurückbleibend, so sehr sich nur an den äußeren Umrissen haltend, die auch demjenigen erkennbar sind, der nur bei der Oberfläche stehen bleibt, sagt: „Ein Helfer aus aller Noth, von allem Ubel; Ein Erlöser vom Bösen; — Ein Helfer, der umher ging und wohl that, und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege! um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten auferstehen, und den Armen das Evangelium gepredigt wird. Dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ, und sie herzte und segnete; der keine Mühe und Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuze, daß er sein Werk vollende; der in die Welt kam, die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone hinaus ging! Andres, hast du je etwas Ähnliches gehört und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann, zu spotten und zu lachen, der muß verrückt seyn. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an." Der Philosoph Jacobi ruft bei dieser Stelle aus: „Welch ein Bild! Welche erhabene und rührende Contraste! Und welche Gewalt der Schönheit, der Huld und Majestät in den vereinigten Zügen dieses vollkommenen Ideals vereiniger Götlichkeit und Menschheit!" Unser Theologe aber, nun der „beschneidet seine Nägel in Ruh und Fried und singt sein Klimpimpimperlied." Er hat das Herz eines Leviathan, das so hart ist wie ein Stein, und so fest, wie ein Stück vom untersten Mühlstein. „Wir sollten uns" — ruft er Th. 2. S. 737. aus — „für einige Krankenheilungen in Galiläa auf höhere Weise interessieren können, als für die Wunder der Weltgeschichte, für die in's Unglaubliche steigende Gewalt des Menschen über die Natur, für die unwiderstehliche Macht der Idee, welcher noch so große Massen der Ideenlosen keinen Widerstand entgegenzusetzen vermögen." Lassen wir ihm diese Begeisterung für den Geist aus dem Abgrunde, für das große Thier, dem gegeben ward ein Mund zu reden große Dinge und Lästerung; mag er ausrufen: wer ist dem Thiere gleich, und wer kann mit ihm kriegen? mag dem Thiere Macht gegeben werden über alle Geschlechter und Sprachen und Heiden; es kommt die Zeit, wo die gewaltige Stimme ertönt: So Jemand das Thier anbetet und sein Bild, und nimmt das Maalzeichen an seine Stirn oder an seine Hand, der wird von dem Weine des Jornes Gottes trinken, der eingeschenkt und lauter ist in seines Jornes Kelch; und wird gequälet werden mit Feuer und

Schwefel, vor den heiligen Engeln und vor dem Lamme. Und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit; und sie haben keine Ruhe Tag und Nacht, die das Thier haben angebetet und sein Bild, und so Jemand hat das Maalzeichen seines Namens angenommen. Lassen wir ihm seine Begeisterung für Dampfmaschinen, Dampfwagen. Auch der Himmel hat seine Dampfwagen. Der Wagen Gottes sind Zehntausende. Der Herr fährt auf dem Cherub und fliegt daher, und schwebt auf den Fittigen des Windes. —

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(England. Mr. Twaine über die Anglikanische Kirche.)

Der Bischof von Ohio in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, Dr. Mr. Twaine, ein auch in England sehr geachteter und angesehener Mann, fühlte sich gedrungen, am Jahresfest der kirchlichen Missionsgesellschaft öffentlich seine Beobachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Anglikanischen Kirche Großbritanniens auszusprechen. Seine Rede ist sehr geeignet, manche Vorurtheile, die sich durch feindselige Zeitungsberichte verbreitet haben, zu zerstören und eine milder partheiische Stimmung zu erwecken.

„In den verfloffenen fünf bis sechs Monaten," sagte er, „die es mir vergönnt war, in England zu verleben, ist nicht selten die Frage an mich gerichtet worden, was für ein Urtheil ich mir über den Fortschritt der Frömmigkeit in diesem Reiche gebildet habe, und besonders über den Grad des lebendigen Christenthums in derjenigen Kirche, die mir vorzugsweise am Herzen liegen mußte, insofern meine eigene kirchliche Gemeinschaft zu Hause mit Freunden sich erinnert, eine Tochter der Englischen Kirche zu seyn. — Es kann der Versammlung die Versicherung nicht anders als erbaulich seyn, daß es einem Fremden, der in gewisser Hinsicht große Vortheile bei der Beobachtung dieser Dinge hat, erscheint, als ob Gott auf besondere Weise seinen Segen über diese Kirche ausgegossen hätte. Ich will damit nicht sagen, daß der Zustand der Englischen Kirche so blühend ist, daß diejenigen, welche für das Wohl derselben zu sorgen haben, die Arme über einander schlagen oder daraus einen Grund hernehmen könnten, fortbin sich größerer Bequemlichkeit zu überlassen, ich will damit nicht sagen, daß in dem vorliegenden großen Werke, einem Werke, das all ihre Kraft und all ihre Gebete in Anspruch nimmt, sie so viel Selbstverläugnung bewiesen hat, als der Herr der Ernte von ihr fordert; sondern ich meine, daß in Betracht des großen Werkes, welches sie gethan hat, und ihrer hohen Stellung in der Geschichte des Reichs Gottes diejenigen, welche ihr diesen Standpunkt und den Vortritt bei der Ausbreitung des Evangeliums in der Welt wünschten, alle Ursache haben, auf den Zeitraum weniger Jahre zurück und in die nahe Zukunft hinaus zu schauen und Gott für die Hoffnungen zu preisen, welche die jetzige Ausgießung seines heiligen Geistes erweckt. Meinen Schluß ziehe ich aber aus zwei Thatsachen."

„Die erste ist, daß Viele, welche die Würde des Predigtamts tragen, jetzt entschieden und gewissenhaft das Evangelium des Sohnes Gottes predigen. Wie viel sind solcher Männer gegenwärtig im Vergleich mit früheren Zeiten! und wie merkwürdig ist das Faktum, daß Viele zur Erkenntniß des Herrn Jesu Christi gebracht worden sind, da sie sich schon dem geistlichen Stande gewidmet hatten, entweder als Candidaten, oder nachdem sie die Ordinationsgelübde abgelegt hatten. Mir scheint, als beweiße nichts deutlicher die Apsicht Gottes, eine Kirche von neuem zu beleben, als das auffallende und augenscheinliche Herabkommen des

heiligen Geistes in die Gemüther derer, welche schon unter den Gelübden ihres Amtes stehen.“

„Meinen Schluß ziehe ich aus einer zweiten Thatsache: aus der entschiedenen Gemüthsrichtung derjenigen, die sich in der Kirche zu einem frommen Leben gewendet haben, auf die einfache Erforschung der heiligen Schrift. Mir ist der Gedanke sehr wichtig geworden, daß mit dem Wachsthum der Frömmigkeit in der Welt die Menschen aller Nationen, Bekenntnisse und Sprachen immer mehr darauf hinkommen werden, das Wort Gottes einfach zu erforschen. So kann ich es also nur als einen Beweis betrachten, daß die Zeit der Verherrlichung Zions nahe ist, wenn ich die gläubigen Bekenner Gottes, Geistliche und Gemeinden, auf dem gemeinschaftlichen Grund der Bibel näher zusammen kommen und sie einfüßiger sich auf die Erforschung der Wahrheit, wie sie in Jesu und in seinem Worte ist, legen sehe. Diese Äußerung, weit entfernt, die Englische Kirche zum Schlummer zu verleiten, sollte sie heutzutage zu einem außerordentlichen Maße der Kräfteanwendung treiben, da sie den ernststen Eindruck haben muß, daß Gott sie jetzt über ihre große Verantwortlichkeit belehrt.“

„Ich betrachte England wie im Mittelpunkt der Bewohner der Erde stehend, nicht etwa wegen seiner geographischen Lage, sondern wegen seiner politischen Beziehungen, seiner Handelsverbindungen, seiner weitverbreiteten und zahlreichen Interessen, und ganz besonders wegen der vielen Millionen, die seine Herrschaft anerkennen oder welche durch diese Herrschaft unter den Bereich seines Einflusses gebracht sind.“ Und mitten in England sehe ich die Englische Kirche und betrachte sie als das Centrum der Christenheit, von wo aus die Lebenskräfte durch ihre Ädren fließen und sich bis an's Ende der Erde ergießen. Ich sehe auf diesem kleinen Flächenraum, kaum so groß als die einzige mir anvertraute Diöcese, dies Atom der Erbkugel, nicht nur 16,000 Diener des Evangeliums, während ich bloß dreißig mir untergebene zähle; sondern ich sehe auch unter diesen 16,000 Predigern viele Gemeinden von Hunderten und Tausenden, welchen das große Geschäft der Ausbreitung des Evangeliums nach jedem Land unter dem Himmel übergeben ist. Ich empfinde tief, daß England der Centralboden seyn sollte, wo sich die Interessen der gesammten Christenheit vereinigen sollten. Ich empfinde tief, wenn ich die Englische Kirche, wie ich sie beschrieben habe, in der Masse ihrer Prediger, und besonders in Bezug auf ihre beiden großen Universitäten, auf deren jeder jährlich Eintausend junge Männer für das Lehramt vorbereitet werden, betrachte, ich empfinde dann tief, daß alle Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses sich zum ernstlichen Gebete um die Ausgießung des Geistes Gottes über diese Kirche vereinigen sollten. Es ist in ihr eine Quelle, aus welcher in kommenden Tagen Ströme fließen werden, welche die Stadt Gottes fröhlich machen und durch welche die Wüsteneien und Einöden bis an's Ende der Erde mit Wonne erfüllt und blühen werden wie die Rose.“

„Lasset mich daher euch auffordern zum Gebete für diejenigen, welche jetzt ihre Bildung an jenen gelehrten Anstalten erhalten. Bittet, daß Gott sie mit seinem heiligen Geiste erfülle, damit sie willige Werkzeuge zur Verbreitung der Wahrheit über die ganze Erde werden. Wir brauchen es, daß der Geist Gottes auf diesen zahlreichen Candidaten des heiligen Amtes ruhe. Ich sehe euch an, den Herrn und Geber aller guten

Gaben demüthig zu bitten, daß sie erfüllt werden mit dem Geiste, welchen sein eingeborener Sohn, der große Missionar, der Erde erworben hat, welcher seine Mission durch den Tod am Kreuze vollendete. Die christliche Kirche selbst ist der große Missionsverein der Welt. Jeder in die Kirche hinein Getaufte ist in eine Missionsgesellschaft getauft und nimmt die Verpflichtung, im Missions Sinne zu wirken, auf sich, indem er gelobt, alle seine Kräfte und Vermögen der Sache Gottes zu widmen; und ob er nun daheim ist oder draußen, er bleibt immer verbunden, allen Bemühungen als Missionar dieses Evangeliums, das ihm gegeben ist, und als ein Mitglied der Kirche, in welche er getauft worden ist, sich zu unterziehen.“

(Schweiz.) Der Rath des Kantons Bern hat die Erbauungsstunden, welche von den Predigern der evangelischen Gesellschaft gehalten werden, freigegeben, und in seinem Erlass über diesen Gegenstand folgenden einfachen Grund angeführt: „Da es Jedem erlaubt ist, an öffentlichen Orten zu essen, zu trinken und sich zu vergnügen, auf dem Lande bis 10 Uhr und in der Stadt bis 11 Uhr Abends, so wäre es ungerrecht, der Freiheit derjenigen, welche ihr Vergnügen in religiöser Erbauung finden, das mindeste Hinderniß in den Weg zu legen.“ — Dagegen hat der Römisch-katholische Rath des Kantons Schwyz unter Androhung von Geldstrafen die Vertheilung religiöser Schriften verboten. Reisende, welche nichts davon wußten, kamen dadurch in schweren Schaden und viele Unannehmlichkeiten. Ein junger Mann aus Basel wurde zu Schwyz in's Gefängniß geworfen und zu einer Geldbuße von 20 Louis'd'or verurtheilt, weil er Traktate verschenkt hatte. Später wurde ein Student aus Lausanne vier Tage lang gefangen gehalten, nach geleisteter Sicherheit freigelassen, sodann zu 12 Louis'd'or Strafe und den Prozesskosten, zusammen 16 Louis'd'or verurtheilt, weil er Folgendes verbrochen hatte. Er war an dem Lowerzer See mit Zeichnen beschäftigt, als ein kleines achttjähriges Mädchen herankam und ihm einen Kaffee anbot. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein, und da er hörte, daß sie lesen könne, aber kein Buch besäße, schenkte er ihr die Geschichte zweier Mädchen, welche von einer Lavine verschüttet und aus der äußersten Gefahr gerettet worden waren. Das Kind ging sogleich zum Pfarrer und zeigte ihm das Buch. Dieser ließ während heraus und bot die Bauern, denen er begegnete, auf. Lektüre schickten sich an, kurzen Prozess zu machen, aber der Pfarrer beschwichtigte sie nun mit der Hoffnung guter Beute, wenn sie den Gang nach Schwyz liefern würden. Drei Reisegefährten des Studenten wurden mit ergriffen, bald aber wieder entlassen: er selbst von Genes'armen nach Schwyz transportirt, in's Gefängniß geworfen, und, wie oben gesagt, bestraft. Das Urtheil wurde ihm auf den Bericht einer Commission gesprochen, welche größtentheils aus Priestern bestand, und in dem Bücklein nichts weiter zu tadeln fand als den Satz: „Jesus Christus ist für unsere Sünden gestorben.“ Während er im Gefängniß war, durften seine Freunde ihn nicht besuchen, man verwehrete ihm sein Mäntchen, worin die Wäsche war, ein Rasirmesser, um sich zu rasiren, Dinte und Papier zum Schreiben. Die Sicherheit, die er leisten mußte, bestand in 25 Louis'd'or und dem Ehrenwort, vor dem Rathe sich zu stellen. (Archives du Christianisme.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 20. Januar.

N^o 6.

V o r w o r t.

(Schluß.)

Eschenmayer in Tübingen hat seiner Schrift gegen Strauß den Titel gegeben: „Über den Ischariotismus unserer Tage;“ gewiß sehr bezeichnend. Das Wesen des Judas, der nicht bloß als Individuum in Betracht kommt, sondern noch unendlich mehr als Typus, den der Herr gerade deshalb in seine Nähe aufnahm, weil er das Aufkommen des Sohnes des Verderbens als eines großen Kollektivums in seiner Kirche vorausah, ist in den Worten der Weissagung enthalten: „Der mein Brodt ißt, der tritt mich mit Füßen.“ Und haben denn diese Leute nicht etwa von seinem Brodte gegessen, und essen sie nicht noch fortwährend davon? Sie wurden hineingeboren in eine Gemeinschaft, die sich seiner leiblichen und geistlichen Segnungen erfreut; er hat in der heiligen Taufe ihnen ein Unterpfand seiner Gnade gegeben; täglich noch breitet er seine Hände aus zu dem ungehorsamen und widerspenstigen Volke; täglich ist sein Tisch für sie gedeckt. Aber sie — statt einzustimmen in den Chor seiner Gemeinde: „Bewahre mich mein Hüter, mein Heiland nimm mich an, von dir, Quell aller Güter, ist mir viel Gut's gethan; dein Mund hat mich gelabet; mit Milch und süßer Kost, dein Geist hat mich begabet, mit mancher Him- melslust“ — treten ihn mit Füßen; sie verrathen ihn in wahn- sinniger Verblendung für die ärmlichen Silberlinge der Selbst- vergötterung, der Ehre bei der Welt.

Doch, thun wir ihnen nicht etwa Unrecht? Am Schlusse der Kritik von Jesu Leben — bemerkt ja doch der Verf. Th. 2. S. 686. — ergibt sich die Aufgabe, das kritisch Vernichtete dogmatisch wiederherzustellen. Er meint, sein Angriff sey nur gegen die bisherige Form des Christenthums gerichtet; das Wesen desselben trete dadurch nur um so herrlicher an's Licht. Sehen wir zu, worin dies Wesen besteht. Er faßt es S. 735. in fol- genden Worten zusammen, nachdem er vorher gegen die gewöhn- liche, nach seiner Meinung nunmehr gänzlich veraltete Form bemerkt hat, es sey gar nicht die Art, wie sich die Idee rea- lisire, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten, und gegen alle anderen zu geizen, sondern in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, im Wechsel sich setzender und wiederaufhebender Individuen liebe sie, ihren Reich- thum auszubreiten. „Die Menschheit ist die Vereinigung der beiden Naturen, der menschgewordene Gott, der zur Endlichkeit entäußerte unendliche, und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters: des Geistes und der Natur; sie ist der Wunderthäter: sofern im Verlaufe der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese

ihm gegenüber zum machtlosen Material seiner Thätigkeit herab- gesetzt wird (Eisenbahnen, Dampfmaschinen u. s. w.); sie ist der Unföndliche; sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadel- loser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende; Auferstehende und zum Himmel Fahrende: sofern ihr aus der Negation ihrer Natürllichkeit immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als per- sönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht. Durch den Glauben an diesen Christus, namentlich an seinen Tod und seine Auferstehung, wird der Mensch vor Gott gerecht, d. h. durch die Belebung der Idee der Menschheit in sich, namentlich nach dem Momente, daß die Negation der Natürllichkeit, welche selbst schon Negation des Geistes ist, also die Negation der Nega- tion, der einzige Weg zum wahren geistigen Leben für den Menschen sey, wird auch der Einzelne des gottmenschlichen Le- bens der Gattung theilhaftig.“

Selten wird man wohl ein so ungeheures Maas von Auf- richtigkeit in Verbindung mit einem eben so ungeheuren Maasse von Lüge, von Heuchelei, von Scheinheiligkeit antreffen. Der Verf. sagt Th. 1. S. 16., der Nationalismus habe lehren müssen, wie er gelehrt, „weil er innerhalb der Kirche verharren wollte.“ Dieser Vorwurf trifft ihn in unendlich höherem Grade. Wollte er frei mit der Sprache herausgehen, so müßte er gegen das Chri- stenthum dieselbe Stellung annehmen, welche schon Viele neuer- lich, und vor ihnen Voltaire und der Fragmentist; so müßte er es mit denselben glühenden unversöhnlichen Haffe verfolgen, mit dem wir seine Teufelslehre, so müßte das *ecrasez l'infame* sein Wahlspruch seyn, wie es der unfreige ist. Es hat ja seinen Gott mit Füßen getreten; es ist der Sohn des Verderbens, der seinen Herrn verrathen hat; es hat die Sünde wider sei- nen heiligen Geist begangen. Es hat die Blüthe der Mensch- heit in der Knospe vernichtet; es hat die dem Heidenthum unbe- kannte Lehre von der Sündhaftigkeit alles menschlichen Wesens aufgebracht; es hat die Kronen, welche jedes Mitverklärten Haupt schmücken sollten, kirchenräuberisch genommen, und hat sie einem erträumten Könige des Himmels und seinem ebenfalls erträumten Sohne aufgesetzt. Es ist die Mutter jener Hunde- demuth geworden, die, von dem Gotte in der eigenen Brust nichts wissend, vor einem Gößen auf den Knien liegt; es hat den Esau der Menschheit schlau um sein Erstgeburtsrecht betro- gen, und ihm dafür nichts weiter gegeben, als ein elendes Ge- richt Linsen; es hat Jahrhunderten den freien und frohen Genuß des Daseyns geraubt, und läßt noch jetzt vor trüber Andacht nicht zur rechten Freude über die Siege des Geistes über die Natur gelangen, betrachtet diese nur als einer niederen Region

angehörig; es hat den Blick abgewandt von dem Diesseits, und in Wehmuth und Sehnsucht die besten Kräfte verzehrt; und die Monarchie, die es in den Himmel setzt, ist die Mutter der Monarchie und des Despotismus auf Erden geworden.

Aber auch in Bezug auf die geschichtliche Auffassung des Christenthums ist der Verf. noch nicht bis zur vollen Consequenz vorgeedrungen; noch eine Stufe ist übrig geblieben, und er muß eilen, daß er sie ersteigt, oder wenigstens bekannt macht, daß er sie erstiegen hat, ehe ihm ein anderer zuvorkommt. Er wirft dem Nationalismus vor, daß er die Fortschritte der heidnischen Mythologie zu wenig beachtet habe; aber wenn jener die Gleichheit, so hat er die Differenz zu sehr aus den Augen gelassen. Es heißt den Begriff des Mythos, wie er von den Begründern der heidnischen Mythologie einstimmig aufgestellt worden, ganz und gar vernichten, wenn man von Mythen im N. T. redet. Der einzige Boden, in dem der Mythos gedeiht, ist das Kindheitsalter des menschlichen Geschlechts; in der historischen Zeit entstehen wohl Lügen, Sagen; aber keine Mythen; in das Gebiet absichtlich dichtender, lügenhafter Sage gehören auch die Analogieen, die der Verf. beibringt, z. B. die der Geschichte des Cyrus. Der Boden des N. T. aber ist durchweg ein historischer; alle Umgebungen, in welche es eintrat, unter denen es begann und sich entfaltete, sind uns bekannt. Dazu kommt noch Folgendes. Der Inhalt der Evangelien stimmt, auch alle angeblichen Widersprüche als vorhanden zugegeben, doch zu sehr zusammen, er gewährt ein zu anschauliches Bild Christi, als daß eine absichtslose Zusammenwürfelung der verschiedenartigsten Elemente zur Erklärung ausreichte. So wird man also auf diesem Standpunkte unaufhaltsam auch für das N. T. dahin gedrängt, wohin man beim A. T. schon längst gelangt ist, zur Annahme absichtlichen Betruges, bewusster Lüge.

Doch auch diese Erscheinung, mit Allem was ihr verwandt ist, liegt in der Hand des Herrn, dessen letztem Zwecke auch das Böse dient, und über dem Schmerze über die menschliche Sünde dürfen wir nicht vergessen, den Blick auf das Werk des Heiligen zu richten. Hier aber sind uns nur noch kurze Andeutungen erlaubt, da wir unser Ziel schon überschritten haben und zum Ende eilen müssen.

So gewiß als das Christenthum Wahrheit ist, so gewiß kann auch der schärfste Angriff nur dazu dienen, seine Wahrheit um so schärfer hervortreten zu lassen, in seine Tiefen hineinzuführen, seine verborgenen Herrlichkeiten zu entdecken. Dies hat sich durch achtzehn Jahrhunderte bewährt, und wird sich jetzt um so mehr bewähren, je edler die Kräfte und je mannichfaltiger die Gaben sind, welche im Dienste des christlichen Glaubens stehen.

Es ist die Aufgabe der christlichen Theologie, die *homines bonae voluntatis* vollkommen mit den Waffen zu versehen, durch die sie diesen Angriff abwehren können. Sie muß die objektiv vollkommen zureichende Lösung aller Zweifel geben. Sie darf aber nie darauf Anspruch machen, diese Lösung denen aufzudrängen, welche das Licht hassen, weil ihre Werke böse sind. Das hieße, so viel an ihr ist, die Absicht Gottes vereiteln, welcher die Zweifel gerade deshalb in so blendender Gestalt auftreten ließ, damit Niemand ihn finde, der nicht durch sein Herz getrie-

ben wird, ihn zu suchen, Niemand zum Sohne komme, den nicht der Vater kräftig zieht. Man lese, um das hier nur Ange deutete vollkommen zu verstehen, in *Pascals pensées*, die Niemand ungelesen lassen sollte, den trefflichen Abschnitt: *dessein de Dieu de se cacher aux uns et de se decouvrir aux autres*.

Zwei Völker sind im Leibe dieser Zeit, und nur zwei. Immer fester und geschlossener werden sie sich entgegentreten. Der Unglaube wird mehr und mehr ausschneiden, was er noch von Glauben, der Glaube aber auch, was er noch von Unglauben in sich hat. Daraus wird unberechenbarer Segen entstehen. „Durch die dreihundert Mann, die gekleidet haben — sprach der Herr zu Gideon — will ich euch erlösen, und die Midianiter in deine Hände geben; aber das andere Volk laß alles gehen an seinen Ort.“ Hätte der Zeitgeist fortgefahren Zugeständnisse zu machen, so würden auch ihm fortwährend Zugeständnisse gemacht worden seyn. Nun aber, da er durch jede Gabe nur immer zudringlicher wird, werden diejenigen, die ihm nicht Alles geben wollen, ihn mehr und mehr ganz abweisen und ihre früheren Gaben laut zurückfordern. Man fing damit an, die ersten Capitel der Genesis als mythisch preiszugeben; das, meinten selbst wohlgefinnte Theologen, wie Seiler und Muntinghe, sey ganz unbedenklich (vgl. *Pareau* p. 285.); bald gab man, vermeintlich zur größeren Ehre des N. T., die ganze Geschichte des A. T. als mythisch auf; kaum war dies Ziel erreicht, so glaubte man sich genöthigt, dem Zeitgeiste den Inhalt der ersten Capitel des Matthäus und des Lucas aufzuopfern, mit der treuherzigen Versicherung, daß die folgenden Nachrichten von Jesu Leben durch diese Bedenken gegen seine Jugendgeschichte gar nicht gefährdet werden sollen; bald aber gab man außer dem Anfang auch das Ende, die Himmelfahrt Jesu als mythisch auf; auch da aber fand man noch nicht Ruhe; es dauerte nicht lange, so gab man die ganzen drei ersten Evangelien preis; man zog sich in das Evangelium Johannis zurück und rühmte sich laut, dort sicher zu seyn, ohne daß man im Geheimen das Bewußtseyn ganz unterdrücken konnte, daß man nur noch von der Gnade des Feindes lebte; jetzt ist dieser erschienen; er bedient sich derselben Waffen, mit denen er früher siegreich gewesen; es steht um Johannes jetzt gerade so mißlich, wie früher um die drei ersten Evangelien. Jetzt gilt es einen kühnen Entschluß, eine große Wahl; entweder muß man Alles aufgeben, oder man muß grade bis zu dem Punkte und durch dieselben Stationen wieder bergauf gehen, von dem und durch die man früher bergab gegangen. Dazu wird man sich nicht sogleich entschließen; man wird anfangs noch glauben, wohlfeileren Kaufes wegkommen zu können; aber wie man sich auch drehen und winden, welche Künste man auch gebrauchen mag, die Sache läßt sich nicht ändern. — Schon Eschenmayer hat darauf aufmerksam gemacht, wie jetzt über die neuere Theologie das Gericht ergehe, und in wie vollem Sinne dies wahr ist, davon überzeugt man sich, wenn man z. B. bei Strauß Th. 2. S. 710. den Abschnitt über Schleiermacher liest. Dieser hatte so Vieles aufgegeben, um nicht mit der jetzigen oder künftigen „Wissenschaft“ in Conflict zu gerathen; aber eins, daß Gott in Christo Mensch geworden, hatte er nicht aufgeben können; denn damit war seine ganze Existenz verflochten. Mit siegender Gewalt, doch so, daß wir ihn aus seiner Niederlage nur lieber gewin-

nen, weist ihm Strauß nach, daß er mit dem Opfer der übernatürlichen Erzeugung, der Auferstehung, der Himmelfahrt u. s. w. u. s. w. die „Wissenschaft“ noch nicht befriedigt habe; denn das eine große Wunder, dessen bloße Zugabe und Folge alles übrige bilde, bleibe ja noch stehen; es sey den Gesetzen aller Entwicklung zuwider, den Anfangspunkt als ein Größtes zu denken; das Urbildliche könne nicht in einem geschichtlichen Einzelwesen vollständig zur Wirklichkeit gekommen seyn, da wir das Urbild sonst nie in einer einzelnen Erscheinung, sondern nur in einem ganzen Kreise von solchen, die sich gegenseitig ergänzen, verwirklicht finden; die Unschuldlichkeit sey eine mit der menschlichen Natur unvereinbare Eigenschaft, da die Sünde zu den Bedingungen der menschlichen Existenz und Entwicklung gehöre, u. s. w.

Bis nun aber diese vollkommene Einigung im Geiste unter denen, die Christo angehören wollen, vollzogen worden ist, wird im Angesichte des gemeinschaftlichen Feindes das Band der Liebe sie weit enger verbinden als früher, und diese Liebe wird so stark und innig seyn, daß sie ihre Differenzen unter einander frei und offen anerkennen und verhandeln können, ohne dadurch sich entfremdet zu werden. Denn jedes Verschleiern, jedes Bemänteln zeugt von Schwäche der Liebe.

Je consequenter der Zeitgeist sich ausbildet, desto unmöglicher wird es für seine Diener seyn, sich selbst und Anderen aufzulügen, daß sie zum Dienste der Kirche geeignet seyen. Man sehe nur, wie Strauß sich zu Ende abmüht nachzuweisen, daß man auch bei seinen Überzeugungen das christliche Predigtamt bekleiden könne und doch zuletzt zugestehen muß, er, der sonst so Scharfsinnige, habe mit diesem Beweise noch nicht recht auf's Reine kommen können; bei jeder Fassung desselben stellen sich ihm Schwierigkeiten entgegen. Die Lüge, die Lüge, das sey der schwierige Punkt, um den so schwer hinwegzukommen; denn setze man sich auch selbst darüber hinweg, so sey doch die Gemeinde zu fürchten. Auch mit dem Rath, man solle von der Kanzel auf den Katheder steigen, sey nicht geholfen; „denn wenn derjenige, welchen der Gang seiner Bildung nöthigte, die geistliche Praxis aufzugeben, nun viele solche heranzubilden bekäme, die durch ihn zur geistlichen Praxis unfähig würden, so wäre dies das Übel nur ärger gemacht.“

Und endlich, je mehr die Sünde reißt, desto mehr reißt auch das Ge-
richt, und je näher das Gericht kommt, desto näher kommt auch das Heil.
„Der Geist und die Braut sprechen: komm. Und wer es höret, der spreche: komm! Es spricht der solches zeugt: Ja, ich komme bald. Amen. Ja komm, Herr Jesu! Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sey mit euch Allen! Amen!“

„Siehe, es wird ein Wetter des Herrn mit Grimm kommen, ein schreckliches Ungewitter wird den Gottlosen auf den Kopf fallen. Denn des Herrn grimmiger Zorn wird nicht nachlassen, bis er thue und aus-
richte, was er im Sinne hat: zur letzten Zeit werdet ihr solches erfahren.“

Wer wollte denn nun schlafen?

Wer klug ist, der ist wach.

Gott kommt die Welt zu strafen,

Zu üben Grimm und Rach

In allen, die nicht wachen

Und die des Hieres Bild

Anbeten sammt dem Drachen;

Seyd wach! der Löwe brüllt.

Nachrichten.

(Königsberg. Sittenbrief des General-Superintendenten Dr. Sartorius an sämtliche Superintenden und evangelische Geistliche in der Provinz Preußen.)

Theure Amtsgenossen!

Mit brüderlichem Gruße begrüße ich Euch als Genossen desselben irdischen und himmlischen Berufes, als Mitarbeiter im Dienste Christi und seiner Gemeinde. Die Berufung zu Eurem General-Superintendenten gibt mir nach den Grundfäden der Evangelischen Kirche keine wesentlich höhere Stufe des geistlichen Amtes, sondern sie stellt mich als Bruder unter Brüdern in Eure Mitte, um dem Bunde, der uns zum Dienste des Einen Meisters (Matth. 23, 8.) vereinigt, als gemeinsames Organ zu dienen. Dies kann nur dadurch geschehen, daß wir als das vereinigte kirchliche Ministerium des Landes geistlich zu einer lebendigen Gemeinschaft verbunden sind, so daß durch die Einheit des Geistes ein Glied wahrhaft mit Allen verbunden, sie Alle vertreten kann, indem es nicht für sich und sein Interesse, sondern in Liebe für die ganze Gemeinschaft wirkt und lebt. Dies ist der mir gewordene Beruf, dessen Schwere ich erkannte und so dessen Übernahme ich mich daher nur schwer entschließen konnte. Er ist schwer zu jeder Zeit, weil er, je höher er ist, um so tiefere Selbsterlägung fordert und ein Allen allerlei seyn erheischt, welches weit entfernt von klug geschmeidiger Anbequemung nur in wahrer christlicher Hingebung seinen Grund haben darf. Er ist besonders schwer zu unserer Zeit, in der die Einheit der Kirche und ihres Lehrstandes innerlich zerrissen ist durch tief greifende Spaltungen in der Lehre des Glaubens, worüber sich Partheien gebildet, die nur zu sehr der Willkür ihrer eigenen Meinung folgend, sich selbst wiederum in immer kleinere Sektionen zerlegen, und so immer mehr den großen und heiligen Bund der Kirche in Bruchstücke zerfallen. Welche Stellung geizt bei diesem Stande der Verhältnisse, der gegenwärtig durch die ganze Evangelische Kirche sich hindurchzieht, einem Superintendenten? welchen Standpunkt muß er behaupten, der seinem ganzen ihn umgebenden Sprengel eine vereinigende Mitte darbieten kann? Soll er nur Friede, Friede rufen ohne Friedensartikel des Glaubens, ohne positiven Grund wahrhaftiger Einigung im Geist und in der Wahrheit? Da ist kein Friede, sondern Gleichgültigkeit. Oder soll er ein von ihm selbst gebildetes und zwischen den Gegenfäden klügelich schaukelndes System als vermittelndes darstellen? Dann würde er selbst nur wieder eine neue Mittelparthei bilden. So hielt es nicht der hochwürdige Greis, der vor mir auf diesem Posten stand, ein edles Muster für mich, und so kann ich es auch nicht halten.

Was wahrhaft hinausliegt über die Spaltungen der Partheien, Sekten und Schulen, das ist die Kirche „in der das Evangelium recht gelehrt wird und die Sakramente recht verwaltet werden“ (Augsb. Confess. Art. 7.), die Kirche, deren Diener wir sind. Die Kirche, vom Geiste Gottes durch das Wort der Propheten und Apostel begründet, erhalten und erneuert, ist nicht ein loser Verein unbestimmter, vielgespaltenen Meinungen; nein, sie ist die Gemeinschaft der Gläubigen, welche das Wort Gottes, das Wort des Lichts und Lebens, bezeugt von auserwählten Zeugen, in klarem Glauben erfährt und Antwort darauf gegeben im Bekenntniß dieses Glaubens, welches das Symbol ihrer Einigung wurde; denn ohne Confession gibt es keine Kirche. Und dieser Glaube der christlichen Gemeinde ist nicht ein todes Erbtheil der Überlieferung geworden, sondern in der lebendigen Kraft seiner schriftmäßigen Wahrheit hat er sich durch alle Gegenfäden der Unwahrheit hindurch gerungen und durch immer entwicklungsfähigeres Erkenntniß auch zu immer bestimmterem Bekenntniß sich erhoben, wie das Verhältniß der protestantischen zu den katholischen und der späteren zu den früheren Symbolen zeigt. Immer-

bar hat er sich in diesem Entwickelungsgeange als die wahre einigende Mitte entgegengesetzter Einseitigkeiten und Abirrungen erwiesen, und so kann und wird er sich auch unter uns beweisen.

Stets hat die Lehre der Evangelischen Kirche, unverrücklich am Worte Gottes haltend, aller Schwärmgeistererei widerstrebt, welche, den Geist vom Worte sondernd, ihren Träumen und Gefühlen mystisch sich hingab; stets hat sie ihr gegenüber das Recht des Gedankens in der Wissenschaft der Theologie gewahrt. Aber nicht minder hat sie jene eitle Vernunftstiele von sich gewiesen, welche den eigenen Geist über den Geist Gottes, den Geist der Zeit über den Geist der Ewigkeit erheben, die Hohen göttlicher Offenbarung in menschliche Beschränktheit herabzu ziehen und Gottes Wort nach Menschen-Meinung, statt diese nach jenem, zu richten, sich thöricht vermaßen hat. Aus diesen trüben Quellen menschlicher Selbstsucht sind alle jene Irrungen hervorgegangen, wogegen auf dem Grund der Bibel die wahre Kirche Christi in ihren Bekenntnissen entschieden protestirt hat; aus diesen Quellen entspringen sie stets von neuem wieder und haben sich auch in unserer Zeit besonders weit verbreitet. Zwar ist — dem Herrn sey Dank — jene traurigste Periode, in welcher der Unglaube für Bildung und Aufklärung galt, vorüber; ein neuer Geist des Glaubens regt sich mannigfach. Allein theils sind die Nachwirkungen jener Periode jetzt noch weit in der großen Masse verbreitet, theils auch haben jene erneuten Glaubensregungen je nach der subjektiven Verschiedenheit ihrer Förderer so viel Sonderthümliches und Unlauteres angenommen, daß der Zustand der Kirche noch immer bedenklich ist. Die frühere Gleichgültigkeit der Kirche ist gewisshen einem bitteren Haber unversöhnlich streitender, sich gegenseitig ausschließender Richtungen, welcher die innere Gemeinschaft der Evangelischen Kirche mehr und mehr zu zersprengen droht.

Diesem fühlbaren Uebel kann nur dadurch gesteuert werden, daß die Gemeinschaft der Christen sich in gemeinsamem Glauben auf den alten Fundamenten ihrer Kirche lebendig wieder erneut. Nicht eine todte Repräsentation der Form und des Buchstabens kann hier helfen, kein hierarchischer Zwang eine Einheit schaffen, die nur vom Geiste ausgehend einen geistlichen Werth haben kann. Aber um so eifriger laßt uns in geistlicher Weise durch Gebet, Nachdenken und Erfahrung (oratio, meditatio, tentatio) nach Einheit des Geistes streben in der Einigkeit des Glaubens, den unsere Evangelische Kirche aus der heiligen Schrift in kräftiger Wahrheit bekennet. Noch immer steht über die schwächlichen Privatmeinungen der Einzelnen das Gesamtbekenntniß aller Evangelischen Kirchen Deutscher Nation, die Augsburgische Confession, hoch erhaben, und so wie sie, auf dem Felsengrunde der Schrift Christum freudig bekennend, der Mittelpunkt gewesen ist, um welchen sich alle Deutsche Protestanten; sowohl Lutheraner als Reformirte, laut heiliger Verträge gesammelt und festen kirchlichen Bestand gewonnen haben, so muß sie uns auch in dieser Zeit mannigfacher Spaltungen von neuem zum Mittelpunkt werden, um welchen sich die streitenden Gemüther wiederum sammeln zur Friedens-Union des Glaubens und miteinander erstarren durch die Geistesgemeinschaft der Kirche in der Gegenwart und Vergangenheit. Eine solche Einigung im Geiste und in der Wahrheit dient erst der äußeren zur wahren Basis und geistigen Vollendung und wird durch einmüthige Kirchlichkeit auch auf die Kirchlichkeit der Gemeinden belebender wirken und neue Bande christlicher Gemeinschaft schlingen.

Es wäre Mißverständnis, zu meinen, daß hier von einer Beschränkung christlicher Freiheit die Rede sey; es handelt sich vielmehr um wahre Befestigung derselben. Freiheit ist nicht Willkühr, vielmehr führt diese durch ihre Eigenmacht gerade zur Unterdrückung jener sowohl im Gebiete des Staates als der Kirche. Die Freiheit ist ein Recht, welches die Pflicht in sich schließt, die Freiheit Anderer zu achten. Die Ge-

wissensfreiheit evangelischer Gemeinden besteht in ihrer Unabhängigkeit von persönlicher Willkühr. Sobald der kirchlich verordnete Lehrstand eine ungemessene Lehrwillkühr sich anmaßt, so sind die Gemeinden in eine brüskende Abhängigkeit von den wandelbaren Meinungen ihrer Geistlichen gesetzt, und es wird nicht fehlen, wie Erfahrungen der neueren Zeit beweisen, daß Laien jener Lehrwillkühr gegenüber alsbald auch für sich eine Willkühr in Anspruch nehmen werden, wonach sie ihre Erbauung entweder außerhalb der Kirche in separirten Gesellschaften suchen werden, oder durch die Übermacht der Mehrzahl den Prediger nöthigen werden, zu predigen, nicht was ihm, sondern was ihnen gefällt (2 Tim. 4, 3 f.). So würde also eine Willkühr über die andere sich erheben und der große Verband der Kirche in eine Anarchie von Meinungen und Sekten auseinandergehen, wobei die selbstständige Würde des geistlichen Amtes und die wahre Lehrfreiheit, d. h. die Freiheit, die Wahrheit zu lehren, bald gänzlich vor dem Andrang kräftiger Irthümer zu Grunde gehen würde. Das Symbol der Kirche ist es, welches die Freiheit seiner Bekenner gegen eigenmächtige Willkühr sowohl der Lehrer als Hörer des Wortes beschirmt und sichert und eben dadurch ein Fundament der Gewissensfreiheit, so wie der ganzen kirchlichen Ordnung ist.

Es wird auch kein wahrer Fortschritt des Geistes und der Wissenschaft dadurch gehemmt. Im Gegentheile diejenigen verkennen gerade die bedeutendsten Fortschritte der Christenheit, welche nicht anerkennen, daß sie im Lichte der göttlichen Offenbarung durch eine Entwickelung von achtzehn Jahrhunderten unter den größten geistigen Bewegungen zu Resultaten gelangt sey, welche sich auf dem ewigen Grunde des Wortes Gottes jedem aufrichtigen Forscher von neuem als göttliche Wahrheit bewähren und immer tiefer begründen werden. Diejenigen machen nicht Fortschritte, sondern die weitesten Rückschritte, welche die stete Arbeit des göttlichen Geistes am menschlichen Geschlechte für so vergeblich halten, daß sie mit ihrem Geiste erst von vorne anfangen zu müssen, erst jetzt die Wahrheit erfinden zu müssen glauben. Die Wahrheit ist vorhanden in der Kirche Christi, welcher er selbst den Geist der Wahrheit verheißen, so sie treu bei seinem Worte bleibe, wie die Evangelische Kirche thut. Da nur ist wahrer Fortschritt, wo man auf wahrem Wege ist und bleibt; sonst schreitet man wohl, aber seitwärts oder abwärts und verirrt sich auf eigenem Weg. Der wahre Weg des Heils, die christliche Kirche kennet ihn und lehret uns in Gemeinschaft wandeln auf ihm und mit einander fortschreiten in Erkenntniß, Glauben und Liebe zu dem Ziele, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu (Phil. 3, 14). Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, der Anfänger, Mittler und Vollender unseres Glaubens. In seinem Reiche, erleuchtet und geheiligt durch seinen Geist, auf dem hinanstreigenden Wege der alten ewigen Wahrheit zum Ziel der Vollendung immerdar fortzuschreiten, ist unsere heiligste Pflicht; darin unseren Gemeinden einmüthig und kräftig mit reinem Wort und Wandel voranzugehen, unser heiligster Beruf, wozu nicht mein, sondern des Apostels Wort uns dringend ermahnt, wenn er spricht Ephes. 4, 1—6.: „So ermahne ich nun Euch, daß ihr wanket, wie sich's gebührt Eures Berufs, darin Ihr berufen seyd, mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld und vertragen einer den andern in der Liebe, und seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens; Ein Leib und Ein Geist, wie Ihr auch berufen seyd auf einerlei Hoffnung Eures Berufs; Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über Euch Alle und durch Euch Alle und in Euch Allen.“

Die Gnade des Herrn sey mit Euch und mit mir!

Königsberg, den 7. December 1835.

Dr. Sattorius.

General-Superintendent der Provinz Preußen.

Über die Todesstrafe.

Das Novemberheft des vergangenen Jahrgangs der *Ev. Z.* (Nr. 89—91.) enthält einen gründlichen Aufsatz, betitelt: „Das Gesetz der Todesstrafe in seinem Verhältnisse zur Offenbarung des Alten und Neuen Bundes.“ Es soll hier ein kleiner Beitrag dazu geliefert und dem dortigen Wunsch am Schlusse einigermaßen entsprochen werden. Man fasse folgende Sätze in's Auge, und prüfe sie.

1. Eigentlich zieht jede Übertretung der göttlichen Gebote, wie von Anfang, also auch in deren nachheriger speciellen Offenbarung, den Fluch (5 Mos. 27, 26., 28, 58., 29, 20., Gal. 3, 10.), nämlich alles Elend, zeitlichen und ewigen Tod nach sich (Röm 6, 23 ff.). Es kann keine Frage seyn, ob der Schöpfer berechtigt war, die Bedingung von Wohl und Weh an sein Gesetz zu knüpfen; das Unglück der sündig geborenen Creatur aber glich seine Erbarmung in Christo überschwinglich aus. Dagegen ist im N. T. nicht auf alle Sünden die Strafe der leiblichen Tödtung oder Hinrichtung durch Menschen gesetzt.

2. Obgleich, wer an Einem Gesetze verbricht, des ganzen Gesezumfanges schuldig ist (Jak. 2, 10.) vermöge der untheilbaren Einheit des göttlichen Rechts, mithin ein fluchwürdiger Sünder ist: so gibt es doch Grade der wirklichen Versündigung, mehr oder minder schwere Sünden und danach bemessene Strafen, schon nach Mosaischen Rechten (vgl. Matth 12, 31. 32., 1 Joh. 5, 16. 17.).

3. Unter dem ersten Menschengeschlecht scheint der Mord nicht nach einer bestehenden Rechtsnorm gerichtlich mit dem Tode bestraft worden, aber Blutrache vorhanden gewesen zu seyn, als ein natürlich moralisches Zeugniß der gebührenden Vergeltung, und darum von Gott und den Adamiten zugelassen, wie noch unter dem Gesetz Moses (4 Mos. 35, 12., 5 Mos. 19, 6.). Denn nach dem patriarchalischen Verhältnisse vor der Gesetzgebung war der nächste Verwandte derjenige, von dem man in allen Stücken Rechtshülfe zu erwarten hatte, der Vögel. Man vergleiche die Geschichte Kain's und Lamech's.

4. Dieses Recht des Gewissens bestätigte der Herr den Noachiden (1 Mos. 9, 6.) für alle ihre Nachkommen, und zwar ausdrücklich dahin, daß, wer Menschenblut vergieße, wieder durch Menschen getödtet werden solle, folglich, wo geordnete Obrigkeit sey, sie dieses Gesetz zu vollziehen habe. Dieses Urgegesetz wurde nachher dem Levitischen als ein Hauptstück nur angeeignet und streng eingeschärft (4 Mos. 35, 31.), und ist von letzterem unabhängig, wurde daher auch von jeher unter allen Völkern mehr oder minder geübt. Um so weniger ist zu bezweifeln, daß das N. T. es habe beibehalten wissen wollen in sei-

nen Aussprüchen Matth. 26, 52., Röm. 13, 4., 1 Joh. 5, 16., Offenb. 13, 10., was noch durch den folgenden Umstand bekräftigt wird.

5. Der Mord ist eine ausgezeichnete Sünde, eine satanische, eine Wiederholung der Sünde des ursprünglichen Feindes Gottes und der Menschheit (des Menschenmörders von Anfang, Joh. 8, 44.), und leidet keine Vergleichung mit anderen Verbrechen. Sie erstreckt sich über die Zeitlichkeit hinaus, bricht das unreife Leben des Gemordeten ab, setzt sich an die Stelle Gottes, der allein das Recht hat zu tödten oder tödten zu lassen wann es Zeit ist, entscheidet an dessen Statt über das Loos der Seele ihres Opfers, die vielleicht in ihren Sünden dahinfährt. Sie zertümmert das noch übrige Ebenbild Gottes am Menschen (was besonders bemerkt wird 1 Mos. 9, 6.), und hemmt den Lauf dieses unsterblichen Geschöpfes, wo möglich neu zu erstehen zu Gottes wahren Ebenbilde. Gott sieht diese Sünde als an ihm selbst begangen vorzüglich an. Sie ist leiblich oder zeitlich ausgezeichnet, und muß daher leiblich oder zeitlich ausgezeichnet durch Menschen bestraft werden, wie die Sünde wider den heiligen Geist geistlich ausgezeichnet eben so von Gott bestraft wird. Sie könnte möglicherweise am Ende (nach Satans Plan) das ganze Menschengeschlecht auf Erden vernichten.

6. Andere Verbrechen, die das Levitische Gesetz mit dem Tode belegt, namentlich die Fleischesünden, wie der Ehebruch, sind im Verhältnisse zu dem Mord geringerer Art, sind menschlich, liegen der Natur, wie sie ist, näher. Sie zerstören das göttliche Ebenbild und dessen Rückbildung nicht unmittelbar, sie reichen nicht unmittelbar in die Ewigkeit hinüber. Vielweiberei, die in der Christenheit dem Ehebruch gleich geachtet wird, war von der Vorzeit her Mosaisch erlaubt, und ist es noch bei vielen, nach der alten Natur lebenden Völkern, die dadurch allerdings der Thierheit näher stehen als der ursprünglichen, schöpfungsgemäßen Monogamie der ersten Väter bis auf Lamech, und in Tibet ist selbst Vielmannerei nicht außer der Ordnung. Die Hurerei aber, als lasterhafte Gewohnheit und Gewerbe, obgleich unter dem Verbot des Ehebruchs im Dekalog mit begriffen, wurde nur an einer Priesterstochter (typisch, 3 Mos. 21, 9.) mit dem Tode bestraft; sie war sonst nur schlechthin, besonders für die Eltern der Tochter, untersagt (3 Mos. 19, 29., 5 Mos. 23, 17.). So war auch willkürliche Ehescheidung gebuldet (Matth. 19, 8.).

7. Das Neue Testament ist nicht in Betreff des Verbots fleischlicher oder anderer Sünden, außer dem Mord, nachsichtiger, zieht vielmehr, nach dem tieferen Sinn des alten Gesetzes, selbst die Gelüste zur Rechenschaft (Matth. 5, 28 ff.).

Allein vermöge der erschienenen Gnade konnte es die von der Obrigkeit zu verhängenden Strafen des alten Gesetzes mildern, und mußte es um so mehr, als (anderer Gründe zu geschweigen) es die innere Handlung für eben so sündlich als die äußere erklärte, auf die jenes Gesetz in seiner Übung allein Rücksicht nahm. Man sehe das Evangelium von der Ehebrecherin (Joh. 8.); hätte Christus den thätlichen Ehebruch ferner mit dem Tode bestraft wissen wollen, so hätte er die Ehebrecherin nicht darum, weil ihre Verkläger inwendig nicht reiner seien, frei lassen und nur zur Besserung ermahnen können — zur Metanoia, als dem wahren evangelischen Gesetz, mit innerer Gewissensstrafe verbunden. Er hätte ferner, wo er vom Scheidebrief redet (Matth. 19, 9.), sich mit der bloßen Scheidung beim Ehebruch nicht begnügt, indem durch die Mosaische Hinrichtung der Ehebrecherin solche überflüssig wird. Es war der Ort, etwas Mehreres darüber zu sagen. Es scheint auch nach Hebr. 13, 4., daß der Herr sich die eigentliche Bestrafung der oft so schwer zu entdeckenden Laster des Fleisches unmittelbar vorbehält. Vgl. noch Luc. 7, 37 ff., Matth. 21, 31. 32.

8. Daraus ist jedoch nicht zu folgern, daß fleischliche Verbrechen und andere, wie Diebstahl, Betrug, Fälschung u. s. w. in der Christenheit gar nicht mit äußerer Strafe belegt werden sollten; nur verstoßen diejenigen weltlichen Gesetze gegen das göttliche Recht, welche nicht bloß die Milde des Neuen, sondern selbst die Strenge des Alten Bundes schärfend überbieten. Denn wo steht Moses z. B. auf den Diebstahl die Todesstrafe? Die Verkaufung des armen Diebes zum Knecht aber kann durch das Arbeitshaus wohl vertreten und dadurch auch Ersatz geleistet werden. Die Criminalgesetzgebung der christlichen Staaten verdient in dieser besonderen Hinsicht (wo nicht in vielen) eine Revision.

9. Wenn die ersten Christen die größten Übelthäter nicht zum Tode brachten, so geschah dies vornehmlich darum, weil sie dieselben der heidnischen Obrigkeit hätten überliefern müssen, da sie selbst keine weltliche Strafgewalt hatten. Sie thaten aber, was recht war, schlossen die Verbrecher auf Zeit oder für immer von der christlichen Gemeinschaft aus, das Einzige, was der Kirche als solcher auch in christlichen Staaten zu thun zusieht. Sie konnten übrigens den Staat nicht hindern zu thun, was seines Amtes war. Glaubten sie, daß im Neuen Bunde überhaupt keine Todesstrafe mehr anzuwenden sei, so ist diese Ansicht für uns nicht maßgebend.

10. Wären alle Menschen in Christo, so wären sie frei vom Gesetz, nämlich zuerst innerlich, würden also keinen Mord oder Todtschlag begehen, und so fielen die Todesstrafe von selbst hinweg. Nun aber einige als Mörder ganz unwiedergeboren sind, so stehen sie unter dem Gesetz, und so trifft sie das Gesetz mit dem Schwerte, die Bekehrung aber, wenn sie solcher fähig sind, verschafft ihnen Gnade für die Ewigkeit, oder wenn man will, die Gnade, der sie ihr Herz öffnen, sichert ihnen das ewige Leben, während sie das zeitliche um der Gerechtigkeit willen einbüßen.

11. Es ist ein bedauerliches Streiten und Bedenken in

neuerer Zeit über die Quelle des Strafrechts. Der Ursprung aller Straferechtigkeit, wie aller obrigkeitlichen Gewalt, ist in Gott, und das Richteramt ist Gottes (5 Mos. 1, 17.). Wenn man dem Richter die Befugniß absprechen will, einem Menschen das Leben zu nehmen, der doch eben dieses widerrechtlicher Weise gethan hat, so darf er auch keine Leibes- oder Freiheitsstrafe verhängen, nicht einmal Civilgerichtsbarkeit üben, indem überhaupt nur aus göttlicheructorität ein Mensch über den anderen Gewalt haben kann, weil sie an sich alle gleich sind. Und wie sollte doch die Obrigkeit den Todtschlag befehlen, d. h. Krieg führen dürfen, wenn sie einen Todtschläger nicht hinrichten darf? Daher kann denn auch die gerechte Bestimmung der Strafen nur auf theologischem Wege gefunden werden, wie ihn vordem alle christliche Juristen zu betreten gesucht, wenn sie auch öfters geirrt haben.

12. Gleichwie die Obrigkeit oder Regierung im Namen Gottes richtet, so kann sie, zumal unter dem Evangelium, auch von Gottes wegen Gnade für Recht ergehen lassen, nicht von sich aus (jure proprio), und nicht willkürlich, sondern aus Gründen, die in den dargebotenen Umständen liegen, selbst beim Todtschlag, z. B. bei ganz jungen Verbrechern (vergleichen die neueste Zeit leider aufweist!), oder wegen sonstiger sub- und objektiver Momente bei gleichwohl klarem Thatbestand. Sie kann aboliren oder die Untersuchung niederschlagen aus gleichfalls zureichenden Gründen, welches Alles hier sich nicht näher erörtern läßt. Sie ist aber ihrem Gewaltgeber für die Anwendung dieses göttlichen Rechts auch verantwortlich.

13. Das Evangelium ist also geistlich strenger (denn es ist geistlich), aber leiblich milder, als das mehr vorbildliche, leibliche oder äußerliche alte Gesetz, nicht nur in den ohnehin erloschenen, weil erfüllten oder geistlich herbeigebrachten Typen, sondern auch in den Strafen der Übertretung der ewigen Sittensrechte. Dennoch genehmigt es das allgemeine Menschengesetz, die blutige Vergeltungsstrafe für den Todtschlag, weil dieser dem Grundgesetz des göttlichen Wesens, der Liebe, diametrisch entgegensteht. Es kann die Vergeltung (in der Regel) nicht aus Liebe erlassen wollen, weil es dadurch die Liebe selbst aufheben würde, wie Christus und Belial nie zusammenkommen können. In anderen Verbrechen wird entweder die Liebe weniger verletzt, oder es ist sogar, wie in den fleischlichen, noch das Element der Liebe, nur in verkehrter Gestalt darin. Diese sind eine Frucht der Schwachheit, jenes der Bosheit. Bekehrt sich der Mörder vor der Hinrichtung, so wird seine Seele um des Verdienstes Jesu willen zu Gnaden angenommen; aber seine zeitliche Strafe muß er ausstehen, um auch mit der Menschheit versöhnt zu werden, neben dem Rechte Gottes, und es ist eine bekannte Erfahrung, daß er in jenem Fall sie als eine Wohlthat begehrt, und ohne sie sein Gewissen keine Ruhe findet; eine äußerst wichtige psychologische Bestätigung für unsere Theorie.

14. Schließlich ist hier eine litterarische Bemerkung anzuhängen. J. Dav. Michaelis findet eine Lücke im Criminalrecht der Mosaischen Gesetzgebung bei dem Todtschlag; wenn dieser in Zorn, bei plötzlich entstandener Schlägerei, in der

Trunkenheit, in der Hitze der Leidenschaft verübt wird, ein sogenannter einfacher, doch vorsätzlicher Todtschlag ist (*homicidium simplex dolosum*); im Gegensatz des vorbedachten Mordes (*homicidium qualificatum*), so soll für dessen Strafe die Bestimmung fehlen. Allein diese Lücke ist deswegen vorhanden, weil Moses jene Distinktion unserer Jurisprudenz nicht kennt. Das Levitische Gesetz macht nur Unterschied zwischen unvorsätzlicher, zufälliger Tödtung, und zwischen jedem anderen wirklichen Todtschlag. Es sagt ganz allgemein: „Wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll des Todes sterben,“ oder getödtet werden (2 Mos. 21, 12.). Der unvorsätzliche Todtschläger, der einen Anderen umbringt, indem „ihn Gott in seine Hand fallen läßt,“ d. i. durch sogenannten Zufall, soll in die Freistadt fliehen (B. 13.), um vor dem Bluträcher gesichert zu seyn. Wer aber mit boshaftem Willen und Hinterlist seinen Nächsten erwürgt, den soll nichts schützen, selbst nicht die Heiligkeit des Altars, zu dem er seine Zuflucht nehmen könnte (B. 14.). „Wenn sich Männer mit einander habern, und einer schlägt den anderen mit einem Stein oder mit der Faust, daß er nicht stirbt, sondern zu Bette liegt; kommt er auf, daß er ausgehet an seinem Stabe: so soll, der ihn schlug, unschuldig seyn, ohne daß er ihm bezahle, was er veräußert hat, und das Arzgehalt gebe“ (B. 18, 19.). Wenn er also stirbt, so ist der Schläger nicht unschuldig, und unterliegt der Regel B. 12. Nur in Betreff der Sklaven und Sklavinnen macht das Gesetz Ausnahmen (B. 20, 21.). Im Folgenden aber wird bei Gelegenheit eines anderen Falles das strengste Vergeltungsrecht ausgesprochen: „Seele um Seele (Leben um Leben), Auge um Auge, Zahn um Zahn“ u. c. Man vergleiche dazu 3 Mos. 24, 17—21., 4 Mos. 35, 16 ff. Hier heißt jeder vorsätzliche Todtschläger ein Mörder (*rozeach*), welcher wieder getödtet werden soll, ohne Unterschied, ob er plötzlich und aus aufgeregter Leidenschaft oder nach längerem Vorbedacht die That begangen; der Gegensatz heißt nur: „ohne Feindschaft — unvorsätzlich — unversehens — er hat ihm kein Übel gewollt,“ was denn auf den wissentlich oder mit der Absicht zu schaden begangenen Todtschlag nicht anwendbar ist, wie man ihn nun auch in der juristischen Sprache nennen oder seine Arten bestimmen mag (*homicidium simplex dolosum*, oder *dolo indirecto s. indeterminato commissum*). Man vgl. noch 5 Mos. 19. Auch unser gemeines Recht (Art. 137. der Carolina) will ja sowohl den Todtschläger als den Mörder am Leben gestraft wissen; nur neuere Landesgesetze oder der Gerichtsbrauch bestrafen den einfachen Todtschlag gelinder, aber, selbst nach dem Urtheil angesehener Rechtslehrer, im Allgemeinen ohne zureichenden Grund (s. Tittmann's Handbuch der Strafrechtswissenschaft. 1ster Bd. §. 158. S. 317. Anmerk. 1 und m., 2te Ausg.).

F.

v. M.

M a c h r i c h t e n .

(Frankreich. Winet über den gegenwärtigen Stand der schönen Litteratur.)

Französische Blätter wiederholen mit großer Anerkennung die Ein-

leitung von Winet's Chrestomatie française Th. 3. 2te Auflage, aus welcher wir einige Stellen ausheben und die nahe liegende Anwendung auf den Zustand unserer Litteratur den Lesern überlassen.

Nachdem Winet gezeigt hat, wie die großen politischen Umwälzungen Frankreichs ohne Einfluß auf die Poesie geblieben waren, die Stille und Eleganz der klassischen Schule während der Zeit des Kaiserreichs sich erhalten hatte, zeichnet er Frau v. Stael und Chateaubriand als die Einzigen aus, welche die frostigen Formen abgeworfen und für sich allein eine neue Litteratur ausgemacht hätten, die von inneren Erregungen zitterte und in strahlenden Farben einherging. Als bei dem Fall des Kaiserthums die Geister wieder Athem schöpfen, stürzten sie sich in die Bahn, welche jene beiden eröffnet oder gezeigt hatten; man konnte den Tod der alten Schule und die Erledigung des Thrones nicht lange mehr verhehlen. Aber es war kein Erbe da. Der Romantismus ward ausgerufen; man bezahlte sich mit diesem Worte, aber es war nicht zu sehen, wie das Ding, was man Romantismus nannte, mehr eine Dichtkunst seyn sollte, als der Eklekticismus eine Philosophie oder der negative Protestantismus eine Religion; man erkannte unter diesem Namen in Wahrheit nur eine unbestimmte Befreiungsidee; aus Mangel an einem zubereiteten Boden fiel man abermals, wenigstens für eine Zeitlang, unter das Joch der Vorbilder zurück und hatte fast die Dienstbarkeit nur gewechselt. Es ließen sich jedoch in dem Schwallen neuer Ideen einige feste Elemente bemerken, die sich setzten und in den Geistern haften, und den Keim zu einer neuen Ära der schönen Litteratur bildeten.

„Was wird aus der schönen Litteratur werden? was ist sie bis jetzt? Welches Princip, welche Idee, welche Zukunft trägt sie in sich? Es ist nicht leicht zu sagen. Die Dichter wissen nicht immer was sie thun; die Jahrhunderte, diese großen Poeten, wissen es noch weniger. Ein mächtiger, aber dunkler Trieb ist die einzige Inspiration der jetzt lebenden Geschlechter; kaum eine einzige Parthie von dem, was sie gewesen sind oder gethan haben, ist ihnen bis zur höchsten Spitze offenbar. Aber was von Rechts wegen unter die Beobachtung fällt, das sind die sittlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, welchen die Litteratur ihren Charakter und ihr Schicksal schulden wird. Was nun in den gegenwärtigen Zuständen auf das Wesen der Litteratur Einfluß haben wird, das ist von der höchsten Wichtigkeit und weißagt mehr als gewöhnliche Umbildungen. Die Bewegung in der Erkenntniß und den gesellschaftlichen Angelegenheiten ist heftiger, gebieterischer, vielleicht ausgehnter und tiefer als sie je gewesen ist. Nie sind so viele, noch so große Fragen vor allen Blicken bloß gestellt gewesen. Nie ist das gesellschaftliche Gebäude tiefer erschüttert worden. Nie hatte der Eklekticismus so viele Gemüther hingenommen, noch so viele Gegenstände angefaßt. Nie haben sich die verschiedenen Parthien des Lebens, noch die verschiedenen Zweige der geistigen Bildung, nie die Künste und Wissenschaften an so vielen Punkten berührt und vereinigt. Nie hat so viel Duldbarkeit, d. h., nie hat so viel Gleichgültigkeit den verschiedensten Ideen einen weiteren Zugang zu den Geistern geöffnet. Nie war man so erpicht wie heute, Alles zu begreifen, Alles zu umfassen, Alles zu festem. Nie endlich waren die Schranken, die eine Nation von der anderen trennen, so niedrig, nie hat man ein Weltbürgerthum des Gedankens, eine Universal-Litteratur, welche aus den gemeinschaftlichen Interessen und politischen Richtungen sich voranheben ließ und von ferne sich vorbereitete, deutlicher vorhersehen können.

„Daß die Geister unter der Einwirkung aller dieser Ursachen einen Aufschwung nehmen, die Litteratur gewissermaßen sprudelt; daß alle Talente, alle geistigen Kräfte eine mächtige Anregung davon empfangen — man begreift, daß das seyn muß; auch ist die Gegenwart ganz glühend

und schießt Funken nach allen Seiten. Aber die Litteratur hat noch keine Form gewonnen, sie ist durchaus provisorisch; alle Arbeiten sind Studien; die Geschichte allein, das Studium der Thatfachen, scheint in dem allgemeinen Gewühle eine Ausnahme zu machen. Wie viele losgebundene Talente zeigen sich auf einmal! nur das Genie erscheint noch nicht, weil das Genie einer Idee bedarf und diese noch nicht da ist. Die litterarische Basis ist nicht mehr, oder noch nicht vorhanden, weil der Grund der sittlichen Überzeugung, auf welchen sich zuletzt jedes Geisteswerk, das fortleben soll, stützen muß, zertrümmert, untergegangen ist unter den politischen Stürmen, deren häufige Wiederholung das sittliche Gefühl abstumpft und die Seelen abnutzt. Vollständiger Zweifel vermag eine Litteratur nicht zum Rinde zu machen. Sie versucht jetzt Alles ohne Überzeugung, und grade darum, weil sie keine Überzeugung hat; Alles ist ihr Werkzeug und Mittel, nichts nimmt sie an als Grundlage oder Ziel. Das ist eine kopflose Litteratur, deren Kraft Erstaunen erregt, deren Glanz blendet, die aber nicht weiß, was sie aus ihrer Gewalt machen soll. Die Individuen vermehren und vergrößern sich, aber das Ganze läuft Gefahr. Nun aber sind Individualität und Allgemeinheit in der Litteratur das, was im Staate Freiheit und Ordnung, keine kann bestehen ohne die andere, noch viel weniger auf Kosten der anderen. Was heißt in der Litteratur die Allgemeinheit? es ist nur ein anderer Name für Menschheit. Was ist aber eine von der Menschheit losgerissene Individualität? eine Ausnahme, eine Grille, eine thörichte Aufsehnung, Schwachheit eines Einzelnen, welche gleichgültig oder widrig für Alle ist. Und dennoch jagen die Schriftsteller dieser Individualität nach; aber ein flüchtiges Erstaunen ist die ganze Wirkung, die sie hervorbringen kann; das Wahre allein, das allgemein Gültige, verdient und erwirkt sich dauernde Liebe. Eine Litteratur, die ganz in Arabesken besteht, kann belustigen, aber nicht dauern. Vergeblich verbinden glänzende Talente, um sich in der öffentlichen Bewunderung festzusetzen, mit dem Zauber der Sprache, einer bald verwelkten Blume, das Interesse der gesellschaftlichen Fragen, die man gewaltsam überall mit einmischt. Vergeblich richten sie sich bald an einige mystische Elemente, die noch im Geist des Volkes ruhen, bald an den materialistischen Sinn, der überall in den Seelen herrscht, wo Gott nicht wohnt. Vergeblich verfehlen sie, um eine abgestorbene Reizbarkeit zu kühlen, die Lektüre in Drogen und das Theater in ein unsauberes Haus. Vergeblich flüchten sie zu unschuldigeren Mitteln, rufen bunt durch einander alle Erinnerungen hervor und lassen alle Töne klingen und alle Farben schimmern. Vergeblich haben sie, revolutionär in der Sprache, ein Gemeng aus allen Terminologien der Künste, Wissenschaften und der Politik gebildet, eine neue Mundart, eine trunkene Prosa, die man mit einer Art Entsetzen bewundert. Von dieser ganzen Litteratur, die in mehr als einem Sinne Verzeufung athmet, wird das, was menschlich, was wahr ist, allein bleiben, soll allein leben. Das Übrige wird mit seinen Trümmern den Übergang zu einer neuen Epoche des Lichts und der Ordnung bezeichnen. Die Kräfte, wir wiederholen es, mangeln nicht; sie sind vielmehr im Überflusse da und drängen sich zum Sammelplatz; aber sie warten noch auf eine geregelte und höhere Leitung. Welcher Tag wird ihnen diese bringen? wo ist das Genie, welches das Banner schwingen wird? Exoriare aliquis! Wir haben gewiß noch eine schlimme Zeit zu überstehen, aber

das Glaubensauge hat aus diesem Gewölle des Skepticismus ein Gestirn aufgehen sehen. Es bringt dem Gedanken wie dem Leber, der Litteratur wie der Menschheit „„Seil unter seinen Flügeln.““

(Schottland.) Die Wunder des Dampfes haben die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, und Deutschland scheint in entsprechender Eile nachholen zu wollen, worin es bis jetzt hinter England und Nordamerika zurückgeblieben ist. Die Pläne für Eisenbahnen häufen sich auf überraschende Weise, und wären sie so geschwind ausgeführt als erdacht, so würde das Land bald mit einem Sterne von neuen Straßen besetzt seyn. Schon erblickt man Potsdam, Leipzig und Augsburg als Vorstädte von Berlin, Dresden und München, und die Entfernungen würden so vermindert, daß der ehrsame Bürger zu Ulm seinen Vater in Bremen ohne großen Zeitverlust besuchen könnte. Während sich das Publikum mit Reiseplänen belustigt, rechnen, messen, nivelliren die Gesellschaften, die Zeitungen füllen ihre Spalten mit Nachrichten über den Erfolg dieser Unternehmungen, und neue Religionsblätter prophezeien, daß es mit dem Christenthum ein Ende haben werde, wenn erst die ganze Welt mit Dampf befahren wird.

Eine kleine Geschichte, die in keiner Zeitung gestanden hat, bringt mich auf diese Sache, und sie ist werth, mitgeteilt zu werden, weil sie die christliche Gesinnung und den sittlichen Zustand eines Nachbarvolkes erkennen läßt. Eine Gesellschaft Aktionäre baute die Eisenbahn von Dundee nach Newtyle in Schottland und hatte von Anfang an festgesetzt, daß die Bahn am Sonntag nicht befahren werden solle. Vor einigen Wochen schlug nun ein Theilhaber in einer Generalversammlung vor, diesen Paragraphen zu ändern und diejenigen Wagen, welche zur Beförderung der Reisenden bestimmt sind, am Sonntag Morgen vor Beginn des Gottesdienstes und Nachmittags nach Beendigung desselben abgehen zu lassen. Ein anderer Aktionär bekämpfte diesen Antrag und verlangte, daß die Gesellschaft nicht in die Übertretung des göttlichen Gebots von der Heiligung des Ruhetages willigen solle! Man schritt zur Abstimmung und der Antrag ward mit 221 gegen 112 Stimmen verworfen.

Mag man über die Englische Ansicht von der Sabbathfeier denken wie man will, dies Votum bleibt immer sehr merkwürdig, weil es sicher bloß aus der Überzeugung derjenigen, die es gegeben haben, hervorgegangen ist und nicht leicht ein anderer Grund untergeschoben werden kann. Denn durch diese Abstimmung haben die Mitglieder freiwillig einem Theile des Gewinnes, welchen ihnen die Benutzung der Eisenbahn am Sonntage bot, entsagt. Wir sehen also hier jedenfalls 221 Männer, die in der Schule des Evangeliums gelernt haben, Gottes Gebot höher zu halten, als ihren äußeren Vortheil, und welche nicht anstehen, ihren Wandel ihrem Glauben gemäß einzurichten. Ihre Entscheidung kann Spöttern lächerlich scheinen, aber selbst diese würden, wenn sie mit einem jener Männer in Geschäftsverbindung stünden, die Früchte einer solchen Gesinnung sich gerne gefallen lassen. Ein Mann, der sein Leben in Einklang mit dem Glauben setzt, muß gar oft Selbstverläugnung üben; das dient aber nur dazu, seinen sittlichen Charakter zu befestigen und die Macht der Motive, die ihn bestimmen, zu offenbaren.

Über Möhler's Symbolik.

II. Katholische Lehre von der Rechtfertigung.

Der Hauptcharakter der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung und Heiligung besteht darin, daß alles Heil und alles Gute des Menschen durchweg und immerdar auf die zukommende und alle seine Würdigkeit stets übertreffende Gnade Gottes in Christo, dem allgenugsamen Erlöser, und deren Zueignung im Glauben begründet wird. Eben dadurch hebt sie den Menschen, die gefallene endliche Creatur, stets über sich hinaus und läßt ihn nie abschließend in sich, sondern immer nur in Gott Ruhe und Frieden, Gerechtigkeit und Seligkeit finden, wodurch er, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, aufs Innigste mit ihm verbunden und von neuen göttlichen Kräften durchdrungen wird. So ist sie allem Pelagianismus entgegen, welcher den Menschen ohne Gott auf die eigene Kraft und Würdigkeit stellt, die Gott nur hinterdrein belohnen soll, wobei die Sünde und Gnade, der Glauben und die Liebe gänzlich verkannt, und der Erlöser zum bloßen Lehrer degradirt wird. Diese ganz unchristliche Verirrung, in die der neuere Rationalismus zurückgefallen ist, wird auch von der Katholischen Kirche entschieden zurückgewiesen. Trident. Sess. de justif. can. 1—3. Sie folgt dafür aber leider jener semipelagianischen Denkart, welche in dem heiligen „Werk der Wieergeburt zwei Thätigkeiten zusammentreffen läßt, die göttliche und die menschliche, und diese dergestalt sich durchbringen“ oder mischen läßt, daß die menschliche oder subjektive Seite doch immer die vorwiegende und bestimmende bleibt. Dies ist der Fehler des katholischen und semipelagianischen Systems in der Lehre von der Rechtfertigung und Heiligung, wie sie in den Beschlüssen des Tridentinischen Concils symbolisch gefaßt und von Herrn Dr. Möhler off- und defensiv dargestellt ist. Dieser Fehler tritt gleich schon in den Bestimmungen über die Disposition oder Vorbereitung zur Rechtfertigung hervor, wie sie das fünfte und sechste Capitel der sechsten Session des Concils enthalten. Wir heben die Hauptstelle daraus hervor: *Disponuntur ad ipsam justitiam, dum excitati divina gratia et adjuti, fides ex audita concipientes, libere moventur in Deum, credentes vera esse, quae divinitus revelata et promissa sunt, atque illud inprimis, a Deo justificari impium per gratiam ejus, per redemptionem, quae est in Christo Jesu et dum peccatores se intelligentes, a divinae justitiae timore, quo utiliter concutiantur, ad considerandam Dei misericordiam se convertendo in spem eriguntur, fidentes sibi Deum propter Christum propitium fore, illumque, tanquam omnis justitiae fontem, diligere incipiunt ac propterea moventur adversus peccata per odium aliquod et detestationem.*

Auch nach protestantischen Begriffen ist eine Disposition oder Vorbereitung zur Rechtfertigung erforderlich; *evangelium enim remissionem peccatorum non securis mentibus, sed perturbatis et vere poenitentibus annuntiat*, Conc. Form. V. S. 711. Die Rechtfertigung als Losprechung von dem Gericht des Gesetzes und Erlösung von der Pein seines Jornes, den es durch das Schuldgefühl dem Sünder fühlbar macht, setzt nothwendig diese richtende Wirksamkeit des Gesetzes in dem Menschen voraus, ohne welche sie für ihn keine Bedeutung und keine Kraft hätte; denn was soll eine Rechtfertigung ohne Schuldbewußtseyn? was eine Erlösung ohne Bande? was eine Heilung ohne Krankheit? was ein Trost ohne Schmerz? Das Gesetz, der Zuchtmeister auf Christum, muß also sein Amt an dem Menschen gethan haben, muß ihn gerichtet, gezüchtigt und gänzlich niedergeschlagen oder zerknirscht haben durch die Erkenntniß, daß in ihm nichts Gutes sey, nichts, was vor dem Gericht Gottes bestehen könne, daß alles in und an ihm sündhaft und er mithin verloren sey. Dann erst, wenn der Mensch in sich keine Rettung mehr weiß, und sich betrübt und erschrocken als einen verlorenen Sünder erkennt und bekennt, tritt das Amt des Evangeliums ein, welches ohne Auflösung des Gesetzes, dessen Erfüllung es ist, den Menschen von seinem Richterstuhl zum Throne dessen erhebt, der zugleich der gerechte Richter und der gnädige Erlöser der Welt ist, und nachdem er selbst für sie durch's Gericht gegangen, die gebeugten Schuldigen lospricht vom Spruche der Verwerfung, und den Frieden seiner Gerechtigkeit beseligend ihnen mittheilt. In solchen reuigen Sündern faßt der rechtfertigende Glaube segensreiche Wurzel, nicht als wäre die Reue eine bewirkende Ursache der Rechtfertigung, oder eine Würdigkeit derselben; sie ist vielmehr ein Bewußtseyn der Unwürdigkeit, dem nicht, ohne es in sich selbst unwahr und eitel zu machen, eine Würdigkeit beigelegt werden kann, und das nur als Gefühl der Leere und Armuth die bedürftige Empfänglichkeit (*capacitas*) für die Fülle und Schätze der Gnade begründet, gleichwie der Hunger die Empfänglichkeit für die Speise, ohne daß er darum irgendwie zu sättigen vermöchte. In der Bewirkung also dieser gnadebedürftigen Reue oder Zerknirschung *) durch die Zucht des Gesetzes (*usus paedagogicus legis*) besteht die Vorbereitung und Disposition zur Rechtfertigung, wie das Verhältniß des A. zum N. T., des Gesetzes zum Evangelium, und die mit klarem Begriff aufgefaßte innere Nothwendigkeit des Verhältnisses der Sünde und Gnade beweist.

*) Der Begriff der contritio, welcher nur den ersten Theil der Bekehrung umfaßt, ist enger als der der poenitentia, worunter oft die ganze Bekehrung oder das Resultat der contritio und fides verstanden wird. Dies hat Herr Dr. Möhler S. 102 f. nicht gehörig beachtet.

Diese Klarheit der Begriffe, welche unser Gegner so oft der katholischen Lehre im Gegensatz der evangelischen vindicirt, müssen wir nun aber in den obigen Tridentinischen Bestimmungen sehr vermissen. Statt einer Vorbereitung zur Rechtfertigung, in der sonder Zweifel eine auf das Gesetz begründete tiefe und schmerzliche Erkenntniß der Sünde das erste und vornehmste seyn müßte, erhalten wir mit einer fast antinomistisch zu nennenden Übergehung des Gesetzes, sofort eine Beschreibung des christlichen Glaubens überhaupt, in welchem gleich schon das rechtfertigende Moment hervorgehoben, und dann erst von seinem versöhnenden Inhalte aus darauf hingewiesen wird, daß man sich als einen Sünder erkennen müsse, der von der heilsamen Erschütterung (*utiliter concutiantur*), welche die Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit erzeuge, zur Betrachtung der göttlichen Barmherzigkeit sich zu wenden habe, worauf dann wiederum des rechtfertigenden Glaubens gedacht, ferner die anfangende Liebe Gottes, der Haß gegen die Sünde, und das Beginnen eines neuen Lebenswandels angeführt wird. Auf diese Disposition oder Vorbereitung, heißt es dann weiter Sess. VI. c. 7., *justificatio ipsa consequitur, quae non est sola peccatorum remissio sed et sanctificatio etc.*

Es ergibt sich bei näherer Betrachtung sogleich, daß jene Vorbereitung zur Rechtfertigung schon auch alles dasjenige enthält, was nach protestantischen Begriffen das Wesen derselben ist, nämlich eben den Glauben an die rechtfertigende Gnade Gottes in Christo dem Erlöser (*credentes a Deo justificari impium etc.*) und die Zuversicht zu dieser Gnade (*sidentes sibi Deum propter Christum propitium fore etc.*). In diesem justificari und propitium fore ist offenbar die Vergebung der Sünden oder die Rechtfertigung, so wie sie uns in unseren symbolischen Schriften öfter beschrieben wird, schon enthalten. Wenn nun hierauf gesagt wird: auf diese Vorbereitung folgt die Rechtfertigung selbst, welche nicht bloß ist die Vergebung der Sünden, sondern auch die Heiligung, so ist klar, daß die hier gedachte Rechtfertigung nichts Anderes ist, als eben nur die Heiligung im protestantischen Sinne; denn das sie etwa von ihr noch unterscheidende Merkmal, die nur restriktiv angeführte Vergebung der Sünden (*non est sola peccatorum remissio sed etc.*), oder das Gerechtfertigtwerden des Sünders durch die Gnade der Erlösung, sammt dem gläubigen Vertrauen auf diese Gnade, ist schon im vorigen Capitel angeführt, und von der Heiligung selbst wird gar keine weitere, unterschiedliche Begriffsbestimmung gegeben; *) vielmehr sind alle im siebenten Capitel der sechsten Sitzung de justificatione positiv gegebenen Bestimmungen, wie namentlich die *caritas Dei* (*qua amatur*) diffusa in cordibus grade ihre, der Heiligung, wesentlichen Merkmale. **) Der Satz also: *hanc dispositionem sequi-*

tar etc. kann für uns nichts Anderes heißen als: auf die Rechtfertigung folgt die Heiligung, was wir eben behaupten, und der Unterschied des sechsten Capitals, in welchem der protestantische Begriff der Rechtfertigung unverkennbar enthalten ist, und des siebenten Capitals, welches die Heiligung beschreibt, erkennt deutlich genug die von uns behauptete Unterscheidung beider an, was ein nicht zu verwerfendes gegnerisches Zeugniß für ihre Wahrheit ist. Demnach könnte auch hier die Differenz wieder nur auf eine Verschiedenheit des Sprachgebrauchs, wobei auch die unklare Äquivocität der *justificatio et sanctificatio* der katholischen Seite zur Last fällt, zurückzuführen, und durch ein: *in verbis simus faciles* ausgeglichen werden zu können scheinen. Allein mit so inhaltschweren Worten darf hier um so weniger leicht verfahren werden, da hinter die Doppelsinnigkeit derselben sich dennoch wesentliche Differenzen verstecken.

Was zuerst die *dispositio ad justificationem sive sanctificationem* Cap. 6. betrifft, so enthält sie zwar unstreitig die wesentlichen Merkmale der Rechtfertigung; aber, wenn sie nun dennoch, ohnerachtet des ausdrücklichen: *credentes justificari* nicht die *justificatio ipsa* seyn soll, so folgt daraus, daß jener Glaube auch nicht der rechtfertigende, nicht die wirkliche Aneignung des justificari ist, sondern daß dieses nur für *justificatum* iri steht, d. h. nur eine bedingte Wahrheit für die Zukunft hat, und daß der Glaube daran nur ein historischer, doktrinelier ist. Dieser Glaube enthält nun aber weder die wirkliche Rechtfertigung, noch auch eine Disposition zu derselben; denn diese besteht, wie wir sahen, weder in einem allgemeinen, noch in einem besonderen Fürwahrhalten der geoffenbarten Glaubenslehren (*credentes vera esse etc.*), sondern in der, durch das Gesetz und Gewissen bewirkten, zerknirschenden Erkenntniß der Sünde, oder in dem Schuldgefühl, welches das Bedürfnis der Erlösung erzeugt. Zwar wird, nachdem schon des Glaubens an die Erlösung gedacht, wieder davon zurückgelenkt auf die Anerkennung der Sünde und der göttlichen Gerechtigkeit, deren Furcht den Sünder erschüttern müsse; aber, so zweckmäßig dieses ist, so kann es doch als *dispositio ad justificationem* darum nicht genügen, weil es eben nicht selbstständig auf das Gesetz begründet ist, und daher dem Menschen auch nicht fühlbar macht, was er ohne die Erlösung wäre, sondern vielmehr nur so eingeschoben ist als Übergang von einem allgemeinen Glauben an die Erlösung zu einem Vertrauen, daß Gott besonders auch dem heilsam (*utiliter*) erschütterten Sünder gnädig seyn werde (*sidentes Deum sibi propitium fore*). Dies ist dann wieder ein Moment der Rechtfertigung selbst; damit verbindet sich dann aber gleich auch schon ein Stück der Heiligung, nämlich die beginnende Liebe zu Gott und der Haß des Bösen. Statt eines klaren Begriffs irgend einer bestimmten Stufe der Heilsordnung haben wir also hier von allem etwas, etwas von der Zerknirschung, welche die eigentliche Dispo-

*) Dennoch scheinen diese biblischen Begriffe eben so nothwendig unterschieden werden zu müssen, wie der Sohn und der heilige Geist, und die Bemerkung dürfte hier nicht am unrechten Orte seyn, daß in der katholischen Kirche das Werk des Sohnes hinter dem des Geistes mehr, als recht ist, zurücktritt.

**) Soll aber die Vergebung der Sünden doch ein eigenthümliches, nicht zur Heiligung gehöriges Merkmal der Rechtfertigung, die zugleich

auch Heiligung ist, begründen, so würde dadurch die Rechtfertigung zu einem allgemeineren Begriffe, welcher die Vergebung der Sünden (oder die Rechtfertigung im eigentlichen Sinne) und die Heiligung als unterschiedene Teilbegriffe in sich enthielte, und sonach doch die protestantische Unterscheidung beider wieder hervortreten ließe.

sition zur Rechtfertigung ist, etwas, und zwar das meiste von dem Glauben und der Rechtfertigung, und etwas von der Heiligung, oder der neuen Liebe. Dennoch soll nichts davon noch zur heiligenden Rechtfertigung selbst gehören, sondern alles zusammen, die Reue, der Glaube und die beginnende Liebe nur Prädisposition seyn, worauf jene erst folgt. Die rechtfertigende und heiligende Gnade ist daher keineswegs jenes prius, woraus zuerst alles Gute wieder in dem sündhaften Menschen hervorgeht, wie die wahre Orthodoxie behauptet, sondern vielmehr, wenn der Mensch zuvor im Zusammenwirken mit einer vorläufig disponirenden Gnadenwirkung (eidem gratiae libere assentiendo et cooperando cap. 5.) gläubig und liebend geworden ist, wenigstens zum Theil (meritum congrui), dann erst wird er gerechtfertigt, dann erst empfängt er die Vergebung der Sünden und mit ihr zugleich (cum remissione peccatorum simul infusa cap. 7.) die Eingießung höherer Liebe, festeren Glaubens, gewisserer Hoffnung, und durch diese, von seinem Willen aufgenommene (per voluntariam susceptionem gratiae et donorum ib.), und nun ihm selbst inhärirende, thätige Tugenden ist er nun selbst gerecht und thut in Kraft derselben Werke, die ohne Vermischung von Sünde so gerecht und heilig sind, daß sie ein wahres Verdienst (meritum condigni) nicht nur noch höherer Gnadenmittheilungen — denn die rechtfertigende Heiligung hat verschiedene Stufen — sondern auch des ewigen Lebens selbst begründen. Da es nun aber Jedem, laut eigener Erfahrung, an solcher Kraft und Tugendhaftigkeit und Verdienstlichkeit mangelt, indem die eigene Schwäche und Unfähigkeit (propria infirmitas et indispositio) ihn fortwährend bekümmert, so soll Niemand im Glauben gewiß seyn können, daß er die Gnade Gottes erlangt habe (nullus scire valet certitudine fidei, cui non potest subesse falsum, se gratiam Dei esse consecutum cap. IX.).

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Straßburg. Buntain.) Wir haben vor einiger Zeit von dem merkwürdigen Streite berichtet, welcher sich zwischen dem Bischofe von Straßburg und Herrn Abbé Buntain, Professor der Philosophie an der Universität zu Straßburg, entsponnen hatte. Mit Recht war man auf den Ausgang desselben gespannt, da es nicht zu verkennen ist, daß Buntain eine innige Überzeugung aus dem Evangelium, der reinen Quelle des Christenthums, geschöpft hat, und von den höchsten Auctoritäten seiner Kirche gebrängt wurde, diese zu verläugnen. Die katholische Zeitschrift La Dominicale enthält nun zwei Altensstücke, die uns bei Herrn Buntain unter ähnlichen Umständen dasselbe Verhalten zeigen, wie früher bei dem sanften Fanelon und in neuerer Zeit bei dem kräftigen Boss. Der Professor der Philosophie ist danach mit dem Prälaten ausgesöhnt. Das eine ist ein Rundschreiben des Bischofs von Straßburg, Jean-François-Marie (le Pape de Trévern), an seine Geistlichkeit, worin er sagt: „Wir haben die Befriedigung, Euch zu verkünden, daß die schon zu lange zwischen einigen Priestern und Laien dieser Diöcese und uns schwebenden Wollen sich endlich zerstreut haben. Herr Buntain und seine Anhänger haben als gehorsame und achtungsvolle Söhne gleich uns gestanden, daß es hohe Zeit sey, wichtigen Abweichungen in der Lehre (à de graves dissentiments sur la doctrine)

ein Ziel zu setzen, sich aufrichtig von ganzem Herzen und ganzer Seele mit dem Eintritte der Einigkeit, mit dem Oberhirten dieses Kirchspiels, zu vereinigen, und sich in seine väterlichen Arme, welche nicht länger umsonst ausgebreitet bleiben konnten, zu werfen.“

Das zweite Altensstück enthält eine Erklärung des Herrn Buntain und seiner Freunde, worin sie den sechs Sätzen des Bischofs von Straßburg, die sie zuvor bekämpft hatten, beipflichten, „indem sie die Gegensätze derselben verwerfen und sich verpflichten, nichts zu lehren, weder mündlich noch schriftlich, was nicht mit denselben übereinstimmt.“ Man vergleiche jene sechs Sätze im Junihefte 1835 der *Ed. R. Z.* Nr. 50. S. 396.

Der Bischof erklärt sich für befriedigt; aber es scheint nicht, als ob es Buntain mit seiner Unterwerfung unter den Römischen Stuhl ernster nehme als Lamennais, den er in einer trefflichen Schrift (*Réponse d'un Chrétien aux Paroles d'un Croyant*, Paris 1834) glücklich bekämpft hat. Eine wichtige, neue Erscheinung erlaubt uns, daran zu zweifeln, und dringt uns den Wunsch ab, nähere Aufschlüsse zu erhalten. Abbé Buntain hat so eben ein Werk unter dem Titel: *Philosophie des Christenthums*, herausgegeben. Ein Hauptzweck des Buches, welches den theologischen Briefwechsel des Professors mit einigen seiner Schüler enthält, ist: „Zeugniß abzulegen von der Unterrichtsmethode des Herrn Buntain.“

„Diese Methode,“ sagt der Abbé de Bonnechose, welcher die Einleitung zu diesem Werke und so eben auch den Witterauf des Herrn Buntain gleich den anderen jungen Männern, die mit dem Professor in geistigem Verkehr standen, unterzeichnet hat, „diese Methode, es ist wahr, unterschreibt sich von derjenigen, welche als die einzig gute manche mit den Streitfragen der Schule genährte und von ihren Erinnerungen voreingenommene Köpfe hartnäckig verteidigten. Nach ihnen wäre die Vernunft das allgemeine Kriterium; sie hätte das Recht, über Alles zu argumentiren, und es gäbe keine glückliche Bekehrung, als solche, die aus einem Syllogismus hervorgegangen wären. — Wendet euch vielmehr mit Glauben an den Glauben, und er wird euch antworten. — Man erhebt die menschliche Vernunft, indem man ihr den Glauben unterordnet, während man uns ein Verbrechen daraus macht, daß wir die Vernunft dem Glauben und der Gnade, die den Glauben wirkt, unterordnen. — Man macht uns ferner einen schweren Vorwurf aus unserer Abweichung von der Methode der Beweisführung und der Disputation. Ja, wir disputiren nicht und disputiren wenig, weil keiner von uns durch Disputationen zurückgeführt worden ist, weil der Geist des Evangeliums ein Geist des Friedens ist, und weil der Kampf die Herzen trennt, während sie sich nähern sollen, damit das Licht, welches erleuchtet, aus einem in das andere übergeht mit der Liebe, welche erwärmt. Wir begnügen uns damit, die Wahrheit darzulegen, wie sie uns dargelegt ist, und wenn man diese Methode als neu und ungewöhnlich in der Kirche tadelt, so antworten wir: Das war die Methode der Apostel und Kirchenväter; das ist die, welche uns belehrt und geheilt hat; das ist die, für welche wir Gott, der sich derselben bedient hat, um uns zu ihm zurückzuführen, verantwortlich sind, verantwortlich der mit uns lebenden Jugend, deren Neigungen und Bedürfnisse dieselben sind als die unsrigen waren.“

Diese Worte klingen ernst; sie werden noch ernst, wenn man weiterhin Herrn de Bonnechose in seinem Namen, im Namen seiner Freunde, und ohne Zweifel auch im Namen seines Meisters, erklären hört, „daß sie unter Beleidigungen und Verlästernungen den Frieden des Herzens und die innere Freude bewahren; daß sie ohne Unwillen, Bitterkeit und Klagen gegen diejenigen sind, welche sich zu ihren Feinden und

*) Philosophie du Christianisme. Correspondance religieuse de L. Buntain, professeur de philosophie à l'académie de Strasbourg, publiée par l'abbé H. de Bonnechose. 2 vol. in 8. Paris, 1835. Chez Dérivaux. 13 fr.

Verfolgern gemacht haben; daß sie ruhig erwarten, Gott werde seine Wege rechtfertigen, indem er die Werkzeuge, die er sich gebildet hat, braucht; und endlich, daß sie, berufen um seines Namens willen zu leiden, mit Zuversicht in der Erwartung jenes Tages ruhen, wo alle Wolken, welche jetzt das Licht verdunkeln, schwinden werden.“

Wie soll man nun mit diesen Erklärungen den Freudenruf des Bischofs in Einklang bringen, daß die ersten Abweichungen in der Lehre aufgehört haben? Wie soll man seine Worte verstehen, daß die Irrenden sich aufrichtig von ganzem Herzen und ganzer Seele mit dem Centrum der Einheit vereinigt haben? Man hat aus der Phrase des Bischofs, daß seine väterlichen Arme nicht länger hätten vergebens ausgebreitet bleiben können, schließen wollen, die Kirche habe den widerstrebenden Priestern mit Anwendung der Strenge gedroht; daher sey denn auch die lakonische Fassung des Widerrufs zu erklären. Dem sey wie ihm wolle; so viel ist klar, daß der Ruhm der Einheit, welche auf solche Weise erzwungen wird, nicht weit her ist. — „Das hat seine Richtigkeit,“ bekannte Boos, „daß wir Katholiken in der alleinseligmachenden Kirche den alleinseligmachenden Glauben und Christum nicht und nimmer ohne Bande pretigen dürfen und können. Das bezeugen unsere Narben.“ Buntain erzählt es. Aber warum flieht er nicht aus einer Gemeinschaft, die dem Tode verfallen ist, weil sie das Leben verfolgt? Wahrscheinlich denkt er auch wie Boos: „Obgleich kein Kirchenthum an sich selig macht, so ist mir doch das meine das liebste, weil doch mehr Zucht und Einschränkung im Denken und Thun darin ist. Von deiner Kirche sagen Viele aus ihrer Mitte selbst, daß sie aufgehört habe zu seyn, was sie war und seyn soll, indem Jeder denkt, thut und glaubt, was er will und wie's ihm taugt.“ Bei einer protestantischen Umgebung, wie sie Buntain in Straßburg hat, und bei dem Zustand unserer Kirche im Allgemeinen, sind solche Gedanken nicht sehr befremdlich. Wäre das Licht des Evangeliums bei uns nicht durch die kindischen Annahmen einer sich selbst nicht verstehenden Vernunft verdüstert, so würden sich auch die lebendigen Glieder Christi zu der Gemeinde seines Wortes überallher sammeln.

(Irland.) Das nächste Englische Parlament wird die Frage über den Fortbestand oder doch die Art des Fortbestandes der Staatskirche in Irland zur Entscheidung bringen müssen; denn nicht nur die Irischen Katholiken treiben ihren Widerstand gegen die Zehntenerhebung, angefeuert von D'Connell, der selbst den Zehnten zahlt, auf's Äußerste, und zwingen durch solchen maskirten Aufruhr zur Änderung, sondern auch die Geistlichkeit, welcher man ihre Substanzmittel verweigert, befindet sich in einem Zustande der Noth, der keinen weiteren Aufschub duldet. Geschehen muß etwas, und was geschehen werde, läßt sich aus der Stellung des gegenwärtigen Englischen Ministeriums zu den andringenden Partheien und aus der indifferenten Gesinnung desselben schließen. Inzwischen hat die Commission, welche zur Untersuchung der kirchlichen Verhältnisse abgeordnet war, ihre Arbeiten vollendet und ihren Bericht eingereicht. Nach diesem zählte Irland im Jahre 1834 eine Bevölkerung von 7,943,940 Seelen, welche zu folgenden Confessionen gehörten: 852,064 Glieder der Staatskirche und Wesley'sche Methodisten, 642,356 Presbyterianer, 21,808 protestantische Dissidenten anderer Benennungen, 6,427,712 Römisch-Katholische. Die Methodisten, gegen 92,000, sind in obiger Berechnung zu den Gliedern der Staatskirche gezählt, weil sie

ihre Übereinstimmung mit derselben bekennen. Da sie jedoch ihre Geistlichen aus eigenen Mitteln besolden und ihre eigenen Kapellen haben, wird man sie nicht unter die Zahl derjenigen Irländer aufnehmen können, zu deren Bestem die Staatskirche aufrecht erhalten wird. Es bleiben dann, wenn man sie abzieht, noch 760,000 Seelen, ungefähr ein Zehntel der ganzen Bevölkerung.

Die Katholiken haben 2,105 von ihnen selbst oder doch ohne die Hülfe des Staats erbaute Kapellen, die Dissidenten und Methodisten für 756,000 Seelen 855 Kapellen, und für eben so viele die Episkopalen 1,534 vom Staat erbaute Kirchen oder Kapellen. Bekanntlich unterhält die katholische Bevölkerung Irlands ihre Geistlichkeit durch freie Beiträge, wie die protestantischen Dissenter; die Staatskirche hat allein für ihre Geistlichen 1,472 zum Theil reiche Pfründen. Nur auf 889 Pfründen wurden die Inhaber anwesend gefunden. 210 Pfründen haben keine Kirche; auf 339, wo die Inhaber nicht wohnen, halten sie doch den Gottesdienst oder lassen ihn durch Vikare halten; auf 158 anderen wird der Gottesdienst nicht in einer Kirche, und weder durch die Inhaber noch durch Vikare gehalten; bisweilen hält man ihn aber in Schulhäusern. Sonst aber sind 57 Pfarren oder Bezirke, mit 3,030 Gliedern der Staatskirche, vorhanden, in welchen für das geistliche Wohl der Seelen ganz und gar nichts geschieht. Der Bericht geht ferner auf die Seelenzahl ein, die zu jeder Pfarre gehört. Daraus ergibt sich, daß nur 12 Pfarren mehr als 5,000 Bischöfliche oder Methodisten zählen; 91 haben eine Zahl von 2,000 bis 5,000; 139 von 1,000 bis 2,000; 719 mehr als 100 und unter 1,000; 160 haben über 50 Seelen; 124 von 20 bis 50; 99 nur bis 20 und 41 gar kein Mitglied der Anglikanischen Landeskirche. Nimmt man die vier letzten Ansätze zusammen, so kommen 424 Pfründen heraus mit nicht mehr als 25,000 Seelen oder 59 auf eine Pfründe.

Man kann nicht läugnen, daß in diesen nackten Zahlen schon manche Übelstände zu Tage liegen, und die Kirche hätte wohlgethan, wenn sie früher ihnen abzuhelpen sich bemüht hätte. Aber es ergibt sich auch daraus, daß die Vorwürfe der Gegner viel zu übertrieben gewesen sind. Was allein auf keine Weise zu rechtfertigen ist, das ist die Abwesenheit so vieler Geistlichen von ihren Stellen, denn eine Menge von Nachtheilen geht aus diesem in der Englischen Kirche so sehr gewöhnlichen Unfuge hervor. Wenn es nun den Feinden der Staatskirche gelingt, die Kraft ihrer äußeren Erscheinung zu schwächen und ihren Einfluß zu vermindern, so möge sie dies nur als gerechte Strafe der mangelnden Zucht in der Geistlichkeit hinnehmen, dann wird sie an intensiver Macht unendlich mehr gewinnen, als sie äußerlich verliert. Mit leichter Sorbistik fragen ihre Feinde, ob das die Religion betreffe, wenn man der Kirche von ihren Einkünften abbreche? Mit eben so viel Zug könnte man D'Connell fragen, ob denn das seiner Seele schade, wenn man ihm die Haut über den Kopf ziehe, die doch nur der äußerlichste und geringste Theil seiner körperlichen Erscheinung ist? Aber dennoch ist es richtig, daß es der Kirche nicht ziemt, zur Erhaltung ihrer irdischen Güter, die ihr geschenkt worden sind, das Recht, bis zur Entscheidung mit des Schwertes Schärfe, in Anspruch zu nehmen. Weil ihr heilsamer Einfluß von den Gemüthern empfunden wurde, darum wurde sie freiwillig so reich ausgestattet; sie bewahre sich ihren Werth und bereichere die Seelen der Menschen mit himmlischen Gütern, so wird man nicht daran denken, oder doch umsonst versuchen, ihr die irdischen zu entziehen.

Evangelische Kirchen-Zeitung

Berlin 1836.

Sonnabend den 30. Januar.

N^o 9.

Über Möhler's Symbolik.

(Fortsetzung.)

Dies sind nun die Bestimmungen, gegen die der rechtgläubige Protestant entschieden protestirt, auch nachdem sie Herr Dr. Möhler mit allem Aufwand von Geist, Scharfsinn und Gelehrsamkeit in Schutz genommen. Das Pelagianisirende in allen diesen Sätzen tritt schon darin hervor, daß der Gegensatz des gerechtfertigten und zu rechtfertigenden Menschen mehr nur als ein fortschreitender Stufenunterschied erscheint, indem den thätigen Kräften des natürlichen Menschen, die nicht verdorben, sondern nur geschwächt sind, und daher nur in einem höheren Grade derjenigen übernatürlichen Hülfe bedürfen, ohne welche sie auch im ungeschwächten Zustande unvernünftig gewesen wären, göttliche Kräfte entgegenkommen, welche zusammenwirkend mit jenen in dem Menschen eine Art Vorstufe geistlicher Gerechtigkeit, bestehend in Reue, Glaube, Hoffnung und beginnender Liebe, erzeugen; darauf folgt dann als eigentliche Rechtfertigung, die zugleich auch die Heiligung ist, mit der Sündenvergebung ein höheres Maas heiliger Gnade, welche den Menschen eine ihm fortan inhärirende oder eigene Gerechtigkeit gibt, durch die er nicht nur das Gesetz erfüllen, sondern auch in Befolgung der evangelischen Rätze mit göttlicher Hülfe noch eine übergeheuliche Vollkommenheit erlangen und so ein immer wachsendes Verdienst des ewigen Heiles sich erwerben kann. Herr Dr. Möhler glaubt den Vorwurf des Pelagianisirens durch Nachweisung einer psychologischen Nothwendigkeit jener Entwicklung der Wiedergeburt durch eine Stufenfolge „sich gegenseitig bedingender Aktionen“ beseitigen zu können, S. 129 f. Eine solche Stufenfolge findet allerdings statt und ist von unseren Dogmatikern stets in der Unterscheidung der *gratia praeparans*, *operans* und *cooperans*, so wie in den *gradibus ordinis salutis* anerkannt und ausgeführt worden. Nichts desto weniger haben sie stets in der Befehrung mit dem ersten Eintreten der *fides salvifica* den bestimmten Wendepunkt erkannt, mit welchem in dem Menschen durch die *gratia operans* die neue Liebe und das neue Leben in der Gemeinschaft Gottes beginnt, so daß alles ihm vorangehende Thun und Leiden als noch unter dem Jorne stehend anzusehen ist. Gewiß weckt zwar das Gefühl des Jornes, geschärft durch das Gesetz, das Bedürfnis der Gnade, ja die Sehnsucht nach ihr; aber wenn Herr Möhler dieses kraftlose, franke Bedürfnis und Sehnen, ehe die göttliche Liebe, welche im Glauben es stillt, die wahre Gegenliebe erzeugt, schon als eine dem Glauben vorangehende und zum Grunde liegende Liebe darstellen will, S. 166 f., so benennt er entweder nur zwei specifisch verschiedene Gemüthsbewegungen mit demselben Namen, oder der

Unterschied eines ängstlich sehrenden Strebens und einer kindlich friedvollen Liebe ist ihm nicht klar geworden. Dieselbe Unklarheit trübt den Blick unseres Gegners in seiner ganzen Polemik gegen die evangelische Lehre vom rechtfertigenden Glauben. Wohl erkennt er das doppelte Moment desselben an, nämlich einerseits das empfangende, wodurch er die Gnadenliebe Gottes in Christo (*amari*) ergreift, oder die Versöhnung und Rechtfertigung dem zerknirschten Sünder zueignet, und andererseits das hervorbringende, wodurch er heiligend die thätige Liebe (*amare*) wirkt, mit der wir Gott wieder lieben, und nicht mehr unwillig und gezwungen, wie vor der Rechtfertigung unter dem Jorn, sondern willig und frei, als Kinder der Gnade, seinen Willen thun, S. 160 f. So einleuchtend es nun ist, daß kein Sünder durch seine Liebe zu Gott Gottes Liebe zu ihm erzeugt, noch erzeugen kann, sondern daß es sich nach dem Evangelium umgekehrt verhält, so klar es ferner ist, daß wir Gottes zuvorkommende Liebe nicht durch unsere Gegenliebe erfassen, sondern nur erwidern können, nachdem wir sie zuvor im Glauben erfasst haben, so klar endlich hierin der Unterschied und die Einigung der Rechtfertigung und Heiligung in der ob- und subjektiven Liebe Gottes sich kund gibt, so bestreitet es dennoch Herr Dr. Möhler, aber keineswegs durch eine klarere Darstellung, oder bestimmte Entgegensetzung, sondern vielmehr durch eine Vermischung der Unterschiede, bei welcher Grund und Folge wechselnd ineinander fließen. Dies ist unverkennbar in der Art und Weise, womit S. 166 ff. der protestantische Satz: die Liebe ist eine Folge des Glaubens, umzukehren gesucht wird in den: der Glaube ist eine Folge der Liebe, nämlich als Vertrauen, während er doch wieder als Föhrwahrhalten das Erste, die Liebe aber das Zweite seyn soll, welche dann das Vertrauen erzeuge, gleich als ruhe dies auf subjektiver, und nicht vielmehr auf objektiver Basis. Wenn nun hier der Glaube, den der Protestant als das bewusste Empfangen aller göttlichen Liebe, oder als die aufgenommene versöhrende Gnade selbst betrachtet, nur „im gewöhnlichen katholischen Sinne,“ d. h. als Anerkennung der geoffenbarten Wahrheiten, genommen, die Liebe und das Vertrauen dagegen als zwar von der Gnade angeregte, jedoch subjektive Bestrebungen des Menschen gegen Gott erscheinen, so ist es wohl sichtlich genug, wie sehr die göttliche Thätigkeit gegen den Menschen zurücktritt hinter die menschliche gegen Gott, oder wie sehr das religiöse Element vom moralischen überflügelt wird. Wenn nun in demselben Capitel Dr. Möhler es nicht begreift, S. 162., warum doch der Glaube allein uns rechtfertigen solle, und nicht auch die Liebe, seine Frucht, die doch als Wirkung der heiligenden Gnade gleichfalls göttlichen Ursprungs sey, so genügt, nach unserer obigen Deduktion, die Gegenfrage: warum doch nur die Wurzel

den Baum erhält und hält, nicht aber die Frucht, oder warum doch der Mensch mit dem Munde allein (*οργανον ληπτικον*) die erhaltende Nahrung nimmt, nicht aber mit dem Herzen? Das Mißverständniß unseres Gegners hat seinen Grund in der ihm eben von der katholischen Ansicht anhängenden Meinung, der Glaube rechtfertige oder erwerbe (§. 187.) die Rechtfertigung als eine ihr vorangehende Qualität und Tugend des Menschen, *) wonach dann freilich nicht abzusehen, warum die Liebe, die eine größere Tugend ist als er, nicht eben so wohl und mehr noch rechtfertigen solle. Aber, so erwiederten die Alten, *fides non justificat in praedicamento qualitatis*, sed in *praedicamento relationis*, der Glaube rechtfertigt nicht durch das, was er ist, sondern durch das, was er hat, nämlich durch die versöhnende Gnade Christi; der objektive Inhalt gibt ihm seine Kraft, während ein Glaube anderen, abstrakten Inhalts nicht selig, sondern zittern macht, Jac. 2, 19. Wenn nun die Liebe des Wiedergeborenen, obwohl die höchste aller Tugenden, doch nicht sowohl das Empfangen jener Gnade, als vielmehr die innige Erwidrerung der im Glauben empfangenen ist, so sagt die Concordienformel demnach mit vollem Recht: *Neque contritio, neque dilectio, neque ulla alia virtus est illud instrumentum, quo gratiam Dei, meritum Christi et remissionem peccatorum apprehendere et accipere possumus*. Daß nun Herr Dr. Möhler hienach zweifelt §. 169.: „ob diese Lehre irgend zu rechtfertigen sey, ja ob sie auch nur irgend einen Sinn darbiete,“ das ist seine Sache. Immer in der falschen Voraussetzung, der Glaube rechtfertige als Tugend, eifert er dagegen, daß die Liebe und andere heilige Gesinnungen und Tugenden, daß selbst die Demuth von der Rechtfertigung ausgeschlossen würden, obwohl doch grade diese, was er übrigens sehr lobenswerth findet, vornehmlich durch die Lehre befördert werden sollte. Ja, da nach protestantischer Ansicht der Glaube doch nicht bloß eine instrumentale (receptive), sondern auch eine aktuose (produktive) Seite habe, wonach er eben alle jene heilige Tugenden, und insbesondere die Liebe hervorbringe, so sey gar nicht zu verstehen, warum nicht der Glaube mit seiner Produktivität, oder Glaube, Liebe und Werke (Wurzel, Stamm und Früchte) zusammen rechtfertigen sollen, oder warum man doch protestantischer Seits die Formel nicht anerkennen wolle, daß die *fides formata* (per *charitatem*) rechtfertige, d. h. daß der Glaube erst dann rechtfertige, wenn er die Frucht der Liebe schon erzeugt habe, §. 186. Der einfache Grund ist der, daß er — so wie keine Geburt ohne Empfängniß — die Frucht der menschlichen Liebe in dem selbstsüchtigen Herzen gar nicht hervorbringen kann, wenn er nicht zuvor die göttliche in der Rechtfertigung empfangen, und eben darum, weil alle Tugenden und guten Werke des Wiedergeborenen nur Früchte der durch die zuvorkommende Gnade umsonst empfangenen Rechtfertigung oder Versöhnung sind, können sie nicht

Wurzeln derselben seyn. Die produktive, die wiedergebärende und bildende Kraft liegt im Glauben, eben weil er die receptive Kraft der absoluten schöpferischen Liebe Gottes ist; er bildet die Liebe *quo amamus*, nicht aber sie ihn, und darum ist der Ausdruck *fides formata justificat* unangemessen; es müßte vielmehr heißen *fides justificans format caritatem*, so wie es nicht so präcise ist zu sagen: der lebendigmachende Glaube rechtfertigt, als: der rechtfertigende Glaube ist ein lebendigmachender.

Gewiß wird durch unsere Lehre die Liebe und das neue Leben der Gerechtfertigten sammt seinen geheiligten Früchten nie und nimmer vom rechtfertigenden Glauben ausgeschlossen; sondern sie werden, wie schon oben bemerkt wurde, nur als Gründe desselben negirt und zwar so, daß er, nicht auf ihnen, sondern ganz auf der Kraft der göttlichen Gnade ruhend, um so kräftiger ihr Grund seyn kann. Als Ursachen der Rechtfertigung werden sie eben so bestimmt geläugnet, wie als Wirkungen derselben behauptet, weil die göttliche Liebe und Wohlthat, gläubig erfasst, ihrer Natur nach nothwendig die Gegenliebe und ihre Werke wirkt, die nothwendig zu thun sind *propter mandatum Dei*, non ut *confidamus per ea opera justificationem coram Deo mereri*, Aug. Conf. art. 6. vgl. Conc. Form. §. 702 f. Der Satz: gute Werke sind nicht nothwendig zur Rechtfertigung, verneint sie in ersterer Kategorie, und ist nichts Anderes als eine paradoxe Form der Wahrheit des Evangeliums, daß wir nicht durch des Gesetzes Werke, nicht durch unsere Gerechtigkeit, sondern umsonst durch die Gnade Gottes gerecht werden, Röm. 3, 28., Gal. 2, 16., Eph. 2, 8 f. Die kräftige, fruchtbare, das innere und äußere Leben umwandelnde Wirksamkeit dieser rechtfertigenden Gnade durch den Glauben (*fides formans*) ist von den Reformatoren oft und vielfach geschildert worden, und der von unserem Gegner selbst angeführten, berühmten Darstellung desselben aus Luther's Vorrede zum Briefe an die Römer verdient die gleichfalls treffliche aus Melancthon's *Locis* von 1521 de *fidei efficacia* (in Augusti's Ausgabe §. 112 ff.) an die Seite gestellt zu werden.

(Fortsetzung folgt später.)

Bemerkungen zu dem Aufsatze: Über die Gründung neuer Pfarrstellen in der Evangelischen Kirche.

(In Nr. 91 u. 92. des Jahrg. 1835.)

Der vorliegende Aufsatz ist eine ernste, wohl zu beachtende Stimme an Alle, denen es obliegt, oder die vermögend sind, auf die bessere innere und äußere Gestaltung der Evangelischen Kirche einzuwirken. Möchte sie nicht wirkungslos verhallen! Wie viele wackere Hände, die sich sehnen, rüstig arbeiten zu können im Weinberge des Herrn, sind müßig, und können bei allem Vertrauen auf den Herrn sich nicht des trüben Gedankens erwehren, umsonst mit Ernst und Eifer sich vorbereitet zu haben zum Dienste seiner Kirche. Als Missionar hinausziehen in fremde Länder unter Heiden und Juden, ist nicht Jedermanns Sache, und erfordert noch mehr als Liebe zu dem Herrn und theologische Ausbildung. Im öffentlichen Schulumte zu

*) Vgl. Apologie §. 70.: *Fides non ideo justificat, quia ipsa sit opus per sese dignum, sed quia accipit misericordiam promissam*. Quoties nos de fide loquimur; intelligi volumus objectum, scilicet misericordiam promissam.

arbeiten bis die Kirche sie in ihren Dienst nimmt, scheuen die Weiber, weil sie, vornehmlich bei dem Vorurtheile unseres Volkes gegen Theologen, die eine Reihe von Jahren der pädagogischen Laufbahn gefolgt sind, fürchten müssen, bei vorkommenden Predigerwahlen weniger berücksichtigt zu werden, und bei Privatlehrerstellen zieht man häufig Schulamts-Candidaten den Candidaten des Predigamts vor. Zudem wählte man noch gegen Theologen zu Rectoren öffentlicher Schulen, aber auch dieser Wirkungskreis ist fast ganz verschlossen. Was soll nun die zu der Zahl der Pfarren in keinem Verhältniß stehende Menge der Predigamts-Candidaten? Mancher, der ohne befördernde Verbindungen nun schon Jahre lang unberücksichtigt geblieben ist, sieht sich, um sein Daseyn zu fristen, genöthigt, in ein seiner Neigung und Bildung fremdes Arbeitsfeld überzugehen. So gehen der Kirche unzählige Kräfte verloren, welche ihr die erforderlichsten Dienste hätten leisten können.

Gewiß ein großer Nachtheil für die Kirche, und es wäre wohl an der Zeit, darüber nachzudenken, wie dem Übel, wenn auch nur theilweise, abgeholfen werden kann. Der Herr Verf. jenes Aufsatzes rath Gründung neuer Pfarriellen; gewiß ein treffliches, ja vielleicht das trefflichste Mittel, das aber leider mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, welche nachzuweisen nicht dieses Ortes seyn kann. Eine Hauptschwierigkeit liegt in dem in Rheinland und Westphalen immer mehr herrschend werdenden Grundsatze, daß alle Prediger einer Gemeinde gleiche Rechte und Pflichten, gleichen Rang, gleiche Einkünfte u. haben müssen, und darum sehen wir in den wachsenden Gemeinden so selten neue Stellen für Seelsorger gründen, bis endlich die Last der Gerechtigkeit die vorhandenen Schultern zu erdrücken droht. Zwar sind in den letzten dreißig Jahren bei uns, namentlich in katholischen Gegenden, manche neue Pfarriellen entstanden, vorzüglich seit sie das Glück haben, unter Preußens Soocer zu stehen, und wenn auch die Union viele kleinere Stellen eingehen ließ, so hat sie dagegen auch vielleicht eben so viele neue geschaffen. Aber jener Grundsatz hat nicht nur die Gründung neuer Pfarren verhindert, sondern auch manche aufgelöst, die gewiß nicht überflüssig war. Vor 1802 standen an der sehr großen reformirten Gemeinde zu Solingen drei Prediger; seitdem sind dort nur zwei, die auch ein beinahe zwei Stunden entlegenes Filial zu versorgen haben. Die Lutherische Gemeinde in Schelm, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert die Mutter der Gemeinden zu Wüchlinghausen, Fergdame, Wupperfeld, Langerfeld, Müggeberg und theilweise der zu Geselesberg ist, soll gegen 14,000 Seelen zählen, von denen kaum 4,000 in der Stadt wohnen mögen; sie hat zwei Seelsorger. Die Lutherische Gemeinde zu Elberfeld, die nach dem Abgange ihrer Mitglieder in Unterarmen, gegen 11,000 Seelen zählen mag, hat zwei Seelsorger; eben so viel die fast gleich starke in Nimickel. Die Seelsorger an den genannten Gemeinden sind würdige, rüstige Männer, zwei mit besonderen tiefsinnlichen Ehenamtern bekleidet; aber wie ist es möglich, daß ihre Leistungen in der speciellen Seelsorge ihnen selbst genügen? Welche Arbeiten auf diesen Männern lasten, wird noch mehr einleuchten, wenn man erwägt, daß ihre Gemeindeglieder gro-

sentheils weit umher in den Gebirgen zerstreut wohnen, und die meisten Casualien in den betreffenden Häusern verrichtet werden. Aus diesen ganz aus der Nähe aufgegriffenen Beispielen erhellt schon zur Genüge, wie nothwendig die Gründung neuer Pfarriellen ist, oder vielmehr, wie sehr die Kirche Ursache hätte, die vorliegenden Kräfte, welche jetzt müßig sind, oder gar für sie verloren gehen, in ihre Dienste zu ziehen.

Die Evangelische Kirche in anderen Ländern hat geistliche Diakonen, Hülfsprediger, Helfer, mit einem Worte, ordinierte geistliche niederen Ranges, deren Anstellung nicht mit solchen Schwierigkeiten verbunden ist, wie die mehrerer gleichgestellten Pfarrer, und die doch dasselbe oder bei größerer Anzahl mehr leisten können. Diese Institute sind bei uns ganz unbekannt. Warum sucht man sie nicht mit zweckmäßigen Modifikationen unter uns einzuführen? Dies scheint mir das einzige Mittel, den jegigen Überfluß an Predigamts-Candidaten aus einem Übel zu einem Segen für die Kirche zu machen, weil es wohl allein in dem weitesten Umfange anwendbar ist.

Die katholische Kirche weiß ihre Interessen besser zu wahren. Wo es eben möglich ist, stellt sie neben die Pfarrer Kaplanen, Hülfsegeistliche u., errichtet sie in den entlegenen Kirchspielen Kapellen, wählt sie zu Vorstehern höherer Schulen Priester mit der Verpflichtung zu gewissen geistlichen Funktionen, und ist so nicht nur im Stande, die speciellste Seelsorge zu üben, sondern sie hält auch die sämtlichen Bildungsanstalten, von der Volksschule bis zur Universität, mit unzerreißbaren Banden an sich gefesselt. Sie beaufsichtigt nicht bloß die jungen Theologen, sondern sie sorgt auch für deren Anstellung, und läßt nicht leicht eine ihrem Dienste geweihte Kraft unkommen. Die katholische Gemeinde in Elberfeld, halb so groß und bei weitem weniger wohlhabend als die dortige Lutherische, zählt fünf Seelsorger; die in Barmen eben so viel, als die siebenmal größere und vielleicht eben so vielmal wohlhabendere in Schwelm.

Wüßte diese Angelegenheit von denen, die es angeht, zum Gedeihen der Kirche, zum Heil unsterblicher Seelen, zur Ausbreitung der Ehre des Herrn, in reifliche Erwägung gezogen werden!

M a c h r i c h t e n .

(Genf.) Von mehreren Seiten her ließ sich das Gerücht von der Auflösung der Evangelischen Gesellschaft in Genf, und der unter ihrer Leitung stehenden theologischen Schule vernehmen. Dr. Bretschneider in seinem Berichte über das Genfer Jubiläum in der Allg. Z. stellte diese angebliche Thatsache als eine durchaus feststehende und ausgemachte hin. Als Ursache der Auflösung wurden hie und da Erklärungen dargelegt, welche bei Veranlassung der Separation von der Nationalkirche innerhalb der Gesellschaft ausgebrochen seyn sollten. Wir sahen uns hiedurch veranlaßt, Erläuterungen an Drei und Stelle einzuschieben, und theilen das Resultat derselben hier mit.

„Unsere Freunde müssen sehr auf der Hut seyn bei den Gerüchten, die man in Bezug auf uns im Umlauf setzt. Es ist dies oft nichts Anderes, als ein Spiel unserer Gegner, die ihre Wünsche für Wahrheiten ausgeben. Gewiß wandeln wir inmitten vieler Schwierigkeiten und vieler Prüfungen; eine der bedeutendsten war die Aramtheit Merle d'Abi-

gné's, die ein Jahr hindurch ihn fast ganz an der Wahrnehmung seines Berufes hinderte. Aber der Gedanke an eine Auflösung der Schule ist nie unter uns laut geworden. Gewiß wollen wir nur, was Gott will; und wenn Gott wollte, daß wir aufhörten, wie dies J. B. mit unserem vortrefflichem Missionsinstitut in Lausanne der Fall zu seyn scheint, so müßten wir uns unterwerfen. Gewiß, Gott hat unser nicht nöthig, um sein Werk zu thun. Aber ich habe die Hoffnung auf seine Gnade, die inmitten unserer Schwachheit hervorleuchtet, daß diese Auflösung nie von uns ausgehen wird. Wir gedenken im Gegentheil, unserer Stiftung mehr Leben, und eine festere Organisation zu geben. Es ist unter Anderem in Vorschlag, die Studierenden in ein Seminar zu vereinigen, wo ihre Studien und ihr inneres und äußeres Leben heilsam geleitet werden können. Es ist beschlossen worden, daß Gausson, der sich nur noch mit der Predigt in der Kapelle beschäftigt, die dogmatische Unterweisung übernehmen soll. Dies wird geschehen, sobald ein Prediger für die Kapelle gefunden ist. — Unsere Wünsche für die Anstalt beziehen sich erstens auf eine Vermehrung der Anzahl der Studierenden, deren jetzt nur sechzehn sind, und zweitens auf eine Vermehrung der Geldmittel. Die Gaben waren im Anfange reichlich, aber jetzt sind sie geringer geworden. Die Colportage, die Evangelisirung, die immer glänzende Erfolge zu berichten haben, und mehr zum Herzen sprechen, haben das Interesse mehrerer unserer Freunde ganz auf sich gezogen, und der bedeutendsten Unternehmung der Evangelischen Gesellschaft manche Hilfsmittel genommen. Es ist daher zum Bestehen unserer Schule allerdings nothwendig, daß das Interesse der Christen für sie sich von neuem belebt.

Was die angebliche Ursache der angeblichen Auflösung betrifft, so ist daran kein wahres Wort. Keine Spaltungen haben statt gefunden; der Beschluß hinsichtlich der Feier des Abendmahls war ein einstimmiger. Über keine Frage seit dem Bestehen der Evangelischen Gesellschaft fand ein so allgemeines Einverständnis statt. Wer den Brief, den wir bei dieser Gelegenheit bekannt gemacht haben, gelesen, wird gewiß nicht von Separatismus reden. Ich weiß, daß M., B. und andere Freunde, die in diesem Punkte sehr empfindlich sind, nachdem sie ihn gelesen, gedankt haben: „Darüber ist nichts zu sagen, das ist kein separatistisches Abendmahl.“ Wir haben erklärt, daß dies nur eine Tafel mehr sey, errichtet in der Kirche von Genf; daß alle zu ihr zugelassen werden würden ohne andere Zucht, als die des heiligen Geistes; daß wir selbst an den anderen Tafeln communiciren würden, wenn Christus dort gepredigt werde; aber daß wir diese für nothwendig hielten, erstens für die Schule, um die Theilnahme unserer Studierenden an dem Abendmahl der Dissidenten zu verhüten, und zweitens für die anderen Christen der Nationalkirche, um ihnen eine häufigere Gelegenheit zur Feier des Abendmahls darzubieten, in Übereinstimmung mit den kirchlichen Bestimmungen, und nach dem Beispiele der Apostel.“

Eben da wir diese Nachricht der Druckerei übergeben wollen, erhalten wir die traurige Nachricht von dem Tode des Prof. Steiger, in dem die theologische Schule einen ihrer ausgezeichnetsten Lehrer, die Ev. K. Z. einen fleißigen Mitarbeiter, und der Herausgeber einen theuren Freund verloren hat.

(Aus einem Schreiben aus Genf.)

Was das Jubiläum betrifft, so haben viele Täuschungen statt gefunden, besonders zwischen den Deutschen Theologen und den Genfer. Sie haben sich betrogen hinsichtlich ihrer gegenseitigen Lehren. Die Genfer kennen Deutschland nur sehr unvollkommen; und Manche unter ihnen, wie ich glaube, würden, wenn sie den Glauben, oder richtiger den Un-

glauben von Dr. Röhr z. B. gekannt hätten, nicht mit ihm fraternisiren haben, wie sie es gethan. Von der anderen Seite, wenn die Deutschen sich einbilden, daß die Genfer Pastoren mit ihnen einstimmig seyen, so täuschen sie sich sehr. Diese Herrn sind Arrianer, Pelagianer, Socinianer, Clarikisten u. s. w., aber sie sind Supernaturalisten; sie nehmen die Offenbarung an, alle Wunder; und Nationalisten würden sie weit weniger consequent, logisch, vernünftig finden, als selbst Orthodoxe es in ihren Augen sind. — Die Genfer haben sich in Bezug auf die Deutschen darin getäuscht, daß sie wähten, in ihnen die wahren Repräsentanten Deutschlands zu erblicken, in der Meinung, daß der Nationalismus dort überall herrsche, wie diese Herren es gesagt haben, während dies doch höchstens von Sachsen wahr ist, woher sie kamen. Die Deutschen haben sich in Bezug auf die Genfer getäuscht, indem sie sich einbildeten, daß diese die wahren Repräsentanten des religiösen Zustandes der Reformirten, Französischen und Schweizerischen Kirchen seyen. Die wahrhaft lebendigen Orthodoxen sind fast gar nicht zu dem Jubiläum gekommen. Darum sind sie aber nicht weniger vorhanden. Es haben sich viele Orthodoxe dort eingefunden, aber Orthodoxe ohne Leben, wie die Deputirten von Bern und Neuchâtel, die, weil sie den Werth der gefunden Lehre nicht kannten, ohne Muth für ihren Glauben waren, und mit den Nationalisten fraternisirten. Das Lösungswort des Jubiläums war: Es sey keine Rede von der Lehre, sonderbares Lösungswort für ein Jahresfest der Reformation! Als nun in der dritten Conferenz zwei treue Diener des Herrn, Herr Grandpierre aus Paris und Herr Hartley von der Englischen Kirche, von der Erlösung durch das Kreuz Christi redeten, schrie man: „Die Dogmen überfallen uns! zur Tagesordnung!“ und man trennte sich, indem man sich versprach, sich nicht mehr wiederzusehen. Man darf nicht grade sagen, daß das Genfer Jubiläum ein Fest des Nationalismus gewesen ist; es war eigentlich das Fest der Gleichgültigkeit gegen die Lehren; aber es ist wahr, daß der Indifferentismus und der Nationalismus Brüder sind.

Unterdessen wird das Jubiläum, indem es die Aufmerksamkeit auf die Reformation gerichtet hat, doch vielleicht am Ende noch einiges Gute hervorbringen. Möchte es einige der Früchte tragen, welche in Deutschland das Jubiläum von 1817 getragen hat. Ich weiß nicht, ob Sie in den Französischen politischen und religiösen Zeitschriften die Ankündigung des ersten Bandes von Merle d'Aubigné's „Geschichte der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts“ gelesen haben, der vor Kurzem in Paris bei Firmin Didot (Frankfurt a. M. bei Schmerber) erschienen ist. Dies Werk wird vielleicht Manchen die Augen öffnen über die wahre Natur des Christenthums und der Reformation. Es ist seit einiger Zeit in den Französischen literarischen Zeitschriften viel die Rede von Luther, aber in einer Weise, welche sehr der Berichtigung bedarf. Zwei der berühmtesten Geschichtschreiber, Michelet und Mignet, beschäftigen sich mit diesem Theile der Geschichte. Die „Memoiren Luthers“ von Michelet erschienen zu gleicher Zeit mit dem Werke von Merle d'Aubigné. Es ist größtentheils eine Übersetzung der Tischreden. Viel ist dort die Rede vom Tausel, von den Anabaptisten, von Alsem, was den Franzosen sonderbar und merkwürdig erscheint; aber wenig oder gar nicht von den wesentlichen Dingen; die Lehre der Reformation wird dort besonders in den Streitigkeiten zwischen Luther und Erasmus gesucht; Luther, wird gesagt, kämpfte für die Knechtschaft, und Rom für die Freiheit! Das Werk von Mignet ist noch nicht erschienen, wird aber ohne Zweifel in dem Geiste der Französischen Philosophie und Politik seyn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 3. Februar.

N^o 10.

Die Lebensfrage der Civilisation. Von Dr. F. A. W. Diesterweg. Erstes und zweites Heft. Essen, bei G. D. Bädecker, 1836.

Mit diesen Heften tritt der Herr Dr. Diesterweg in einer sehr wichtigen Angelegenheit auf. Er spricht für die Civilisation des armen Pöbels als ein bekümmertes Volksfreund, und zwar lebhaft, aufgeregt, zur That strebend, wie dies seine Art ist. Er behandelt eine Frage, die von Vielen behandelt werden sollte: wie muß dem armen Volke geholfen werden? Er behandelt sie mit Freimüthigkeit. Dies ist sehr ehrenwerth. Aber es ist freilich zu bedauern, daß sein Versuch sowohl der Tiefe dieses Gegenstandes selbst, als dem Lichte und Geiste desselben weniger genügt, dem der Ruhm des größten Volksfreundes verbleibt, und der immer das Wort mit der That bekräftigte: Mich jammert des Volks. Dies wird sich aus einer Beleuchtung der beiden Aufsätze in den beiden Heften ergeben.

Das erste Heft führt den besonderen Titel: „Über die Erziehung der unteren Klassen der Gesellschaft.“ Nach dem Vorwort des Verf. ist dieser erste Aufsatz seit dem Sommer 1832 fertig gewesen, damals aber aus Gründen nicht gedruckt worden. Um jene Zeit war der St. Simonismus noch ein Gespräch des Tages, und man glaubt einen Anklang eines seiner Principien in dem letztgenannten Titel zu vernehmen. Doch wollen wir diesen Anklang an und für sich dem Verf. nicht zum Vorwurf machen; denn was der St. Simonismus im Antichristlichen versuchte, hätte die correspondirenden Sätze auf christlichem Gebiet viel mehr in Bewegung setzen sollen. Nach dem Auflauf des Berliner Pöbels im vorigen Jahre hat Herr Diesterweg das erste Heft wieder hervorgezogen, und sich gefragt: Soll ich oder soll ich nicht? Es handelte sich nämlich um die Mittheilung dieses Aufsatzes. Herr Diesterweg versichert: „Eine Stimme antwortete: Du sollst! Seitdem halte ich die Mittheilung desselben für eine Pflicht.“

Der Verf. will die Nothwendigkeit der Erziehung der unteren Klassen zeigen. Dieses ist ihm die Hauptsache. Von weit geringerem oder vielmehr von gar keinem Belange ist es ihm, ob seine Leser die Mittel billigen, die er zur Hebung des Übels vorschlägt. Sind wir nun aber mit vielen Tausenden von dieser Nothwendigkeit der Erziehung der unteren Klassen durchdrungen gewesen, bevor wir Herrn Diesterweg's Schrift gesehen haben, und können wir die Mittel, die er angibt, nicht billigen, so verliert sein Büchlein für uns viel von seinem Werthe. Ein Verdienst aber bleibt ihm in jedem Falle, nämlich dieses, daß es anregt. Doch ist es dem Verf. mit der Preisgebung seiner Mittel auch nicht voller Ernst,

wie sich aus beiden Heften ergibt. Zuerst charakterisirt er schon im Vorworte des ersten Heftes den sogenannten Pöbel. Dieser Pöbel ist sehr zahlreich. „Er wird von blinden Leidenschaften regiert; denn er ist nicht zur Beherrschung derselben durch Vernunft gelangt. Diese Leidenschaften sind immer vorhanden, nur nicht immer im Zustande der Erregung. In gewöhnlichen Zeitläufen werden die Leidenschaften des Pöbels im Zaum gehalten durch die Ermüdung von körperlich anstrengender Arbeit, und durch die Furcht vor Gefängnißstrafen, Bajonetten und Kugeln. Aber sie sind da, und zeigen sich in ihrer rohen, zerstörenden Natur. Offenbar ist das ein schlimmer Zustand für die Gesellschaft. Der schlafende Tiger kann durch Ereignisse, die gar nicht in unserer Macht liegen, geweckt und gereizt werden, und ein in Madrid, Paris, London oder Wien zündender Blitz kann den sicheren Bestand aller Dinge unter uns in Frage stellen.“

Hier haben wir nun die Skizze des Volkselendes nach der Idee des Herrn Diesterweg. Als oberflächlich erscheint uns die Meinung, das Volk sey nur durch schlummernde Leidenschaften, die es beherrschen, ein Pöbel, oder nur vermöge intellektueller und moralischer Nothheit. Das arme Volk ist ganz besonders, und für's Erste durch Gesteisträgheit und durch schlechten Auctoritätsglauben an die Macht und Majestät seiner Masse ein Pöbel. Die Individualitäten des Volks sind gleichsam zusammengeschmolzen durch den Geist des Schlags und der Kameradschaft zu einer einzigen Masse. Dazu kommen mancherlei Irrthümer und Vorurtheile, die dazu beitragen, ihm den Charakter der Pöbelhaftigkeit zu geben, der sich übrigens theilweise hinaufzieht in die oberen Stände hinein, und nicht Allen im armen Volke eigen ist. Eben so wenig können wir auch der Behauptung beistimmen, in ruhigen Zeiten würden die Leidenschaften des Volks im Zaume gehalten durch körperliche Ermüdung und durch die Furcht vor bürgerlichen Strafen. Nein, so schlecht als Herr Diesterweg können wir uns doch den armen Mann nicht denken. Wir denken vielmehr: es ist auch noch eine Art von Gewissen da, ein Rest von Rechtsgefühl, von Pietät und Ehrfurcht, wodurch er mit in seinen Schranken gehalten wird. Theologisch gesprochen schreiben wir auch dem gefallenen Menschen noch das Vermögen der justitia civilis zu, und warum sollte nicht auch der Pöbel seinen Antheil an dieser guten Menschlichkeit haben! Wäre Herrn Diesterweg's Wort wahr, so wäre die untere Schicht in Gottlosigkeit verstockt, ganz gewissenlos, und man müßte sich um so mehr über die Trefflichkeit der anderen Schichten verwundern. Darin scheint Herr Diesterweg doch zu aristokratisch geurtheilt zu haben. Das Volk hat noch etwas Pietät oder Ehrfurcht, Gott Lob! Es hat leider nicht zu viel davon, sondern sehr wenig, und wie

es scheint in abnehmendem Verhältniß. Und wenn Herr Dietrich ihm wünscht, daß es zur Beherrschung seiner Leidenschaften durch Vernunft gelangen möge, so stimmen wir in diesen Wunsch ein, wünschten uns aber auch etwas Genaueres dabei zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Königsberg.) Die neueren Ereignisse auf dem religiösen Gebiete in unserer Stadt, herbeigeführt durch Enthüllung einer seit Jahren im Stillen bestehenden theosophischen Sekte, haben zwar einerseits, ihrer Wichtigkeit wegen mit vollem Rechte, die Aufmerksamkeit der Behörden und des Publikums auf sich gezogen, andererseits sind sie aber auch so entstellt von Mund zu Mund getragen, und selbst in öffentlichen Blättern so unrichtig aufgefaßt und wiedergegeben, daß eine der Wahrheit getreue Darstellung wohl jedem Unbefangenen nur erwünscht seyn kann. Wer könnte es anders, als mit tiefem Schmerze lesen, wie manche Referenten, ihre Feder in Galle oder Triviolität getaucht, Thatfachen erdichtet oder entstellt; Namen verwechselt, die Irrthümer Einzelner der rechtgläubigen Kirche untergelegt; verirrte Fanatiker identificirt haben mit Menschen, denen es um das Heil ihrer Seele rechter Ernst ist, und die es in ihren Lebensführungen erfahren haben, daß nur ein Name dem Menschen gegeben ist, darin er kann selig werden, der Name Jesus Christus, hochgelobet in Ewigkeit. Zwar hat ein angesehenener Mann unserer Stadt in der Allg. Kirchenzeitung im November 1835 einen Aufsatz geliefert, welcher aus den Quellen geschöpft und ohne Leidenschaft verfaßt, einen allgemeinen und richtigen Überblick über die Sache gibt. Doch möchte es, bei dem hohen Interesse dieser Angelegenheit, nicht überflüssig seyn, wenn auch Hef. schlicht und einfach mittheilt, was ihm theils aus eigener Erfahrung geworden, theils, bei seinen nahestehenden Beziehungen zu vielen dabei theilnehmenden Personen, seit einer Reihe von Jahren, als fremde, aber nicht minder wahre Erfahrung, zu einer Zeit gegeben ist, wo man die einstige Nothwendigkeit eines öffentlichen Auftretens nicht ahnen konnte, also, den Blick nur auf die Sache gerichtet, frei und unbefangenen da stand.

Johann Heinrich Schönherr, Besitzer der Theologie, ein Mann von rechtschaffenem Charakter und nicht ohne Anlage zur Spekulation, doch nicht hinreichend durchgebildet und unterstützt durch positive Gelehrsamkeit, war auf ein theosophisch-kosmogonisches System verfallen, das er nicht aus der heiligen Schrift entlehnt, sondern ihr untergelegt, und in regelloser Eregese angepaßt hatte. Obwohl er eine Broschüre darüber geschrieben, und persönlich bemüht war, seiner Ansicht Theilnahme zu erwecken, so ist doch wohl damals die Bekanntschaft mit seiner Lehre nicht außerhalb unserer Provinz verbreitet gewesen, und selbst in seinem Wohnorte Königsberg fanden sich nur wenige Personen, bei welchen seine Theorie Eingang fand. Zu diesen gehörte auch der Prediger Dr. Ebel. — Es ist hier nicht der Ort, das System selbst vollständig zu entwickeln. Dieses ist in neuester Zeit mehrfach durch namhafte Männer gesehen, besonders durch Dr. Dishaufen. Um des Verständnisses des Folgenden willen, ist es indeß nothwendig, hier Einiges aus dem System hervorzuheben.

Nach Schönherr's Meinung hätten in dem unendlichen Raume zwei Urwesen sich in ihrem Kreislaufe begegnet. Licht nannte er das eine, Finsterniß das andere (1 Mos. 1, 1—3.). Das Licht war die bewußte, produktive Kraft; die Finsterniß sollte receptiv seyn und bewußt

werdend, indem sie das Licht in sich aufnahm. In gegenseitiger Berührung bringt das Lichtwesen in das Wesen der Finsterniß ein, und durch diese wesenhafte Verbindung wird die Welt geschaffen. Alles, was besteht, ist aus diesen beiden Elementen zusammengesezt. Doch ist diese Verbindung nicht das Werk eines Augenblicks, sie ist nur allmählig entstanden, und auch gegenwärtig nicht ganz vollendet. Ungleiche Massen von Licht und Finsterniß kreisen noch in diesem Chaos umher, und sollen sich mit einander verschmelzen. Nur wenn und wo diese Verbindung wirklich vollzogen, tritt der vollstellige Zustand — das Reich Gottes — ein. Auch in dem vollkommensten Produkt jener Schöpfung, den Menschen, besteht noch jene ungleichartige Vertheilung von Licht- und Finsternißmassen, daher einige vorzugeweise Licht-, andere Finsternißnaturen sind. Diese bilden unter sich wieder eine Stufenleiter nach Maassgabe ihrer Composition, und stehen in gegenseitiger Beziehung, so daß sie in genauer Stufenfolge von den Unvollkommenen bis zu den Vollkommenen hinaufsteigt. Sich der Vereinigung der Urwesen, und der unbedingtesten Unterordnung unter die vorgesezten Glieder widersetzen, das ist die eigentliche Sünde, dadurch erzeugt, daß die Finsterniß aus ihrer Natur, der Receptivität, tritt.

Es ist leicht einzusehen, wie eine solche Theorie, einmal in's Leben geführt, alle bestehenden göttlichen und bürgerlichen Verhältnisse verschieben und eine Hierarchie ohne Beispiel herbeiführen konnte, wenn erst der Glaube daran befestigt war. Bereits Schönherr versuchte es mit der Praxis, und dunkle Gerüchte über Verirrungen ähnlicher Art als die, welche jetzt an's Licht getreten, verbreiteten sich schon damals. Doch Schönherr war nicht der Mann, die begonnene Sache durchzuführen. Er hatte zu viel Nebligkeit und zu wenig Consequenz. Äußere Unternehmungen, welche die Richtigkeit seines Systems bestätigen sollten, schlugen fehl; viele seiner Anhänger kamen dabei um das vorgeschossene Geld; es entstanden Spaltungen; Schönherr erkrankte aus Gram, und starb im Schmerze eines fruchtlosen Bestrebens, aber in vollem Glauben an die Wahrheit seines Systems. Schon vor dem Tode Schönherr's hatte sich Ebel eine bedeutende Auctorität in dem Kreise zu verschaffen gesucht. Reichthum der Phantasie, geistige Gewandtheit, nicht gemeine Niedergaben, der Eindruck der Liebe und Kraft, den sein ganzes Wesen machte, mußten ihm vor allen übrigen ein entschiedenes Übergewicht gewähren. Hiezu kam noch, daß er bei Gelegenheit einer Reise nach Schlesien eine junge Dame von Stande, Wittve eines Offiziers, näher kennen lernte, und für seine, von Schönherr übernommene und selbstständig weiter ausgebildete theosophische Ansicht ganz und gar gewann. Diese Frau, ausgezeichnet durch Schärfe des Verstandes, Lebendigkeit und Liebreiz ihres Wesens, und eine seltene Willenskraft, mochte sich um so leichter angeschlossen haben, als sie richtig herausfühlte, hier könne den Talenten Geltung, so wie der, mit solchen Gaben oft verbundenen Neigung zum Herrschen Raum verschafft werden. Beide vereint suchten nun eifrig, ihre Lehre allgemeiner zu machen. Gleichwohl schlossen sich in den ersten Jahren nur zwei Personen (G. v. R. und Fräulein v. D.) unbedingt ihnen an. Sie sahen sich genöthigt, einstweilen das System ganz zurücktreten zu lassen, und die einfache Bibellehre in den Vordergrund zu stellen, und nur dadurch gelang es ihnen allmählig, mehrere ernst und geistig gerichtete Personen sich näher zu verbinden, denen sie auf dem schmalen Wege des Evangeliums Lehrer und Führer seyn wollten. Doch allmählig erweiterten sie ihr Ansehen, sie forderten Unterwerfung unter ihre tiefgehende Erkenntniß und gereifte innere Erfahrung, und ehe man es recht merkte, hatten sie sich die Herrschaft in ihrem kleinen Reiche errungen. Bald begann sich dieser kleine Staat im Staate zu organisiren. Jedes Individuum erhielt seinen angewiesenen Platz, seine bestimmte Beziehung nach oben und unten zu den anderen Mitgliedern, Alles hing

zusammen wie Glieder einer Kette, und stand in mittelbarer Verbindung mit den obersten Gliedern (Pred. Ebel und die erwähnte Wittve), welche ihrerseits wieder in unmittelbarer Verbindung mit dem Geiste Gottes standen, der nur durch ihre Vermittelung den abhängigen Gliedern zukommen konnte. Hieraus entsprang eine hierarchische Despotie ohne Gleichen. Von den flüchtigsten Empfindungen, den unbedeutendsten Gedanken und Handlungen mußte den Obren Anzeige gemacht werden, damit diese Alles prüfen, zurechtstellen, billigen oder verwehren, feligsprechen oder verdammen konnten. Wie weit man in den Ansprüchen dieser Seelenqualerei ging, übersteigt allen Glauben. Unter dieser ewigen Spannung litten Amt und Gewerbe, immer und immer wieder wurden Selbstbekenntnisse, eigene, speciellc Sündenanklage gefordert, und manche hart gedrängte Seele, die nichts zu bekennen in sich fand, gerieth in Verzweiflung, ja in einzelnen Fällen in Wahnsinn.

Wie nun aber einerseits die ganze Thätigkeit des Geistes in dieser steten Selbstbeobachtung und Rechenschaftslegung, dieser rückichtslosen Enthüllung des Innern mit allen seinen Schwächen und Verirrungen immer abhängiger wurde, und die Bande sich enger zusammengezogen, so trat anderseits dagegen ein völliges Isoliren von allen anderen Personen ein, die dem Kreise nicht gewonnen werden konnten. Alle andere Lebensverhältnisse, wie heilig sie auch seyn mochten, gingen unter in dem einen großen, nie ermüdenden Anspruch. Nichts galten die heiligsten Verbindungen der Verwandtschaften, die zarten Rechte der Freundschaft und Liebe. Es war nur eine wahre Verbindung gestattet, die mit dem Kreise; nur eine Liebe, die für das System. Für die, welche draußen standen, hatte man kein Herz, keine Pflichten. Weil die Personen die Tiefe und Höhe der Lebensansicht, auf welche sich Ebel und seine Anhänger hinaufgeschwindelt hatten, nicht zu erfassen vermochten, so konnte, so durfte man ihnen nicht Wahrheit geben; man mußte sie ihnen verhüllen, entziehen, ja positive Unwahrheit war unter Umständen gestattet, um Seelen, welche die Offenbarungen des Geistes verwerfen und lästern würden, nicht noch tiefer zu verschulden. Von diesem Standpunkte aus erschien die Lüge als ein Akt der Gerechtigkeit und der schonenden Liebe.

So weit ging die allgemeine Lehre für alle diejenigen, die einigermaßen näher dem Kreise angehörig waren. Aber eine andere war noch vorbehalten für die, welche man einer tieferen Einführung in das Heiligtum fähig und würdig hielt.

Der Geist Gottes, der durch die beiden Obren zu den abhängigen Gliedern des Kreises sprach, forderte Heiligung — das heißt, nach jener Ansicht, — eine immer inniger werdende Durchdringung und Verbindung der Urwesen, unter möglichster Entfernung des Widerstrebens von Seiten des Urwesens der Finsterniß. Bei der materiellen Tendenz jenes Theosophens genügte nicht die Verschmelzung der geistigen Elemente, es mußten auch die körperlichen dieser Richtung folgen. Alles in der geschaffenen, oder vielmehr entstandenen Welt, trage die Sehnsucht nach dieser Verbindung in sich, in der höchsten Potenz gesteigert aber erscheine sie bei dem Menschen in dem Drange der Verbindung der beiden Geschlechter. Hier offenbare sich ein zwiefacher Zweck. Einmal die bloße leibliche und geistige Verbindung ohne weitere Absicht, als nur allein die dieser Verbindung; dann zweitens diese Verbindung unter Erzielung eines dritten Wesens. Die Erreichung des letzten Zwecks — welche von dem ersten wohl zu unterscheiden — dürfte aber nur unter eigener klarer Willensbestimmung und bewusster Zustimmung Gottes erlaubt werden. So unterschied sich die erste Art der Verbindung von der zweiten nur durch den einzigen Umstand (emissio seminis), der diese dem veränderten Zwecke anpaßte. Der Willenskraft müsse diese Aufgabe gelingen, ein sichtbarer Triumph der Lichtnatur über die regellosen Kräfte der Finsterniß, ein Sieg des Bewußtseyns über die blinde Lust — den eigentlichen Mittel-

punkt unseres sündhaften Wesens. Die Lust sey geboren aus der Lüsterlichkeit. Diese lebe und webe aber im Finstern, weshalb durch den Eintritt des Lichts Bewußtseyn und Reinheit in dieses Gebiet gebracht werden müsse. Nur die Phantastisbilder geahnter Reize verführen die Sinnlichkeit des Menschen; aber diese Reize im Lichte gesehen, betrachtet, betastet, in allmählicher Stufenfolge von einem Körpertheile zum andern — nach Maassgabe ihrer Wirkungs- und Verführungskraft auf die Sinne — übergehend, dieses befreie den Menschen von der Herrschaft der Lust, stelle ihn hoch und klar über die Sinnlichkeit, lasse das Bewußtseyn in keinem Momente untergehen, vollende den Sieg des Lichts über die Finsterniß. Die Consequenzen dieser Ansicht geben leicht das Ergebniß, daß eine solche reinigende Verbindung nicht notwendiger Weise allein für das eheliche Verhältniß aufbehalten seyn dürfte. So aufgefaßt war sie allgemeines Bedürfniß. Hier hatte die vollkommenste Durchdringung und Verbindung der beiden Urwesen statt — und diese war ja allgemeine Aufgabe.

Wie weit nun aber in diesen praktischen Übungen von den am tiefsten Eingeweihten gegangen, inwiefern da Andeutung, Beispiel, thatsächliche Belehrung der Obren für notwendig erachtet, oder ob eine glückliche Inconsequenz — sich accommodirend den noch unvorbereiteten Ansichten der Menge — das Übel beschränkt habe, mag unbeantwortet bleiben, bis die Resultate der bereits begonnenen gerichtlichen Untersuchung ein volles Licht über die Sache verbreiten, und es so gestatten ein Urtheil festzustellen, das sich jetzt mehr auf Vermuthungen gründen müßte. Zu läugnen ist aber nicht, daß einzelne hervorgetretene Thatsachen in diesem Labyrinth nicht zu verachtende Fingerzeige geben, und manches früh, und unter bedenklichen Symptomen dahin gewellte Leben vielleicht die Wahrscheinlichkeit zur moralischen Gewißheit steigern dürfte.

Daß es diesem Sektenkreise, wie jedem, um Ausbreitung zu thun war, versteht sich von selbst, aber das Eigenthümliche der darin vorwaltenden Tendenz machte ihm selbst die höchstmöglichste Vorsicht zur Pflicht. War auch die ganze Richtung ursprünglich aus natürlicher Selbstgerechtigkeit und dem damit verbundenen Hochmuth hervorgegangen, so griff doch im Fortgange der Entwicklung wohl manche unlautere Neigung — den Leitern bewußt oder unbewußt — entschieden ein. Der Riegel verfehlter Sinnlichkeit wurde wach, aber man hatte ein artiges Heiligenskleid für ihn erfunden. Man bewegte sich in Briefen, Predigten und wo man sich sonst vor dem größeren Publikum aussprach, in so allgemeinen Ausdrücken, daß diese den Ueingeweihten keinen Anstoß gaben, den Wissenden aber hinreichend verständlich waren. Daher kam es denn auch, daß viele christliche Seelen an Ebel, als eifrigen und treuen Prediger und Seelsorger hingen, ohne eine Abnung von dem inneren Getriebe zu haben, an das sie auch jetzt noch immer nicht zu glauben wagen. Oern hehielt man auch den Schein, als trete das zu gewinnende Subjekt von selbst herzu, ohne anderweitigen, als rein inneren Antrieb, was allerdings auch bei vielen statt hatte. Schien aber Jemand ein rüstiges Werkzeug werden zu wollen, dann wurde auch Alles aufgezoten, um ihn zu gewinnen, und wehe dem Dritten, der sich hier hindernd in den Weg stellen wollte. Ehre, guter Name, Vermögen, Alles hätte man einem solchen Gegner lieber entrißen, als dieses Eingreifen in die Pläne gestattet.

So ging es mehrere Jahre fort. Der Kreis erweiterte sich allmählig, und war er auch seiner Zahl nach klein, so war er doch dadurch mächtig, daß der größere Theil seiner mehr oder minder eingeweihten Anhänger Personen waren, die durch Stand oder Geistesgaben sich auszeichneten. Als aber allmählig die Obren der Sekte ihre inneren Mysterien mehr und mehr zu enthüllen begannen, da wurde Mehreren die Gefahr deutlich, in der sie schwebten; sie brachen mit dem Kreise und trennten sich

von ihm ab. Im Jahre 1822 that dieses Prof. Dr. Sachs, ein Mann, der als Arzt und medicinischer Schriftsteller auf gleiche Weise ausgezeichnet ist. Im Jahre 1826 folgten ihm Prof. Dr. Dlshausen, Prediger v. Toppelstirch, Graf v. Zinkenstein u. A. m. Es mag auffallend erscheinen, Männer, wie die genannten, in einem Kreise zu finden, der in seiner Theorie so gehaltlos, in seiner Praxis so gefährlich erscheint. Um sich diesen Umstand zu erklären, muß man die Zeitverhältnisse nicht übersehen, unter denen jener Kreis sich bildete und erweiterte. Die Glaubens- und Hoffnungslosigkeit am Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, welche in ihrem Culminationspunkte, der Französischen Revolution und ihren Gräueln, sich in ihrer wahren abschreckenden Gestalt an den Tag gelegt, wurde durch den Enthusiasmus verdrängt, welchen die Befreiungskriege in den Jahren 1813 und 1815 erzeugt hatten. Die Herzen der Menschen erweiterten sich, der todtte Indifferentismus wich dem edleren Streben nach rechter Erkenntniß der ewigen Wahrheit. Man fing an nach Gott zu fragen, und suchte für die erwachten höheren Bedürfnisse um so mehr auf außerordentlichem Wege Befriedigung, als die gewöhnlichen dazu verordneten Institute, besetzt zum Theil mit Schülern des hohlen Unglaubens, dem glaubensbedürftigen Herzen nicht genügen wollten. Auch die oben genannten gehörten zu diesen Suchenden. War es ihnen zu verdenten, wenn sie sich an Personen angeschlossen, die ihnen zum Theil verwandt, überdem durch ihr äußeres Leben hohen religiösen Ernst, entschiedenes Streben nach Heiligung zu betätigen schienen? Man weiß es bereits, wie Ebel nicht gleich zu Anfang mit seinen eigentlichen Mystikern hervortratte, sondern die Führung unter reinchristlichen Prämissen begann, und immer nur nach und nach, und ganz unbenutzt diejenigen tiefer in seine Ansichten führte, die ihm dazu geeignet schienen. So geschah es denn auch, daß jene Männer sich anfangs mit Wärme angeschlossen, aber auch gewaltsam sich losrissen, als es ihnen klar geworden war, wie man sie dem reinchristlichen Leben entreißen, und in krasse Irrthümer verstricken wollte.

Man könnte jetzt ferner fragen, warum die ausgeschiedenen Mitglieder nicht früher das gefährliche Treiben Ebel's entküllten. Hierzu waren allerdings manche Gründe vorhanden. An und für sich hat es schon etwas Gehässiges, einen Denuncianten abzugeben; um so schwerer war es aber, es da zu thun, wo es nahe Anverwandte, oder ehemalige Freunde galt. Ferner konnte man noch hoffen, die Verirrten würden ebenfalls zur Besinnung kommen, ihren Irrthum erkennen, und in das alte Gleise göttlicher und bürgerlicher Ordnung zurückkehren, was nach der Enthüllung ohne moralische Vernichtung kaum möglich war. Und in der That haben es die Ausgeschiedenen an öfterem Ermahnen dazu auch nicht fehlen lassen, wie hart sie auch jedesmal zurückgewiesen wurden. Außerdem konnte es voreilig, und als bloßes Menschenwerk erscheinen, ohne einen besondern Fingerzeig Gottes sich diesem Treiben entgegenstellen zu wollen, so lange es noch unter der Geduld des Höchsten stand. Endlich aber auch war schon damals zu fürchten, was leider auch jetzt eingetreten ist, daß Unkenntniß oder böser Wille das Selbige mit dem Unheiligen vermengen, die Irrthümer Einzelner verwechseln werde mit dem edlen Streben nach Erkenntniß und Heiligung, die wahre Kirche mit ihrem Aterbilde. Was indeß geschehen konnte, das geschah. Wo die Ausgeschiedenen erfuhren, daß irgend eine Seele in Gefahr schwebte, in den Netzen der Propaganda gefangen zu werden, da traten sie warnend, und unter Mittheilungen, wie weit sie den Umständen angemessen

waren, den armen Seelen, die zu Profelyten gemacht werden sollten, helfend zur Seite. Natürlich zogen sie dadurch sich nur Zorn und Haß zu. Die Führer unterließen nicht, durch Schmähungen und Verläumdungen unter der Hand die Ausgeschiedenen verdächtig zu machen, und wie man in öffentlichen Schriften gegen sie, und besonders gegen Professor Dlshausen, verfahren, ist ja bekannt. Den Grafen v. Zinkenstein, gegen den sich der Haß zu concentriren scheint, suchte man dadurch zu stürzen, daß man dessen eigene Schwester bewog, Kapitalien, die sie bei ihrem Bruder stehen hatte, ganz ohne Grund zu kündigen. Doch alle diese Mittel erreichten ihren Zweck nicht. Die Geschmähten trugen die Schmach geduldig; der Bedrängte löste seine Verpflichtung und man fuhr fort zu warnen, wo es Noth that.

Da geschah es denn, daß eine nahe Verwandte des Grafen v. Zinkenstein, sich dem Ebelischen Kreise anzuschließen, angegangen wurde. Graf v. Zinkenstein säumte nicht, auch sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, in welche sie sich zu stürzen im Begriff stiehe. Diese Dame aber, schon zu fest umgarnt, übergab den empfangenen Brief an Prediger Diestel, und nun erfolgte ein Brief dieses Predigers an den Grafen v. Zinkenstein, in welchem Alles ausgegossen war, was erbittertem Haß an Gedanken und Worten nur irgend zu Gebote steht. Es konnte, bei dem Geiste der Schonung, mit dem man gegen Ebel und seine Anhänger verfahren, auch jetzt noch die Frage seyn, ob man nicht auch diese neue, unerhörte Beschimpfung mit dem Mantel christlicher Liebe bedecken solle, als der Verfasser selbst anfang, den standalösen Brief sogar Fremden zu zeigen, wahrscheinlich um auf diesem Wege die moralische Existenz des Grafen Zinkenstein, wie man es früher mit seiner bürgerlichen Vergeßens versucht hatte, zu vernichten. Hiedurch bekam die Sache eine veränderte Gestalt, Gegenwehr wurde unerlässliche Pflicht, und jeder Unparteiische erkannte in diesem Vorfall einen Wink Gottes, daß das Geschwür zum Ausschneiden reif sey. Graf Zinkenstein ließ Prediger Diestel auffordern, seinen Schmähbrief zu widerrufen, und als der Verfasser sich weigerte, überlieferte er das Dokument der competenten Behörde. Da nun bei förmlichen Untersuchungen gegen öffentliche Beamte die diesen vorstehende Dienstbehörde von dem Gegenstande in Kenntniß gesetzt werden muß, so gelangte auch jetzt die Nachricht von der Existenz und dem Treiben des Ebelischen Kreises durch das Organ des hiesigen Consistoriums an das Hohe Ministerium der Geistlichen Angelegenheiten, welches sofort die strengste Untersuchung anbefahl.

Diese hat nun begonnen. Mehrere Zeugen haben bereits ihr Zeugniß abgelegt, mehrere sind noch zu vernehmen, deren Aussagen den Gegenstand noch heller beleuchten werden. Da aber die Untersuchung weitläufig ist, und der Schluß dieses Processes sich noch lange verzögern dürfte, so schien es zweckmäßig, einen wahrhaftigen Bericht über diese unglückliche Sache nicht bis dahin zurückzubalten, um nach Kräften zu verhindern, daß durch Mißverständnis oder Bosheit nicht ferner Namen gefährdet werden, welche die größte Achtung genießen und verdienen. Vor Allem aber scheint eine solche Bekanntmachung nöthig, damit die heilige Sache des Evangeliums nicht geschändet und verwechselt werde mit den Ausgeburtten verirrter Zornäster, oder diejenigen, welche mit Ernst ihr Heil in Christo suchen, nicht in eine Kategorie gestellt werden mit Leuten, die ihren eigenen Götzen aufrichten, und unter dem Schein der Demuth und Geistlichkeit der Engel einher gehen wollen, obwohl sie innerlich reizende Wesen sind.

Königsberg, im Januar 1836.

Evangelische Kirchen-Zeitung

Berlin 1836.

Sonnabend den 6. Februar.

N^o 11.

Die Lebensfrage der Civilisation. Von Dr. J. A. W. Diefterweg. Erstes und zweites Heft. Essen, bei G. D. Bader, 1836.

(Fortsetzung.)

Das Volk ist doch auch vernunftbegabt, warum herrscht denn seine Vernunft nicht über seine Leidenschaften? Woran fehlt es ihm? Die Ehrfurcht fehlt ihm, sie fehlt nicht ihm allein, sondern der Zeit, den Zeitgenossen; uns Allen fehlt sie mehr oder weniger. Die Majestät Gottes, des heiligen, hohen Jehovah wird in unserer Zeit nicht erkannt, wie sich's gebührt. Darum fehlt auch die Ehrfurcht vor den göttlichen Ordnungen, die den geistigen Organismus der Welt bilden. Man glaubt sich mit dem Göttlichen im edelsten Sinne auf einen vertraulichen Fuß setzen zu können. Man bildet sich in suffisanter Willkühr seine eigene Religion, seine Privatmoral, seinen besondern moderaten Unterthanensinn, seinen beliebigen Antheil an der christlichen Kirche. So fehlt diesem Geschlecht zunächst die hehre, hohe, schöne Furcht, die Seligkeit der Ehrfurcht vor dem Throne des Königs aller Könige, das Gefühl hingegebener Unterwerfung unter sein Gesetz. Wenn aber nicht die Schauer der Ehrfurcht rieseln durch die einzelnen Seelen als belebende Bäche des heiligen Lebens in der göttlichen Ordnung — wenn die Ordnungen, die der Herr in der Welt gemacht hat, nur noch imponiren durch ihre materielle Macht — dann muß eine gränzenlose Üppigkeit des Geistes allgemein werden, ein verderblicher Übermuth, der freilich „den sicheren Bestand aller Dinge unter uns in Frage stellt.“ Eine solche Ehrfurchtlosigkeit aller Art, oder in Beziehung auf alle Ordnungen ist aber eben in hohem Grade Zeitcharakter. Vornehmer Geister z. B. räsonniren mit hingeworfenen Sägen über die Ohnmacht der christlichen Kirche. Das arme Volk räsonnirt mit hingeworfenen Pflastersteinen über die Ohnmacht der Polizei. Dies ist der Lapidarstyl des Volks, wenn es eine alte Ehrfurcht, eine von den vielen, vollends abschüttelt. Bei alle dem können wir die wiederholt von Herrn Diefterweg ausgesprochene Besorgung einer radikalen Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse nicht so ganz theilen. Man muß immer unterscheiden zwischen Emeuten und Revolutionen. Der Pöbel macht in der Regel nur Emeuten. Eine allgemeine, zusammenhängende, fortdauernde Emeute, die einen Revolutionsabgrund bilden sollte für die Europäische Civilisation, wird aber nicht indicirt durch einzelne Ausläufe. Die Gesellschaft ist eine Person, die, wie es scheint, zur Beherrschung ihrer Leidenschaften durch Vernunft gelangen wird, nach Herrn Diefterweg's Wünschen. Man erlaube uns einmal, den rohen Haufen als diese Leidenschaften selbst zu bezeichnen, und den berechnen-

den, wohlhabenden, industriellen Bürgerstand, die geistige Nationalgarde, als diese Vernunft der Gesellschaft, so sagen wir: diese Nationalgarde, welche nach dem Princip eines höheren gesellschaftlichen Egoismus für die Ordnung ist, ist wohl im Stande, den wilden Haufen, dem die Gedankenweihe fehlt, niederzuhalten; man hat Aussicht, daß diese Vernunft herrschen werde über die anarchischen Leidenschaften der Gesellschaft. Und so hätten wir also Aussicht auf das goldene Zeitalter. Ach ja, wir werden vielleicht einen schönen Glimmer davon bekommen, der Vielen genügen mag. Die Franzosen fangen an, ihren König den Napoleon des Friedens zu nennen. Sie gewinnen Geschmack an der Idee, sich im Frieden das Leben herrlich zu gestalten. Wer weiß, wie bald und wie weit verbreitet in der nächsten Zukunft ein allgemeiner Flor, ein großartiger Indusriekultus ist, ein Emporheben der Armen durch die Hebel der Civilisation, ein Vergöttern des Menschenlebens in allen Gestalten, so daß der Jubelruf der Künstler und Philosophen erschallt: Friede, Friede. Eine goldene Zeit dieser Art könnte man eben so viel Grund haben zu verkünden, als Herr Diefterweg eine ungeheure Revolution. Aber das Gold ist alsdann vielleicht Schaum, beim ewigen Lichte besehen. Die Ordnung im Großen und Ganzen besteht; im Einzelnen aber zeigen zahllose kleine Meutereien, daß ihr das Fundament der Gottesfurcht fehlt, daß nur ein höherer Egoismus die Gesellschaft zusammenhält. Die Kirche scheint in erweitertem Kultus wieder aufzublühen; aber der Geist wird gedämpft, die Weissagung verachtet, das Princip des Protestantismus wird gelähmt. Die Künste und Gewerbe blühen scheinbar in höchster Herrlichkeit, aber in den Künsten und in der Industrie wüthet das Fieber der Ueberspannung, und zehrt an heißen als eine gefährliche Krankheit. An dem heiterblauen commerciellen Himmel hört man von Zeit zu Zeit die erschütternden Donnerschläge unerhörter Bankerotte. Die raffiniertesten Trugmittel versehen die hehre Industrie, die Vergötterte, in einen heimlich hysterischen Zustand. Alles scheint im Wohlstand zu leben, überall ist Glanz, Luxus, überall aber als die Hülle heimlicher Sorge oder Noth. Man kleidet sich mit Prunk und Pracht, aber ein Geist der Parodie, ein Anflug von Fastnachtsstimmung liegt in diesen barocken Moden. Was die Religion anlangt, so hat sich in pantheistischer Grundstimmung ein Mischen von frommen und frivolen Äußerungen gebildet, das Bekenntniß der Weltfinder schillert hin und her zwischen Trübsmelei und Spott. Mit der Sittlichkeit steht es herrlich nach der Versicherung derer, welche Kinder dieser jungen Zeit sind. Bei dem entschiedensten Egoismus des irdischen Sinnes versorgt man die Armen dennoch durch Beseuerung; von Werken freier Barmherzigkeit ist keine Rede, und soll keine Rede seyn. Die Surerei ist verabscheut,

aber nur als rohe Fleischeshust, der Kultus der genialen Liebe ist allgemein verbreitet. Unter den alten Hülsen der ehelichen Ordnung, und unter den neuen Farben vergötterter Wahlverwandtschaft dient eine böse und ehebrennerische Art dem Teufel, mit dem Vorgeben, Gott zu dienen. Man lügt nicht mehr, wie man meint, aber man mystificirt einander in aller Art auf die geistreichste Weise. Das diesseitige Leben wird, so gut es gehen will, himmlisch verkürt durch die Poesie und alle Künste. Wer auf das andere Leben hofft, der ist geächtet. Wer aber in dem goldenen Diesseits seinen eigenen Antheil am Paradiese nicht finden kann, der schreitet zum Selbstmord, gibt ihm jedoch vorab die feierlichsten, religiösesten, humansten Namen. Er taucht hinunter in den mystisch dunklen, wonnigen Weltgrund, um vielleicht ein andermal wieder in anderen Gestalten aufzutauchen. Alles gleißt und glänzt von Außen, aber Alles hat einen zerstörenden Wurmstich im Innern. Die Gesellschaft hat ihre Leidenschaften durch Vernunft beherrschen gelernt, aber nur durch egoistische Vernunft, in einem schweren Kampf, der ihre Kraft gebrochen hat, und die hellrothen Blumen der scheinbaren Gesundheit auf ihren Wangen sind Blüthen der Schwindsucht. Sollte ein solcher Zustand herrschen werden, so wird es die Unglücksstunde der thörichten Jungfrauen, die Stunde, da der Bräutigam verzieht, zu kommen.

Herr Diesterweg glaubt, der große Pöbel bedrohe uns mit einer großen Revolution, seine Pöbelhaftigkeit aber gehe aus der Armuth hervor. Ich bin weit davon entfernt, zu läugnen, daß die schreiende Armuth vieler Menschen einen großen Antheil an ihrer Versunkenheit hat. Noch weniger möchte ich das Fürwort, das er für die Armen eingelegt hat, im mindesten schwächen. Wir gedenken gewiß viel zu wenig an das Gebot und Vorbild unseres Herrn, des großen Armenfreundes, der uns danach dereinst richten will, wie wir in seinem Geiste die Barmherzigkeit geübt haben. Aber grade nach dem Worte Christi bleibt es doch immer eine große Verblendung, die Versunkenheit der großen Menschenmasse aus ihrer Armuth zu erklären. Die schreiende, gresse, drückende Armuth ist viel mehr Folge als Ursache des moralischen Verderbens. Und wenn man auch die übermäßige Armuth mit zu den Ursachen der Pöbelhaftigkeit rechnen muß, so gibt es doch andere, die weit bedeutender sind, z. B. die herrschende Gottvergessenheit, das furchtbare Branntweinrauschen, die Genußsucht und Liebe zum Luxus auch in den untersten Ständen. Es ist auffallend, daß der Herr Verf. von diesen großen Verwüsterinnen des Volks nicht redet, daß er namentlich von dem schrecklichen Übermaß des Branntweingenußes in unserer Zeit, und davon, wie dem entgegen zu wirken sey, kein Wort sagt. Wir möchten jedes Werk über Volksverbesserung, das auf dieses schreiende Grundübel im Volke nicht gehörige Rücksicht nimmt, von vorne herein für verunglückt erklären. Wollte Herr Diesterweg von dem Krebschaden der Menschheit reden, so hätte er eher solche geistigere Übel darunter verstehen sollen, als die äußere Armuth. Die Armuth ist kein Krebschaden, wenigstens kein solcher, der ausgeschnitten werden kann. Tausend Mal mag man diesen Schaden operiren, immer wird das Übel wieder nachwachsen aus

den inneren, verdorbenen Säften. Möchte man alle fünf Jahre ein Halljahr der Gütertheilung in der menschlichen Gesellschaft feiern, so daß jeder gleich viel bekäme, so würde es dennoch immer wieder Arme und Reiche geben innerhalb dieser Zeitabschnitte. Die Armuth ist ein Barometer geistiger Verhältnisse in materieller Erscheinung. Es ist ganz materialistisch, wenn man meint, mit der Hebung der Armuth sey der Krebschaden der Menschheit geheilt. Allerdings ist die große Armuth eine große Versuchung. Aber auch nur eine Versuchung, kein Verhängniß zum Bösen. Herr Diesterweg scheint fast das letztere zu behaupten. Er sagt: „Der Erdgeborene ist ein Produkt seiner äußeren Lage.“ Gewiß will der Herr Verf. selbst nicht, daß diese Worte in aller Strenge genommen werden, und er würde lebhaft gegen manche Consequenzen, die daraus mit Recht gezogen werden können, protestiren. Wenn edlere Deterministen den Menschen ein Produkt seiner Lage nennen, so rechnen sie doch auch seine innere Lage als den wichtigsten Faktor mit. Hier aber hätten wir eine Sägung des rohesten Fatalismus, die im Grunde den lieben Gott zum Urheber der Pöbelhaftigkeit des Volks und zum Verschuldner aller menschlichen Verirrungen macht. Nein, höchstens der Pils, der im feuchten Boden emporsteigt, ist ein Produkt seiner äußeren Lage, demnächst aber nicht einmal die Rosenstaude; nur ein Same von oben her, ein Ätherkeim, ein Gottesgedanke konnte sie in ihrem äußeren Grund und Boden erzeugen. Und nun vollends der Mensch, von dessen Willensfreiheit vielleicht Herr Diesterweg doch sonst im Gegensatz gegen die Lehre von der Erbsünde ein Wörtchen mispricht: er soll ein Produkt seiner äußeren Lage seyn! Daß die Erfahrung tausend Mal diese Behauptung widerlegt, daß oft Menschen in einer und derselben äußeren Lage die verschiedenartigste moralische Richtung einschlagen, wollen wir nicht weitläufig darstellen. Ähnliche rasche und unbedachte Äußerungen entfahren dem Herrn Verf. aber auch sonst; so sagt er im zweiten Hefchen: Wer den ganzen Tag, Jahr aus, Jahr ein, auf dem Weberstuhl sitzt, der verthiert. Angenommen, daß unter dem Sigen den ganzen Tag keine ganz ungewöhnliche Angebundenheit zu verstehen sey, sondern ein gewöhnliches Tageswirken des Webers, so sagen wir: nein, er handthiert wohl, aber er verthiert nicht. Aus Erfahrung aber kann man das versichern: viele Weber, die Jahr aus Jahr ein weben, haben viel höhere Vorstellungen von der Selbstständigkeit und Freiheit des Geistes, als sie sich in solchem Determinismus fund geben. Endlich sagt er: Mangel am Unentbehrlichsten und Sittlichkeit sind Gegensätze, die sich ausschließen. Nun dann müßten freilich nach des Teufels Meinung im Nothfalle die Steine Brodt werden. Christus aber (nachdem er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte) antwortete und sprach: Es stehet geschrieben: der Mensch lebet nicht vom Brodt allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet. Mir nach! spricht Christus.

Der Verf. behauptet also, den Armen müsse aufgeholfen werden, und widerlegt dabei zuerst solche, welche sagen, unsere Armuth mache die Sache unmöglich. Was er diesen entgegnet,

ist ganz gegründet. Auch ist es lobenswerth, daß er diejenigen, welche das Volk en canaille behandelt wissen wollen, mit einem edlen Seitenblick abfertigt. Dann aber geht er dazu über, zu beweisen, daß unsere Armenanstalten, Besserungshäuser, Kirchen und Schulen zur Hebung des Übels nicht ausreichen. „Die Hoffnung, diesen um sich greifenden Krebschaden ausschließlich durch die Wirksamkeit der Prediger, Schullehrer und Armenvorsteher bekämpfen zu wollen, gehört zu den Chimären. Und doch kann und darf derjenige, welcher an die Wahrheit des Kernes des Christenthums glaubt, nimmer auf den Vertrauen einflößenden Glauben verzichten, daß unsere Mittel zur Beschwichtigung des Dämons zureichen.“ Wir wissen nicht, was Herr Diesterweg unter dem Kern des Christenthums versteht. Ein guter Botaniker aber, der an die Wahrheit des Kernes glaubt, glaubt auch an die Wahrheit seiner Schale. Diesen Naturforschertakt, mit welchem Göthe sagt: Natur hat weder Kern noch Schale, Alles gibt sie mit einem Male — müssen wir ihm denn auch in Beziehung auf das Christenthum anempfehlen. Hier ist aber der Ort, wo wir Späteres herübernehmen müssen, um nachzuweisen, in welcher Unklarheit Herr Diesterweg befangen ist, indem er behauptet, es müßten ganz neue Institute gebildet werden, um den Pöbel als solchen zu vernichten. Er sagt nämlich (S. XI.): „Der Patriotismus eines Einzelnen kann solchen Zustand nicht vernichten; es muß gemeinschaftlich geschehen. Aber man glaube nur nicht, daß solches ausschließlich auf dem Wege der Erziehung durch unsere jetzigen Bildungsanstalten möglich sey. Die Umänderung der äußeren Lage muß hinzukommen. Die Armuth ist die Mutter der Nothheit. Den belebenden Geist haben wir; es fehlt die Form, der wahre Leib, in dem er lebendig wirken kann. Jenen hat uns Gott gesandt; diese zu schaffen, wie die Zeit es erheischt, ist in den verschiedenen Zeiten der Menschen Aufgabe.“ Zuvörderst muß hier bemerkt werden, daß der Verf. abermals wider Willen an Determinismus anstreift, wenn er meint, die Vernichtung der Pöbelhaftigkeit lasse sich mit aller Gewißheit voraussehen, wenn nur die rechten Mittel angewandt würden. Wäre die Pöbelhaftigkeit nur eine psychische und physische Erscheinung, dann wäre diese Voraussetzung richtig. Aber wir stoßen hier abermals auf moralische Freiheit, und zwar auf solche, wie sie sich leider in dem Zustand der Knechtschaft findet. Die alten Zigeuner in Friedrichslohra entziehen sich z. B. mit einer furchtbaren Consequenz allen christlichen Civilisationsversuchen bis jetzt. Die Liebe freilich hofft Alles; aber sie ist ihrer Sache nicht mathematisch gewiß. Wir wissen, daß eine Menge Menschen aus allen Ständen das Evangelium verwerfen, und verloren gehen wollen; diese ziehen es also allen himmlischen Civilisationsbemühungen vor, den Niederschlag des Menschengeschlechts zu bilden, und den Pöbel der Hölle auszumachen. Kann man sie zwingen zum Gegentheil? Die Liebe allerdings übt einen großen, herzugewinnenden Quasizwang, und unser Herr Verf. mag wohl auf die siegreiche Gewalt desselben rechnen. Er erwartet jedoch unter der Voraussetzung, der belebende Geist, der dem

Volk aufhelfen wolle, sey schon vorhanden, Alles von neuen Formen, in denen er lebendig wirken könne. Wir erlauben uns einen Augenblick das grade Gegentheil zu behaupten, und zu beweisen, nämlich dieses: an den Formen fehlt es nicht, wohl aber an dem belebenden Geiste, um dem Volke aufzuhelfen. Wir haben also zuerst Schulen. Nach der Schulordnung soll ihnen kein Kind entzogen bleiben. Das Schulgeld, das die Eltern nicht bezahlen können, sollen die Communen bezahlen. Die Eltern, welche ohne Arbeitshülfe ihrer Kinder nicht fortkommen können, sollen von den Diakonen oder Communen unterstützt werden, damit dennoch die Kinder frei bleiben. Wenn nun trotz allen diesen schönen Bestimmungen viele Kinder der Schule entzogen werden, woran fehlt es? An dem belebenden Geiste, der überall die Gesetze in Kraft setzen sollte. Wir haben Schulunterricht und Confirmandenunterricht, und in diesen Instituten sollten die jungen Herzen, wenn auch nicht für's Leben durchgebildet werden, doch unauslöschliche Eindrücke für ein christliches Leben erhalten, Eindrücke, durch welche sie für immer von der trägen Cohäsion mit dem alten Pöbel losgemacht würden. Dies geschieht aber wenig, und warum? Es fehlt an dem belebenden Geiste. Wir haben kirchlichen Volksunterricht, christliches Predigtamt, durch dessen Wirkungen die Herrschaft des christlichen Geistes und der Zucht in den Gemeinden behauptet und erweitert werden sollte. Dies ist aber höchst selten der Fall. Oftmals fehlen die Oberlin's, oftmals fehlen auch die Steintaler — es fehlt an dem belebenden Geiste. Was die Verarmten anlangt, so haben wir Presbyterien, und diese sollten die Verirrten, die Trunkenbolde z. B. unter christliche Zucht und Pflege nehmen, um die Quellen der Armuth zu verstopfen; so haben wir Diakonate, und diese sollten nicht nur den Armen Brodt geben, sondern auch ihren Brodterwerb fördern nach der Paulinischen Regel: Wer nicht arbeiten will (und kann), soll auch nicht essen; so haben wir Communal-Armenspfleger, und diese haben einen strengen Befehl, keinen Menschen darben zu lassen, und die Aufgabe, die Armen nicht nur buchstäblich, sondern auch pädagogisch zu unterstützen; so haben wir endlich Arbeitshäuser und Besserungsanstalten, und diese sollten sich billig vermehren, und Alles, was nicht niets und nagelst ist in bürgerlicher Ehrbarkeit, in den Schoß heilsamer Vormundschaft absorbiren. Wie kommt es denn, daß der Pöbel alle diese Wachen der Civilisirung passiert? Es fehlt immer und immer wieder ganz außerordentlich an dem belebenden Geiste. Herr Diesterweg sagt aber: Wir haben ihn schon, uns fehlt nur der Leib, die Form. Möchte er uns nun alle diese Leiber und Formen denn einmal beleben. Statt dessen aber erfundet er neue Formen. Er sagt (S. 15. erstes Heft ff.): „An der Spitze der Gesellschaft der kleinen Stadt, die ich im Sinne habe, und von der ich rede, steht eine Anzahl der besten, d. h. der gebildetsten, wohlwollendsten, edelsten Bürger. Wir wollen diesen Ausschuß den Stadtrath nennen. Wie derselbe gewählt wird, und wie er sich zuerst constituiren mag, ist ganz gleichgültig. Der lebendige Gemeingeist wird schon die rechte Form finden. Zuerst könnte er sich, eben zur Weckung des Gemeingeistes, auf Anregung der Regierung bil-

den. Alle Bewohner der Stadt, die ein öffentliches Amt bekleiden, sind Mitglieder des Stadtrathes; außerdem noch die bewährtesten Bürger aus allen Klassen. Der Stadtrath wacht über alle Interessen der Stadt, über polizeiliche, gerichtliche, Erziehungs- und Unterrichtsangelegenheiten, über das Armenwesen nicht nur, sondern über das rechtliche Bestehen jedes einzelnen Hauses, jedes einzelnen Bewohners der Stadt, so daß alles das, was die Geistlichen, die Polizeibeamten, die Ärzte, die Lehrer, die Richter, die Armenpfleger besorgen, im Namen und unter der Aufsicht des ganzen Stadtrathes geschieht, und so daß jedwede einzelne Beamte in dem ganzen Collegium seinen Vorgesetzten, dem er Rechenschaft abzulegen schuldig ist, erkennt."

"Eine Hauptaufgabe der Wirksamkeit des Stadtrathes ist die, dafür zu sorgen, daß keine Familie in Armuth und Dürftigkeit geräth. Diesem Krebschaden der Menschheit wird besonders vorgebeugt: durch strenge geregelte häusliche Zucht und Ordnung, durch vollständigen Schulunterricht, und Anleitung aller Kinder, Knaben und Mädchen, zu nützlicher Thätigkeit, und durch tüchtige Ausbildung der Jünglinge, die sich den Handarbeiten widmen, durch zweckmäßige Vertheilung der Arbeit unter die Genossen der Handwerke, durch thätige Unterstützung der einzelnen Familienväter, wo sie z. B. durch eine Menge von Kindern, durch Unglücksfälle u. Noth thun mag, durch Verbreitung richtiger Ansichten über Fleiß und Thätigkeit, Bürgerehre und Selbstständigkeit, und durch thätigen Gemeingeist überhaupt, u. s. w." — Ferner soll sich nach dem Verf. ein engerer Verein aus dem Stadtrath bilden unter dem Namen der Väter der Stadt. „Zu diesem zu gehören," heißt es, „ist der höchste Ruhm, die größte Auszeichnung der Gemeinschaft. Diese Väter der Stadt vernehmen einzeln oder in Gemeinschaft alle vertraulichen Mittheilungen, welche einzelne Bürger ihnen zu machen haben, und stehen ihnen in Rath und That in allen wichtigen Angelegenheiten zur Seite. Besondere Aufmerksamkeit richten sie auf die Fortdauer eines schönen ehelichen Verhältnisses, die Gestaltung des edlen Familiensinnes, die Erziehung der Kinder, die Gesittung der Diensthoten, die Verheirathung der mannbar gewordenen Jünglinge und Jungfrauen, u. s. w."

An diesen Instituten fehlt es also vorab. Mögen sie in's Leben gerufen werden weit und breit ohne Verletzung bestehender, höherer Ordnungen. Denn eine solche Verletzung wäre es z. B., wenn sich die richterliche Behörde eines Ortes in Maafregeln, die zu ihrem Ressort gehören, dem Spruch eines demokratischen Collegiums unterwerfen sollte. Es wäre mehr als Emancipirung der Juden, wenn sich z. B. die Geistlichen in Fürth in ihrem pastoralen Wirken durch die Sentenzen eines zum Theil Israelitischen Stadtrathes sollten leiten lassen. Es wäre eine Unterjochung der christlichen Confessionen, die noch ihr göttliches Recht besitzen, und sich noch nicht welthistorisch ausgewirkt haben, unter die unzweifige Geburt einer farblosen,

zweideutigen Philanthropie. Dies wäre das demokratische Gebrechen der neuen Institutionen des Herrn Diesterweg. Das aristokratische Gebrechen könnte sich leicht einschleichen in die Art und Weise, wie die Väter der Stadt sich einmischen in die Verheirathung der mannbaren Frauen und Jungfrauen. Abgesehen von alle dem aber: haben wir unter den Gebildeten unserer Städte eine solche Fülle von Wohlwollenden und Edeln? Werden diejenigen, welche nachlässige Schulvorsteher sind, eifrige Stadträthe werden? Werden etwa unthätige Diakonen, unwillige Armenpfleger die dreifache Mühe auf einmal mit einem neuen, belebenden Geiste übernehmen? Wenn die Ältesten der kirchlichen Gemeinden, die nach der Anordnung der Apostel eingesetzt sind, um eine christliche Seelenpflege zu besorgen, nichts mehr thun, werden die Väter der Commune, nach einer improvisirten Idee eingeführt, sich nun auf einmal auf diese Seelenpflege verstehen? Und wer gibt uns ein Institut, um wiederum die geheime Pöbelhaftigkeit unserer indifferentistischen, unfirchlichen, unsittlichen Gebildeten, deren auch unstreitig so viele sind, zu bewältigen? Aus dieser Region bilden sich die Niederschläge der Volksverwüstung mehr als man denkt: wie will man ihr beikommen? Und wie heißt das Lösungswort des belebenden Geistes, der nach Herrn Diesterweg zur Beseelung dieser Institute bereits vorhanden ist?

Durch die genannten Institute soll nun die Armuth, welche eine Mutter der Noth ist, nach dem Verf. gehoben werden. Armuth und Reichthum, sagt er, sind an und für sich kein Unglück, es gibt aber eine Gränze, über welcher beide Zustände zum Extrem und dadurch zum Unglück werden. Von der Armuth gilt dies insbesondere. Der Verf. gibt vier Merkmale dieser Armuth an. Die Aufzählung würde zu weit führen, nur ist zu bemerken, daß die erste, zweite und dritte Kategorie einer geordneten Armenpflege, und die vierte dieser und einem geordneten Schulvorstande anheimfällt. Aber das beruhigt den Verf. nicht. Erstlich soll eine gewisse Verhältnismäßigkeit zwischen Armen und Reichen bewirkt werden, und zweitens soll der bisherige Begriff der Wohlthätigkeit aufhören. Daß jene Verhältnismäßigkeit fehlt, darin findet der Verf. den Krebschaden der Menschheit. Er ruft aus: „Da sprechen Einige, daß es immer so gewesen sey, ewig so bleiben werde, weil Abhülfe im Großen und Ganzen zu den Umdingen gehöre. Andere sagen, daß es die Schuld der Einzelnen sey, wenn sie der Armuth anheimfallen. Noch Andere vermeinen, daß Gott es selbst also gefügt, und der Mensch die ewige Weltordnung nicht zu meistern habe, u. s. w. — Nicht ausführlich sollen diese Einreden; von denen wir voraussetzen, daß deren Ungültigkeit und Nichtwürdigkeit von den Lesern dieses Aufsatzes eingesehen wird, hier widerlegt werden. — Nicht der ewige Schöpfer hat die jetzige Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens bewirkt und gemacht; sondern es ist dies ein Werk der Menschen u. s. w." (Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 10. Februar.

N^o 12.

Die Lebensfrage der Civilisation. Von Dr. J. A. B. Diesterweg. Erstes und zweites Heft. Essen, bei G. D. Bädecker, 1836.

(Schluß.)

Was nun die erste Einrede anlangt, welche der Verf. als eine nichtswürdige bezeichnet, so steht ihr das Wort Christi sehr nahe: Arme habt ihr allezeit bei euch. Von einem ewigen Armenwesen im eigentlichsten Sinne mag wohl selten einer reden, und das wäre freilich ein Mensch ohne Hoffnung. Daß Viele durch eigene Schuld arm werden, gibt der Verf. selber zu, behauptet aber, sie verdienten nichts desto weniger unsere Theilnahme im höchsten Grade. Diese Bemerkung ist gewiß sehr wahr, und gar nicht neu. Aus dem Umstande aber, daß Viele ihre Armuth selbst verschulden, folgt klar, daß die Tendenz des Verf., Verhältnißmäßigkeit im Güterbesitz einzuführen, und die Wohlthätigkeit als solche aufzuheben, mit der göttlichen Idee des Privateigenthums im Widerspruch steht. Auch ist es zu bedauern, daß er die Erinnerung daran, Gott selbst habe den großen Gegensatz von Reichthum und Armuth gefügt, als eine nichtswürdige Rede bezeichnen kann, und daß sogar die Worte ihm entfallen: nicht der ewige Schöpfer hat die jetzige Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens bewirkt und gemacht. Die heiligen Männer des Alten Testaments, dessen Lektüre Herr Diesterweg, nach eingestreuten Äußerungen, für wenig ergiebig hält, sahen schon besser und sagten: Der Herr machet arm und machet reich. Der ewige Schöpfer scheint ihm von den jetzigen Gestaltungen sehr entfernt zu seyn. Man möchte diesem etwas veralteten Deismus ein wenig pantheistische Beimischung wünschen, wenn ihm damit geholfen wäre. Wie ist aber hier in dem Folgenden zu rathen, und Consequenz zu stiften? Nachdem Herr Diesterweg auf der ersten Seite dem Menschen eine wahrhaft göttliche Souveränität, Unabhängigkeit und Kraft beigelegt, indem er die jetzige Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens als ein Werk der Menschen bezeichnet, und zwar im Gegensatz gegen göttliche Wirkksamkeit, fällt er gleich wieder auf der zwölften Seite in das Extrem, eine absolute Menschenohnmacht zu behaupten, mit den Worten: Die Menschen werden was sie werden können; das Resultat entspricht den Bedingungen, unter denen sie lebten, und den Kräften, die auf sie einwirkten. Hierauf folgt eine Rede mit dem unpsychologischen Kern: Wer diese Stimme, diese Aufforderung (zur thätigen Menschenliebe) einmal lebhaft in sich vernommen hat, er wird es nie vergessen, daß er damit das Göttliche in sich empfangen und geboren hat. Damit ist noch nie das Göttliche in uns

empfangen und geboren, daß wir einmal die Aufforderung dazu lebhaft vernommen haben. Am wenigsten aber hat einer, der solche innere Vorgänge kennt, Ursache, demzufolge „den festesten Glauben an diese seine Erhabenheit und Größe in sich zu bewahren,“ wie der Verf. doch versichert. Lassen wir aber solche Einzelheiten fallen, und kommen auf eine Haupttendenz des Verf., die oben bezeichnet worden.

„Die Gesellschaft, und in deren Namen der Stadtrath, macht sich verbindlich, jeder Noth, die entstehen mag, vorzubeugen, und falls ein Einzelner nicht so viel zu erwerben im Stande ist, als zum menschlichen Bestehen erfordert wird, ihn mit dem Nöthigsten, nicht aus Gnade, und wie man zu sagen pflegt, um Gottes willen, sondern um der Gerechtigkeit und um der Liebe willen, um den Anforderungen in der Brust eines Jeden Genüge zu leisten, hinlänglich zu versorgen, so daß es keine trostlosen Armen, keine Hungerigen und Nackten, und keine Bettler mehr geben kann.“

Daß jedem Gliede der Gesellschaft das zu seinem Bestehen Nöthige soll gegeben werden, gebietet erstlich die Kirche ihren Gemeinden und Diakonen, zweitens der Staat seinen Communen und Communal-Armenspflegern, das gebietet die Bibel und das Landrecht. Was soll also das Neue seyn, was die Verhältnißmäßigkeit in's Leben ruft? Es ist dem Verf. besonders darum zu thun, daß man nicht mehr aus Gnade, nicht (wie man zu sagen pflegt) um Gottes willen geben soll, sondern nach der Gerechtigkeit. Die Wohlthätigkeit in dem bisherigen Sinne, sagt er, hat aufgehört zu existiren — wenn seine Vorschläge nämlich realisiert werden. — „Man soll nicht meinen, ein hohes Werk zu vollbringen, wenn man es über sich gewinnt, einen kleinen Theil seines Ueberschusses zur Deckung der Blößen der Armen hinzugeben.“ Nun, das ist sehr gut. Die schamlose Werkheiligkeit dieser Zeit, die Muhamedanische Plumpheit, womit man glaubt, den Einlaß in den Himmel für ein Paar Almosen zu erhalten, soll aufhören. Man soll nicht gleich an seine eigene Erhabenheit und Größe denken, wenn man etwas für die Armen thut. Meint es der Verf. etwa so? Doch bei der größten Demuth unterscheidet ein Geber immer zwischen der Wohlthätigkeit und der bürgerlichen Schuldigkeit. Der Verf. will: die Wohlthätigkeit soll aufhören als solche. Das heißt: die Idee des Privatbesitzes soll verletzt werden; wir müssen, wenn auch nicht den St. Simonismus, doch etwas St. Simonistisches haben; wir haben Anflüge einer neuen Weltordnungsidee von Frankreich her bekommen, die wir uns noch nicht klar gemacht haben. Diese Unklarheit spricht aber hier gar

sehr für den Verf. Er will den St. Simonismus, oder die Aufhebung des Privatbesitzes, nicht. Er hat sich wohl gedacht, es gebe ein Tertium zwischen dem Geben aus Wohlthätigkeit (himmlischer Schuldigkeit) und zwischen dem aus bürgerlicher Schuldigkeit. Aber es gibt kein Tertium, höchstens nur diese Mischart, daß die Commune ihre Begüterten zwangsweise besteuert, und dann ihre Verarmten dennoch wohlthätigkeitsweise unterstützt. Nach der Seite der einzelnen Unterstützten ist die Schuldigkeit bürgerlich geworden, nach der Seite der Unterstützten ist sie himmlisch, d. h. Wohlthätigkeit geblieben. Und warum? Weil wir zur Gütergemeinschaft nicht gereift sind; weil die bürgerliche Gesellschaft nicht vorherrschend oder durchgehends aus bekehrten, christlich gesinnten Menschen besteht. So lange müssen wir mit der Gütergemeinschaft, die vom Himmel ist, und die sich vorbildlich in der apostolischen Gemeinde gezeigt hat, verheißungsreich für die fernste Zukunft — so lange müssen wir mit dieser christlichen Gütergemeinschaft warten, bis die Erkenntniß des Herrn durch die Gemeinde wogt, bis die Liebe Christi Alles ergreift, und Gerechtigkeit vom Himmel regnet. Und nur alsdann, wenn Alle treu brüderlich und grundehrlich für das Ganze leben, und kein Träger und Träger in der Gemeinde ist, ist die Gütergemeinschaft ein Segen. Keine Sittenpolizei, wie sie Herr Diesterweg vorschlägt, könnte einstweilen die Gesellschaft schützen vor dem Fluch maafloser Anforderungen betrügerischer, verschwenderischer, fauler Menschen, wenn Alle als eine Schuldigkeit von der Gesellschaft fordern könnten, sie immer wieder, so oft sie sich in Noth und Elend gestürzt, in's Niveau zu setzen mit den Sorgenfreien. Selbst in einem einzigen Hause kann sich ein einziges Kind so viel dahinnehmen, daß die Gütergemeinschaft der Geschwister suspendirt werden muß. Ist nicht Armuth und Reichthum ein bloßes materielles Schattenwesen geistiger Verhältnisse? Ist es nicht also, daß die Einen durch ihre Art zu sehn in der Materie unverhältnißmäßig dick werden, die Anderen unverhältnißmäßig abmagern? Beides geschieht nun sowohl im körperlichen, wie im bürgerlichen Leben. Nun wollen wir diejenigen nicht loben, die eine schlimme Anlage haben, in äußeren Gütern so schnell fett zu werden. Sie gehen ja auch kurzathmig durch's Leben, und sind von Schlagflüssen stets bedroht. Aber wir wollen auch diesen Dicken nicht zumuthen, daß sie mit den Schwindfischen in einem Bette liegen sollen, bis sie selber die Schwindfucht bekommen. Man spanne doch nicht den Geizigen und Verschwender an ein Joch. Der Eine wird dadurch zehnmal schlimmer geizig, der Andere zehnmal mehr Verschwender, und beide entgehen der eigenthümlichen Strafe, welche Gott für sie geprägt hat. Man denke auch nicht so eifersüchtig, der Jämmer der Welt komme daher, daß so viel Geld in den Kassen der Reichen müßig liege. Nein, das ist zu viel Ehre für sie. Wie viel Silber hat stets in den tiefen Bergen gelegen, und liegt noch jetzt darin. Glückliche Geschlechter sind an den großen verschlossenen Schränken des reichsten Herrn vorbeigehüpft, und darben Geschlechter haben vor den aufgeschlossenen Schränken gestanden, seufzend mit Silber beladen. Das Geld ist aller-

dings ein Kultur- und Lebensmittel, aber auch das Geld kann aus der Mode kommen, wenn die Menschen einmal anfangen, sich christbrüderlich unter einander unentgeltlich zu dienen; und man sollte die neue Zeit nicht anbahnen durch Geschrei über die Geldnoth der Armen, sondern dadurch, daß man ihnen die Segensquellen eröffnete, die unentgeltlich fließen. Gegen den Schmutz der Armen z. B. hilft nicht Geld, sondern Wasser. Gegen die moralische Verwüstung der Armen hilft nicht Geld, sondern das Wort Gottes. Gegen die Schrecknisse der Völlerei hilft nur ein schwerer Steuerfuß, der die Brennerereien (ominösen Namens) etwas niedertritt. Gegen die Brodnoth solcher Armen, welche ihr Geld vertrinken, hilft nicht Geld, sondern Brodt; Brodt, Zucht und Arbeit. Gegen die Noth der Wittwen und Waisen hilft kein hingesteuertes Geld, kein Vorschuß kaltblütiger Philanthropie, sondern ein volles, gerütteltes und geschütteltes Maaf thätiger, christlicher Barmherzigkeit, die da tröstet indem sie hilft, und die da hilft mit dem erfindischen Genie, das allein der christlichen Liebe eigen ist. Und gegen die Noth arbeitscheuer Müßiggänger und Verschwender hilft nur — der Mangel. Es ist freilich sehr schön und wünschenswerth, wenn die Reichen viel hergeben für ihre armen Mitbrüder. Wenn sie es nicht thun, das ist schlimm für sie: wie schwer werden solche Reichen in das Reich Gottes kommen! Aber wir wollen nur nicht so materialistisch denken, als müßte die Hülfe für unsere Armen kommen von ihrem Gelde. Es gibt einen Segen des Glaubens, der Liebe und Wohlthätigkeit, welcher wunderbar ist. Mögen denn jene ihr Silber behalten, wenn sie wollen. Wir denken uns dann, ihre Schränke sind kleine Hügel, worin das Silber einstweilen liegen mag; später werden verschwenderische Enkel auch hier den Bergbau für die Gesellschaft anlegen, oder besser noch wohlthätige Erben. Mögen aber die Anderen, die Armen, die Bedingungen des Segens erfüllen lernen. Und mögen alle Wohlgesinnten ihre Christenpflicht thun, gewiß kann und muß viel mehr geschehen, als bisher geschehen ist.

Wir haben die Geduld der Leser zu sehr in Anspruch genommen, und suchen uns von jetzt an, dem Ende zueilend, kürzer zu fassen.

Der Verf. will: man muß die Alten, die Erwachsenen, die Eltern umbilden und umschaffen? Wodurch? „Man muß ihre Armuth vernichten — sie in die Gemeinschaft ehrenwerther Bürger wieder aufnehmen — sie mit Vertrauen zu ihren Mitbürgern erfüllen — die in ihnen noch vorhandene Lebenskraft erwecken, sie mit neuem Vertrauen zu sich selbst ergreifen, und das verlorene Gefühl der Ehre wieder in ihnen hervorgerufen.“

„Von der Art und Weise, wie das Christenthum unter uns verbreitet wird, und welche Anstalten damit in Verbindung stehen, eine Umgestaltung, ich sage die nöthige Umgestaltung des Lebens erwarten, es wäre mehr als sanguinisch, es wäre im höchsten Grade unsinnig und dumm.“ Denen, „die sich und Anderen weiß machen wollen, daß man nichts weiter zu thun brauche, als was bisher geschehen,“ ruft er zu: „Geht mir weg, möchte man sagen, mit all eurem Kram; ihr habt das ABC

des Lebensgeschicks noch nicht begriffen. Ihr streitet um Dogmen, und bringt Pygmäen zur Welt, während die Thatfachen gleich Niesen euch über den Kopf wachsen."

Wenn Herr Diesterweg von den Kirchen und ihren einzelnen Anstalten sagt, sie wären nicht im Stande, das Volksverderben zu überwinden, so könnte man denken, er habe nur ein tiefes Gefühl von den Gebrechen der äußeren kirchlichen Gemeinden, der Predigtweise und von ähnlichen Übeln. Wenn er aber dem Christenthum, wie es bisher gewirkt hat, diese überwindende Kraft abspricht, wenn er sogar ganz im Allgemeinen im zweiten Hefte [nachdem er die Reminiscenz vorausgeschickt: die Religion ist keine Wahrheit geworden] die Behauptung aufstellt, die Kirche habe das Übel heben wollen, aber sie habe es nicht vermocht, und weiter geht und sagt, von der Kirche wäre so Großes, als hier verlangt werde, eine Lebensumgestaltung nicht zu erwarten, so müßte man sich über die Dreifügigkeit zugleich wundern und betrüben, die das von der Kirche unbedingt, das heißt, von der ganzen Heilsanstalt Christi mit dem Inbegriff ihres Geistes und aller ihrer ursprünglichen Kräfte und Institutionen, zu schreiben wagt, wenn nicht auch hier ihm die Unklarheit zu Gute käme, womit er sich wahrscheinlich das Christenthum außer der Kirche gedacht hat. Von dem Christenthum spricht er mehrmals anerkennend, und verlegt es auch S. 20. in die Kirche, indem er sagt: unsere göttliche Religion enthält Alles, aber die Kirche muß praktischer werden.

Die Hebung der Armuth hilft aber dem Volke nicht völlig auf. Es muß auch belehrt werden. Nebenbei wird bemerkt, daß der akademische und Gymnasialunterricht reformirt, daß die Form der Predigten eine andere werden müsse. Dann aber sagt der Verf., die Volksbildung könne mit dem Confirmandenunterricht noch nicht abgeschlossen werden. Nach ihm soll die Unterweisung der jungen Leute bis zum fünf und zwanzigsten Jahre fort dauern. Die Zahl der wöchentlichen Lektionen soll sich in ihrem sechzehnten Jahre auf sechs belaufen, und dann in der Folge allmählig vermindert werden, bis mit dem eben bezeichneten Termin der Unterricht ganz zu Ende geht. Da das Volk nun anfängt, über bürgerliche Angelegenheiten und politische Verhältnisse zu denken, so muß es in dieser Beziehung aufgeklärt werden. Es muß ihm mitgetheilt werden „a) die Kenntniß der Verfassung und der Gesetze des Staats, welchem es angehört, b) die Kenntniß der Rechte und Pflichten der Bürger, wie des Staatsoberhauptes und der Beamten, c) die Kenntniß der Rechte und Pflichten des Menschen im Allgemeinen."

Es ist schon mehrfach geklagt worden, daß die confirmirte Jugend von ihrem funfzehnten Jahre an sich selber überlassen, und in der gefährlichsten Zeit ihres Lebens bis zu ihrer völligen Entwicklung ohne Unterricht und specielle Einwirkung bleibe. Wir freuen uns, daß Herr Diesterweg diese Klage wiederholt, denn hier muß etwas geschehen, man könnte auch beinahe sagen: wiederhergestellt werden. Denn ehemals confirmirte man später, und der Schulbesuch vieler Kinder dauerte weit länger als jetzt. Auch liegen die christlichen Sonntagschulen (wir

meinen nicht die sonntägigen industriellen Schreib- und Zeichenschulen) bereits als ein verheißungsvolles Zeichen in dieser Region der Lebenszeit. Doch es muß noch etwas werden, um diese große Kluft der Seelengefahr für die christliche Jugend auszufüllen. Auch sind wir mit Herrn Diesterweg einverstanden, daß das Volk, da es über bürgerliche Verhältnisse denkt und Zeitungen liest, das Bedürfnis kund gibt, über diese Verhältnisse belehrt zu werden. Nur müßte dies freilich in dem rechten Geiste und mit dem rechten Maaße geschehen. Nach Herrn Diesterweg's Vorschlägen scheinen die jungen Leute fast zu Juristen und Publicisten gebildet werden zu sollen. Dagegen von christlich religiöser Einwirkung ist in seinen Vorschlägen hier wie überall keine Rede. Ja dergleichen scheint ihn sogar zu verdrängen. Er sagt z. B. S. 50.: Man macht den Knaben in den Volksschulen mit den Einrichtungen des Judenthums vor Tausenden von Jahren, und mit der Mosaischen Gesetzgebung bekannt, ohne ihm das Auge für die Gegenwart, in der er zu leben bestimmt ist, zu öffnen. Ist das Bildung für's Leben?" Daß man also die Mosaische Gesetzgebung der Jugend bekannt macht, rechnet der Verf. nicht zur Bildung für's Leben. Würden ihr aber Mittheilungen aus Pölig's neuestem Werk: „Staatswissenschaftliche Vorlesungen" gemacht, das würde er Bildung für's Leben nennen (f. S. 61.).

Das zweite Heft, worin Herr Diesterweg die Lebensfrage der Civilisation behandelt, führt den besonderen Titel: Werden wir vom dritten August dieses Jahres nichts lernen? Der Verf. nimmt den Aufsat, der an dem bezeichneten Tage in Berlin statt fand, zur Veranlassung seines diesmaligen Auftretens. Und es verdient lobende Anerkennung, daß er öffentlich auf jenes bedenkliche Zeichen der überhandnehmenden Pöbelhaftigkeit hingewiesen hat. Wir müssen uns des Volkes annehmen: dies ist sein Thema. Er beginnt mit dem Ausspruch: Das Christenthum, zu dem wir uns bekennen, verlangt: ihr sollt euern Nächsten lieben wie euch selbst. Er sagt weiterhin: „Wohl, der Einzelne kann es thun, ich z. B. kann es, oder du Leser, wer du seyn magst. Es kommt nur auf deinen oder meinen festen Entschluß an." Dann ferner: „Alle, namentlich die Corporationen u. s. w., müssen erklären: wir wollen es, wir wollen den Nächsten lieben wie uns selbst, und zwar von heute an, wir wollen solches gleich durch die That beweisen." Bei dem Lesen dieser Worte erinnerte sich Ref. an das Lied unserer kleinen Schulkinder:

Gut seyn laßt uns Alt und Jung,
Gut seyn, besser werden;
Schuldlos unsre Jahre
Wandern bis zur Bahre;
Hier ist die Hand, schlägt Alle ein:
Wir wollen gute Menschen seyn,
So leben wir recht froh, froh, froh,
So leben wir recht froh.

Wenn dieses Lied gesungen wird, so begleiten die Kinder das wiederkehrende Wort froh mit einem großen, lustigen Händeklatschen, und man sollte denken, es sey ihnen ein wahrer

Scherz, ihr Wort zu lösen: gut seyn, besser werden. Mit dieser Leichtigkeit meint auch der Herr Verf., sey das große Grundgebot zu erfüllen, das nur die Heiligen im Himmel vollkommen halten.

Allgemeine Kultur ist die Lösung. Das erste Mittel heißt hier so: Organisirt die Masse. Eine Organisation ist aber die Gliederung eines Principis. Eine Art von Princip gibt der Verf. freilich an, es sollen Vereine gebildet werden zu Rath und That. Aber ein durchgreifendes, geistiges, beseelendes Princip finden wir nicht. Sollte das Lösungswort Princip der Vereine werden: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, so müßte das belebende Wort: Christus hat uns geliebt wie sich selbst, mit diesem Gebot verknüpft, und in den Vereinen behandelt werden. Dann aber wären die Vereine sofort Conventikel, horrible dicta! Das zweite Mittel heißt: Vollkommene Schulbildung. Das dritte Mitwirkung der Kirche. Die Predigten, heißt es, müssen praktischer werden. Etwa nach Art des obigen Versleins oder nach dem Aufruf: von heute an wollen wir den Nächsten als uns selbst lieben. Der Verf. hat aber dennoch Recht; unsere Predigten sind vielfältig nicht praktisch genug, selbst dann, wenn man praktisch im biblischen Sinne nimmt. „Ihr müßt praktischer werden,“ heißt es weiter. „Eure Missionsanstalten kann ich nur preisen, wenn ihr aufhört, dadurch die Aufmerksamkeit und den Sinn der Theilnehmer von unseren Zuständen abzulenken, und in's unbestimmte Weite hineinzutreiben, und wenn ihr uns dadurch nicht die Mittel entziehet, auf welche zunächst die armen Menschen unter uns Ansprüche haben. Es ist meist ein in's Weite gehendes, unbestimmtes, unsicheres Treiben, das für Menschen sorgen will, die Tausende von Meilen von uns entfernt leben. Haltet euch an unsere Nähe, an das Elend unter uns, vor unseren Thüren, innerhalb unserer Stadt, prägt unseren Heiden die Grundsätze der Religion und der Tugend ein, und helfet sorgen, daß sie in eine äußere Lage kommen, welche man in Wahrheit als einen für so hohe Dinge empfänglichen Boden ansehen kann! Das ist nothwendiger, sicherer, praktischer.“

Dies ist für die Missionsfreunde. Es wird ihnen der Vorwurf gemacht, daß sie durch ihre Missionsthätigkeit die heimische Wohlthätigkeit paralytisiren, wenigstens schwächen. Der Vorwurf ist sehr kühn, denn man will bisher überall die Erfahrung gemacht haben, daß die Missionsfreunde am meisten für die heimischen Armen thun, und daß sich die Gegner der Missions-sache auch am wenigsten um die heimische Noth bekümmern. Und wenn denn die Missionsfreunde jedenfalls in Reihe und Glied stehen mit den Gegnern ihrer Sache, was heimische Wohlthätigkeit anlangt, so bleibt es immer sehr niedrig von den letzteren, daß sie sich anmaßen, über die freien und höheren Liebeswerke der ersteren eine neidische Controlle zu führen. Was

irgend ein höherer Schwung und Blick christlicher Liebe dem Herrn opfert, davon heißt es immer: dies Geld hätte besser mögen den Armen gegeben werden! Das liebe Geld, immer zu Schade für die Sache der armen Heiden! Immer zu Schade für die Sache des reichen Herrn! Wir hätten nicht geglaubt, daß sich Herr Diesterweg denen, die solches reden, anschließen werde. Er ist der Meinung, erst müßten alle unsere heimischen Heiden bekehrt werden, bevor man an die Bekehrung der auswärtigen gehen dürfe. Nun, das wäre doch kläglich, wenn die Edlen unter den Heiden, die Menschen der Sehnsucht, die ein weißes Erntefeld sind für die Predigt des Evangeliums, alle vergebens warten sollten auf das Evangelium, weil es Vielen in der alten Christenheit nicht gefällt, sich zu bekehren. Dann könnten diese mit ihrem Unglauben, mit ihrem ewigen Widerstreben gegen die Wahrheit den heilsbedürftigen, oder empfänglichen Heiden-seelen den Trost und das Licht des Himmelreichs für immer entziehen. Nein, wir warten keinen Augenblick mehr, mit allen Mitteln Boten zu senden in alle Welt: drüben auf den Straßen und an den Zäunen sind die willigen Gäste, die sich noch einladen lassen zu dem Feste des Herrn. Und wer nur nicht mit einem besonderen Aberglauben auf die wunderbarste Civilisationskraft des Geldes rechnet, wer nur nicht meint, den Armen das Evangelium predigen, wie weiland Christus that, sey vergeblich; erst müsse das Volk in eine bequeme, äußere Lage gebracht werden, um für so hohe Dinge empfänglich zu werden — wer nur nicht allzu materialistisch denkt über die Bedingungen der Menschenbildung, der wird einsehen, daß durch alle Opfer für die christliche Missions-sache unserer heimischen Bedürfnissen nicht das Mindeste entzogen wird.

Der Verf. redet dann noch über die Mitwirkung des Staates zur Förderung der allgemeinen Kultur, schlägt vor, man solle alljährlich ein Tugend- und Frühlingsfest feiern, verbunden mit einer Menschenschau, und beschließt sein Werk mit Nachträgen.

Bei alle dem, was wir an dem Worte der beiden Schriftchen zu widerlegen und zu beklagen gefunden haben, wünschen wir dennoch, daß es als eine warme Stimme für die Beförderung des Volkswohls, und auch als eine warnende Stimme viel gelesen und erwogen werden möge. Dies tritt als Hauptsache klar heraus: mit erneutem und vermehrtem Ernst muß dem Volke aufgeholfen werden. Man darf keinen Menschen Noth leiden lassen, der nicht durch frische Verschuldung selber noch seine Noth macht und festhält. Man muß Allen zu helfen suchen. Und ganz besonders muß man der aufwachsenden Jugend von der Zeit der Confirmation an bis zu den Jahren ihrer Mündigkeit eine neue Pflege, einen besonderen Unterricht widmen. Möge die Anregung, die der Verf. gegeben hat, nicht vergebens seyn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 13. Februar.

N^o 13.

Die Entstehung und Ausbreitung der religiösen Privatversammlungen auf der Insel Fühnen. *)

(Eine notwendige Beilage zu der Abhandlung: „Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark.“)

Die Christen des alten Glaubens in Fühnen schreiben einstimmig einem alten Schuhmachergesellen, Ole Henrich Svane, die neue Erweckung zu, mit deren Darstellung wir uns hier beschäftigen werden. Er war ein geborener Seeländer, aus der Gegend, wo die Kohlenbrenner wohnen (im nördlichen Seeland), war in seiner Jugend auf sein Handwerk gereist, und später in Kopenhagen mit dem Norweger Hans Nielsen Hauge bekannt worden, mit dessen Ansichten er sich jedoch nicht ganz befreunden konnte. In Svendborg hatte er sich einige Jahre aufgehalten, als aber das Alter heranrückte, begab er sich nach Kjerteminde, **) und wohnte hier bis an sein Ende bei dem Tischlermeister Rasmus Klink, der ihn von Svendborg her kannte, und schon durch Gespräche mit ihm zu einem christlichen Nachdenken gekommen war. Das tägliche Zusammenleben veranlaßte natürlich eine Hausandacht, woran anfangs, außer der Familie Klink's, nur eine alte blinde Magd Theil nahm. Gegen Ende des Jahres 1818 traf es sich, daß die Frau eines Häuslers aus dem zu Kjerteminde gehörigen Filiale auch bei ihrer Versammlung war, und den alten Svane aus seinen gottseligen Schriften lesen, so wie sein Zeugniß von dem Frieden und der Freude hörte, die nur in Christo Jesu zu finden ist. Als die Frau nach Hause kam, erzählte sie es ihrem Manne, Christen Madsen, einem Zimmermann, wie sie von diesem Worte erbaut worden, und einen ganz andern Nachdruck darin gefunden hätte, als in den Vernünfteleien ihres Predigers, und bat ihn, er möchte doch den kommenden Sonntag Nachmittag sie dorthin begleiten. Allein Christen Madsen, obgleich er seiner Frau nicht wehren wollte, dahin zu gehen, entschuldigte sich damit, er habe keine Zeit; denn er arbeitete beides an Sonn- und Werkeltagen. Nicht lange nachher jedoch ging er auch einmal hin; die Kraft des Wortes der Wahrheit schlug ihn; ehe er sich aber in christlicher Demuth

unter demselben beugen konnte, mußte er einen Kampf durchgehen, der so heftig und von solchen körperlichen Anfällen begleitet war, daß seine Freunde für sein Leben zu fürchten anfangen. Sechs Wochen dauerte dieser angstvolle Zustand, dann aber vernahm er die selige Gewißheit in seinem Herzen, daß seine Sünden ihm vergeben seyen, und daß er ein Kind Gottes sey. Unmöglich konnte er die Freude, die ihn jetzt erfüllte, für sich behalten; er brannte vor Eifer, alle Menschen aus der Sündensicherheit aufzuschrecken, in welcher er selbst gewandelt, und zu der Freude zu verhelfen, die er im Glauben gefunden hatte. In der ganzen Gegend war er bekannt und geschäftig; daher wurde es bald ruchbar, welche Veränderung mit ihm vorgegangen sey; die Neugierde zog immer Mehrere zu den Privatversammlungen in dem Klink'schen Hause hin, und Manche unter diesen fingen an, ernstlich um ihre Seligkeit bekümmert zu werden. Und so wie Christen Madsen früher, als Schaffner bei allen Hochzeiten und anderen Gelagen (denn er war der beredteste unter den Bauern in der Gegend) die Gäste durch lustige Einfälle und feurige Reden zum Lobe des Brautpaares unterhalten hatte, so benutzte er nun jede Gelegenheit, in den zahlreichen Versammlungen ein Wort des Ernstes im Dienste der ewigen Wahrheit zu reden. Dieses mochten Viele freilich nicht gern hören, und er wurde künftig nur bei solchen zum Schaffner bestellt, die die Freude am liebsten hatten, welche durch christlichen Ernst geläutert und verklärt wird.

Doch waren es nicht bloß diese Gelegenheiten, welche Christen Madsen benutzte, um seine Landsleute zu ermahnen, sich mit Gott versöhnen zu lassen; nein, er hielt an zur Zeit und zur Unzeit, und wandte namentlich den ganzen Sonntag ausschließlich zur Erbauung im Glauben an Jesum Christum an. Die, welche durch seinen Vortrag ergriffen wurden, schlossen sich natürlich enger an ihn an, und kamen gern jeden Sonntag Nachmittag einige Stunden mit ihm zusammen, um in der heiligen Schrift zu lesen, mit einander zu beten und singen, sich über geistliche Dinge zu unterhalten. Da diese zugleich die gewöhnlichen Gelage nicht besuchten, weil es ihnen keine Freude machte, erweckte die Sache einiges Aufsehen; man nannte die Erbauung Suchenden spottweise die Heiligen, schalt sie Fanatiker, schrieb sie in den Zeitungen schon als eine neue schwärmerische Sekte aus. Allein, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, die Neugierde trieb immer Mehrere nach der Gegend bei Kjerteminde hin, um die neue Lehre und den Bauernprediger zu hören; ein Theil von diesen fand, daß es gar kein neuer, sondern grade der alte Glaube sey, der hier verkündigt wurde, und sie hielten nun Christen Madsen, sie zu besuchen, damit

*) Auf einer im Spätsommer 1834 zu diesem Zweck unternommenen Reise lernte der M. J. Chr. Lindberg die bezeichneten religiösen Bewegungen aus eigener Anschauung kennen, und kam zugleich in den Besitz mehrerer dazu gehörenden Altentstücke und Brieffschaften. Das Ganze verarbeitet er in einer eigenen Darstellung für die „Nordische Kirchenzeitung 1834,“ woraus das Wesentliche hier mitgetheilt ist.

**) Beide wohlhabende und gewerbreiche Städte auf der Insel Fühnen.

sie sich näher über das Wichtigste besprechen könnten. So bildeten sich ungezwungen andere Privatversammlungen an mehreren Orten, nicht nur in dem Amte Hindsbøl, sondern nach und nach weithin über ganz Fühnen.

Man war in diesen Jahren zu wenig gewohnt, irgend eine lebendige Theilnahme für religiöse Dinge unter dem Volke zu sehen, als daß nicht auch diese, in ihrem Anfange so geringe Bewegung die Aufmerksamkeit vieler, besonders unter den Predigern auf sich gezogen hätte. Waren die letzteren Nationalisten, und das war allerdings die bei weitem größere Zahl unter ihnen, so mußte es sie schmerzhaft berühren, daß es unter ihren Pfarrkindern solche gab, welche einzusehen anfangen, daß die Predigten der Pfarrherren des Glaubensgrundes ermangelten, und gegen die schon sich bildende Schriftflucht solcher Laien hatte der armselige Rationalismus nichts zu setzen. Aber auch unter den gläubigen Predigern gab es mehrere, die diese Erweckung, weil sie nicht unmittelbar von einem Prediger ausgegangen war, mit mißtrauischen Augen ansahen, und den bösen Gerüchten, welche über dieselbe im Schwange gingen, ein williges Ohr liehen. Durch diese Entfernung vom Lehrerstande, mit welchem sie wenigstens in keiner herzlichen Verbindung standen, und den Mangel an einem Sprecher aus demselben, wurden die Gerüchte über ihr Treiben stets ärger, die Erfindungen stets unverschämter.

Als die Rede von dieser Erweckung sich immer weiter verbreitete, wurde ein gewisser Lund abgesandt, um die Erweckten für die Brüdergemeinde zu gewinnen. Allein der alte Svane war stets dagegen, und obgleich die Erweckten später in ziemliche Verbindung mit Christiansfeldt und mit einigen der Brüdergemeinde geneigten Predigern in der Staatskirche kamen, so wurden sie doch nie für diese Gemeinde gewonnen. Svane hielt sich an Luther, als den rechten Lehrvater, und trug durch sein Ansehen unsfreitig viel dazu bei, daß man in den Versammlungen fast allein Luther's Postille zum Vorlesen brauchte. Indessen hatte der Streit, worin sie sehr bald mit dem damaligen Pfarrer in Kjerterminde, Andresen, verwickelt wurden, einen Einfluß auf sie, der in vieler Beziehung folgerichtig wurde. Andresen, als eifriger Nationalist, haßte die neue Erweckung, die gerade in seinen Kirchspielen so stark um sich griff; in seinen Predigten eiferte er wider die sogenannte neue Sekte, schilderte sie als einen nichtswürdigen Haufen von Pharisäern, Heuchlern und Fanatikern, griff besonders ihre Enthaltung von weltlichen Lustbarkeiten an, und sagte einst in dieser Beziehung von der Kanzel herab — was später vor Gericht eidllich von Zeugen erhärtet wurde: „Ich tanze, meine Frau tanzt, und wer da sagt, es sey Sünde, der ist ein Pharisäer und Heuchler.“ Diese und ähnliche Äußerungen veranlaßten Christen Madsen, ein zu starkes Gewicht auf die Enthaltung vom Tanze zu legen, und rissen ihn zu der Behauptung hin, ein Wiedergeborener könne unter keinen Umständen daran Theil nehmen. Sieht man aber von dieser pietistischen Färbung ab, so haben die Erweckten in Fühnen von jeher an der gesunden Lehre festgehalten, und es ist kein Zei-

chen vorhanden, daß sie jetzt auf einem anderen Grunde ständen, als im Anfange ihrer Erweckung.

Als der Prediger Andresen mit geistlichen Waffen (wenn man anders das kraftlose und innerlich unwahre Wort so nennen darf) nichts ausrichten konnte, forderte er die weltliche Obrigkeit auf, den Leuten das gemeinschaftliche Beten, Singen und Lesen zu verbieten. Schon war die Sache, ungewiß durch wen, vor die Regierung gekommen; von der Dänischen Kanzlei ging ein Verbot wider Andachtsversammlungen aus, so daß es zwar den Christen erlaubt seyn sollte, Gottes Wort und religiöse Schriften in ihren Häusern zu lesen, nur nicht in Gemeinschaft mit solchen, die dem Hause nicht angehörten. Der höchste Befehl ward durch die Polizei bekannt gemacht; die Gläubigen aber sahen dies als einen Gewissenszwang an, denn es war ihres Herzens Bedürfnis, nicht nur selbst in der göttlichen Erkenntnis zu wachsen, sondern auch sie Anderen mitzutheilen. Die Folge war, daß sie nunmehr nicht bloß als Fanatiker, sondern als Aufwiegler vor des Königs Majestät denuncirt wurden. Auch die gewöhnlich bei solcher Gährung statt findenden Auftritte — namentlich Aufreizung des Pöbels, welcher den versammelten Gläubigen die Fenster einschlug — blieben nicht aus. Die Polizeidiener und Richter gingen herum, um ein wachsameres Auge zu haben, daß der eine Christ den anderen nicht besuchte, wenn dieser sich aus der Bibel oder Luther erbaute: waren die Versammlungen auseinander gesprengt, so wurden die Leute vor die Obrigkeit citirt, anfangs aber nur mit Androhung von Gefängnißstrafe nach Hause geschickt. Auch der alte Svane, der noch lebte, wurde vorgefordert; da er aber seines Herrn Sinn wohl erkannte, dankte er Gott und sagte: „Das hätte ich nimmer gedacht, daß Christus mich so hoher Dinge würdigen sollte, um seines Namens willen vor die Obrigkeit gestellt zu werden.“ Bald darauf starb er. So standen die Sachen in Kjerterminde und in der Umgegend gegen Ausgang des Jahres 1821.

Um diese Zeit herum ward Christen Madsen vor das Amtsgericht in Odense vorgeladen. Der Amtmann behandelte ihn sehr milde und freundlich; nachdem er ihm befohlen, keine Versammlungen mehr zu halten, bat er ihn, zu bedenken, er habe doch keinen Beruf, Gottes Wort zu verkündigen, es müsse ihm die Freiheit genügen, in seinem Hause mit den Seinigen sich auf jede Weise zu erbauen. Diese kluge Behandlung der Sache verfehlte nicht ihre Wirkung auf den Bauersmann: er gelobte, sich danach richten zu wollen. Aber kaum war er nach Hause gekommen, so bereute er das gegebene Versprechen; zwar schien ihm der Amtmann Recht zu haben, aber doch konnte er sein Gewissen nicht beschwichtigen, denn immer hielt es ihm vor, er habe den Herrn nicht, nach seiner Christenpflicht, vor Menschen bekannt. Daher entschloß er sich, zurückzugehen, und freimüthig dem Amtmanne zu erklären, er könne das gegebene Versprechen nicht halten. Diesmal ließ man es jedoch bei der Drohung mit dem Gefängnisse bewenden, und als diese nichts fruchtete, ward Christen Madsen nach Hause geschickt.

Noch war den erweckten Leuten der Inhalt der Verordnung vom 13. Januar 1741 *) nicht bekannt, welche unter andern mehrere Bestimmungen enthält, die den Zweck haben, die Wiedertäufer zu verhindern, eine Parthei im Volke zu gewinnen — Bestimmungen, die, wenn man von ihrem historischen Grunde abließ, und auf die Prüfung der Lehre der Erweckten nicht eingehen wollte, allerdings wider diese gebraucht werden konnten. Bis hieher hatten sie sich an den ganz einfachen Schluß gehalten, daß wenn der christliche Staat allerlei Versammlungen, die offenbar die Menschen von Gott abjügen, würde er wider solche nichts mit Grund einwenden können, die die Ehre Gottes und Erbauung der Seelen zum Zweck hatten. Nun aber wurden sie, vor Gericht gezogen, mit dem Inhalt jener Verordnung bekannt, und entdeckten, daß diese, weit entfernt, die Privaterbauung der Christen verbieten zu wollen, vielmehr nur gewisse Maaßregeln und Beschränkungen vorschreibt, damit alles fein ordentlich zugehen möge. Diese Wahrnehmung veranlaßte Christen Madsen, noch in demselben Jahre 1821 ein Gesuch an J. Majestät die Königin einzugeben, welches als ein recht charakteristisches Aktenstück wohl hier einen Platz verdient.

„Hochgeborene Gemahlin des Königs!“

„Der Königin, der lieben Landesmutter, wünschen wir Gnade und Friede, allen zeitlichen und ewigen Segen von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Christo Jesu!“

„Weil hier die Rede geht, daß J. Majestät eine rechte Liebhaberin Jesu seyen, und die Erhaltung der christlichen Kirche mit Fleiß zu fördern trachten, so haben wir uns erkühnt, an Sie zu schreiben, und bitten, Sie wollen unser geringes und einfältiges Schreiben gnädig ansehen.“

„In dem Kirchspiele Kjerterminde sind seit einigen Jahren mehrere Menschen von ihrem Sündenschlase zum geistlichen Leben in Christo Jesu erweckt worden, haben durch Gottes Gnade die tiefe Bedeutung der Erbsünde kennen gelernt, und in ihrem Gewissen Unruhe und Schrecken über Gottes Zorn gegen die Sünde empfunden. Weil aber Einzelne unter uns schon seit vielen Jahren zur wahren Erweckung gelangt, so sind diese uns mit ihrem Rath und Unterricht zu Hülfe gekommen, haben uns zur Beachtung des Evangeliums, zu dem Blute und den Wunden Christi hingewiesen, und uns zur Wachsamkeit und zum Gebete ermahnt. Und als wir dem Rathe derselben folgten, uns in den Staub warfen vor dem Herrn, und ihn um Sündenvergebung und Gnade anflehten um der Versöhnung Jesu willen, da wurde die Last unseres Gewissens erleichtert, und der barmherzige Gott versiegelte unsere Herzen mit dem heiligen Geiste der Verheißung, so daß wir in Wahrheit erfuhren, daß das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, uns von allen Sünden reinigt, und die Heiligung in seinen Wunden fanden.“

„Da diese so merkwürdige Veränderung an uns geschehen war, enthielten wir uns der weltlichen Luste und Begierden, denn wir fanden alle unsere Freude an Gott und seinem Worte. Des Sonntags, nachdem wir die Kirche besucht hatten, kamen etliche von uns zusammen, wie die Gelegenheit es gab, sangen mit einander ein oder zwei geistliche Lieder, lasen einen Abschnitt aus einem gottseligen Buche, lobten und dankten dem Herrn für alle seine Güte, Gnade und Barmherzigkeit, baten mit einander für den König und das hohe königliche Haus, für Land und Reich, für Freunde und Feinde, nach der Lehre des Evangelii. Gott aber gab seinen Segen zu unseren Gebeten, so daß Viele vom Leichtsinne und der Gottesvergessenheit zu einem stillen und gottseligen Leben zurückkehrten, Manche auch, die früher in kümmerlichen Umständen waren, nun mit allem Fleiß sich dasjenige erwerben, wovon sie sich und ihre Familie ernähren können. Nun aber, da wir nicht mit dem großen Haufen in ein wüstes, unordentliches Leben hineinflaufen wollen, ist dieser auf uns erbittert worden, und unsere Lehrer, die uns zur Gottesfurcht anweisen sollten, lehren uns Saufen, Tanzen und Kartenspielen, ja thun nicht nur das, sondern schelten auch diejenigen Pharisäer und Heuchler, welche behaupten, daß dieses Sünde sey. Und weil wir auf den breiten Weg der Sünder nicht umkehren wollen, so haben sie an die königl. Kanzlei geschrieben und uns als eine fanatische Sekte angezeigt; man hat unsere Zusammenkünfte verboten, in unseren Häusern Untersuchung gehalten, uns vor Gericht gezogen und mit Gefängniß bedroht.“

„Wir lesen in dem Buche Esäher am 5ten, wie die Königin vor den König eintrat und für ihr Volk bat: sie fand Gnade vor des Königs Augen, und ihr Volk wurde errettet. Da nun unsere allergnädigste Königin ein Volk mit uns im Herrn ist, ein Glied in Christo, ein Zweig an dem wahren Weinstock, und da Sw. Majestät aus diesem unseren Schreiben sehen, in welcher Bedrängniß wir sind, so bitten wir demüthiglich, daß Sie, wie die Königin Esäher, eine demüthige Fürbitte bei dem König für Ihr Volk einlegen wollen, damit wir doch die Freiheit erlangen, welche uns die königl. Verordnung vom 13. Januar 1741 zugesieht. So wie aber die Juden drei Tage und Nächte fasteten und beteten, ehe die Königin vor den König trat, so wollen auch wir alle Tage im Gebete niederfallen zu den Füßen des gekreuzigten Jesu, und ihn bitten, daß er das Herz des Königs beuge, damit wir eine gnädige Erhörung erlangen. Dazu schenke uns Gott seine Gnade durch Jesum Christum, Amen.“

Dieses Schreiben hatte keineswegs die beabsichtigte Wirkung; im Gegentheil wurden die freimüthigen Ausdrücke darin von dem Verhältniß des Predigers in Kjerterminde zu den Erweckten, als eine persönliche Beleidigung gegen den letzteren, den oben erwähnten Andresen, angesehen, der nun auch seinen Wunsch in Erfüllung gehen sah, Christen Madsen gerichtlich verfolgt zu sehen. Am 3. November 1821 rescribte die königl. Kanzlei an den Stiftamtmann und den Bischof von Fühnen, es sey über die „fanatische Sekte“ an Se. Ma-

*) Bgl. über den Inhalt und die Fortsetzung dieser Verordnung: Es. A. 2. 1835. S. 225 f.

festät Bericht erstattet, und allergnädigst von Höchstdemselben beschlossen, es solle wider Christen Madsen das gerichtliche Verfahren eingeleitet werden, sofern dieser nicht unter der Zeit sein Verhalten geändert hätte. Die Aktions-Ordre wider ihn, theils auf den Grund unerlaubter Privatversammlungen, theils wegen der in obigem Schreiben enthaltenen beleidigenden Äußerungen, wurde ausgefertigt am 10. Januar 1822.

Um diese Zeit hielt der Jütländer Jens Frederichsen aus Skanderborg sich in der Gegend von Hjerteminde auf. Er war einer von H. N. Haug's Freunden, trieb einen Handel mit religiösen Schriften, und suchte auch durch religiöse Ansprache auf das Volk in Jühnen zu wirken. Den Tag vorher, ehe der Befehl wider Chr. Madsen gerichtlich zu verfahren ausgefertigt wurde, ward auch Frederichsen als Gefangener nach Odense eingebracht. Die Veranlassung zu dieser Arrestation gab ein Wortstreit mit einem rationalistischen Schulmeister, den es, als einen alten Studiosus, sehr verdroß, daß er jenem das Feld überlassen mußte. Frederichsen kam gleich in's Verhör: man suchte ihn zu überreden, von den Privatversammlungen abzugehen. Er antwortete: er habe bei seiner Bekehrung nicht nur dem Herrn gelobt, vom Bösen zu lassen, sondern auch das Gute zu thun, es helfe nichts, daß man Herr, Herr rufe, wenn man nicht den Willen des himmlischen Vaters thue; und dazu hätten wir seinen ausdrücklichen Befehl sowohl in vielen Stellen der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, als auch in Luther's Erklärung des dritten Gebots und der ersten Bitte. — Das Resultat war, daß Frederichsen in das civile Arresthaus Odenses hingesetzt wurde. Am 23. Januar d. J. kam er wieder in's Verhör, und wurde vier Stunden lang examinirt. *) Unter anderen Fragen kamen auch folgende vor: Ob er, wenn der König etwas verbiete, was Gott befehle, sich unterstehen dürfe, nach Gottes Befehl zu thun, und des Königs Befehl hintanzusetzen? Er antwortete: „So hoch Gott als Herr über den König ist, um so viel höher achte ich Gottes Befehle, wenn der König verbietet, was Gott befiehlt.“ Man fragte: ob er andere Gleichgesinnte auch dazu ermuntert? Er antwortete, er habe allerdings seine Mitmenschen ermahnt, sich von der Sünde zu bekehren, und nach unserer Kinderlehre, dem Katechismus Luther's, und der heiligen Schrift zu leben. Man fragte weiter: ob er zu diesem Zweck herumreise. Er antwortete: „Ich reise in meinem Berufe, mit

dem Passe der Obrigkeit versehen, um mehrere religiöse Schriften, die bei mir bestellt sind, abzuliefern, und wenn die Gelegenheit sich gibt, spreche ich gern im täglichen Umgange von dem Einen, was Noth thut.“ Zuletzt sagte der Richter: er wünschte, daß diese Sache zu Ende wäre. Frederichsen erwiderte: „Daß wahre Christen um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, ist wider den Willen des Herrn; soll es aber also seyn, dann müssen wir geduldig leiden um Jesu willen, welcher ja selbst gesagt hat: „Alles dieses werden sie euch thun, weil sie weder den Vater noch mich kennen.“

Am 30. Januar desselben Jahres wurde auch Christen Madsen arretirt. Die Sache wurde gegen ihn und Frederichsen gemeinschaftlich incaminirt, und dauerte vom 17. Novbr. 1821, da das erste Präliminarverhör über Christen Madsen aufgenommen ward, bis 1828, da der Urtheilspruch zuerst beim Untergericht, in demselben Jahre noch beim Oberlandesgerichte, und im Anfange des Jahres 1829 beim höchsten Gerichte erfolgte. Doch wurden Madsen und Frederichsen nicht während dieser ganzen Zeit im Gefängnisse gehalten, sondern nach dem Verlauf einiger Monate gegen Caution losgelassen; letzterer kehrte nach Jütland zurück, und ersterer setzte seine Wirksamkeit zur Erweckung des Volks in Jühnen fort. Im Gefängnisse wurden sie, den Umständen nach, wohl behandelt, sie konnten Briefe schreiben und empfangen, so wie auch Besuche von den Gläubigen annehmen.

So wie aber die Drangsale immer näher rückten, erweiterte und kräftigte sich die Erweckung, bis zum Schlusse des Jahres 1824. Bisher hatte man nur kleine, jetzt sah man große Privatversammlungen entstehen; statt einzelner, wie früher, hatte man jetzt viele; was bisher auf einen Winkel des Landes beschränkt war, breitete sich nun über die ganze Insel aus, so daß man in alter Weise aufs Neue die Erfahrung machte, daß die Bekämpfung einer geistlichen Bewegung mit weltlichen Waffen derselben weit größere Stärke gibt. So lange Chr. Madsen gefangen saß, fingen viele Andere an, das Wort zu führen; der bürgerliche Druck vermehrte ihren Eifer, und eine Hefigkeit, wie sie fast immer mit einem solchen Zustande verbunden ist, begleitete überall die Erweckung. Als Chr. Madsen auf freien Fuß gesetzt war, zog er überall im Lande herum, und wo er hinkam, fand er offene Ohren und Herzen. Die Aktions-Ordre gegen ihn wurde zwar dahin erweitert, daß er nun auch gerichtlich belangt wurde wegen der Versammlungen, die er zu halten fortfuhr; allein er war gefaßt, Alles zu leiden, was man ihm zuerkennen würde.

(Schluß folgt.)

*) Frederichsen erzählt das Folgende und den Hergang der ganzen Sache in einem Schreiben an seine Miterweckten, aus dem Arresthause den 30. Januar 1822 geschrieben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 17. Februar.

N^o 14.

Die Entstehung und Ausbreitung der religiösen Privatversammlungen auf der Insel Fühnen.

(Eine nothwendige Bellage zu der Abhandlung: „Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark.“)

(Schluß.)

Auf Veranlassung der von der Regierung genommenen Maaßregeln wurden die Privatversammlungen insofern verändert, als man die Haltung derselben vor dem Ortspfarrer anmeldete, und insofern auch mit der angeführten Verordnung vom 13. Januar 1741 conform gemacht, während es in anderen Beziehungen kaum möglich war, sie mit den darin enthaltenen Bestimmungen, namentlich in dem Punkte zu vereinigen, daß Frauen entweder gar nicht zugelassen werden, oder sich auch allein mit dem Pfarrer oder einem von ihm verordneten Katecheten versammeln sollten. Die rationalistischen Pfarrer aber konnten sich auch unter diesen Beschränkungen noch nicht mit den Privatversammlungen befreunden, und grade daß sie angemeldet wurden, daß folglich die Pfarrer, nach der Anmeldung, in der Versammlung erscheinen mußten, war ihnen ein Dorn im Auge. Davon werden wir ein auffallendes Beispiel erzählen.

Im Kirchspiele Ellinge wurden im Anfange des Jahres 1824 zwei Männer gerichtlich belangt, weil sie Privatversammlungen gehalten hätten. Sie beriefen sich aber darauf, daß diese angemeldet wären, und erbaten sich, zwei Zeugen zu stellen. Ehe das Zeugenverhör aufgenommen werden konnte, waren auch diese zwei angeklagt, selbst an Privatversammlungen Theil genommen zu haben, und sie konnten also nicht Zeugen abgeben. Die zuerst Beklagten nannten wiederum zwei andere Zeugen, es ging ihnen aber eben so wie den ersten, dann wieder zwei, und es traf sich immer so, daß die da zengen sollten, mittlerweile selbst in die Anklage verwickelt wurden. Auf diese Weise wurden in dieser Sache in allem zehn Personen gerichtlich belangt. Sie hätten mehrere Zeugen stellen können, allein da sie sahen, daß ihre Zeugenfähigkeit immer in Anspruch genommen wurde, ließen sie davon ab, und die Läugnung des Predigers gab den Ausschlag in der Sache. Zu Gunsten der Betheiligten wurde das Gericht in der Schenke zu Ellinge gehalten; als sie dahingezogen und später abgeführt wurden, empfing sie der Pöbel beide Mal mit einem Steinregen; in der Schenkstube mußten sie nicht nur viele gotteslästerliche Reden anhören, sondern man trieb es auch so weit, daß man ihnen den Mund aufsperrte und Brandtwein mit Gewalt hineingoss. Während dieses in der Schenkstube vorging, wurde das Gericht in einer Nebenküche gehalten. Nach dem Urtheil des Untergerichts 1824 und des Oberlandesgerichts 1825 wurden die Beklagten mit einer Geldbuße entlassen.

Die Spannung war jetzt aufs Höchste gestiegen; der Haß der Welt gegen die Erweckten war lebendig geworden. Einen Scheingrund gegen sie entlehnte man daraus, daß auch viele innerlich Unbefehrte sich zu ihnen hielten, was freilich nicht zu vermeiden war. Aber noch mehr, man verlangte, daß die schlichten Bauersleute in jeder Beziehung dogmatisch richtig und juristisch regelrecht sich ausdrücken sollten; geschah öfters das Gegentheil, wie nicht anders zu erwarten war, so legte man es ihnen als ein Verbrechen aus.

Plötzlich aber und Allen unerwartet gewann die Sache eine andere Gestalt. Se. Königl. Hoheit, der Prinz Christian Friedrich, Gouverneur der Insel Fühnen, hatte, was die Geschichte ihm zum steten Nachruhm erzählen wird, Kopf und Herz genug, um einzusehen, daß es sowohl unrecht als unklug sey, eine namhafte Zahl von Bürgern zu verfolgen, weil sie um die Seligkeit ihrer Seelen eifrig besorgt waren. Die Königl. Dänische Kanzlei trat der Ansicht des Kronprinzen bei, und es erging ein Rescript an den Bischof Fühneps, Dr. Pr. Plum, welches den Geistlichen mitgetheilt und an einigen Orten öffentlich von der Kanzel verlesen wurde. Der Inhalt desselben war wörtlich folgender.

„Der Gouverneur des Stifts Fühnen hat der Kanzlei eine Mittheilung gemacht, betreffend die Schwärmer, welche an mehreren Orten des Stifts Fühnen wider den Inhalt der Verordnung vom 13. Januar 1741 religiöse Versammlungen gehalten haben. Se. Königl. Hoheit bemerken, daß die Männer und Weiber, welche an solchen Versammlungen Theil nehmen, zuerst und zuvörderst ohne Zweifel die gute Absicht gehabt, Erbauung zu suchen und sich zu bessern, und daß dies wirklich zur Folge gehabt, daß sie moralisch bessere Menschen geworden, daß aber der Anführer, Christen Madsen, unstreitig sich Proselytenmacherei und Unduldsamkeit habe zu Schulden kommen lassen gegen Andere, welche den Meinungen der Sekte nicht huldigen, die doch wider ein aufgeklärtes und vernünftiges Christenthum streiten.“

„Wie dem schädlichen Mißbrauch eines an sich löblichen Strebens nach moralischer Besserung gesteuert werden möge, darüber habe die Geistlichkeit zu wachen, welcher die Aufklärung des Volks in den Wahrheiten der Religion aufgetragen ist; allein dieses könne nur durch geistliche Waffen geschehen. Durch den Vortrag eines wahren evangelischen Christenthums in den Schulen, von den Kanzeln, in religiösen Versammlungen, und durch Bibellefen, welchem der Prediger selbst vorstehen soll, und keineswegs dasselbe der Gemeinde verweigern, wenn sie es begehrt, müsse den falschen Begriffen, welche eine solche Sekte verbreitet, entgegengearbeitet werden, und zu solcher Amtsthä-

tigkeit sollen die Prediger durch Circularschreiben aufgefordert werden. Religiöse Versammlungen, welchen mehrere Personen als die zur Familie, Verwandtschaft und zum Gesinde des Bauern gehören, ohne Vorwissen des Pfarrers, beizuhohnen, müssen wie bisher verboten bleiben. Aber die weltliche Obrigkeit dürfe in dieser Sache nicht verfahren ohne Aufforderung vom Parochialgeistlichen, und auch dann würde es von Seiten der Regierung in genaueste Überlegung zu ziehen seyn, ob dieser — der Geistliche — im Verhältniß zu seiner Gemeinde sich so betragen, wie es einem rechtschaffenen und aufgeklärten Seelsorger geziemt.“

„Die Aufklärung und der sittliche Wandel des Volks müssen unausgesetzt der Gegenstand der Bemühungen des rechtschaffenen Geistlichen seyn; erst wenn die Geseze übertreten werden, in Folge der irrigen Begriffe, welche beim Volke Eingang finden, können diese die Handlungen der Übertreter bestrafen, keineswegs aber ihre Meinungen. Dadurch, daß man den letzteren nicht größere Wichtigkeit beilege, als ihnen gebührt, und daß man auch allen Schein der Verfolgung um religiöser Meinungen willen vermeide, verlieren die Sekten, welche die Neugierde auf sich ziehen, ihr Interesse, und die Wahrheit gewinne dann den Sieg, welchen sie zuletzt immer sich selbst erkämpfe.“

„Die Kanzlei kann nur vollkommen der Ansicht Sr. Königl. Hoheit beistimmen, daß von Seiten der Geistlichkeit etwas gethan werden müsse, um diese fleißigen und gesitteten Menschen, welche etwas verschoben sind, auf den rechten Weg zu bringen, und ihrem schädlichen Einflusse entgegenzuarbeiten. Dieses hat zwar seine großen Schwierigkeiten, aber etwas läßt sich doch gewiß ausrichten, wenn der Prediger das vollkommene Vertrauen seiner Gemeinde hat, wenn er der Sache mit rechter Einsicht, gutem Willen und Sanftmuth sich annimmt. Dabei ist es, nach dem Dafürhalten des Collegiums, etwas Wesentliches, daß der Prediger nicht eine zu starke Opposition wider die Vorstellungsweise dieser Leute bilde, sondern daß er sich darauf beschränke, mit aller Sanftmuth aus der Schrift sie von dem zu überzeugen, was überspannt und irrig ist, besonders auch von der Gefahr, worin sie stehen, durch zu großes Vertrauen auf ihre eigene Vorstellungsart und liebloses Urtheilen über andere Denkende, von der rechten christlichen Gesinnung sich zu entfernen. In Beziehung auf das Angeführte ersucht die Kanzlei dienstwillig Ew. Hochwürden, die Geistlichkeit in den Distrikten, wo dieses Noth thut, aufzufordern, auf das eben bezeichnete Ziel hinzuarbeiten.“

Dieses Kanzlei-Rescript, welches der Bischof mit einem Umlaufschreiben begleitete — worin er die Geistlichen auffordert, es nicht an dem mit Schonung und Sanftmuth verbundenen Ernste und an Wachsamkeit fehlen zu lassen, um die Ansehung der Schwärmerei zu hemmen, oder sie doch so viel als möglich unschädlich zu machen — hatte die Wirkung, daß die Versammlungen nicht mehr bürgerlich verfolgt wurden; die frühere Heftigkeit ließ nach und machte einer ruhigen Besonnenheit Platz, und es trat eine solche Ruhe ein, daß man eine Zeitlang wenig mehr von den Ver-

sammlungen hörte, weil sie unangefochten, ja sogar unbemerkt gehalten wurden. Nichts desto weniger wurden die angefangenen Prozesse fortgeführt, und der wider Ehr. Madsen bestellte Actor brachte in Antrag, daß er mit einer dreijährigen Zuchthausstrafe belegt werde. Das Untergericht aber erkannte auf Gefängniß mit Wasser und Brodt von fünf Mal sechs Tagen, welche Strafe aber beim höchsten Gericht in eine Geldbuße von 30 Thlen., nebst 50 Thlen. an gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten, verwandelt wurde. Da aber Ehr. Madsen unterdeß gestorben war, mußten die Kosten aus seinem Nachlaß entrichtet werden; die Geldstrafe fiel weg.

Daß den Versammlungen fort und fort von der rationalistischen Parthei widersprochen wurde, läßt sich leicht denken; doch waren diese Angriffe, namentlich die Sören Hempel's, eines Zeitungsschreibers und rationalistischen Fanatikers, so bedeutungslos, daß man füglich sich der Mühe überheben konnte, darauf etwas zu erwidern. Bedenklicher, und doch im Anfange kaum zu umgehen, war der Gegensatz anderer Art. Es ging nämlich hier, wie überall, wo der Herr die Herzen öffnet, daß die Erweckten von ihren nächsten, noch unbekehrten Anverwandten vielfach zu dulden hatten. Der Streit blieb nicht auf die Häuser beschränkt; auch in größeren Gesellschaften brach er oft aus, und es kann kaum in Abrede gestellt werden, daß auch das Betragen der Gläubigen, dem, wie es stets bei anfangenden Erweckungen zu geschehen pflegt, manchmal die nöthige Klugheit fehlte, hie und da Veranlassung dazu gegeben habe. Es geschah öfters, wenn junge christliche Leute Hochzeit hatten, und die nicht gläubigen Eltern die Hochzeit ausrichteten, daß diese, nach der Sitte des Orts, eine ganze Schaar, ohne Rücksicht auf den Glauben derselben, einluden, zugleich aber, um dem Brautpaare an ihrem Hochzeitstage zu willfahren, einige christliche Freunde der letzteren. Bei solcher Gelegenheit war stets Veranlassung zum Streit; die Christen wollten ein geistliches, die Andern ein weltliches Lied singen, diese fanden ihre Freude an allerlei leichtfertigem Geschwätz, jene nur an ernster Unterredung. Gewöhnlich behielten die Gläubigen in solchem Fall das Feld: das Trinklied wurde vom Chorale vercheucht, und die Weltkinder wurden der Sache so überdrüssig, daß sie sich aus der Stube entfernten. In der späteren Zeit geht es in dieser Hinsicht weit besser; man suchte den gemischten Gesellschaften mehr zu entgehen, und Viele erinnerten sich, daß der Herr uns zwar gebietet, nicht von der Welt zu seyn, aber nicht, daß wir aus der Welt gehen sollen. So anstößig solche Austritte waren, so hatten sie doch manchmal einen Segen mit sich, indem Einzelne gerade durch diese Veranlassung erweckt wurden.

Was die Erweckung in Fühnen besonders förderte, waren die nicht geringen Überbleibsel des alten Christenthums, die Samenköerner von älteren gläubigen Geistlichen auf Hoffnung ausgestreut. Denn wo Ehr. Madsen nur hinkam, hörte er immer von diesem oder jenem das Zeugniß, das sey der Glaube, welchen er in seiner Kindheit gehört, das sey der Weg der Seligkeit, welchen der alte Pfarrer ihm gezeigt habe. Bei manchen altgläubigen Christen fand Ehr. Madsen eine Vorliebe für die Richtung der Brüdergemeinde, wozu das gewiß nicht

wenig beitrug, daß die alten Prediger, die mit ihrem Glauben allein standen, bei den Mitgliedern der Brüdergemeinde ein Festhalten an der christlichen Wahrheit fanden. Ohne Zweifel wäre auch mehr oder weniger von dieser Richtung auf die neue Erweckung übergegangen, wenn nicht der Ausgesandte der Brüdergemeinde, der oben erwähnte Lund, sobald die Verfolgung anging, sich vorsichtig zurückgezogen hätte, und erst als sie nachließ, wieder hervorgetreten wäre, was den Erweckten natürlich zu großem Anstoße gereichte. Manche besuchten Christiansfeldt auf längere Zeit, aber sie wurden dadurch der Gemeinde nur noch mehr entfremdet. — Eine Versuchung, den Glauben und die Taufe der Väter zu verlassen, trat ihnen durch den bekannten Missionar v. Bülow entgegen. Er reiste eine Zeitlang unter ihnen umher, machte einiges Aufsehen, gewann aber doch keinen Beifall. Sein Zweck war, sie zur Gemeinschaft der Wiedertäufer allmählig hinüberzuziehen; als er aber mit der Sprache herausrückte und versicherte, ihre Taufe sey eine bloße Wassertaufe, und der Glaube mit Bewußtseyn müsse nothwendig der Taufe vorangehen, so war diese Versuchung bald bei einem Volke überwunden, das den Glauben der Väter rein bewahren wollte, und von der Lehre unserer Kirche wohl unterrichtet war.

Ehr. Madsen starb, 52 Jahr alt, am 19. Februar 1829, und alle erweckte Christen in Fühnen gaben ihm einstimmig das Zeugniß, daß er ein reichbegabter Mann war, dem nicht nur seine eigene Seligkeit ernstlich am Herzen lag, sondern der auch alle Mittel und Gelegenheiten benutzte, um die Wahrheit Andern näher zu bringen und an's Herz zu legen. In seinem bürgerlichen Berufe war er fleißig und arbeitsam; auch seine Feinde konnten ihm nicht nachsagen, daß er seine Berufsgeschäfte vernachlässigt hätte, obgleich es kaum ein Kirchspiel in Fühnen gibt, das er nicht besucht hätte. Man erzählt von ihm, daß er den ganzen Tag zur Erbauung reden konnte, ohne etwas von Speise oder Trank zu sich zu nehmen, und ohne andere Erholung als die, welche das Singen der geistlichen Lieder ihm gewährte, an welchem er auch lebhaften Antheil nahm. Besonders geschah es an des Königs Geburtstage, an welchem Tage er selbst, wie er sagte, zuerst zur Erkenntniß und zum wahren Frieden gelangte, daß er den ganzen Tag über vom Morgen bis zum Abend die Versammlung der Erweckten bei sich hatte. Er hatte nicht vieles in der Welt, aber er gewann in der Welt viele Herzen; er stiftete keine Sekte, sondern hinterließ eine ziemlich große Anzahl erweckter christlicher Freunde im ganzen Lande, die seiner und seines Wirkens in Liebe gedenken.

Nach dem Tode Ehr. Madsen's ging keine Veränderung in den Versammlungen vor. Hatte man ihn, und früher den alten Evane, als Anführer genannt, so bestand diese Vormannschaft doch lediglich in dem geistlichen Übergewicht, das sie über ihre Brüder hatten. Die, welche Gaben und Beruf hatten, traten nun an die Spitze der Versammlungen, und von solchen Vormännern gibt es zur Zeit sechzehn. Die Versammlungen sind bald kleiner, bald größer; zu den größeren rechnet man die, wo etwa vierhundert Menschen versammelt sind, zu den gewöhnlichen diejenigen, woran hundert Theil nehmen; und was früher für eine sehr große Versammlung galt, wird jetzt nur als eine

kleine oder mittelmäßige angesehen. Die Versammlungen, wenigstens die größeren, werden bei Pferdebauern gehalten, welche viel Gelaß haben. Die Fühnen, welche überhaupt gut wohnen, haben gewöhnlich eine so genannte große Stube im Hofe. Diejenigen, bei welchen die Versammlung gehalten wird, sind mit einer Anzahl von abgehobelten Brettern versehen; diese legen sie über Stühle und stellen auf solche Weise leicht so viele Bänke her, als die Versammlung ihrer bedarf. Sobald Mehrere zusammengekommen sind, singen sie gern eins oder mehrere Lieder, bis so Viele sich versammelt haben, als man ungefähr erwartet. Der, welcher die Andacht leitet, ist zugleich gewöhnlich der Vorsänger, und bestimmt, welche Lieder gesungen werden sollen. Wenn der Gesang zu Ende ist, hält er ein kurzes Gebet, welches mit dem Hauptinhalt der Predigt in Einklang steht; darauf verliest er eine Predigt, fast ohne Ausnahme aus der Hauspostille Luther's. Bei jedem Abschnitte der Predigt hält er inne, spricht frei über das Gelesene und leitet so eine allgemeine Unterredung zu Verständniß und Anwendung des Gehörten ein. Zum Schlusse wird ein Gebet gehalten, und ein Lied abgesungen. Wenn die gemeinschaftliche Andacht zu Ende ist, begeben zuerst diejenigen sich hinweg, die einen weiteren Weg, oder, als Hausmütter und Dienstboten, irgend ein Geschäft zu verrichten haben; die Meisten aber bleiben noch eine Weile zusammen: man liest ein Stück aus der heiligen Schrift oder aus einem geistreichen Buche, oder wer die Gabe des Gesanges hat, stimmt noch eins ihrer Lieblingslieder an. Mit großer Ruhe und Ordnung trennen sie sich dann von einander.

In den letzteren Jahren gingen, wie schon oben bemerkt, die Versammlungen ruhig fort. Doch gab es mitunter Ausnahmen, besonders wenn das geistliche Leben sich in Gegenden zu regen anfang, wo die Welt früher allein die Herrschaft behauptet hatte; dann zog man nicht bloß gegen religiöse, sondern gegen alle Versammlungen der Gläubigen los. So geschah es im Frühjahr 1832, als sechs Menschen bei einem christlichen Schuhmachermeister in Svendborg versammelt waren, daß der Pöbel die Fenster einschlug, ja sogar, als der Polizeimeister herbeigeeilt, Steine hineinwarf; ein christlicher Bauersmann, der in der Gesellschaft gewesen, wurde auf der Straße überfallen und gemißhandelt. Die Sache wurde dem Gouverneur vorgetragen, führte aber zu keinem Resultate, zum Theil weil die Angabe des Predigers Ipsen von der präsumtiven Veranlassung des Aufruhrs, daß nämlich zwei Personen, um Proselyten für die sogenannte Sekte zu werben, in dieser Gegend herumreisten, ohne Beleg blieb.

Eine glimpflichere, dabei aber sehr eigenthümliche Art der Verfolgung, die die Welt hier gegen die Christen übt, ist ein förmlicher Weltbann. Die Weltleute nämlich, welche den Christen gram sind, verhängen über sie eine förmliche Ausschliefung aus ihrer Zunft, und damit aus allem Verkehr des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art fiel in einem Marktflecken, Demmestrup, vor. Eine christliche Familie dort weigerte sich, mit den übrigen am Sonntage den Mühlgraben zu reinigen. Die Folge war, daß die Übertreter des Sabbath's den christlichen Leuten eine Auflage zuerkannten: sie sollten nämlich eine Kanne Brandtwein den Ande-

ren gehen, oder auch die Junft meiden. Die Ersteren waren zwar, um des Friedens willen, bereit, etwas zu erlegen, nur nicht an Brandtwein. Die Letzteren, erbittert darob, wandten sich an die Obrigkeit, richteten aber nichts aus. Dann erneuerten und schärften sie aber die Auflage dergestalt, daß es einem Jeden untersagt wurde, die Christen zu Hochzeiten, Begräbnissen, Kindtaufschräufen zu laden, wenn er nicht den gewöhnlichen Eintritt aufs Neue erlegen wollte,*) und dieselbe Strafe ward denjenigen zuerkannt, welche der Einladung eines christlichen Mitglieds zu ähnlichen Zusammenkünften folgten. Ein christliches Mitglied jener Familie hielt in einem wohlgeschriebenen, von Schriftkenntniß zeugenden Briefe, den Welteifern ihre Übertretung der göttlichen Gebote und ihre Lieblosigkeit vor. Allein es scheint bei dem Beschluß der Junft geblieben zu seyn.

Dieser Weltbann breitete sich auch auf die Dörfer und das Land aus. Häusler, welche zwar selbst Feld haben, aber nicht Pferde halten können, bestellen gewöhnlich ihr Feld mit Hülfe der Pferdebauern, wofür diese meistens Tagearbeit als Ersatz annehmen. Nun kamen die Weltkinder auf den Gedanken, daß sie den christlichen Häuslern am meisten schaden könnten, wenn es durchgesetzt würde, daß Niemand diesen, weder für gute Worte noch Geld, pflügen oder eggen dürfte. Um diesen Plan durchzusetzen, benutzten sie die Junfteinrichtung, welche auf dem Lande ebenfalls besteht, und es wurde z. B. vor einigen Jahren in dem Kirchspiele Sönder-Bröby wider zwei Häusler, die gläubig geworden waren, beschlossen, daß Niemand diesen das Feld bestellen dürfte, ohne in eine namhafte Buße (man sagt von 5 Thln.) zu verfallen. Allein dieser Vorschlag fand an dem Richter Rasmus Olsen, einem christlichen Manne, einen so entschiedenen Widerstand, daß die übelwollenden Jünfter ihn für's Erste aufgeben mußten.

Auch von den ungläubigen Predigern müssen die Erweckten in Föhnen dann und wann manche Unbill leiden. Auf einer der kleinen Inseln, welche um Föhnen herumliegen, wünschten Etliche, die an dem Worte Gottes Geschmack erlangt hatten, daß ein gewisser Peter Larsen, einer der eifrigsten Christen in Föhnen, sie besuchen und eine Versammlung mit ihnen halten möchte. Als der Pfarrer dieses vernahm, sagte er: „Rein, laßt doch den Schurken wegbleiben, und mir nicht Unfrieden auf meiner Insel stiften.“ Indesß kam doch Peter Larsen. Der Pfarrer begegnete ihm, als er eben an's Land gestiegen war, und gab ihm eine mächtige Ohrfeige. Ruhig erwiderte P. Larsen: „Es sind nicht solche Waffen, die Sie, Herr Pastor, führen sollen.“ Der Pfarrer fügte hinzu: „Ja, ich weiß wohl, daß Ihr Schurke Euch nichts um die Pfarrer kümmert, aber ich bin Quarantaine-Commissär, und mich sollt Ihr respektiren.“ Ein anderer Pfarrer, auch im Süden Föhneus, hatte nicht mit gleichem Glück die Sperrmaßregeln wider die Christen

angewandt; das Christenthum war auch in sein Kirchspiel eingedrungen, und eine Versammlung hatte sich organisiert. Da er nicht die Ausrottung derselben hoffen konnte, ordnete er ein Bibellesen Sonntag Nachmittags in der Kirche an. Als die Leute zusammengekommen waren, ließ er zuvor fragen, ob keine Fremde darunter wären, denn die sollten sich melden. Nun trat ein gewisser Lars Möller vor, ein Vormann unter den Erweckten, gab sich als einen Fremden an, und wurde vom Pfarrer zur Kirche hinausgewiesen. Dasselbe Schicksal theilte mit ihm gleich darauf ein anderer Mann. Bald kam der Pfarrer dahin, daß er keine Bibellesung mehr zu halten brauchte, denn es kam kein Mensch mehr in die Kirche.

Im Ubrigen stehen die Erweckten keineswegs in irgend einer Opposition gegen die Geistlichen überhaupt, nur gebrauchten sie das Recht, die Geister zu prüfen, was ihnen als Christen nicht nur zusteht, sondern zur Pflicht gemacht ist. Sie schließen sich gern an alle die Prediger an, welche Christum rein verkündigen; und schätzen sich glücklich, wenn sie einen solchen Mann zu ihrem Pfarrer haben. Um einen christlichen Prediger zu hören, gehen sie oft mit Tagesanbruch fünf Meilen weit, und gegen Abend die fünf Meilen wieder zurück; auch gibt es kaum einen evangelischen Verkündiger, der nicht stets viele Leute aus den benachbarten Kirchspielen in seiner Kirche hätte. Aber freilich fehlt noch das volle Vertrauen zu den meisten unter den christlichen Pfarrern; der Grund liegt darin, daß diese letzteren, sey es nun wegen überhäufte Amtsgeschäfte, oder um nicht als Aushorcher vom Volke angesehen zu werden, selten in die Versammlungen kommen, oder daran Theil nehmen; die Erweckten aber verlangen, daß der Prediger nicht bloß auf der Kanzel Gottes Wort, sondern auch in ihren Häusern mit ihnen davon reden solle.

Im Leben entdeckt man sehr leicht einen auffallenden Unterschied zwischen den Erweckten in Föhnen und den Ungläubigen. Eine innige Freude und Zufriedenheit leuchtet aus den Augen jener hervor; eine wahre Bruderliebe ist unverkennbar zwischen ihnen, so daß es, wenn man sie zusammenkommen sieht, nicht anders ist, als wenn Herzensfreunde nach einer langen Trennung sich wiederfinden. Mit dieser Liebe im Umgange verbinden sie eine große Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit gegen einander, so daß sie ohne Scheu einer dem andern sagen, was sie an ihrem Leben noch auszufinden, und dadurch findet der Freund sich nicht beleidigt, sondern nimmt die Ermahnung zu Herzen. In Unterredungen über diesen oder jenen religiösen Gegenstand widersprechen sie einander, wo sie nicht einig sind, mit derselben Freimüthigkeit und mit großem Eifer, aber es geschieht ohne Zorn; und wird in Liebe aufgenommen. Ihren Vormännern erzeigen sie große Achtung und Liebe, aber dieses macht sie keineswegs zu blinden Nachbetern derselben; sondern bringen die Vormänner Sätze vor, die neu oder nicht klar genug in der Schrift begründet scheinen, dann prüfen sie dieselben genau im Gespräche, und nehmen sie nur dann an, wenn es ihnen einleuchtend wird, daß sie das Zeugniß der Schrift für sich haben.

*) Ein Jeder nämlich, der in die Junft aufgenommen wird, muß für seinen Eintritt eine Tonne Bier nebst zugehörigem Brodt und Brandtwein an die Junft erlegen. Dies nennt man mit einem Worte den Eintritt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 20. Februar.

N^o 15.

Schottlands Stadt-Missionen.

Zu den schönsten Blüthen des christlichen Lebens in der Evangelischen Kirche Schottlands in der neuesten Zeit gehören seine Stadt-Missionen, Missionsgesellschaften zur Erleuchtung der getauften Heiden in den großen Städten des Inlandes, und zugleich zur Befuchung der armen und kranken Brüder in den Hütten des Glends.

Am 1. Januar 1826 entstand die erste derselben zu Glasgow, und darauf verbreiteten sie sich schnell nach anderen großen Städten des Landes, als Edinburg, Greenock, Paisley, Belfast u. a. Wir wollen die Wirksamkeit der ersten, der Glasgower Gesellschaft, hier zunächst darstellen, von welcher mehrere gedruckte Berichte, unter ihnen der sechste, vom Jahre 1832 vor mir liegen, und von der ich in demselben Jahre auch in Glasgow selbst Mehreres mündlich hörte.

Die Glasgower Stadt-Mission, oder wie sie sich auch nennt: Gesellschaft zur Beförderung der religiösen Interessen der Armen Glasgows und seiner Umgebungen, sucht für das geistliche Wohl dieser Armen zu sorgen durch Sendung christlicher Agenten von erprobter Frömmigkeit, Schrifterkenntniß und den anderen nöthigen Eigenschaften, in der Regel Candidaten oder Studiosen der Theologie, nicht bloß von der Schottischen Nationalkirche, sondern auch von den anderen evangelischen ConfeSSIONen, um die Armen in ihren Häusern zu besuchen, religiöse Gespräche mit ihnen anzuknüpfen, und ihnen die heilige Schrift und andere kleine Erbauungsschriften zu bringen.

Die Agenten müssen täglich, außer am Sonnabende, den sie zum Studiren frei haben, vier Stunden zu diesen Besuchen verwenden, zwischen 11 Uhr Vormittags und 9 Uhr Abends, nur nicht in der Mittagseßstunde von 2 — 3. Einzelne mehr mit Studiren Beschäftigte verwenden jedoch nur zwei bis drei Stunden täglich dazu. Ihre unmittelbare Wirksamkeit ist bloß auf die Befriedigung geistlicher Bedürfnisse gerichtet; obgleich sie, wo sie drückende irdische Noth finden, durch ihre Verwendung bei Armenbehörden und mildthätigen Privatpersonen auch gerne Hülfe vermitteln. Außer den Besuchen in den Häusern suchen sie in allen den Distrikten der Stadt und der Vorstädte, wo sie viele geistliche Unwissenheit und Gesunkenheit finden, besondere Armengottesdienste einzurichten, wo sie in den Wochenabenden wie an den Sonntagabenden den Armen, welche wegen Mangel an Kleidung, oder aus Lauheit nicht die Kirche besuchen, das Wort Gottes predigen. Auch in den großen Fabrikanstalten halten sie für die Fabrikarbeiter des Sonntags Abends solche Gottesdienste, im Polizeigefängniß des Sonntags Morgens, und einen besonderen in der Altschottischen (Gälischen) Sprache für die armen Bergschotten in Glasgow. Während

eines einzigen Monats wurden von den zwei und zwanzig Agenten im Jahre 1832, 258 solcher Gottesdienste gehalten. Diese Gottesdienste sind um so wohlthätiger, weil die seit dreißig Jahren durch die mit Riesenschritten gewachsene Fabrikation um 60—70,000 Einwohner vermehrte Bevölkerung der Stadt nicht in gleichem Verhältnisse Zuwachs an Kirchen und Pfarrern erhalten hat, so daß viele Tausende ohne jene außerordentliche Versammlungen des Gottesdienstes entbehren würden. Die evangelischen Pfarrer aller ConfeSSIONen unterstützen daher zum großen Theile die Sendlinge in Haltung der Armenpredigten, und helfen auch die übrige städtische Missionswirksamkeit derselben durch gemeinsame Berathungen u. s. w. kräftig fördern, welches Zusammenwirken von besonders segneten Folgen ist. Als ein Beispiel von der unermülichen Liebe, mit welcher die Sendboten die Armen in diese Versammlungen zu locken wissen, wird berichtet: „In einem Distrikt wurde eine solche Versammlung versucht an einem Orte, wo ein großer Haufe müßigen Volks sich an den Sonntagen zu versammeln pflegte, zur großen Störung für die Nachbarschaft. Zuerst konnte man Niemand zum Gottesdienste zusammenbringen, während der müßige Haufe stets vor der Thüre stehen blieb. Endlich ging der Sendling mit einem Sonntagsschullehrer auf die Straße, und lud sie ein, hereinzukommen. Einige kamen, während Andere den Ort verließen. Durch wiederholte Versuche dieser Art ist der Versammlungsort jetzt gefüllt, und die Straße vergleichungsweise leer.

Bei ihren Hausbesuchen erkunden die Sendboten den Schulbesuch der Kinder, und fördern ihn auf alle Weise, theils durch Einwirkung auf die Eltern, sie fleißiger in die Schulen zu schicken, theils, wo Mangel an Schulen ist, durch Errichtung und Haltung von Sonntagsschulen, deren einer fünf gegründet. Auch mehrere Schulen in den Fabriken, so wie Schulen für unwissende erwachsene Männer und Frauen haben sie errichtet. Auch sind fünf religiöse Leihbibliotheken von ihnen eingerichtet und allein im ersten Jahre mehrere hundert Bibeln und Neue Testamente und 13,000 kleine Erbauungsschriften verbreitet worden.

Die Zahl dieser von der Gesellschaft angestellten Stadt-Missionare war im ersten Jahre acht, im sechsten Jahre, nämlich im Jahre 1832, zwei und zwanzig. Die große Thätigkeit dieser zwei und zwanzig Agenten kann man daraus ersehen, daß sie während eines Monats 5,643 Familien besuchten, und außerdem noch 797 Besuche bei Kranken machten.

Die Aufnahme, welche sie genossen, war von Seiten der Allermeysten freundlich, und nur von Wenigen grob, daß diese ihnen die Thüre wiesen, oder vor ihnen davonliefen. Aber desto größere Hindernisse fanden sie theils in der heidnischen Unwissenheit, theils in der groben Selbstgerechtigkeit, theils in der feinen Heuchelei, welche die Mehrzahl offenbarte.

Nicht selten trafen sie ganze Familien an, unter ihnen siebzig-, achtzigjährige Greise, welche erklärten, nie etwas von Christo gehört zu haben, und die für alle göttliche Dinge einen fast thierischen Stumpfsinn zeigten. Eine Menge des niedrigsten Volkes bekannte, niemals eine Kirche besucht, niemals das Wort Gottes gelesen zu haben.

Eine kranke Frau, offenbar nahe an den Pforten des Todes, wurde gefragt: Seyd ihr bange vor dem Sterben? Nein, Gott sey Dank! ich bin des Himmels gewiß, denn er ist ein Gott der Liebe. Worauf gründet ihr solche Hoffnung? O, Gott ist ein Gott der Liebe. Wenn er uns gestraft hat für unsere Sünden, dann wird er uns zu sich nehmen. Ich habe genug gelitten für meine Sünden. Gott wird nimmer in der Hölle auf ewig strafen! Vergeblich wies sie der Missionar darauf hin, daß Gott nur in Christo wirklich ein Gott der Liebe sey, aber ein verzehrendes Feuer für alle Ungerechten.

So fand ein anderer dieser Sendboten ein drei und siebzig-jähriges Mütterchen, nieder gebeugt von Körperschwäche, welche, auf Befragen, ob sie denke, bald sterben zu müssen, antwortete, sie bitte Gott, so lange sie leben zu lassen, bis sie für ihre Sünden genug gebüßt habe, um nicht dafür Jenseits büßen zu müssen.

Dieser Irrglaube, seine Sünden durch Leiden abbüßen zu können, ist unter vielen Namenschristen unserer Evangelischen Kirche auch in Deutschland viel verbreiteter, als Manche meinen, denn er wurzelt im Stolz unseres natürlichen Menschen, sich selbst durch Leiden versöhnen zu können, mag er sich auch von dem groben Römisch-Katholischen Begriff von äußerlichen mönchischen Büßungen entfernt halten.

Ein Agent traf mit einem Haufen betrunkenen Weber zusammen, welche beim Brandtwein über Politik verhandelten. Sie fragten mich, berichtet er, ob ich ein Reformier sei. Ich sagte: Ja, und zwar ein Radikalreformer. Darauf wurde ich aufgefordert, meine Ansicht über Heinrich Hunt, Parlamentsmitglied, zu sagen. Ich erwiderte, mein Reformplan sey von dem seinigen ganz verschieden. Gefragt nach meinem Reformplan, bemerkte ich ihnen, mein Plan sey, daß jedes Glied sich selbst reformiren solle, dann würden wir eine völlige Reform erhalten, und wenn sie das Trinken geistiger Getränke aufgeben wollten, so würden sie von der schwersten Abgabe befreit werden, die sie jemals bezahlt hätten. Einer von ihnen kam darauf mit einem Strom von Flüchen auf mich zu, und sagte, Alles, was ich bemerkt hätte, sey ganz richtig, doch gehe dies für sie einmal nicht an.

Andererseits werden auch viele erfreuliche Fälle berichtet, wo diese Verkündiger des Evangeliums unter den Armen eine göttliche Unruhe in den sorglosen Herzen, oft noch in der ersten Stunde, erweckt, und sie gelehrt haben, zu Christo vor dem zukünftigen Zorn zu fliehen, so daß ein neues besseres Leben die Folge war. Einer derselben berichtet: Während des letzten Winters wurde eine gottesdienstliche Versammlung in einem der abgelegensten und ärmsten Stadtviertel gehalten, wo viele der Tiefgesunkensten zuhörten. Unter ihnen stand ein junger Mann an der Thüre, anfangs sehr gleichgültig zuhörend; aber plötzlich

wurde sein Herz vom Worte Gottes wie von einem Schwerdt getroffen. Er fühlte sich schuldig und verdammt vor Gott, blieb einige Zeit in Angst darüber, fand aber bald Frieden im Glauben an den Herrn. Von der Zeit an hörte sein Sündenleben auf. So selten er vorher den öffentlichen Gottesdienst besucht hatte, so regelmäßig besuchte er ihn jetzt mit seiner Frau. Früher hatte er weder Hausgottesdienst gehalten, noch für sich gebetet. Beides begann er jetzt. Er besuchte mich zu Haus und sagte mir, daß er glaube, und große Freude und Trost seitdem empfinde.

Ich besuchte heute eine sehr lasterhafte Familie, berichtet ein Anderer, deren ich in meinem Tagebuche öfters erwähnt habe. Sie empfingen mich mit großer Freude, besonders die Frau. Sie sagte, daß sie mir gute Botschaft zu bringen habe. Ihr armer Mann habe seine Gewohnheit, zu trinken, zu fluchen und zu zanken, völlig abgelegt, so daß sie schon über einen Monat ganz glücklich sey. — Eine andere Frau erzählte mir: Seit gottesdienstliche Versammlungen in unserer Nachbarschaft gehalten werden, zeigt sich bei mehreren Familien eine auffallende Änderung zum Besseren, im Geistlichen und Leiblichen, so daß sie, statt durch Faulheit, Viederlichkeit und Gottlosigkeit, wie früher, sich jetzt durch Fleiß, Sittlichkeit und Liebe zu Gott auszeichnen.

Einen alten Mann, den ich in meinem Tagebuch mehrmals als einen unverbesserlichen Sünder bezeichnete, sagt ein dritter Missionar, habe ich heute in tiefer Betrübniß gefunden. Bei meiner Ansprache schien er sehr bewegt, und vergoß Thränen, besonders als ich ihn an sein früheres lasterhaftes Leben erinnerte. Seine sehr fromme Frau, welche durchaus nicht zu schmeicheln pflegt, sagte mir, daß er ein völlig zerschlagenes Herz habe, und von seiner Sündhaftigkeit tief überzeugt sey. In der ersten Zeit, als ich ihn besuchte, war er so verstockt und gottlos, als nur ein Mensch seyn konnte. Er verhöhnnte die heiligen Wahrheiten, welche ich ihm nahe brachte, und hoffte, mich durch seine spottenden Antworten auf meine Fragen wegzutreiben. Als ich aber meine Besuche wiederholte, und ihn überzeugte, daß meine Weggründe, ihn auf seinen verlorenen Zustand aufmerksam zu machen, ohne allen Eigennuß waren, so wurde er allmählig bewegt, merkte ernstlich auf meine Rede und gab auf meine Fragen offenerzige Antwort. Ob eine Radikalveränderung bei ihm vorgegangen ist, kann ich nicht bestimmen, wage aber zu versichern, daß er dazu große Hoffnung gibt.

Derselbe Missionar erwähnt einer langen und interessanten Unterhaltung, welche er mit einer Frau hatte, die an einem inneren Krebsübel litt. Als ich ihr mittheilte, daß ich sie jetzt verliesse, weil ich nach einem anderen Stadtbezirk bestimmt sey, brach sie in Thränen aus, und konnte einige Minuten nicht sprechen. Als sie sich ein wenig erholt hatte, sagte sie: Möge der Herr Ihr Führer und Helfer seyn, wo Sie sind — möge er Sie reichlich belohnen für Ihre unermüdete Aufmerksamkeit gegen mich seit einer langen Zeit! Ich werde bald diese Welt verlassen. Ich habe eine gute Hoffnung durch Gnade. Ich bin versöhnt mit Gott durch das Friede redende Blut Jesu Christi; er ist all mein Heil und all mein Verlangen. Ich verlange abzuschneiden, und bei ihm zu seyn. O, ich bin müde dieses

sündlichen Leibes, — dieser sündenvollen Welt. Ich habe nichts, das mich an sie fesseln könnte. O mein Herr, ich muß Ihnen sagen zu ihrer Ermunterung, auf daß Sie beharren in dem guten Werke, worin Sie thätig sind, daß Sie das Mittel waren, mich aus der Finsterniß zum Licht, aus der Gewalt des Satans zu Gott zu bringen. Was würde aus mir werden, hätte ich nicht Ihren Unterricht erhalten? Ich würde in's dunkle Grab gehen mit einer Lüge in meiner Rechten. Ich würde sterben so wenig wissend von Jesu Christo und dem Wege des Heils durch den Glauben in seinem Blut, wie die Thiere, welche verwesen. O, wie kann ich meine Dankbarkeit ausdrücken gegen Sie und die, welche Sie senden, für die Veränderung, welche, wie ich hoffe, durch den Geist Gottes in meiner Seele bewirkt worden ist? Ich sterbe nun in Frieden mit Gott und den Menschen. Noch einmal danke ich Ihnen, mein Herr, für Ihre Güte, noch einmal bitte ich zu Gott, daß er Sie segne, mit Ihnen seyn wolle u. s. w.

Die Arbeit dieser einheimischen Sendboten ist aber nicht auf die Unwissenden und Unbekehrten beschränkt gewesen, sondern ein großer Theil derselben geschah, wie der Bericht sich ausdrückt, zur Tröstung zerschlagener Herzen, zur Stärkung der Hoffnung, zur Vermehrung der Erkenntniß und zur Befestigung des Glaubens schwacher und betrübter Wanderer gen Zion. Die Berichte erzählen viele liebliche Beispiele von solcher geistlichen Erquickung armer, kranker und sterbender Kinder Gottes auf ihren Strohlagen. Auch die Kranken des großen Königl. Hospitals wurden regelmäßig von ihnen besucht.

Noch ist die Gewissenhaftigkeit zu bemerken, mit welcher die Sendboten vor ihrer Anstellung von dem Comité der Gesellschaft geprüft werden. Zuerst werden von dem ganzen Comité die kirchlichen und theologischen Zeugnisse der zur Anstellung sich Meldenden untersucht, und Nachrichten über sie von ihren Pfarrern und anderen zuverlässigen Personen eingezogen. Darauf werden sie von einem Unter-Comité von dreizehn Mitgliedern persönlich geprüft. Die von ihm für befähigt erklärten werden an das ganze Comité gewiesen, welches sie zuerst zur Probe vier Tage lang Besuche machen läßt in Begleitung zweier Direktoren, and darauf drei Monate lang auf Probe anstellt. Erst, wenn sie auch diese Probe zur Zufriedenheit bestanden haben, werden sie mit einem geringen Gehalte dauernd angestellt, dürfen jedoch, sobald sie eine Pfarrei oder Biskariat erhalten können, ihren Posten aufgeben. Die Instruktion, welche sie für ihren Stadt-Missionsdienst erhalten, ist eben so umsichtig, als ernstchristlich abgefaßt.

Sie sollen ihre Besuche kurz, in der Regel nicht über eine Viertelstunde seyn lassen, weltliche Gespräche vermeiden, mit Herzlichkeit von vorn herein den Zweck ihres Besuchs angeben, das Vertrauen der Leute zu gewinnen suchen, ein religiöses Gespräch mit ihnen anknüpfen, häufig einen Abschnitt der heiligen Schrift vorlesen, und darüber mit ihnen möglichst einfach sprechen, ihre religiöse Erkenntniß dadurch zu erforschen suchen, und über die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens sie belehren, also über das Wesen Gottes, die natürliche Verderbtheit des Menschen, die Nothwendigkeit und Nutzen der Verfüh-

nung in Christo, die Liebe des Herrn zur Sünderwelt, die Unentbehrlichkeit der Gnade des heiligen Geistes zur Umwandlung unserer Herzen, und zur Stärkung derselben, um die Gebote Gottes zu erfüllen, die heilige Pflicht, diese zu erfüllen u. s. w. Sie sollen Allen die Pflicht einschärfen, die Schrift täglich zu lesen, für sich und mit der Familie zu beten, den öffentlichen Gottesdienst regelmäßig zu besuchen, und den ganzen Sonntag zu heiligen, die Kinder zur Schule anzuhalten und christlich zu erziehen, die Dienstboten zum Herrn zu weisen u. s. w. Sie sollen in jeder Familie, wo man es wünscht, oder sie es passend finden, ein Gebet halten, besonders die Kranken, Schwachen und Sterbenden fleißig besuchen, bei keinen Besuchen die einzelnen Streitfragen über Kirchenverfassung berühren, mit größter Geduld und Liebe Einwürfe beantworten, stets nur das Eine große Ziel verfolgen, Seelen dem Herrn zu gewinnen, und Jedermann allerlei zu werden, um Erlische selig zu machen.

Alle Missionare sollen jeden Montag Abend 6 Uhr zu einer Gebetsversammlung zusammenkommen, um die Ausgießung des heiligen Geistes zu ersehen. Am letzten Montag jedes zweiten Monats soll darin die Instruktion von einem derselben verlesen werden. Sie haben ein Tagebuch über ihre Besuche zu führen, die Zahl der besuchten Familien und der jede Woche von ihnen gehaltenen religiösen Versammlungen u. s. w. darin aufzuzeichnen, und am Ende jedes Monats das Tagebuch dem Schatzmeister einzuhandigen.

Die Gesellschaft besteht aus einem Präsidenten, mehreren Vice-Präsidenten, einem Schatzmeister, zwei Sekretären und einem Comité von vier und dreißig Direktoren.

Eine weibliche Hülfs-Gesellschaft wirkt sehr thätig mit, nicht bloß durch Geldsammeln und weibliche Arbeiten, sondern auch durch persönliche Besuche. Von der Jahreseinnahme von 1,483 Pf. St. im Jahre 1832 hat sie allein 572 Pf. St. beigebracht, worunter 478 Pf. St. für Verkauf weiblicher Arbeiten.

Muß nicht das vorstehende, mit schwachen aber treuen Zügen entworfene Bild von der Wirksamkeit christlicher Männer und Frauen zur geistlichen Errettung ihrer einheimischen Brüder nach dem Fleische, wobei sie die Missionswirksamkeit für die Heiden nicht vernachlässigen, uns zu großer Freude und Bewunderung erregen? Und nicht auch zur Nacheiferung? *)

Gibt es auch unter uns nicht so viele große Städte, wie in Großbritannien, so gibt es doch auch viele große Gemeinden, wo die geringe Zahl der Pfarrer unmöglich die nöthige besondere Seelsorge hinreichend wahrnehmen kann, und wo Hunderte, ach wohl selbst Tausende, der näheren Seelenpflege ermangeln, ohne Gott in der Welt leben, und wenn gleich auf ihn getauft, wenn gleich meistens selbst confirmirt, doch wie das Vieh leben, wie das Vieh sterben, zur Schande für die Christenheit.

Sieht man auf Gemeinden wie die Lutherische zu Eiberfeld mit 11,000 Seelen und zwei Pfarrern, die reformirte da-

*) In England suchen viele Christen auf eine ähnliche Weise den Armen und Verlassenen des Landes geistliche Hülfe zu bringen durch die sogenannte einheimische Missionsgesellschaft (home missionary society). Über sie später Mehreres.

selbst mit 14,000 Seelen und vier Pfarrern, und hört, daß 1,300 schulpflichtige Kinder in dieser Stadt ohne Schulunterricht sind, sieht man auf eine Lutherische Gemeinde zu Schwelm von 15,000 Seelen mit zwei Pfarrern, eine reformirte zu Mülheim a. d. Ruhr von 15,000 Seelen mit drei Pfarrern, eine Lutherische zu Remscheid von 9—10,000 Seelen mit zwei Pfarrern, eine reformirte Gemeinde zu Kronenberg mit 5,000 Seelen und einem Pfarrer, die Gemeinde zu Wald mit 9,000 Seelen und zwei Pfarrern u. a., und endlich auf Hauptstädte, wie Berlin, wo Gemeinden von 20,000 und mehr Seelen nur wenige Pfarrer haben, wären hier nicht Stadt-Missionare an ihrem Ort? Und wären nicht bei der großen Menge von Candidaten der Theologie, worunter doch, dem Herrn sey Dank! viele gläubige sind, welche jetzt großentheils ohne hinreichende theologisch-praktische Beschäftigung mit Schmerzen auf eine geistliche Wirkksamkeit harren, unter diesen die Tüchtigsten zu solchen Privathelfern in großen Gemeinden auszuwählen, die unter Leitung der Pfarrer diesen in der Seelsorge mit Genehmigung des Presbyteriums an die Hand gingen? Bei den großen Schwierigkeiten, welche die Anstellung fixirter Hülfsprediger bei fast allen Gemeinden findet, so daß oft Jahrzehende über den Unterhandlungen verstreichen, wäre dies ein wenigstens vorläufiges Auskunftsmittel, den Gemeinden zum großen Nutzen für die Seelsorge, und den Candidaten selbst zu einer herrlichen Vorschule für ihr Amt zum Segen für ihre eigene Seele. Auch würden einestheils diese sich deshalb mit einem geringeren Gehalt, als fixirte Hülfsprediger, begnügen können, anderentheils würden die Gemeinden, welche viertel- oder halbjährlich aufkündigen könnten, bei solchen Anstellungen nicht so große Schwierigkeiten machen, wie bei der Creirung einer neuen Pfarrstelle, und allmählig würden sie sich durch die That von der Nützlichkeit und hohen Wichtigkeit solcher geistlichen Hülfe für ihr eigenes Wohl überzeugen.

Nur müßte eine genaue Instruktion den Candidaten ihren Wirkungskreis näher vorzeichnen, daß er nicht auf Predigen, Katechisiren und einige Krankenbesuche sich beschränkte, sondern daß sie von Haus zu Haus den geistlichen Zustand der Gemeindeglieder, vor allem der ärmsten, verwahrlosten und verlassensten zu erforschen, den Schulbesuch der Kinder eifrigst zu fördern, Sonntagschulen in großen Fabrikstädten zu leiten, kurz, als Missionare zu wirken hätten. Freilich gibt die Instruktion noch nicht den Missionsgeist; indes ist der gläubigen und eifrigen Candidaten doch keine so geringe Zahl, daß nicht unter näherer, vorzüglich persönlicher Anleitung durch amts erfahrene Seelsorger gar manche zu gesegneten Pflegern der verwahrlosten und verwilderten Menschheit heranreifen könnten und würden. Man verlange nur nicht zu viel von ihnen gleich anfangs! Ist's ja doch nicht ihre Schuld, sondern des Staats und der Kirche, daß sie der praktischen Anleitung zum Amte in besonderen Pfarrer-Seminaren entbehren! Und wie manche Jahre muß jeder junge angehende Pfarrer sich mühsam durcharbeiten, bis er Amtserfahrung erlangt!

Zugleich dürfte es aber die Provinzial-Synode, und, wo die Synodalverfassung nicht besteht, die befugte kirchliche Behörde

nicht in den Willen der Gemeinden und ihrer Pfarrer allein stellen, ob sie geistliche Hülfe suchen und annehmen wollen. Sondern da sehr oft Menschlichkeiten von beiden Theilen das Annehmen solcher Hülfe zum bitteren Schaden der Seelen verschieben lassen, so müßte die Synode in ähnlicher Weise, wie es in der Reformirten und Lutherischen Kirche Hollands durch einen Beschluß des damaligen souveränen Fürsten, Wilhelm von Oranien, vom 16. April 1814 feststeht, beschließen, daß eine gewisse Seelenzahl auch die Zahl der Pfarrer bestimme, und wo letztere Zahl unverhältnißmäßig zu ersterer zu gering ist, wenigstens Hülfsgeistliche provisorisch von der Gemeinde angestellt werden müßten. In Holland sollen nach obigem Beschluß 200 Seelen die geringste Zahl für Einen besonderen Pfarrer seyn, und die

Gemeinden unter 1,600 Seelen sollen 1 Pfarrer haben,

„ von 1,600 bis 3,000 Seelen 2 Pfarrer haben,

„ „ 3,000 „ 5,000 „ 3 „ „

„ „ 5,000 „ 7,000 „ 4 „ „

„ „ 7,000 „ 10,000 „ 5 „ „

„ „ 10,000 „ 13,000 „ 6 „ „

„ „ 13,000 „ 16,000 „ 7 „ „

„ „ 16,000 „ 20,000 „ 8 „ „

und in noch größeren Gemeinden soll für je 5,000 Seelen über 20,000 noch Ein Pfarrer zugestanden werden.

Doch ist ausdrücklich für die Gemeinden in vorherrschend katholischen Provinzen, als Nordbrabant, Nymwegen, Breda u. d. die Ausnahme gemacht, daß daselbst 50 Seelen die geringste Zahl für Einen besonderen Pfarrer seyn sollen, und

1,000 Seelen 2 Pfarrer,

2,000 „ 3 „

und 4,000 „ 4 „ behalten dürfen. *)

Die neue Kirchenordnung für Rheinland-Westphalen, welche in §. 19. eine Klassifikation der Gemeinden nach ihrer Seelenzahl aufstellt, von 200—500, von 500—1,000, von 1,000—2,000, von 2,000—5,000, und über 5,000 Seelen, und im Verhältniß, wie diese steigt, auch die Zahl der Repräsentanten der Gemeinde steigen läßt, bietet hierin schon einen schönen Anhaltspunkt dar.

Möge der Herr es Staatsbehörden, Synoden und Gemeinden in unserer unruhigen Zeit unter einem unbändigen Geschlechte ernstlicher beherzigen lassen, daß, wo das Wort des Herrn theuer ist, und wenig Weisung, und wenige seiner Arbeiter, das Volk wild und wüsth wird! Möge jeder Christ den Herrn bitten, daß er mehr Arbeiter in seine Erndte sende, und wo welche müßig am Markte stehen, ihnen Arbeit gebe in seinem Weinberg, möge der Gedanke an die furchtbare Ewigkeit, in welche jedes Jahr Hunderte und Tausende unserer Mitbürger sorglos und unvorbereitet in ihren Sünden dahinfahren, der Gedanke an den unendlichen Werth Einer unsterblichen Seele, und die Dankbarkeit für die hohen Vorrechte, die Gottes Gnade uns genießen läßt, uns alle nicht ruhen noch rasten lassen, bis, so viel an uns liegt, in jede Hütte des Elends, in jeden Schlupfwinkel der Finsterniß und an jedes Strohlager frommer Armen das Licht und der Trost Christi gebracht werde!

R.

F.

*) S. Handboek voor de hervormde predikanten etc. Leuwarden 1820, p. 358. 359.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 24. Februar.

N^o 16.

1. Das Büchlein von dem Leben nach dem Tode. Von Dr. Mises. Nr. VI. Dresden, Ch. F. Grimmer'sche Buchhandlung. 1836. 50 S.
2. Das Büchlein von der Auferstehung. Von Nicodemus. Dresden, Ch. F. Grimmer'sche Buchhandlung. 1836. 60 S.

Während in unseren Tagen unter der Firma eines philosophischen Formalismus, dem nichts so sehr als die Befähigung ausgegangen ist, der geistloseste Pantheismus, theoretisch und praktisch, über viele unsterbliche Menschenseelen, eben so flach als breit, sich tödtend ausbreitet, sehen wir andererseits von mehr als einer Seite und auf den verschiedensten Wegen die alte Wahrheit von der unvergänglichen Individualität des menschlichen Geistes sich erneuern, und zum Theil bis zur Persönlichkeit sich vollbringen und verklären. Es ist merkwürdig, aber doch nicht schwer zu erklären, daß jener Pantheismus, welcher, um nichts vorauszusetzen, auch nichts vorausnehmen will, und darüber zu Nichts kommen kann, gedankenlos auf diejenige Philosophie sich zu beziehen wagt, welche das Gegentheil gelehrt, wenn auch nicht vollständig ausgeführt hat; denn nach ihr ist „der Tod des Individuums“ die Scheidewand zwischen Natur und Geist, hiemit der Übergangspunkt. In der Natur stirbt das Individuum, während die Gattung besteht: in der Sphäre des Geistes hingegen besteht nur das Individuum, während die Gattung als solche für sich selbst keine Geltung hat; der Natur genügt die Gattung, weil ihre Objektivität oder Geltung auf die Außerlichkeit sich beschränkt: dem Geiste hingegen eignet nur die Individualität, weil ihm die Innerlichkeit wesentlich ist, welche sich nicht vertauschen läßt, während die Natur gegen den Wechsel der Individuen gleichgültig ist, wenn nur die Gattung bleibt. Noch merkwürdiger ist es daher, wiewohl auch nicht ohne Grund, daß von jenen erfreulichen Bestrebungen, welche sich dem Pantheismus entgegensetzen, viele zugleich gegen jene Philosophie ankämpfen, welche sie doch zu ihrer Hilfe gebrauchen könnten. Um so erfreulicher ist es aber, wenn wir zuweilen einzelnen Erscheinungen begegnen, welche mitten in den verwirrenden Bewegungen der Zeit, ohne sich darauf einzulassen, ihre Straße treulich fürbaß wandern, um klar und einfach auszurichten, wozu sie gesandt sind. Zu diesen friedlichen Erscheinungen gehören die vorliegenden beiden „Büchlein“, welche gegenwärtig schnell hinter einander an das Licht traten, und zugleich gegen einander sich bewegen. Aber wie sie aus Einem Orte und aus dem lebendigen Wechselgespräche streitender Freunde hervorge-

gangen sind, so ist auch zu erwarten, daß sie sich wieder gegenseitig zur Ergänzung, Berichtigung und Ausgleichung dienen werden. Es ist der Zustand des geschaffenen Menschengeistes nach dem Tode des Leibes, womit sich beide Schriften beschäftigen: es wird nicht allein die Unvergänglichkeit desselben, sondern auch das Wie der Fortdauer, ohne welches diese selbst abstrakt bleibt, in Frage gestellt und zur Erörterung gezogen. Hiemit ist ein Gebiet der Forschung eröffnet, welches die Kritik der reinen Vernunft schon völlig abgesperrt zu haben glaubte, oder wenigstens nur der subjektiven Willkür dichterischer Phantasie zu einem freien Spielraume zu überlassen gedachte. Aber die kritischen Gränzen sind bald überschritten, die Dämme durchbrochen worden. Es ist so leicht kein Mensch, der, wenn es auf dieses Capitel kommt, nicht redselig, und, wenn Andere davon verkünden, nicht aufmerksam würde. Und was ihm auch entgegnet werde, er läßt sich doch nicht leicht die Hoffnung rauben, welche über das Grab hinaus reicht und hiemit selbst von ihrer Realität zeugt: er träumt und forscht, er dichtet und denkt wie zuvor; und die Frucht bleibt nicht aus. Hierbei kommt es zunächst darauf an, daß der ganze Menscheng Geist zumal mit allen seinen Kräften herzutritt; das Gegentheil ist jene leidige Selbstverfümmelung, welche bald dieses, bald jenes gottverliehene Vermögen ausscheidet. Demnächst besteht das Weitere und Nähere darin, daß der Mensch diese Fülle seiner Kräfte nach allen Seiten der Läuterung und Reinigung unterwerfen muß, damit sie sich gegenseitig durchdringen und stärken: das Gegentheil hievon ist jene Abschwächung und Ausrodung einzelner Säfte und Kräfte, welche, statt zu reinigen, leer und schaal macht. Die Hauptsache ist aber dieses, daß der suchende Menscheng Geist unter der Zucht und Unterweisung desjenigen Geistes, welcher in alle Wahrheit führet, sein Werk verrichtet: je treuer er ausharrt, desto heller und bestimmter werden die Ansichten und Aufschlüsse werden, welche auf diesem Wege Jedem nach seiner individuellen Stellung zum allgemeinen Weltwesen sich öffnen. Solche individuelle Ansichten werden uns in den vorliegenden „Büchlein“ mitgetheilt, ohne daß sie sich darum ihrer weiteren Ausbildung und Aufklärung entziehen wollten.

„Das Büchlein vom Leben nach dem Tode“ eröffnet uns ein dreifaches Erdenleben, und ein dreifaches Sonnenleben des Menschen, welchem erst das volle Gottesleben desselbigen Menschen folgt, ohne daß jedoch in dieser letzten Station dieselbe dreifache Gliederung ausgeführt würde.

I. Der Mensch lebt auf der Erde dreimal; nämlich das erste Mal im Mutterleibe, schlafend; zum zweiten, abgesondert für sich, schlafend und wachend, ein Mensch neben dem anderen, und jeder nicht sowohl innerhalb der Natur, als außer der

Natur, welche nur von Außen ihn berührt, ohne daß er sich ihrer bemächtigen könnte, wie sehr er sich auch sehne; zum dritten, selbst bewußt und doch nicht getrennt, nicht von einander abgesperrt, immer wachend, die Natur und die Menschengeister durchdringend, und mit beiden in lebendiger Wechselwirkung.

II. Jede Stufe ist die Vorbereitung zur folgenden. Der ersten Geburt geht der erste Tod voraus, die Trennung von dem Mutterleibe; der zweiten Geburt der zweite Tod, die Trennung von dem eigenen Leibe. Wie der Fötus bei der Geburt seine Umhüllung verläßt, so läßt der Mensch im Tode den Leib hinter sich: wie schon in der zweiten Station die Menschen geistig ineinander wachsen, so ist diese durchdringende Gemeinschaft namentlich das Wesen des dritten Erdenlebens. Das Fortleben der Verstorbenen mit ihren früheren Wirkungen im Gedächtnisse der spätesten Nachkommen, wozu Viele die Unsterblichkeit sehen, ist nur das Abstraktum der fortdauernden persönlichen Einwirkung der Abgeschiedenen auf die Seelen der Lebenden. Je mehr wir im zweiten Leben gewonnen, desto mehr haben wir im dritten. Aber wer hier langsam geht, wird dort lahm gehen; und wenn andere Geister schon lange in Gott ruhen, wird der Träge noch umgetrieben, bis daß alles Unreine ausgeläutert worden. Nur das Wahre, Gute und Schöne ist unvergänglich; das Gegentheil wird zuletzt überwunden: und wer nichts als Lüge, Bosheit und Schmutz an und in sich hätte, der würde zuletzt erdrückt verschwinden.

III. Wir leben wirklich hier auf Erden mit den Seelen der Verstorbenen fort, nur daß wir sie nicht erkennen; sie sind sich aber dessen bewußt, wie sie in unsere Seelen hineinwachsen und einstrahlen. Von diesem Verkehre der Abgeschiedenen mit und in den Lebenden zeugen täglich die Gedanken, Einfälle, Erinnerungen, Ahnungen und Gesichte, die uns oft flüchtig berühren, ohne daß wir wissen, wie wir dazu kommen: es sind Anwandlungen von Geistern, die, unserer Selbstständigkeit unbeschadet, in uns hineindenken. Je besser wir im zweiten Leben geworden, desto segreicher ist unser Wirken in der dritten Erdenstation: während die bösen Geister der Abgeschiedenen in den Lebenden den Widerstreit der sich selbstverklagenden Gedanken anrichten. So wuchert das Böse fort!

IV. In dieser dritten Station verkehren die Geister nicht allein mit den Lebenden, welche wieder auf die Abgeschiedenen zurückwirken, sondern auch mit der Natur in durchdringlicher Gemeinschaft, nicht minder — sich wiedererkennend und erkennend — unter einander, und zugleich nach der erlangten höheren Daseyns Weise näher mit Gott, obwohl noch in großer Entfernung. Im Tode haben sie nicht bloß den Leib, sondern alle Formen der Sinne und des diskursiven Denkens abgestreift, aber das Selbstbewußtseyn ist geblieben und in höheren Weisen der Thätigkeit und Erkenntniß erneuert. In diesen durchsichtigen Sphären wird Alles offenbar werden, was im Leben verborgen geblieben, was der Mensch nicht bloß Anderen, sondern sich selbst verbergen möchte: es dienet aber solches alles zur Läuterung. Während das Leben des inneren subjektiven Den-

kens aufhört, beginnt das Wechselleben der Geister unter einander zur Förderung und Ergänzung.

V. In der dritten Lebensstufe werden wir uns nicht allein wiedersehen, sondern ganz ineinandersehn; wir werden auch die großen Todten sehen, die vor uns gelebt haben, selbst Christum. Aber nur das verbindet sich, was dauert, das Wahre, Gute, Schöne. Je weniger wir davon aufgenommen, desto einsamer werden wir seyn: nicht alle früheren Verknüpfungsmomente dauern fort. Aber wir sind in dieser dritten Stufe noch nicht am Ziele. Wer in der dritten Stufe nur noch mit Wenigen verbunden ist, der kann vielleicht zuletzt, wenn er nicht das letzte Fünkeln des Göttlichen bewahrt und wachsen läßt, in die Hölle der Einsamkeit verstoßen werden, während die weitere Entwicklung und Ergänzung des Guten zu Gott führt, welcher die Krone des Baumes der Geister ist, dessen Wurzel in dem Irdischen eingewachsen ist.

VI. Aus der Einwirkung der Abgeschiedenen auf die Lebenden, in deren Seele die Geister einzudringen suchen, erklären sich die mannichfachen Bezüge, Verbindungen und Gemeinschaften der Menschen in gleichen Ideen. Die sind verbunden, die denselbigen Geistern Wohnung in sich verstatten. Aus diesem Zusammenhange der Abgeschiedenen unter sich und mit uns erklärt sich auch einerseits der Fortschritt der Menschheit, andererseits der Streit und Krieg unter ihnen nebst den theilweisen Rückschritten. [Hieraus wäre auch die Erbsünde zu erklären, denn das Böse an dem Stammvater und allen Voreltern lebet auch in den lebenden Nachkommen fort.]

VII. Wie der Mensch in seinem zweiten Leben durch seinen Leib von dem Leibe der Natur abgeschieden ist, so wird er umgekehrt nach dem Tode von seinem hemmenden Privatleibe befreit, den gemeinsamen Leib der Natur durchdringen, während sein Leib sich auflöst. Die Erde ist der gemeinsame Leib der Geister der dritten Stufe. Nun erst wird er in der Natur leben, welche vorher nur von Außen durch die Sinne an ihn herankommt. Was ihn jetzt äußerlich berührt, das wird er dann wirklich empfinden, in sich finden.

VIII. Die Sonne ist das Centrum des Planetensystems, von welchem alle ihre Erden all' ihr Licht und Leben empfangen. Indem nun auf der dritten Station des Erdenlebens die Erde der gemeinschaftliche Leib der Menschengeister wird, der ihnen eigener und inniger angehört, als der partikuläre Leib vor dem Tode, hängen sie mittelst dieses ihres Leibes mit der Sonne zusammen, wie das Kind mit dem Mutterleibe. Und in diesem Leibe werden sie sich fortentwickeln, bis sie im Übergange zur vierten Stufe in das Sonnenleben selbst hineingeboren werden. Alle Geister, die auf den einzelnen Planeten sich fremd gelebt haben, werden sich auf der Sonne begegnen in derselben Lebenssphäre; und Jeder wird nicht nur den Schauplatz seines eigenen früheren Lebens, sondern auch die Erziehungsplätze aller anderen Geister dort übersehen. Aber auf einer folgenden Stufe werden die Geister von der einzelnen Sonne in das freie unendliche Meer der Sonnen und Planeten selbst hinausgeboren werden: und in einer noch späteren Stufe werden sie aus dieser

gränzenlosen Extension der Schöpfung zu dem intensiven Quell gelangen, aus dem Zeit und Raum hervorstürmen: und endlich werden sie über Zeit und Raum emporwachsen und sich in Gottes ewige Klarheit versenken.

IX. Dies ist der letzte Tod, mit dem der Mensch in das Absolute zurückgeht, aber nicht wie ein Regentropfen im Meere zerfließt, sondern wie ein Schmetterling, seine Eierschale und seine Raupenhülle abstreifend, aufsteigt in sein reines elterliches Element; denn das Absolute ist nicht ein Kirchhof für zerfallende Leichname, sondern die Geburtsstätte göttlicher Kinder, die dort zu Engeln erwachsen, welche Gott dienen werden als sein Auge, und sein Ohr, und seine Hand, mit denen er hinausreicht in die niederen Welten, herab in die unsere.

Zum Schlusse bekennt der Verfasser, daß diese Ansichten, welche er im August 1835 auf einer Reise in Gastein niedergeschrieben hat, ursprünglich von einem Freunde ausgegangen sind, welcher sich später von seiner subjektiven Schöpfung in demselben Maasse lossagen mußte, in welchem er sich dem kirchlichen Dogma des Christenthums genähert hat.

Abweichend hievon sind auch die Ansichten eines anderen Freundes, welche „das Büchlein von der Auferstehung“ mittheilt.

I. Der Mensch lebt nicht einmal, sondern viermal auf der Erde, nur daß die Erde selbst im vierten Leben eine neue Erde wird mit einem neuen Himmel. Das erste Leben ist das einfache Naturleben, ein leibliches Leben im Mutterleibe; das zweite besteht aus Leib und Seele, und aus Seele und Geist; das dritte in der Seele ohne Leib und Geist, nur daß in der Seele durch den Geist der Keim zum wirklichen Leibe bleibt und gedeiht; das vierte besteht in der Einheit des Leibes und der Seele im Geiste. Leiblichkeit ist mithin der Anfang, und das Ende der Wege Gottes. Nur auf der zweiten und dritten Lebensstufe ist der Mensch wahrhaft; darum ist die zweite entscheidend. Die erste und dritte Periode sind Übergangsstufen.

II. Die niedrigsten Naturerscheinungen sind bloß Leib; das Thier besteht aus Leib und Seele; der Mensch aus Leib, Seele und Geist. Leib und Seele sind sterblich, aber der Geist ist unsterblich und macht unsterblich. Der nächste Unterschied des Menschen von dem Thiere ist aber die Vernunft, welche in jenem zur Seele hinzutritt: aber die Vernunft ist noch nicht der Geist selbst, denn der Geist ist wesentliche Individualität, die Vernunft hingegen das Allgemeine, welches alle Unterschiede, als ihm entgegengesetzt, schlechthin tilgt und auslöscht.

III. Aus dem Gesagten scheinen sich vier Stufenreihen der Geschöpfe zu ergeben, nämlich leibliche, seelischleibliche, seelischvernünftige, und geistige. Aber die vierte Klasse fehlt unserer sinnlichen Erfahrung, insofern wir uns selbst insgesammt bloß als seelischvernünftige, als sterbliche und verwesliche Creaturen ansehen müssen; umgekehrt fehlt die dritte, insofern sich die Menschen selbst unter einander insgesammt als geistige, hiemit unsterbliche Wesen fühlen lernen, wie denn im Glauben der Geist unserem Geiste davon Zeugniß gibt, daß er Geist ist. Zu dem Wesen des Geistes gehört aber unwidersprechlich die

individuelle Fortdauer, während den drei niedrigeren Klassen statt der Fortdauer die Fortpflanzung in der Gattung, genus und sexus, genügt. Oder sind etwa einige Menschen nur vernünftig, hiemit sterblich? Aber was wird dann aus der Verbindung und Fortpflanzung der sterblichen und unsterblichen Menschen hervorgehen?

IV. Darauf antwortet eine alte, heilige Sage. Der unsterbliche Mensch ist im ersten Stadium seiner Entwicklung durch die Sünde sterblich geworden.*) Der Tod hat die doppelte Folge gehabt, daß das Unsterbliche am Menschen sterblich, hingegen das Sterbliche durch die Fortpflanzung in der Gattung unsterblich geworden ist. Diese Fortpflanzung ist daher eine Folge des Sündenfalles,**) Ersatz der individuellen Unsterblichkeit durch Fortdauer der Gattung. Diese beiden Gegensätze vermittelt aber ein Drittes, die Vermischung unsterblicher Kinder Gottes mit den Töchtern der Sterblichen, 1 Mos. 6.,***) woraus, sterblich und unsterblich zugleich, ein neues Geschlecht hervorging, welches zur Wiedergeburt berufen ist, deren Keim von dem Geiste bei der Geburt in die endliche Daseynsform schöpferisch hineingelegt wird (Creatianismus), und mittelst des Todes zur Entfaltung gelangt. Hiernach kommt alsbald

*) Unter dem Tode, welcher der Sünde Solb ist, verstehen wir mit dem Verf. zunächst den geistlichen Tod, nämlich den Tod, welcher sogleich mit dem Abfall von dem alleinigen Leben Gottes eingetreten seyn würde, wenn nicht in demselben Momente die göttliche Gnade in der Verheißung als der Keim der zweiten Schöpfung (Erlösung) eingetreten und in den Menschen eingesenkt worden wäre. Wie aber die erste Schöpfung nur ihr eigener Anfang, der Anfang weiterer Entwicklung unter fortgehender Schöpfung war, so war auch die zweite Schöpfung zunächst nur ihr Anfang. Der geistliche Tod war daher nur (potentialiter) nach der Möglichkeit und anfänglich (secundum initium actus) gebrochen. Daraus erklärt es sich, daß die Entwicklungsstufen der zweiten Schöpfung von Schritt zu Schritt mit den Wehen des Todes begleitet sind. Insofern unter dem Tode im Allgemeinen die zu jeder Entwicklung unerlässliche Negation, als die Aufhebung im doppelten Sinne, verstanden werden kann, insofern gehörte er auch in die Gliederung der ersten Schöpfung; aber dieser allgemeine Todesprozeß ist in Folge des Abfalles vom göttlichen Leben, ob auch der geistliche Tod in seinem innersten Stachel gebrochen ist, in Tod und Noth verkehrt, erschwert, verdunkelt, gefährdet worden. Tod und Geburt geschehen nun nicht anders als in Schmerzen, in dunkler Nacht, und unter Gefahren; darum scheint auch dem Verf. die neue Geburt, die nach dem Afte beginnt, den wir vorzugeweihte Tod nennen, nicht ohne Nacht, Schmerzen und Gefahren zu seyn bis zur Auferstehung. Hieraus ergibt sich zugleich, daß das Princip der Unsterblichkeit lediglich in der Erlösung zu finden ist; diese ist aber als die zweite, das zweite Schöpfung zu fassen, hiemit als eine Thatfache, deren successive Momente wir suchen, wenn wir die Stufen des Lebens nach dem Tode in ihrem Verlaufe zu verfolgen unternehmen.

**) Der Verf. scheint sich mit Pabst zu berühren, welcher zwar nach der Schrift die Geschlechtlichkeit des Menschen der ersten Schöpfung, aber nur in Voraussetz des Sündenfalles und zur Vorbereitung der zweiten Schöpfung, zuweist.

***) Vgl. v. Meyer: Blätter für höhere Wahrheit, XI. S. 61.: Die Söhne Gottes.

mit der zweiten Lebensstufe durch einen schöpferischen Akt zur Seele auch die Inkur des Geistes, oder der Keim des geistigen Leibes, um damit im Leben hauszuhalten. Aber die dritte Station des Lebens ist, als die zweite Geburtsstätte, nur Vorbereitung zur vierten, wie die erste zur zweiten, wie der Schlaf zum Wachen. Hier wird es geschehen, daß dies Verwesliche wird anziehen die Unverweslichkeit, und das Sterbliche die Unsterblichkeit. Die Bedingung der vierten Lebensstufe ist aber eine neue Erde, die dem wahren, geistigen Leibe eignet; die Basis des Eintritts in diese letzte Lebensstufe ist die Leiblichkeit, welche von dem Geiste als Keim in jeden Menschen eingegeben ist, und zunächst verborgen bleibt, oder wenigstens nur auf abnorme Weise, in Krankheitszuständen, ekstatisch und vorübergehend zur Erscheinung kommt. *)

V. Die dritte Station der Fortdauer ist recht eigentlich zur völligen Ausläuterung und Stärkung für die vierte bestimmt. Zwar hat das Menschengeschlecht als Ganzes die Sünde gebüßt in Christo: aber dadurch ist für die Einzelnen nur die Möglichkeit zur Versöhnung gegeben, zu deren Entwicklung das zweite Leben bestimmt, aber auch die Gränze ist. Die dritte Lebensstufe richtet sich nach der zweiten. In jener werden die Menschen, je nachdem sie hier gelebt, einerseits entweder einem Leiden ohne Qual, aber auch ohne Freude, doch nicht ohne Hoffnung, (welche nach Dante den tugendhaften Seiden in ihrem schmerzlosen Leiden fehlt, Inf. IV. 28.), oder einer qualvollen Reinigung entgegengehen, bis sie zum ewigen Leben auferstehen, andererseits mehr und mehr einer dunkeln Pein verfallen, bis sie zum Gerichte mit vollem Bewußtseyn auferweckt werden. Es ist aber dasselbe Gesetz der Sittlichkeit, welches diejenigen, die im Geiste darauf eingehen, zum ewigen Leben einführt, und diejenigen, die es in der Weise der abstrakten Vernunft schreckt und quält, zum Gerichte verdammt. Die Auferstehung wird jedoch nicht eher eintreten, bis daß die Reinigung vollbracht und hiemit die christliche Kirche vollendet ist.

VI. Zu den verführerischsten Irrthümern gehört die empfindsame Hoffnung der modernen Welt auf eine sofortige Wiedervereinigung mit den Geliebten nach dem Tode. Eine solche Wiedervereinigung kann erst erwartet werden, wenn alles Unreine vollends ausgeläutert ist, und Jeder nur in dem Anderen lieben wird, was Gottes ist. Auch die letzte Station des Lebens, welche keinen Tod mehr vor sich hat, ist uns in ihren Grundzügen erkennbar. Das ewige Leben der Seligen besteht in dem Wahren, Guten und Schönen, in der Erkenntniß des Wahren, in dem Wollen und Thun des Guten, und in der durchdrungenen Leiblichkeit des Geistes, welche nummehr vollkommen zum Lichte ausgeborn ist. Zu dieser Seligkeit gehört

auch die Wiedervereinigung mit den getrennten Gliedern, und die Erneuerung der äußeren Natur, welche sich zu einem würdigen Träger und Schauplatz der Wirksamkeit des Geistes umbilden wird. Im Gegentheil besteht aber das Gericht in der Lüge, Bosheit und Häßlichkeit, und in dem Bewußtseyn dieser Disharmonie, in dem verzehrenden Feuer des Widerspruchs, und in der Finsterniß, wo kein Lichtstrahl durchdringt, oder vielmehr in der völligen Abwendung von Allem, was gottselig ist, denn solches ist den Unseligen ein Gräuel.

Dies sind die Ansichten des Büchleins von der Auferstehung, niedergeschrieben am Neujahrstage 1836, und gegenübergestellt den Hypothesen des Freundes Moses, die sich auf dessen „modern-rationalen“ Standpunkte als die geistreichsten erweisen.

So weit die beiden Freunde, denen wir in möglichster Treue Schritt für Schritt, horchend und lernend, gefolgt sind. Was an ihnen eigenthümlich verschieden ist, das wird sich so gewiß erhalten, als die Individualität selbst oder die unterschiedene Gliederung und Stellung jedes Einzelnen zum Ganzen: und so weit werden diese Vorstellungen auch in der Sphäre des Gedankens ihre volle Berechtigung behaupten. Was aber davon willkürlich und selbstgemacht ist, das wird nach ihrer eigenen, hierin übereinstimmenden Lehre nicht bestehen, und zum Theil von ihnen selbst noch abgestreift werden. Irren wir nicht, so ist Freund Nicodemus in Gefahr, sich von der einfachen Lehre der Schrift grade dadurch zu entfernen, daß er schon mit ihr völlig einig zu seyn meint. Umgekehrt dürfte vielleicht unser rationaler Freund der christlichen Offenbarung näher stehen, als er sich selbst gestehen will, wiewohl ihm viele wesentliche Momente noch fern zu liegen scheinen. Es kann allerdings philosophisch erinnert werden, daß der Verf., wie aus dem Stegreife empirisch mit der Unsterblichkeit anfängt, welcher doch der Tod vorausgeht, ohne den die Fortdauer des Lebens nicht in Frage gestellt werden würde; es muß hinzugefügt werden, daß auch wieder dem Tode eine Ursache vorausgehen muß, da an sich das Leben als solches nicht stirbt. Gleichwohl hat der Verf. weder den Tod nach seinem Wesen und Grunde aus der Sünde, noch die Überwindung des Todes aus der zweiten Schöpfung oder Erneuerung des verwirkten und verlorenen Lebens abzuleiten versucht. Aber eben daraus folgt, daß er beides, den Tod und den neuen Lebenskeim, dessen Entwicklung er verfolgt, die Ursache des Todes, ohne welchen das Leben ununterbrochen fort dauern würde, und die Ursache des neuen Lebens, ohne welchen der einmal einbrechende Tod sein Recht behaupten würde, als wirklich vorliegende Thatfachen voraussetzt, weil beides wirklich da ist, so wie der Geometer, indem er den Magister matheseos docirt, den Raum voraussetzt. Und wir müssen ihm auch zugeben, daß seine empirischen Voraussetzungen richtig sind.

(Schluß folgt.)

*) Vgl. Dr. R. Ph. Fischer: Die Wissenschaft der Metaphysik. Stuttgart, 1834. S. 247—250.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 27. Februar.

N^o 17.

1. Das Büchlein von dem Leben nach dem Tode. Von Dr. Mises. Nr. VI. Dresden, Ch. F. Grimmer'sche Buchhandlung. 1836. 50 S.

2. Das Büchlein von der Auferstehung. Von Nicodemus. Dresden, Ch. F. Grimmer'sche Buchhandlung. 1836. 60 S.

(Schluß.)

Fühlte nicht Jeder etwas von der Herrschaft des Todes, wer würde an der Unsterblichkeit zweifeln, und gegen jenen die Frage über die Unsterblichkeit aufzuwerfen für nöthig finden? Und fühlte nicht Jeder, wenn er auch noch nicht zum bewußten Glauben gekommen, etwas von der Thatsache der Erlösung, welche am Kreuze den Tod getödtet, — wer würde Angesichts des alles Leben vernichtenden Todes auch nur den Muth haben, die Fortdauer des Lebens und Lichtes jenseits der Grabesnacht zu denken? — So konnte auch der werthe Autor auf den Söhnen von Gastein, von Tod und Leben umgeben, die dasehenden Thatsachen voraussetzen, er wollte sich nur mit den Folgen derselben beschäftigen. Darum ist aber nicht zu läugnen, daß der Wanderer auch die Folgen seiner richtigen Voraussetzungen gründlicher erkannt, richtiger gefaßt haben würde, wenn er nach der Lehre der Kirche, in deren Luft er lebet und athmet, auf die Ursachen seiner Voraussetzungen hätte zurückgehen wollen.

Aber auch außerdem ist zwischen beiden Freunden mehr als ein wesentlicher Unterschied. Der erste Hauptunterschied ist dieser, daß die rationale Lehre des Dr. Mises von dem Leben nach dem Tode der ewigen Verdammniß theils eine zeitliche Verdammniß, welche, wie lange sie auch dauern mag, endlich mit dem Siege des Guten endet, theils einen endlichen Untergang derjenigen Wesen, die auch den letzten Funken des Guten oder des Göttlichen verloren haben, substituirt. Gegen die partielle Sterblichkeit spricht hauptsächlich das unauslöschliche Siegel, welches der Geist jeder Seele als ihren Leibeskeim einimpft; — so wird die neue Lebensschöpfung, wiewohl zur Erlösung bestimmt, Vielen zum Steine des Anstoßes! — Zu der zeitlichen Verdammniß hingegen bekennen sich Viele, die der Kirche und Schrift näher stehen, und auch die Lehre von der Sünde tiefer fassen, *) als unser Freund Mises: und wer wollte es auch läugnen, daß, wenn er einmal der Vernunft den letzten Ausspruch überläßt, der ewigen

Verdammniß erstens in der unbefiegten Fortdauer des Bösen der unvollkommene Sieg des Guten, und hienächst auch zweitens die Unvereinbarkeit des Seyns und des Bewußtseyns als des immanenten Seyns mit der Ablösung des letzten göttlichen Lebensfunken von der Creatur entgegenzutreten scheint; wenigstens würde das immanente Seyn, das Bewußtseyn, damit nicht vereinbar gedacht werden können. In diesem ersten Unterschiede liegt auch der zweite, wonach die erste Ansicht dem zweiten Erdenleben keine kritische Entscheidung zuschreibt, welche ihm nach der Voraussicht des Freundes Nicodemus dergestalt zukommt, daß mit dem Tode die letzte Hoffnung der Rettbarkeit, also auch der letzte Funke aus Gott verschwinden kann. Der dritte Hauptunterschied besteht darin, daß die rational-physikalische Lehre, um in der Natur keinen Sprung zu statuiren, der dritten Station des Erdenlebens noch ein dreifaches Sonnenleben folgen, und dem Leben in Gott, der letzten und ewigen Station des individuellen Lebens, vorausgehen läßt. Der vierte Unterschied liegt uns am nächsten, weil er den Zustand des Menschen betrifft, der unmittelbar nach dem Tode folgt, und uns folglich selbst am nächsten liegt. Diesen Zustand betrachtet Nicodemus als einen unvollkommeneren, als den vorausgegangenen, weil er den Fötus der neuen Geburt enthält: er vergleicht ihn mit dem Schlafe, welcher dem Wachen eben sowohl vorausgeht, als folgt. Mises hingegen will hier in der vorschreitenden Stufenleiter eben so wenig einen Rückschritt, als vorhin einen Sprung statuiren; ihm ist der nächste Zustand nach dem Tode vollkommener, als der vorausgegangene: denn er ist nun von dem hemmenden und trennenden äußeren Leibe befreit, und einem angemesseneren und gemeinschaftlichen Leibe angeeignet. Hierzu kommt noch, daß diese Lehre dem Verlangen der Menschen genügt, indem sie nicht allein die Wiedervereinigung der Abgeschiedenen nach dem Tode, sondern auch den Verkehr der vorausgegangenen Seelen mit den noch im Fleische lebenden auf eine sinnreiche Weise gestattet und an Erfahrungen nachweist. Nicodemus hat, wiewohl bei großen Verschiedenheiten, zwei Bundesgenossen an v. Schelling und v. Meyer, *) welche wieder viele Vorgänger gehabt haben; Dr. Mises könnte sich hingegen seinerseits auf den Dichter der göttlichen Komödie berufen, der das volle Bewußtseyn der Seelen in ih-

*) Inbegriff der christl. Glaubenslehre. Von Joh. Fr. v. Meyer. Rempten 1832. S. 278 f.

*) Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. Von Johann Friedr. v. Meyer. Rempten, 1832. S. 257. — Vom Habes. Blätter für höhere Wahrheit. Von v. Meyer. VI. 222 — 264, besonders S. 235. 239. — Von der Fürbitte für die Todten. Bl. f. höhere Wahrh. X. 270 f. — Mittheilungen v. Hubert-Beckers. 1835. II. S. 175. Anm.

rem Mittelzustande, das Wiedererkennen derselben unter einander, und den Verkehr der Abgeschiedenen mit den Hinterlassenen durch das Gebet und die gegenseitige Fürbitte in wunderbaren Bildern verkündet: und Dante ist eben darum ein ganzer Dichter, weil er nicht lügt, wenn er dichtet. Derselbige Dichter weiß auch, aus dem Dualismus des Geschaffenen, Leib und Seele, unter Hinzutritt des schaffenden Geistes, die Entstehung und unvergängliche Fortdauer des Menschen, so wie den Ersatz der Auferlichkeit in dem ersten Zustande nach dem Tode auf das Sinnreichste zu erklären, Purg. XXV. Parad. XXIX. *) Damit wären die anderweiten Vorstellungen über Pannychie, welche Dr. Joh. Meisner und Dr. Valentin Löschner fleißig sammelt und widerlegt haben, **) zu vergleichen. Aus der gegenwärtigen Zeit wären noch insbesondere die Vorstellungen und Ausführungen von Göthe, ***) Baader, †) Fichte jun., Pabst, Günther und Ritgen, ††) welche auf den verschiedensten Wegen die Fortdauer der Seele von ihrer fortgehenden Verleiblichung abhängig machen, zur weiteren Verarbeitung zu empfehlen, wozu jedoch viele Stille und Sammlung gehört. Auch in Frankreich regen sich von neuem die Fragen über den Zustand der Seele nach dem Tode. †††)

*) Vgl.: Aus Dante Alighieri's göttlicher Komödie. Von den göttlichen Dingen in menschlicher Sprache zu einem frühlichen Ausgange. Raumburg, 1834. (In Commission bei Webel in Zeitz.)

**) Vgl.: Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften der verstorbenen Jahrhunderte über den Zustand der Seele nach dem Tode. Herausgegeben von Dr. Hubert Weckers. 1stes u. 2tes Heft. Augsburg, 1835. Joh. Meisner schreibt unter andern am Schlusse in Beziehung auf den Verkehr der Lebenden mit den Abgeschiedenen: „Zuvörderst ist davor zu warnen, daß man keine thätliche Verbindung mit den Abgeschiedenen, um mit ihnen in irgend einer Weise zu verkehren, suche; denn Aberglauben und anderes Unheil bleiben nicht aus, wenn man sich dergleichen gelüsten läßt.“

***) Göthe im näheren persönlichen Umgange dargestellt. Von Joh. Hannes Falk. Leipzig, 1822. S. 50 f.

†) Über den christlichen Begriff der Unsterblichkeit im Gegensatz der älteren und neueren nichtchristlichen Unsterblichkeitslehren. Von Franz Baader. Würzburg, 1835.

††) Die höchsten Angelegenheiten der Seele nach dem Gesetze des Fortschritts betrachtet von Ferd. Aug. Ritgen. Darmstadt, 1835.

†††) Essai sur l'immortalité de l'ame et sur la resurrection. Par M. le Marquis de Fortia d'Urban. A Paris, 1835. Der Verfasser will das Nachdenken über diesen Gegenstand nicht ausschließen, aber auch die Wahrheit desselben davon nicht abhängig machen. Augustinus sagt ihm: Nobis satis est ad salutem, non disputationum controversia, sed praeceptorum veritas: non argumentationum astutia, sed fides mentis. Tertullianus antwortet auf vorläufige Fragen: Explique-moi comment tu es, et je te dirai comment tu seras. Und Pascal sagt: La dernière démarche de la raison, c'est de connaître qu'il y a une infinité de choses qui la surpassent. Elle est bien faible, si elle ne va pas jusque là. Es ist nur hinzuzufügen, daß der menschliche Geist, inölgemein Vernunft ge-

Aber die beiden Freunde berufen sich nach den gewählten Denkprüchen auf andere Auctoritäten. Dr. Mises bezieht sich auf Schiller. Schiller schreibt: „Es freut immer, wenn man seine Wurzeln ausdehnt, und seine Existenz in Andere eingreifen sieht;“ und Mises hat zu diesem abstrakten Ausspruche ein bestimmtes, concretes Lebensverhältniß gefunden. Nicodemus beruft sich dagegen auf eine höhere Auctorität; Paulus schreibt: „Es wird gesäet ein seelischer Leib, und wird aufgehen ein geistiger Leib.“ Wie mit der Geburt des bloßen Leibes in diesen der seelische Leib als ein Keim des wirklichen, geistigen Leibes eingesenkt wird, so wird im Tode, d. h. in der Ablösung des bloß äußeren Leibes der seelische Leib als jener Keim des wahren Leibes aufbehalten zur weiteren Entwicklung, als eine Saat, die fort keimt bis zur Auferstehung, d. h. bis zur Geburt des wahren, geistigen Leibes. Wenn hienach der von dem Geiste in den äußeren Leib zugleich mit der Seele eingesenkte Keim des künftigen wahren Leibes, als seelischer Leib, im Leben nicht müßig liegt, sondern bis zum Tode fortkeimt, und nach dem Tode der Seele als die Saat zur Auferstehung erhalten wird, so dürften wir schon mit Mises weiter schließen, daß auch das Leben der Seele nach dem Tode mittelst dieses ihres aus dem Geiste stammenden, immer weiter sich entwickelnden, und hiemit dem Geiste immer mehr sich nähernden Organs vollkommener, als das vorausgegangene, sich erweisen, und eben erst hiedurch auch für die läuternden Schmerzen über alle noch anklebenden Mängel und Sünden empfänglicher werden wird.

Zum Schlusse sey noch erwähnt, daß die Freunde, ob sie gleich von der absoluten Dreieinigkeit, in welcher der eigentliche Schlüssel dieser Lehre ruht, nicht ausdrücklich ausgegangen sind, demungeachtet beiderseits auf eine Triplexität der Entwicklung gekommen sind, welche sich in der Lehre von der Fortdauer des geschaffenen Menschengesistes durch alle Kreise und Unterkreise hindurchzieht und in allen Sphären unter den mannichfachen Erscheinungsweisen erneuert. Auch auf Erden sind es drei, die da zeugen: das Wasser, und das Blut und der Geist; aber der Geist ist es, der da Zeugniß gibt, daß der Geist die unvergängliche Wahrheit ist; und darum sind diese drei zu Einem, und in Einem, wie sie durch Einen sind.

E. F. Göschel.

M a c h r i c h t e n .

(Zillerthal in Tirol.) Um der Theilnahme willen, welche die evangelischen Zillertthaler allenthalben erregen, können wir es uns nicht versagen, Land und Volk nach einer neueren Schrift: Tirol vom Glock-

nannt, in stetiger Fortbewegung sich befindet, daß die Gränzen desselben nicht bleibend oder stehend sind, sondern sich verändern und erweitern, daß dieselbe Wahrheit, welche heute diese Gränzen übersteigt, und darum außerhalb derselben stehen bleiben muß, morgen innerhalb der erweiterten Gränzen zu finden seyn kann.

ner zum Ortelos und vom Garda zum Bodensee von August Lewald; München 1835, den geneigten Lesern vorzuführen.

Geht man von Innsbruck aus das Innthal hinab bis Straß, so eröffnet sich diesem Orte südlich gegenüber das Zillertal. Zwei Felsen, wie durch einen gewaltsamen Durchbruch auseinander gerissen, bilden den Eingang in dasselbe. Straß präsentiert einen hübschen, hohen Kirchturm mit einem blank vergoldeten Kreuz auf der Spitze. Das Thal zeigt hier eine breite, ebene Fläche, die von grünen Mittelgebirgen begrenzt wird, welche bis zu den Gipfeln angebaut sind. Der Ort Schlitters macht den Hintergrund und lehnt sich an die Berge. Die Straße windet sich durch die Berge hin, bald auf, bald abwärts und dies hindert eine weite Fernsicht. Nach und nach nur rücken die Orte Fügen, Uderns, Ried und Zell hervor. Dann verengt sich das Thal und wird rauher bis Mayrhof, von wo es sich in zwei Arme theilt, rechts bis nach Lahnersbach nach dem wilden und eingeschlossenen Duchs, links nach Brandberg am Fuße der schroffen Grotten. In beiden Orten muß man, um weiterzukommen, sich vor dem Steigen und zuweilen halsbrechenden Klettern nicht fürchten. Das Zillertal gewährt einen sehr freundlichen Anblick. Überall begegnen dem Reisenden lachende, gutmüthige Menschen, grüßend und plaudernd.

Die Zillertaler sind ein großer, schöner Menschengeschlag, in Tirol selbst werden sie für die schönsten gehalten, nur den Passyeren wird größere Kräftigkeit zugesprochen. Ihre Gesichtszüge sprechen Offenheit und Gutmüthigkeit aus, sie zeichnen sich vor den anderen Tirolern durch einen hohen Grad gemüthlicher, naiver Dreistigkeit aus. Man trifft sie in aller Herren Ländern und Niemand nimmt ihnen das Du übel, womit sie Jeden anreden, und ihr ungezwungenes Benehmen. Es sind überaus kräftige Naturmenschen, welche die rohe Kraft oft kaum zu bewältigen wissen. Darum ist auch hier das Raufen zu Hause, und geht selten ohne Blutvergießen, Bartausreißen, Nasenabbeißen oder Augenausdrücken ab. Die Rauser heißen Faggler, vom Faggeln oder Häkeln, d. i., sich mit gekrümmtem Mittelfinger aus einer festen Stellung zu ziehen bemühen. Oft im Gebirge kommt dem Zillertaler die Lust zum Faggeln an, und macht sich auf einsamen Pfaden durch einen gellenden, ganz eigenthümlichen Schrei Luft. Wird dieser Schrei in der Ferne beantwortet, so braucht er nur dem Schalle nachzugehen, um seinen Gegner zu finden. Denn der Schrei muß durch Gegenschrei beantwortet werden, wenn er zu den Ohren eines Zillertalers kommt, das ist bei ihnen der Ehrenpunkt. Dieser rohe Natursinn findet oft Hauptvergnügen am Widerstoßen. Die Gemeinden setzen ihren Stolz darein, recht starke, mächtige Widder zu besitzen, die Hörner und Bart mit dem gehörigen Anstande zu tragen wissen. Vor Kurzem ließen Zell und Fügen ein Paar Widder gegen einander los; als aber keiner von beiden das Feld behielt, kam es zwischen den Gemeinden selbst zu einem blutigen Kampfe. Die Widerkämpfe näßten zugleich eine andere Leidenschaft, das Wetten. Wo die Würfel entscheiden, wird es Aushopsen genannt. Jüngst konnten sich zwei Partheien eines halben Almenantheils wegen nicht vereinigen. „Hopsen wir's aus!“ rief der Eine; der Vorschlag wurde angenommen und ein Wurf entschied über eine Summe von 800 — 1,000 Gulden. Am meisten zeigt sich die wilde Kraft der Gebirgsjugend beim Tanz, sie gewinnt da durch die Aufregung der Musik und der Lustigkeit eine wahrhaft dämonische Gestalt. „Besonders bemerkte ich ein konvulsisches, heftiges Zittern, welches sich der jungen Bursche bemächtigt, beim Kopfe beginnt, dann in die Arme fährt und zuletzt sich in den Füßen zu entladen scheint, die blitzschnell und überfüllt kräftig den Boden dabei zerstampfen. Das Ganze ist in einer Sekunde geschehen und erstreckt sich doch über den ganzen Körper.

Jeder Tänzer wird von diesem Lustkrampf ergriffen, bevor er sich zu drehen beginnt. Endlich ging die Musik und mit ihr der wildeste Tanz los. Wir waren Kirchweihen im Gebirge und Tiroler Tänzer nichts Neues mehr, aber etwas Ähnliches hatte ich doch noch nie gesehen. Es war ein dichtes Gewirre springender und drehender Menschen; Jeder trieb's auf seine Weise, Jeder wollte recht austoben. Der drehte sich wie toll und schrie dabei, daß er braun wurde und die Augen ihm zum Kopfe heraufschwollen, Jener pffif auf dem Finger, daß es gelte; ein Dritter versuchte sich in Lustsprüngen; ein Vierter wollte ihn darin überbieten, und Alle hatten Platz zu diesen Übungen und Evolutionen.“ — Das sind die Zillertaler in ihrem Naturzustande, ein kraftvolles Volk mit den schönsten Anlagen, aber wild in seinen Neigungen und ausgelassen in seiner Lust.

In Zell ging Lewald in die Kirche und war überrascht, einen sehr guten Kanzelredner zu finden. Ein Freund gab ihm die Aufklärung, daß diese Tiroler Seltenheit sich hier um der Separatisten willen befinde, deren es in allen diesen an das ehemalige Salzburg angrenzenden Thälern viele gebe, und die sich durchaus nicht zum Katholicismus bekennen wollen. „Was auch die Regierung bis jetzt versucht hat, so waren sie weder durch Milde noch durch Strenge dahin zu bringen. Sie haben der Regierung den Wunsch zu erkennen gegeben, daß sie insgesammt Protestanten werden wollen, solches ist ihnen aber abgeschlagen worden. Man hat es ihnen freigestellt, nach anderen Provinzen des Kaiserstaates überzusiedeln, wo Protestanten leben. Dies ist jedoch von ihnen nicht angenommen worden. Es sind sehr ordentliche Leute, über welche nie Klage geführt wird. Um nun den jetzt noch treuen Anhängern der Religion, worunter immer einige unruhige und schwindelnde Köpfe vermuthet werden müssen, keine Ursache zum Abfall zu geben, bemüht sich die Behörde, stets einen wohlunterrichteten, aufgeklärten und erfahrenen Geistlichen zu dieser Pfarre zu befördern, und ein solcher war auch der Prediger, der mein Befremden erregte. Ein Original, wie ich es manchmal in Südtirol kennen zu lernen Gelegenheit hatte, würde hier leicht unangenehme Scenen erregen.“ Mit Vergnügen wird man dieses gute Zeugniß aus dem Munde eines Tirolers bei unserem Reisenden vernehmen. Es bestätigt auf unparteiische Weise unsere früheren Mittheilungen: sie wandeln getreu dem Glauben. Wo der schriftmäßige Glaube an Christum aufkommt, da bringt er überall Segen, auch den Feinden. Denn wie die Reformation überhaupt vortheilhaft auf die Römische Kirche wirkte, indem sie zur Unterdrückung des größten Aberglaubens nöthigte, so verschafften unsere evangelischen Brüder in Tirol alsbald ihrem schönen Thale bessere Pfarrer. Aber leider ist der Dechant, welchen wahrscheinlich Lewald kennen lernte, nicht mehr in Zell. Er behandelte die Evangelischen viel zu milde, als daß man ihn lange hätte lassen können. An seine Stelle kam ein Eiferer. Wie der vorige Dechant bei seinem Abgange lächelnd gesagt hatte: „Es wird nicht lange anstehen, so werden Wunder geschehen!“ so kam es auch. Der neue sorgte gleich für das Wunder am Weinhaus zu Zell. — Dem Papste persönlich sind diese religiösen Bewegungen in Tirol nicht unbekannt und gleichgültig geblieben. Er beschenkte einen Zillertaler, den er zur Audienz ließ, mit Aem heiligen wunderthätigen Leibe, wie sie, aus den Gebeinen der Katafomben zusammengesetzt, in Kisten gethan und mit Certifikaten versehen werden, um Kirchen und einzelne hochstehende Katholiken zu beglücken. Der Zillertaler hatte seine Kiste auf den Wagen gepackt und hielt unter dem Geläute der Glocken, von Geistlichkeit und Volk feierlich empfangen, seinen Einzug in das heimatliche Dorf. Es war auf das im Römischen Sinne religiöse Volk gut berechnet.

Auch über das Mädchen in Kalbern gibt Lewald einige Nachrichten. Es ist die Tochter eines Gutsbesizers, Maria v. Merk, ungefähr zwanzig Jahre alt, von Kind auf höchst nervenreizbar, religiösen Übungen ergeben und dem weltlichen Treiben abhold. Ihr Zustand ist höchst merkwürdig, es scheint ein fortdauernder Starrkrampf zu seyn, indem der schwache Leib der gewaltigen religiösen Fixierung des Willens unterliegt. Sie liegt mit offenen Augen und gefalteten Händen im Bette, regungslos, lautlos, sieht und hört nichts von Allem, was um sie her vorgeht, sie zuckt auch nicht, wenn man ihr mit der Hand über die Augen hinfährt, sie genießt keine Nahrung, nur zuweilen werden ihre Lippen mit dem Saft zerdrückter Trauben oder einer Citrone angefrischt. Ihr Blick ist stets auf ein Madonnenbild gerichtet, ganz ähnlich, wie man es unlängst bei einem protestantischen Mädchen beobachtete, welche im Starrkrampf unverwandt nach dem Bilde eines gekreuzigten Christus mit verklärten Blicken schaute. Sobald während der Messe in der Kirche der Moment der Wandlung kommt, so erhebt sie sich rasch wie mit übernatürlichen Kräften. Der Aberglaube sieht, daß sie in der Luft schwebt; wahr ist, daß sie mit tief zur Brust gesenktem Haupte im Bette kniet und dann wieder in die frühere Lage zurücksinkt. Die Geistlichkeit ist geneigt, darin einen schlagenden Beweis für die Wahrheit der Transsubstantiation zu finden; uns beweist es nur den Glauben des tief andächtigen, magnetisch kranken Mädchens, nicht die Wahrheit dessen, was sie glaubt. Daß sie, was in der entfernten Kirche vergeht, weiß, wird Niemanden auffallen, der von magnetischen Zuständen auch nur gehört hat. Stets ist ein Geistlicher bei ihr. Nur wenn dieser sie beim Namen nennt, scheint sie aus ihrer Starrsucht zu erwachen, streicht sich die Haare zurück, ihr Auge wird belebter und sie antwortet auf das, was man sie fragt. Schnell aber geht sie wieder in ihren vorigen Zustand über und pflegt dann gewöhnlich zu sagen: „Laßt mich, ich bin nicht für diese Welt, laßt mich fort!“ Die arme Verkerrte bemerkt nicht, daß wir Alle nicht für diese Welt sind und doch nicht in Starrsucht schwärmen dürfen. Sie wird von dem wunderthätigen Volk für eine vollendete Heilige gehalten — la Santa di Caldera. Der Zubrang zu ihr war ungeheuer. Zu Hunderten zogen täglich die Schaaren frommer Pilger herbei, zu Wagen und zu Fuß, um die berühmte Heilige zu sehen und an ihrem Lager zu beten. Das Landvolk blieb auf den Knien liegen und betete sie förmlich an. Der anwesende Geistliche sprach dann dazwischen: „Haltet sie nicht für eine Heilige — sie ist es nicht — nur eine Fromme ist sie!“ aber er ließ es doch geschehen, — statt die Geißel zu schwingen, wenn vor seinen Augen das erste der Gebote mit Füßen getreten wurde. — Die Beförderung mußte endlich, weil der Unfug zu arg wurde, die Besuche bei der Kranken verbieten, welcher zum kirchlichen Erweis der vollkommenen Heiligkeit nur die Wunder fehlen, die sich bis jetzt noch nicht haben einstellen wollen. Was soll das Volk dort wissen, wo es in seinem Katholicismus auf die Frage: „Woran erkennet man einen katholischen Christen?“ die Antwort auswendig gelernt hat: „An dem Zeichen des heiligen

Kreuzes!“ und auf die Frage: „Was soll ein katholischer Christ glauben?“ die Antwort: „Alles was Gott geoffenbart hat und was die Kirche befiehlt zu glauben, sey es in der Bibel geschrieben oder nicht!“ Aber die Verführer des Volkes werden Rechenschaft geben, und die Rechenschaft wird ernst seyn. Wenn die Sache nicht so tragisch wäre, so müßte man lächeln über die gutmüthige Einfalt dieses „allzu abergläubischen“ Volkes; welches eine „heilige Klümmerniß“ als wirkliche Person verehrt und glaubt, daß ihrem Bilde der Bart wachse, welches nicht zufrieden mit der kirchlichen Feier unzähliger Heiligtage seinen Schutz heiligen auf einsamen Berggipfeln, in verlassen Kirchen Feste feiert und die Heiligen auf steilen Pfaden in den üblichen Gebirgstragen hinanschleppt, — daher der Name der Heiligen in den Krügen.

Die Gnade unseres Gottes, der mitten in solcher Finsterniß unseren Brüdern im Zillerthal das helle Licht des Evangeliums hat aufgehen lassen, welches ihre Seelen erleuchtet, tröstet und erfreut, ist von allen seinen Kindern hoch zu preisen. Aber bedenket, daß die Gefahren der Verführung, der Verfinsternung groß sind, groß die Macht und List des Versuchers. Darum bittet, daß ihr Glaube bewahrt und gemehrt werde. Leidet ein Glied, so leiden alle anderen Glieder mit.

(Island.) Barrow erzählt in seiner Reise nach Island, diesem merkwürdigen nördlichsten Eise des Protestantismus, Interessantes von der Lage der dortigen Geistlichkeit. Die Prediger sind fast ohne Ausnahme durch die Umstände gezwungen, sich mit jeder Art harter Handarbeit zu befassen. Ihre Einkünfte sind zu gering, als daß sie sich Arbeitsleute dingen und ernähren könnten, und nichts ist gewöhnlicher, als daß man den Pfarrgeistlichen in rauher wollener Jacke, Schifferhosen und Zuchtentiefeln Torf graben, Gras mähen, Heu rechen und aufladen sieht. Ferner sind sie alle nothgedrungen Hufschmiede und die besten Pferdebeschläger auf der Insel. Die Füße eines Isländischen Pferdes würden an den scharfkantigen Felsen und Lavastücken zerrissen werden, wenn man sie nicht sorgfältig beschlägt. Der Hauptversammlungsort der Bauern ist die Kirche. Hat nun eines von den zahlreichen Pferden ein Hufeisen verloren oder ist der Verlust zu befürchten, so wirft der Pfarrer sein Schurzfell um, bläst das Feuer in der Schmiede, die sich an jedem Pfarrhause findet, an, und hilft dem Thier wieder auf die Beine. Dies Geschäft legt ihm aber ein weiteres sehr mühsames auf, weil er auch für die Kohlen selbst zu sorgen hat. Oft hat er eine weite Reise zu dem nächsten Busch von Zwerghirken; er errichtet seinen Meiler und bringt die Kohlen, wenn sie gebrannt sind, mit Hilfe seines Pferdes zu seiner Wohnung. Und doch verbauern diese Pfarrer keineswegs, sondern beschäftigen sich oft noch neben der Theologie mit anderen Zweigen der Wissenschaften, die unter dem Eise des Nordens und den Schrecken vulkanischer Erscheinungen fröhlich blühen und gedeihen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 2. März.

N^o 18.

Die Reise in das Land der Wahl.

(Ein Beitrag zu der Lehre von den Höllenstrafen in parabolischer Form.)

Ein vornehmer Mann beschloß in einer großen Stadt der Erde seinen irdischen Lebenslauf. Die Seinen hatten während seiner Krankheit immer geklagt, er sey ein wenig unpäßig. Als er im Begriff war zu sterben, flüsterte der Arzt einer nahestehenden Dame am Sterbebette zu: Er gefällt mir nicht. Er selber hatte sich seine Gefahr bis zu seinem letzten Augenblicke verhehlt. Als endlich das Gefühl des Todes über ihn kam, gestand er sich: daß er gefährlich krank sey. Dann ergriff ihn ein tiefes Entsetzen, indem der Gedanke durch seine Seele blühte: du stirbst. Mit diesem Entsetzen rang er eine Weile, und versank dann in die tiefe Bewußtlosigkeit des Todes, indem er glaubte, vernichtet zu werden. Die Seinen standen erschüttert, betäubt, gleichsam wie vernichtet an seinem Lager, und jezt wagten sie es endlich, von seinem Tode zu reden.

Über den frischen Grabhügel des Todten weheten die Winde der Nacht. Die Leiche lag im Grabe, aber über dem Grabe schwebte ein Menschenbild, nur den Geistern sichtbar. Wie der Schmetterling sich losringt von seiner erstorbenen Raupenlarve, so schien dieses Bild sich zu lösen von den letzten, feinsten Banden, welche es noch fesselten an seinen Leichnam in der Gruft. Es war der Schatten des Entschlafenen, seine Seele, gebildet aus dem feinen Ätherstoff der Schöpfung, der mit dem irdischen Tode nichts gemein hat. Auf einmal ward das Bild erschüttert durch eine starke, innere Bewegung, da der Geist des Entschlafenen wieder zum Bewußtseyn kam.

Er kam zum Bewußtseyn, und es war ihm, als habe er einen schweren, schrecklichen Traum gehabt. Nun dachte er, sein Sterben sey nur ein Scheintod gewesen. Aber allmählig ward er sich seiner Lage bewußt und der großen Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, und er schauderte. Ist's möglich, sprach er dann zu sich selber, so gibt es also doch ein anderes Leben? Das hätte ich nimmer gedacht. Nun desto besser, da ich mir das erste nicht drum verkümmert habe. Aber dieses neue Leben scheint ziemlich plan zu seyn. Und wo soll das hinaus, daß ich hier im Mondlicht, in den Nachtwinden gleichsam die Wache halte bei meiner — Wehe mir, bei meiner Leiche! Eben gingen noch späte Wanderer am Gottesacker vorbei nach der Stadt. Da faßte ihn ein leidenschaftliches Verlangen, mit ihnen in die Stadt zurückzukehren, und wie ein Flehender, der mitgenommen seyn will, streckte er die Hände nach ihnen aus. Aber sie bemerkten seine Zeichen nicht. Mit Entsetzen bemerkte er, daß er geschieden war von der Welt der Lebendigen, in seiner Angst aber stieg ein Hohn empor, und höhnisch sagte er:

Wußte ich doch, daß die Menschen keine Geister sehen können. Aber die Geister können sich selber sehen, fuhr er fort, als er sein Bildniß sah, das sich im Mondschein, der auf einem weißen Leichenstein ruhte, abspiegelte. Seltsam, das ist ja ein Abbild meines Leibes, was mein Bewußtseyn verhüllt. Aber mich dünkt, ich habe fürchterlich gealtert im Tode. Meine Gestalt bleibt gebückt, als ob mein Kopf zur Tiefe wollte und müßte. Ich fühle mich verflucht krumm. Und meine Hände haben sich doch gar zu sehr in's Krallenartige umgewandelt, als ob ich ein Raubthier werden sollte mit verdamnten Nägeln. Und was düstert denn überall so wild heraus aus meinen Blicken und Jügen? Wäre nur etwas da, um meine Toilette zu machen. Mich brennt eine alte Reminiscenz in meinem Wesen, als wär' es ein fürchterlicher Hunger, ein quälender Durst. Aber ich bin gar zu entblößt in dieser Öde; nicht der elendeste Lazzaroni würde für mich auslaufen, wenn ich auch eines solchen Menschen habhaft werden könnte. Aber da kommt ja vielleicht ein dienstbarer Geist herbeigeieilt.

Ein erhabener, feierlich ernster Genius mit großen, bedeutenden und traurigen Blicken, schwebte zu ihm herab. Du hast die Erde verlassen, Sohn Adam's, redete ihn die ätherische Erscheinung an, Gott hat Dich auf das große Gebiet der Geisterwelt versetzt: wohin möchtest Du nun geführt seyn? Der Verstorbene schien einen Augenblick seine Fassung verloren zu haben, aber bald antwortete er in erheuchelter Ruhe: Wir lernen uns hoffentlich näher kennen, und dann auch standesgemäß einander behandeln. Aber das nenne ich doch Höflichkeit in diesem fremden Gebiete! In meinem alten Leben drohten die Pfaffen den Leuten von meiner Sinnesart und Lebensweise mit der Hölle. Nun gereut es mich nicht, daß ich aufgeklärter war, daß ich weiter sah, und sie verlacht habe. Du fragst mich, wohin ich ziehen möchte; ich darf also reisen in das Land meiner Wahl. Nun, schön; es gibt zwar ein anderes Leben, aber vernünftig eingerichtet. Erst hat mich Deine Rede fast erschreckt, als wär' es der Anfang einer Predigt. Doch der Schluß ist besser. Da mir nun das Schicksal freistellt, meinen Aufenthalt zu wählen, so möchte ich am liebsten hier bleiben. Ich möchte sehen, wo meine Sachen sind, wie es den Meinigen geht, meine Freunde noch einmal begrüßen. Doch nein, das wäre ja Spuk. Fataler Umstand, ich bin für sie ein Gespenst, wenn es mir gelingt, mich ihnen zu erkennen zu geben. Ich jage meiner Dame Gespensterfurcht ein, wenn ich es versuche, sie wieder zu sehen, und sie flieht mich dann mit Entsetzen. Ach, dieser Gedanke ist wenigstens eine Art von Höllenpein. Nein, ich mag auf dieser schönen Erde nicht spuken gehen! Ich verbanne mich selber aus Großmuth für die Lebendigen. Freilich, man sollte ihnen

aus Neid einen todten Lazzaroni in die Oberwelt schicken, um sie bei ihren herrlichen Festen zu peinigen durch Erscheinungen. Ja, nun weiß ich, warum der reiche Mann den Lazarus zu seinen Brüdern schicken wollte. Doch mir ist dieser Gedanke an den reichen Mann in meiner jetzigen Lage penibel. Auch darum mag ich keine Gespenstererscheinung unter meinen alten Bekannten veranlassen, weil ich mich dadurch noch im Tode bei ihnen lächerlich machen würde, weil es gar zu sehr gegen den Geist des Jahrhunderts ist. Ich will also fort. Bringe mich in die bessere Welt.

Der Genius sagte: Die bessere Welt ist groß. In des Vaters Hause sind viele Wohnungen. Erkläre Dich näher. — Bringe mich denn in den heitersten, fröhlichsten Himmel, erwiderte der Verstorbene verlegen und stammelnd. Der Genius aber bemerkte: Der heiterste und fröhlichste Himmel ist dort oben in der ewigen Gottesstadt, im neuen Jerusalem, wo Jesus wohnt, und wo das Hallelujah der vollendeten Gerechten erschallt. Da wandte sich der Verstorbene mit dem lebhaftesten Ausdruck des Mißbehagens ab. Nein, sagte er, von Jesu habe ich in meinem Leben nie gerne gehört. Es würde mich in außerordentliche Verlegenheit setzen, wenn ich vor ihm erscheinen müßte. Und von jenen Mystikern und Pietisten, die eine Freude daran haben, das Hallelujah zu singen, mag ich nun vollends nichts hören. Das wäre mir eine schöne Himmelswonne, mit den Heiligen eine Ewigkeit zu verleben. Nein, Genius, muthe mir nichts Unwürdiges zu; so führe mich denn zu den seligen Künstlern. Der Genius erwiderte: Das ist droben die höchste Kunstanschauung, zu welcher jede Kunst auf Erden Vorbildern sollte, Gott zu schauen mit einem reinen Herzen, sein Wesen zu erfassen durch den Lichtglanz Christi, seiner Seligen, und aller seiner Werke. — Solche Künstler mag ich nicht, fiel ungeduldig der Verstorbene ein, wohl an, bringe mich nur überhaupt unter vornehme oder geistreiche Menschen. Da sagte der Genius: Hier oben ist Reinheit Adels. Diejenigen, welche als Gottes Knechte lebten auf Erden, sind Gefürstete in der neuen Welt. Dagegen werden alle lasterhaften Seelen hier als der eigentliche Pöbel, als der schlackenhafte Niederschlag der Menschheit betrachtet. Und nicht diejenigen, welche unter den Sterblichen ein gewisses Flunkerspiel mit stolzen Worten getrieben haben, gelten in diesen Räumen als die Geistreichen, sondern diejenigen, welche sich einst arm im Geiste fühlten, und in die Gemeinschaft des Geistes Gottes traten durch Christum, durch ihn, dem der Geist gegeben ist ohne Maaß. Das sind die Geistreichen, die nicht in Oberflächlichkeiten, die nicht im Fleische lebten, sondern einkehrten in das Innerste ihres Geistes, und ihr Leben erhielten und erfrischten aus dem tiefsten Lebensgrunde. Mit einem Worte: hier sind die Vornehmen bei Jesu! Hier sind die Geistreichen auch bei Jesu! — Das ist zu arg, rief der Verstorbene, fast möchte ich nun auch bei ihm seyn, aber halt, da hätte ich beinahe eine Betise gesagt. Höre Du, bringe mich nur zu gebildeten Menschen. — Denkst Du Dir auch das Rechte bei diesem Worte? fragte ihn bedeutsam sein Führer. Siehe, gebildet, das nennen wir zum Bilde entwickelt und wiederhergestellt. Wir meinen aber damit das Bild Gottes,

zu dem der Mensch erschaffen wurde. Wer richtig entwickelt ist, nicht verschoben, wer nach den tiefsten Menschenanlagen gereinigt, gereift und vollendet ist, der ist gebildet, denn in ihm ist das Bild Gottes sichtbar, seine Wahrheit, seine Gerechtigkeit, seine Liebe, sein Friede. — Du folterst mich mit Deinen mystischen Explikationen, schrie der Verstorbene, schaffe mich fort, wenigstens zu ehrlichen Leuten. Der Genius aber sprach mit feierlicher Stimme: Was ist Ehre? Die Ehre ist der Glanz des Herrn. Sein ist die Ehre. Wer von seinem Glanze etwas an sich trägt, wer in einem Strahle seiner Wahrheit wahrhaftig ist, wer in einem Strahle seiner Gerechtigkeit recht thut, wer in einem Strahle seiner Liebe Liebe übt, wer in einem Strahle seines Geistes die Sünden des Fleisches haßt, der ist freilich ein ehrlicher Mann. Im Leben der Sterblichen findet man die Strahlen manchmal an einzelnen Menschen vereinzelt, entweder ausleuchtend oder verbleichend — hier aber sammeln sie sich alle über denen, welche Gott und dem Erlöser die Ehre geben, zur Ehrenkrone. Das sind die ehrlichen Bürger des neuen Jerusalems, sie haben ein ehrliches Gesicht in dem Sinne, daß ihr Angesicht leuchtet von Liebe, Gerechtigkeit und Freude wie die Sonne.

Hier knirschte der Todte, und seine Sprache nahm einen heulenden Ton an, indem er ausrief: Penible Kreise! Hierarchische Ballotagen! Kleinstädtisches Wesen! Bringe mich endlich zu meines Gleichen. Von Kreisen der Wonne redete ich, antwortete der Geist, und Du excommunicirst Dich selbst noch immer fort, wie einst. Willst Du aber kleinstädtisches Wesen sehen, so blicke niederwärts, indem ich Dich entgegenbringe dem Lande Deiner Wahl.

Da bemerkte der Todte erst, daß sie schon durch den Raum zwischen der Erde und den Gestirnen dahin schwebten. In der Tiefe lag seine heimatliche Stadt. Wie ein kleines Dörflein mit winzigen Hütten erschien sie ihm nun, und es wollte ihm einen Augenblick lächerlich erscheinen, daß er in dem kleinen Örtchen in den kleinsten Außerlichkeiten sein Leben zugebracht, aber der Gedanke daran wurde ihm zu einem folternden Weh, und schnell wandte er seine Blicke von der alten Heimath wieder ab. Sie waren unterdeß auf ihrem Zuge in die Ätherregion gekommen, und fuhrn eben unter einem goldenen Sterne dahin, der festlich und freudenreich schimmerte. Der Verstorbene sah über sich auf den heiteren Höhen dieses himmlischen Gestirns verklarte Gestalten, die schönsten Menschenbilder, leuchtende Gruppen von Königen und Heroinen, die erhabensten Gemälde in lebenden Personen. Und es wehten Töne von ihnen hernieder, die ihm viel Ähnliches zu haben schienen mit den Compositionen der größten Meister, aber auch wieder viel Verschiedenes. Sie schienen Hymnen zu singen von einer eigenthümlich ruhigen, innig sanften Art, und es war, als ertönte die Luft weit und breit von begleitenden Klängen. Aber diese Musik war ihm im Innersten zuwider. In dem Augenblick, als er sich darüber aussprechen wollte, versank er durch einen geistigen Abstoß, der halb von ihm, und halb von dem Sterne ausging, in eine viel tiefere, dunklere Region. Der Genius aber schwebte ihm nach, wie sich ein Adler niederläßt.

Wohin geht denn eigentlich meine Fahrt? fragte der Verstorbene den geheimnißvollen Geist. Jener antwortete: Dein Inneres führt Dich zum Ziel, wie der Instinkt den Vogel treibt. Du wirst Dein eigenstes Ziel erreichen, das Land Deiner Wahl.

Sie kamen jetzt an einem Stern vorbei, wo Seelen standen mit ernstern Blicken, und betend empor schauten. Möchtest Du hier wohl einkehren? fragte der Genius den Reisenden. Hier sind Menschen, die mit einem Reime des Wortes Gottes und der Sehnsucht nach der Gerechtigkeit Gottes in ihrem Herzen entschliefen. Hier entfaltet sich der Keim ihres neuen Lebens, und das alte begraben sie hier in heiliger Wehmuth. Sie beten, sie üben sich im Gehorsam des neuen Lebens, und singen Psalmen. Ach nein, erwiderte heftig der Verstorbene, nur nicht in die Gemeinde der Psalmenfänger. Vielleicht sind auch sogar Orgeln da und Kirchen und Pfaffen. In der That, da winkt mir so Einer, um mich zum Proselyten zu machen. Weiter, weiter!

Da sank er abermals nieder zur Tiefe, und jetzt umfing ihn eine graue und grausenhafte Nacht, vergleichbar mit jenen Farben der Finsterniß, welche bei großen Sonnenfinsternissen entstehen. Dieses Mal folgte ihm der Genius nicht mehr, der ihn bisher begleitet hatte; er verweilte aber noch über ihm, indem sein Fuß auf der finsternen Sphäre des Verstorbenen zu stehen schien. Hier umschwirrten ihn jedoch bald zwei andere, mißförmige, dunkle Geister. Der eine derselben begrüßte ihn, indem er ihn rüttelnd umfaßte, und ihn mit einem Schimpfnamen benannte, der an gewisse Sünden seines früheren Lebens erinnerte. Das sind Injurien, schrie er, das sind Mißhandlungen, indem er sich nach seinem ersten Führer umfah, und mit einer Ahnung des Entsehens sein Zurückbleiben jetzt erst bemerkte. Doch rief er klagend und tobend zu ihm auf: Gibt es denn hier keine Polizei, keinen obrigkeitlichen Schutz gegen die Impertinenz frecher Scheufale, wie dieser hier? Der Genius antwortete: Die Polizei, die Du auf Erden kanntest, empfing ihre Lebenskraft von der Sittlichkeit aller Redlichen, und diese Sittlichkeit hatte ihre Quellen in dem Leben der Gottseligen, die ihr verschmähtet. Sie waren das Salz eurer Erde. Nun aber werden die Säulen der Ordnung versetzt von der Erde in den Himmel. Die Quellen der Bildung, der Sitte und des Rechts auf Erden sind die gottgeweihten Menschenherzen, die ihren Segen von Oben haben, und ausgießen durch ihr Geschlecht. Sie können euch nicht nachfolgen in eure Nacht. Ihr würdet sie dort abermals kreuzigen, schmähen, verlästern. Was die Gemeinde der Wahrheitsfeinde und Gottlosen hervorzubringen vermag, das genießen nun alle ihre Glieder. Ruhe, Sicherheit, Wohlstand und Seelenruhe läßt sich in diesen äußersten Finsternissen des rasenden Egoismus nicht erwarten.

Da vergog der Verstorbene sein Angesicht zur Lästerung und heulte: Nun verstehe ich Dich, Du weißer Frommer, Du schöne Seele, Du Evangelischer, den ich schimpfen muß mit Namen, die Dir eine Lust, und mir ein Gräuel sind; ich bin in den Regionen der sogenannten Hölle; aber sind denn diese meines Gleichen?

Sie sind Deines Gleichen! rief der Genius. Der Eine,

der Dich so heftig begrüßt hat, ist zwar ein roher Wüßling gewesen in seinem Leben. Du warst ein weltlich dressirter, vornehmer Wüßling. Ihr habt beide die Unschuldigen verführt. Hier aber legt man den Accent auf das Hauptwort; als Wüßlinge gehört ihr zusammen. Der andere Geist, der schweigend neben Dir herschwebt, ist Deines Standes. Er besinnt sich eben noch auf eine pretiöse Anrede, um Deine Bekanntschaft zu machen. Denn er ist Deines Gleichen in raffinirter Eitelkeit, nicht minder in dem Wahrheitshaß, der dem weltvergötternden Egoismus eigen ist.

Mögen sie meines Gleichen seyn, aber dies ist nicht das Land meiner Wahl! brüllte der Verstorbene jetzt in heftiger Wuth. Was soll ich in diesen Finsternissen, in dieser grauenhaften Öde? Sie ist ohne Zweifel die Sphäre eines finsternen und wüsten Weltkörpers. Ein solcher Aufenthalt ist aber gegen meinen Geschmack, folglich auch gegen die Gerechtigkeit. Wie kann man sich in einem solchen Lande nur erträglich einrichten! Diese kalte Öde läßt auf den sterilsten Boden schließen, wo nicht einmal Krüppelbirken gedeihen werden, und schwerlich wird das Klima einen reizenden Mädchenstolz hervorzubringen im Stande seyn. Er schloß mit einem frivolen Gelächter, das aus Tönen der Verzweiflung gebildet zu seyn schien, etwa wie man aus Eischollen einen Pallast baut.

Dies ist das Land Deiner Wahl! rief der Genius ihm laut entgegen in einem Tone, worin der erhabenste Zorn eins geworden war mit der innigsten Wehmuth. Siehe, die schönen Wohnungen in des Vaters Hause sind alle mit guten Geistern besetzt. Und alle guten Geister loben den Herrn. Unter ihnen willst Du nicht wohnen. Darum bist Du hinausgeworfen in die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähneklappen seyn wird. Und fragst Du noch, warum die Bösen nicht besser wohnen? Wie das Herz ist, so ist der Mann, und wie der Mann ist, so soll sein Haus seyn. Das ist ein Urtheil Gottes. Ist denn Dein Herz ein schöner Thalgrund, wo die geistigen Pflanzungen der Güte Gottes gedeihen sind, ein Thal der Demuth, das sich sonnt in seiner Liebe? Siehe, wie Dein Herz ist, finster, öde, stürmisch, so muß Deine Welt seyn. Nach dem Wesen des Geistes formt und verändert sich die Materie. Nach Deinem Geiste hat sich der Habitus Deiner Seele gestaltet, und wie Deine Seele ist, so entfaltet sich Deine neue Welt. Scheint Dir das nicht rationell? In einem herrlichen Paradiese der Erde wohnten die Unschuldigen. Auf einer Erde, wo Segen und Fluch durcheinander sind und sich bekämpfen, wohnen die Guten und Bösen, die auch durcheinander leben und sich theilen, indem Licht und Finsterniß mit einander streiten. Dort scheint die Sonne über Gute und Böse, und es regnet über Gerechte und Ungerechte — einmal zum Wohl, ein ander Mal zum Wehe, denn die Guten sind noch nicht ausgeprüft, die Bösen sind noch nicht gerichtet; sie sind noch nicht geschieden, und haben als eine sündige Menschheit, die von Gott heimgesucht wird, eine mittlere Temperatur von vielen Segnungen und von vielen Übeln. Hier aber ist das Land der Scheidungen. Dort ist der Himmel; es ist nur gleichsam eine neue Erde nach Abzug der Übel. Und die Übel fehlen dort, weil die Übelthäter nicht

da sind. Unter Dir ist die Hölle. Es ist nichts weiter als gleichsam ein Niederschlag der alten Erde nach Abzug der irdischen Segnungen, welche an die gute Menschenfaat auf Erden geknüpft waren. Das sollte Dir als etwas höchst Billiges und Vernünftiges einleuchten. Der ganze Aetherstoff eurer Hölle hat sich verdichtet, verfinstert und gestaltet nach den Prämissen eurer Gesinnung, und ist gleichsam nur ein Reflex eures Geistes. Du wußtest wohl, daß die kleine, traute Erde ihr Sibirien habe — Du hättest daraus wohl auch auf Sibirische Districte in der großen Schöpfung schließen können. Die astronomischen Lehren, die Du auf Erden gehört hast, hätten Dich schon zu dieser Ahnung leiten mögen. Da könntest Du hören von merkwürdigen kerkerförmigen Mondhöhlen, von Planeten, die theils von schweren Wolfenhüllen umzogen, theils von ungeheuren Drakonen umstürmt sind, die, von Ringmauern eingefast, gleichsam einem tristen, schattigen Klostergarten ähnlich sehen, und von vielen Trabantschatten und seltsamen Finsternissen bedeckt werden, die sich so zu sagen mit lichtscheuer Eiligkeit um den fernen Punkt der Sonne wälzen, und an einzelnen Seiten ein Menschenleben lang ohne Tag bleiben, deren dunkle Jahre langsam wie kleine Ewigkeiten verfließen, während ihnen das Gestirn des Tages nur gleichsam als Lebenszeichen aus der weitesten Ferne einige Strahlen zuwirft. Daraus hättest Du wenigstens schließen können, daß es dem Herrn nicht an Macht fehle, Kerker und Verbannungsorte zu gründen für die Verächter seiner Majestät, und es mußte Dir leicht werden, einzusehen, daß die Straf-orte auf Erden Typen waren von höheren Verhältnissen. Denn die menschliche Justiz straft nicht aus Grausamkeit, sondern aus Gerechtigkeit. Die Menschen aber sind nicht gerechter als Gott. Nach dem Urtheil der Majestät Gottes gehe an Deinen Ort.

Der Genius verschwand hoch über ihm in den Regionen des Lichtes. Der Verstorbene aber stürzte einer äußersten Finsterniß zu, von deren Terrain ihm ein großes Geheul entgegen scholl. Bald nahm sich das wogende Getöse aus wie ein Gelächter, dann wie ein Wehklagen, dann wie ein Angstgeschrei, dann wieder wie ein Gebrause wilden Hohns. Das sinnlose Getöse löste sich stets in Widersprüchen auf, indem es bald einen großen Aufruhr, bald einen schweren Krieg, bald ein unendliches Marktgewühl, bald ein Schwelgergelag, endlich ein großes Leichenbegängniß zu verrathen schien. Durch die Finsterniß aber loderten Blitze, und rothe Meteore erschienen und verschwanden in den dichten Nebeln.

Schreiben an den Herausgeber, die Äußerungen des Herrn Dr. Neander über das „Vorwort“ betreffend.

Die Nachschrift zu Dr. Neander's so eben erschienenen Erklärung in Beziehung auf einen ihn betreffenden Artikel der Allgemeinen Zeitung hat mich zu manchen Betrachtungen veran-

laßt, die ich mich gedrungen fühle, Ihnen offen auszusprechen, indem ich es ganz Ihrem Ermessen überlasse, ob Sie dieselben für eine öffentliche Mittheilung geeignet halten, oder nicht. Ich denke mir, daß Sie selbst den in dieser Nachschrift enthaltenen Tadel Ihres diesjährigen Vorwortes zur *Ev. R. Z.* zwar nicht ungeprüft und unberücksichtigt, aber doch unbeantwortet lassen werden. Es thut ja in unserer Zeit allerdings Noth, daß die Gläubigen alle sie selbst noch trennenden Differenzen zurücktreten lassen, um, festhaltend an dem Einen Grunde ihres Glaubens, stark zu seyn im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind des Unglaubens. Mir aber, meine ich, als einem Jüngeren an Alter und theologischer Bildung, wird es ohne die Gefahr, einen neuen unerfreulichen Streit zu erregen, gestattet seyn, ein Wort in dieser Sache zu sagen, das ja viel leichter unerwidert verhallen kann, als wenn es von einem Manne von größerer Bedeutung ausginge. Mein Zweck ist nur, wenigstens bei einigen jener würdigen Männer, die mit uns zwar auf gemeinsamem gläubigen, nicht aber auch auf gemeinsamem kirchlichen Standpunkte stehen, wo möglich eine, ich sage nicht, Vereinigung, aber doch genauere Verständigung über das eigentliche Wesen unserer Richtung herbeizuführen.

Herr Dr. Neander hat in jener Nachschrift sich entschieden gegen eine alleinseligmachende Dogmatik ausgesprochen, die allen verschiedenen eigenthümlichen theologischen Richtungen Maas und Ziel setzen will, die es leicht hat, consequent zu seyn, weil sie schnell abschließt und fertig ist, ohne im sauren Kampfe mit sich selbst das Gewissen der Wahrheit immer offen zu halten nach allen Seiten, eine Richtung, die, wie sie aus Beschränktheit hervorgehe, so leicht mit anmaßendem Absprechen oder Geistessträgheit sich paare. Zu diesen letzten Worten bemerkt Herr Dr. Neander ausdrücklich, daß er damit nicht von fern an die ausgezeichneten Männer denke, welche eine theologische Richtung selbstthätig aus sich erzeugt haben und deren Repräsentanten sind, mit deren ganzer Eigenthümlichkeit und deren eigenthümlichem Lebens- und Bildungsgange eine solche Richtung zusammenhängt, sondern an die Jüngeren, welche dem Strome willkürlich folgen, oder dem Eindrucke einer überlegenen Eigenthümlichkeit sich zu leidentlich hingeben, statt Alles prüfen und aus Allem das Achte herausnehmen zu lernen. — Dieser in einer Anmerkung enthaltene Zusatz nimmt zuerst meine Aufmerksamkeit in Anspruch, nicht nur weil er uns Jüngere in's Besondere interessirt, sondern auch, weil ich offen bekennen muß, ihn nicht recht zu verstehen. Warum soll denn der kirchlich-dogmatische Standpunkt nicht auch mit der ganzen Eigenthümlichkeit so mancher Jüngeren zusammenhangen können, nicht auch durch ihren eigenthümlichen Lebens- und Bildungsgang bedingt seyn, dessen Anfang ja schon mit dem ersten erwachenden Bewußtseyn des Kindes, ja früher schon, beginnt? Und welchem Strome folgen wir denn eigentlich willkürlich?

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonntag den 5. März.

N^o 19.

Schreiben an den Herausgeber, die Äußerungen des Herrn Dr. Meander über das „Vorwort“ betreffend.

(Schluß.)

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß unter der großen Masse der Laien, unter denen wieder ein lebendiger Glaube an den Heiland erwacht ist, sich ein überwiegendes Anschließen an solche Lehrer fund gibt, die in unbedingter Entschiedenheit dem Glauben unserer Reformatoren zugethan sind, aber hilf Gott! wo ist denn die kirchliche Strömung in unserer theologischen Wissenschaft anzutreffen? Und daß jüngere studirende Männer durchweg mehr die Neigung haben, sich den in der Zeit vorhandenen wissenschaftlichen Richtungen, als dem einfältigen Glauben der Gemeinden, hinzugeben, dürfte doch wohl nicht in Abrede gestellt werden können. — Was aber zweitens das zu leidentliche Anlehnen an eine überlegene Eigenthümlichkeit betrifft, so ist diese Gefahr bei allen eigenthümlichen Geistesrichtungen gleich sehr vorhanden. Ja insofern, meiner Überzeugung nach, grade die streng kirchlich gesinnten Theologen ihre Eigenthümlichkeit am wenigsten geltend machen, sondern sie, gleichviel ob mit Freiheit oder aus Geistesknechtschaft, dem gemeinsamen Bekenntnisse vieler Tausende von Zeugen der Vorzeit und Mitwelt unterordnen, insofern scheinen sie mir für strebsame Jünglinge viel weniger anziehend und verführerisch, als solche Männer, die auf ihrem Standpunkte doch noch irgend eine Vermittelung zwischen den in der Zeit vorhandenen wissenschaftlichen Richtungen und dem Evangelium übrig lassen.

Um nun auf die Sache selbst näher einzugehen, so meine ich, kann doch unter Christen darüber gar kein Streit seyn, daß der Glaube nirgends und niemals Resultat wissenschaftlicher Forschung, sondern stets nur Folge der Erleuchtung des göttlichen Geistes ist. Je mehr Jemand in tiefer Erlösungsbedürftigkeit seines Herzens von allen in ihm vorhandenen natürlichen Reflexionen, Empfindungen und Bestrebungen zu abstrahiren vermag, je mehr er einfältig und kindlich im Bewußtseyn seiner Geistesarmuth, welches wahrlich in unserer Zeit für Niemand leicht zu erlangen und zu bewahren ist, zum göttlichen Worte als alleiniger Quelle aller Wahrheit hinzukommt, je mehr wird sich an ihm das Wort des Herrn bewähren, daß Gottes Weisheit nur den Unmündigen offenbarete sey. Hierin, denke ich, werden wir wohl mit allen unseren christlichen Brüdern übereinstimmen, daß nur der auf solchem Wege errungene Glaube dieses Namens werth ist, und daß unsere unerschütterliche Zuversicht an die Wahrheit aller Worte, die geschrieben stehen, nur entstehen und zunehmen kann in dem Maasse, als

wir diese Gemüthsverfassung zur heiligen Schrift hinzubringen. Wir wollen zugeben, in unserer, in tausend Richtungen zerspaltenen, vorzugsweise auf Reflexion und Spekulation gestellten Zeit mag es für Viele unaussprechlich schwer werden, diese unbedingte Hingabe an Gottes Wort zu erlangen; aber wir wollen doch ja, wenn wir auch, erkennend, wie tief wir selbst von den geistigen Krankheiten unserer Zeit inficirt sind, jedes persönliche Nichten und Überheben über den irrenden Bruder zu vermeiden haben, dennoch wollen wir, indem wir die Wurzel jener vom Evangelium abweichenden Richtungen nicht etwa in der größeren Wissenschaftlichkeit, sondern in dem tiefen Verfall des Glaubens finden, uns herzlich freuen, wo wir sehen, daß eine Seele, aus den Stürmen dieses Lebens gerettet, zum vollen Frieden im festen Glauben an des Herrn Wort und Verheißungen gelangt ist, ohne erst ängstlich zu untersuchen, wie viel von wissenschaftlichem Ballast sie erst abzuwerfen hatte, und wie leicht oder wie schwer es ihr die göttliche Gnade gemacht hat, zur sicheren Ruhe zu gelangen. Es ist ja allerdings schwer, daß ein Gelehrter in's Himmelreich komme, denn wir können es heut zu Tage in allen Zeitschriften lesen, ein Gelehrter sey ein solcher, der von der kindlichen Unmittelbarkeit des Glaubens zur Vermittelung des Erkennens fortgeschritten, unmöglich wieder zu jener früheren Einfalt zurückkehren könne. Mich dünkt übrigens, da alle von der Einfalt des Evangeliums abweichenden Geistesrichtungen, nach dem göttlichen Wort gerichtet, nur auf den Stolz des menschlichen Herzens zurückgeführt werden dürfen, so habe es im Ganzen so ziemlich Einer so schwer wie der Andere, um zur demüthigen Unterwerfung gegen Jesus Christus, als die alleinige Weisheit, zu gelangen. Der Hauptunterschied scheint mir nur der, daß jener natürliche Hochmuth des Menschen bei dem Einen so zu sagen nur noch crude nade vorhanden ist, während er bei dem Anderen schon civilisirt ist, und in den verschiedenen wissenschaftlichen Zeitrichtungen lustig sich ergeht. Also unbedingte Beugung alles Verstandes und aller Vernunft gilt es unter Gottes Wort, und wo wir sie finden, wollen wir nicht messen, wie leicht oder wie schwer sie erlangt, sondern den Herrn preisen, der sie gegeben, wo wir sie nicht finden, wollen wir trauern, hoffen und bekennen, aber nicht richten.

Ich glaubte diese etwas weitläufige Auseinandersetzung nicht umgehen zu dürfen, um einen desto sichereren Grund zur Rechtfertigung der Lehre unserer Kirche, oder vielmehr der ihr unbedingt zugethanen jüngeren Theologen zu legen. Denn die älteren bedürfen natürlich meiner in diesem Falle anmaßlichen Vertheidigung nicht. Ich bin nun der festen Überzeugung, daß Jeder, der auf die oben bezeichnete Weise den vollen Gehalt

der heiligen Schrift im demüthigen Glauben in die Tiefe seines Gemüthes aufgenommen, an keiner von allen wesentlichen Lehren der Bekenntnisschriften unserer Kirche den geringsten Anstoß nehmen wird, sondern daß sie ihm vielmehr im Gegensatz gegen Arianismus, Pelagianismus, Romanismus und alle sonstigen häretischen Richtungen, in welchen er nicht bloß einen damals zeitgemäßen und zufälligen, sondern einen stets sich gleichbleibenden und nothwendigen, wenn auch in individuell temporeller Form erscheinenden Gegensatz gegen das Evangelium erkennt, im Gegensatz zu solchen Richtungen werden also jedem einfältigen Glaubenden die Bekenntnisschriften unserer theuren Reformatoren am klarsten, reinsten und bestimmtesten die in der heiligen Schrift wirklich enthaltenen Glaubenssätze auszusprechen scheinen; ja wo etwa die kirchliche Fassung des Dogma über die in der heiligen Schrift enthaltene, mehr nur dem unmittelbar praktischen Bedürfnisse angemessene Darstellung hinauszugehen scheint, wie etwa in der Lehre von der Dreieinigkeit, da wird er doch willig anerkennen, daß die kirchlich-dogmatischen Bestimmungen nichts Anderes sind, als die einfachste, nothwendigste Reflexion auf den in die Tiefe des christlichen Bewußtseins aufgenommenen Lehrgehalt der heiligen Schrift. Es ist ja ganz gewiß, daß, wenn Luther mit nicht zu überwindender Sicherheit nicht bloß im Allgemeinen am Glauben an Jesus Christus, als der Welt Heiland, der der sündigen Menschheit eine neue göttliche Lebensquelle geworden, sondern an der streng dogmatischen Bestimmtheit seiner Glaubenssätze festhielt, obgleich er überall mit vollkommener Aufrichtigkeit und Wahrheit hinzufügte, er sey zu jeder Zeit bereit, sich aus der Schrift widerlegen zu lassen, er nicht bloß meinte, daß der Glaube in der Bestimmtheit, wie er ihn lehrte, allerdings mit der Schrift übereinstimme, sondern daß auch nichts Anderes damit übereinstimme. Seine Äußerung gegen Melanchthon in der letzten Zeit seines Lebens beweiset dies auf das Entschiedenste. Er bekannte selbst, im Abendmahlsstreite zu hart mit Zwingli verfahren zu seyn, aber er wollte auf Melanchthon's Anfrage diese seine Äußerung nicht veröffentlicht wissen, weil sie leicht mißverstanden werden könnte, als meinte er in der Sache geirrt zu haben, und er wolle nicht seine Ehre auf Kosten der göttlichen Wahrheit retten. — Also auch wir wollen nichts als Gottes Wort, wir sind nicht Augustin's, nicht Luther's, nicht Calvin's Knechte, aber sie sind uns Knechte Gottes, die gewürdigt wurden, nebst vielen tausenden Zeugen und Dienern des Herrn vor und nach ihnen, die Tiefen der unveränderlichen Wahrheit Gottes in seinem geoffenbarten Worte zu erkennen und zu bekennen. Unsere Hingabe an das Bekenntniß unserer Kirche ist also durch Gottes Gnade unsere freie That. Uns gilt Menschauctorität Nichts, wir wissen aber, daß wir ein festes prophetisches Wort haben, welches nicht bloß unsere Herzen, sondern zu allen Zeiten die Herzen vieler fest gemacht hat. Mit demselben Rechte, als man uns oft sklavische Anhänglichkeit an Luther schuld gibt, scheint mir, hätte man Luther der unfreien Hingabe an Augustin bezüchtigen können, und ist es ihm nicht in neuerer Zeit von so manchen Seiten

vorgeworfen worden, daß er nur bis auf Augustin zurückreformirt, eine Beschuldigung, die doch gewiß alle unsere christlichen Brüder ablehnen werden. — Man kann zuversichtlich fragen, zu welcher Zeit der christlichen Kirche es wohl je so sehr ohne alle Nebeninteressen das ausschließliche Streben gewesen sey, rein und ganz auf Gottes Wort zurückzugehen, als zur Zeit der Reformation? Wir geben ja gerne den ungeheuren Fortschritt der grammatischen Bildung in unseren Tagen zu; aber wir glauben, die Reformatoren hatten Sprachkenntnisse genug, um so zu sagen im unmittelbaren Wurfe den Sinn der Schrift richtig zu treffen, und waren sie auch nicht an allen einzelnen Stellen vor irrthümlicher Auffassung geschützt, so hatten sie doch den viel wesentlicheren Vorzug vor uns voraus, daß sie wohl nirgends gegen den Geist der heiligen Schrift interpretirten, so tief waren sie in denselben eingeweiht und eingelebt. Wir sind gewiß, je schärfer und strenger sich unsere Erregung in sprachlicher Hinsicht ausbilden wird, desto mehr werden wir auf die Resultate zurückkommen, die schon jedes Kind in seinem Lutherischen Katechismus kennen gelernt. Der musterhafte Commentar von Harless zum Epheserbrieft liefert davon, dünkt mich, den schlagendsten Beweis. Auch erkennen das ja nach und nach grade die philologisch am tüchtigsten gebildeten Männer von der rationalistischen Parthei willig an, die freilich auf eine unser Gemüth tief verwundende Weise mit schneidender Kälte den Schriftinhalt sich objectiviren, und bei so wenig subjektivem Antheile es wohl leichter haben, den eigentlichen Sinn der Schrift, der ihnen ein äußerlicher bleibt, herauszufinden und ergetisch zu begründen.

Indem wir nun allerdings mit freudiger Gewißheit an dem Bekenntniß unserer Kirche festhalten, müssen wir doch den Vorwurf, daß wir einer alleinseligmachenden Dogmatik zugethan seyen, insofern ablehnen, als wir überall, wo wir auch nur die Anfänge der Liebe und Hingabe an den Heiland finden, in noch viel höherem Grade, als bei entschieden Ungläubigen, auf die göttliche Gnade hoffen, indem wir wissen, daß der Herr, dem Niemand etwas zuvor gegeben und dessen Barmherzigkeit keine Schranken hat, auch in einer Kürze jedem Schwachen mehr geben und offenbaren kann, als wir für uns selbst nur ahnen und ersehnen mögen. Auch wissen wir, daß manches Herz mehr Glauben als Erkenntniß hat, und daß der Herr das Herz ansieht, aber doch wird Jeder, der stille horchend zu des Meisters Füßen sitzt, auch zunehmen an fester Wissenschaft des Glaubens. — Auf irgend einen alleinseligmachenden Glauben übrigens, scheint mir, muß ja jeder Christ doch zuletzt kommen; er muß doch den Glauben an Christum als den alleinigen Grund der Seligkeit festhalten, mag er auch den Inhalt dieses Glaubens auf sein Minimum reduciren; er muß doch wenigstens verlangen, daß anerkannt werde, in Christo habe das Urbild der Menschheit sich geschichtlich realisirt, Er sey der allein Sündlose, die Menschen hingegen vermöchten nicht aus eigener Kraft Gott wohlgefällig zu werden, sondern nur insofern sie in Lebensgemeinschaft mit Christo treten, und sein göttliches Selbstbewußtseyn immer mehr zu dem ihrigen machen. Wer dies

nicht glaube, den könne Gott nicht anders als verdammen. — Denn daß wir bei dem Einzelnen die Hoffnung auf die göttliche Gnade nicht fahren lassen, das ist ja etwas allen Christen Gemeinsames.

Indem wir nun aber dem zugethan sind, was Herr Dr. Neander ausschließlich eine alleinseigmachende Dogmatik nennt, denken wir damit wahrlich kein „neues Papiſthum“ aufzurichten, das die Geister, die Gott geschaffen hat in unendlicher Mannichfaltigkeit zu seiner Verherrlichung und deren Leitung er sich vorbehält, am Gängelbände führen zu können meint.“

Wir erkennen ja die verschiedenen menschlichen Eigenthümlichkeiten, als ursprünglich von Gott geschaffen, in ihrer Nothwendigkeit und Berechtigung vollkommen an, wofern sie nur sich rein erhalten, d. h. wofern sie ihre relative Berechtigung nicht als Schranke gegen die absolute Berechtigung der göttlichen Wahrheit aufrichten, sondern sich dem Worte Gottes unbedingt unterordnen. Ja wir glauben, daß jede Eigenthümlichkeit nur dann erst sich ihrer selbst recht klar bewußt und durch den Sohn Gottes wird frei gemacht werden zur gesegneten Wirksamkeit für sein Reich. Wo aber eine Eigenthümlichkeit, wenn auch in wissenschaftlicher Form, sich dem Worte Gottes entgegensetzt, und das nicht Unglauben genannt wissen will, sondern nur individuell berechtigte Auffassung oder wissenschaftliche Vermittelung, da müssen wir freilich feierlichst und mit aller Entschiedenheit im Namen des göttlichen Wortes dagegen protestiren. Somit stützen wir uns auf keine menschliche, sondern auf göttliche Auctorität, und nur das erste ist das Wesen des Papiſthumes. Wir wollen ja keine Person mit Feuer und Schwerdt vertilgen, sondern sie richten mit dem Schwerdt des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

Gehen wir in die früheren Jahrhunderte der christlichen Kirche zurück, so müssen wir gewiß in einem Manne wie Drigenes christliche Frömmigkeit, Liebe zum göttlichen Worte und eine weitverbreitete Wirksamkeit im Dienste des Herrn freudig anerkennen; daß er aber bei alle dem nicht auch sein theuerstes Kleinod verkaufen wollte, daß er seine platonische Bildung nicht dem Herrn zum Opfer brachte, das können wir nur als Sünde strafen, selbst wenn wir zugeben, daß der Herr nach seiner unendlichen Weisheit und liebenden Herablassung zu den Schwächen der Menschen jenen großen Kirchenlehrer gerade auf jener Entwicklungsstufe, auf der er stand, als ein besonderes, für seine Zeit geschicktes Werkzeug gebrauchte, um Viele zu dem Glauben an ihn zu führen, der, ohne menschliche Zuthat ihnen vorgesetzt, eine noch zu starke Speise für sie gewesen wäre.

Darauf kommt dann doch am Ende der ganze Streit zurück, daß alle Christen die Richtungen der Zeit nach dem Worte Gottes messen, der Unterschied aber besteht darin, daß wir meinen, unsere Kirche habe in ihren Bekenntnißschriften den unveränderlichen Christinhalt bestimmt und unverfälscht schon lange ausgesprochen, während Andere glauben, in den meisten, uns freilich wesentlich erscheinenden Punkten von diesem kirchlichen Bekenntnisse abweichen zu dürfen, ohne mit der Schrift zu zerfallen. Sie sollten uns, die wir allerdings auf objektive Be-

rechtigung Anspruch machen, doch wenigstens eine subjektive Berechtigung zugestehen, d. h. einsehen, daß wir von unserem Standpunkte aus, so sehr wir auch alle christlichen Entwicklungsstufen anerkennen, doch nicht anders als in einem gewissen Sinne ausschließlich seyn können. Wir wollen ja gerne alle Symbole als Menschenwerk preisgeben, wenn uns nur nicht unter dem Namen der Symbole der volle Inhalt des göttlichen Wortes verkürzt werden sollte.

Was nun schließlich die Warnung vor anmaßendem Absprechen oder Geistessträglichkeit betrifft, so können wir dieselbe mit aufrichtigem Danke aufnehmen, ohne doch unsere eigentliche Glaubensrichtung dadurch berührt zu finden. Einem jungen Theologen namentlich geziemt vor Allem, neben der Demuth gegen Gottes Wort, im Verhältnisse zu Menschen wahre und herzliche Bescheidenheit. Aber jede eigenthümliche Tugend hat ihre eigenthümliche Versuchung. — Das Extrem der Festigkeit ist Anmaßung, nur Gott Lob! ein nicht nothwendiges Extrem. Gottes Gnade kann auch ein jugendliches Herz recht klein und stille machen, und dann, denke ich, kann auch der Jugend, wo sie nur willig ihren Fehler bekennt, schmerzlich bereut und redlich bekämpft, wohl auch etwas Besonderes zu Gute gehalten werden. Was nun die größere oder geringere Geistesanstrengung betrifft, so müssen wir in der That ja anerkennen, daß jeder wissenschaftliche Theologe heutiger Zeit die Pflicht hat, mit allen vorhandenen Richtungen sich auf das Genaueste bekannt zu machen, ihr Princip und ihre nothwendigen Consequenzen ganz zu begreifen, das Verhältniß dieses Principes und dieser Consequenzen zum christlichen Glauben scharf zu bestimmen, und alles davon Abweichende sowohl von seinem eigenen Mittelpunkte aus, als auch vom Standpunkte des christlichen Principes zu überwinden. Auch die kirchliche Theologie muß sich streng die Aufgabe stellen, der jedesmal in der Zeit vorhandenen Gegensätze durch wissenschaftliche Widerlegung sich zu bemächtigen, und sie hegt die festeste Zuversicht, daß ihr Glaube, der ihr das unmittelbar Gewisse ist, auch keine wahrhaft berechtigte wissenschaftliche Vermittelung zu scheuen hat. Aber man kann, dünkt mich, von einem jüngeren Theologen eben so wenig als von einem älteren verlangen, daß er seinen Glauben, selbst wenn er ihm durch göttliche Gnade schon frühzeitig fest geworden, so lange im Schwanken erhalten solle, bis er erst alle vorhandenen wissenschaftlichen Richtungen innerlich durchgemacht oder doch genau durchgeprüft. Diese Prüfung ist für ihn zwar, will er anders je der Wissenschaft dienstbar werden, unerläßliche Pflicht, aber sie ist nicht nothwendig ein prius, sie kann auch ein posterius seines Glaubens seyn. Ich wünsche es meinen jungen Mitbrüdern von ganzem Herzen, daß sie nicht zu lange von jedem Winde der Lehre hin und her bewegt werden mögen, sondern daß der Herr sie je früher je lieber durch seinen göttlichen Geist in den sicheren Hafen des festen Glaubens führe. Wer nur den dem göttlichen Worte entgegenstehenden Hochmuth aus seinem Herzen vertilgt hat, der hat alle dem Evangelium entgegenstehenden wissenschaftlichen Richtungen in ihrem Keime und mit der Wurzel ausgerissen. Übrigens

glaube ich, wird schwerlich irgend einer von uns Jüngeren so leicht davon kommen, ohne einen größeren oder geringeren Tribut der Zeit gezahlt zu haben; ist es aber erfahrungsmäßig, daß wir ad unum fere omnes erst die verschiedenen Zeitrichtungen durchwandern müssen, ehe wir den Weg zur Kirche finden, so kann uns ja Lässigkeit im Suchen nicht Schuld gegeben werden. Die Präsumtion der Geistessträglichkeit scheint mir übrigens um so weniger gegen die kirchlichen Theologen vorhanden, da ja alle anderen Richtungen, die mehr einseitig auf Reflexion, oder Gefühl, oder Spekulation basirt sind, so zu sagen die Luft sind, in der wir heut zu Tage geboren werden und athmen, so daß es gar nicht so schwer ist, sie zu finden und sich ihnen hinzugeben. Ja wer dennoch in dieser der Natur so gemäßen, reinen, freien Gottesluft über beklommene Respiration zu klagen wagt, der hat denselben Spott zu fürchten, wie weiland jener Mann, der sonst ganz redlich und brav, doch das Unglück hatte, keinen Schatten zu besitzen. Die Kirchenluft hingegen wird uns ja überall als schwül und dumpfig vorgestellt, woher sollte denn uns Jüngeren, die wir doch vorzugsweise gern unter Gottes schönem Himmel uns ergehen, die Neigung kommen, so ohne weitere Untersuchung lichtscheu in jene dunklen Kirchenhallen uns zu vergraben.

Dies, verehrter Herr Doktor, ist meines Herzens Meinung. Ich bitte Sie noch einmal, nur in dem Falle, als Sie einen, wenn auch nur geringen Segen und keinen Unfrieden davon erwarten, diese Zeilen zu veröffentlichen. Habe ich mich in der Bewegung meines Gemüthes zuweilen im Ausdrucke vergriffen, so bitte ich Sie, zu streichen und zu verändern, so viel Ihnen gut dünkt. *) Oft dachte ich selbst ein möglicher Weise Anstoß gebendes Wort zu bessern, doch schien mir dann die Entschiedenheit der Ansicht oder der Durchführung darunter zu leiden.

Ich darf nicht erst mit der Versicherung der großen Verehrung, die ich für Herrn Dr. Neander hege, noch mit der freudigen Anerkennung seiner so reich gesegneten Wirksamkeit für die Kirche Christi schließen; es müßte ja mit Recht als eine strafbare Anmaßung von meiner Seite erscheinen, nicht nur wenn ich die so seltenen Verdienste des allgemein gefeierten Mannes verkennen, sondern auch, wenn ich sie erst anerkennen wollte.

Der Herr binde unserer Aller Herzen in aufrichtiger Liebe zusammen und schenke uns gegenseitige Geduld! Auch wir bedürfen diese ja recht sehr von Seiten aller unserer christlichen Brüder! Ich bin u. s. w.

M a c h r i c h t e n .

(Baiern.) Es wird wenige Zeitungen geben, in welche nicht die Nachricht von einem Morde, den ein Fabrikarbeiter zu Erlangen, Na-

*) Der Herausgeber hat sich nicht veranlaßt gefunden zu ändern oder zu streichen.

mens Werlein, an seinem zwölfjährigen Sohne verübt hat, übergegangen wäre; allein die meisten folgten einer absichtlich entstellten Erzählung, nur die Münchener politische und die Augsburger Allgemeine Zeitung theilten die Thatfachen nach der Wahrheit mit. Da nun auch die Darmstädter Allgemeine Kirchenzeitung ohne Kritik die falschen Nachrichten wiedergegeben hat, so wird es nöthig, noch einmal darauf zurückzukommen, und die Wiederholung bekannter Dinge möge um des Zusammenhangs willen Entschuldigung finden.

In den ersten drei Tagen nach der That war Jedermann der Ansicht, daß sie aus einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Schwärmerei hervorgegangen sey. Die Auszweifungen des bedauernswürdigen Mannes auf dem Wege zum Gefängniß: „Gott hat mir's befohlen — ich bin Jesus — ich bin Jakob's Sohn,“ die Gerüchte, die sich von seinem ersten Verhöre verbreiteten, wonach er das Protokoll im Namen des dreieinigen Gottes unterzeichnet hätte und dergl., leiteten ungewungen dazu. Nur wußte man sich nicht zu erklären, wie er zu dieser Gesinnung gekommen seyn sollte. Denn es bedarf doch einer längeren Vorbereitung, einer gewissen Zeitigung verschrobener Vorstellungen, bis es zu solchem Ausrufen kommt. Bei diesem Manne hatte man aber nie wahrgenommen, daß ihm Christenthum und Kirche besonders am Herzen gelegen wären. Er ging nicht einmal regelmäßig in die Kirche, noch zum Tisch des Herrn, hatte keine Hausandacht und keinen Umgang mit ernstgesinnten Christen. Dagegen war es bekannt, daß er seinen Wochenlohn, mit dem er wohl gleich so Vielen hätte durchkommen können, in den ersten Tagen vertraut und verspielt und dann die ganze Woche mit seinen drei Kindern darben mußte.

Die nähere Erkundigung nach seinem früheren Leben brachte allmählig Licht und Zusammenhang in diese einander widersprechenden Thatfachen. Es ergab sich, daß der Unglückliche sich von einem Fluche belastet fühlte, von welchem er sich nicht zu befreien wußte. Er soll seine nachmalige Frau, die bei einer Tante auferzogen wurde, verführt haben. Die Tante, welche der Heirath entgegen war, belegte ihn daher mit einem fürchterlichen Fluche. Der ermordete Sohn war das erstgeborene Kind. Fortwährende Kränklichkeit der Frau und mancherlei Unglücksfälle schienen ihm die Folgen jenes Fluches zu seyn. Vor etwa fünfviertel Jahren starb die Frau und seitdem ging das Hauswesen immer mehr zurück. Um sich wieder aufzuhelfen, machte er mehrere Heirathsanträge, aber Niemand wollte den herabgekommenen Wittwer mit drei Kindern. Auch dies wurde dem Fluche zugeschrieben. Er suchte sich durch Beschwörungen, durch Amulette und dergleichen abergläubische Mittel zu helfen, aber seine Seele fand keine Ruhe. Einige Tage vor dem Morde glaubte er von Erscheinungen jener Tante und durch spuchhaftes Klopfen im Hausgeräthe verfolgt zu werden. Die Angst verwirrte seinen Geist, der Fluch schien eine wirksame Sühne zu fordern; aber noch kämpfte die Liebe zu den Kindern mit dem feimenden Gedanken einer selbsterwählten Erlösung. Die Magd seines Hausherrn, die er gerne zur Frau haben wollte, hielt er für seinen Schutzengel und ihre Gebete für kräftig zur Vertreibung des Gespenstes. Am Tage vor der That fragte er sie, ob sie nicht ihn und seine Kinder erretten wolle. Von den Kindern forderte er, sie sollten vor dieser Magd niederfallen und sie anbeten, weil sie sein Engel sey. Er arbeitete an diesem Tage bis 10 Uhr Abends in der Tabackfabrik, wo seine Verwirrung wohl bemerkt wurde und bei dem Werkmeister Besorgniß erregte. In der Nacht fiel seine Pein auf's Höchste und verließ ihn auch nicht mehr als der Morgen des 24. Decembers andrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 9. März.

N^o 20.

Über Möhler's Symbolik.

(Fortsetzung.)

Wenn Herr Dr. Möhler in solchen Darstellungen der beiden Hauptreformatoren S. 160. nur einen „liebenswürdigen Widerspruch mit dem Lutherischen Begriff der Rechtfertigung“ findet, so hätte ihn schon dies bedenklich machen sollen, daß die in dem Artikel von der Rechtfertigung so strenge Concordienformel eben jene von Luther selbst in extenso aufgenommen hat (S. 701.). Jeder scheinbare Widerspruch der Aus- und Einschließung der guten Werke im Verhältniß zur Rechtfertigung schwindet durch den schon oben erhärteten Satz, daß der rechtfertigende Glaube sie um so wirksamer hervorbringt, je weniger er sie voraussetzt.

So wie nun aber ein Bach nicht in die Quelle, aus der er entspringt, zurückfließt, so haben auch die aus dem rechtfertigenden Glauben hervorgehenden Werke und Tugenden keine rückwirkende Causalität desselben; vielmehr müssen sie fortwährend auf ihn, nicht aber er auf sie sich gründen, oder mit anderen Worten: die Heiligung des Menschen, deren Wesen die thätige Liebe ist, muß immerfort lebendig entspringen aus dem Bewußtseyn der durch die umsonst rechtfertigende Gnade vermittelten Liebesgemeinschaft mit Gott, und nicht darf umgekehrt die Zuversicht, gerechtfertigt zu seyn, auf dem Stande unserer Heiligung stehen, welcher dadurch, die Rechtfertigung tragend, statt von ihr getragen zu seyn, sein Fundament verlieren würde. Dies ist nothwendig aus zwiefachem Grunde. Erstlich gibt das sich selbst beschauende Bewußtseyn der Gerechtigkeit oder Genugsamkeit unseres Seyns vor Gott, welches darum auch der ursprünglichen Unschuld und Vollkommenheit der ersten Menschen fremd war, allem Guten in uns einen Anhauch von Selbstgefälligkeit, welche sofort seine Reinheit trübt, sein Wachsthum hindert und vom eigenen Gefallen leicht zum Fallen führt, wenn es nicht selbst schon gefallen ist. Herr Dr. Möhler selbst bemerkt hierüber ganz richtig S. 194.: „Die Unschuld, die sich selbst in's Bewußtseyn aufgenommen, geht gewöhnlich in eben diesem Akte verloren,“) und die Reflexion, ob das Werk, das man zu verrichten im Begriff steht, wirklich ein reines sey, macht es nicht selten unrein, daher denn auch der Heiland sagt: deine Rechte wisse nicht, was die Linke thut.“ Luther sagt darüber irgendwo sehr zart: So wie ein reiner Spiegel durch den leisesten Hauch, so wird die Unschuld schon durch das bloße Ansehen getrübt. Darum, was auch die Hei-

ligung für Früchte des Geistes in uns erzeugen möge, nie soll der eigene Blick mit rechtfertigendem Wohlgefallen darauf ruhen, nie sich selbst im eigenen Licht bespiegeln, sondern mit dem Abblicke des Glaubens immer von sich weg in das heilige Uelicht der Gnade schauen. Und wenn wir daher auch mit dem Apostel sprechen könnten: ich bin mir wohl nichts bewußt, so müßten wir doch auch eben so mit ihm sprechen: aber darin bin ich nicht gerechtfertigt. — Wir können zweitens um so weniger durch unsere Heiligung gerechtfertigt seyn, da sie, stets zu wachsen bestimmt, nicht nur in jedem Momente unvollendet, sondern auch, wegen der persönlichen Identität des alten und neuen Menschen, stets noch mit nachwirkender Sündhaftigkeit behaftet ist, deren unser eigenes Bewußtseyn, und, wenn dieses schweigen sollte, das Gesetz Gottes uns anklagt. Die Erneuerung des Menschen ist nicht bloß eine Geburt, aus der er allmählig emporwächst, sondern eine Wiedergeburt, bei welcher das alte sündige Wesen, durch die Rechtfertigung vom Tode zum Leben gewendet, in ein neues sündloses umgewandelt werden soll, was, da das ganze successiv und vielseitig entwickelte Daseyn in bewusster Mitwirkung des Wiedergeborenen erneuert werden soll, auch nur successiv nach den verschiedenen Seiten und Tiefen des sündlichen Verderbens hin geschehen kann, es sey denn, daß durch außerordentliche Gnadenwirkungen in articulo mortis, wenn das ganze Leben gleichsam in Einen Punkt gebrängt ist, oder, wenn es sonst Gott gefällt, Ausnahmen von der Regel und Ordnung des Heils statt finden. Der Wiedergeborene ist ein Genesender, in dem das neue Princip der Gesundheit wirkt und waltet, aber auch noch die Folge der alten besiegten Krankheit nachwirkt, so daß allem seinem Thun noch immer die rechte gesunde Kraft fehlt, wodurch es eben noch fehler- oder sündhaft ist. Nicht das Werk an sich ist Sünde, noch weniger das, was an ihm dem Gesetz entspricht und dem neuen Menschen angehört, welches vielmehr lobenswerth ist, sondern das, was ihm noch von Schwäche und Selbstsucht des alten Menschen anhängt; id, quod minus est, quam debet, vitium est, wie Augustin sagt. So ist der Satz Luther's zu verstehen: justas in omni bono opere peccat, d. h. er thut nichts Gutes, an dem nicht immer noch ein Fehler, ein Gebrechen wäre, und eben wegen dieser vitiositas adhaerens kann er durch kein Werk und keine Tugend vor Gott gerecht seyn, sondern nur durch dessen vergebende Gnade um Christi willen, die der Glaube erfaßt. Ohne diese steht er vor dem Richtersthule des Gesetzes, welches jede Abweichung als Sünde zeugt, und wo Sünde ist, nicht rechtfertigen, sondern nur verurtheilen kann; denn keine Sünde gegen Gottes Gesetz ist durch sich selbst, durch ihre eigene Kleinheit oder Unbedeutendheit, oder

*) Dasselbe gilt von der Demuth, der daher eben so wenig ein Verdienst der Rechtfertigung beigelegt werden darf.

durch anderweitige Verdienste, Tugenden und Genüthungen des Menschen, sondern jede nur durch die Gnade Gottes eine lässliche. Dazu kommt, daß die Sünden der Wiedergeborenen nicht bloß in äußeren Verfehlungen ihres Willens gegen Außenwerke des Gesetzes bestehen, sondern daß sie ihren Grund haben in der noch ungenügenden Erfüllung der Summa des Gesetzes, nämlich der Liebe Gottes von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüthe. Eine ungenügende, nicht volle Erfüllung ist aber streng genommen — und so nimmt es das Gesetz immer — eine Nicht-Erfüllung, und diese kann den Menschen nicht gerecht machen. Es fehlt aber nicht bloß, wie alle Frommen klagen, die vollkommene Liebe, sondern sie fehlt eben darum, weil in dem Herzen noch Reste der alten, zwar gebrochenen, aber noch nicht völlig erstorbenen Selbstsucht haften. Jener Defekt und dieser Affekt, die in ihrer ungebrochenen Herrschaft das Wesen der vor der Wiedergeburt herrschenden Erbsünde ausmachten, sind jetzt noch die Überbleibsel derselben und als solche sündlich, weshalb sie auch fortwährend von den Geheiligten bekämpft werden müssen. Das Tridentinum läugnet weder sie noch den Kampf; aber das Wesen der Erbsünde überhaupt verwerfend, läugnet es durch einen Nachspruch den sündlichen Charakter der Concupiscenz in den Getauften, indem es sie als eine bloß sinnliche Affektion betrachtet, die, obwohl zur Sünde hinneigend, doch nur durch thätige Einstimmung des Willens in ihre Reize zur Sünde (*peccatum actuale*) würde, bekämpft aber, dem Menschen ein um so größeres Verdienst erwerbe. Sess. V. 5. Diese Ansicht, welche die das ganze Wesen des Menschen umfassende Harmonie der wahren Gerechtigkeit und Gottähnlichkeit verkennet, und in einem modernen Pelagianismus, der gleichfalls den höchsten Werth der Tugend in die Bekämpfung der Sinnlichkeit durch Vernunft und Freiheit setzte, vielen Anklang findet, wird von Herrn Dr. Möhler, welcher dualistisch die böse Concupiscenz nur als eine vom Körper ausgehende Sollicitation zur Sünde betrachtet, entschieden in Schutz genommen, wogegen wir uns erlauben, auf unsere früheren anthropologischen Artikel zu verweisen. Eben das, was das Tridentinum die *infirmas et indispositio* des Geheiligten nennt, und unser Gegner als Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit desselben mehrfach zugibt, nennen und müssen wir, unserem strengeren und umfassenderen Begriffe von der Sünde gemäß, die noch übrige Sündhaftigkeit desselben nennen. Obwohl sie nun durch die Gnade vergeblich ist, so heben doch die aus ihr entspringenden *peccata infirmitatis, praecipitantiae et ignorantiae*, die insofern *peccata venialia* genannt werden können, den Gnadenstand der Rechtfertigung nicht auf, der nur mit den *peccatis contra conscientiam* nicht bestehen kann, weil die mit bewusster Absicht gegen das Gewissen geschehende Sünde dem Bewußtseyn der rechtfertigenden Gnade oder dem Glauben widerstreitet und ihn aufhebt, so daß der Gefallene von neuem einer gründlichen Buße und Bekehrung bedarf. Dies ist sehr bestimmt symbolische Lehre der Protestanten, wie Herr Dr. Möhler selbst in seiner Gegenschrift gegen Herrn Dr. Baur S. 214. anerkennen muß, obwohl er die so oft

zurückgewiesene Meinung, *sicem stare posse cum peccato mortali*, dennoch dem protestantischen Systeme aufbürden will, weil es den Begriff der Todsünde nicht ihrem Inhalte nach (der sehr mannichfaltig seyn kann) näher bestimme, während doch gerade der abwechselnd damit gebrauchte Ausdruck *peccatum contra conscientiam* eine hier völlig genügende Begriffsbestimmung gibt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Erlangen, den 28. Februar 1836.

Mit Bezugnahme auf die in der Eb. R. Z. Nr. 10. d. J. enthaltene Nachricht aus Königsberg finde ich mich zu folgenden Mittheilungen über mein Verhältniß zum Prediger Ebel veranlaßt.

Im Herbst 1821 kam ich nach Königsberg und lernte den Prediger Ebel als einen sehr einflussreichen, begabten Geistlichen kennen, dessen Predigten mich ungemein anzogen. Im Pfingsten 1822 kam ich in nähere Bekanntschaft mit ihm und hörte ernste Mahnungen zu einem heiligen, selbstverläugnenden Leben in seinem Kreise. Nach der religiösen Anregung, die mir schon früher geworden war, schien seine Wirksamkeit mir nur einen stark geistlichen Charakter zu tragen. Inzwischen bekam ich schon damals unheimliche Eindrücke von etwas im Inneren des Kreises, der sich um den genannten Geistlichen gesammelt hatte, Vorgesagtem; und da überdies das theosophische System Schönheerr's in Schutz genommen ward, so trennte ich mich bereits im Sommer 1823 von Ebel. Bei genauer Prüfung mußte ich mir indeß gestehen, daß die unheimlichen Eindrücke auf Täuschung beruhen könnten und daß, wenn Mancher eine Philosophie mit seinem Glauben zu vereinigen suche, ohne daß man sich deshalb von ihm trennen dürfe, einem Andern auch wohl eine Theosophie zugestanden werden könne; endlich besorgte ich, es möchte der Wunsch, von der Schmach frei zu werden, welche damals Ebel und Alle, die ihm näher standen, zu tragen hatten, auf meine Trennung von ihm gewirkt haben. Ich näherte mich ihm daher bald wieder in der doppelten Absicht, erstlich von der Einsicht und Erfahrung, die man allgemein bei ihm voraussetzte, zum Theil meiner Seele zu lernen, sodann aber auch zu erforschen, ob den unheimlichen Eindrücken, die ich empfand, etwas Wahres zum Grunde liege. In ersterer Hinsicht muß ich gestehen, daß ich nicht die wahre, allerdings in solcher Lage schwer zu bewahrende, Mitte festhielt; ich ließ mich von dem einfachen Glaubensgrunde, auf dem ich stand, abziehen. Indeß gab mir die Anschauung des schlichten, von allen selbstgemachten Spekulationen freien, religiösen Lebens, die mir auf einer Reise nach Deutschland im Herbst 1825 zu Theil ward, den klaren Blick zurück, und da mir inzwischen gewiß geworden war, daß, so wenig ich auch wegen des Mißtrauens, das man mir stets zeigte, glauben durfte, die Hüllen entfernt zu haben, welche die Geheimnisse des Kreises umgaben, meine Eindrücke wohlbegründet seyen; so konnte ich am Anfange des Jahres 1826 mich für immer trennen, ohne das drückende Bewußtseyn zu haben, mich ohne hinreichende Kenntniß seiner Eigenthümlichkeit, aus Menschenfurcht von einem Kreise fern gehalten zu haben, der so viel Ausbeute für das innere Leben zu versprechen schien.

An eine Denunciation konnte ich übrigens bei dieser meiner Trennung um so weniger denken, als schon 1814 das Consistorium in Königsberg eine Untersuchung gegen Ebel wegen seiner Lehre angeordnet, vom Ministerium in Berlin indeß den Befehl erhalten hatte, den Mann in Ruhe zu lassen. Strafbare Thatfachen waren mir aber bei meiner

Trennung nicht bekannt; erst nach derselben erfuhr ich dergleichen durch Andere. Wer aber die Schwierigkeit einer juristischen Beweisführung erwägt, wird gestehen müssen, daß ich auf die Mittheilungen Anderer hin, die nur meine Besorgnisse zur moralischen Gewißheit steigern konnten, unmöglich Ankläger werden durfte; zumal da Gerüchte der Art schon lange circulirten und die Behörden also Veranlassung genug gehabt hätten, selbst einzuschreiten. Erreicht aber die Verirrung einen gewissen Grad, so hat sie ihren stärksten Schutz eben in dieser Größe; Niemand glaubt, daß es möglich sey, so tief zu sinken. Zu allem diesem kam noch, daß Ebel bald nach der Veröffentlichung meiner Trennung, als er sah, daß alle Versuche, mich wieder zu gewinnen, fruchtlos waren, in eine schwere Krankheit verfiel, die ihn nöthigte, fast zwei Jahre auf die Ausübung seines Amtes zu verzichten, und geraume Zeit nachher noch sich ganz zurückgezogen zu halten.

Während dieser Reihe von Jahren schien Ebel's Kreis ganz aufgelöst zu seyn, die öffentliche Aufmerksamkeit wandte sich von ihm ab, und es schien Pflicht, der Hoffnung Raum zu geben, daß Gott durch diese Leiden eine Läuterung bewirkt habe. Die späteren Ereignisse zeigten indeß, daß dies nicht der Fall war. Die übriggebliebenen Glieder des Kreises hatten sich nur inniger verbunden und bildeten einen festgeschlossenen Körper. Schon seit 1831 wurden wieder einige neue Mitglieder gewonnen, im Jahre 1833 aber brach man offen los und breitete sich mächtig aus. Nach meiner ganzen Stellung mußte ich als der widerwärtigste Gegner erscheinen, um so mehr, da ich es für Pflicht hielt, Jedem, den ich bedroht sah, zu warnen, wodurch mehrere bedeutende Personen, die sich anzuschließen geneigt waren, ihnen entgingen. Die Äußerungen dieses Hasses liegen in den Schriften des Prediger Distel aller Welt vor Augen! Als ich im September 1834 Königsberg verließ, wendete sich dieser Haß gegen meine Freunde, offenbarte sich aber hier glücklicherweise so, daß ihnen möglich ward, ohne Denunciation die Sache vor die Behörden zu bringen. Alle Versuche des Kreises, die criminelle Untersuchung abzuwenden, schlugen fehl, und man kann endlich einem gerichtlichen Resultat entgegensehen. Daß dieses Resultat für die Angeklagten so günstig als möglich ausfallen möge, ist gewiß ein allgemeiner Wunsch; indeß ist sicher die Überzeugung eben so allgemein, daß es einer gründlichen und schonungslosen Untersuchung bedarf, um, was vorgefallen seyn möge, bis auf den Grund zu ermitteln.

Dr. Diehsaufen.

(Baiern.) (Fortsetzung.) Jedes Geräusch deutete er mit Entsetzen auf gespenstischen Pochen. Er bezeichnete die Thüren mit drei Kreuzen, wie es überall in katholischen Dörfern auf dem Lande zur Abhaltung von Spuk und Zauberei gewöhnlich ist. Hierauf zerschlug er einen Tisch, worin es nach seiner Meinung stets klopfte, in kleine Stücke und warf sie zum Fenster hinaus in den Hof. Ein Span, der am Boden lag, blieb an seinem Fuße hängen, da rief er erschrocken: „Schaut her, Kinder, das ist wieder die alte Maibel!“ Dann verriegelte er die Stube und ließ seine Tochter aus dem lutherischen Katechismus und aus dem Neuen Testament vorlesen. Man fand nachher das zwölfte Capitel des Evangeliums Matthäi aufgeschlagen. Während des Lesens klopften Knaben an die Thüre, um den ältesten Sohn herauszurufen. Er aber hörte auch hierin nichts als das Gespenst und rief entsetzt: „Geh nicht hinaus, sonst bist Du und ich verloren.“ Hierauf ging er heftig in der Stube auf und nieder, und setzte der Versuchung zum Worte den letzten schwachen Widerstand entgegen, indem er mehrmals zum Fenster hinausrief: „Ihr Leute helft, sonst muß ich's thun! — Mein Engel komm, Du kannst mich retten!“ Als aber Niemand kam, hörte man ihn rufen: „Jetzt

hab ich's dreimal gesagt, jetzt muß ich's thun!“ Sogleich legte er die Hand an seinen Sohn, den er sehr lieb gehabt haben soll. Dadurch, daß der Knabe sich wehrte, gewannen die beiden jüngeren Kinder Zeit, die Thüre aufzuriegeln und zu entspringen. Durch das Geschrei des Knaben wurde eine Menge Menschen herbeigetrieben; als man hinauf kam, fand man die Thüre wieder verriegelt, und auf das Begehren, er solle öffnen, rief er heraus: „Niemand soll kommen, als mein Engel, beim Hartmann!“ Da dies der Name des Hausherrn ist, so bleibt kein Zweifel, daß vor und nach der That unter dem Engel jene Magd zu verstehen ist. Der gleich darauf anlangenden Polizei öffnete er willig die Thüre und bekannte sich sogleich als den Thäter.

Aus diesen Thatfachen geht deutlich hervor, daß der finstere heidnische Aberglaube, der Mangel an aller christlichen Erkenntniß die Gräueltthat erzeugt hat. Um sich von einem Fluche zu lösen, weiß er kein anderes Mittel, als magischen Gebrauch von Zeichen und Worten, ganz in derselben Weise, wie wir es bei Völkern, die auf der untersten Stufe des religiösen Verfalls stehen, z. B. bei den Negern finden; auch die heilige Schrift und den Namen des dreieinigen Gottes gebraucht er nicht anders als jüdische Beschwörer, Scharfrichter, Schächer und alte Weiber, von welchen nicht wenige hier und in der Gegend, der Neologie zum Trost, noch immer ihr finstere Wesen treiben, und nicht allein unter dem niedrigsten Volke, sondern auch unter sogenannten Gebildeten, welche das allein Glaubwürdige nicht glauben wollen, eine zahlreiche Gemeinde finden. Bei allen diesen Leuten ist es stehende Vorstellung, daß man zur Lösung eines Zaubers, eines Fluches u. s. w. selbst etwas thun, daranzugeben, opfern müsse. Dimala beruhigen sie sich bei den auferlegten geringeren Opfern, aber nicht immer gelingt es. Die Angst kann sich zum Wahnsinn steigern und in der Opferung des Liebsten die einzige Rettung sehen, oder mit dem Selbstmord enden. Wir werden uns kaum täuschen, wenn wir Ähnliches bei dem vorliegenden Fall annehmen, wo der Anblick des Kindes stets an die Sünde, welche den Fluch hervorgerufen hatte, erinnerte, und der Versuch der Sühnung sich gar leicht auf die unschuldige Veranlassung desselben werfen konnte. Das amtliche Urtheil des Herrn Medicinalraths Dr. Küttlinger lautet dahin, daß die That in einem Anfall mit Manie verbundener Geisteserrückung, deren Grundlage Gespenstfurcht und Aberglaube waren, vollbracht worden sey, und das Gutachten des Herrn Defans Dr. v. Mumm on soll ganz damit übereinstimmen.

Wer mit dem Zustande unseres Volkes nur einigermaßen bekannt ist, dem kann ein solcher Ausbruch der herrschenden Vorstellungen nichts Befremdliches seyn. Ein Beispiel, wo der Aberglaube nahe daran war, auf die andere Weise, mit dem Selbstmord zu enden, mag einen weiteren Blick in diese Finsterniß werfen lassen. Eine Frau wünschte ihre Schwiegermutter dahin zu bringen, ihr das Häuschen, in welchem sie mit ihrem Manne wohnte, ganz zu überlassen und sich eine andere Wohnung zu wählen. Sie machte daher in einer Sylvesternacht schauerlichen Karm auf dem Boden der nahen Scheune, und bestärkte dann ihre Schwiegermutter in der Meinung, daß es spuke. Dadurch erreichte sie wirklich ihre Absicht. Nicht lange darauf kam sie mit einem todtten Kinde nieder, dessen Schwärze einen tiefen Eindruck auf sie machte und jureiß ihr Gewissen wegen des schändlichen Betruges aufregte. Als nach kurzer Zeit ihr Mann im Walde sich mit der Art tödtlich verletzte und starb, so wurde sie völlig überzeugt, daß ihr dies Alles zur Strafe geschehe. Eine unleidliche Unruhe und Angst ergriff sie; sie konnte des Nachts nicht schlafen; wenn sie einnickte, wurde sie durch furchterliche Träume bald wieder aufgeschreckt. Die Stube wurde ihr zu eng, sie lief hinaus in's Freie und trieb sich wie verwirrt zwecklos umher. Ihrem Hause vermochte sie nicht mehr vorzustehen, die Kinder waren ohne Nucht und Pflege. Sie brauchte viele Arzeneien, aber ohne Erleichterung; Amulette

und sympathetische Mittel aller Art, aber ohne Nutzen. Endlich wurde ihr der Fallmeister als ein sehr erfahrener Mann gerühmt, und sie zögerte nicht, sich unverweilt Rath's bei ihm zu erholen. Zu ihrem Erstaunen sagte er ihr Alles, was ihr fehle, und machte bedenklliche Miencn. Schwerlich werde ihr zu helfen seyn. Ob sie nicht große Neigung spüre, in's Wasser zu gehen? Sie war betroffen, daß er sogar dies wisse, und faßte sofort unbedingtes Zutrauen. Er versprach zulezt, darüber nachzudenken, wie ihr zu helfen sey, und entließ sie diesmal ohne weiteren Rath. Auf dem Heimwege kam sie in die Nähe des Flusses. Unwiderstehlich fühlte sie sich angezogen, sie ging grade darauf los und stürzte sich hinein. Im Wasser empfand sie, wie sie sagte, ein unaussprechliches Behagen. Aber Leute, die auf der Wiese arbeiteten, hatten sie bemerkt, eilten hinzu und zogen sie heraus. Als sie wieder zum Fallmeister kam, wußte er schon Alles und sagte ihr auch, wie ihr zu Muth gewesen sey. Dann gab er ihr nach vielen Umschweifen den Bescheid, es könne ihr nicht anders geholfen werden, als wenn ein reiner Geistlicher für sie bete und ihr die Hände auflege. Auf die Frage, wo sie diesen finde, wurde der Lutherischen Frau ein Mönch von vornehmer Geburt angewiesen. Gehorsam wanderte sie zu ihm. Der Mönch führte sie in die Kirche, las Gebete über ihr und legte ihr die Hände auf. Erleichtert ging sie von dannen, bewaffnet mit einem hölzernen Kreuzen, welches sie beständig an sich tragen sollte. Aber der Geistliche muß nicht rein genug gewesen seyn, denn seine Hülfe hielt nicht lange nach. Die Frau wurde grade wie vorher, ja noch ärger, und kam nun in's Spital. Als aber die ärztliche Hülfe wieder nicht anschlug, verlangte sie abermals nach dem Kloster gebracht zu werden. Es geschah, und diesmal machte man große Anstalten. In der todtenstillen, leeren, verschlossenen Kirche kniete die Lutherische Frau vor dem Altare; der Mönch hatte sich einen Gehülfen mitgenommen. Beide waren eifrig mit dem Vorlesen Lateinischer Gebete und mit dem Altardienste beschäftigt, als auf einmal am anderen Ende der Kirche ein furchtbarer Schlag geschah. Der Mönch sah seinen Gehülfen bedeutend an, fuhr aber nur um so eifriger mit dem Lesen der Gebete fort. Auf die Frau machte der Vorgang zwar großen Eindruck, aber Hülfe spürte sie nicht und wurde mit schlecht verhehltem Verdrusse entlassen. Sie lief nun auf mehrere Wallfahrtsörter, sogar in großer Entfernung, aber Alles war vergeblich; kein Geistlicher wußte ihr zu rathen noch zu helfen. So schleppte sie sich längere Zeit unter beständigen Versuchungen zum Selbstmorde hin. Evangelischer Zuspruch und Trost der heiligen Schrift gaben ihr endlich die verlorene Ruhe zurück; die letzten Amulette, welche sie trug, werden zur Erinnerung aufbewahrt. Wenn diese Frau im Wasser umgekommen wäre, würde man es dem Pietismus zur Last gelegt haben? Vielleicht, denn es verhält sich hier wesentlich eben so wie in der Geschichte des bedauernswürdigen Werlein.

Allen solchen Verirrungen liegt indeffen eine tiefe Wahrheit, ein unbefriedigtes Bedürfnis der menschlichen Natur zu Grunde. Das Schulbewußtseyn läßt sich nicht völlig erstickn, es erhebt sich oftmals wie ein Riese aus dem künstlich gehauenen, schöngetünchten Grabe und sprengt die Felsen des harten Herzens. Es ist das unauslöschbare Bewußtseyn der Trennung des Sünders von dem heiligen Gotte und der Nothwendigkeit einer vollgültigen Genugthuung für die Sünde. Dies Gefühl, wenn es der natürliche Mensch eigenwillig zu stillen sucht, war und ist die fruchtbare Quelle alles heidnischen Aberglaubens, der Witzungen und Peinigungen, der Furcht vor finsternen strafenden Gewalten und aller Erfindungen, dieselben zu begünstigen, von Verbrennung des Golepapiers bis zum Kindermord und Menschenopfern. Eine leichte und schlechte Vorstellung wäre es, diese durch die ganze

Heidentwelt gehenden Erscheinungen als Wirkungen einer durchaus nichtigen Einbildung zu fassen. Es macht sich dieses Gefühl stets und überall geltend; selbst mitten in der Christenheit auf die alte heidnische Weise, wenn der Mensch das einzige Heilmittel nicht mehr kennt, wie es jetzt so häufig ist. Er weiß sich dann seiner Angst nicht zu entleiben, die ganze Welt vermag ihm keinen Trost zu bieten. Das erzeugt bei Gebildeten den Charakter der Zerrissenheit, des inneren Unglücks und des Lebensüberdrußes; das vermaglose Volk aber stürzt es in den Aberglauben zurück. Für beide ist das einzige Heilmittel die Versöhnung durch Christum, die wahrhaft fröhliche Botschaft einer Befreiung von Schuld, Strafe und Sünde. Das Opfer, welches die menschliche Natur als nothwendig zur Tilgung der Schuld fordert, worin sie dem Rathschluß der göttlichen Liebe in rathloser Sehnsucht sich entgegenstreckt und damit das stärkste Zeugniß für ihren höheren Ursprung ablegt, ist Jesus von Nazareth. Sein Opfertod macht allem anderen Opfertod ein Ende. Ist die genugthuende Kraft desselben erkannt, so kann man an andere Genugthuungen, die ja nicht genügen, an verbienliche Ascese, als Witzungen, Geißelungen u. dgl. nicht mehr denken. Man ist durch Christi Opferblut frei von aller Schuld, gerecht vor Gott, furchtlos und fröhlich. Weit entfernt also, daß die Lehre vom versöhnenden Tode Christi gefährlich wäre, sind vielmehr diejenigen die grausamsten Feinde der Menschen, welche diese trostreiche Lehre unterm Schffel halten oder bekämpfen. Hätte Werlein das einzig gültige Opfer für die Sünde, das allen Fluch hinwegnimmt, gekannt, so hätte er sein Kind nicht getödtet, um sich selbst zu versöhnen.

Bei diesem grünelhaften Ausbruch des Aberglaubens trat denn auch das andere Extrem gottentfremdeter Gefinnung, der Unglaube, in seiner ganzen Wüthe hervor. Kaum war die That geschehen, so entstand auch das Geschrei: das sind nun die Folgen des Pietismus, dahin bringt der Mysticismus die Leute. Man kümmerte sich nichts darum, daß der Mann niemals im Geruche des Pietismus gestanden hatte. Eine Menge Lügen wurden erfunden und durch die Zeitungen ausgestreut. Werlein sollte durch das Lesen des Alten Testaments verrückt geworden seyn und seinen Sohn wie Abraham geopfert haben — „wie Jakob,“ sagten Viele, und gaben dadurch ihre gründliche Bekanntschaft mit der heiligen Schrift zu erkennen. In den Bierhäusern wurde das Alte Testament verlächert und eifrig diskutirt, daß die Abschaffung desselben unumgänglich nöthig sey. Abgesehen davon, daß der Mann die That nicht vollbracht hätte, wenn er der Geschichte Abraham's gefolgt wäre, ist es ausgemacht, daß erst den Tag zuvor eine vollständige Bibel durch Herrn Pfarrer Dr. Plochsmann in das Haus kam. Das Buch, aus welchem an dem traurigen Morgen vorgelesen wurde, war bloß ein Neues Testament. Aus dem zwölften Capitel des Matthäus vermochten selbst die scharfsichtigen Bierhausheologen nichts herauszufinden, was an dem Morde Schuld seyn konnte. — Mit eben so wenig Grund schrieb man dem Wahnsinn einem Umgange mit sogenannten Mystikern zu. Er hatte keinen solchen. Wenn er am Gottesdienste Theil nahm, was nicht sehr häufig geschah, so hielt er sich an seine Pfarrkirche; sein Beichtvater war Herr Dr. Plochsmann, an welchem nicht der kleinste Matel des Pietismus hafter. Wer ihn etwa deshalb noch in Verdacht hielt, konnte sich am Neujahrstage eines Besseren belehren, denn der dritte Theil seiner Predigt handelte mit allgemeinem verständlichem Hinblick auf die acht Tage zuvor geschehene That, bloß von den Gefahren, welche der Kirche von Seiten einer gewissen Sekte drohen, und von der heiligen Pflicht der Eltern, ihre Kinder davor zu bewahren. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonntag den 12. März.

N^o 21.

Über Möhler's Symbolik.

(Schluß.)

Wir haben noch den Vorwurf zu beseitigen, daß der Protestantismus das Moralgesetz im Christenthum ungebührlich herabsetze und überhaupt neben der Religiosität (Glauben), der er allein einen ewigen Werth zuschreibe, der Sittlichkeit nur einen untergeordneten zeitlichen beimesse, wie dies besonders auch aus dem von den Reformatoren so sehr urgirten Unterschied des Gesetzes und Evangeliums erhellen soll, Symbolik S. 218 ff. Das Wahre hierin kommt ganz auf die biblische, evangelische Wahrheit zurück, daß durch das Gesetz kein Mensch gerecht und selig werden kann, und zwar weder durch das offenbare noch durch das natürliche Gesetz, wie Paulus dies Röm. 2. ausdrücklich dargethut, weder durch das Gesetz des Alten, noch durch das Gesetz des Neuen Bundes, die ihrem Wesen nach identisch sind, weder durch die Werke noch durch die Gesinnungen, die das Gesetz gebietet, auch durch das höchste Gebot der Liebe nicht, und zwar alles aus dem Grunde nicht, weil es der sündige Mensch nicht erfüllt und zwar grade die tiefsten innerlichsten Anforderungen desselben am wenigsten erfüllt. *) Eben darum nun, weil das Gesetz nur den rechtfertigt, der es in vollkommener Liebe erfüllt, Niemand es aber vollkommen erfüllt hat, rechtfertigt es auch Niemand, sondern schuldigt alle Welt der Sünde, denn durch das Gesetz (Moralgesetz) kommt Erkenntniß der Sünde, Röm. 3, 20. Daher wird nun ohne Gesetz durch das Evangelium die Rechtfertigung vor Gott geoffenbart, die ohne Verdienst aus Gnade Allen, die da glauben, zukommt durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, Röm. 3, 21—24 ff. Und eben weil Christus der Erlöser der Welt ist, so ist auch nicht die richtende Gesetzgebung, sondern die erlösende Gesetzeserfüllung, wodurch er das Gesetz wahrlich nicht auflöst, sondern es vielmehr durch die vollkommene Genugthuung aufrichtet (Röm. 3, 31.), sein eigentliches Mittleramt auf Erden, wodurch die Menschen sowohl von der Verdammung des Gesetzes gerechtfertigt, als auch zu einem neuen, freien Gehorsam in der Liebe geheiligt werden. So werden wir erlöst von der Sünde und vom Gesetz, welches die verdammende Kraft der Sünde ist (1 Cor. 15, 56., Röm. 7,

10 ff.), nicht daß es nicht geschehe, sondern daß das Nichtgeschehenseyn uns nicht verdamme, und es fortan gern geschehe in neuer Liebe non ut ne fiat, sed ut et non facta non damnet et fieri possit (Melancthon Loci a. 1521 p. 131.); denn frei von seinem Fluch und Zwang, jam id ipsum volumus sponte, quod exigebat lex, dessen heiliger Wille in der Heiligung immer mehr eins wird mit dem unsrigen, während er zuvor ihm entgegen war (ib. p. 127.). Das Gesetz also, obwohl ihm entschieden die Rechtfertigung abgesprochen wird, wird dadurch doch keineswegs in der evangelischen Heilsordnung antinomistisch „degradirt,“ wie unser Gegner vorgibt. Im Gegentheil, durch die von ihm fast ganz übersehene symbolische Lehre von der dreifachen Wirksamkeit desselben, dem usus politicus für die irdischen Verhältnisse des Menschen, dem usus paedagogicus, wonach es durch die Erkenntniß der Sünde das Bedürfniß der Erlösung weckend zu Christo führt, und dem usus didacticus, wonach es auch den Wiedergeborenen eine Richtschnur des neuen Gehorsams ist, wird ihm eine durchaus angemessene, innerlich nothwendige und höchst bedeutende Stellung vindicirt, wie wir sie im katholischen Systeme, welches Gesetz und Evangelium confundirt oder nur graduell unterscheidet, vergebens suchen. Es gedenkt des Gesetzes bei der Vorbereitung zur Rechtfertigung gar nicht, und will die Gerechtfertigten sogar mit einer höheren, verdienstlichen Vollkommenheit sich über seine Gebote noch erheben lassen können, während das evangelische System, in steter Beziehung auf die Erhabenheit des Gesetzes, das neue Leben der Gläubigen nur als ihren neuen Gehorsam (nova obedientia) sowohl gegen die allgemeinen Hauptgebote des Gesetzes, als gegen den besonderen Beruf eines Jeden kennt, und darum keine opera supererogationis anerkennt. Trefflich sind daher von den Reformatoren und insbesondere von Luther nicht nur die zehn Gebote ihrer ganzen sittlichen Tiefe nach erörtert, sondern es sind auch von ihnen die besonderen, im Gegensatz der selbstbeliebigen mönchischen Askesen unbillig verkannt und zurückgesetzt gewesenen Berufsweisen der weltlichen Obrigkeit und des häuslichen und ehelichen Standes als Ordnungen Gottes, in welchen ihm durch Gehorsam in Glaube und Liebe wohlgefällig gedient wird, ihrer hohen sittlichen Bedeutung nach in einer Weise dargestellt worden, wie sie die Katholische Kirche nicht aufzuweisen hat. Jener mönchischen Moral entgegen, welche dualistisch das Böse von der körperlichen äußeren Welt ableitete, und in die weitestehende Absonderung von ihr die höchste geistliche Vollkommenheit setzte, ging die praktische Richtung der Reformation eben dahin, den irdischen Verhältnissen selbst, in die Gott den Menschen gesetzt, einen höheren geistlichen Charakter zu geben, und dadurch den

*) Wichtig kehrt daher Melancthon einem Gegner, der aus dem Sage: dilectio est maxima virtus, folgern wollte: ergo dilectio justificat die Folgerung um: dilectio est maxima virtus, atqui nos eam minime praestamus, ergo per dilectionem minime iusti sumus. Bgl. überhaupt den ganzen sehr vorzüglichen Abschnitt der Apologie de dilectione et impletione legis.

sittlichen Ernst des Christenthums aus der beschaulichen Abgeschiedenheit in die thätige Gemeinschaft des Lebens selbst kräftig einzuführen, wie unläugbar auch der Protestantismus bis zu den Zeiten des Unglaubens stets dahin gewirkt hat. *) Dabei wurde dennoch das Sittengesetz, welches der Katholik überbieten zu können meint (dies heißt es degradiren), stets so hoch gehalten, daß auch der neue Gehorsam, eben weil er es noch nicht vollkommen erfüllte, nicht als genügend zur Rechtfertigung befunden wurde. Dies ist der Sinn der Unerfüllbarkeit des Gesetzes, welche die Unrigen für die Wiedergeborenen in Folge der auch ihnen noch anklebenden Mangelhaftigkeit behaupten. Es wird ihnen damit keineswegs die sittliche Kraftlosigkeit der Unwiedergeborenen zugeschrieben, sondern nur das Unvermögen behauptet, dem Gesetze dermaßen zu genügen, daß wir uns dadurch vor ihm gerecht, d. h. völlig untadelig halten dürfen; denn Grade im Begriff der Gerechtigkeit gibt es nicht, wie wir früher sahen. Dieses Unvermögen wird von dem Tridentinischen Concil selbst zugegeben; denn, obwohl es die Rechtfertigung von der würdigen Disposition und Mitwirkung und einwohnenden Gerechtigkeit abhängig macht, so bekennet es doch, daß Niemand, wenn er seine eigene Schwäche und Indisposition (suam propriam infirmitatem et indispositionem) betrachte, der Gnade Gottes gewiß seyn könne. Dies ist es grade, was wir behaupten und warum wir den rechtferdigenden Glauben nicht auf diese so zweifelhafte, ja in Stunden der Anfechtung verzweifelhafte Grundlage, sondern auf den unzweifelhaften Grund der Erbarmung Gottes in Christo stellen. Denn nur aus dem gewissen, zuversichtlichen, seligmachenden Glauben an die Liebe Gottes, womit er uns um Christi willen zuvor geliebt hat, geht eine gewisse, vertrauensvolle Gegenliebe hervor, die eben so hoch freudig, als durch das Kreuz Christi zu tiefem Ernst geheiligt ist, und immerdar Früchte des Geistes bringt. —

Dies nun möge hier genügen zur Rechtfertigung der protestantischen Lehre von der Rechtfertigung, welche der Mittelpunkt des ganzen evangelischen Lehrbegriffes ist.

*) Diese praktische Seite der Reformation ist von Herrn Dr. Möhler gar nicht gewürdigt worden, und doch ist sie sehr bedeutend, vgl. Apologie S. 217.: Hic totus locus rerum politicarum a Nostris ita patefactus est, ut plurimi boni viri, qui versantur in republica et in negotiis, praedicaverint se magnopere adjutos esse, qui antea Monachorum opinionibus vexati dubitabant, utrum illa civilia officia et negotia evangelium permitteret. Haec ideo recitavimus ut etiam exteri intelligant, hoc doctrinae genere, quod nos sequimur, non labefactari, sed multo magis muniri auctoritatem magistratum et dignitatem omnium ordinum civilium, quarum rerum magnitudo fatuis illis opinionibus monasticis mirifice antea fuit obscurata, quae longe praeferebant hypocrisin paupertatis et humilitatis polities et oeconomiae, cum hae mandatum Dei habeant, illa communio Platonica non habeat mandatum Dei.

M a c h r i c h t e n .

(Baiern.) (Schluß.) Am betrübendsten war die Erfahrung, daß das Volk, obwohl mit der Gefinnung des Thäters recht gut bekannt, sich über die in den Zeitungen ausgestreuten Verdrehungen freute, weil man die Sache so schlaue angesehn habe. Doch die große Mehrzahl ist nachsichtig zu beurtheilen; sie will christlich seyn, aber sie weiß nicht mehr, was Christenthum ist. Durch Schuld der Kirche, welche die Wahrheit hätte treulich bewahren sollen, ist ihr die Kenntniß derselben abhanden gekommen. Die Kirchenlehre ist ihr fremd, sie ist also leicht für die Ansicht gewonnen, die Befenner der Kirchenlehre seyen eine neue, dem Christenthum feindliche Sekte. Die große Mehrzahl hat es mit den Personen, die als Mystiker und Pietisten ausgeschrien sind, nicht mit dem Christenthum zu thun.

Anderes steht es mit einer zweiten Klasse von Ungläubigen, die ihre Stimme bei dieser Gelegenheit erhoben hat. Sie betiente sich als Organ einer obskuren Nürnberger Zeitung, deren Redakteur, ein ehemaliger aus der Candidatenliste gestrichener Theologe, durch solche Appellationen an den Zeitgeist seinem Blatte das dürftige Leben noch einige Zeit zu fristen strebt, und charakterisirt sich durch ihren Grimm und ihre Schlaueit. Sie hat es mit dem Christenthum und nur darum mit den gläubigen Christen zu thun. Sie sagt: „Es handelt sich nicht um persönlichen Zusammenhang des Verbrechens mit denen, die religiösen Fanatismus predigen, — was wir darunter verstehen, soll fogleich gesagt werden, — sondern um den Zusammenhang des Verbrechens mit der Lehre jener Fanatiker.“ Diese Lehre nun ist die Lehre des Christenthums, der allgemeinen christlichen Kirche, die Lehre von der Gerechtigkeit Gottes, vom Satan, von der Erbsünde, von der Sünde und Verdammniß, von der Vergebung durch den Opfertod Christi, von der Unfähigkeit der Vernunft zur Erzeugung der seligmachenden Wahrheit, vom Glauben und vom Gehorsam des Glaubens. Diese Lehre stammt nach ihnen theils aus Ägypten, theils aus Persien, und ihre Befenner sind Schwachköpfe, alte Sünder, Amisäger oder Feuchler. Nach ihnen kommt Abraham „in einer Zeit der Menschenopfer auch auf die gräßliche Idee, Gott verlange Opfer und das höchste Opfer sey das eines Kindes, weil es dem Menschen selbst das werthesten ist.“ Wenn der Glaube Abraham's, den selbst die Nachkommen des Spötters Jesaia mit Ehrerbietung den Vater der Gläubigen, den Freund Gottes nennen, nach der Schrift gepriesen wird, so ist ihnen das „eine unvernünftige Erhebung Abraham's.“ Nichts desto weniger bekennen sie, daß das reine Christenthum, nämlich das durch die Hausenblase ihrer individuellen Vernunft von allem Lokalen und Temporären gereinigte, ein Christenthum wie Lichtenberg's Messer ohne Klinge und Stiel, ewig bestände. Für dieses reine Christenthum und gegen alles Christenthum, was ihm unrein scheint, darf man billig den Arm der weltlichen Obrigkeit aufrufen. „Die Blicke aller denkenden Protestanten in Baiern richten sich jetzt erwartungsvoll nach unserem hellenstenden, nur wahre Religiosität fördernden Ministerium des Innern, das nun wohl die Trömmerei, die wie in Preußen, so auch in Baiern weit um sich gegriffen hat, ernstlich in Untersuchung nehmen und dem Conventikelwesen mit aller Macht steuern wird.“ Wirklich muß es weit gekommen seyn in Baiern, und die kirchlichen Obern müssen diesen religiösen Fanatismus selbst für die feststehende, vom Staat anerkannte Kirchenlehre halten, weil die ordentlichen Mittel zu seiner Bekämpfung nicht mehr auszureichen scheinen; denn sie „danken Gott, daß ein katholisches Ministerium über unseren protestantischen Angelegenheiten in Baiern steht.“ In derselben Nummer des Blattes wird berichtet: „In Inningen bei Seefeld hat sich ein Bauernmädchen in dem Wagne, ihre verstorbene Mutter besinde sich noch im Zugesfeuer und sie müsse

selbe daraus erlösen, dem Feuertode gewidmet, indem sie in den zum Brodtbacken geheizten Backofen kroch und augenblicklich darin ihren Geist aufgab.“ Hier ist kein Wörtchen einer Anklage des Katholicismus hinzugesetzt, denn wie hätten sie sonst in der nächsten Spalte das katholische Ministerium anrufen können! — Wenn wir dem Gerichte trauen dürfen, so sind bei diesen antichristlichen Urtheilen Männer theilhaftig, die auch sonst schon in Druckschriften ihren Haß gegen das Christenthum kund gethan haben, Schüler Hegel's, welche indessen von der Philosophie des Begriffs zur Philosophie des Lebens fortschreiten und darin der Emancipation des Volkes oder der jungdeutschen Idolatrie auf halbem Wege entgegenkommen, sehr talentvoll, aber von unbefriedigtem Ehrgeize, schwindelndem Hochmuth und bitterem Christushaße umgetrieben. Man dürfte sich nicht wundern, wenn bei einem unvorhergesehenen Erdstoß ihre Systeme ihnen über dem Kopf zusammenstürzten und den ganzen Menschen in Schutt begräben. Dem Saulischen Sinne dieser Männer das Evangelium, welches sie wohl kennen, entgegenzuhalten, würde ganz nutzlos seyn; es würde mit scharfem Sporne zurückgewiesen werden. Es bleibt nur übrig, sie dem Gotte zu überlassen, der seine Feinde auf dem Wege nach Damaskus findet, der dem Winde gebietet und es wird eine große Stille, welcher zu dem schäumenden Meere spricht: Bis hieher und nicht weiter; hie sollen sich legen deine stolzen Wellen.

Alle Bemühungen, die Schuld der beklagenswerthen That auf den sogenannten Mysticismus zuwälzen, sind zur vollständigen Beschämung derer umgeschlagen, welche die Unwahrheiten erfanden und verbreiteten. Der lange verhaltene Groll ist bei einer Gelegenheit ausgebrochen, die seine Grundlosigkeit in helles Licht setzte, und wo seine Streiche sämmtlich fehl gingen. Was haben Jene Anderes erreicht, als daß sie muthwillig der Stadt und Universität einen übeln Namen angehängt haben, daß von nun an Erlangen — denn wer kümmert sich viel um die Widerlegung — neben Wildispuh genannt werden wird? In Erlangen selbst sind jene boshaften Beschuldigungen schon verstimmt, das Geschrei ist nur noch auswärtig. In Erlangen weiß man wider die in der Augsb. Allg. Zeitung mitgetheilten Thatsachen nichts aufzubringen, nur in dem schlechten Nürnberger Blatt darf man es wagen, jene Correspondenz eines unparteiischen Mannes eine fromme Lüge zu nennen. Hat sich bei diesem auffallenden Unfalle der Unglaube in schönerer Gestalt gezeigt als sein Bruder, der Aberglaube? Sollen nicht Manchem, der noch nicht ganz verblendet ist, die Augen aufgehen? Auf welcher Seite zeigte sich Fanatismus, bei den beschimpften und verklündeten Gläubigen, die ihre ruhige Haltung keinen Augenblick verloren, oder bei ihren blind darauf loschlagenden, die Sturmglöcke läutenden, Nothruf ausschreienden Gegnern? Sie haben die Kosten zu bezahlen, wenn man auf solchen blinden Lärm von allen Seiten freundschaftlichst mit der Kraft des Rosses, mit Feuerspritzen, Wasserkünsten und Mist herbeieilt. Quod Deus bene vertat!

(Verfolgung der Protestanten in Belgien im Jahre 1830 und später.)

Im Sommer 1833 wurde ich von einem Mitgliede der Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft gebeten, nähere Erkundigung über die protestantischen Gemeinden in Belgien einzuziehen in Bezug auf ihr Bibelbedürfnis, da bei ihnen Mangel an der heiligen Schrift herrschen, und ihre Bedrückung von Seiten der Römisch-Katholischen Bevölkerung groß seyn solle.

Es trieb mich, Nachrichten hierüber an Ort und Stelle zu sammeln, um möglichst zuverlässige zu erhalten, und wenigstens die der Preussischen Gränze benachbarten Gemeinden im Belgischen Maaslande zu bereisen.

So besuchte ich denn zu Fuß die Gemeinden zu Sittard, Urmond, Beek und Geul und Heerlen, und bekam sowohl durch die dasigen Amtsbrüder und durch Laien, als auch durch die Preussischen Amtsbrüder an der Gränze Kunde von Verfolgungen und Bedrückungen der evangelischen Christen wegen ihres Glaubens, wie man sie von einem Römisch-Katholischen Volke am wenigsten hätte erwarten sollen, das eben, wie es behauptete, nur um Freiheit des Unterrichts und der Religion zu ringen, gegen seinen rechtmäßigen Landesheerrn sich empört habe.

Doch ich will jetzt Augen- und Ohrenzeugen reden lassen, deren mündliche und briefliche Erzählungen die Geschichte der Verfolgung mit größter Ruhe und Unbefangenheit mittheilen. Zuerst in Bezug auf die protestantische Gemeinde zu Beek und Geul bei Maastricht.

Wiewohl viele unheildrohende Gerüchte gleich nach dem Ausbruch der Revolution im Herbst 1830 gegen die Protestanten gingen, und manche Römische Einwohner drohten, man werde die Protestanten, sobald das Freicorps des Französischen Generals Mellinet ankomme, massakriren, das Protestantenblut, oder wie sie sie nennen, der Gueusen Blut müsse über die Straße laufen, man müsse den Prediger mit Frau und Kindern aufhängen u. dergl., so blieben die Protestanten doch noch im Gebrauch der gemeinschaftlichen (Simultan-) Kirche bis den Sonntag vor Weihnachten 1830. An diesem Sonntage erschienen des Abends von Sittard her die Eclaircurs des Mellinetschen, aus Brabändern, Wallonen, Franzosen u. A. bestehenden Freicorps. Ausgelassene Freude der Römischen! Stille Unterwerfung der Protestanten! Die Eclaircurs wurden sogleich von dem vornehmen und geringen katholischen Pöbel überall aufgehetzt gegen die Protestanten, als seyen sie alle Spione des Königs der Niederlande. Denn um Religion bekümmerte sich sonst der größte Theil des Freicorps wenig, und das gouvernement provisoire wollte auch keine Religion angetastet wissen. Mittwoch folgte das ganze Mellinetsche Corps.

Nun wurden die Protestanten allenthalben beunruhigt und gequält, selbst die Armen nicht verschont. So starb eine kranke Frau, in deren Hütte sie gedrungen waren, und nach deren Tode, als nach einer Spionin, sie mit Bajonetten flachten, vor Schrecken. — Es war die Frau meines Wegweisers D..., der mir unterwegs die ganze Geschichte ausführlich erzählte. — Der Bruder des protestantischen Pfarrers E..., von fanatischen, Belgisch gesinnten Einwohnern des Dorfs und von Sittard aus fälschlich als Spion der Holländer angeklagt, wurde durch Mellinet's Gefinde unter tausend Verfluchungen nach Sittard geschleppt, von da nach Maeseyt, wo der Geist des Religionsfanatismus in höchster Bitterkeit herrscht, in ein abscheuliches Loch geworfen, endlich nach mehreren Wochen zu Hasselt vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn freisprach.

Vor allen gber war der protestantische Pfarrer die Zielscheibe der Verfolgung. Tag und Nacht hatte er keine Ruhe noch Raht. Hunderte von Soldaten stürmten in Einem Tage in sein Haus, und mußten alle mit dem Besten bewirthet werden. Damit nicht zufrieden, forderten sie Hemden und Kleidung, setzten dem Pfarrer das Bajonett auf die Brust, und verlangten sein Hemd vom Leibe. Seiner Frau drohten sie, den Mann vor der Thüre am Laternenpfahle aufzuhängen. Einzelne Bessergesinnte unter der wilden Schaar hielten zwar größere Mißhandlungen ab, riefen ihm aber im Vertrauen, zu fliehen, da sie für nichts eintreten könnten. Doch nur der Miethling flieht, wenn der Wolf kommt. Der treue Hirte blieb. Nur seine Frau und vier unminörige Kinder, worunter das jüngste noch nicht drei Monate alt, schickte er in strengster Kälte, bei abscheulichen Wegen nach Düren in Preußen. Kaum durften sich die Protestanten vor's Haus wagen, vielweniger in die Kirche.

Im März 1831 mußte Mellinet mit seinem Freicorps aus dieser

Gegend abziehen, und wurde von mehr regulirten Truppen ersetzt. Die Protestanten konnten jetzt etwas freier aufathmen, und wagten es am 20. März 1831 zum ersten Male wieder in die Kirche zu gehen. Doch was geschieht? Den folgenden Samstag kommt vom (ganz katholischen) Gemeinderath an den protestantischen Pfarrer das Verbot, die Kirche, in deren rechtlichen Mitbesitz die Protestanten seit Jahrhunderten gewesen, worin selbst die Orgel ihr alleiniges Eigenthum ist, künftig für ihren Gottesdienst zu gebrauchen. Den folgenden Sonntag waren vier Gensd'armen und dreißig Mann Garde civique unter Anführung der Römischen Gemeindevorsteher am Eingange der Kirche postirt, und der protestantische Pfarrer und seine Gemeinde fanden es nicht für rathsam, mit Gewalt in die Kirche zu dringen. Diese klagten darauf beim Gouverneur zu Hasselt, beriefen sich auf ihr altes, unbestrittenes Recht, beriefen sich auf ein Dekret des Römisch-Katholischen Gouvernements von Napoleon selbst, worin im Jahre 1813 dies Recht der Protestanten aufs Neue bestätigt war. Die Römischen Gemeindevorsteher waren jesuitisch unverschämt genug, darauf zu erwidern, die Wache an der Kirchthüre hätte die Protestanten nicht abwehren, nein, nur beschützen wollen bei der Ausübung ihres Gottesdienstes, und — der Gouverneur ließ die Räuber ungestört im alleinigen Besitz. Alle wiederholten Klagen halfen nichts. Man nahm fast überall den Protestanten die öffentlichen Ämter, streute das Gerücht aus, der König der Niederlande wolle allen Römisch-Katholischen Gemeinden protestantische Pfarrer vorsetzen, alle Kinder protestantisch taufen lassen u. dergl., um den Fanatismus immer höher zu steigern. Ein Römischer Einwohner wurde buchstäblich toll vor Religionswuth. Noch im Juni 1831 durften die Protestanten es nicht einmal wagen, im Pfarrhause Gottesdienst zu halten. Das jüngste Kind des Pfarrers, das in Folge jener Zucht in wilder Jahreszeit erkrankte, und kurz nach der Rückkehr starb, durfte nicht auf dem allgemeinen Kirchhof begraben werden, aus wohlbegründeter Furcht, man möchte es in der Nacht ausscharren, sondern wurde in dem Hausgarten des Pfarrers begraben.

Als das Belgische Gouvernement alle Klagen der verfolgten Unterthanen unbeachtet, ja unbeantwortet ließ, fingen die Protestanten im Spätsommer 1831 an, im Pfarrhause ihren Gottesdienst zu halten. Ein ganzes Jahr lang erhielt der Pfarrer von der Regierung das Gehalt nicht, obwohl es den Römisch-Katholischen Geistlichen ausbezahlt wurde. Eben so wurde ihm die rechtlich aus der bürgerlichen Gemeindefasse zukommende Vergütung für jährliche Hausmiethe nicht bezahlt, obgleich aus dem Budget, wozu auch die Protestanten beitragen müssen, die Wohnung des katholischen Pfarrers und Kaplans reparirt wird. Noch Ende 1833 war nichts ausbezahlt, und man war an 200 Fr. für diese Hausmiethe der protestantischen Gemeinde schuldig.

Am 15. August 1832 ernannten die sich selbst überlassenen protestantischen Gemeinden in der Provinz Limburg ein Provinzial-Moderamen, um für das Wohl der Gemeinden zu sorgen durch Aufrechthaltung der synodalen Verordnungen und durch Verwendung bei der Belgischen Regierung um neue Kirchen, wenn der Mitbesitz der Simultankirchen ihnen sollte verweigert bleiben. Lange Zeit blieben alle Klagen des Moderamens bei König Leopold ohne Antwort, bis am 15. Mai 1833 den Protestanten zu Beek, Gilsen, Meerßen und Heerlen neue Kirchen auf Com-

munal- und Provinzialkosten zu bauen versprochen, und die Kostenschläge und Pläne hiezu eingefordert wurden. Bei dem Versprechen ist es indessen bisher geblieben, und noch immer muß der Gottesdienst in den Pfarrhäusern gehalten werden.

In ähnlicher Weise, wie in Beek und Geul, zum Theil noch bestiger, wurden die anderen protestantischen Gemeinden verfolgt. In Meerßen rissen die Belgischen Soldaten die protestantischen Kirchenbänke aus der Kirche, zündeten vor denselben davon ein Feuer an, und verbrannten darin die aus der Kirche genommenen Bibeln und Gesangbücher. Selbst Offiziere sahen diesem Auto da fe ruhig zu. Der protestantische Pfarrer, ein ehrwürdiger siebzigjähriger Greis, wurde einen Tag und eine Nacht in ein Gefängniß geworfen. Die Pfarrfrau mußte sich in ein armes Hüttchen flüchten.

In Urmond, wo die Protestanten eine besondere Kirche haben, also das Simultaneum nicht den Ärger der Römisch-Katholischen Bevölkerung erregen konnte, suchte diese dennoch die Melleschen Soldaten auf alle Weise gegen die evangelischen Mitbrüder aufzuheizen. Einer versprach einen Anker Schnaps, wenn sie die Kirchengelände der Gueusen verbrennen wollten, ein Anderer einige Goldstücke, wenn sie die Gueusen, vor Allem ihren Pastor, ermordeten.

Die Soldaten stürmten darauf in des letzteren Haus, und obgleich er mit der zitternden Frau Alles zu ihrer Bewirthung herbeibrachte, was Küche und Keller vermochte, so wäre er doch ihren Mißhandlungen wohl nicht entgangen, wenn nicht einer von der wilden Schaar auf seinen hochdeutschen Dialekt aufmerksam geworden wäre, und ihn nach seiner Heimath gefragt hätte. Als er hörte: aus der Grafschaft Mörs, antwortete er erfreut: So sind Sie mein Landsmann. Ich bin von Gills. Darauf bedeutete dieser die Kameraden, sie führten keinen Religionskrieg, sie möchten den Pastor zufrieden lassen, und zog mit ihnen ab. Des Abends kam er allein wieder, und rieth dem Pastor, zu fliehen. Dieser aber erklärte, seine Gemeinde nicht zu verlassen, und der Herr war sein Schutz.

In Heerlen wurde dem protestantischen Pfarrer das verschlossene Hofthor mit einem Balken eingerannt, und nach mancherlei Beunruhigungen durch die Soldaten kam der Römische Pfarrer und Bürgermeister zu ihm, um ihn zu zwingen, eine Verzichtleistung der evangelischen Gemeinde auf ihr Recht zur Simultankirche zu unterzeichnen.

In Gilsen hatte der protestantische Pfarrer viel zu leiden, und starb bald darauf. Auch hier, wie in Heerlen und Meerßen und Beek, hat man die Protestanten von der Simultankirche ausgeschlossen, so daß sie nur im Pfarrhause Gottesdienst halten können, und selbst dies sucht der Römisch-Katholische Gemeinderath nach dem Tode des Pfarrers ihnen zu entreißen, um sie jedes Gottesdienstlokales zu berauben.

In Benlo und Roermond erlitten die evangelischen Gemeinden und Pfarrer nicht geringe Verfolgungen, in Sittard wurden dem evangelischen Pfarrer, in Vaels einem evangelischen wohlhabenden Kaufmann die Fenster eingeworfen, und nichts dafür vergütet, anderer manichfaltigen Bedrückungen nicht zu gedenken.

Allein im Dorfe Eysden, wo auch eine Simultankirche ist, hatten die Evangelischen nichts zu leiden, weil fast alle Römischen Einwohner von einem reichen Protestanten ihre Nahrung haben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 16. März.

N^o 22.

Sehet euch vor!

Prediger-Bibel oder exegetisches Handbuch für praktische Theologen, herausgegeben von Ed. Hülsmann, Prediger in Dahl bei Hagen in Westphalen. Erster Band, welcher die drei ersten Evangelien enthält. Stuttgart bei C. W. Bös-
lund. 1835. 572 S. gr. 8.

Nachdem in der letzten Zeit Erscheinungen, wie das Leben Jesu von Strauss, an das Tageslicht getreten, welche die Kraft des Unglaubens aller Jahrhunderte in sich gesammelt haben, um einen letzten Hauptangriff auf den Herrn und seinen Ge-
salbten zu wagen, die alle Resultate der neuesten Philosophie und Kritik in ihren Dienst gestellt, um mit schauerlicher Con-
sequenz die ganze Herrlichkeit des Fleisch gewordenen Wortes in einen Mythos zu verflüchtigen, nach solchen Erscheinungen, die Jesu Diener zu dem ernstesten Kampfe auffordern, kann es fast thöricht erscheinen, ein Buch wie das vorliegende noch einer besonderen Beleuchtung werth zu erachten. Denn die Formen des Unglaubens und der Unwissenschaftlichkeit, welche in dieser Prediger-Bibel herrschen, ragen nur noch wie Ruinen aus dem
vorigen Jahrhunderte in unsere Zeit, die in neumodischerem Stile zu bauen versteht, herüber, und man könnte glauben, es
señ dem Liebhaber ruhig zu gestatten, in jenen alten Trümmern sich anzubauen und wohllich einzurichten.

Aber Herr Hülsmann ist ein Prediger, also ein Hirte vieler Seelen, und hat für Prediger, also für Seelenhirten, seine Bibel geschrieben (so kann man recht eigentlich sagen, denn Gottes Wort ausgelegt hat er nicht): da dürfen wir uns nicht vornehmen und leichtfertig über die wissenschaftliche Eringfügig-
keit und ungläubige Flachheit solcher Bücher hinwegsetzen, son-
dern da gilt es immer wieder, Zeugniß abzulegen, ob vielleicht der Herr uns endlich gnädig seyn möchte, und uns erretten von diesen unartigen Leuten, die Propheten sind aus ihrem eigenen Herzen, und fortwährend durch ihre falsche Lehre die Brüder ärgern, für die doch Christus gestorben ist.

Herr M. J. F. E. Sander, Prediger in Wichlinghausen, hat schon ein gründliches und wahrhaft theologisches Gutachten über die Prediger-Bibel des Herrn Pastor Hülsmann abge-
geben (Barmen 1836), und somit, wofür wir ihm herzlichen Dank wissen, uns den größten Theil der Arbeit abgenommen; doch thut es Noth, auch in der Kürze den Inhalt dieser Pre-
diger-Bibel durch dieses Blatt zu allgemeinerer Öffentlichkeit zu bringen, um die Gemeinden, in welchen noch nicht alle Seh-
sucht nach Gottes reinem und lauterem Evangelium erstorben ist, anzuregen, daß sie in steter, ernster Fürbitte der verwüsteten Kirche Christi gedenken mögen, damit der Herr seinen Wein-

berg wieder baue und treue Arbeiter hinein sende, wenn auch, nach so langem Verfall seiner heiligen Wohnung, jetzt erst um die erste Stunde, da es Abend geworden und der Tag sich
geregnet hat. —

Wir geben zunächst, dem Gange des Herrn Sander mei-
stens folgend, eine Sammlung der merkwürdigsten Stellen der Prediger-Bibel mit kurzen Zwischenbemerkungen.

Über Wunder und Weissagungen, die Gott, im Gegensatz gegen die stummen Götzen der Heiden und den ohnmächtigen Vernunftgott der Philosophen, als den lebendigen und allmäch-
tigen erweisen, läßt sich Herr Hülsmann also vernehmen.

S. 94. Zwei Wundererzählungen, die ich mit einigen Wor-
ten bevorzugen will. Die erste betrifft die Heilung eines Blut-
flusses. Nach dem Urtheil der Referenten (d. i. der heiligen Evangelisten) ging von Jesu Körper mittelst der Berührung eine heilende, wunderbare Kraft aus, die die Krankheit der Frau völlig aufhob. Dieser Meinung beizustimmen, ist mir nicht wohl möglich. — Das Weib nahet sich Jesu mit sehr großem Vertrauen, sucht auch nur den Saum seines Gewandes zu fassen, die lebhafteste, erwartungsvolle Erregung des Gemüthes wirkt erschütternd auf das Nervensystem, und es erfolgt eine augen-
blickliche Stillung des Blutflusses. Es kann seyn, daß das Übel in der Folge wiederum eintrat, wovon uns natürlich nichts berichtet ist. Jesus sagt selbst, dein Glaube, dein Vertrauen zu mir — also etwas im Inneren des Weibes Stattfindendes — hat dich gesund gemacht. — Und p. 95. Ungemein groß ist die Einwirkung des Geistes auf den Körper, im Orient namentlich und vorzugsweise bei nervenreizbaren Frauenzimmern.

S. 75 und 76. bekennt zwar Herr Hülsmann seinen festen Glauben an die Wunder Jesu, auf welches Bekenntniß wir noch später zurückkommen werden; wie fest dieser Glaube aber seyn mag, können die Worte beweisen, welche er hinzusetzt. Sie lauten: Die Wahrheit der Lehre Jesu ist von seinen Wundern völlig unabhängig. Eine Wahrheit, die noch etwas Anderes zu ihrer Bestätigung bedarf, ist, genau genommen, eine contra-
dictio in adjecto (d. i. ein innerer Widerspruch). So sehr man sich demnach vor allem Erklären der Neutestamentlichen Wunder vor dem Volke zu hüten hat, so scharf man ihm doch auch den Satz ein, daß uns Jesus auch dann für Gottes Sohn gelten müßte, wenn er auch keine Wunder gethan hätte. Da es ferner augenfällig ist, daß sich eine namhafte Anzahl sonst sehr achtungswürdiger Christen nicht mehr zum Wunderglauben verstehen will, daß dieser Glaube auch beim Volke leicht erschüt-
tert werden kann, weil jede Religion sich auf Wunder beruft, da es dem Menschen so schwer fällt, von dem Sage: „jede Veränderung in der Natur hat ihre natürliche, im Natur-

mechanismus liegende Ursache," eine Ausnahme zu gestatten: so achte es jeder Religionslehrer für seine heilige Pflicht, eine vernünftige, auf inneren unumstößlichen Gründen ruhende Überzeugung in den Seelen seiner Schüler und Zuhörer zu begründen.

§. 136 und 137. gibt Herr Hülsmann folgende Auslegung vom Zeichen Jonas: Was aber war dies für ein Zeichen? Jonas predigte den Niniviten Buße, drohete ihnen, wenn sie sich nicht besserten, Gottes Strafe. Er unterstützte seine Predigt durch gar kein Zeichen, sondern suchte allein zu wirken durch den Inhalt derselben, welches ihm auch gelang. Eben so, sagt nun Christus, müsst ihr auch an mich glauben und mir nachfolgen, weil ich die Wahrheit rede und Etwas von euch fordere, dessen Nothwendigkeit euer eigenes Gewissen euch bezeugen wird. Eines Zeichens bedarf ich gar nicht; der Inhalt meiner Lehre ist an sich wahr und spricht für sich selber. — Dieser Auslegung, bekennet Herr Hülsmann selbst, widerspricht das Matthäus-Evangelium durchaus. Wie hilft er sich demnach? Die Berufung des Heilands auf den Aufenthalt Jonä im Bauche des Wallfisches, welches Wunder sowohl den Niniviten völlig unglaublich seyn mußte, als auch heut zu Tage schwerlich von Jemand im Ernste angenommen werden wird, erklärt Herr Hülsmann für eine falsche Auslegung des Matthäus, nicht aber für einen Ausspruch Jesu selbst.

Bei Stellen dieser Art, meint Herr Hülsmann, habe das exegetische Gefühl auch eine Stimme. Man lese die ganze Stelle in ihrem Zusammenhange unbefangen durch, und frage dann, ob sich die obige Erklärung nicht als die natürlichste herausstellt?

Wie schwer es dem Herrn Hülsmann wird, sich einfältig unter das Wort des Herrn zu beugen, zeigt sich auch p. 165, wo er sehr säuberlich mit den entschieden Ungläubigen fährt: Die Referenten, sagt er, lassen Jesum offenbar auf den Wellen des Meeres wandeln, als wäre dies ein fester Boden. Es muß dies unbedenklich zugestanden werden, ihre Worte sagen es klar und deutlich aus. Mancher rechtschaffene Bibellehrer wird sich schwer entschließen können zur unbedingten Annahme eines solchen, allen Naturgesetzen widersprechenden Wunders, es wird Manchem Mühe kosten, sich den Herrn vorzustellen, auf hohen Wogen einherschreitend, bald in der Tiefe, bald in der Höhe, und alle Bewegungen des stürmisch bewegten Meeres mitmachend. Es kann nicht geläugnet werden, viele denkende und nichts weniger als ungläubige Männer können es nicht über sich vermögen, von dem Naturgesetze, nach welchem jede Erscheinung im Naturmechanismus ihre natürliche Ursache hat, solche Ausnahme zuzugeben, wie die hier vorliegende Erzählung vorauszusetzen scheint. Man kann freilich Einwürfe dieser Art durch die Bemerkung niederschlagen, daß das ganze Leben des Erlösers von seiner Geburt an bis zu seiner Himmelfahrt ungemein reich ist an Abweichungen von den Naturgesetzen, man kann sich berufen auf die wunderthätige Speisung, das Gebieten über Wind und Wellen, die Himmelfahrt. Aber dennoch muß es zugestanden werden, daß viele Denker, denen ein innig

frömmere Sinn nicht abzusprechen ist, selbst bei dem besten Willen sich nicht werden verstehen können zur Annahme solcher, dem gewöhnlichen Naturverlaufe gradezu widersprechender Thatfachen. Hüten wir uns, geliebte Amtsbrüder, über solche redliche Forscher, als über Ungläubige, Unchristen, den Stab zu brechen! Wie dürfen wir einen Menschen verdammen, weil er etwas ihm ganz und gar Unmögliches nicht bei sich zu Stande bringen kann? — Daß der Glaube an einen todten Naturmechanismus schon an sich Unglaube ist, kann der übel verstandene Deismus des Herrn Hülsmann allerdings nicht begreifen. Der Glaube faßt die Erhaltung des gewöhnlichen Naturlaufes nur unter dem Begriffe der fortgehenden Schöpfung. Glauben heißt Gott auch in der Natur als den Lebendigen, Allmächtigen erkennen. Da wir dies nun aber in unserem Unglauben von Natur nicht vermögen, so bedarf es allerdings der Wunder zur Manifestation der lebendig wirkenden Allmacht Gottes. Metaphysisch ist in dem Wunderglauben der menschlichen Erkenntniß kein anderes Problem gestellt als in dem Glauben an die Schöpfung, die ethische Bedingung des Wunders aber ist die Sünde des Menschen, d. i. der Unglaube, denn außer diesem gibt es keine Sünde.

§. 443. Jesus heilte theils durch die Einwirkung seiner ganzen Persönlichkeit auf den Geist der Kranken, welche Einwirkung aber bedingt war durch den Glauben der Menschen an ihn als Messias, theils auch, wovon sich allerdings Winke vorfinden, durch die Anwendung natürlicher Mittel. So sah nach p. 228. Jesus nur das gänzliche Verdorren eines schon in diesem Akte begriffenen Feigenbaumes voraus. Hier tritt die Rohheit der Auffassung des Wunderbegriffes recht sichtlich hervor. Das äußere Wunder ist in der Schrift ja überall nur Symbol des inneren. Der Jesus, welcher geistig Blinde, Lahme, Aussätzige, Todte heilen und erwecken konnte und wollte, mußte leiblich Kranke gesund machen, damit er dadurch seine Macht über den Geist offenbarte. Er versucht den unfruchtbaren Feigenbaum, weil er den Menschen, der keine Frucht des Glaubens bringt, verdammt. §. 27. heißt es bei Gelegenheit der Taufe des Herrn: Vielleicht flog grade eine Taube vorüber, die man sich als ein Sinnbild der Unschuld, Demuth und Sanftmuth vorstellen kann. Und weiter unten: Es erschallt eine Stimme vom Himmel. Die Ausleger sagen, es sey ein Donnerschlag gewesen. Wie dem auch sey, genug, wir bedürfen solcher Stimmen zu unserem Glauben nicht mehr, und der Streit der Bibelerklärer, der schwerlich jemals zu Ende gehen wird, kümmert uns sehr wenig. In sich selber mußte es Jesus fühlen, daß er der wohlgefällige Sohn der Gottheit war. Die Stimme, welche uns für Söhne oder Kinder Gottes erklärt, kann nur die Stimme unseres eigenen Herzens seyn.

Daß eben so die Versuchungsgeschichte von Herrn Hülsmann, der, wie er an vielen Stellen selbst bezeugt, keinen Teufel glaubt, die Heilungen der Dämonischen, die Verkürzung des Herrn und unzähliges Andere auf natürliche Weise erklärt wird, brauchen wir nicht erst zu versichern und zu beweisen.

Das Schrecklichste aber ist, daß Herr Hülsmann nicht bloß die äußeren Wunder, welche er für seinen Theil anzunehm-

men versichert, für etwas absolut Gleichgültiges erklärt, sondern daß er auch die Einwirkung des Gebetes auf Gott, unseren Vater und Helfer in aller Noth, gradezu in Abrede stellt. S. 56. Unser Gebet ändert in den Rathschlüssen der göttlichen Weisheit und Liebe nichts ab. Der Gedanke, daß uns Gott auch ohne unser Gebet gebe, was uns heilsam und nützlich ist, scheint mir auch weit beruhigender zu seyn, als der Glaube an eine Einwirkung des Gebetes auf die Gottheit.

Können wir uns demnach wundern, wenn Herr Hülsmann auch die Weissagungen, welche die heiligen Männer Gottes gethan haben, getrieben vom heiligen Geiste, nur natürliche Aussagen des berechnenden menschlichen Verstandes sind? Wunder und Weissagung fallen ja ganz unter einen und denselben Begriff, denn Wunder ist die Manifestation der göttlichen Allmacht, Weissagung die Manifestation der göttlichen Allwissenheit. S. 546. heißt es: Die Weissagungen sind Ankündigungen dessen, was nach dem Zeugnisse der Geschichte und nach den ewigen, unabänderlichen Gesetzen der göttlichen Weltordnung in der Zukunft geschehen muß. S. 532. Seine Leiden bezeichnet Jesus hier wie auch anderswo als etwas von den Propheten Vorherverkündigtes, gewiß nicht so, als ob dieselben von ihm, Jesu von Nazareth, und von seinen Leiden bestimmt geweissagt hätten, sondern nur insofern, als die Hebräischen Seher allerdings Verfolgungen und Drangsale als etwas vom Amte eines treuen Dieners Jehova's nicht zwar schlechthin, aber doch in jener verderbten Zeit völlig Untrennbares dargestellt hatten. S. 457. Ein Prophet ist uns Jeder, der heiliger Begeisterung voll das Reich der Wahrheit und der Tugend durch Wort und Beispiel auszubreiten trachtet. — Nach dieser Erklärung des Herrn Hülsmann hätten wir ja mit einem Male eine ganze Welt von Propheten, besonders in unseren moralischen Zeiten! — So hat denn auch der Herr nicht seine eigene Auferstehung geweissagt. Vgl. p. 137. 182. 290.

Nach diesem Allem gesehen wir, nicht begreifen zu können, wie Herr Hülsmann alle Sonntage vom Altare den ersten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, mit voller, freudiger und unbedingter Zustimmung seines Herzens und in Wahrheit aussprechen könne. Doch mag er hierüber noch mit ziemlich beschwichtigtem Gewissen fortkommen, wie lautet der zweite Artikel?

Und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn, welcher empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahen gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.

Sehen wir nun, wie Herr Hülsmann sich zu diesem zweiten Artikel unseres Bekenntnisses verhält. Was dünkt ihm von Christo? S. 536. wird uns der Ausdruck „Sohn Gottes“ etwas genauer erläutert, Christus, heißt es, war von edler

Abkunft. Nicht nur stammte er nach dem Fleisch aus dem Davidischen Geschlechte, sondern er war auch nach dem Geiste ein Sohn, ein Geistesverwandter der Gottheit. Vgl. p. 179. Nur Wenige erkannten in Christo den Sohn, den vollkommenen Geistesverwandten der Gottheit. S. 41. werden alle orthodoxen Prediger eifrig ermahnt, doch ja die Bergpredigt fleißig zu studiren, weil sich in derselben überhaupt keine Spur von allen ihren widervernünftigen Dogmen, so auch keine Spur von einer doppelten Natur in Christo finde. — Bald wird der Herr Jesus, der da ist der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit, ein heller Geist, bald wird er der Einzigartige und der eminent Begabte genannt. S. 290. lesen wir: Die rechte Vollkommenheit des Menschen, wie sie in Christo war, besteht in einer hohen Begeisterung für das von Gott Gewollte, verbunden mit einem klaren, ruhigen Verstande, welcher die sittlichen Zweckbegriffe leicht und richtig bildet, und eben so die geeigneten Mittel zu deren Realisirung mit Leichtigkeit zu entdecken vermag. An einer anderen Stelle: Das höchste Maaß geistiger Kraft wurde dem Herrn schon bei seiner Geburt oder, wenn man lieber will, bei seiner Empfängniß mitgetheilt, und in so ferne kann man allerdings mit Schleiermacher sagen, er sey als der Sohn Gottes geboren worden.

S. 11. Jesus ist erzeugt durch den heiligen Geist, die Gottheit senkte von Anfang an in den Menschen Jesus ein ganz außerordentliches Maaß von Geistigkeit, eine Fülle von geistigen Anlagen, welche Niemand vor und nach ihm besessen hat, und wodurch der Herr über alle übrigen Menschen hinausgerückt worden ist. Denken wir nun ferner hinzu, daß dieser bei seiner Geburt also ausgestattete Christus die vorzüglichste Erziehung genoss, beständig von den edelsten Menschen umgeben war und dabei von Kindheit an mit den Schriften des Alten Testaments sich beschäftigte: so wird uns wenigstens in etwas erklärlich, wie Jesus der heilige und göttliche Mensch wurde, als welcher er wirklich vor uns dasteht.

S. 418. Der Geist Johannis und der Geist Jesu war ein solcher, daß er, unter vortheilhaften Umgebungen, recht wohl aus sich selbst heraus das werden konnte, was er in der That geworden ist.

S. 427. Schon oft ist von mir bemerkt worden, daß die Geburt Jesu wesentlich verschieden war von der Geburt gewöhnlicher Menschen, insofern nämlich, als die Gottheit ihn gleich von Anfang an mit einer außerordentlichen Geistesfülle ausrüstete.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Sammlung evangel. Predigten zum Besten der neuen evangel. Gemeinde Carlshuld auf dem Donaumoos herausgegeben von Th. Liedner, Pfarrer zu Kaiserswerth, und W. Leopoldt, Pfarrer zu Unterbarmen.

Seit acht Jahren haben die eigenthümlichen und schweren Leiden der neuen evangelischen Gemeinde Carlshuld auf dem Donaumoos in Baiern so viele Theilnahme in dem ganzen protestantischen Deutschland gefunden, daß wir voraussetzen dürfen, ihre Geschichte werde keinem evangelischen Christen, der einigermaßen mit dem Gange des Reiches Gottes vertraut ist, völlig unbekannt geblieben seyn.

Nachdem diese Gemeinde seit dem Jahre 1828 durch Gottes Gnade immer mehr zum Lichte des evangelischen Glaubens hindurch gedrungen war, und ungefähr 550 Seelen an der Zahl sammt ihrem Seelsorger, dem Pfarrvikar Joh. Georg Luk, ihren Übertritt aus der Römisch-Katholischen zur Protestantischen Kirche erklärt hatte, wurde dieselbe bald darauf durch den Rücktritt ihres Hirten aufs Tiefste betrübt und erschüttert, und es gelang seinem Einflusse, 70 Familien zu bewegen, seinem Beispielen zu folgen, und sie zur Katholischen Kirche wieder zurückzuführen.

Es ist hier weder der Ort, den inneren Zusammenhang dieser Thatfachen näher zu entwickeln, noch die großen Drangsale und schweren Prüfungen aufzuzählen, die das kleine Häuflein von 180 Seelen, das der erkannten Wahrheit treu blieb, seitdem zu bestehen hatte. Losgerissen von allen bisherigen Verhältnissen, angefeindet von denen, die früher ihre Freunde und Glaubensgenossen waren, umgeben von den lebendigen Versuchungen zum Abfall, hatte diese junge Gemeinde nur an dem untrüglichen Worte des Herrn einen festen, inneren Halt. Wenn sie aber in dieser ihrer Bescheidenheit und Glaubensreue gerechten Anspruch machen darf auf die brüderliche Anerkennung aller evangelischen Christen Deutschlands, so hat ihre drückende äußere Lage zugleich noch eine andere dringende Ansprache an die Botsende Liebe derselben. Durch Handreichung evangelischer Brüder, besonders aus Württemberg, ist es zwar gelungen, der Gemeinde ein Schulhaus zu verschaffen, aber noch besitzt sie weder Kirche noch Pfarrhaus, weder hinreichendes Pfarrgehalt, noch irgend einiges Schullehrergehalt. Die völlig arme Gemeinde hat zu ihrem Gottesdienste nur ein schwaches Bretterkirchlein errichten können, das weder gegen Regen noch Schnee schützt und schon mehrmals den Einsturz drohte. Ihr würdiger Seelsorger, der Pfarrvikar Georg Pächter, geht seiner Herde mit dem Erenpel der aufopfernden Treue unter den mannichfaltigen Entbehrungen daran, und verwaltet zugleich das Amt eines Predigers, Schullehrers und Cantors, wobei sein ganzes Einkommen aus 150 fl. besteht, die das protestantische Ober-Consistorium ihm angewiesen hat.

So in vielfacher äußerer und geistlicher Bedrängnis und ohne Aussicht auf weitere Hülfe von Seiten der Behörde, ist die Gemeinde an die Liebe ihrer evangelischen Glaubensgenossen gewiesen. Und daß diese, Dank sey dem Herrn dafür, noch viel vermöge zu solch einem heiligen Zweck, und wenn es die Hülfe nothleidender Brüder gilt, nicht nach engen Randbegrenzung fragt, das hat, wie in so vielen Fällen, die Erfahrung noch neuerdings bei der übergetretenen Gemeinde zu Mühlhausen und bei der neuerrichteten Gemeinde zu Aischaffenburg hinreichend bewiesen.

In diesem Vertrauen zu unseren evangelischen Glaubensgenossen haben wir es auf die an uns ergangene Aufforderung im Namen des Herrn unternommen, die obengenannte Predigtsammlung herauszugeben, um durch deren Ertrag, so viel als möglich, die erwähnten Bedürfnisse des evangelischen Carlshuts befriedigen zu helfen.

Da diese Predigtsammlung ein Zeugnis seyn sollte, daß die gesammte Evangelische Kirche Deutschlands in Einigkeit des Glaubens und der Liebe der bedrängten jüngeren Schwestergemeinde Handreichung thun wolle, so lag der Gedanke nahe, in ihr evangelische Zeugnisse aus den verschiedensten Gegenden zu vereinigen, die, von einem Grundton, dem Glauben an unseren Herrn und Heiland, Jesum Christum, durchdrungen, in der größten Mannichfaltigkeit der Form und der persönlichen Eigenthümlichkeit der Zeugen die Glaubenseinheit der Evangelischen Kirche in den verschiedensten Ländern auf eine liebliche Weise darstellen. Wir haben gegründete Hoffnung, unseren Lesern in dieser Hinsicht eine werthvolle und anziehende Gabe darbieten zu können, da so viele ausgezeichnete Prediger aus fast allen Ländern Deutschlands und mehreren anderen Ländern uns auf unsere Bitte einen Predigtbeitrag mit der freudigsten Bereitwilligkeit zugesagt, und zum Theil schon zugesandt haben. Wir lassen zur Bestätigung des Gesagten die Namen von mehreren dieser verebrien Geistlichen hier folgen:

Aus Preußen: Ober-Consist.-Rath Dr. Thiermin, die Prediger Couart, Lisco, Bachmann, Arndt, Jdelez, Segel, Runke, Gofhner zu Berlin; C.-R. Prof. Dr. Holuck zu Halle; Superintendent. Dr. Heubner zu Wittenberg; C.-R. Dr. Fahn zu Breslau; C.-R. Prof. Dr. Nisch zu Bonn; Synodal-Präsident Dr. Gräber, Superintendent. Heuser, die Pfarrer Senehlage, Lindl, Sander zu

Warren; Döring und G. D. Krummacher zu Elberfeld; Synodal-Präsident Nonne zu Schwelm; Lange zu Duisburg; Schulz zu Mühlheim a. d. Ruhr u. A. — Aus Hannover: Spitta zu Hameln. — Aus Bremen: Dr. F. A. Krummacher und Mallet. — Aus Hamburg: Manteuberg. — Aus Lübeck: Dr. Seibel. — Aus Dänemark: Archidiat. Dr. El. Harms zu Kiel. — Aus Kurheffen: Prof. Dr. J. Müller zu Marburg. — Aus dem Großherzogth. Hessen: Selserich zu Solhausen. — Aus Hessen-Homburg: Dr. Pfeiffer zu Homburg. — Aus Frankfurt a. M.: C.-R. Zimmer. — Aus Nassau: C.-R. Dr. Heidenreich zu Gerborn. — Aus Baden: Henshöfer zu Spök. — Aus Württemberg: Dr. A. Knapp zu Kirchheim, Hofacker zu Eutingart, Bahrdt zu Würtlingen. — Aus Baiern: Prof. Dr. Krafft zu Erlangen, Deton Brandt zu Windsbach, A. Bombardt zu Augsburg, Thomafius zu Nürnberg. — Aus dem Königreich Sachsen: M. Wolf zu Leipzig. — Aus Sachsen-Weimar: Archidiat. Dr. Ackermann zu Jena. — Aus Sachsen-Coburg-Gotha: Suprint. Hey zu Jöhrehsenhausen. — Aus Ober-Sachsen: Koch zu Wallern. — Aus der Schweiz: Passavant zu Basel, Def. Linder von Bufen, Prof. Merle zu Aubigné zu Genf. — Aus Rom: v. Tappelskirch. — Aus Neapel: Wallet. — Aus Frankreich: Härtel zu Straßburg. — Aus Poland: Westhoff zu Nürnberg und D. Meyer zu Amsterdam. — Aus Belgien: Hofprediger Dr. Scheler zu Brüssel, Spörlein zu Antwerpen. — Aus England: Dr. Steinkopf zu London. — Auch aus Schweden und Rußland haben wir Predigtbeiträge zu hoffen.

Wir bitten alle Glieder der Evangelischen Kirche, vorzüglich unsere geistlichen Amtsbrüder aller Orten, dies Unternehmen für eine so hart bedrängte Schwestergemeinde freundlichst unterstützen zu wollen durch möglichste Verbreitung dieser Anzeige und durch thätige Subscriptions-sammlung.

Wir bemerken hiebei noch:

1) Die Predigtsammlung, welche 35 — 40 Bogen in Einem Bande enthält, kostet, zum geringsten Preis auf gutem Druckpapier 1 Thlr. netto; auf Velinpapier 1½ Thlr. Die Zahlung geschieht bei Ablieferung der Exemplare.

2) Der christlichen Liebe bleibt es überlassen, einen höheren, als diesen äußerst mäßigen Preis zur größeren Unterstützung der Gemeinde zu bezahlen.

3) Diejenigen, welche das Sammeln von Subscribenten gütigst übernehmen wollen, werden gebeten, die Zahl der von ihnen untergebrachten Exemplaren entweder einem von uns beiden, oder dem Verleger Herrn J. F. Steinhaus in Warren, und zwar spätestens bis zu Diern d. J., um die Größe der Auflage danach bestimmen zu können, zukommen zu lassen. Außerdem nimmt noch Bestellungen an: Herr Ph. Scheurer in Straßburg, Herr C. F. Spittler in Basel, die löbliche Ram'sche Buchhandlung in Nürnberg, Herr J. H. Wohlgenuth in Berlin, Herr Alex. Vogt in Gütersloh, so wie jede gute Buchhandlung. Die Zusendung geschieht gleich nach Beendigung des Drucks, und zwar, wenn nicht bei der Bestellung ein besonderer Weg dazu angegeben ist, auf dieselbe Weise, wie die Bestellung an uns gelangte, entweder direkt oder auf buchhändlerischem Wege. Wir müssen die gütigen Sammler von Unterzeichnungen bitten, aus Liebe zur Gemeinde, sich von ihren Subscribenten die Zusendungskosten vergüten zu lassen, so wie auch die unterzeichneten Gelder zu sammeln, und dieselben an die Adresse eines der beiden hiesigen Kaufleute, des Herrn Friedrich Köhlig u. Klein, oder des Herrn Richard Reichen in Warren gelangen zu lassen, da diese Herren die Güte hatten, die Rechnungsführung zu übernehmen.

4) Da die Predigtsammlung ein Werk christlicher Liebe in einer bürstigen Gemeinde gründen soll, so wird jede mögliche Ersparung der Kosten, so weit sie, ohne dem Werte zu schaden, eintreten kann, in Anwendung gebracht werden. Das hochwürdige Moderament unserer Rheinischen Provinzial-Synode hat es uns erlaubt, demselben nach Beendigung des Ganzen die Rechnungen zur Revision vorzulegen, worauf dann unter der Richtigkeitsbezeichnung dieser Behörde in einer öffentlichen Zeitschrift Abrechnung über Einnahme und Ausgabe mitgetheilt werden soll.

Warren, im Januar 1836.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Samstag den 19. März.

N^o 23.

Sehet euch vor!

Prediger-Bibel oder exegetisches Handbuch für praktische Theologen, herausgegeben von Ed. Hülsmann, Prediger u. s. w.
(Schluß.)

Doch wir eilen zu der Grundlehre unserer Kirche, zu der Rechtfertigung durch den Glauben an Christi Veröhnungstod, der da ist unser Hoherpriester, welcher uns vertritt, und ist geworden ein Opfer für unsere Sünden. Zwar wird es vielen unserer Leser schon nach den Proben, die wir ihnen bisher von Herrn Hülsmann's Glauben und Schriftverständnis vorgelegt, wie uns ergangen seyn, daß sie mit Hiob ausgerufen haben: Kann man auch essen, das ungesalzen ist? Oder wer mag kosten das Weiße um den Dotter? Dennoch muß ich sie bitten, mir geduldig zum „einsamen Geisteskampfe“ zu folgen, wie Herr Hülsmann die Erzählung der Evangelisten vom Kampfe unseres Herrn in Gethsemane überschrieben hat. — Angelangt, sagt er p. 292., zur Erklärung des berühmten Seelenkampfes in Gethsemane u. s. w. S. 293. lesen wir inmitten dieser unvergleichlichen Erklärung, die, so unrecht es seyn mag, uns mehr als einmal ein Lächeln über Herrn Hülsmann's Naivität abgezwungen hat: Er mußte sterben, so sterben, wie er gestorben ist, sonst war es geschehen um die Erlösung der Menschheit. Würde ein Messias anerkannt worden seyn, der verschwunden wäre, der Gefahr sich durch die Flucht entzogen hätte? Würde dann nicht sein Daseyn fast spurlos verschwunden seyn? — Jesus starb deswegen, um in seinem Sterben den Menschen ein kräftig ergreifendes, mächtig begeisterndes Bild ächter Seelengröße und einer unerschütterlichen Pflichttreue aufzustellen, und wie herrlich ihm dies gelungen, wer unter uns hat das nicht schon oft empfunden, wenn er in den Fasten das Bild des Gekreuzigten zu zeichnen hatte? Bald darauf: Man muß sich so viel als möglich in seine Lage hineindenken, die sich überhaupt leichter nachempfinden als beschreiben läßt. — Ja wenn dies Nachempfinden in dem Sinne zu nehmen wäre, in dem jeder begnadigte Sünder spricht:

Ich bin's, ich sollte büßen,
An Händen und an Füßen,
Gebunden in der Höl!
Die Geißeln und die Banden,
Und was du ausgestanden,
Das hat verdient meine Seel!

Doch nun das Unglaubliche! Herr Hülsmann fährt p. 294. fort: Will man die Erzählung, wozu ich sehr rathe, auf der Kanzel behandeln, so lasse man keinen Zug unberührt

und halte eine Homilie über dieselbe. Man kann den Gedanken an die Spitze stellen: Christus in Gethsemane, oder der Mensch in den Augenblicken der Entscheidung, und leicht wird man jeden einzelnen Zug der Erzählung benützen können, wie ich bei der Erklärung andeuten werde.

Ihr armen, zerstreuten und verlorenen Schafe, die ihr in den Tagen des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi mit solchem Brodte genährt, aus solchen Wasserquellen getränkt werdet! — Betet denn Herr Hülsmann wirklich auch sonntäglich in seinem und seiner Gemeinde Namen: Darum bitte ich dich um des bitteren, unschuldigen Leidens und Sterbens unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi willen, du wollest mir armen, sündhaften Menschen gnädig und barmherzig seyn?

Ferner lesen wir p. 270.: Gerecht vor Gott ist nur, wer in sich gerecht ist. Eine zugerechnete Gerechtigkeit ist ein moralisches Unding und enthält eine *contradictio in adjecto*. Herr Hülsmann kennt also nicht die Grundlehre des Evangeliums, den eigentlichen Lebenspunkt, von dem die Reformation ausging; denn daß er des Anselmus tiefsinnige Behandlung dieses Dogmas studirt haben sollte, kann man bei der wissenschaftlichen Oberflächlichkeit, die sich überall in der Prediger-Bibel kund gibt, unmöglich glauben. S. 315. heißt es: Verwerflich und der Lehre Jesu nicht gemäß ist jedenfalls die Ansicht derjenigen, die diesen Tod ansehen als ein Sühnopfer für die Sünden der Menschen. S. 509. scheint Herr Hülsmann vergessen zu haben, daß Christus nach seiner Auferstehung den Jüngern die Schrift eröffnete und Alles, was die Propheten von ihm geweissagt, also auch Jes. 53. ihnen deutete, sonst würde er nicht, der Apostel Lehre gering achtend, in die Worte ausgebrochen seyn: Sollte überhaupt die Lehre von einer stellvertretenden Gerechtigkeit Christi, von einer Veröhnung Gottes durch des Erlösers Blut zu dem Range eines christlichen Dogma erhoben werden können, so müßte sie von dem Herrn, wenigstens nach seiner Auferstehung, deutlicher vortragen seyn, als dies in der That der Fall ist.

S. 315. Von unserem Standpunkte aus kann uns die Untersuchung, ob Jesus im strengsten Sinne todt gewesen sey, dergestalt, daß auch kein Funke von Leben sich mehr in ihm gefunden habe, so überaus wichtig nicht seyn.

Wie es mit Herrn Hülsmann's Glauben an die Auferstehung Christi stehen mag, kann man schon aus dieser Erklärung ersehen, welche die Annahme jener abgelebten Fabel von einem Scheintode Jesu dem Interesse des Glaubens nicht besonders gefährlich hält. Auch finden wir p. 311. die längst widerlegte, aus der Luft gegriffene Behauptung des Dr. Paulus wieder,

des Herrn Füße seyen am Kreuze nicht durchbohrt worden. Und aus welchem Grunde? Weil der Auferstandene sonst nicht frei hätte umhergehen können.

S. 400. Wird von der Himmelfahrt geredet, die in einem gewissen neblichten, poetischen Wortschwallde uns beschrieben wird, so daß man auch hier den unangenehmen Eindruck bekommt, der an so vielen Stellen dem christlichen Leser entgegentritt, indem man sieht, Herr Hülsmann will nicht läugnen, was er eigentlich nicht glaubt; er stellt das äußere wunderbare Faktum in seiner Bedeutung herunter, und beruft sich darauf, was es in der Welt des Geistes abbilde, während er wahrlich, wenn er das geistige Wunder der Wiedergeburt erfahren hätte, auch die äußeren Wunder, selbst nur als Symbole gefaßt, nicht mit solcher schnöden Gleichgültigkeit behandeln könnte. Nach Herrn Hülsmann verschwand Christus den Blicken seiner Jünger, um den letzten großen Totaleindruck nicht wieder zu verwischen, um ihn ungestört fortwirken zu lassen. Und p. 401. finden wir die verfänglichen Worte: Der Herr ist zum Himmel gefahren und sitzt zur rechten Hand Gottes. Wenn du durch den Glauben seinen Geist in dich aufnimmst, so fährst du mit ihm zum Himmel und wirst mit ihm herrschen und leben. Daß solcher Christus nun nicht der Herr seyn kann, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, was, um mit dem kindlichen Claudius zu reden, wie alle andere Lehren der heiligen Schrift, ohne Weiteres zu verstehen ist, dürfen wir nicht erst darthun. Vgl. p. 113. 121. 213. 245. 323. der Prediger-Bibel.

Auch kommt er nicht wieder zum Gerichte. S. 104. Die *ἡμέρα κρισεως* (Tag des Gerichtes) bezeichnet in der Schrift die nothwendige Verknüpfung des Übels mit der Sünde. Es kann seyn, daß mancher biblische Autor an einen bestimmten Gerichtstag gedacht hat; die Hauptidee der Vergeltung bleibt dieselbe.

S. 274. Es wird nicht nöthig seyn, daß ich mich hier abermals in Erörterungen einlasse über das Weltgericht. Daß man sich dasselbe nicht zu denken habe als einen bestimmten, an einen einzelnen Zeitmoment geknüpften Akt, sondern als ein fortwährend hier wie dort sich selbst vollziehendes Gericht, daß man die hier sich findende Darstellung ohne Weiteres für eine bildliche zu nehmen habe, ist bereits oben bemerkt worden.

Herr Hülsmann scheint auch den Ausspruch des göttlichen Wortes bildlich zu nehmen, daß wir an jenem Tage Rechenschaft geben müssen von jedem unnützen Worte, das wir geredet haben, wenigstens scheint er diese Drohung auf die unnützen Worte, die wir geschrieben haben, nicht anwendbar zu glauben. Wer nach der fernerer Schilderung von der besondern Beschaffenheit des jenseitigen Lebens begierig ist, mag sie an jener Stelle bei Herrn Hülsmann selbst nachlesen. Daß wir übrigens keine ewigen Höllenstrafen zu fürchten haben, versteht sich, da wir einen so überaus gütigen Vater haben, ja von selbst. Wie könnten wir auch selig seyn, wenn wir unsere nächsten Verwandten verdammt sehen! Vgl. p. 275. 276. 284. Da sind wir ja auf einmal milder gesinnt, als Gott, der die

barmherzige Liebe ist, und der doch trotz dem Gräuel der Sünden, dem er nun schon Jahrtausende hindurch ruhig zusehen muß, dennoch der unveränderlich Selige ist. Hier hätte Herr Hülsmann die einzige Schranke anerkennen sollen, welche der göttlichen Allmacht gesetzt ist, es ist der Unglaube der Menschen. Nur daß sich seine Allmacht auch an den Ungläubigen als Straferechtigkeit bekundet. Kann er den beharrlich Widerstrebenden nicht selig machen, so kann er ihn doch verdammen. Auch fragt Gott nicht, meint Herr Hülsmann, nach dem sogenannten Glaubensbekenntniß des Menschen, nicht nach seinem Credo, sondern er entscheidet einzig und allein nach seiner sittlichen Würdigkeit, nach ächter Rechtsschaffenheit, nach ungeheuchelter Menschenliebe. — Leben wir denn noch wirklich in einer christlichen Kirche, deren Grundgesetz Gal. 2, 16. ist: Doch, weil wir wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesum Christum, so glauben wir auch an Christum Jesum, auf daß wir gerecht werden durch den Glauben an Christum, und nicht durch des Gesetzes Werke; denn durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht; und 3, 13.: Christus hat uns erlöst von dem Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns. Freilich kann der wohl ohne Versöhner fertig werden, der es mit dem Gesetze so leicht nimmt, daß er p. 49. den Ausspruch wagt, Jesus erkläre nicht die unwillkürlich im Menschen aufsteigende, sondern die gehegte und genährte böse Begierde für strafbar. Das Herz des Christen solle rein seyn und unbesleckt und voll heiliger Liebe zu Gott und zur Tugend. Wo diese Liebe wohne, da könnten unreine Begierden wohl augenblicklich auftauchen, jedoch auf keinen Fall sich lange halten. Und gleich darauf: Eine Leidenschaft zu besiegen, eine tief eingewurzelte Begierde wieder auszurotten, ist oft mit großen Schmerzen und harten Kämpfen verbunden. Allein unmöglich ist dies nicht; der Mensch kann Alles, wenn er nur redlich will; er muß sich selbst beherrschen, es koste auch, was es wolle. Kennt Herr Hülsmann wohl auch ein gewisses Lied, in welchem ein Vers vorkommt, der mit den Worten anfängt:

Mit unserer Kraft ist Nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren?

Doch solche Lieder waren ja nur Resultate des unentwickelten ergetischen und philosophischen Standpunktes der sonst als Kämpfer für Freiheit und Recht sehr achtbaren Reformatoren! Wir haben schon oben gelernt, daß wir gar nicht mehr in jenen verderbten Zeiten leben, wie etwa die jüdischen Propheten. Wie groß Herrn Hülsmann's Unkenntniß des menschlichen Herzens und des beseligenden Glaubens der Christen an den Gekreuzigten sey, bezeugen die Worte p. 53., welche also lauten: Der Christ soll sich auszeichnen von dem gewöhnlichen Menschen und durch eine musterhafte Tugend sich über sie erheben.

Wir wollen nun ferner untersuchen, was die Prediger-Bibel, die so wenig im heiligen Geiste geschrieben ist, selbst von dem heiligen Geiste lehrt. S. 27. lesen wir: Bei der Taufe wurde Jesu eben so wenig urplötzlich der heilige Geist mitge-

theilt, als den Aposteln am ersten christlichen Pfingstfeste zu Jerusalem; Jesus, wie seine Jünger, trugen diesen Geist schon in sich, und man irrt sich gewiß nicht, wenn man annimmt, daß in jenen Momenten das innere Feuer durch sich dazu eignende Veranlassungen angefaßt worden sey, sich ungewöhnlich stark geäußert und eben dadurch auch an Kraft zugenommen habe. Daß die Begebenheit Apostelgesch. 2. so zu erklären sey, davon bin ich meines Theils völlig überzeugt.

So hoffen wir denn auch, daß Herr Hülsmann, dieser Überzeugung folgend, denn Überzeugungstreue ist ja doch das freilich nirgends befolgte Evangelium aller heutigen falschen Propheten, seine Gemeinde niemals habe die Lieder singen lassen:

D heiliger Geist kehre bei uns ein,
Und laß uns deine Wohnung seyn,
D komm du Herzenssonne!

Denn wie braucht der erst zu mir zu kommen, der schon ursprünglich in mir wohnt. Oder:

Nun bitten wir den heiligen Geist,
Um den rechten Glauben allerweist.

Denn das wäre ja Götzendienst, wenn der Mensch seinen eigenen Geist, als den heiligen, anrufen wollte!

Freilich, wer nie den Jammer und die Ohnmacht des verderbten Menschenherzens gefühlt und erkannt hat, wer, wie Herr Hülsmann p. 190. thut, ganz unbefangen sprechen kann: Auch das Schwerste kann der Mensch vollbringen, wenn er nur redlich will, nur Zutrauen hat zu sich selber, der bedarf wohl keines Glaubens an eine barmherzige Liebe, die durch ihren heiligen Geist uns Kinder des Zornes zu neuen Creaturen umschafft. So lehrt denn auch nach p. 534. der Heiland zum Zachäus, welcher der Held der kleinen Erzählung genannt wird, nicht darum ein, weil er derselbe gestern, heute und in Ewigkeit nur dazu da ist, bußfertigen Sündern Gnade zu ertheilen, sondern weil der Ruf von des Zöllners Rechtsschaffenheit zu Jesu Ohren gedrungen war. Zachäus aber sucht den Herrn, weil alle edlen Seelen verwandt sind.

Aus solchen Äußerungen geht denn auch unwidersprechlich hervor, daß Herr Hülsmann im Grunde auf dem Standpunkte des allergewöhnlichsten Nationalismus steht, und daß selbst die Schleiermachersche Theologie, die zuweilen hervor- taucht, nur wie ein neuer Lappen auf ein altes Kleid geheftet ist. Wenn Herr Hülsmann Schleiermacher's Dogmatik je gekostet, wie wir allerdings aus einigen Redensarten schließen müssen, so hat er sie sicher nicht verdaut. Denn solch moralisches Räsonnement, wie wir es mehrfach angeführt, würde Schleiermacher sicher perhorrescirt haben. In welchem Sinne nun ferner Herr Hülsmann Ausdrücke wie Wiedergeborene, Begnadigte nehmen mag, mit denen er dennoch öfters zu spielen wagt, kann Jedermann sich selber denken. Heut zu Tage möchte man bei der entsetzlichen, gleichviel ob bewußten oder unbewußten Heuchelei des Nationalismus, die Worte Gretchens im Faust gradezu umkehren. Sie heißen:

So etwas ungefähr sagt unser Pfarrer auch,
Nur Schab, mit etwas anderen Worten.

Unsere Pastoren verstehen jetzt die Kunst mit denselben Worten, die die heilige Schrift gebraucht, etwas ganz Anderes zu sagen.

Daß nun endlich Herr Hülsmann, der, wie wir bisher gesehen, nicht einmal den Anfang der Wege Gottes versteht, auch nicht das Wesen der Leiblichkeit, welche „das Ende der Wege Gottes“ ist, begreift, läßt sich a priori schließen. Eine Auferstehung des Leibes gibt es nicht. Somit ist denn auch der letzte Punkt des dritten Glaubensartikels zu Grabe getragen. Wer Herrn Hülsmann's etwas platonisch-origenistische Auffassung dieses Dogmas lesen will, vgl. p. 241 u. 242. der Prediger-Bibel.

Nachdem wir nun gesehen, daß das ganze Gerede der Prediger-Bibel sich doch am Ende nur, seinen wesentlichen Bestandtheilen nach, auf etwas Moral reducirt, müssen wir doch noch an einigen Beispielen zeigen, wie hoch oder wie niedrig eigentlich der Nationalismus seine moralischen Forderungen spannt. S. 53. wird uns das Gebot der Feindesliebe mit den Worten erklärt: Der Herr verlangt hier auch Feindesliebe, aber nicht jene unnatürliche Liebe, nach welcher man den schlechten Menschen, den Feind und Gegner eben so lieb haben soll, als den guten Menschen und den Freund; nie tritt das Christenthum den natürlichen Gefühlen des menschlichen Herzens zu nahe, es will sie nur heiligen, veredeln, keineswegs aber vernichten; sondern er verlangt nur, daß man auch im Feinde den Menschen, das vernünftige, nach Gottes Bilde geschaffene Wesen achten und lieben, sich nie an ihm rächen, vielmehr seine Wohlfahrt auf jede mögliche Weise befördern soll. — Bei solcher lauen, abstrakten Liebe hätte Christus wahrlich nimmer den Thron der Herrlichkeit verlassen, um uns mit Gott zu versöhnen, da wir noch seine Feinde waren.

Und nun gar p. 50., wo wir hören: Die Ehe ist ein für das religiöse und sittliche Leben überaus wichtiger Vertrag, welcher nicht ohne beiderseitige Einwilligung, oder ohne wichtige, den Zweck der ehelichen Verbindung aufhebende Ursachen gelöst werden darf. Die Hurerei ist aber nicht der einzige gültige Grund zu einer Trennung der Ehe; es gibt noch viele andere, oft weit wichtigere und entscheidendere Gründe, wie unwiderstehliche Abneigung, gänzlicher Mangel an aller sogenannten Wahlverwandtschaft. Überhaupt kann die Ehe als ein Vertrag unter Verhältnissen, welche diesen Bund für die Glieder desselben eher nachtheilig als nützlich machen, ohne Weiteres aufgelöst werden. Die Ehe ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch der Ehe halber.

So spricht ja nicht einmal der ehrliche Mittler in Göthe's Wahlverwandtschaften, sondern nur der liederliche Graf und seine Baronesse. Und doch ist Mittler nur ein gewöhnlicher Rationalist, aber ein viel ernsterer als Herr Hülsmann. Wenigstens finden wir in den eben angeführten Worten desselben nichts Anderes, als eine leise Modifikation des so zeitgemäßen Rehabilitations-systemes.

Wer sind denn nun eigentlich die strengen Moralisten, die, welche ihre Gerechtigkeit finden in Christi Blut, oder die, welche aus eigenem Vermögen und eigener Kraft die Seligkeit

meinen ererben zu können? Und doch heißt es immer, die Lehre unserer Kirche untergrabe alle Moralität!

Der wissenschaftliche Werth der Prediger-Bibel, um auch hierüber noch einige Worte zu sagen, ist für absolut null und nichts zu erklären. Wir behaupten dreist, daß jeder Student, der nur einige Gewandtheit des Styles besitzt, mit Hülfe eines biblischen Real- und Verbal-Lexikons ein solches Werk zusammen schreiben könnte. Schwerlich besitzt Herr Hülsmann auch nur eine gründliche Kenntniß von Winer's Grammatik und Wörterbuch, so wie von Wahl's Clavis, der gelehrten neueren Commentare ganz zu geschweigen. Olshausen's ausgezeichnete Leistungen für die Erklärung der Evangelien werden zwar sehr verächtlich abgefertigt, doch hören wir unseren Theils den Herrn Christus immer noch lieber in der Sprache Olshausen's, als Hülsmann's reden. Denn dieser Vorwurf wird dem Dr. Olshausen von Herrn Hülsmann gemacht. Wir sind fest überzeugt, daß, was unser Urtheil über die wissenschaftlichen Leistungen der Prediger-Bibel (die dennoch in der Vorrede von Herrn Hülsmann verheißten werden) betrifft, alle nur irgend philologisch und philosophisch gebildeten Männer aller Partheien und von jeglichem Glaubensstandpunkte uns unbedingt bestimmen werden. Ein Prediger, der solche Erklärung bedarf, wie *ἀνυπόστοτος*, kleingläubig, ohne Vertrauen, *ἐκκλισίαν*, bedrohen, Schweigen gebieten, bändigen, *γαλήνη*, Meeresstille, Windstille, *ποταπός*, welch' ein großer, ausgezeichnete Prophet ist dieser! — sollte nur lieber das Neue Testament in der Ursprache ganz ungelesen lassen. Und für Prediger hat Herr Hülsmann doch geschrieben. Jenes Beispiel von Erklärung haben wir übrigens nur aus der zufällig vor uns aufgeschlagen liegenden 83ten Seite abgeschrieben. Aber so sind die wissenschaftlichen Leistungen dieses Buches allzumal. Genaueres gibt hierüber Herr Sander gegen Ende seines Gutachtens. Uns würde dieser Gesichtspunkt hier für unseren mehr praktischen Zweck weniger interessieren, wenn diese leichtfertige Oberflächlichkeit nicht einen neuen Beweis von der sehr strafbaren Leichtfertigkeit lieferte, mit der Herr Hülsmann sich der so verantwortlichen Arbeit unterzogen hat, das heilige Wort Gottes seinen Amtsbrüdern, die es denn wieder den Gemeinden erklären sollen, auszulegen. Wann wird die Zeit herbeikommen, wo wir wenigstens durch die wissenschaftliche Strenge der Behandlungsweise unsere besondere Ehrfurcht vor der doch wenigstens so vielen Tausenden heiligen Schrift bekunden! —

Wir mußten diese strenge Geißel schwingen, denn wir glauben allerdings von der Prediger-Bibel, daß es ihr besser wäre, sie wäre nie geboren worden, weil sie, schwächlich wie sie ist, doch so Manchen der Kleinen ärgern könnte. Wir haben überall nur auf den eigentlichen Kern und wesentlichen Inhalt des Buches gesehen. Was nun Herrn Hülsmann persönlich betrifft, so wollen wir von Herzen gern manche bessere Äußerungen in seinem Buche nicht bloß für Accommodation auslegen, obgleich er doch p. 191 und 242 selbst von dem Herrn Jesus eine Accommodation an die Vorstellungen jener Zeit

anzunehmen sich nicht scheut, sondern wenn Herr Hülsmann hier und da mit Liebe und Wärme von der Person des Erlösers spricht und ihn im Allgemeinen so darstellt, als ob er durch sittliche und physische Kraft über alle anderen Menschen erhaben gewesen, ja ihm auch Unschuldigkeit zuschreibt, und ihn durchweg den Herrn nennt, so wollen wir willig annehmen, daß er aus der Lesung der heiligen Schrift einen tieferen Eindruck von dem in derselben verzeichneten Bilde des Sohnes Gottes in sich aufgenommen. Aber an Jesum Christum glauben, das vermochte er bisher noch nicht. Und sollte ein Anfang dieses Glaubens in ihm gesetzt seyn, so sollte er täglich rufen: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! nicht aber durch Wort und Schrift voreilig Prediger und Gemeinden lehren, ehe er selbst von Gott gelehrt ist. Womit will er denn bekümmerte Seelen und erschrockene Gewissen trösten? doch nicht mit dem Ausspruche, der Mensch kann Alles, was er nur ernstlich will? Wie will er denn die Kirche Christi bauen helfen, da Jesus ihm doch nicht der Eckstein ist? O wenn wir doch noch einen Funken von der Demuth und Selbsterläugnung der alten Väter der Kirche Christi besäßen, von denen so manche auf alle Weise, selbst durch Flucht, sich der Übernahme eines geistlichen Amtes entzogen, bis die Stimme des Herrn sie so deutlich rief, daß sie wußten, der Herr, der sie in's Amt gesetzt, würde ihnen auch Kraft verleihen und ihrer Schwachheit gnädig seyn!

Nachrichten.

(Frankreich.) Die religiösen Zustände Frankreichs, welche bei der Weltstellung des Französischen Volkes einen weitreichenden Einfluß geübt haben und noch immer üben, verdienen unsere fortgesetzte Beachtung. Ein warmer Freund seines Vaterlandes und sorgfältiger Beobachter gibt uns folgenden Überblick über die religiösen Hauptparthien Frankreichs.

In der ersten Reihe finden wir die Deisten, oder richtiger zu sprechen, die Ungläubigen; denn der Deismus ist in Frankreich, wenigstens unter der großen Mehrzahl seiner Befenner, nie etwas Anderes gewesen, als eine leere Theorie, ein todter Buchstabe. Unsere vorgeblichen Philosophen lassen die Existenz Gottes in Folge eines Vernunftschlusses zu, den sie logisch nicht läugnen können; der Gott, den sie verkündigen, ist eine bloße Abstraktion, die auf ihr Denken und Handeln ganz und gar keinen Bezug hat, und praktisch genommen sind sie Atheisten. Das Wort Christi ist und bleibt ewig wahr: Niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Matth. 11, 27.

Die Französischen Ungläubigen haben jetzt nicht mehr das Ansehen und das Übergewicht, welches sie am Ende des vorigen Jahrhunderts besaßen haben. Dreierlei, der Fortschritt der Wissenschaften, politische Interessen und die Umwandlung der schönen Litteratur und Kunst haben die Macht des Unglaubens unter uns sehr geschwächt. Vor Allem hat die Wissenschaft ein scharfes, glänzendes Zeugniß wider die oberflächlichen und puerilen Einwürfe der encyclopädischen Schule abgelegt. Die Forschungen Cuvier's und anderer Geologen haben bewiesen, daß die Erde, auf der wir leben, nur seit der von Moses ihr beigelegten Zeit vorhanden und von einer allgemeinen Fluth überschwemmt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 23. März.

N^o 24.

Skizzen zum Katechumenenunterricht nach Luther's kleinem Katechismus.

Erster Artikel.

Von der evangelischen Geistlichkeit Deutschlands ist in neuer Zeit Manches versucht worden, die Katechumenen auf die Elemente des christlichen Glaubens und Lebens hinzuweisen. Statt der orthodoxen Ausführung der Lehre in eine Formel und statt der leeren, aber doch gelehrt und vernünftig seyn sollenden Extrakte aus Röhr, Wegscheider und Paulus sind biblische Geschichten, Kernlieder, auch so genannte einfache biblische Wahrheiten dem Kinde eingepflanzt, und man hat angefangen, den Sturz der meisten, bisher approbirten und vielfach commentirten Katechismen zu weissagen und schon in manchen Theilen des Vaterlandes eine bessere Zeit herbeizuführen gewußt, in der man den abgestandenen Orthodoxismus und Rationalismus auch in dem christlichen Unterrichte, für den beide unzählige Bücher geliefert hatten, fallen ließ. Deshalb haben bereits die Schriften, die unter allerlei verständigen oder gefühligen Titeln (vergleichen Zöllich — „Katechismus der christlichen Religionslehre. Ein Hilfsbuch für Schullehrer, denen daran liegt, schriftgemäßes Christenthum in ihren Schulen vorzutragen, und von den positiven Lehren desselben selbst eine feste Überzeugung zu gewinnen, auch als Leitfaden beim Konfirmandenunterricht zu gebrauchen“ — und Andere noch in den letzten Jahren zu Tage gefördert haben) das eigentlich schon Beseitigte immer aufs Neue wiederholen, ein ganz antikes Aussehen und die Aussicht auf ein baldiges, unerwünschtes Ende. Es ist indeß für den Einzelnen schwer, dem Fortgange der theologischen Wissenschaft gemäß, die Umbildung des Katechumenenunterrichts vorzubereiten, und, wenigstens versuchsweise, zu beginnen. Denn es kommt weniger darauf an, daß der Pfarrherren eigener Geist neue, dem vermeintlich oder in der That eingesehenen Bedürfnisse unserer Jugend angepasste Katechismen abfasse (was den Meisten gar leicht wird, wie aus der Masse der vorhandenen, eigenliebigen Katechismen erhellt), als es Noth thut, das Erregene still und treu in das von Alters her uns Überlieferte, Allgemeine oder doch relativ Allgemeingültige, einzubilden und gemeinschaftlich — wenn auch äußerlich unverbunden — die endliche, allgemeine, kirchliche Umbildung unserer Katechismen zu bewirken.

Man ist in unseren Tagen auf Lutheri Katechismus zurückgekommen und hat nachträglich gefunden, daß auch in diesem Stück an Luther's Reformation nicht sehr bedeutend und nicht eben zum Heile der Kirche gebessert sey. Der kleine Katechismus ist in der That ein Werk, dem keines der Art

gleich gesetzt werden darf, wie dies schon die oberflächlichste Ansicht auch der neuesten, in christlichem Sinne abgefaßten Privatkatechismen lehren kann. Er vereinigt das, wonach unsere Neuren verlangt, biblische Einfachheit, mit einer lebensvollen, kirchlichen und volksmäßigen Entwicklung, die nur von Moralisten, denen hier die Pflichtennummern, etwa des siebenten Abschnittes im Hannoverschen Landeskatechismus (den wir, als einen der schlechtesten, instar omnium nennen!) abgehen, von Dogmatisten, die irgend eine jüngst fertig gewordene Auffassung kirchlicher Lehre, z. B. die beliebte und beliebige Abschwächung der Genugthuungslehre, sofort wenigstens in der Kinderschule fixiren möchten, und von Systemlern, die an diesem christlichen Glaubensheiden die Montirung und Dressur vermissen, in Anspruch genommen werden kann. In ihm ist insbesondere das theologische Element vorhanden (d. h. wenigstens vor der Hand, die es dann auch dem Auge nahe bringen soll), das in den gewöhnlichsten Katechismen von dem psychologischen unterdrückt oder auf Triviales, auf Kenntniß Gottes, als des Baumeisters der Welt, auf abstrakte Lehre von den göttlichen Eigenschaften, auf eine kühle Angabe und Abschätzung der drei göttlichen sogenannten Personen und dergl. beschränkt wurde. Mit Recht haben sich die tüchtigsten Katecheten, von denen wir nur Rutenick, Rud. Stier und Harnisch nennen, diesem alten Büchlein zugewendet, und es auch Solchen wieder in Erinnerung gebracht, die es vergessen hatten, oder denen es nur zusammen dem Einmaleins in den weiten, breiten und grauen Landeskatechismen stehen geblieben war.

Je mehr es nun den Anschein hat, daß jenes Erbstück der Deutsch-Evangelischen Kirche durch die angestrenzte Bemühung der Tüchtigen, die, statt einen absonderlichen Katechismus zu verfassen, alle ihre Kraft dem gemeinsamen Schatze zuwenden, vielleicht auch durch eigene, durchgreifende kirchliche Anordnungen (die besonders der unirten Kirche eignen möchten) zu allgemeinen Ehren kommen und so den ersten Grundstein zu einem wahrhaft kirchlichen Gebäude der evangelischen Christenheit, die lange genug ohne Kirche gewesen ist, und nun von Grund aus zu bauen anfangen, also nicht eher das Dach kirchlicher Symbole u. dgl. überbauen kann, ehe der Grundstein für alles Weitere gelegt ist, abgeben werde; desto weniger dürfen es die Einzelnen, die sich irgend zu solchen Arbeiten berufen fühlen, an Vorarbeiten fehlen lassen, damit das alte Stück, mit gültigem Schmucke des Neuen angethan, auf lange Zeit uns zum Segen vorhalte.

Es ist schon sonst ausgesprochen, und wir fühlen uns gleich beim Anfange des Katechismus daran erinnert, daß die Stellung des ersten Stückes der zehn Gebote zu ändern sey. Soll ich

nun die Ordnung anders gestalten? Mein Katechismus enthält äußerlich dasselbe, das Luther einst hingestellt. Innerlich freilich ist es ganz anders! Statt mit den zehn Geboten, wie Luther sie hat, fängt mein Katechismus mit der ganz abstrakten Lehre von „Gott“ an, und es hat derselbe mit Luther's Katechismus wohl nicht sehr viel mehr zu thun, als die Zahlen vor den Katechismusfragen mit dem Einmaleins, das auch im Katechismus steht. Was soll ich thun? Womit soll ich anfangen? — Mit dem Geseze? Mit den zehn Geboten? War Gott nicht eher, denn sein Gesez und Gebot? Und bleibt's dabei, Gott sey vorläufig nur zu erkennen nach seinem Willen, nicht nach seinem Wesen? — Der Anfang der Bibel zieht mich hin zu dem rechten Anfange des Katechismus. Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Davon spricht der erste Artikel des Glaubens und davon will ich auch zuerst sprechen. Nur nicht, wie mein Katechismus, d. h. der weite, breite und graue davon spricht. Ich überlasse ihn, wie auch das Einmaleins, diesem oder jenem Schulmeister, der sich vielleicht einen Freund in der Noth, einen Commentar für ihn angeschafft hat. Ich fange an mit Gott, nicht als dem vollkommensten Wesen von so und so vielen Eigenschaften, ich componire nicht den „lieben“ Gott aus den und jenen Stücken: denn er ist nicht Erde, nicht Thon, denen durch mich und meine Abstraktionen eine vernünftige Seele eingehaucht werden könnte; ich nehme ihn hin mit Luther: ich glaube an Gott, den Vater. Ich fange nicht mit den zehn Geboten, ich fange mit dem ersten Glaubensartikel an.

Mit dem Anfange fange ich an. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Es scheint freilich, als dürfe man nicht so mitten in die Sache, in's Volle greifen, sondern müsse man erst psychologisch beginnen, um theologisch endigen zu können. Und ob ich wohl weiß, daß nicht ἐν διδακτοῖς ἀνθρώπων σοφίας λόγοις, nicht vom menschlichen Standpunkte aus, das Göttliche besprochen werden solle, frage ich doch: Fängt nicht das Kind an als Mensch der Natur, um ein Mensch der Gnaden erst zu werden? Ist's nicht zu hoch und wunderlich, mit Gott anzufangen? Haben doch auch viele treffliche Lehrer eine psychologische Grundlage für die theologische Entwicklung nöthig befunden, wie Andere eine moralische, ethische für die religiöse! — Nein, der psychische Mensch (1 Cor. 2, 14.) vernimmt's nicht, was hier vernommen werden soll; wir können hier nur anfangen als πνευματικοὶ πνευματικὰ συζητοῦντες; das Geistliche muß geistlich gerichtet seyn! Es wäre ja auch eine klägliche Theologie, die eines psychologischen Vorläufers bedürfte! Und war Johannes der Theolog zuvor ein Psycholog? Er beginnt sein Evangelium auch mit dem Anfange. Mit einem psychologischen? „Im Anfang war das Wort (der Logos).“ Und Gott (Theos) war das Wort (Logos). Also theologisch! Und ich sollte die flatternde Psyche voraussenden?

Nun habe ich zwei Anfänge: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ und: „Im Anfang war das Wort.“ Beide zusammen eröffnen mir die Bahn, die theologische Bahn. Vom Willen Gottes weiß ich noch nichts, von der Psyche, über-

haupt von Himmel und Erde, will ich auch noch nicht wissen. Was frage ich nach Himmel und Erde, wenn ich nur dich habe! Und das Kind? Es lebt zwar auf der Erden, es greift umher, weinet die Thränen der Natur, schaut in das irdische Licht, aber es nennet den — Vater, es glaubt, meint, denkt nichts, es glaubt als Kind, ohne zu fragen, ohne sich vorzubereiten, an seinen Vater. So soll es auch zum himmlischen Vater kommen! In den Namen dieses Vaters haben sie es schon gebracht in der Taufe, und die Lehre, die nachträgliche und — einleitende, soll mit demselben beginnen. „Ich glaube an Gott den Vater!“ Von Alters her ist das dein Name (Jes. 63, 16.).

Mit dem Nennen des Vaternamens lebt das Kind. Mit dem Glauben an Gott den Vater fängt der Christ an.

Das Gesez ist nicht das Erste. Ein Hausvater schlägt nicht gleich Geseze an, sondern läßt sich erst Vater nennen von seinem Kinde. Freilich ist dieses Kind nun schon ungehorsam, ist eigentlich kein Kind mehr, kann eigentlich das große — unbekannte — Wesen nicht mehr Vater nennen. Dessen das Kind zu überführen, wäre das Gesez dienlich? Das Gesez ist ein Spiegel, in dem das unfindliche Kind seine wahre Gestalt erblicken kann. Luther hält ihn deshalb zuerst vor. Aber wie komme ich dann zum Vater? Bin ich nicht Kind, so hab ich keinen Vater; ist mir durch's Gesez klar geworden, ich dürfe den großen Unbekannten nicht Vater nennen, woher soll mir dann ein Vater kommen? Es ist wahr: durch Christum! Aber dann käme der zweite Artikel des Glaubens dem ersten billig voran: durch Christum, den Sohn Gottes, zum Vater!

Dies gibt mir einen Wink über die zwei Anfänge, die ich gefunden. Gott ist Vater, doch eigentlich nicht mein Vater, nicht der Vater dieses Kindes, sondern — seines Kindes, seines Sohnes. Durch diesen zum Vater! Ich glaube an Gott den Vater und — an Jesum Christum, „seinen eingeborenen Sohn,“ an Gott, „den Vater — unseres Herrn Jesu Christi.“ Das begreift auch ein Kind: wie du auf Erden einen Vater hast, so hatte der Heiland von Ewigkeit her im Himmel seinen Vater! Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, der Sohn in des Vaters Schoße! Damit finde ich meinen theologischen Anfang und den Anfang des Glaubensbekenntnisses wieder. So brauche ich nicht dem Kinde den Teufel an die Wand zu malen und hinterdrein den Deum ex machina erscheinen zu lassen. Zurück führe ich das Kind aus diesem Leben in das ewige Leben Gottes und im Anfange erblickt das Kind den Vater im Himmel sammt dem eingeborenen Sohne. Da wird es stille und schlägt, vielleicht zum ersten Male wieder, das Auge auf oder — nieder.

Dies theologische Verfahren, das im ersten Artikel nicht den unbekannten Theos, sondern den wohlbekannten Logos erkennen hilft und dem einsamen „Gotte“ nicht tausenderlei Eigenschaften, die ihm ganz fremd sind und von hüten nach drüben getragen werden (auf den Umwegen: via negationis etc.!) sondern den „lieben Sohn“ (Col. 1, 13.) zugesellt, wäre nie so sehr verkannt worden, wenn wir Lehrer nicht bloß auf

die scheinbare Nützlichkeit (z. B. das Kind möglichst schnell, d. h. leider, möglichst oberflächlich, zum Sündenerkennen zu bringen) gesehen und nach dem sogenannten praktischen Bedürfnisse die Lehre eingerichtet hätten. Das Einfachste ist allmählig als „graue Theorie“, als „Spekulation“ in die Schule verwiesen, in der es keine Kinder geben soll. Daher ist es denn auch gekommen, daß nicht nur Theologen die Lehre von Gott dem Vater ganz deistisch behandelten (selbst Schleiermacher scheint das „eigenthümlich“ Christliche mit besonderem Glücke nur in der speciellen Lehre von Christo gefunden zu haben), sondern daß im Ganzen unsere Laien kaum noch im Stande sind, die Lehre von Christo ganz zu fassen und nun neben der historischen Kenntniß von Christo und der erfahrungsmäßigen Erkenntniß von ihm ein Glaube an Gott, Vorsehung, Tugend, Unsterblichkeit u. s. w. bei den Meisten kalt und fremd stehen bleibt. Solche Stellen, wie Col. 1, 15 — 17., gehören in den Anfang jedes christlichen Unterrichts. Im Anfang war das Wort!

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde! Als Vater schuf er! Der natürliche Mensch weiß das nicht und mag es nicht wissen! Bei ihm müßte es heißen: ich glaube an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, oder vielmehr: ich schließe aus Gründen auf einen Schöpfer. Ich aber finde in meinem Glauben den rechten Grund der Schöpfung, den Vater, und zwar den Vater unseres Herrn Jesu Christi. Die Gottseligkeit, die Seligkeit Gottes, strömte über; wußt das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Der Vater des lieben Sohnes schuf Himmel und Erde!

Als Vater! Er schuf durch den Sohn und — zu ihm (Col. 1, 16.). Daraus erhellt die Bestimmung, daß Alles dessen Eigenthum werde, der einst sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!

Dies gibt den rechten Anfangspunkt für mein Leben. Ich habe nun den Grund gefunden, der im Verlaufe des christlichen Glaubens noch fester gelegt wird und mir Ruhe gibt im Leben und Sterben. Ich komme nicht ohne Gott zu Gott; ich fange nicht als Heide oder Jude, sondern als Christ an und kenne nun die Bedeutung meines Lebens, meinen Ursprung und mein — Ende. Ich bin, ich habe mein wahres Leben ursprünglich, eigentlich, in Gott dem Vater durch seinen Sohn!

Doch, ich bin! Wer bin ich? Ein Geschöpf des Vaters; aber auch ein Kind? Aus Gott geboren? — Hier ist die Stelle, die Sünde anzudeuten, ohne das Gesetz in seiner Entwicklung zu geben, wie auch die Geschichte des Sündenfalles der Gesetzgebung vorhergeht. Das Kind fühlt neben seiner göttlichen Bestimmung für Gottes Leben seine Bestimmtheit durch die Sünde. Dies vorläufige, vielleicht nur leise ausgesprochene Gefühl hat in pädagogischer Hinsicht den Vorzug vor dem Niedergedonnertseyn durch den „Hammer des Gesetzes.“

Die Sünde ist Verderben, der Sünden Sold ist der Tod. Der Vater erhält indes und regieret. Es bestehet Alles in dem Sohne (Col. 1, 17.).

Hier aber sollen diese flüchtigen Skizzen ihr Ende erreichen. Vielleicht kann ich sie wieder aufnehmen, wenn sie nun in treuer, gesegneter Arbeit tauglich befunden und ausgeführt sind. Denn „aller Anfang ist schwer“ und um den rechten Anfang hat von jeher die Theologie kämpfen müssen. Ist dieser gemacht worden nach den vorgelegten Skizzen, so ist es an der Zeit, die Erhaltung und Regierung Gottes insbesondere an dem erwählten Volke nachzuweisen und das Gesetz in seinen Geboten vorzuführen. Dabei können die Engel, deren Geschäft aus der biblischen Geschichte bekannt ist, als Diener in der großen Haushaltung Gottes des Vaters und des Sohnes erscheinen, als Dienstboten (Hebr. 1, 14.) in dem Hause, das den Kindern als Erben die ewige Seligkeit zusichert und ertheilet.

Von dem Gesetze und dem durch dasselbe erregten Bewußtseyn der Sünde ist ein natürlicher Übergang zum andern Glaubensartikel leicht zu finden.

D.

St.

Litterarische Anzeige.

Gedichte von Heinrich Möwes, weiland Pastor zu Altenhausen und Ivenrode. Nebst einem Abrisse seines Lebens, großentheils nach seinen Briefen. Magdeburg, bei Heinrichshofen, 1836.

Diese bereits im vorigen Jahre in Tholuck's litterarischem Anzeiger und in der Freundesgabe angekündigt und nun erschienenen Gedichte des seligen Pastor Möwes sind unbedenklich eine der wohlthuendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der ascetischen Litteratur. Sie sind in den Jahren 1829—34 von dem Verf. unter schweren körperlichen Schmerzen, die ihn lange Zeit zu aller amtlichen Thätigkeit unfähig machten, gedichtet worden, und meistens in Momenten geboren, wo die Schmerzen am fürchterlichsten gewüthet und der kräftige Glaubensgeist des vielgeprüften Dulders wieder den herrlichsten Sieg über das Fleisch davon getragen hatte. Sie tragen daher alle, wie verschieden sonst auch ihr Inhalt und Gegenstand seyn mag, den gleichen Grundcharakter eines allezeit fröhlichen Glaubens, einer unbedingten Ergebung in Gottes Willen und einer Sehnsucht nach dem Himmel an sich, die aber bei aller Lebhaftigkeit doch immer nüchtern und zufrieden bleibt, das Leben, ja selbst das Leiden lieb hat, und nicht nur mit Theilnahme, sondern mit Begeisterung gleichmäßig alle großen Interessen des Lebens, Freundschaft, Liebe, König, Vaterland, Natur, Kirche und Missionswerk bis zum letzten Athemzuge umfaßt. Kirchlich sind sie weniger, weil überwiegend ein subjektiver Inhalt ihnen zum Grunde liegt; aber erbaulich, glaubensstärkend durchgängig, und man wird auch nicht das kleinste Wort, einem Freunde in's Denkbuch geschrieben, lesen können, ohne sich angesprochen zu fühlen. Die drei Lieder eines Preussischen Landeskindes 1831 machten damals, wo die Juli-Revolution in Paris ausgebrochen und die Beforgniß eines Krieges lebhaft angeregt war, einen solchen Eindruck, daß sie zu vielen Tausenden von Exemplaren gedruckt, in Musik gesetzt und mit wahrem Entzücken

von der Magdeburgischen Schuljugend gesungen wurden. Das Lied S. 78., Frage an den Herrn, möchte wohl das seelenvollste und gelungenste seiner Gedichte seyn, wie es denn am meisten geeignet ist, Blicke in das warme und reiche Herz des lieben Verstorbenen zu thun.

Eine liebliche und dankenswerthe Zugabe zu den Gedichten bildet die trefflich geschriebene und Möwes treu charakterisirende Biographie, welche sein würdiger Amtsnachfolger, der unmittelbare Augenzeuge seiner letzten Jahre, ihnen hat vorangehen lassen. Sie ist der beste Commentar zu den mitgetheilten Gedichten und enthält namentlich viele sehr interessante Auszüge aus den Briefen seines heimgegangenen Freundes. Vern hätten wir noch die in der Biographie S. 87. erwähnten Choralieder abgedruckt gesehen, so wie auch einige Predigten oder Predigtercerpte aus Möwes hinterlassenen Papieren, und möchten dringend bitten, letztere anderweitig ja nicht der theologischen Lesewelt vorzuenthalten.

M a c h r i c h t e n .

(Frankreich.) (Fortsetzung.) Geschichtliche Forschungen und besonders die hieroglyphischen Entdeckungen haben zahlreiche merkwürdige Beziehungen zwischen der Geschichte unserer heiligen Schriften und den Werken der Profanschristen nachgewiesen. Die Theorien der Naturforscher über das Licht und andere Gegenstände der Physik haben den Bericht über das Sechstageswerk bestätigt, die Beobachtungen der Reisenden, welche die Sitten und Gebräuche des Morgenlandes untersuchten, die Wahrhaftigkeit der heiligen Schriftsteller bezeugt. Auf diese Weise hat tiefere und festere Kenntniß den von Voltaire und seinen Schülern erbauten Babylonischen Thurm eingerissen. Politische Begebenheiten haben gleichfalls mit Berechtigung die Sache der Religion gepredigt. Alle Einsichtsvolleren konnten sich überzeugen, daß Gottlosigkeit die Mutter der Unsitlichkeit ist, daß Unsitlichkeit unstillbaren Durst nach Veränderung der gesellschaftlichen Ordnung erzeugt; daß diese Begierde häufige Umwälzungen herbeiführt und daß Umwälzungen, die sich zu oft wiederholen, das Elend des Volkes erhöhen, statt es zu vermindern. Man hat ferner gefunden, daß die Menschen, wenn sie alle Hoffnungen des Heils auf diese Erde gründen und in dieser Welt vollkommenes Glück erreichen zu können meinen, immerwährend von Ungebuld und Unzufriedenheit beherrscht werden, weil sie nie zum Ziel ihrer chimärischen Wünsche gelangen. Endlich haben Literatoren, Dichter und Künstler durch demüthigende Erfahrungen gelernt, daß der Materialismus eine unfruchtbare, beschränkte Lehre ist, welche die Geisteskräfte entnervt, die Schwingen des Genius lähmt und den Glanz der Phantasie auslöscht.

Das sind die Hauptursachen, welche den Unglauben unter den hohen und gebildeten Klassen der Nation in Verachtung gebracht haben. Aber man würde sich sehr irren, wenn man meinte, daß diese Gelehrten, Staatsmänner, Schriftsteller und Künstler Christen geworden seyen, weil sie Besorgnisse oder Widerwillen gegen die Meinungen des Materialismus

begen. Nein, es sind nicht Christen und der Raum, welcher sie von der Schrift scheidet, ist noch unermesslich. Ihr eigentlicher religiöser Zustand ist Indifferentismus, verbunden mit einer Art Achtung und Rücksicht für das Christenthum. Einige derselben klagen über den Verlust jener frommen Empfindungen, welche dem menschlichen Geist ein so weites Feld eröffnen und so hochherzige Gedanken einflößen, aber sie gehen keinen Schritt weiter.

Wenn wir von den höheren Klassen der Gesellschaft Heruntersteigen zu den mittleren und von den gebildeten Leuten zu dem unwissenden Pöbel, so finden wir unter dem letzteren den offensten, entschiedensten Unglauben. Unsere Arbeitsleute, unsere kleinen Kaufleute, stehen jetzt fast auf derselben Stufe, auf welcher vor sechzig Jahren die vornehme Welt stand; sie wiederholen dieselben Spöttereien und Feindseligkeiten wider das Christenthum. Die Gottlosigkeit zählt gegenwärtig ihre treuesten Anhänger unter den niederen Klassen des Volkes.

Nur ein Umstand vermöchte der philosophischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts neues Leben und furchtbare Kraft zurückzugeben. Das ist eine Verbindung der Staatsgewalt mit der Römischen Klerisei. Wir haben unlängst einen sehr traurigen Beweis davon gehabt, was eine solche Verbindung zuwege bringen könnte. Die Regierung hatte durch ihre Gerichtshöfe ein ruchloses Werk verurtheilt und Beamte waren abgeschickt worden, die irreligiösen und unsittlichen Schriften in den Buchladen zu confisciren. Sogleich stiegen die Oppositionszeitungen hervor, schreiend aus und singend die alte encyclopädische Klopfschere gegen das Evangelium wieder an. Der Unglaube war in voller Rückkehr in unsere Tageblätter begriffen und seine giftigen Pfeile flogen. Wenn die Staatsgewalt nicht öffentlich der georgwöhnten Verbindung mit der katholischen Geistlichkeit widersprochen hätte, so wäre ohne Zweifel das Christenthum den beständigen Angriffen ausgesetzt gewesen. Nichts würde der Sache des Materialismus eine kräftigere Stütze leihen, als dieser Rind zwischen weltlicher und geistlicher Macht. Aber man hat nie ernstlich daran gedacht, es war nur ein falscher Lärm, und wir hoffen zuversichtlich, daß die Regierung wird das Christenthum seinen eigenen Weg gehen lassen. Die Freunde des Evangeliums in Frankreich halten eine gesetzliche Unterstützung der Regierungsgewalt für gefährlicher, als ihre Feindschaft; sie begehren nur eins: Nichttheilnahme von Seiten der Regierung. Man lasse sie ungehindert in den Schranken ihres religiösen Wirkungskreises handeln! Das ist Alles, was sie wünschen.

Erwägen wir nun den gegenwärtigen Zustand des Katholicismus. Die Römische Geistlichkeit hat die Revolution des Juli 1830 bitterlich beklagt und besonders die Hochwürdenträger der Kirche haben sie für ein großes Unglück angesehen. Diese Umwälzung war in der That ein Unglück für sie, wenn sie in ihren priesterlichen Ämtern nur die Ehren und Reichthümer dieser Welt suchen; denn sie haben den politischen Einfluß und die Vortheile nicht mehr, welche sie unter Karl X. genossen. Aber wenn sie höheren Werth auf ihren religiösen Einfluß als auf Einnahme in die Staatsangelegenheiten setzen, wenn sie vor Allem ihre Kirchen mit Zuhörern gefüllt und die kirchlichen Gebräuche genau beobachtet sehen wollen, — so müssen sie Gott dafür danken, daß er dem Volk in jenem Kampf der drei Tage Sieg verliehen hat.

(Schluß folgt.).

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 26. März.

N^o 25.

Über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und das ewige Leben.

Die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele und von dem ewigen Leben hat in neuerer Zeit ein allgemeines Interesse gewonnen, so daß es wohl zeitgemäß seyn möchte, diesen Gegenstand in dieser Zeitschrift ausführlicher zu besprechen. Wir haben schon im Aprilhefte v. J. einige Schriften angezeigt und beurtheilt, welche diesen Gegenstand behandelten. An jene Beurtheilung schließt sich der gegenwärtige Aufsatz als eine zusammenhängende Betrachtung jenes Gegenstandes an.

Fassen wir zuerst den Gegenstand genauer in's Auge, von dem hier geredet werden soll, so hält man gewöhnlich in neueren Zeiten Unsterblichkeit der menschlichen Seele und ewiges Leben zwei Begriffe nach für einerlei, und glaubt, wenn man das Eine bewiesen habe, auch das Andere mitbewiesen zu haben. Allein, wenn auch im gewöhnlichen Leben beides für einander gebraucht wird, so muß man doch bei einem Beweise streng bestimmen, was eigentlich bewiesen werden soll, und darf nicht glauben, daß man schon das ewige Leben bewiesen habe, wenn man etwa die Unsterblichkeit der menschlichen Seele bewiesen hat. Denn der Begriff der Unsterblichkeit der menschlichen Seele ist nur ein negativer; man setzt die Unsterblichkeit der Sterblichkeit entgegen und sagt aus, daß bei der Seele keine Sterblichkeit statt finde, wie sie z. B. bei dem Leibe des Menschen statt findet, sondern, daß die Seele unvergänglich auch nach dem Tode des Leibes noch fortbestehe. Hiemit kann aber oft noch gar nichts über das ewige Leben gesagt seyn. Und wenn auch dabei etwas über die Art und Weise der Fortdauer der Seele gesagt wird, so ist auch dieses noch nicht das ewige Leben. Denn der Begriff des ewigen Lebens ist ein positiver; das ewige Leben steht dem zeitlichen, vergänglichen Leben entgegen und ist, wenigstens nach der christlichen Lehre (dem Christenthum gehört eigentlich diese Lehre vom ewigen Leben ausschließlich an), nicht bloß ein Zustand der Seele, sondern des ganzen Menschen nach Geist, Seele und Leib, weshalb man auch nicht vom ewigen Leben der Seele oder des Geistes, sondern vom ewigen Leben des Menschen zu sprechen pflegt. Wenn auch einige philosophische Systeme nichts von diesem Unterschied zwischen Unsterblichkeit der Seele und ewigem Leben wissen wollen: so unterscheidet doch die christliche Lehre genau beide Begriffe und spricht solche Sätze von dem ewigen Leben aus, die unmöglich unter die Rubrik: Unsterblichkeit der menschlichen Seele, gebracht werden können, sondern vielmehr dieselbe weit überragen. Grade daß man diesen Unterschied von Seiten der philosophischen Systeme so allgemein unberücksichtigt gelassen hat, macht, daß die bisherigen Beweise

für die Unsterblichkeit so ungenügend waren. Sie waren nur Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und wollten doch zugleich Beweise für das ewige Leben seyn, welches von Jedermann, wenn auch vor sich selber und vor der Welt versteckt und verheimlicht, begehrt und erfragt und erstrebt wird.

Halten wir also den Unterschied zwischen Unsterblichkeit der Seele und ewigem Leben fest, und gehen wir nun darauf aus, über die Voraussetzungen uns zu verständigen, auf welche der Beweis aufgebaut werden muß: so setzen beide offenbar die Sterblichkeit und den Tod voraus, und es muß also, ehe von der Unsterblichkeit und dem ewigen Leben gehandelt werden kann, vorher von der Sterblichkeit und von dem Tode gehandelt werden. Hierüber herrschen nun wieder die verschiedensten Ansichten, indem die Einen die Sterblichkeit und den Tod als etwas Zufälliges, die Andern als etwas Nothwendiges ansehen, wobei noch verschiedene Modifikationen dieser beiden verschiedenen Ansichten statt finden. Namentlich ist es die Hegelsche Schule, welche den Tod als etwas Nothwendiges ansieht, während das Christenthum ihn für etwas Zufälliges erklärt. Dieses Zufällige ist jedoch nicht so zu verstehen, daß der Mensch auch nicht zu sterben brauche, sondern vielmehr so, daß allerdings alle Menschen nothwendig sterben müssen, daß aber diese Nothwendigkeit des Todes nicht in der ursprünglichen Schöpfung des Menschen liegt, sondern durch Zufall, durch den Fall der Menschen erst entstanden ist. Nach der Lehre des Christenthums war der Mensch von Anfang an so geschaffen, daß er, ohne zu sterben, ohne durch den Tod hindurchzugehen, in das ewige Leben eingehen konnte durch immer fortschreitende Entwicklung und Vervollkommenung seiner selbst. Durch den Fall des Menschen aber, d. i. durch den Abfall von Gott, durch die Sünde, welche nicht nothwendig war, ist der Mensch sterblich und dem Tode unterworfen worden. Nach der Lehre der Hegelschen Schule dagegen ist das Sterben eine nothwendige Entwicklung des Menschen zu seiner Vollkommenheit und der Tod ein nothwendiger Durchgangspunkt bei dem Fortschreiten nach dem Ziele der menschlichen Bestimmung, als Geist zu seyn und sich zu dem zu machen und für sich zu werden, was er an sich ist.

Der Tod wird zufolge dieser Ansicht schon von dem ursprünglichen Zustande des Menschen verlangt, damit der Mensch aus seiner Entäußerung, wie sein zeitliches Daseyn gefaßt wird, zu sich selber wieder komme, damit er sich wieder verinnere, und das vollständig vollbringe, was während seines zeitlichen Lebens durch das zum Bewußtseyn Kommen nur unvollkommen und gleichsam nur vorbildlich geschieht. So schön und in sich begründet diese Ansicht vom Tode auch auf den ersten Blick

zu seyn scheint, so ist sie doch nicht frei von unbegründeten Willkürlichkeiten, welche ihre Richtigkeit sehr beeinträchtigen.

Denn zugegeben, daß sich der menschliche Geist auf die angegebene Weise während des zeitlichen Lebens entwickle, so ist es doch höchst willkürlich, das Sterben mit dieser Entwicklung nur zu vergleichen, viel geschweige gar den Tod als die eigentliche Realisirung und vollständige Vollstreckung jener Entwicklung anzusehen. Wäre dies der Fall, dann stände das Sterben ganz und gar in der Macht des Geistes; es hinge lediglich von dem Menschen ab, wenn er sterben wolle, so wie es von ihm abhängt, wenn er zum Bewußtseyn kommen will, und der Tod wäre eine Kraftäußerung des menschlichen Geistes. Ferner, was durch den Geist, durch das Denken und Bewußtseyn geschieht, das geschieht auch mit Bewußtseyn und mit Denken und der Tod wäre somit eine dem Menschen vollkommen bewußte Denkfunktion seines Geistes. Auch müßte der Tod jedesmal nach einer bestimmten Stufe der geistigen Entwicklung des Menschen eintreten. Diesem widerspricht aber alle Erfahrung und alles Bewußtseyn, und ein philosophisches System, dessen nothwendige Consequenzen den Thatsachen der Erfahrung und dem Bewußtseyn selber widersprechen, möchte wohl keinen Anspruch auf Festigkeit haben.

Fassen wir den Tod in's Auge, wie er durch die Erfahrung uns gegeben ist: so erscheint er unwidersprechlich als durchaus nicht in der Macht des Menschen liegend, vielmehr ist er selber eine Macht, welcher der Mensch unterworfen ist. Der Mensch muß sterben, ohne daß er will, und er geht mit Widerwillen dem Tode entgegen. Der Tod erscheint gleich beim ersten Anblicke als eine dem menschlichen Leben feindliche Macht, welche nicht entwickelt, nicht fördert, nicht entfaltet, sondern zerstört, Schmerzen und Leiden verursacht an Leib und Seele, und vernichtet. Zufolge dieser Art und Weise der Erscheinung des Todes müssen wir den Tod als ein auf der ganzen Menschheit lastendes Verhängniß, als ein unvermeidliches Fatum und als ein Leiden und eine schwere Last der ganzen Menschheit ansehen. Von dieser Seite zeigt sich der Tod jedem Menschen, der nicht durch anderweitige Vorspiegelungen sein natürliches Auge blendet und nicht selbstgemachte Phantasieen an die Stelle der wirklichen Erscheinungen setzt.

Je genauer wir aber den Tod in's Auge fassen, je mehr wir uns des ganzen Umfangs seiner Kraft mit allen ihren Äußerungen, mit ihrem Beginn und Verlauf bewußt werden, desto deutlicher erkennen wir ihn seinem Wesen nach, und was uns erst als ein Verhängniß der ganzen Menschheit erschien, das erscheint uns alsdann als eine von Gott über die ganze Menschheit verhängte Strafe, und diese Strafe als der Tod der Sünde. Denn daraus, daß der Tod mächtiger ist als das menschliche Leben, folgt, daß er von einer höheren Macht über die Menschheit verhängt seyn muß, und durch fortgesetztes Schließen ergibt sich zuletzt, daß diese höhere Macht die Macht Gottes selber sey. Gott selber hat den Tod, diese schwere Last, dieses Leiden über die ganze Menschheit verhängt. Und suchen wir sodann die Ursache dieses Verhängnisses, so kann diese ver-

nünftiger Weise nur in einer Schuld der Menschen selber gefunden werden, welche sich bei genauer Betrachtung als eine Übertretung des göttlichen Willens, als ein Abfall von Gott, als ein Heraustreten aus dem Reiche des Lebens in das Reich des Todes darstellt.

So ergibt sich am Ende einer consequent fortschreitenden Schlußreihe, welche hier nur kurz angedeutet ist, der Tod als die nothwendige Folge der Sünde, und dieses Ergebniß ist nun der Schlüssel zum Erkennen und Verstehen der ganzen Erscheinung des Todes, seiner ganzen Macht über das Menschengeschlecht und aller ihrer einzelnen verschiedenen Äußerungen. Von dieser Erkenntniß des Todes können wir nun rückwärts gehen und die ganze Herrschaft des Todes über die Menschheit, so wie deren Widerwillen gegen den Tod bis in's Einzelne vollkommen und ohne Widerspruch erklären. Wir werden zunächst durch diese Erkenntniß des Todes zu der Frage nach dem ursprünglichen Zustande des Menschen vor dem Sündenfalle hingedrängt, und wir können diese Frage durch die Betrachtung der aus jenem Falle noch übrig gebliebenen Trümmer beantworten.

Fassen wir zuerst das menschliche Leben nach seiner äußeren Erscheinung, nach seiner Leiblichkeit in's Auge, welche die Basis seines ganzen Lebens bildet, und abstrahiren wir dabei von dem Einfluß, welchen der Tod auf dasselbe ausübt, bis es ihm endlich ganz unterliegt: so finden wir hier eine immer fortschreitende Entwicklung und Vervollkommenung. Durch die jedem Leben eigenthümlichen Funktionen der Assimilation und Ernährung erneuert sich das Leben nach der Seite seiner Leiblichkeit fortwährend und erhebt sich dadurch zu immer höheren Graden der Vollkommenheit. Nur allein die Macht des Todes, deren Keim schon in dem ersten Anfang der Lebensentwicklung enthalten ist, macht dieser fortschreitenden Vervollkommenung und Erneuerung Hindernisse und zuletzt ein Ende. Wenn die Macht des Todes nicht wäre, wenn also der Mensch in seinem ursprünglichen Zustande sich befände, dann hätte jene fortschreitende Entwicklung keine solche Gränze und der Mensch könnte auch nach seinem niederen animalischen Leben die höchste Vollkommenheit erreichen. (Vgl. über diese fortschreitende Entwicklung des menschlichen Lebens die im Aprilhefte 1835 angezeigte Schrift: „Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. S. Fichte. Elberfeld, 1834.“ Fichte hat daselbst S. 149—152. ausführlich von dieser Fortentwicklung gesprochen, derselben aber zu viel Werth für den Beweis der Unsterblichkeit der menschlichen Seele beigelegt. Vgl. unsere Anzeige dieser Schrift.)

Die Art und Weise und das Ziel der Vollkommenheit, welche durch jene fortschreitende Entwicklung der Mensch nach der Seite seiner Leiblichkeit hin erreichen kann, ergibt sich aus der Individualität des menschlichen Lebens. Diese Individualität läßt sich sehr leicht als ein erkennendes und somit geistiges Wesen (*νοῦς*) wahrnehmen, so wie zugleich als das Princip der ganzen äußerlichen Erscheinung des Menschen, welches seine Leiblichkeit bildet und derselben als seines Organes sich bedient.

Von der inneren Individualität des Menschen hängt jene oben angegebene fortschreitende Entwicklung seiner äußerlichen Erscheinung, seiner Leiblichkeit ab, nach ihr richtet sie sich und von ihr wird sie bewirkt.

Fassen wir daher nun jene innere Individualität des Menschen in's Auge und abstrahiren wir dabei von dem Einfluß, welchen die Macht der Sünde und des Todes auf dieselbe ausübt: so zeigt uns auch diese eine fortschreitende Entwicklung. Aus dem Zustande des bloßen Daseyns erhebt sie sich zum Bewußtseyn und von diesem zum Selbstbewußtseyn und zur freien Selbstbestimmung, oder mit anderen Worten, zur vollkommenen Freiheit des Geistes, und vermag auf dieser Stufe der Entwicklung die höchste Ausbildung und Vollkommenheit zu erreichen. Wir erlauben uns hier, auf den dritten Theil der Encyclopädie Hegel's hinzuweisen, welcher von der Philosophie des Geistes handelt und systematisch die angedeutete Fortentwicklung des Geistes darstellt. Diese Nachweisung der Fortentwicklung des Geistes ist ein großes Verdienst Hegel's, und wenn man auch nicht mit Allem, was daselbst ausgesprochen ist, übereinstimmen kann, so ist doch hier der richtige Weg gezeigt, auf welchem man zu einer wahrhaft philosophischen Erkenntniß des Geistes gelangen kann.

Die höchste Vollkommenheit, welche die menschliche Individualität auf diesem Wege ihrer geistigen Fortentwicklung erreichen kann, ist ihre vollkommene Übereinstimmung mit dem absoluten Geiste, mit Gott, oder mit anderen Worten, ihre Ebenbildlichkeit mit Gott. Zu dieser würde sich der Mensch zufolge seiner geistigen Individualität ganz auf dem natürlichen Wege der Fortentwicklung zu erheben vermögen, wenn nicht die Macht der Sünde und des Todes in ihm wohnte, wenn er in seinem ursprünglichen Zustande sich befände. Fassen wir dieses Resultat zusammen mit dem, was wir oben über die fortschreitende Entwicklung des Menschen hinsichtlich seiner Leiblichkeit aufgestellt haben: so ergibt sich nun, daß der ganze Mensch sowohl nach seiner äußeren Erscheinung, wie nach seiner inneren geistigen Individualität in seinem ursprünglichen Zustande sich bis zur Ebenbildlichkeit Gottes fortentwickeln konnte, ohne dabei einen gewaltsamen Stoß erleiden zu müssen, bloß allein auf dem Wege fortschreitender Erneuerung und allmählicher Entfaltung. Denn wenn auch die Leiblichkeit des Menschen die Fähigkeit besitzt, sich fortschreitend zu entwickeln, dann ist es nicht notwendig, daß sie abgestreift und vernichtet werde, sondern sie geht alsdann Schritt vor Schritt mit der Entwicklung der geistigen Individualität vorwärts, welche ihr organisirendes Princip ist und von welcher sie fortwährend abhängt, als vollkommen entsprechendes Organ ihr dienend. Je höher die geistige Individualität sich entwickelt, desto höher entwickelt sich auch ihre äußere Erscheinung, desto mehr verklärt sie sich, indem sie immer nur das Organ der Individualität selber ist, und wird endlich der wahre, schöne Schmuck der bis zum Ebenbild Gottes sich erhebenden geistigen Individualität des Menschen.

Auf diese Weise läßt sich der ursprüngliche Zustand des

Menschen näher bestimmen, wenn man die Trümmer betrachtet, welche sich von demselben noch in dem gegenwärtigen Zustande des Menschen vorfinden. Wenn man von der Sünde absieht, so kann man auch nichts von Tod sehen, und ein Beweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ist für diesen Fall entweder gar nicht nothwendig, oder sehr leicht zu führen, indem man jene in der Natur des Menschen liegende fortschreitende Entwicklung faktisch nachweist.

Gehen wir nun weiter in unserem Gedankengange, um die Sterblichkeit genauer kennen zu lernen und um sodann hieraus auf die Unsterblichkeit der menschlichen Seele schließen zu können. Wir haben uns die Frage nach dem ursprünglichen Zustande des Menschen kurz zu beantworten gesucht, indem wir die Trümmer betrachteten, welche sich aus dem ursprünglichen Zustande noch in dem gegenwärtigen Zustande vorfinden, und wir haben gefunden, daß der Mensch in seinem ursprünglichen Zustande die Fähigkeit besaß, sich ohne alles Sterben bis zum vollkommenen Ebenbilde Gottes zu entwickeln. Da diese Fähigkeit darauf beruhte, daß der Mensch in seiner Fortentwicklung die vollkommenste Übereinstimmung mit Gott erstrebte, so mußte durch die Unterlassung dieses Strebens nach Übereinstimmung mit Gott, oder durch ein entgegengesetztes Streben, durch die Sünde, durch die Übertretung des göttlichen Willens, nothwendig jene Fähigkeit verloren gehen, und zwar nicht momentan, um sofort, wenn es dem Menschen beliebte, durch erneuertes Streben wieder erlangt werden zu können, sondern es mußte jene Fähigkeit ein- für allemal verloren gehen. Denn das Übertreten des göttlichen Willens ist ein Akt des menschlichen Willens, durch den eigenen Willen des Menschen ging also jene Fähigkeit in dem Momente des Übertretens verloren. Der wahre menschliche Wille aber ist eine Selbstbestimmung des ganzen Menschen; wie der Mensch sich will, so ist er auch wirklich; jedoch muß hiebei wohl beachtet werden, daß der Mensch sich nicht jeden Augenblick von Neuem, ab integro, oder als einen neuen Menschen wollen kann, sondern daß er nur von seinem jedesmaligen Standpunkte aus fortentwickelnd sich wollen kann. Wenn der Mensch sich einmal böse gewollt hat, so kann er nicht in dem nächsten Momente sich wieder gut wollen, sondern er kann alsdann nur von seinem Standpunkte oder Zustande aus als ein böser Mensch wollen, er hat jetzt nur einen böse gewordenen Willen und kann jetzt nur mit diesem böse gewordenen Willen fortschreitend und fortentwickelnd sich selbst bestimmen. Sein eigener Wille ist ihm seine Nothwendigkeit und ist ihm jetzt zu einer Beschränkung geworden und hat ihm für immer die Fähigkeit geraubt, durch sich selber zur Ebenbildlichkeit Gottes sich fortzuentwickeln.

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Frankreich.) (Schluß.) Seit die Bischöfe und andere Prälaten genöthigt worden sind, den Schauplatz der öffentlichen Angelegenheiten zu verlassen und sich in's Heiligthum zurückzuziehen, seitdem die Geistlichen an den politischen Streitigkeiten der kleineren Städte und Dörfer

nicht mehr Theil nehmen, das heißt seit der Juli-Revolution, hat der Katholicismus merkwürdige Fortschritte in Frankreich gemacht. Im Laufe von fünfzig Jahren hat man keinen so großen Zubruch zu den katholischen Kirchen in Paris und in den Provinzen wahrgenommen. Die Communikantenzahl hat sich in einer Pfarrei der Hauptstadt mehr als verdoppelt und ist auch in anderen beträchtlich gestiegen. Es erscheinen jetzt in Paris zwölf bis funfzehn katholische Tageblätter und Zeitschriften, die eine hinreichende Zahl von Subscribenten gefunden haben. Die alten Werke guter katholischer Schriftsteller sind mit Erfolg neu aufgelegt worden; kurz, der Katholicismus hat augenscheinlich binnen den letzten fünf Jahren Grund gewonnen.

Dies beruht auf mehreren Ursachen. Die wichtigste, die Entfernung des Klerus von den Staatsangelegenheiten, ist schon angeführt. Ein anderer Grund ist in der besorgnißvollen und schwankenden Lage wohlgefinnter Bürger zu finden. Wenn man über den sicheren Bestand des Staates in Sorgen und von den Stürmen der Volksbewegungen bedroht ist, kehrt man begieriger zu den Füßen der Altäre zurück, und sucht in der Religion das Pfand der Dauerhaftigkeit, die man auf Erden nicht mehr findet. Ein dritter Grund dieser Bewegung ist die vollkommene Freiheit, mit welcher man heut zu Tage die Ordnung der Kirche anerkennen oder verwerfen kann. Als die Regierung noch von ihren öffentlichen Beamten den Besuch der Messe verlangte, und man durch äußerliche Zeichen der Andacht die Gunst der Herrscher gewinnen konnte, blieben unabhängige Männer aus einem Geist der Widerseßlichkeit und um nicht in den Verdacht schwachwürdiger Heuchelei zu fallen, von den katholischen Tempeln fern. Selbst fromme Männer scheuten sich, ihre Überzeugung kund zu geben, weil sie die Anschulldigung besorgten, sie schlugen den Weg zur Kirche ein, um zum Vorzimmer des Ministeriums zu gelangen. Aber jetzt, da Frömmigkeit keinen Anspruch mehr gibt auf hohe Stellung im Staate, ja viel mehr ein Grund der Ausschließung als des Vorzuges ist, hat eine Gegenwirkung zu Gunsten der Religiosität, besonders unter den aristokratischen Familien, statt gefunden, und das Verlangen, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, ist jetzt eben so groß als vorher die Apathie.

Wir müssen uns indeß über die Tiefe und Breite dieser religiösen Bewegung nicht täuschen. Die Fortschritte des Katholicismus sind doch mehr in der Erscheinung als in der Wirklichkeit vorhanden, mehr auf der Oberfläche als in den Wurzeln. Nur wenig Personen suchen in den Kirchen die römische Lehre. Man fände wohl 'aum einen Franzosen unter hundert, vielleicht nicht unter tausend, welcher die Probtverwandlung oder die Untrüglichkeit des Papstes glaubte. Die meisten von denen, welche die Messe besuchen, thun es aus Nachahmungsfucht oder Neugier; es ist eine Sache der Mode und des guten Tones. Die Mode ist in Frankreich sehr mächtig, aber ihre Herrschaft von kurzer Dauer. Andere gehen in die alten Gotischen Kathedralen, um den Weihrauchdampf zu riechen, die Gemälde großer Meister zu bewundern, und die majestätischen Töne der Orgel zu hören. Dies sind Maler, Dichter, junge Leute, die von einer ausschweifenden, unsteten Einbildungskraft geleitet werden. Sie haben sich eine schwärmerische, phantastische, wogende Religion gemacht, welche allen Launen der Einbildungskraft unterworfen ist, sich von flüchtigen Gefühlen nährt und nach Schatten hascht; diesen Träumen ihrer ausschweifenden Phantasie geben sie dann den Namen: Katholicismus.

Der katholische Klerus, man muß dies sagen, gibt sich nicht die Mühe, diese jungen Leute von ihren bedenklichen Irthümern loszumachen; man hört keine sorgsame Warnungsstimme, welche sie vom Pfade

zum Abgrunde abmahnte. Im Gegentheil, er scheint in seinen Predigten und Zeitschriften die irrthümlichen Ideen, die extravaganten Träume, welche die ganze Religion des neuen Geschlechts ausmachen, zu begünstigen. Die Priester fürchten wahrscheinlich viele ihrer Zuhörer zu verlieren, wenn sie die strengen Lehren der alten Kirche zurücktreten und predigten, aber sie werden es eines Tages bereuen, daß sie dem Zeitgeiste so weit nachgegeben haben. Es ist ein großer Fehler und Pflichtvergeßlichkeit, daß sie den Katholicismus in eine Art Mythologie versinken lassen, ohne ihre Stimme gegen diese widrige Entweihung zu erheben. Es sind schon genug Irthümer und falsche Traditionen im Katholicismus, wenn man auch nicht die verrückten Träumereien der Künstler, welche die Schrift meisterlich entstellen, hinzusetzt. Diese vorgeblichen Christen sind wahre Götzendiener, welche die Steine ihrer Kathedralen anbeten, welche Gotische Kapellen, gemalte Fenster und alle Phantome ihrer Einbildungskraft verehren.

Über den Zustand des Französischen Protestantismus nur ein Wort. Zwei sehr verschiedene Ansichten haben die letzten zwanzig Jahre hindurch im Schoß unserer reformirten Gemeinden geherrscht, nämlich die latitudinarische und die evangelische Parthie. Die Latitudinarien*) sind noch die zahlreichsten, aber in jeder anderen Rücksicht die schwächsten. In der evangelischen Parthie sehen wir alle Elemente, welche das Leben, die Kraft und das Gedeihen einer christlichen Kirche ausmachen, sich selbst entwickeln. Die Latitudinarien haben nur einen Verein zu religiösen Zwecken und dieser ist nicht in blühendem Zustande; die Freunde des Evangeliums haben in Paris vier religiöse Vereine, welche rasche Fortschritte machen. Die Latitudinarien haben nur eine Zeitschrift ihrer Farbe in Frankreich. Die evangelischen Christen geben viere heraus. Von zehn neu erscheinenden theologischen Werken gehören neun der orthodoxen Parthie. Der Trieb und die Thätigkeit für die Ausdehnung der evangelischen Herrschaft der Schrift im Lande findet sich, wie allgemein anerkannt ist, bei denjenigen Predigern und dem Theil der Laien, welche zu den Grundwahrheiten der Offenbarung zurückgekehrt sind.

Ein unermessliches Feld liegt vor uns. Einige Arbeiter erforschen es schon, aber ihre Zahl ist für Frankreichs Bedürfnisse zu beschränkt. Unsere evangelischen Brüder sind weit zerstreut inmitten einer Bevölkerung von 33 Millionen. Jeder Tag bringt einen neuen Auf nach evangelischen Lehrern; aber es fehlt uns an wohlvorbereiteten Männern, und an Geldmitteln, um solchen zahlreichen Wünschen zu entsprechen. Zwar findet Frankreich viel Theilnahme von verschiedenen Seiten. Viele christliche Vereine verwenden einen Theil ihrer Einnahme auf Förderung des Reiches Gottes in Frankreich. Die Britische und allgemeine Bibelgesellschaft hat verwendet und verwendet noch fortwährend beträchtliche Summen auf die Vertheilung Französischer Bibeln. Die evangelischen Gesellschaften in der Schweiz, zu Genf und Lausanne, haben ihr Augenmerk ganz allein auf die religiösen Bedürfnisse Frankreichs gerichtet. Endlich haben die Christen der Vereinigten Staaten Nordamerikas uns ihre Bruderhand über das Meer gereicht und wollen dies auf noch wirksamere Weise thun. Aber dies Alles reicht noch nicht aus. Wir bedürfen die Gebete und den Beistand aller Christen; und mögen wir selbst vor Liebe und Eifer brennen!

*) Latitudinarien heißen in England und Frankreich diejenigen Theologen, welche zwischen wesentlichen und unwesentlichen Lehren im Christenthum unterscheiden, und um sich der Angriffe der Ungläubigen zu erwehren, letztere preisgeben, mit unseren rationalen Supernaturalisten zu vergleichen, welche zwar supra naturam, über die Natur, hinaus seyn wollen, aber vom Geist und Glauben fern und leer sind.

Über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und das ewige Leben.

(Fortsetzung.)

In diesem Sage, daß der Mensch durch die Übertretung des göttlichen Willens sich die Fähigkeit geraubt hat, zum Ebenbild Gottes sich zu entwickeln, liegen alle weiteren Erscheinungen des gegenwärtigen Zustandes der Menschheit, die ganze Macht der Sünde und des Todes eingeschlossen. Denn gerade die Ebenbildlichkeit Gottes ist die Bestimmung des Menschen und gerade sie ist es, wodurch er ein ewiges Leben sich erstrebt. Denn so wie Alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende haben muß, wenn es nicht mit dem Unendlichen verbunden ist und dadurch an der Unendlichkeit theilnimmt, so muß auch das menschliche Leben ein Ende haben, wenn es nicht in Übereinstimmung und Gemeinschaft mit dem ewigen Leben steht, welches nur allein Gott zukommt, und wenn es nicht durch diese Gemeinschaft theilnimmt an dem ewigen Leben. Gerade hiezu war aber der Mensch bestimmt und konnte vermöge seiner geistigen Individualität theilnehmen an dem ewigen Leben, und somit sein Leben selber, welches an sich nur ein vergängliches war, zu einem ewigen Leben machen. Sobald aber der Mensch durch die Übertretung des göttlichen Willens sich der Fähigkeit beraubte, zum Ebenbild Gottes sich zu entwickeln, mußte er hiemit auch nothwendig seine wahre Bestimmung und die Fähigkeit verlieren, das ewige Leben zu erlangen, und fing mit dem Moment der Übertretung auch schon an, dem Tode entgegen zu gehen. So kommt es, daß der Tod der Sünde Sold ist, was wir schon oben bei der allgemeinen Betrachtung des Todes erkannt haben.

Aber obgleich der Tod auf diese Weise das menschliche Leben beschließt, und obgleich der Mensch dadurch ganz in die Reihe der übrigen Geschöpfe eingetreten ist, welche von Natur der Vergänglichkeit unterworfen sind: so wird doch der Mensch seinem Wesen nach durch den Tod nicht vernichtet. Denn der Tod endigt nur das Leben, verflöscht aber nicht das dem Leben zu Grunde liegende Wesen, sondern bewirkt nur durch seine Aufhebung des Lebens, daß das dem Leben zu Grunde liegende Wesen nicht mehr in seinem Fürsichbestehen sich erhalten kann und somit dem Einflusse anderweitiger Kräfte und Mächte unterliegt, und auf diese Weise zuletzt in seinen Ursprung zurückkehrt. Denn das Leben ist nur eine Bestimmtheit des verschiedenen individuellen Seyns, und zwar eine solche Bestimmtheit, wodurch dieses individuelle Seyn sich in seinem Bestande erhält. Sobald das Leben aufhört, hört auch die Fähigkeit auf, für sich zu bestehen und in diesem Bestehen sich zu erhalten, und es

ist somit dem Einflusse der verschiedenartigen Mächte Raum gegeben.

Daher unterliegt nach dem Tode der Leib des Menschen dem Einflusse der verschiedensten Naturkräfte und wird von diesen auf die mannichfaltigste Art afficirt und zuletzt ganz und gar aufgelöst, und kehrt so in seinen Ursprung zurück, oder wird wieder zu einem Bestandtheil der Natur, von welcher er genommen ist. Der Tod selber ist es nicht, was diese Auflösung des menschlichen Leibes veranstaltet, sondern er hat bloß das Leben geendigt und hiemit sein Geschäft vollendet. Was noch außerdem geschieht, geschieht nicht mehr durch den Tod, sondern durch die verschiedenen Naturkräfte.

Der Mensch besitzt aber noch mehr als den Leib, er besitzt eine geistige Individualität, welche sein eigentliches Wesen ist, und welche nun nach dem Tode keinen Einflüssen von Naturkräften unterliegt, weil sie weit über alle diese Kräfte erhaben ist. Als Geist kann diese geistige Individualität nur den Einflüssen der Kräfte des Geistes, des absoluten Geistes, ausgesetzt seyn, und kann nur diesen unterliegen. Aber die Kräfte des absoluten Geistes sind nicht so zerstörend, wie es die Kräfte der Natur sind, und üben deshalb auch keinen zerstörenden Einfluß auf die geistige Individualität des Menschen nach seinem Tode aus, sie sind vielmehr aufbewahrend und erhaltend. Wohl kehrt auch die geistige Individualität des Menschen nach seinem Tode in ihren Ursprung zurück, wie es bei dem Leibe der Fall ist, aber dieser ihr Ursprung ist auch ihr Schöpfer, und dieser ihr Schöpfer bewahrt sie unvergänglich, so wie er überhaupt bewahrt, was er geschaffen hat.

Wir haben hier kurz den Weg angegeben, wie der Beweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, welche aber noch wohl zu unterscheiden ist von dem ewigen Leben des Menschen, geführt werden muß. Auf ähnliche Art wird sehr häufig der Beweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ausgesprochen, aber gewöhnlich dabei insoweit gefehlt, daß man sich nicht klar zum Bewußtseyn bringt, was eigentlich dadurch bewiesen werde, und daß man alsdann diesem Beweise zu viel Gewicht gibt und auch schon das ewige Leben des Menschen damit nachgewiesen zu haben glaubt. Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele beruht bloß darauf, daß sie über den Einfluß der Naturkräfte erhaben ist und denselben nicht eben so, wie der Leib des Menschen, unterliegt, und sie besteht bloß in der individuellen Fortdauer der Seele nach dem Tode des Menschen. Diese individuelle Fortdauer kann aber durchaus nicht ein Leben der Seele genannt oder gar für das ewige Leben des Menschen gehalten werden; es fehlt ihr vielmehr gerade das

Leben, welches mit dem Tode des Menschen ganz und gar aufhörte hinsichtlich des ganzen Menschen, hinsichtlich seines Leibes wie seiner Seele; und mit dem Leben fehlt ihr zugleich das Bewußtseyn, die Macht der Persönlichkeit.

Diese letzteren Sätze bedürfen noch einiger Rechtfertigung. Man meint gewöhnlich, eine geistige Individualität müsse schon an sich Bewußtseyn und Leben haben und man hält sehr häufig menschliche Individualität und Persönlichkeit für ein und dasselbe. Man schließt ferner, daß, wo kein Bewußtseyn ist, auch kein Gefühl und kein Wahrnehmen sey, daß demnach die Seele nach dem Tode auch in keinem Zustande der Glückseligkeit oder Unglückseligkeit sich befinden könne, und man folgert sodann weiter, daß unsere obigen Aussagen von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele sowohl im Widerspruch mit sich selber als mit den Lehren des Christenthums stehen.

Was das letztere betrifft, daß Gefühl und Wahrnehmen nur mit Bewußtseyn verbunden seyn könnten, so zeigt uns die tägliche Erfahrung das Gegentheil. Betrachten wir z. B. den Menschen im Zustande des Schlafes, so finden während des Schlafes Gefühle und Wahrnehmungen statt, so gut als im wachen Zustande, ja oft noch weit besser, indem sich dem Schlafenden zuweilen auch die Zukunft prophetisch erschließt und Geheimnisse verschiedener Weisheit sich eröffnen, und doch ist und bleibt der Zustand des Schlafes ein bewußtloser. Dasselbe findet bei verschiedenen Krankheiten statt, namentlich bei den sogenannten Geisteskranken. Wollte man hingegen erwidern, daß dieses abnorme Verhältnisse seyen, aus welchen man nicht schließen dürfe: so ist doch grade der Tod das aller abnormste Verhältniß, die vollkommenste Abnormität, welche in sich alle Erscheinungen der abnormen Verhältnisse vereinigt und concentrirt enthält. Grade das, was für den Zustand des Menschen während des Lebens das Abnorme ist, ist für seinen Zustand nach dem Tode das Normale und Herrschende, und alle jene Abnormalitäten sind nur das Hereinleuchten des Zustandes nach dem Tode in den Zustand des Lebens. So wie die abnormen Erscheinungen an dem Körper während verschiedener Krankheiten schon die Momente des Zustandes offenbaren, welcher nach dem Tode für den Körper eintritt, eben so offenbaren die abnormen Zustände des Geistes während der Geisteskrankheit die Momente des Zustandes, welcher nach dem Tode für den Geist eintritt. Wir sehen in den Krankheiten des Körpers die Naturkräfte ihren zerstörenden Einfluß auf den Körper ausüben, ja wir sehen schon in unserem sogenannten gesunden Zustande das Vorbild dieses Einflusses, weil wir bei aller Gesundheit dennoch den Keim des Todes in uns tragen, und wir müssen beständig gegen diesen zerstörenden Einfluß ankämpfen, bis wir ihm endlich dennoch unterliegen; und wir sehen eben so in den Krankheiten des Geistes den Zustand der geistigen Individualität des Menschen nach dem Tode, wie sie, des Bewußtseyns beraubt, dennoch empfindet und wahrnimmt, und immer noch eine geistige Individualität bleibt, ja unser sogenannter gesunder Zustand des Geistes läßt uns schon das Vorbild des Zustandes unserer geistigen Individualität nach dem Tode sehen in dem abwechselnden Anheinfallen in den Zustand der Bewußtlosigkeit. Der

Schlaf ist die Vollendung dieses täglichen Anheinfallens in den Zustand der Bewußtlosigkeit, und daher mit vollem Rechte der Bruder des Todes genannt worden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Straßburg.) In dem Repertorium für theologische Literatur und kirchliche Statistik von Rheinwald, XI. Band S. 252., heißt es zum Schlusse eines Berichtes über das protestantische Kirchen- und Schulblatt für das Elsaß also:

„Das Bisherige zeigt zur Genüge, daß unser Blatt „das kirchliche Leben im Elsaß“ nach allen Seiten hin bespricht und beleuchtet, und daß Jeder, dem es darum zu thun ist, seine Kenntnisse von den Zuständen der Evangelischen Kirche Frankreichs zu ergänzen und zu läutern, dasselbe wird zur Hand nehmen müssen. Aber nicht bloß in dieser Beziehung erregt das Blatt das Interesse und die Theilnahme der Deutschen Schwesterkirche, sondern auch deshalb besonders, weil es in einem durchaus würdigen Tone und mit aller Mäßigung auftritt, auch nach ausdrücklicher Entscheidung des Redaktions-Comité „bloße Persönlichkeiten, Streitigkeiten“ gar nicht aufnimmt.“

Dieses klingt so partheilos, daß manche Glieder der Deutschen Schwesterkirche sich freuen könnten, hier endlich aus dem Munde wahrheitsliebender und leidenschaftloser Männer über die Zustände der Evangelischen Kirche Frankreichs Belehrung zu erhalten. Es ist daher wohl der Mühe werth, hier an einigen Proben zu zeigen, daß der wirkliche Charakter des bezeichneten Blattes das grade Gegentheil des in den unterstrichen Worten ihm beigelegten ist, woraus dann Jeder auf die Wahrheitsliebe des Einsenders schließen mag.

In dem Novemberheft 1834 findet sich ein Artikel über die Verbreitung des Evangeliums in Frankreich von F. W. Edel, Präsidenten des Consistoriums der Neuen Kirche und geistlichem Inspektor. Dieser Artikel ist eine bloße Überfegung eines polemischen Aufsatzes einer Zeitschrift, welche in Paris erscheint, und über die der Übersetzer folgendes Urtheil ausspricht: „Der Libre Examen, Journal religieux, philosophique et litteraire ist ein mit christlicher Wahrheitsliebe und frommem Sinne geschriebenes Journal, und jene Unternehmungen der Evangelischen Gesellschaft für Frankreich werden in demselben auf eine durch Verstand, Ruhe, Wahrheitsliebe und nicht evangelischen Geist sich auszeichnende Weise behandelt. Diese Zeitschrift sollte von jedem, das reine Evangelium liebenden Protestanten unterstützt und gelesen werden.“ Wir wollen dies Urtheil keiner Prüfung unterwerfen und beschäftigen uns hier nur mit den Notizen, die der Übersetzer jenes Artikels demselben beigelegt hat.

S. 351. heißt es in dem Aufsatz: „Die Zeichen der besseren Zeit (in Frankreich) brechen überall hervor. Deswegen — hat Herr Guizot auf eine so bereedete Weise den Namen Gottes in seine Rede bei der Preisannethilung des allgemeinen Conferences eingeschoben.“ Hierzu die Anmerkung: „Von dem religiösen Zustande einer Nation kann nicht viel Erfreuliches gedacht oder geredet werden, wenn man glaubt, es als eine höchst wichtige Sache, ja als einen Erweis religiöser Gesinnungen herausheben zu müssen, daß ein Staatsminister in einer öffentlichen Schulkrede sich erlaubt hat, den Namen Gottes künstlich in seine Rede zu verflechten, also auf eine Weise, daß Niemand daran hat können Anstoß nehmen. Armes Frankreich! ist dies die Stufe der Religiosität, auf welcher du dich befindest? Darf man, innerhalb deiner Grenzen, nur auf die Gefahr hin, verspottet zu werden, es wagen, sich als Gottesverehrer darzustellen? Gewiß ist aber dieses nicht allgemeiner Zustand Frankreichs. Religiöser, christlicher Geist herrscht noch mehr unter uns,

als die frömmelnden Beseufzter unseres von ihnen als ungläubig geschilderten Zeitalters von Kanzeln und in Schriften wollen glauben machen." S. 353. heißt es im Aufsatze, vor Polemik zwischen den Freunden des Evangeliums warnend: „Die Ungläubigen werden sagen: Sie zanken unter sich; wir wollen, ehe wir sie anhören, und besonders ehe wir ihnen glauben, abwarten, bis sie unter einander einig sind!“ — Hierzu die Anmerkung: „Diese Bemerkungen sind höchst beherzigungswerth und in der Wahrheit gegründet. Längst schon hat man auch den ordentlich bestellten Dienern des göttlichen Wortes, und sie haben es sich selbst unter einander gesagt: zu den lieblosen Anklagen, welchen die Zeloten sich erlauben, zu den pomphaften Anpreisungen ihres Glaubenssystems, zu ihren Conventikeln und zu allen ihren Beteuerungsversuchen, so wie zu ihrem Schleißen und Handeln im Finstern, müsse man schweigen; denn sie lieben es, daß man gegen sie spricht, und möchten gerne Märtyrer ihrer Sache, oder, wie sie fälschlich es nennen, der Sache ihres Herrn werden. Aber man darf nicht immer schweigen; auf die Gefahr hin, beschuldigt zu werden, man wolle und nähere Religionsstreitigkeiten, müssen endlich die gegeslich berufenen Lehrer der Kirche, Kraft ihres heiligen Amtes, ihre Mißbilligung über jener Verfinsteter unchristliches Benehmen laut aussprechen. Es ist alsdann nicht ein Zank, sondern ein ernstes Sprechen für die heilige Sache der Wahrheit und des Evangeliums, ganz nach dem Vorbilde des Herrn der Kirche, s. Matth. 23.“

Im Decemberhefte S. 376. befindet sich der Schluß dieses Aufsatze, und hier tritt Herr Edel noch viel heftiger in seiner heiligen Entrüstung hervor. Im Aufsatze heißt es: „Es gibt, sagt das Evangelium, einen Eifer, welcher nicht in der Weisheit ist; wenn es geschieht, oder wenn es ein einziges Mal geschehen ist, daß einer der Bevollmächtigten dieser Anstalt in jene Ausweisung geräth, so kann man sicher seyn, daß mit aller Aufrichtigkeit seines Gewissens er darin nichts Anderes sehen wird, als ein Mittel, welches Gott zu seiner Verfügung gestellt hat.“

Zu diesen Worten gibt Herr Edel folgenden Commentar: „Es gab und gibt außs Neue in der Römischen Kirche eine Religionsgesellschaft, die sich mit dem ehrwürdigsten Namen bezeichnet, und welche unter anderen, keineswegs zu billigen den Grundsätzen auch folgenden aufstellt: „„der Zweck heiligt die Mittel.““ Demzufolge hat sie sich, die Gesellschaft beugt es, Handlungen erlaubt, welche an sich schon das Gepräge der Verwerflichkeit tragen und die zu den schrecklichsten Folgen führen mußten. Fern sey es von uns, in dieser Hinsicht zwischen den Mitgliedern jenes Römischen Ordens und denjenigen der evangelischen Gesellschaft eine Parallele ziehen zu wollen. Aber daß der angeführte Grundsatz, wenn auch nicht öffentlich ausgesprochen, doch befolgt wird, dies beweisen so manche Unternehmungen, durch welche evangelische Wahrheiten ausgebreitet werden sollen; wir erinnern an das Vertheilen religiöser Traktatlein am Eingange der Schauspielhäuser, an Verkauf derselben und der heiligen Schrift selbst, in Buden, aufgeschlagen auf öffentlichem Markte; an das Umhererschleichen in den Häusern hin und her, um den Anhang zu vergrößern; an das unberufene Besuchen der Kranken und Leidenden; an das Verdächtigmachen des religiösen Glaubens der angestellten Professoren und Pfarrer; an die Verdammung anerkannt trefflicher Erbauungsschriften (die Stunden der Andacht, Witschel's Morgen- und Abendopfer, Dinter's Werke und andere, stehen im Index der Neu-Evangelischen); an Versuche, allgemein geachtete Gelehrte um Amt und Brodt zu bringen durch förmliche Anklage, als wären sie Zerklepper u. s. w.“

Herr Edel will keine Parallele ziehen und thut es doch deutlich genug. Er behauptet: der Grundsatz, „der Zweck heiligt die Mittel,“ werde von uns befolgt, wenn auch nicht öffentlich ausgesprochen. Also

sind wir heimliche Jesuiten, was ja viel ärger ist als öffentlich anerkannte. Aber Herr Edel behauptet hier unedel genug ohne zu beweisen. Was führt er als Beweis einer so schweren öffentlichen Anklage an? Und wer sind die, die solches gethan haben? Er nennt Niemand, aber seine Polemik geht gegen die Evangelische Gesellschaft. Wir müssen also fragen, wer sind die Repräsentanten eines heimlichen Jesuitenordens in Frankreich? Um diese Frage zu beantworten, dürfen wir nur die jährlichen Berichte der Gesellschaft zur Hand nehmen. Da finden wir die Namen Aller öffentlich genannt. Es sind eine Anzahl Männer aus allen Ständen — Geistliche der Nationalkirche, angesehene Kaufleute, Ärzte, Professoren und Prediger, und das zuletzt genannte Mitglied des Comités ist Admiral und pairs de France. Vorn auf der Liste der lebenslänglichen Mitglieder der Gesellschaft steht die Herzogin v. Broglie, Gemahlin des ersten Staatsministers. Diese Namen alle geben uns den besten Aufschluß über jenes vorstichtige: „fern sey es von uns!“ denn nun kann Herr Edel vor Jedem, der ihn zur Dece stellen möchte, mit seiner Schrift in der Hand hintreten und schwarz auf weiß beweisen, daß er sehr fern davon ist, so ehrwürdige Glieder des Staats mit Jesuiten zu vergleichen. Ich frage einfach jeden Unbefangenen: was ist der größere Beweis des Jesuitismus, die von Herrn Edel angeführten Beschuldigungen, oder diese Wendung, die er seinen Worten zu geben weiß? Aber blicken wir diesen Beschuldigungen näher in's Auge; was sagen sie? Viel und nichts, wie man will. Beim ersten Anblick kommt jeder Unparteiische zunächst auf den Gedanken, daß vielleicht der eine oder der andere Bevollmächtigte der Evangelischen Gesellschaft im unweisen Eifer sich in Straßburg Handlungen erlaubt habe, die Anstoß gegen Brauch und Ordnung gegeben haben, und die Freunde des Reichs Christi bliden betrübt auf solchen unweisen Eifer der Neulinge hin. Aber wie werden sie erstaunen, wenn sie hören, daß, seitdem die Evangelische Gesellschaft einen Agenten in Straßburg hat, Nichts, gar nichts von allem Angeführten geschehen ist.

Wir haben eine im In- und Auslande öffentlich bekannte Buchhandlung: Ph. Scheurer, in unserer Mitte entstehen gesehen, die von einem besonnenen und anspruchslosen Mann unternommen worden, mit dem ausgesprochenen Wunsche, diesen bürgerlichen Gewerbezweig der Kirche Christi zu heiligen, und durch den Handel mit guten religiösen, moralischen und wissenschaftlichen Schriften seine Kräfte und sein Vermögen der guten Sache zu widmen. Die Buchhandlung Scheurer besitzt einen schön eingerichteten Laden in einer lebhaften Straße mitten in der Stadt, und noch ist es Niemand in Straßburg eingefallen, einen so sorgfältig ausgestatteten Buchladen in dem Hause einer sehr angesehenen Kaufmannsfamilie mit auf öffentlichem Markt aufgeschlagenen Buden zu vergleichen.

In dieser Buchhandlung sind Bibeln und jede Art religiöser und wissenschaftlicher Schriften auf ganz gewöhnlichem Wege zu haben. Eine zweckmäßig geordnete religiöse Leihbibliothek in Deutscher und Französischer Sprache ist auch in dieser Handlung entstanden, und die große Sorgfalt, welche Herr Scheurer auf die Auswahl seiner Bücher wandte, beweiset zur Genüge, daß es ihm um Gründlichkeit und Aelseltigkeit zu thun ist. Dieses Unternehmen ist das einzige, was auf diesem Gebiete in Straßburg geschehen, seitdem die Evangelische Gesellschaft in Thätigkeit ist, wobei hier ausdrücklich bemerkt werden muß, daß diese Buchhandlung zwar einer von der Evangelischen Gesellschaft in Frankreich angeregten Idee ihren Ursprung zu danken hat, aber von Herrn Scheurer auf eigene Kosten und ganz unabhängig von der Gesellschaft mit weitherziger Berücksichtigung der religiösen und moralischen Bedürfnisse unserer Zeit geführt wird. Was nun die Klagepunkte über Verkauf und Vertheilung von Bibeln und Traktaten betrifft, so ist, seitdem die Evangelische Gesellschaft einen Agenten in Straßburg hat, d. h. seit bald drei Jahren, nichts von alledem geschehen, was

Herr Edel anführt. Für das, was in früheren Jahren, ehe eine Evangelische Gesellschaft in Frankreich existirte, etwa geschehen seyn mag, kann diese ja nicht verantwortlich gemacht werden, und der bloße Versuch, solches zu thun, ist doch wenigstens ein schwerer Verstoß gegen Würde, Mäßigung und Wahrheitsliebe.

Doch, es ist von Umlerschleichen, von unberufenen Besuchen, von Verächtlichmachung des religiösen Glaubens die Rede. So lange dergleichen Beschuldigungen angeführt werden, ohne Thatfachen anzuführen, zumal wo Würde, Mäßigung und Wahrheitsliebe in allen anderen Fällen verletzt werden, bleibt den Angeklagten keine andere Widerlegung übrig, als ruhige Bitte um solche Thatfachen.

Es ist noch ein Punkt übrig, der uns den Herrn Inspektor Edel endlich ganz kennen lehrt. Ein Hauptbeweis, daß die Glieder der Evangelischen Gesellschaft heimliche Jesuiten sind, soll auch darin zu finden seyn, daß die Neu-Evangelischen anerkennen treffliche Erbauungsschriften verdammen, und darunter führt Herr Edel die Stunden der Andacht, Witschel's und Dinter's Werke an.

Der Unterschied also liegt in der Lehre, und seiner Polemik gegen die Evangelische Gesellschaft liegt sein Widerwille gegen die „Neu-Evangelischen zu Grunde. Die große Voracht das Protestantische Kirchen- und Schulblatt bisher angewandt hat, diesen Krebschaden der Kirche zudecken, so tritt er doch auf jedem Blatte unwillkürlich hervor.

Nun bekennen wir allerdings hier öffentlich, daß wir der in den genannten Schriften vorgetragenen Lehre, auf rein biblischen Standpunkt stehend, gradeswegs entgegen sind, was wir in unseren Schriften, ohne Rücksicht auf dergleichen Bücher, zur Genüge ausgesprochen haben. *) Ist unsere Lehre falsch, so beweise man, daß wir der Kirche zuwider lehren, und greife uns auf theologischem Grund und Boden mit allen Waffen, die einem ehrlichen Manne zu Gebot stehen, an, nach altem gut lutherischem Brauch: „Lasset die Geister auf einander plagen.“ Wir haben keine Ursache uns vor Solchen zu fürchten, die sich auf die Stunden der Andacht, Witschel und Dinter, als auf Auctoritäten berufen. Gott sey Dank, dieser Geist ist in der Deutschen Schwesterkirche schon lange überwunden. Die Deutsche Kirche, d. h. die Kirche Jesu Christi, die in Deutschland auf Grund der Apostel und Propheten ruhet, und in ihren Bekenntnißchristen sich über die Grundlehren der Bibel unzweideutig ausgesprochen hat, diese Kirche, nicht der Neu-Evangelischen, sondern des alten unbefälschten Glaubens der Väter, sey Richter zwischen diesen Männern und uns, und sage, wer die Lehre der Kirche hat, ob sie oder wir, nach der bekannten Erklärung der Augsburger Confession: „Daß genug ist zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtig nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt, und die Sacramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden.“

Von einem Versuche, allgemein geachtete Gelehrte um Amt und Brodt zu bringen durch förmliche Anklage, als wären sie Irlehrer, ist unseres Wissens in ganz Frankreich noch nicht die Rede gewesen.

S. 378. erscheint wieder eine Anmerkung, die gegen den Agenten der Evangelischen Gesellschaft persönlich gerichtet ist, oder vielmehr gegen seine Wirksamkeit als evangelischer Prediger. Würde die Frage in einem ruhigen, gehaltenen Tone behandelt, so ließe sich, ohne in das niedere Gebiet der Persönlichkeit einzugehen, Manches darauf erwidern. Da aber grade in dieser Note die Persönlichkeit so nackt und elend hervortritt, so kann man, ohne sich zu befudeln, hier nicht angreifen. Bleßig, Saffner, Dahler, Frix, Franz, Eisen, acht Protestantische Kir-

chen mit 25 Pfarrern und 25,000 evangelischen Christen, die Garantie, welche die angestellten Geistlichen gegeben, Alles wird mit sichtbarer Bitterkeit persönlich und namentlich citirt, um die Protestanten in Straßburg gegen die Annahme eines Mannes in Harnisch zu bringen, der — ihnen „das Heil in Christo verkündigt.“ Diese Note aber mehr als alle anderen straft jene Versicherung gradezu Lügen, daß im Protestantischen Kirchen- und Schulblatt bloße Persönlichkeiten, Streitigkeiten gar nicht aufgenommen werden.

S. 379. Wieder eine Anmerkung, welche das Wort Rationalist in Schutz nimmt. Wir heben daraus nur folgende Erklärung hervor, als bezeichnend für den Standpunkt dieser Männer. „Ist ein Rationalist derjenige, welcher jede auf Auctorität und Thatfachen beruhende Religionsbelehrung, also auch die in der heiligen Schrift enthaltene göttliche Offenbarung, unter die Leitung vernünftiger Ideen und Gesetze stellt, und die Verfinsternung der Vernunft für die Quelle aller Irthümer erklärt, so wird wohl jeder redliche Christ gern eingestehen, daß er ein solcher sey.“

S. 382. Eine Anmerkung, darin ein Ausfall gegen die französische und ausländische Bibelgesellschaft. Ihre Stifter, heißt es, gehören zur Parthei der Methodisten oder der Evangelischen Gesellschaft.

In einer zweiten Anmerkung auf der gleichen Seite will Herr Pfarrer Edel der Evangelischen Gesellschaft auch nicht mehr die Erlaubniß geben, unter den Katholiken zu wirken. Dann läßt er sich S. 383. zu einem neuen persönlichen Angriff auf den Agenten der Evangelischen Gesellschaft in Straßburg verleiten, der S. 385. in Schwägungen auf die „sogenannte Evangelische Kapelle“ und Aufreizung der Einwohner gegen eine in dieser Kapelle errichtete Sonntagschule übergeht. S. 387. eine neue Anmerkung voller bitterer Ausfälle gegen „unsere verblendeten Brüder,“ und endlich schließt der Artikel mit der Erklärung, daß das Leben und Treiben der pietistischen oder neu-evangelischen Parthei grade zum Separatismus hinführe.

Wir glauben jetzt genug Beweise von dem würdigen Ton und der Wahrheitsliebe unserer rationalistischen Gegner gegeben zu haben, und wir wollen den Lesern der Ev. R. Z. nicht zumuthen, uns durch den zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift zu folgen.

Die Sache, welche die Evangelische Gesellschaft in Straßburg treibt, ist so fest und sicher, so unerschütterlich und unbeweglich, daß alles Aufsehen menschlicher Leidenschaft nur dazu beitragen muß, sie in das rechte Licht zu setzen für Tausende, die bis jetzt es sich nicht haben einfallen lassen, daß man bei allem äußeren Bekenntniß zur Kirche, doch des Lebens aus Gott zum ewigen Schaden seiner Seele entbehren kann. Es ist diese Wahrheit der eigentliche Mittelpunkt unserer ganzen Thätigkeit ohne irgend eine Nebenabsicht. Ist diese Wahrheit anerkannt und wird dieser Erkenntniß gemäß gehandelt, so werden sich alle anderen Fragen von selbst lösen. Sagt uns Einer, daß das auch seine Überzeugung ist, woblan, so beweise er, daß solche Überzeugung ihn durchdrungen hat, in der Weise, wie er sich zu uns stellt. So lange aber das ganze Corps der hiesigen protestantischen Geistlichkeit, mit sehr geringer Ausnahme, sich gegen uns öffentlich und heimlich, wie gegen Verbrecher ausspricht, und das aus keinem anderen Grunde, als weil wir, nach eigenem Zugeständniß von Seiten unserer Gegner, „das Heil in Christo“ verkündigen, so bleibt uns solcher Ungerechtigkeit gegenüber nichts zu thun übrig, als — fortzufahren, wie bisher, von dem Kreuz Christi zu zeugen, still wartend, ob nicht Einer oder der Andere sich bekehren wird von dem Irthum seines Weges, während wir mit aufrichtigem Herzen denjenigen, die unserer in Lieblosigkeit gedenken, den Frieden Gottes wünschen, welcher höher ist, denn alle Vernunft.

E. F. Major, V. D. M.

*) Vgl. Neben aus der Wahrheit, 1834. Was hast du hier zu thun? Eine Rede bei Eröffnung der Evangelischen Kapelle in Straßburg 1834. Eine Stimme aus der Kirchengeschichte 1835.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 2. April.

N^o 27.

Über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und das ewige Leben.

(Schluß.)

Man braucht also nur unser wirkliches Leben aufmerksam zu betrachten, um daraus zu erkennen, daß unsere geistige Individualität sehr wohl ohne Bewußtseyn bestehen kann, und dabei immer noch ein empfindendes und wahrnehmendes Wesen bleibt, wie es zufolge unserer obigen Auseinandersetzung nach dem Tode der Fall ist. Besonders ist es der Zustand des Schlafes, welcher am meisten Aufschluß über den Zustand nach dem Tode gibt, und mit welchem daher auch der Zustand des Todes in der heiligen Schrift öfters verglichen wird. Nur muß man sich bei der Betrachtung des Schlafes und bei der Vergleichung desselben mit dem Tode nicht hauptsächlich oder ausschließlich an die Ruhe des Schlafes halten, bei welcher kein Empfinden und kein Wahrnehmen sich beobachten läßt, sondern vielmehr hauptsächlich an die Bewegung unserer geistigen Individualität während des Schlafes, an das Empfinden und Wahrnehmen im Schlafe, welches unter dem Namen Träume befaßt wird. Aber auch dieses Träumen darf nicht schlechtweg als der Zustand unserer geistigen Individualität nach dem Tode angesehen werden. Das Träumen ist voller Unwahrheit und voller Bilder, nach dem Tode aber wird das Empfinden und Wahrnehmen unserer geistigen Individualität Alles in seiner Wahrheit und Wirklichkeit empfinden und wahrnehmen, namentlich wird das verstoffene Leben mit seinen Werken der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit ein Hauptgegenstand der Wahrnehmung und Empfindung seyn, und die verschiedenen Stufen der Glückseligkeit oder Unglückseligkeit nach dem Tode bedingen. Hiedurch aber wird der Mensch selber entweder an einen Ort der Seligkeit, in das Paradies und welche Wohnungen der Seligkeit es sonst noch geben mag, oder an einen Ort der Qual, in die Hölle u. s. w. versetzt. Gleich nach dem Tode wird dieser verschiedene Zustand der Glückseligkeit oder Unglückseligkeit eintreten, und es ist hiezu noch keineswegs die Auferstehung aus dem Tode nothwendig.

Eben so wenig aber als zufolge unserer Auseinandersetzung das Bewußtseyn zum Empfinden und Wahrnehmen und zu allen Zuständen der Empfindung und Wahrnehmung erforderlich ist, eben so wenig ist auch der Besitz des Lebens und der Persönlichkeit dazu erforderlich. Das Leben ist bloß eine Bestimmtheit der Individualität, und zwar hier der geistigen Individualität, vermöge welcher dieselbe sich in ihrem Bestehen selber erhält. Nach dem Tode bleibt die geistige Individualität, wie sie sich selber während des Lebens gebildet und entwickelt hat, und verliert nur die Fähigkeit, in ihrem Bestehen sich selber erhalten

zu können. Sie wird vielmehr jetzt von ihrem Ursprünge, in welchen sie zurückkehrt, von Gott erhalten, und zwar ganz in dem Zustande, in welchen sie sich selber durch ihr Leben versetzt hat, und bleibt also vollkommen, was sie während des Lebens geworden ist, also eine mehr oder weniger gut oder böse gewordene geistige Individualität.

Was aber die Persönlichkeit betrifft, so ist diese wohl zu unterscheiden von der Individualität. Die Individualität des Menschen wird erst eine persönliche durch das Leben, indem sie sich zur Einheit aller ihrer Kräfte und Fähigkeiten oder Vermögen bestimmt. Person ist im Allgemeinen nur die Selbstbestimmung zur Einheit, was also mittelst des Willens, d. i. der Selbstbestimmung überhaupt, und somit auch mittelst des Bewußtseyns, d. i. der Grundlage der Selbstbestimmung oder des Willens, geschehen muß, und was daher auch mit dem Verlust des Bewußtseyns und Willens und Lebens ebenfalls verloren wird. Wenn aber auch durch den Tod die Selbstbestimmung zur Einheit verloren wird: so wird dadurch doch die Einheit der menschlichen Individualität selber nicht verloren, sondern es hört nur die Selbstbestimmung auf, es bleibt aber die bestimmte Einheit und wird in ihrer Einheit von Gott erhalten und bewahrt.

Wir haben hier freilich eine Definition des Begriffes Person gegeben, welche wir uns nicht erinnern, irgendwo vorgefunden zu haben. Es wäre also diese Definition erst zu rechtfertigen, was, wenn es vollständig geschehen sollte, die Grenzen dieses Aufsatzes sehr überschreiten würde. Um nur so kurz als möglich etwas zur Rechtfertigung unserer Definition beizubringen, erinnern wir an die Unterscheidung zwischen physischer und moralischer Person, und bemerken, daß besonders bei der sogenannten moralischen Person, bei jeder Gesellschaft, bei jedem Staate u. s. w. die Richtigkeit unserer Definition sehr leicht wahrgenommen werden kann. Eine moralische Person ist eben grade dadurch Person, daß sie sich zu einer Einheit bestimmt. Eben dasselbe ist aber auch bei der physischen Person, dem einzelnen Menschen, der Fall. Je mehr sich der einzelne Mensch zu einer Einheit bestimmt, desto mehr tritt seine Persönlichkeit hervor, je weniger aber diese Selbstbestimmung statt findet, desto mehr verschwindet seine Persönlichkeit in anderen Personen oder in einem größeren Ganzen.

Nur im Leben findet Bewußtseyn, freier Wille und Persönlichkeit statt; mit dem Ende des Lebens hört dieses Alles auf, aber es bleibt dennoch die geistige Individualität des Menschen in ihrer Einheit, wie sie während des Lebens geworden ist, als eine mehr oder weniger gute oder böse Individualität, welche fortwährend Empfindung und Wahrnehmung besitzt und

zufolge ihrer eigenen Qualität alsdann entweder in einem Zustande der Glückseligkeit, an einem Orte der Seligkeit, oder in einem Zustande der Unglückseligkeit, an einem Orte der Qual sich befindet. Dies ist die Unsterblichkeit der Seele, welche sich aus der Betrachtung der Menschheit in ihrem gefallenem Zustande ergibt. Zu einem ewigen Leben kann es die Menschheit in diesem Zustande des Abfalls von Gott durchaus nicht bringen. Ja sie kann es eigentlich nicht einmal zu einer Glückseligkeit nach dem Tode bringen, wenn sie ganz allein sich selber überlassen bliebe, und wenn nicht Gott, trotz des Abfalls der Menschheit von ihm, sich dennoch stets ihrer erbarmte und sie an sich heranzöge und fortwährend auf sie einwirkte. Sich selber überlassen würde die Menschheit nach dem Abfalle von Gott beständig auf dem einmal betretenen Wege fortwandeln, würde im Abfalle beharren, und könnte sich während ihres Lebens nicht mehr oder weniger gut entwickeln und bilden, sondern nur mehr oder weniger böse, und es müßte ihr deshalb auch nach dem Tode nur ein Zustand der Unglückseligkeit bevorstehen. Nur durch die beständigen mannichfaltigen Einwirkungen Gottes auf die Menschen werden dieselben vor dem Fortgange in der Entwicklung zum Bösen bewahrt und ihre Individualität dadurch als eine mehr oder weniger gute erhalten, je nachdem sie sich mehr oder weniger der Einwirkung Gottes dahingegeben und folgsam erwiesen haben; und nur hierdurch werden sie nach ihrem Tode in die verschiedenen Zustände der Glückseligkeit versetzt, je nach der Verschiedenheit ihrer im Guten erhaltenen Individualität. Der Endzweck aber jener mannichfaltigen Einwirkungen Gottes auf die Menschen ist nicht der, daß sie nach dem Tode in jene Zustände der Glückseligkeit versetzt werden, denn dies wäre immer noch etwas sehr Unvollkommenes, sondern daß sie, trotz ihres Abfalles und aller seiner Folgen, dennoch des ewigen Lebens theilhaftig werden möchten. Verwirklicht aber wurde dieser höchste Endzweck der Barmherzigkeit Gottes gegen die Menschen durch die Erlösung, welche durch Jesus Christus geschehen ist.

Diese Erlösung ist der Mittelpunkt aller Einwirkungen Gottes auf die Menschen, um sie wieder von ihrem Falle zu erheben und zu sich heranzuziehen; auf diese geschichtliche Thatfache der Erlösung beziehen sich alle vorhergehenden Einwirkungen Gottes auf die Menschen und alle nachfolgenden; und durch diese Erlösung wurden erst die Menschen wahrhaft von ihrem Falle erhoben und zu Gott hingezogen. Denn durch diese Erlösung wurden die Menschen nicht bloß vor dem Fortgange in ihrer Entwicklung zum Bösen bewahrt und nicht bloß mehr oder weniger gut erhalten, sondern sie erhielten ein wirklich neues, ein wahrhaft heiliges Leben; sie wurden wiedergeboren zu neuen Menschen, welche wiederum, wie Anfangs bei der ersten Schöpfung die Fähigkeit besaßen, zum vollkommenen Ebenbilde Gottes sich fortzuentwickeln und dadurch das ewige Leben zu erwerben.

Die Wiedergeburt der Menschen zu neuen Menschen, diese neue Schöpfung, ist nach der Lehre des Christenthums das Wesen der Erlösung durch Jesus Christus; und von dieser Wie-

dergeburt hängt Alles ab. Soll es für die Menschheit zu einem ewigen Leben kommen, soll ihr nicht bloß die oben dargestellte Unsterblichkeit der Seele bevorstehen, so muß für sie, weil sie durch den Sündenfall die Fähigkeit, zum ewigen Leben zu gelangen, verloren hat, die Gabe eines neuen Lebens verlangt werden. Es muß dieses neue Leben in dem gefallenem Menschen einerzeugt und dadurch der Mensch selber zu einem neuen Menschen wiedergeboren werden.

Das Verhältniß, welches nun durch diese Wiedergeburt eintritt, ist dieses. Weil nur innerhalb des alten Menschen das neue Leben eingeboren wird, weil also bei der Wiedergeburt immer noch das alte Leben bleibt, so geht auch der Wiedergeborene noch dem Tode entgegen. Aber der Tod hat nur Macht über das alte Leben, er endigt nur das Leben des alten Menschen und die geistige Individualität des Menschen hat nun nach dem Tode durch die Wiedergeburt noch ein Leben, welches ihr eine gewisse Selbstständigkeit sichern muß und in ihrem Zustande, der durch den Tod des alten Menschen verursacht wird, als ein Lebenskeim umschlossen ist, welcher zu einer Auferstehung aus dem Tode heranreifen muß. Mit der Wiedergeburt ist also auch die Auferstehung aus dem Tode gegeben. Das neue Leben der Wiedergeburt wird durch den Tod nicht zerstört, sondern wie der Lebenskeim im Samenkorne bleibt, wenn dasselbe in der Erde verborgen wird, und wie er zu seiner Zeit die Hülle durchbricht und aus dem Schoße der Erde ersteht: eben so bleibt das neue Leben in der geistigen Individualität des Menschen, wenn dieselbe nach dem Tode in ihren Ursprung, in Gott, zurückkehrt, und eben so durchbricht es seine Hülle und ersteht aus dem Tode zu einem neuen Leben, zu dem ewigen Leben. (Vgl. 1 Cor. 15, 1—34.)

Dies ist das ewige Leben im Gegensatz gegen die bloße Unsterblichkeit der menschlichen Seele, oder gegen die unvergängliche Fortdauer der geistigen Individualität des Menschen, von welcher wir oben gesprochen haben. Der Beweis aber für dieses ewige Leben liegt ausschließlich in der Wirklichkeit der Erlösung. Ist die Erlösung geschehen, so ist auch damit die Wiedergeburt und das ewige Leben gegeben. Man braucht bloß die Erlösung genau und consequent zu betrachten, wie sie nicht bloß ist eine Vergebung der Sünden, sondern auch ein Geben eines neuen Lebens, wie Christus nicht bloß für uns gestorben, sondern auch auferstanden ist vom Tode, und wie die Theilnahme an der Erlösung nicht bloß in einem Absterben des alten Menschen, sondern auch in einer Wiedergeburt zu einem neuen Leben besteht, und man hat in dieser Betrachtung auch den Beweis für die Auferstehung des Menschen aus dem Tode zum ewigen Leben. Grade so verfährt der Apostel Paulus in der oben angeführten Stelle, um den Corinthern die Auferstehung zum ewigen Leben zu beweisen.

Aus dem, was wir oben über die fortwährenden Einwirkungen Gottes auf die Menschheit, um sie im Guten zu erhalten, gesagt haben, so wie aus dem, was wir über die Erlösung, als den Mittelpunkt aller jener Einwirkungen Gottes, gesagt haben, können wir nun weiter folgern, daß alle diejenigen, welche an

der Erlösung theilnehmen, alle Wiedergeborenen, welche sich von Gott im Guten haben erhalten lassen und selber durch die Gnade Gottes in der Erlösung positiv gut geworden sind, die höchste Glückseligkeit genießen werden, die nur immer für den Zustand nach dem Tode vor der Auferstehung zum Leben möglich ist. Ein Hauptmoment jener Einwirkungen Gottes auf die Menschheit, um sie im Guten zu erhalten, und, wie wir jetzt noch hinzufügen können, um sie an der Erlösung theilnehmen zu lassen, ist aber noch die Stiftung des Alten Bundes mit seiner Gesetzgebung. Der Alte Bund steht in dem genauesten Verhältniß zum Neuen Bunde; er ist nur die Vorschule des Neuen Bundes und sollte die Menschen erziehen und vorbereiten zur Annahme der Erlösung, zum Glauben an den Erlöser. Alle diejenigen nun, welche in dem Alten Bunde standen, welche eingetreten waren in diese Vorschule des Neuen Bundes, welche sich erziehen und vorbereiten ließen zur Annahme der Erlösung, diese Alle werden gewiß eines sehr hohen Grades der Glückseligkeit nach dem Tode theilhaftig geworden seyn.

Außerdem hat sich aber auch Gott den Heiden nicht unbezeugt gelassen, er hat auch auf sie beständig eingewirkt, um sie im Guten zu erhalten, er hat auch sie, trotz ihres Abfalls von ihm und ihrer Abgötterei, dennoch zu sich heranzuziehen gesucht, und wir müssen auch von denen unter den Heiden annehmen, die sich durch die Gnade Gottes, obgleich diese Gnade nicht erkennend, theilweise im Guten haben erhalten lassen, daß auch sie in einem mehr oder weniger glückseligen Zustande nach dem Tode sich befinden werden. Denn alle Glückseligkeit oder Unglückseligkeit in dem Zustande nach dem Tode hängt von dem Wahrnehmen und Empfinden unserer geistigen Individualität ab, und ein Hauptgegenstand jener Wahrnehmung und Empfindung wird alsdann das vergangene Leben mit seinen Werken, den Werken der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, seyn. Je weniger sich der Mensch durch die beständigen Einwirkungen Gottes im Guten hat erhalten lassen, und je mehr Werke der Ungerechtigkeit daher alsdann in ihrem ganzen Umfange erscheinen, desto größer muß der Zustand der Unglückseligkeit seyn. Umgekehrt aber, je mehr sich der Mensch durch die Einwirkungen Gottes im Guten hat erhalten lassen, und je mehr daher die Werke der Gerechtigkeit in seinem Leben erscheinen, desto größer muß alsdann der Zustand der Glückseligkeit seyn. Daß aber selbst Heiden fortwährend von Gott noch theilweise im Guten erhalten werden, und zufolge dieser ihrer Erhaltung im Guten auch theilweise gute Handlungen verrichten, dies wird Niemand abläugnen.

Fassen wir nun das Gesagte zusammen, so haben sich uns hinsichtlich des Zustandes nach dem Tode hauptsächlich drei verschiedene Klassen von Menschen ergeben; einmal solche, welche zu einem neuen Leben wiedergeboren sind und nach dem Tode nicht bloß in einem Zustande der Glückseligkeit sich befinden, sondern auch die Fähigkeit besitzen, aus dem Tode zum ewigen Leben zu erstehen; sodann solche, welche sich durch die beständigen Einwirkungen Gottes, oder durch die Gnade Gottes mehr oder weniger im Guten haben erhalten lassen und nach dem

Tode mehr oder weniger in einem Zustande der Glückseligkeit sich befinden, ohne jedoch die Fähigkeit zu besitzen, zum ewigen Leben auferstehen zu können; und ferner solche, welche den beständigen Einwirkungen Gottes keine Folge geleistet haben und vollkommen böse geworden sind, und nun nach dem Tode in einem Zustande der Unglückseligkeit sich befinden.

Was die ersten betrifft: so müssen diese ihrer Natur nach auch wirklich aus dem Tode zum ewigen Leben erstehen, grade so wie Christus aus dem Tode auferstand. Diese Auferstehung der Wiedergeborenen wird aber immer zugleich von einer Auferweckung Gottes abhängen und begleitet seyn; denn in Gottes Macht ist Alles beschlossen. Grade so wie der Lebenskeim des Samenornes erst von Gott erweckt werden muß, um aus dem Schoße der Erde zu erstehen, eben so muß auch das in der geistigen Individualität des Menschen während seines Todes umschlossene Leben erst von Gott erweckt werden, um zum ewigen Leben zu erstehen. Auch Christus selber wurde von Gott auferweckt und erstand zufolge dieser Auferweckung von dem Tode. Diese Auferstehung der Wiedergeborenen ist es, was die heilige Schrift die erste Auferstehung, oder die Auferstehung der Gerechten nennt. Vgl. Offenb. Joh. 20, 4—6., Luc. 14, 14.

Was aber die Anderen, die Nichtwiedergeborenen betrifft: so haben sie in sich selber durchaus keine Nothwendigkeit zur Auferstehung aus dem Tode. Aber wie wir schon oben ausgesagt haben, daß Gott beständig auf die Menschen einwirke, um sie im Guten zu erhalten, und daß das Ziel dieser Einwirkungen Gottes nicht ein mehr oder weniger glückseliger Zustand der Menschen nach dem Tode sey, sondern daß der Mittelpunkt dieser Einwirkungen Gottes die Erlösung und somit die Wiedergeburt der Menschen zu einem neuen Leben, zum ewigen Leben sey: so können wir nun auch jetzt sagen, daß diejenigen, welche sich mehr oder weniger durch die Gnade Gottes im Guten haben erhalten lassen, ohne jedoch diese Gnade selber zu erkennen und ohne bis zur Wiedergeburt gelangt zu seyn, ihr eigentliches Ziel in dem mehr oder weniger glückseligen Zustande nach dem Tode noch nicht erreicht haben, sondern daß sie noch zu größerer Vollkommenheit bestimmt sind. Gott handelt immer nach Zwecken und er erreicht immer seinen Zweck. Sein Zweck ist aber niemals etwas Halbes, Unvollkommenes, sondern immer das Vollkommene, und es kann daher eine größere oder geringere Glückseligkeit der Menschen in ihrem Zustande nach dem Tode nicht der Endzweck der Bestrebungen und Handlungen Gottes seyn. Der Endzweck der Einwirkungen Gottes auf die Menschen bleibt auch hinsichtlich derer, welche noch nicht bis zur Wiedergeburt in diesem Leben gelangten, ganz derselbe, welcher thatsächlich durch die Erlösung ausgesprochen ist. Auch das Ziel dieser ist das ewige Leben. Aber sie tragen dieses Leben nicht schon in sich, wie es bei den Wiedergeborenen der Fall ist, und können daher nicht wie die Wiedergeborenen bloß auferweckt werden aus dem Tode zum Leben, sondern sie müssen zugleich dieses Leben erst neu empfangen, sie müssen neu belebt, und somit ganz und gar durch die Kraft Gottes aus dem Tode zum Leben gebracht werden.

Diese andere Auferstehung zum Leben ist aber nach der Lehre der heiligen Schrift nicht gleichzeitig mit der ersten Auferstehung der Gerechten oder Wiedergeborenen, sondern sie tritt erst ein mit der Zeit, wo alle Einwirkungen Gottes auf die Menschheit und seine ganze Erhaltung der jetzigen Welt vollendet ist, oder wann die Zeit dieser Einwirkungen Gottes und seiner Erhaltung der jetzigen Welt vollkommen erfüllt ist, d. i. am Ende dieser Welt, wann Alles neu belebt und die ganze jetzige Welt erneuert wird. Vgl. Offenb. Joh. 20, 10 f. Bei dieser zweiten Auferstehung werden alle Todten neu belebt und kommen theils zur Auferstehung des Lebens, wenn sie nämlich sich durch die Gnade Gottes haben im Guten erhalten lassen und Gutes gethan haben, theils zur Auferstehung des Gerichtes, wenn sie nämlich sich durch die Gnade Gottes nicht im Guten haben erhalten lassen und Böses gethan haben. Vgl. Joh. 5, 28 u. 29. Folgen wir diesen Offenbarungen der heiligen Schrift, auf welche wir im Gange unserer Betrachtung mit Nothwendigkeit hingeführt wurden, so ist die erste Auferstehung der Wiedergeborenen um tausend Jahre und um noch eine kurze Zeit früher als die zweite Auferstehung, und es beginnt mit ihr das sogenannte tausendjährige Reich Christi und seiner Auserwählten. Vor dieser ersten Auferstehung wird der Verführer gebunden, und bleibt gebunden während jener tausend Jahre. Am Schlusse des tausendjährigen Reiches aber wird er wieder losgelassen, um vollkommen überwunden zu werden und mit seiner Überwindung beginnt die zweite Auferstehung, die Auferstehung derer, welche noch nicht Theil hatten an der ersten Auferstehung, und auf diese zweite Auferstehung folgt sodann das sogenannte jüngste Gericht. Vgl. besonders Offenb. Joh. 20 u. 21.

Diese näheren Angaben über Umstände und Zeitverhältnisse der Auferstehung lassen sich philosophisch nicht deduciren; sie müssen aus der Offenbarung der heiligen Schrift hergenommen werden: sie stimmen aber vollkommen mit dem überein, was sich durch eine philosophische Betrachtung des Menschen in seinem Verhältnisse zu Gott bestimmen läßt, und haben in jenen philosophischen Bestimmungen für den menschlichen Verstand ihre hinlängliche Begründung.

Was aber noch zuletzt die Frage betrifft, wie und mit welchem Leibe werden die Todten auferstehen? so sind wir bei der Beantwortung dieser Frage ganz an unsere jetzige Existenz und an die Existenz aller Geschöpfe Gottes hingewiesen. Wir sehen jedes Leben mit einem Leibe bekleidet und es ist eine Mannichfaltigkeit der Leiber, welche der Mannichfaltigkeit der verschiedenen lebendigen Wesen entspricht. Je nachdem ein lebendiges Wesen verschieden ist, ist auch sein Leib verschieden. Es ist ein anderer Leib der Menschen, ein anderer Leib der vierfüßigen Thiere, ein anderer Leib der Fische, ein anderer Leib der Vögel u. s. w. Eben so ist ein anderer Leib der himmlischen und der irdischen Geschöpfe. Jeder Leib ist das passende

und vollkommene Organ seines eigenthümlichen Lebens. Und obwohl jedes Leben sein Organ oder seinen Leib sich bildet, so schafft es denselben doch nicht, sondern er ist ihm angeschaffen von Gott, und es bildet denselben nur so, wie ihn Gott geschaffen hat. Gott ist es, der jedesmal dem Leben seinen Leib gibt, wie er will, und den von Gott erhaltenen Leib bildet sich alsdann erst jedes Leben zu seinem Organe. So gibt Gott jedem vegetabilischen Leben, das als Samenform in den Schoß der Erde begraben wird, seinen Leib, und es bildet sich das vegetabilische Leben diesen von Gott gegebenen Leib zu seinem Organe. Eben so gibt Gott dem Menschen seinen Leib und die menschliche Individualität bildet sich denselben zu ihrem passenden Organe. Aus der Gesamtheit dieser Wahrnehmungen können wir schließen, daß Gott eben so dem aus dem Tode auferstehenden Leben seinen Leib geben wird, welcher diesem Leben entspricht und ihm als Organ dient.

Da unsere ganze Individualität dieselbe bleibt, so muß auch dieser unser zukünftiger Leib unserem jetzigen entsprechend seyn; er wird sich nur zu unserem jetzigen verhalten, wie sich unser ewiges Leben zu unserem jetzigen vergänglichen Leben verhält. Es ist unser jetziger Leib ein vergänglicher, schwacher, unscheinbarer Leib, aber es wird unser zukünftiger Leib ein unvergänglicher, mächtiger, herrlicher Leib seyn. Unsere Auferstehung wird daher auch unsere Verklärung seyn. Wir werden mit einem Leibe auferstehen, welcher gleich von Anfang an im Vergleich mit unserem jetzigen Leibe ein verklärter Leib zu nennen ist, weil er keiner Schwachheit und Verweslichkeit unterworfen ist, und welcher mit unserem ganzen Wesen zu immer größerer Verklärung fortschreitet. Dies ist es, was hinsichtlich der Frage, wie wir auferstehen werden, geantwortet werden kann, und grade so beantwortet diese Frage der Apostel Paulus 1 Cor. 15, 35 — 58.

Wir haben hier in kurzen Andeutungen das hauptsächlichste von dem gegeben, was sich über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und das ewige Leben sagen läßt. In den meisten Dogmatiken ist dieser Gegenstand nur sehr ungenügend behandelt und es herrschen dabei die verworrensten Begriffe vor. Sehr zu wünschen möchte es wohl seyn, wenn dieser Gegenstand in unserer Zeit noch ausführlicher behandelt würde. Nachdem wir das Ganze in seinem Zusammenhange hier dargestellt haben, dürfte sich wohl die Gelegenheit finden, das Einzelne dieses wichtigen Gegenstandes in dieser Zeitschrift noch näher zu besprechen, das Dunkle desselben immer mehr zu erhellen, den wirklichen oder scheinbaren Widerspruch wegzuräumen und so die Wahrheit immer mehr und mehr zu Tage zu fördern. Möchten sich zu diesem Zwecke die Kräfte Mehrerer vereinigen, und recht Viele diesem wichtigen Gegenstande ihre ganze Aufmerksamkeit schenken.

M — g.

G — r.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 6. April.

N^o 28.

Einige Worte der Verantwortung und Vertheidigung zunächst veranlaßt durch das theologische Gutachten des Herrn Pastor Sander zu Wichlinghausen von Ed. Hülsmann, Pfarrer zu Dahl. Schwelm, 1836, bei M. Scherz.

Die Durchlesung dieser Schrift machte uns einen eigenen Eindruck. Wir waren überzeugt, in unserer neulichen Anzeige der Prediger-Bibel in Nr. 22 und 23. der Ev. K. Z., nach Pflicht und Gewissen dieses Buch als ein unchristliches bezeichnet zu haben, wir hatten jene strengen Zeilen nicht ohne das Bewußtseyn unserer eigenen Glaubensschwachheit geschrieben und der Verantwortung, die wir auf uns nehmen, wenn wir ohne Schonung richten; aber es schien uns dieses Gericht des Herrn Gebot, und wir waren innig davon durchdrungen, daß der Nothstand unserer Kirche solch entschiedenes Zeugniß fordere. Nun erscheint Herrn Hülsmann's Verantwortung gegen Herrn Sander. Hätten wir dieselbe vor seiner Prediger-Bibel gelesen, so würden wir Herrn Hülsmann zwar nicht für schriftgläubig, oder dem Bekenntniß unserer Kirche zugethan gehalten haben, aber wir hätten ihn doch auch nicht unbedingt den Rationalisten beizählen mögen, wir hätten anerkannt, daß er, obgleich ganz und gar von der subjektiven Theologie unserer Zeit inficirt, doch ein christliches Element in sich aufgenommen habe. Sollen wir nun aber die neueste Schrift des Herrn Hülsmann für listige Heuchelei erklären? Das wagen wir nicht, denn S. 23. finden wir die Worte: Innen in meiner Seele ruht und wird ewig ruhen der Glaube an den Gekreuzigten, er ist und wird ewig bleiben mein einziger Trost im Leben und im Sterben; und gleich darauf: Er, mein Heiland und Erlöser, wird mich nicht sinken lassen und mir stets Kraft verleihen. Diese Worte halten uns ab, den so schweren Vorwurf der Unwahrheit gegen Herrn Hülsmann auszusprechen. Es wäre ja entsetzlich, wenn er mit so heiligen Dingen spielen wollte. Wie reimen wir nun aber solche und ähnliche Aussprüche mit den von uns in unserem vorigen Aufsatze ausgezogen Stellen der Prediger-Bibel, die wir leicht durch unzählige ähnliche hätten vermehren können? Daß die Wunder Christi, wenn auch als faktisch anzuerkennen, doch für den Glauben gleichgültig seyen, daß sein Tod uns ein Bild ächter Seelengröße und unerschütterlicher Pflichttreue habe aufstellen sollen, daß der Mensch Alles könne, was er nur ernstlich wolle, daß die Ehe bei mangelnder Wahlverwandtschaft auflösbar sey, solche Worte stehen doch nun einmal in Menge da und lassen sich nicht ungeschrieben machen. Auch ist es keineswegs Herrn Hülsmann's Absicht, solche Aussprüche der Prediger-Bibel

zurückzunehmen, da er ja vielmehr sein Buch gegen ungerechte Angriffe zu rechtfertigen gedenkt. Von der anderen Seite enthält auch die Vertheidigungsschrift des Herrn Hülsmann nichts, was nicht schon in der Prediger-Bibel entweder offen ausgesprochen wäre, oder doch als einfache Consequenz mit diesen oder jenen Worten derselben in Einklang gebracht werden könnte. — Die natürlichste, ja die einzig mögliche Lösung dieses psychologischen Räthfels wäre also die: das Evidentum des Herrn Hülsmann hat zwei Seiten, Glaube und Unglaube sind in ihm nur in ungleichartiger Mischung durch einander, die Waagschale schwankt hin und her. In der Prediger-Bibel ist der Unglaube überwiegend, doch fehlt es nicht an einem kleinen Gegengewichte des Glaubens, in der Verantwortung steht die Zunge ziemlich in der Mitter, vielleicht geht die Glaubensschale noch etwas kräftiger nieder. Die Elemente des Unglaubens sind ausgestoßen oder doch künstlich verdeckt. Wir finden es natürlich, daß Herr Hülsmann, in die Defension geworfen, alle seine wirklich ihm zu Gebote stehenden Glaubensmittel aufgeboten, um den Angriff seines Gegners kräftig zurückzuschlagen, warum hätte er den Kundschaftern, die seinem Buche ein böses Geschrei machten, die Wunden seines Landes selbst aufdecken sollen? Nur wenn er sich einmal in einen Kampf einließ, so hätte er ihn auch redlich und ritterlich durchkämpfen müssen, nicht aber, wie er thut, schon p. 8. sich mit den Worten zurückziehen: Ich kann es — ich gestehe es aufrichtig — nicht über mich gewinnen, in dem „Gutachten“ weiter zu lesen, ein unheimliches Gefühl bemächtigt sich meiner, wenn ich einen christlichen Prediger auf eine Weise reden höre, die ich bisher stets für unwürdig und unchristlich gehalten habe, und um so mehr kann ich die viel erwähnte Schrift ihrem Schicksale überlassen, da die nachfolgenden Erörterungen eine, wie ich hoffe, gründliche Widerlegung der übrigen darin enthaltenen Anklagen und Beschuldigungen liefern werden.

Doch wir wollen die Prediger-Bibel und allen früheren Streit vergessen, wir wollen Herrn Hülsmann seinen Glauben an Wunder und Weissagungen, an Tod, Auferstehung und Himmelfahrt unseres Herrn zugestehen, obgleich wir nicht läugnen dürfen, daß auch seine letzten Erklärungen uns nicht überzeugen konnten, daß dieser Glaube ein durch den Geist Gottes gewirkter sey, sondern es kommt uns immer so vor, als ob Herr Hülsmann von dem Strome der modernen Sentimentalität ergriffen, sich durch Gefühl und Phantasie zu einer Höhe hinauf potenzirt habe, von der er in nüchternen Stimmungen unwillkürlich wieder herabstürzen muß; doch dem sey, wie ihm wolle, wir halten uns an die vorliegende Vertheidigungsschrift, und wollen auch an ihr an einigen der Hauptpunkte das Unbiblische und Unkirchliche der Auffassung nachweisen.

§. 9 und 10. lesen wir: „Wenn man mir zuvörderst zur Last legt, daß ich den stellvertretenden Versöhnungstod Christi läugne, so ist dies entschieden unrichtig; ich habe mich bloß gegen eine falsche Auffassung desselben erklärt. Dahin rechne ich nämlich die Ansicht, nach welcher der Allerbarmher, dessen Wesen Gnade und Liebe ist, erst durch ein blutiges Sühnopfer den Menschen habe wieder geneigt gemacht werden müssen. Gott war nie ein Feind der Menschen, auch den gefallenen, verirrtten Kindern hatte sich seine Liebe nie entzogen, ja es war ja eben seine Liebe, sein Erbarmen, die den eingeborenen Sohn für uns in den Tod gab. Nicht durch Christi Leiden und Sterben wurde der sündigen Menschheit die Gnade und Liebe Gottes erst wieder zugewandt, vielmehr erscheint dies Leiden und Sterben ja als ein Erzeugniß, ein Geschenk der göttlichen Gnade. Joh. 3, 16., 1 Joh. 4, 9., Röm. 8, 31. 32. Der Tod Jesu ist daher ein tatsächlicher Beweis, eine faktische Erklärung von Seiten Gottes, daß der Gott, der seines eingeborenen Sohnes nicht verschont hat, sondern ihn für uns Alle dahingegeben, dem reuigen Sünder die Vaterarme verzeihend öffnen wolle, und daß er keinen Gefallen habe am Tode des Gottlosen, sondern daß der Gottlose sich bekehre von seinem Wesen und lebe. Hes. 33, 11., Tit. 3, 4., Röm. 5, 8. 10. Daher lehrt Paulus auch nie, daß der den Menschen feindselige Gott mit den Menschen, sondern umgekehrt, daß die Menschen mit Gott versöhnt worden seien. Daher fordert er auch die Menschen auf, sich mit Gott versöhnen zu lassen. 2 Cor. 5, 20.“

Die schriftgemäße Darstellung dieser Lehre ist vielmehr folgende. Gott ist die heilige Liebe (Jes. 6, 3., 1 Joh. 4, 16.). Durch die Sünde wird seine Heiligkeit als Zorn, seine Liebe als Barmherzigkeit bestimmt. Zorn und Barmherzigkeit sind Gegensätze, die sich ausschließen. Christus ist der Mittler. In seinem Tode sind jene Gegensätze aufgehoben. Sein Tod manifestirt eben so sehr den göttlichen Zorn als die göttliche Liebe. Daß Christus sterben mußte, wenn wir nicht sterben sollten, offenbart Gottes Zorn über die Sünde, daß Christus starb, sein Eingeborener, an unserer Statt, der Kinder des Zornes, das ist die That der göttlichen Barmherzigkeit. Daß uns nun aber in Christi Versöhnungstode nur die Liebe Gottes verkündet wird, das hat darin seinen Grund, daß Gottes Zorn schon von Natur und durch das Gesetz uns offenbar ist, im Tode Christi aber ist der Zorn, obgleich im Tode, als der Sünden Sold, absolut besträtigt, doch in Christi Tode, des Geliebten, des Mannes, der dem Herrn der Nächste ist (Sacharj. 13, 7., Eph. 1, 6.), von uns ab und aus grundloser Barmherzigkeit Gottes auf Christum hin gewendet.

Über den biblischen Begriff des Zornes Gottes, als der jedem ihm Feindlichen entgegengesetzten feindlichen Energie seiner Heiligkeit, der Rückwirkung der menschlichen Sünde, die ihrem Wesen nach Feindschaft gegen Gott ist, vgl. die kurze aber treffliche Entwicklung von Harleß zu Ephes. 2, 3. p. 168 bis 171. seines Commentars. (Vgl. Röm. 8, 7. mit 1, 18., 2, 5., Col. 3, 6. Im A. T. Jes. 63, 10., 64, 5., 66, 14., Micha 7, 9.) Die schriftgemäße Darstellung der Versöhnungslehre siehe Harleß p. 241 — 243. (vgl. Gal. 3, 13., 1 Theß. 1, 10., 1 Tim.

2, 6., 2 Cor. 5, 21., Ephes. 5, 2. u. a. St.). — §. 239. des Harleßschen Commentars findet sich auch die Widerlegung der so allgemein verbreiteten subjektiven Deutung des καταλλάσσειν in 2 Cor. 5, 18 — 20.

Also durch Christi Tod sind wir versöhnt, weil Gott durch ihn versühnet ist, die Aufhebung unserer Feindschaft ist nur Folge der Aufhebung seines Zornes. Das subjektive Moment fehlt demnach auch in unserer Darstellung nicht, nur daß wir ihm seine schriftgemäße Stellung als Folge der objektiven Versöhnung Gottes anweisen. Wenn wir nun Christum unseren Stellvertreter nennen, so heißt das nicht bloß, er hat erduldet, was wir eigentlich verdient hätten, sondern auch, was wir unfehlbar gelitten hätten, wenn er die Strafe uns nicht abgenommen. Dies ist der unlängbare Sinn des kleinen Katechismus Luther's in der Erklärung des zweiten Artikels: Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sey mein Herr, der mich verlorenen und verdamnten Menschen erlöst hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen theuren Blut, und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben.

Der Kirchenlehre wird häufig Schuld gegeben, sie schildere einen grausamen Gott, dieser Vorwurf fällt aber eigentlich auf Herrn Hülsmann's subjektive Darstellung des Versöhnungstodes Christi zurück. Denn wozu den Tod des Geliebten, wenn die Menschheit auch ohne Blutvergießen selig werden konnte? Etwa um die erschrockenen Gewissen zu beschwichtigen, und ihnen zu zeigen, sie irrten sich, wenn sie meinten, daß Gott ihnen zürne, sie sähen ja, wie liebevoll und gnädig er gegen sie sey, so daß er ihnen selbst Christum gesendet, um sie seiner Freundlichkeit zu versichern, von dem er doch wußte, daß er, einmal hineingetreten in den geschichtlichen Entwicklungsgang der Menschheit, dem Tode nicht würde entgehen können? Wahrscheinlich, die so sprechen, mögen sich nur nicht über sich selbst täuschen. Sie sind gar nicht so erschrocken, daß sie einer so besonderen Gnadenversicherung Gottes bedurften. Sondern weil Christus nun einmal gestorben ist, weil seinem Tode eine besondere Bedeutung in der Schrift beigelegt wird, so muß dieselbe doch auf irgend eine Weise herausgerückt werden. Auch ist gar nicht abzusehen, warum Christus selbst sein bitteres Leiden, das auch Herr Hülsmann ein stellvertretendes genannt wissen will, hätte in diesem Sinne zu übernehmen brauchen. Es kommt mir grade so vor, als ob ich, von einem Könige beauftragt, einem Mörder seine Gnade und den Erlaß der gefürchteten Strafe anzukündigen, um den Verbrecher auch ganz zu beruhigen und von der Wahrheit meiner Aussage zu versichern, die er doch an den mir als Pfand mitgegebenen königlichen Insignien hinlänglich hätte erkennen können, mich selbst dem Tode preisgäbe. Das wäre eine übertriebene Liebe, also Thorheit.

Wenn nun Herr Hülsmann sich bei seiner Erklärung des Versöhnungstodes Christi auf die Darstellung Schleiermachers beruft, so müssen wir allerdings sagen, daß grade dieser Punkt gleichsam der faule Fleck der Schleiermacherschen

Dogmatik ist. Gerade in der Erklärung dieser Lehre culminirte sein subjektives Princip und vernichtete sich im Gegensatz gegen Schrift und Kirchenlehre selbst. Indem Schleiermacher nicht von der Idee des an sich Seyenden, sich durch seinen heiligen Geist in seinem Worte offenbaren, sondern nur von dem im Selbstbewußtseyn des Menschen geoffenbarten Gotte ausging, konnte er auch unmöglich zu dem objektiven Begriffe des versöhnten Gottes, sondern nur zu dem subjektiven des versöhnten Menschen gelangen. Nur daß Schleiermacher freilich durch die Innigkeit seines christlichen Gemüthes, durch sein lebendiges Durchdrungeneyn von der Lehre „Christus in uns,“ die den bewegenden Mittelpunkt seines späteren Lebens, so wie seiner Dogmatik ausmachte, uns eher die gewiß sehr traurige Zurückstellung oder vielmehr Längung der Lehre „Christus für uns“ ertragen ließ, als Herrn Hülsmann's oberflächliches Räsonnement dies vermag, das wir überall in der Prediger-Bibel antrafen, und welches er in seiner neuesten Vertheidigungsschrift zwar nicht in derselben Weise wiederholt, aber nirgends widerrufen und zurückgenommen hat. Denn seine Schrift ist ja eben eine Vertheidigung der Prediger-Bibel. — Was nun aber Herrn Hülsmann's Berufung auf Dr. Neander's Entwicklung der Versöhnungslehre in dessen Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel p. 376 und 381. des zweiten Bandes betrifft, so hebt er aus derselben einseitig die für seine Darstellung passenden Stellen hervor mit Uebergang der entgegengesetzten Erklärungen. So sagt Herr Dr. Neander p. 379.: „Es folgt nicht, daß mit dem Ausdrucke der Versöhnung eine nur subjektive, in dem menschlichen Gemüthe erfolgende Umsimmung bezeichnet werde, denn wir sind auch keineswegs berechtigt, die Ausdrücke, auf welche sich der Ausdruck der Versöhnung zurückbezieht und deren Inhalt er voraussetzt, von einer Feindschaft mit Gott, einem Jorn Gottes bloß in das Subjektive auszudeuten und von den damit zusammenhangenden Bezeichnungen göttlicher Eigenschaften etwa bloß in dem Begriffe der Liebe Gottes einen realen Inhalt anzuerkennen. Vielmehr hat die gemeinsame Thatsache des menschlichen Bewußtseyns, vermöge welcher der mit der Sünde Behaftete sich von Gott entfremdet fühlt und dem Gefühle seiner Schuld und Strafwürdigkeit sich nicht entziehen kann, einen tieferen objektiven Grund in der sittlichen Weltordnung und in dem Wesen Gottes, das sich uns in dieser offenbart. In dieser allgemeinen Thatsache haben wir ein Zeugniß von der Offenbarung der Heiligkeit Gottes in dem Bewußtseyn der Menschheit, welche eben so unverläugbar ist als die Offenbarung seiner Liebe. So kann nun auch in der Art, wie der Mensch durch die Liebe Gottes aus diesem unseligen Verhältnisse zu Gott, in dem er sich vermöge dessen Heiligkeit befindet, befreit wird, diese Liebe Gottes nicht anders als im Zusammenhange mit der Heiligkeit Gottes, oder als heilige Liebe sich offenbaren. Diesen Zusammenhang bezeichnet Paulus besonders Röm. 3, 24.“ Und p. 380.: „Die Heiligkeit Gottes offenbart sich nun nach dem bemerkten Paulinischen Ideen zusammenhange in dem Leben und Tode Christi auf eine zwiefache Weise, insofern er im Gegensatz gegen die bisher in der Mensch-

heit vorherrschende Sünde das heilige Gesetz, welchem das Leben der Menschheit zu entsprechen bestimmt war, vollkommen verwirklichte, wie dies die Heiligkeit Gottes verlangte, und insofern er als der vollkommen Heilige dem Leiden sich unterzog, welches die göttliche Heiligkeit, in ihrem Gegensatz gegen die Sünde als Strafgerechtigkeit aufgefaßt, über die menschliche Natur verhängt hatte.“

Auch wir fassen dieses Leiden Christi nicht als ihm willkürlich von Gott auferlegt, denn kein Engel, noch das ewige Wort, ehe es Fleisch geworden, hätte es tragen können, sondern die Möglichkeit der Stellvertretung beruht (wie die Kirche stets bekannte) auf der innigen Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in der Person des Gottmenschen.

Wie es Herr Hülsmann eigentlich meine, das zeigt deutlich die auch von ihm citirte Stelle aus des Herrn Dr. Schulz Schrift über den Glauben: „Christi Tod ist ein Tod der Liebe und freien Aufopferung, kein Straf- und Sündenbüßungstod.“ Wenn endlich Herr Hülsmann sich auch auf Usteri's Paulinischen Lehrbegriff nach der ersten Ausgabe dieses Buches beruft, obgleich uns Usteri keineswegs eine so bedeutende Auctorität wie Herrn Hülsmann ist, so hätte er dessen eigenes Bekenntniß in dem Vorworte zur vierten Auflage seiner Schrift beherzigen sollen, das auch noch für den Standpunkt der fünften Auflage vom Jahre 1834 bezeichnend ist. In der ersten Ausgabe, sagt Usteri selbst p. VI., war die Paulinische Theologie, namentlich die Erlösungslehre, zu sehr aus dem Standpunkte der neueren, besonders der Schleiermacherschen Dogmatik aufgefaßt, und in die Form derselben gegossen. — Nur freilich, daß Usteri in der letzten Zeit bei seinem vorgeblich objektiven spekulativen Standpunkte zwar zu größerer exegetischer Unbefangenheit gelangt war, dafür aber die Formen der dogmatischen Befangenheit nur gewechselt hatte.

Wir gehen nun zur Lehre von der Rechtfertigung über. Herrn Hülsmann's Ansicht, die wir p. 14 und 15. ausgesprochen finden, ist folgende: Wenn Christus uns das neue, göttliche Lebensprincip eingepflanzt, unser Gottesbewußtseyn dergestalt gekräftiget hat, daß nun der Geist in uns die Herrschaft über das Fleisch gewinnt, so sind wir Wiedergeborene und befinden uns im Stande der Gnade. Nicht als ob die Sünde in uns nun ganz getödtet wäre, aber ihre Macht ist gebrochen und sie ist als im Verschwinden begriffen zu denken. Im strengsten Sinne ein Gerechter vor Gott ist allein der Erlöser, allein die Gläubigen besitzen ebenfalls die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, weil der eigentliche Kern ihres Lebens ein göttlicher ist. Aus diesem neuen göttlichen Lebenskeime muß nun nothwendig das vollkommene heilige Leben, wie es in Christo war, sich entfalten und daraus hervorblühen. Gott sieht, liebt uns nun in Christo, weil wir in der Vollendung unseres Lebens ihm gleich seyn werden. Auf diese Weise wird das Verdienst Christi, seine Gerechtigkeit uns zugerechnet, wie Herr Hülsmann meint, in des Wortes strengster Bedeutung. — Dies wäre aber doch wohl eher ein Zueignen als ein Zurechnen des Verdienstes Christi zu nennen, auf welchen Unterschied wir noch zurückkommen werden.

Wir verweisen hier zunächst auf Rückert's Commentar zum Römerbriefe, der zu E. 1. B. 17. den schriftgemäßen Begriff der Rechtfertigung richtig entwickelt, und Rückert ist gewiß kein Mann, dem man Befangenheit im Interesse der kirchlichen Lehre Schuld geben könnte. Auch Usteri, der doch einer von Herrn Hülsmann's Gewährsmännern ist, spricht sich ganz anders aus als er. S. 88. seines Lehrbegriffes (fünfte Ausgabe) sagt er: Alle sind daher nach Pauli Lehre der Strafe Gottes verfallen (Röm. 3, 23.) und dem Verderben unausweichlich preisgegeben, oder es muß der Menschheit ein anderer Weg gezeigt werden, auf welchem sie vor Gott gerecht werden kann, und da dies nicht mehr eine erworbene Gerechtigkeit seyn kann, so muß es eine geschenkte seyn; es muß eine Vergnadigung statt finden, so daß Gott den Menschen, der an sich ungerecht ist, zum Gerechten macht, und ihn wie einen gesetzlich Vollkommenen behandelt. Eine solche Huld- und Vergnadigungsversicherung hat nun Gott den Menschen gegeben in der Sendung Christi, und zwar hauptsächlich in dessen Tode, so daß nun Gott denen, die auf dieses gnädige Erbarmen vertrauensvoll ihre Zuversicht setzen, ohne ihr eigenes Verdienst die Schuld und Strafe erläßt und sie als Gerechte ansieht und behandelt. Röm. 3, 20—30, 4, 5, 5, 1, 9, Gal. 2, 16, 3, 11.

Ganz anders als Herr Hülsmann lehren auch die Bekenntnisschriften unserer Kirche. So heißt es im vierten Artikel der Augsburgerischen Confession: Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werk und Genuthun, sondern daß wir Vergebung der Sünde bekommen und vor Gott gerecht werden, aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat, und daß uns um seiner willen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird. Denn diesen Glauben will Gott für Gerechtigkeit vor ihm halten und zurechnen, wie St. Paulus sagt zu den Römern am dritten und vierten.

Es besteht also unsere Rechtfertigung nicht darin, daß wir durch den Glauben das neue göttliche Lebensprincip, sondern darin, daß wir den Glauben an den durch Christum versöhnten Gott in uns aufnehmen. Christus, sein thätiger und leidender Gehorsam ist unsere Gerechtigkeit. Drücken wir die Sache in mehr wissenschaftlicher Form aus, so müssen wir sagen, Christus ist die zur Person gewordene Menschheit (Röm. 5, 14., 1 Cor. 15, 46. 47.), er hat das Gesetz erfüllt, also hat die Menschheit es erfüllt; er hat den Fluch getragen, also hat die Menschheit ihn getragen. Im Glauben erkennt sich der Einzelne als ein Glied dieser in Christo concentrirten Menschheit, er weiß, daß Christus für ihn Alles gethan und Alles gelitten hat, was er hätte thun und leiden sollen. So wird denn nun durch den Glauben nicht Christus in uns, sondern wir werden in Christum eingepflanzt. Wir in Christo, das ist unsere Rechtfertigung, Christus in uns, das ist unsere Heiligung. — Darum kann es uns nimmer trösten, wenn wir erkennen, wie wenig noch Christus in uns sey, wie viel von Welt und Sünde noch in unserem Herzen wohne, daß einst

Christus vollkommen in uns seyn werde, sondern daß wir vollkommen in ihm sind, weil er vollkommen für uns ist, das ist unser rechter Trost. Besitzt er uns noch nicht ganz, so besitzen wir ihn doch ganz und gar. Zugerechnet wird uns Christi Verdienst auf einmal, zugeeignet wird es uns allmählig. Insofern nun aber auch diese Zueignung nicht Werk unserer Vernunft und Kraft, sondern Gnadenhat Gottes ist, insofern ist sie gewissermaßen nur eine Wiederholung der ersten Gnadenhat der Zurechnung. Mit anderen Worten, die Gnade unserer Heiligung ist die Entfaltung der Gnade unserer Rechtfertigung. So nimmt denn also nicht die gläubige Menschheit, wie Herr Hülsmann will, den Keim des göttlichen Lebens in sich auf, der sich zum Baume entfaltet, und tröstet sich, daß sie einst ein Baum seyn werde, sondern in Christo hat sie den ganzen Baum und in ihn eingepflanzt wächst sie nun auch zum vollkommenen Baum heran, von ihm verschieden und doch eins mit ihm. Er ist der Weinstock, wir sind die Aehren.

Wenn nun Herr Hülsmann die Zurechnung des Verdienstes Christi oder die zugerechnete Gerechtigkeit nur dann für ein widervernünftiges Dogma erklärt, wenn Jemand glauben sollte, daß er durch Christi vollkommene Vollbringung des göttlichen Willens nun selbst von der Vollbringung dieses Willens entbunden wäre, so ist das nichts als das gewöhnliche Gerede, das, so viel Schein es haben mag, doch nur von Mangel an christlicher Erfahrung zeigt. — Wir sind absolut unvernünftig, den göttlichen Willen zu erfüllen, so sehr auch Herr Hülsmann in der Prediger-Bibel p. 40 und 41. sich gegen dieses, nach ihm gleichfalls widervernünftige Dogma sträubt. Tritt nun das Gesez vor unsere Seele mit seiner gebietenden und verdamnenden Kraft und der Geist Gottes deckt uns unser Unvernünftig auf, es zu erfüllen, hören wir nun, wie der Gnadenstab zerbrochen und der Fluch über uns gesprochen wird, werden wir da erst jene flachen Räsonnements anstellen, daß nur ja das Ergreifen der Gerechtigkeit Christi uns von der Vollbringung des göttlichen Willens nicht abhalten möge? Nein! sondern stehen werden wir zum Kreuze Christi, willig bekennen, daß nur sein Blut uns vor der Hölle schützen könne, ganz nackt und ganz bloß werden wir nur leben wollen von Gottes Gnade, die die Menge unserer Sünden deckt, und um Christi willen unserer verschonet hat. Daß wir nun von Liebe zu einem so barmherzigen Hohenpriester entbrennen werden und aus Dankbarkeit ihm unser Leben weihen, obgleich auch hier nur er es wieder ist, der Kraft zum neuen Wandel verleiht, das, dünkte ich, verstünde sich doch wohl von selbst. Wenn wir nach der Vergnadigung mit dem Geseze spielen wollten, wozu sind wir denn überhaupt vor dem Geseze erschrocken? — Widervernünftig ist nun das Dogma von der Rechtfertigung in einem gewissen Sinne allerdings, das heißt, es ist wider die freilich unvernünftige Vernunft des hochmüthigen Menschenherzens. Aber die göttliche Thorheit ist weiser denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker denn die Menschen sind.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 9. April.

N^o 29.

Einige Worte der Verantwortung und Vertheidigung zunächst veranlaßt durch das theologische Gutachten des Herrn Pastor Sander zu Wichlinghausen von Ed. Hülsmann, Pfarrer zu Dahl. Schwelm, 1836, bei M. Scherz.

(Schluß.)

Wir heben nun drittens noch einen wichtigen Punkt, die Lehre von der Inspiration, hervor. Wir wollen zunächst darüber mit Herrn Hülsmann nicht streiten, ob die Inspiration gleichmäßig auf Alles und Jedes in der heiligen Schrift auszudehnen sey, oder ob in der Erzählung historischer Dinge, besonders in Nebenumständen, Abweichungen der Apostel von einander anzuerkennen seyen. Die Entscheidung darüber kann allerdings nur Resultat einer aposteriorischen Untersuchung seyn, obgleich dieselbe mit der tiefsten Ehrfurcht vor dem Worte Gottes anzustellen ist, wenn sie zu einem richtigen Ergebnisse führen soll, denn Vieles wird heut zu Tage bei oberflächlicher Ansicht als unlösbarer Widerspruch hingestellt, was bei gründlicherer Einsicht sich sehr einfach löset. — Wir begeben uns vielmehr gleich in den Mittelpunkt der Sache selbst hinein und untersuchen, was denn Herr Hülsmann überhaupt für einen Begriff mit dem Worte Inspiration verbinde. S. 5. seiner Prediger-Bibel, welche Worte er in seiner Vertheidigungsschrift ausdrücklich p. 23. bestätigt, heißt es: Die Evangelien sind von Gott eingegeben, von Männern geschrieben, die den Geist Gottes in sich trugen. — Gleich darauf wird der Ausdruck „Geist Gottes“ durch den Zusatz erläutert: „Geist der Wahrheit und der Tugend, der Frömmigkeit und Gottesfurcht, der Gottes- und Menschenliebe.“ — Also der heilige Geist ist wiederum nur das subjektive Besizthum der Apostel, nicht wie er in dem Nicänischen und Athanasianischen Glaubensbekenntniß bezeichnet wird, die dritte Person in der Gottheit. Diese Bezeichnung ist auch in die ersten Artikel der Augsburgerischen Confession mit ausdrücklicher Zurückbeziehung auf den Beschluß des Nicänischen Concils aufgenommen. Es heißt daselbst: Erstlich wird gelehrt und gehalten, laut des Beschlusses des Concilli Niceni, daß ein einig göttlich Wesen sey, welches genannt wird und wahrhaftig ist Gott, und sind doch drei Personen in demselben einigen göttlichen Wesen, gleich gewaltig, gleich ewig, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist. — Entschieden verworfen wird die Lehre der Samosatener, welche sagen, der heilige Geist sey geschaffene Regung in den Creaturen. — S. 27. der Prediger-Bibel hat Herr Hülsmann, wie wir in unserem

vorigen Aufsatze gesehen, sich dahin erklärt, daß die Jünger schon den Geist Gottes in sich getragen haben, und daß dies innere Feuer, bei besonderen Veranlassungen angefaßt, sich ungewöhnlich stark geäußert habe. — Daß die Begebenheit Apostelgesch. 2. so zu erklären sey, hatte er hinzugefügt, davon bin ich meines Theils völlig überzeugt. Damit stimmen auch die Worte p. 8. der Vertheidigungsschrift überein: Von jeher ist es auf dem Gebiete der Theologie mein Streben gewesen, jedes Dogma in seinem inneren Wesen zu erfassen, dasselbe als wohlbegründet in den Tiefen unseres Geistes und Herzens nachzuweisen.

Nun ist aber der Geist des Menschen, nach der Lehre der Schrift und unserer Kirche, seit Adam's Fall verfinstert, unser Herz verderbt, nun vernimmt aber der natürliche Mensch nach 1 Cor. 2, 14. nichts vom Geiste Gottes, nun hat uns Gott durch seinen Geist geoffenbaret, was kein Auge gesehen hat, kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist, denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit, und Niemand weiß, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes (1 Cor. 2, 7., 9—11.); was mag das also für eine Offenbarung seyn, die der in uns schon vorhandene Geist Gottes, der Geist der Wahrheit und der Frömmigkeit uns gegeben hat? Diesen Geist scheut sich Herr Hülsmann nicht den Geist der Gottesfurcht und Gottesliebe zu nennen. Ganz anders fürwahr die Bekenntnisschriften unserer Kirche, Art. 2. der Augsb. Confession: Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adam's Fall alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen (Ps. 51, 7.) und geboren werden, das ist, daß sie alle von Mutterleibe an voll böser Lust und Meinung sind, und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können (Joh. 3, 6.). (Vgl. Art. 18. der Augsb. Conf.)

Wir sind Finsterniß, Gott aber ist ein Licht und scheint durch sein heiliges Wort in unsere Finsterniß. — Nur Mangel an Sündenerkenntniß ist es, wenn man die Schrift ein Produkt unseres Selbstbewußtseyns seyn läßt, sie ist Offenbarung des an sich Seyenden, persönlichen Gottes, die Sprachwerdung des Geistes Gottes. — Hiemit hängt auch der in unserer Zeit so tief gewurzelte Irrthum zusammen, daß man das Wort der Schrift herabsetzt und ihren Geist hervorhebt. Du hast den Geist nicht ohne das Wort, obgleich du das Wort ohne den Geist haben kannst. Man wirft uns Buchstabenknechtschaft vor, und meint es damit abgethan zu haben; man muß sich nur durch Worte nicht imponiren lassen, sondern kühn den Zauber lösen, und die Gegner durch ein anderes Wort zu

bannen suchen. Wir sind Knechte des Buchstaben, sie sind Knechte des Geistes, und doch meinen sie im Geiste die Freiheit zu haben.

Was man den Geist der Worte heißt,
Das ist im Grund der Herren eigener Geist,
In dem die Worte sich bespiegeln.

Diese Andeutungen mögen genügen, um im Allgemeinen die totale Differenz zwischen der Hülsmannschen und der schriftgemäßen Auffassung des Inspirationsbegriffes zu bezeichnen, obgleich die Sache im Einzelnen einer sehr genauen und weitläufigen Durchführung bedarf, die hier zu geben unmöglich und für unseren Zweck unnötig ist. Die Stelle aus Dr. Tweslen's Dogmatik, auf die Herr Hülsmann sich beruft, können wir demnach nur für eine willkürlich aufgegriffene, auf einen Nebenumstand sich beziehende erklären. Denn daß Herr Dr. Tweslen den Hülsmannschen Inspirationsbegriff entschieden ablehnen würde, wird Jeder zugeben, der dessen dogmatische Überzeugungen irgend gründlich kennt.

Nur solchen subjektiven, spiritualistischen Ansichten vom Worte ist es auch zuzuschreiben, wenn Herr Hülsmann gegen den einfachen Sinn von Joh. 1, 1, Röm. 9, 5, Col. 1, 17. bei dem Aufgeben der Lehre „von der doppelten Natur in Christo“ dennoch, indem er in dem höheren Selbstbewußtseyn Christi ein absolutes Seyn Gottes setzt, von dem wesentlichen Inhalt der Lehre der Schrift und Kirche nicht abzugehen meint (vgl. p. 17. der Vertheidigungsschrift). Der wesentliche Inhalt dieser Lehre ist die vorweltliche, persönliche Existenz Christi, und die muß Herr Hülsmann läugnen, da ihre nothwendige Konsequenz, indem das Wort Fleisch geworden ist, die Lehre von der doppelten Natur in Christo ist (Philipp. 2, 6—8.). —

Seinen Zwiespalt mit der Kirchenlehre in dem Dogma von der Wiedererscheinung Christi zum Gerichte, sucht Herr Hülsmann nicht einmal künstlich zu verdecken. Nur freilich, daß er sich wieder hinter die Schrift zurückzieht, und eine geistige Deutung dieser Lehre von ihr selbst als unbedingt gefordert hinstellt. Die Sache wird eregetisch so oberflächlich begründet, oder vielmehr durch bloße Anführung einiger Stellen versichert, daß es sich keiner Widerlegung lohnt. Über den Charakter der Prophetie in Hinsicht auf die Capitel 24—25. des Matthäus vgl. Dr. Hengstenberg's Christologie I. 1. p. 293 f. Doch ist auch besonders der dritte Band der Christologie zu vergleichen und die durch denselben sich hindurchziehende Anschauungsweise von dem Ruhen der Weissagung auf der Idee (vor Allem B. III. p. 141 f., p. 415. 434.).

Die Sache ist im Wesentlichen folgende. Gott ist ein gerechter Richter, der die Sünder straft. Seine Gerechtigkeit offenbart sich im Leben des Einzelnen, wie in der Geschichte. Aber diese vorläufigen, relativen Realisirungen seiner Straferechtigkeit schließen den endlichen absoluten Richterakt nicht aus, sondern dieser schließt jene vielmehr ein. Es gäbe keine besonderen Gerichte, wenn es kein allgemeines gäbe, so wie auch die umgekehrte Behauptung wahr ist. Die Weltgeschichte ist allerdings das Weltgericht, nämlich das werdende, oder wenn

man lieber will, sie ist ein Weltgericht. Wer ist aber der Richter? Jesus Christus! Denn ihm ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden (Matth. 28, 18.), der Vater hat ihm Macht gegeben auch das Gericht zu halten, und es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Übles gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts (Joh. 5, 27—29.). Der Untergang Jerusalems war in der That ein Kommen Jesu zum Gerichte, so wie jeder Sieg über die Feinde seines Reiches, deren Herr der Fürst dieser Welt ist; aber sein Kommen zum Gerichte ist bisher ein den Ungläubigen verborgenes, bei seiner sichtbaren Wiederkunft wird es ein aller Welt offenes sehn.

Wir haben nun gesehen, wie grade in den Grundlehren des Christenthums, in den Lehren von der Gottheit Christi, von der Versöhnung und Rechtfertigung, vom heiligen Geiste, Herr Hülsmann sowohl vom einfachen Schriftworte, als auch von den Bekenntnisschriften unserer Kirche, namentlich der Augsburgerischen Confession und dem Katechismus Lutheri, auf das Entschiedenste abweicht. Das Vorschützen der Schrift im Gegensatz gegen die Kirchenlehre müssen wir gradezu für List oder doch für Unglauben erklären. Herr Hülsmann frage sich einmal auf das Gewissen, ob ihm die Schrift das Wort des lebendigen Gottes ist, dessen wirklichem Inhalte, seiner ursprünglichen Meinung nach, er alle seine Vernunft unterordne.

Und das thaten unsere Reformatoren. Darum wie der Geist Gottes sie die Schrift verstehen und dieses Verständniß bekennen lehrte, so hat er sein Wort auch allen Gläubigen zu allen Zeiten aufgeschlossen. Nur unsere Zeiten sind vom Glauben abgefallen, und wir meinen durch unsere Weisheit Gott zu erkennen, dem es auch noch heut zu Tage gefällt, durch thörichte Predigt selig zu machen Alle, die daran glauben. — Es handelt sich hier wahrlich nicht um spitzfindige theologische Differenzen, sondern darum handelt es sich, ob der Gegensatz zwischen Himmel und Hölle, Christus und Belial in seiner Abso-lutheit, wie die Schrift ihn lehrt, stehen bleiben, oder ob er nach unseres Herzens Gelüsten aufgelöst, flüssig gemacht und abgeschwächt werden soll. Nehmen wir hinzu, daß wir in der Prediger-Bibel, deren ganzer Ton ein entschieden rationalistischer ist, unwiderprechlich viele Äußerungen totalen Unglaubens gefunden, so macht der Charakter dieser Vertheidigungsschrift einen desto unangenehmeren Eindruck, da das vorherrschend Christliche darin immer als mehr oder weniger für ein bestimmtes Interesse zusammengerafft erscheint. Wir können nicht läugnen, dies Verfahren halten wir mindestens für eine höchst strafbare Leichtfertigkeit, die nichts von dem Schaffen der Seligkeit mit Furcht und Zittern weiß. — Jenes Interesse nun bezeichnet Herr Hülsmann p. 8. seiner Verantwortungsschrift selbst mit folgenden Worten: „Ganz anders ist mein Verhältniß zu denjenigen Gliedern der Schwelmer Gemeinde, welche als Ankläger gegen mich aufzutreten sich berufen gefühlt haben; und ungemein glücklich würde ich mich schätzen, wenn gegenwärtiges

Gendtschreiben dieselben mit meiner Auffassungsweise des Christenthums entschuldete und zu der Überzeugung hinzuführte, daß meine Ideen und Ansichten christlich und evangelisch seyen. Ich bitte nur um unbefangene Prüfung und Beurtheilung."

Diese unbefangene Prüfung und Beurtheilung haben wir nun, wie wir glauben, Herrn Hülsmann angedeihen lassen, nur freilich, daß auch mit dem Worte Unbefangenheit in unserer Zeit der größte Mißbrauch getrieben wird. Der Christ soll befangen seyn, nämlich befangen von dem Worte der Wahrheit. Oft schon glaubten wir uns heut zu Tage in die Zeiten der Babylonischen Sprachverwirrung zurückversetzt. Ernst wird Härte genannt, Wärme heißt man Leidenschaft, Wahrheit — Annäherung, Licht — Finsterniß, dagegen ist Schwäche — Milde, Laune — Besonnenheit, Unglaube — Wissenschaftlichkeit, Finsterniß — Licht. Nach diesem Verfaßten der gebildeten Welt ist denn auch Glaube — Befangenheit, et vice versa.

Was nun aber die Protestation der Schwelmer Gemeindeglieder gegen die von ihren Repräsentanten gefעהene Wahl des Herrn Hülsmann als Pfarrer betrifft, so ist doch wohl die Entscheidung hierüber nicht schwierig. Unsere Kirche hat ihre Bekenntnisschriften noch nirgends zurückgenommen, die Kirche besteht aber eben aus den an ihre Bekenntnisse gläubigen Gliedern, diese Gemeindeglieder haben namentlich in Preußen das Recht, über die Reinheit der Lehre bei ihren Predigern zu wachen, und dieses Recht haben sie einfach in dem vorliegenden Falle in Anspruch genommen. Gott Lob, daß es einmal geschehen ist! Der Herr wolle diesen Schritt des Glaubens für unsere Kirche gesegnet seyn lassen! Es handelt sich bei dieser rein kirchenrechtlichen Frage nicht einmal darum, ob Herr Hülsmann, wie er vorgibt, mit der heiligen Schrift übereinstimmt, obgleich wir gesehen, daß er dies keineswegs thut; es fragt sich bloß, ob er mit dem Bekenntnisse unserer Kirche übereinstimmt, und das thut er eben so wenig; wie sich ja auch, wenn das erste bewiesen, von selbst versteht. Denn für uns hat die Trennung von Schrift- und Kirchenlehre keinen Sinn. — So haben denn auch die Repräsentanten der Schwelmer Gemeinde keineswegs das Recht, einen Pfarrer von Herrn Hülsmann's Glaubensstandpunkte zu wählen und der Gemeinde aufzudringen; denn sie stehen nicht über, sondern unter der Kirchenordnung. Ein Genaueres über diesen wichtigen Punkt siehe in Herrn Sander's-besonders erschienenem „Schlußworte zum theologischen Gutachten über die Prediger-Bibel des Pastor Ed. Hülsmann."

Mit welchem Rechte sich Herr Hülsmann bei seinen schriftwidrigen Lehren auf andere theologische Schriften bezieht, haben wir schon oben im Einzelnen nachgewiesen. Überhaupt aber müssen wir ihm dieses Recht durchaus absprechen, und sein ganzes darauf gegründetes, etwas verfängliches Verfahren von vorne herein ihm abschneiden und verweigern. Die Schwelmer Gemeinde, d. i. die wahren Glieder am Leibe Jesu Christi, denn nur diese bilden seine Gemeinde, kann Herrn Hülsmann's eigene Worte gegen ihn zurückkehren. C. 28. seiner Vertheidigungsschrift sagt er sehr richtig: „Es

wäre doch in der That schlimm, sehr schlimm, wenn der Glaube, der uns Ruhe im Leben und Trost am Grabe geben muß, abhängig seyn sollte von den hin- und herschwankenden Untersuchungen der Theologen." — Die Schwelmer Gemeinde weiß, was sie an der heiligen Schrift besitzt, nämlich das Wort Gottes, das ihre Seele lebendig machen kann, sie weiß auch, daß unsere Kirche in ihren Bekenntnisschriften den Inhalt dieses Wortes uns rein und lauter, auch dem Einfältigen verständlich überliefert hat; daß Herrn Hülsmann's Prediger-Bibel diesen Bekenntnissen auf das Bestimmteste widerspricht, kann wahrlich jedes Kind einsehen. Dies zu begreifen, dazu gehört in der That nicht die geringste theologische Bildung, nur unredliche Spitzfindigkeit kann das läugnen wollen. Darf nun die Schwelmer Gemeinde sich dabei beruhigen, selbst wenn es Herrn Hülsmann gelingen sollte, alle seine Irrlehren durch diese oder jene vielleicht irthümliche Auffassung selbst gläubiger Theologen zu belegen? Nein! Sie glaubet an den dreieinigen Gott, an das Fleisch gewordene ewige Wort, an ihres Herrn Jesu blutigen Veröhnungstod, an seine Wiederkunft zum Gerichte, an des Fleisches Auferstehung, an Verdammniß und ewige Seligkeit! Das Wort Gottes legt ihr die Pflicht auf, dies zu glauben, unsere Kirche gibt ihr das Recht, einen gleichen Glauben von ihrem Prediger und Seelsorger zu verlangen. Sie sagt im Namen Gottes bei diesen Glaubenssätzen: Entweder, Oder! Ihr gilt dabei kein: Sowohl, Als auch! kein: Weder, Noch! — Der allmächtige Gott möge sie stärken in ihrem Glauben, sie schützen in ihrem Rechte. Ihm möge sie, nachdem sie ein gutes Bekenntniß gethan, ihre Sache ganz an's Herz legen, und demüthig vertrauend, sanft und stille ruhen in seinem gnädigen Willen! —

Nachrichten.

(Madagaskar.) Die Briefe aus Madagaskar reichen bis Ende Mai 1835 und haben die Besorgnisse wegen der persönlichen Sicherheit der Friedensboten und der christlichen Madagassen größtentheils gehoben, aber die Aussichten für das Missionswerk sind noch immer mit düsteren Wolken überzogen. Wir haben indessen Gott zu danken, der zur Zeit der Noth eine sichere Stütze ist, seine Knechte unter drohenden Gefahren, von welchen sie sich allermwärts umgeben sahen, gesichert und die einzel-mischen Christen in standhaftem Glauben erhalten hat, obwohl die Gesetze sie mit dem Tode bedrohen, eine Strafe, die jeden Augenblick ausgeführt werden kann.

Die Umstände haben sich noch nicht im geringsten zum Besseren gewendet, denn die Erklärungen der Regierung wurden durch alle folgenden Schritte derselben bestätigt und lassen von dieser Seite keine Hoffnung. Das Gesetz steht noch in Kraft, und wenn gleich über keinen Bekenner des Christenthums bis jetzt der Tod verhängt worden ist, so ist er doch entschieden verkündet und mehrmals als Warnung angedroht worden. Weil noch Niemand das Märtyrthum erlitten hat, daraus darf man nicht schließen, weder daß das Christenthum von denen, die es bekennen, verläugnet worden ist, noch daß diejenigen, welche es verboten haben, milder geworden sind, oder aus schüchternen und nachlässiger Gesinnung ansetzen, ihre Gesetze auszuführen. Andere Ursachen ziehen

wahrscheinlich grade jetzt die Aufmerksamkeit der Gewalthaber von der Fortsetzung der Feindseligkeiten gegen das Christenthum ab, aber man darf mit vollem Rechte sagen, die Christen stehen jede Stunde in Gefahr. Unter solchen Umständen muß uns dies zu demüthigem Danke treiben, daß die christliche Kirche auf Madagaskar fest begründet ist und ihre Ausbreitung sehr leicht seyn wird, wenn es dem Herrn nach seiner Weisheit gefällt, für die Arbeiten unserer Brüder Raum zu machen.

Kein Madagasse wurde seit Bekanntmachung des Erites wider das Christenthum beim Druck der heiligen Schrift gebraucht; die Brüder haben allein dieses wichtige Werk fortgeführt. Der Druck ging bis zum Schluß des Propheten Micha, und sie hofften, vierzehn Tage nach Absendung des Briefes mit dem ganzen Alten Testamente fertig zu werden. So ist dann eine Arbeit, welche die Missionare so lange auf's Angelegentlichste beschäftigt — die vollständige Bibel in Madagassischer Sprache beendigt. Missionar Freeman und seine Frau, welche wegen Herstellung ihrer Gesundheit schon früher beschloffen hatten, eine Reise nach England zu machen, wollten im Juni über die Insel Mauritius nach ihrem Vaterlande zurückkehren; durch sie wird man die genauesten Nachrichten erhalten. Herr Johns und Herr Baker dagegen wollten bis zum Schluß des Jahres zu bleiben suchen. Die Predigt hat aufgehört, ausgenommen einen kleinen Englischen Gottesdienst im Hause der Missionare. Traktate dürfen sie nicht vertheilen, und die Schulen, besorgt man, werden aufgehoben oder bloß zu einem Zweige der Kriegsverwaltung gemacht und unter die Leitung der Offiziere gestellt werden. Die Behörden zeigen sich zwar willig, ein Lesebuch in denselben zuzulassen, es soll aber nur volksthümliche Sprichwörter u. dgl., nichts Religiöses enthalten. Die Missionare versichern, daß nur die dringendste Noth sie veranlassen könnte, unter diesen betrübenden Umständen das Land zu verlassen, und auch dies nur für eine Zeit. Sie sind zwar in großer Besorgniß und sehr betrübt im Geiste, aber sie verzagen nicht. Sie verlassen sich auf Gott, vertrauen auf seine Treue und Allmacht, und zweifeln nicht, daß er sie zu seiner Zeit in's Verrauere herausführen und die Ereignisse so leiten wird, daß das Evangelium in Madagaskar freien Lauf und großen Erfolg bekommt. „Der Himmel,“ schreiben sie, „ist jetzt finster und die Vorgänge sehr niederschlagend. Wir hoffen fast wider Hoffnung. Wir bedürfen sehr des Rathes, der Gebete und des Mitz Gefühls der Britischen und aller christlichen Kirchen.“ Möchten auch die zahlreichen Deutschen Missionsvereine den Wunsch dieser Lehrer einer jungen, aus den Heiden gesammelten Christengemeinde zu Herzen nehmen. In England sind besondere Betstunden für die Mission auf Madagaskar angeordnet worden.

(Vereinigte Staaten Nordamerikas.) Bei einer öffentlichen Versammlung hat Pred. Dr. Codman folgenden kurzen Abriß der Geschichte der Nordamerikanischen Vereinigten Missionsgesellschaft (American Board of Commissioners for foreign Missions) gegeben, welcher das ungemeine Anwachsen der Thätigkeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes recht eindrucklich vor Augen stellt.

Wie bei so vielen anderen großen Unternehmungen war auch hier der Anfang klein. Im Jahre 1810 boten sich vier fromme junge Männer der Generalversammlung von Massachusetts in Neu-England als Candidaten für die Predigt unter den Heiden an. Hierauf bildete sich die Vereinigte Missionsgesellschaft, und einer dieser jungen Männer, der bekannte thätige Missionar in Birmah, Dr. Judson, wurde nach England abgesandt, um sich zu erkundigen, ob die Londoner Missionsgesell-

schaft zu ihrem Unterhalt beitragen wolle. Sie lehnte dies nach einer gnädigen Führung der Vorsetzung ab, wosern sie nicht unter ihre Leitung gestellt würden, und schickte eine scharfe Ermahnung an die Vereinigte Gesellschaft zurück, daß sie vorwärts gehen und Vertrauen auf Gott und seine Kinder haben solle. Sie folgte und wurde von den Kirchen hochherzig unterstützt. Am Schluß des ersten Jahrzehends ihres Bestandes, 1820, hatte die Gesellschaft 88 Missionare aller Klassen, nach Ablauf des zweiten Jahrzehends, im Jahre 1830, hatte sie 225, und 247 Missionare im Jahre 1834. Sie unterhält 25 Missionen mit 63 Posten, 95 ordinirte Missionsprediger, 7 nicht ordinirte Ärzte, 39 Gehülfen und 150 ledige oder verheirathete Schülfinnen, dazu sind zu rechnen 7 eingeborene Prediger und 49 Volksgelüfsten. Ferner hat sie gegen 1,200 Schulen mit etwa 56,000 Schülern, und hatte von Anfang an nicht weniger als 76,000 Seelen unterrichtet. Sie besitzt in verschiedenen Welttheilen sechs Druckerrien mit elf Pressen, auf welchen nicht weniger als 70 Millionen Seiten in sechzehn Sprachen gedruckt worden sind; sechs dieser Sprachen sind hier zum erstenmal in der Schrift erschienen. Es sind 41 Kirchen gegründet, welche 1,940 Bekehrte vom Heidenthum, Muhamedanismus und verfallenen Christenthum zählen, und seit ihrer Bildung gegen 2,300 Bekehrte aufgenommen haben. In der letzten Zeit ist eine ungewöhnliche Zahl der Heidenboten von ihrer Arbeit in die ewige Ruhe eingegangen, darunter die beiden hoffnungsvollen jungen Männer Lyman und Munson, welche auf Sumatra durch die mörderische Hand der Bataks den Märtyrertod erlitten. Hierbei ergriff Dr. Codman die Gelegenheit, der Versammlung das heidenmüthige Glaubenswort einer christlichen Mutter mitzutheilen. Der Vorsteher des Collegiums, in welchem Lyman gebildet worden war, hatte den Auftrag, die Trauerbotschaft seiner Mutter beizubringen. Sie nahm sie mit christlicher Fassung auf und sagte, indem sie auf ihre zahlreichen Kinder, die sie umgaben, deutete, nichts weiter als: „Mein einziger Wunsch ist, daß auch andere meiner Kinder willig seyn möchten, ihr Leben für Christum hinzugeben.“

Die Amerikanischen Kirchen hatten sich noch nicht von der Bestürzung über den gewaltsamen Tod dieser beiden jungen Männer erholt, als die Gesellschaft einen neuen wichtigen Verlust erlitt durch das plötzliche Abscheiden des einen ihrer Sekretäre, des Dr. Wisner, eines sehr begabten und thätigen Mannes. In der Mitte seiner Tage, in seiner vollen Manneskraft, auf der Höhe seiner Leistungen als Prediger und arbeitsamer Knecht Christi, wurde er abgerufen, und sein Tod trifft nicht bloß seine Freunde, sondern die ganze Kirche, die Sache der Mission. In dem kurzen Zeitraum von vier Jahren hat die Vereinigte Gesellschaft nun drei ihrer Sekretäre durch den Tod verloren. „Das Andenken dieser drei Männer, Everts, Cornelius und Wisner, wird nicht allein bei den Kirchen Amerikas in Ehren bleiben, sondern auch bei den Britischen Christen und allen Freunden der Missionsache in der ganzen Welt. Aber diese Ereignisse entmuthigen uns nicht. Wir sehen nicht das helle Licht, welches sich hinter die Wolken versteckt hat; aber die Wolken zerstreuen sich, dann sehen wir die Sonne der Gerechtigkeit in ihrem strahlenden Glanze, das Blut der Märtyrer Lyman und Munson wird die Ausaat der Kirche in Indien werden. Gott kann andere Werkzeuge an der Stelle seiner ergebensten und treuesten Diener erwählen. Wenn sie gleich sterben, Zion ist unsterblich. Zion ist bestimmt, die ganze Erde zu füllen, und das Reich und die Herrschaft unter dem ganzen Himmel wird den Heiligen Gottes des Allerhöchsten gegeben werden.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 13. April.

N^o 30.

Über alleinseligmachende Dogmatik und Bängelbänder der Auctorität.

Herr Dr. Neander hat sich bei Gelegenheit seines Gutachtens über Strauß's Leben Jesu gegen die „alleinseligmachende Dogmatik“ erklärt, welche er in dem Vorworte zum laufenden Jahrgange der Ev. K. Z. findet. *) Er kann damit nicht gemeint haben, daß es überhaupt keinen alleinseligmachenden Glauben gebe; er kann nicht haben einstimmen wollen in das flache Geschwätz des Nationalismus, daß es nur auf die Gesinnung, nicht auf den Glauben ankomme. Damit würde er die Perle der Reformation, das sola fide, mit Füßen getreten, ja, er würde sich selbst widersprochen haben, denn in demselben Satze sagt er, „daß er festhalte an dem Einen Grunde, der Christus ist, vor dem sich beugen muß

jedes Knie,“ ein Bekenntniß, welches man nicht anders verstehen kann, als daß er Christum für den alleinigen Grund unserer Seligkeit, und den Glauben an ihn für den alleinigen Weg zu dieser Seligkeit hält. Wie er sich aber, nachdem er dieses Bekenntniß abgelegt, einer alleinseligmachenden Dogmatik ent schlagen kann, ist nicht leicht einzusehen. In den Sätzen, daß Christus der Eine Grund ist, und daß vor ihm sich jedes Knie beugen muß, sind nicht allein Grunddogmen des Christenthums klar ausgesprochen, sondern es liegt auch eine ganze Welt von Dogmen in denselben verborgen, ohne welche sie weder Sinn noch Zusammenhang haben. Herr Dr. Neander scheint also in diesem Bekenntnisse selbst den Grund zu einer Dogmatik gelegt zu haben, welche man insofern mit seinem Ausdrucke eine „alleinseligmachende“ wohl nennen könnte, als ihr Inhalt doch im Wesentlichen kein anderer seyn kann, als die Aufstellung und theologische Begründung derjenigen Dogmen, deren Annahme zu unserer Seligkeit nöthig ist. Wenigstens ist nicht einzusehen, in welchem anderen Sinne als in diesem er in dem diesjährigen Vorworte zur Ev. K. Z. eine „alleinseligmachende Dogmatik“ gefunden hat. Hiernach würde man annehmen müssen, daß er sich nicht sowohl gegen eine „alleinseligmachende Dogmatik“ überhaupt, als vielmehr nur gegen eine Dogmatik habe erklären wollen, welche die Dogmen in ihrer concreten Bestimmtheit, in ihrer Entwicklung und Gliederung, in ihrem nothwendigen Zusammenhange unter einander und in ihrem Gegensatze gegen Unglauben und Irrlehre aufzustellen unternimmt, daß er die Dogmatik auf die von ihm aufgestellten Sätze, daß Christus der Eine Grund ist, und vor ihm sich jedes Knie beugen muß, beschränken wolle. Aber auch dies kann seine Meinung nicht seyn. Wo bliebe dann die ganze wissenschaftliche Theologie, ja wo bliebe die durch Jahrtausende fortgesetzte Geistesarbeit der Kirche, welche sie auf die immer festere und bestimmtere Ausbildung der Dogmen von jeher gewendet hat? Wo blieben, — des Apostels Paulus nicht zu gedenken, — Athanasius und Augustinus, Luther und Melancthon? Diesem Mißverstände seiner Worte hat Herr Dr. Neander überdies ausdrücklich vorgebeugt, indem er in der Note sagt, daß er an „ausgezeichnete Männer,“ — wie diese, — „hier nicht von fern denke.“ Es scheint also nichts Anderes übrig zu bleiben, als anzunehmen, daß Herr Dr. Neander die Dogmatik auch in ihrer concreten Bestimmtheit zwar statuiert, aber nur nicht zulassen will, daß sie mit dem Wege zur Seligkeit in zu enge Verbindung gebracht werde, und auf objektive Wahrheit Anspruch mache. Dies scheint sich daraus zu ergeben, daß er die von ihm angegriffene Dogmatik der Ev. K. Z. in einem tadelnden Sinne als „allein selig machend“ bezeichnet, daß er ihr besonders zum Vorwurfe macht, daß sie allen

*) Die ganze Erklärung, in eine Nachschrift gefaßt, lautet so:

„Da ich so eben das Vorwort zur Evangelischen Kirchen-Zeitung von Monat Januar gelesen habe und daraus ersehe, wie hier von dem Standpunkte einer alleinseligmachenden Dogmatik allen verschiedenen eigenthümlichen theologischen Richtungen Maaß und Ziel gesetzt werden soll, so fühle ich mich gedrungen, festhaltend an dem Einen Grunde, der Christus ist, vor dem sich beugen muß jedes Knie, aufs Neue in dem Geiste der Liebe und der Freiheit, der von ihm kommt, zu protestiren gegen jedes Papstthum, welcher Art es seyn möge, das die Geister, die Gott geschaffen hat in unendlicher Mannichfaltigkeit zu seiner Verherrlichung, und deren Leitung er sich vorbehält, am Bängelbände führen zu können meint und gegen jedes von solchem Papstthum zurecht gemachte Prokrustes-Bett. Leicht ist es, consequent zu seyn, wenn man schnell abschließt und fertig ist, schwer, wenn man das Gewissen der Wahrheit immer offen hält nach allen Seiten und im sauren Kampfe mit sich selbst sich gedrungen fühlt, immer mehr inne zu werden, daß all unser Wissen Stückwerk ist und bleibt. Wir können nicht umhin, zu warnen vor jener Consequenz, in der Beschränktheit, welche so leicht mit anmaßendem Absprechen oder Geistessträgheit sich paart. †) Wir müssen dies ansprechen, unbeschadet der Achtung und Liebe, welche der Ev. K. Z. in allem dem gezollt werden muß, wo sie als Organ des christlichen Geistes im Kampfe für die Interessen, welche uns gemeinsam heilig und theuer sind, sich bewährt hat, wie sie auch in diesem Vorworte sich so bewährt in rücksichtsloser Bekämpfung einer antichristlichen, pantheistischen Selbstvergötterung.“

Berlin, den 17. Februar 1836.

Neander.

†) Es versteht sich und ich setze es nur ausdrücklich hinzu, um jedem Mißverständnisse auszuweichen, daß ich hier nicht von fern denke an die ausgezeichneten Männer, welche eine theologische Richtung selbstständig aus sich erzeugt haben und deren Repräsentanten sind, mit deren ganzen Eigenthümlichkeit und deren eigenthümlichem Lebens- und Bildungsgange eine solche Richtung zusammenhängt, sondern an die Jüngeren, welche dem Strome willkürlich folgen oder dem Einbruche einer überlegenen Eigenthümlichkeit sich zu leidenschaftlich hingeben, statt Alles prüfen und aus Allem das Rechte herausnehmen zu lernen.

verschiedenen eigenthümlichen theologischen Richtungen Maaß und Ziel setzen wolle, — und daß er die „ausgezeichneten Männer“ von seiner Protestation als solche ausnimmt, „welche eine theologische Richtung selbstthätig aus sich erzeugt haben und deren Repräsentanten sind, und mit deren ganzer Eigenthümlichkeit und deren eigenthümlichem Lebens- und Bildungsgänge eine solche Richtung zusammenhängt.“ Aber auch diese Auslegung seiner Worte verschont nur den todtten Leichnam der Dogmatik; ihr Leben, ihr Geist ist noch immer der eigentliche Gegenstand des in seiner Protestation enthaltenen Angriffs. Was sind die Dogmen ohne beständige, direkte, engste Verbindung mit dem Wege zur Seligkeit? Und was ist Dogmatik, ja, was ist alle Wissenschaft ohne objektive Wahrheit? Herr Dr. Neander drückt das Wesen und die Bestimmung aller wahren Wissenschaft aus, wenn er von der von ihm angegriffenen Dogmatik sagt, daß sie den verschiedenen eigenthümlichen Richtungen Maaß und Ziel setzen wolle, — wodurch diese eigenthümlichen Richtungen nur an Bestimmtheit und Kraft gewinnen können, da ohne die Maaßgebung und Zielsetzung des Objektiven alles Subjektive wie dünne Luft verflattert; — sein Angriff gegen diese Tendenz trifft also nicht die Ev. K. Z., sondern das Herz der Theologie selbst. Was würden die von ihm ausgenommenen ausgezeichneten Männer, was würden Athanasius und Augustinus, Luther und Melancthon, deren dogmatische Riesensarbeiten alle dahin gerichtet waren, die alleinseigmachenden Glaubenslehren festzustellen, und die den subjektiven Richtungen von Jahrhunderten und Jahrtausenden Maaß und Ziel gesetzt haben, was würden diese Knechte Gottes, denen ihr eigenes Ich nichts, der Geist und das Wort Gottes aber Alles war, sagen, wenn ihnen in der Kirche, deren Kinder und Glieder sie sind, die sie haben erbauen und erleuchten helfen, darum Anerkennung zu Theil werden sollte, weil sie „theologische Richtungen selbstthätig aus sich erzeugt hätten, und diese Richtungen mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und ihrem eigenthümlichen Lebens- und Bildungsgänge zusammenhängen?“ Herr Dr. Neander nimmt, wie er mit Beziehung auf das mehr gedachte Vorwort selbst sagt, brüderlichen Antheil an dem Kampfe der Ev. K. Z. gegen antichristliche, pantheistische Selbstvergötterung; aber ist es denn möglich, das Subjekt nicht zu vergöttern, wenn kein Objekt da ist, welches ihm „Maaß und Ziel“ setzt, wenn dem Subjekt „selbstthätige eigenthümliche“ Produktionen „aus sich selbst“ die Anerkennung sichern, die nur der objektiven Wahrheit gebührt? Oder sollen etwa in der Kirche, wo der Herr den Unmündigen offenbart, was er den Weisen und Klugen verbirgt, nur ausgezeichnete originelle Menschen das Recht haben, nach concreter objektiver Wahrheit zu streben, während die übrigen auf subjektiven Meinungen, oder auf unbestimmte Allgemeinheiten sich beschränken müssen? Hieße das nicht, um Herrn Dr. Neander's Worte zu brauchen, „den durch das Christenthum verbannten Gegensatz zwischen esoterischer und exoterischer Religionslehre wieder einführen?“

Herr Dr. Neander protestirt ferner, wie er sagt, „im Geiste der Liebe und der Freiheit, der von Christo kommt,

gegen jedes Papstthum, welcher Art es seyn möge, das die Geister, die Gott geschaffen habe in unendlicher Mannichfaltigkeit zu seiner Verherrlichung, und deren Leitung er sich vorbehalte, am Gängelbände führen zu können meine, und gegen jedes von solchem Papstthum zurecht gemachte Prokrustes-Bett.“ In dieser Protestation bezeichnet er die Freiheit, die er meint, als von Christo kommend, und verbindet sie mit der Mannichfaltigkeit, — sie ist also das Gegentheil der negativen Freiheit, welche der Zeitgeist meint, und welche er auf die abstrakte Gleichheit gründen will. Daher kann jene, die christliche Freiheit, auch nicht zu demselben Resultat wie diese, nämlich zum Verwerfen der Auctorität, sondern sie muß zu deren Anerkennung und Begründung führen. Denn hat Gott die Geister in unendlicher Mannichfaltigkeit geschaffen, so folgt, schon weil sie mannichfaltig sind, daraus von selbst die Auctorität der Starren, der Alten, der Weisen, der Väter, *) und die Abhängigkeit der Schwachen, der Unwissenden, der Kinder in Christo. Es folgt daraus, da Gott, der Vater der Geister, es ist, der sie so erschaffen hat, die ganze reiche Gliederung der Kirche, welche von dem Haupte, Christo, ausgehend, macht, daß der Leib zusammengefügt ist, ein Glied an dem andern hängt durch alle Gelenke, dadurch eins dem andern Handreichung thut, nach dem Werke eines jeglichen Gliedes in seinem Maaße, und daß so der Leib wächst (Ephes. 4, 16.); — eine Gliederung, die viel inniger ist als diejenige, welche die edelsten und heiligsten natürlichen Verbindungen uns zeigen: die Ehe, der Hausstand und der Staat, diese schwachen Ab- und Vorbilder der Herrlichkeit der Kirche; — eine Gliederung endlich und ein Leib, welche das grade Gegentheil sind eines bloßen Aggregats eigenthümlicher, aus dem Subjekt erzeugter Richtungen, aus denen, wenn keine objektive Wahrheit vorhanden oder erkennbar wäre, die ihnen Maaß und Ziel setzte, nur ein verwirrtes buntes Allerlei, ein Krieg Aller gegen Alle hervorgehen könnte. Die Kirche ist, nach Paulus, unser aller Mutter, **) sie ist, sagt Luther in dem großen Katechismus, die Mutter, von der jeder einzelne Christ geboren und durch das Wort genährt wird, — und Calvin, — zwei Männer, von denen wir das Protestiren gegen das Papstthum erst gelernt haben, — lehrt: „Anders treten wir nicht ein in das geistliche Leben, als dadurch, daß sie uns in ihrem Schoße empfängt, uns gebiert, uns an ihren Brüsten nährt, und unter ihrer Obhut und Leitung behält, bis wir dies sterbliche Fleisch ablegen und den Engeln ähnlich werden, — so daß die Kinder, deren Vater Gott ist, die Kirche zur Mutter haben.“ *** Und unter dieser Mutter verstanden die Reformatoren nichts bloß Gedachtes, oder bloß Unsicht-

*) 1 Joh. 2, 13.

**) Gal. 4, 26.

***) Non alius est in vitam ingressus, nisi nos ipsa concipiat in utero, nisi pariat, nisi nos alat suis uberibus, denique sub custodia et gubernatione nos teneat, donec exuti carne mortali similes erimus angelis, — ut quibus Deus est pater, ecclesia mater sit. (Instit. IV.)

lares, sondern „die wirklich auf Erden vorhandenen Gläubigen und Gerechtfertigten; diese Kirche ist es, von welcher gesagt ist, daß sie sey ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit“ [Apol. der Augsb. Conf.]. Diese Mutter hat in dem großen Hause Gottes viele Kinder zu versorgen, von denen eine große Zahl neu geboren, oder doch in hilfloser Unmündigkeit, oder mit allerlei Schwachheiten und Gebrechen behaftet ist. Wie können ihr dann die Gängelbänder streitig gemacht werden? Es soll den kleinen Kindern, besonders wenn sie zart gebaut sind, sehr schädlich seyn, wenn sie zu früh allein zu gehen veranlaßt werden; sie tragen krumme Beine, oder gar eine allgemeine Schwachheit davon, welche sie oft zeitlebens nicht wieder los werden. Ein viel größeres Übel aber ist die geistliche Krummbeinigkeit oder Gliederchwäche, an welcher in unseren Tagen so viele gesund geborene Kinder Gottes leiden, bloß weil sie der Mutter Schoß und Gängelband zu früh entlaufen sind, sie hätten sonst zu einer kräftigen Mannheit mit schönen und graden Gliedmaßen erstarken können. Luther war vier und dreißig Jahre alt und seit vielen Jahren Doktor der Theologie, als der Ruf Gottes an ihn erging, auf seine eigene Füße zu treten, und der Mutter, die selbst irre ging und ihn irre leitete, auf den rechten Weg zu helfen. Und doch, wie schwer rang er sich los; — welche Feuerprobe war es für das Gold seiner Lehre und seines Glaubens, daß er es über sich gewinnen mußte, das Gängelband abzufreien! Aber auch dies that er nur kraft der Auctorität derselben Mutter, aus deren Vorzeit Augustinus ihm die Hand reichte und ihn zum Apostel Paulus, dem Prediger der Rechtfertigung aus Gnaden, leitete, — wie es die Art aller wahren Auctorität ist, auf eine höhere und endlich auf die höchste, auf die des Herrn selbst, hinzuweisen, und so den Jünger durch die Gängelbänder der Auctorität, von denen eins nach dem anderen abfällt, zur vollkommenen Freiheit zu fördern; nach Johannes des Täufers Vorbilde, der seine Jünger an das Lamm Gottes wies, und sagte, daß er abnehmen, Christus aber zunehmen müsse. Darum konnte jener so erstarrte Zeuge nun auch feste Tritte thun, und in seiner reifen Kraft selbst der Führer so vieler Schwachen werden. Aber so lange wir im Lande des Glaubens, und nicht des Schauens sind, so lange unser Wissen Stückwerk ist, bedürfen wir fortwährend dieser mütterlichen Gängelbänder, welche die unendliche und mannichfaltige Weisheit Gottes nach der Natur und den Kräften unseres Geistes einzurichten, und uns so, wie wir ihrer bedürfen, anzulegen versteht; was für den armen Bauer sein treuer Pastor, das ist für den gelehrten Theologen die erforschte Weisheit der Jahrtausende der Kirche. Wenn das große Licht der Kirche, Augustinus, selber sagt: „Ich würde dem Evangelio nicht glauben, wenn die Auctorität der Kirche mich nicht dazu bestimmte“ — was sollen wir schwache Kinder mit dem kurzen trüben Blick und den straukelnden Knieen machen, wenn man uns die Gängelbänder der Auctorität entreißt?

Hier ist es also an den Laien, besonders an uns Schwachen unter denselben, zu protestiren. Wir können es auf keine Weise zugeben, daß die Kirche, daß der Lehrstand, daß die

Theologen diese Gängelbänder wegwerfen. Als Ludwig XVI. 1789 und 1790 eine Perle seiner Krone nach der anderen weg-gab, um sie von seinen frohlockenden Unterthanen in den Koth treten zu lassen, sang man auf den Pariser Theatern folgende Couplets:

À qui nous devons le plus,
C'est à notre maître,
Qui, se croyant un abus,
Ne voudra plus l'être.

Aber bald kamen die Bluthunde, und schlachteten nicht bloß den entweihten König ab, sondern auch Hunderte und Tausende von denen, die gesungen und gefrohlockt hatten. Hier sind wir Alle theilhaftig; wir Alle, bis auf die Geringsten herab, haben uns vorzusehen, daß unser bester Antheil an den Segnungen der Kirche, ihre Gängelbänder, an welchen sie uns hinführt zu den reichen Schätzen des Vaterhauses, uns nicht entrissen werden, daß man uns nicht auf ein „Prokrustes-Bett“ lege, und unsere kleinen Glieder nicht ausrecke zu einer Länge, die sie nach ihres Schöpfers Willen hienieden vielleicht nie, oder doch erst nach langem Wachsthum in der Mutter warmen Schoße erlangen sollen, daß man uns, die schwachen Kinder Gottes, die aber stark werden sollen, nach ihres Vaters und ihrer Mutter Willen, nicht zu elenden Krüppeln mache. Denn grade uns „Jüngere“ hat Herr Dr. Neander vorzüglich im Sinn, — Jüngere, wie ich ihn verstehe, nicht grade an Jahren, sondern an Weisheit und Erkenntniß, — also eben die, welche der Auctorität, — des Gängelbandes, — am meisten bedürfen. Die „ausgezeichneten Männer, die Repräsentanten der eigenthümlichen theologischen Richtungen,“ können und werden des Prokrustes-Bettes sich schon erwehren; sie würden zwar, wenn man ihnen die „Jüngeren“ nähme, die sich nach ihren „Richtungen“ richten, auch das nicht seyn, was sie jetzt sind, — (z. B. ein Luther ohne Lutheraner, ein Calvin ohne Calvinisten). Aber sie können unserer doch eher entbehren als wir ihrer. Schon auf dem Gebiete des Staats bedürfen die Obrigkeiten in der Regel ihrer Unterthanen nicht in dem Maße, als diese jener; die abgesetzten Könige ziehen sich gewöhnlich in ein sorgenfreies, von Wohlstand, Muße und Bildung umgebenes Privatleben zurück. Aber für die Unterthanen folgt auf den Sturz der rechtmäßigen Obrigkeit die Herrschaft erst der Demagogen, dann der Tyrannen; denn die abstrakt-negative Freiheit, der kein festes objectives Recht Maß und Ziel setzt, muß nothwendig in concreten Despotismus und Sklaverei umschlagen. So würden wir „Jüngeren“ der Knechtschaft der Keßer, Sektirer und Schwärmer anheimfallen, wenn wir die Gängelbänder der Kirche abwürfen. „Willkürlich einem Strome zu folgen, — zu leidendlich uns hinzugeben, — in der Consequenz der Beschänktheit anmaßend abzuspochen, — und träge am Geist zu seyn,“ brauchen wir gewiß nicht, wenn wir, nach Augustinus Worten, „denjenigen folgen, welche uns einladen zu glauben, was wir noch nicht schauen können, damit der Glaube selbst uns stark mache, und in den Stand setze zu erkennen, was wir glauben, indem dann nicht mehr Menschen, sondern Gott selbst unseren Geist inwendig befeigt und erleuchtet,“ wobei nicht zu

vergessen ist, daß die Erkenntniß und daher auch dieses „dann“ hienieden zwar anfängt, aber nicht vollendet wird. Nichts ist von Willkür entfernter, als die Hingebung des Kindes an seine Mutter. Vor der zu leidentlichen Hingebung bewahrt uns — besonders in dieser Zeit der allgemeinen Mündigkeit — schon hinlänglich die abgedrungene Vertheidigung unserer Gängelbänder, noch mehr aber das höchste und doch schon auf den ersten Schritten immer nahe, ja gegenwärtige Ziel des Weges, auf dem unsere Führer uns leiten, nämlich die vollkommene Freiheit in Gott. Gegen anmaßendes Absprechen schützt uns nicht allein dasselbe Gefühl eigener Schwäche, welches uns treibt, die Hand der Auctorität dankbar zu ergreifen, sondern auch die Überzeugung, daß, wenn auch die Wahrheit selbst es ist, die uns mittelst dieser starken Hand ergriffen hat, unser Ergreifen der Wahrheit doch nur schwach und Stückwerk ist. Geistessträgheit endlich kann mit einer lebendigen Überzeugung, daß es eine „alleinseigmachende Dogmatik“ gibt, welche Gott unserer Mutter anvertraut hat, nicht wohl bestehen. Denn wer kann wohl so sehr wie diese Königin der Wissenschaften — die so herablassend ist, daß sie das einfache Kleid des Katechismus nicht verschmäh, um ihre niedrigsten Unterthanen zu besuchen — den Geist nicht allein, sondern auch das Herz reizen, spornen, ja ich möchte sagen zwingen, dem Kleinod der Erkenntniß nachzujagen? Zumal da wir wissen, daß das Stückwerk unseres Wissens doch wahres Wissen — Wissen in Knechtsgehalt — ist — und nicht immer Stückwerk bleiben wird, sondern, nach der Natur des Wissens, den Anfang und die Bürgschaft allumfassender Consequenz in sich trägt. Vielmehr scheint das Aufgeben der objektiven Wahrheit, die alleinige Anerkennung subjektiver Richtungen als solcher, das lebendige Streben des Geistes lähmen zu müssen. Wer wird sich zum Streit rüsten, wenn die Posaune einen undeutlichen Ton gibt? Wer laufen, wenn ihm am Ziele kein Kleinod vorgehalten wird? Prüfen sollen die „Jüngeren“ lernen; aber können sie es, wenn man ihnen den Prüfstein der objektiven alleinseigmachenden Wahrheit nimmt, wenn man sie von ihren Lehrern trennt, wenn man sie isolirt und dadurch hilflos macht? Was bedarf es auch erst vielen Prüfens, wenn jede eigenthümliche Richtung, die ein ausgezeichnete Mann selbstthätig aus sich erzeugt, Anerkennung verdient? Werden nicht auf diesem Wege farblose, satte und oberflächliche Eklektiker, ohne lebendigen Zusammenhang unter sich und mit der Kirche sich ausbilden? Ist dies der Zustand, den wir unseren Studenten der Theologie, den wir unseren Laien wünschen sollen? Wo ist mehr theologische Geistesthätigkeit, mehr theologischer Forsch- und Prüfgeist zu finden, in der Zeit der Reformation, wo die ganze jetzt evangelische Christenheit nach der alleinseigmachenden, aller Subjektivität Maas und Ziel setzenden Dogmatik trachtete, und in sich eng verbundene Schulen und Partheien nach diesem Kleinod rangen, oder jetzt, wo man sagt, über die Religion wie über den Geschmack müsse man nicht streiten, weil doch Jeder seine eigene habe? (Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Holland.) In Erwartung ausführlicher Mittheilungen über die dortigen Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiete, theilen wir hier vorläufig einige Notizen über dieselben mit, die wir aus Briefen geschöpft haben.

De Cock, Scholte und ihre Mitgenossen behaupten, daß nicht bloß die Lehre, sondern auch die ganze Verfassung oder Organisation der Kirche seit 1816 eine durch die competente weltliche Gewalt verfaßte und also eine grundverschiedene von der durch die Reformation in unserem Lande gestifteten sey, und daß es also allen treuen Dienern des Evangeliums obliege, die alte Kirche herzustellen. Von dieser Überzeugung aus verwerfen die Geistverwandten de Cock's und Scholte's die Verordnungen der Provinzial- und General-Synode, werden sodann von den Kirchenbehörden abgesetzt, protestiren gegen solche Absetzung, und trennen sich. So gibt es jetzt schon sieben dergleichen abgesetzte junge Prediger, die schon eine kleine Synode bilden. Ihr Schiboleth ist Verwerfung der Kirchenform von 1816, Wiedereinführung der Kirchenordnung von 1618 und 1619, Verwerfung der Abendmahlsfragen (siehe Liedner's Collektenreise nach Holland, Bd. 1. S. 60. 61.) und der Kirchenlieder von 1805; strenges Halten an den Bekenntnisschriften, und namentlich an den Canones der D. Synode. — Jetzt bilden diese jungen Prediger überall, wo sie können, kleine Gemeinden, was ihnen um so leichter wird, weil die eingedrungene Aeologie die Gemüther der meisten rechtgläubigen Kirchenglieder von der öffentlichen Predigt abgewendet hat, und werden dann durch das *Ministère public* verfolgt wegen „associations ou réunions illicites de plus de 20 personnes“ nach dem *Code pénal*. Jetzt haben die Appellationshöfe der verschiedenen Provinzen schon für ihren Kreis den Gerichtsgebrauch festgestellt, um den betreffenden Artikel des C. P. auf diese Personen in Anwendung zu bringen;*) allein in Nordholland muß die Sache noch ausgemacht werden, was in den nächsten Tagen in Amsterdam geschehen soll.

Scholte hat im Haag für sich selbst plaidirt und ist wegen dieses Plaidoyer von allen Rechtsgelehrten bewundert worden. Der Rechtsgelehrte van Hall hat die übrigen Angeklagten sehr tüchtig vertheidigt, und wird dies zu Amsterdam wieder thun. Es ist in der That eine *cause célèbre* geworden, und die Entscheidung in Amsterdam ist desto wichtiger, weil kein oberster Gerichtshof in dieser Hinsicht für das ganze Land vorhanden ist, und diese Entscheidung, falls sie vortheilhaft ausfällt, die Freiheit der Getrennten für diese Provinz begründen und die Regierung nöthigen wird, unter gewissen Bedingungen die Trennung anzuerkennen. Die Regierung hat schon die „wetten en statuten van het nieuwe genootschap“ (Gesetze und Statuten der neuen Gesellschaft) gefordert, um über die Zulässigkeit derselben zu urtheilen, und darauf haben die getrennten Prediger, protestirend, daß sie keine „nieuw genootschap“ seyen, die alten Bekenntnisschriften und Dordrecht'sche Kirchenordnung eingeliefert. Also ist denn die Sache noch völlig unentschieden.

Was die Einnahme und das Betragen der Getrennten betrifft, so läßt sich darin ein bestimmter Unterschied bemerken. Die Separirten in Gröningen und Friesland sind von einem puritanischen Princip der Festigkeit und Widerspenstigkeit angefect; dagegen sind die Getrennten in Holland, Utrecht, Gelderland in der Regel ergeben und geduldig, und es finden sich viele sehr fromme Leute unter ihnen.

*) Nur in Utrecht, wo man sehr viele Katholiken findet, sind die Verurtheilten vom Pöbel angefeindet.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 16. April.

N^o 31.

Über alleinseligmachende Dogmatik und Gängelbänder der Auctorität.

(Schluß.)

Mit Recht erklärt sich Herr Dr. Neander gegen schnelles Abschließen und Fertigseyn, wenn er darunter ein solches versteht, welches das fernere Streben ausschließt. Aber die „alleinseligmachende“ Wahrheit hat die Eigenschaft, daß grade ihr Besitz das Streben, sie ganz und immer inniger zu besitzen, erst recht anregt. Wenn Sirach (24, 29.) sagt: „Wer von mir trinket, der dürstet immer nach mir“ so widerspricht er dem Worte des Heilands nicht: „Wer des Wassers trinkt, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten.“ *) Derselbe Apostel, welcher sagt: **) „Nicht daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sey; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin,“ — gibt als ein Kennzeichen der Irrlehrer an, ***) daß sie „immerdar lernen und niemals zur Erkenntniß der Wahrheit kommen können.“ Das Christenthum ist kein tantalisches Streben, sondern Seyn und Werden, Haben und Erwerben, Wissen und Forschen sind darin zu einer Einheit vermittelt.

Die Freiheit ferner, die von Christo kommt, und auf welche Herr Dr. Neander sich beruft, ist ganz verschieden von der abstrakten negativen Freiheit, mit welcher unsere Zeit Götzendienst treibt, und welche aus lauter Verneinungen besteht, alle Auctorität und Abhängigkeit ausschließen will, und durch Beseitigung der objektiven Schranken, durch Auflösung der bestimmenden Verbindungen das Subjekt isolirt, in maß- und bodenlose Willkür expandirt, und eben dadurch nothwendig in die Knechtschaft führt, deren eigentlichsstes Princip die Willkür ist. Die christliche Freiheit ist zuvörderst verbunden, ja ihrem Wesen nach eins, mit dem Dienste Gottes, mit der innigsten Abhängigkeit von ihm, dem Quell aller Freiheit, so daß — nach des Apostels Paulus Ausspruch — von dem Christen gesagt werden kann, er lebe nicht mehr, sondern Christus allein. Deo servire libertas est, — sagt Augustinus. Aber indem der Christ von Gott abhängt, hängt er auch von seinem Geiste und Worte, von der Kirche, die Christi Leib ist, aus seinem Worte geboren und von seinem Geiste beseelt, und von den Propheten, Hirten und Lehrern, von jedem nach seinem Maße, ab, die Gott selbst in seiner Kirche eingesetzt hat. †) Es ist ein eitles Vorgeben, Gottes Auctorität aner-

kennen, und die der von ihm selbst gestifteten Kirche, die des von ihm selbst eingesetzten Lehrstandes verschmähen zu wollen. Wer seiner treuen Lehrer, wer der Kirche Ansehen nicht achtet, die er sieht, wie kann der Gottes Ansehen achten, den er nicht sieht? Herr Dr. Neander sagt, Gott habe sich die Leitung der Geister vorbehalten. Wenn er damit sagen will, daß er diese Leitung nicht durch Menschen, nicht durch seine Kirche ausübe, so lehrt das Wort Gottes anders. Unser Gott ist der Gott der Liebe, der seinen Kindern nur vorenthält, was sie nicht tragen können, er ist nicht neidisch, wie die Götter der Heiden, *) er hat uns die Fülle seines göttlichen Wesens in Christo liebevoll und reichlich aufgethan, und verleiht seinen Jüngern, wie der heilige Ambrosius sagt, fast alle seine eigenen Titel. „Ich bin das Licht der Welt.“ „Ihr seyd das Licht der Welt.“ — „Ich bin das lebendige Brodt, das vom Himmel kommt.“ „Wir sind alle Ein Brodt.“ — „Ich bin der rechte Weinstock.“ „Ich habe dich gepflanzt als einen fruchtbaren Weinstock.“ — „Christus ist „„der geistliche Fels.““ Aber auch den Simon nennt er den Felsen, auf den er seine Kirche bauen will.“ — So hat er, der rechte Vater, über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, der Richter aller Welt, der König aller Könige; auch uns zu Vätern, Richtern und Königen, und dadurch schon im Reiche der Macht unser natürliches Leben zu einem Spiegel der Herrlichkeiten seines göttlichen Wesens gemacht. Sollte nun Christus, im Reiche der Gnade, er, unser König, Priester und Prophet, — der uns sein König- und Priesterthum mittheilt, uns zu Königen und Priestern macht vor seinem Vater, — sollte er das dritte Amt, das Prophetenthum uns versagen, und „sich vorbehalten?“ Ein Erzhirte seyn und keine Unterhirten haben? Nein, er hat Hirten eingesetzt in seiner Gemeinde, und welches Amt könnten diese wohl haben, wenn er sich die Leitung der Geister so schlechthin vorbehalten hätte? Allerdings weißagt Jeremias **) von der Zeit des Neuen Testaments, daß „Keiner den Anderen, noch ein Bruder den anderen lehren und sagen werde: „„Erkenne den Herrn,““ sondern Alle ihn kennen sollen, beide, Klein und Groß, nach des Herrn Wort“ — und Jesaias: ***) „daß sie alle von Gott gelehrt seyn werden,“ und Joel: †) „daß der Herr seinen Geist ausgießen werde über alles Fleisch, und unsere Söhne und Töchter weissagen, und unsere Ältesten Träume haben und unsere Jünglinge Gesichte sehen sollen.“ Und Christus verkündigt, daß diese Zeit nun gekommen sey, ††)

*) Πάν τετον ὁριζέον, sagten die Griechen.

) Jerem. 31., Hebr. 8. *) Jes. 54, 13. †) Joel 3, 1. ††) Joh.

und Johannes ¹⁾ sagt: „Die Salbung, die ihr von ihm empfangen habt, bleibet bei euch, und bedürftet nicht, daß euch Jemand lehre, sondern wie euch die Salbung allerlei lehret, so ist es wahr und ist keine Lüge.“ Ja, Christus verbietet sich Rabbi, Meister und Vater nennen zu lassen, oder Jemand auf Erden so zu nennen, denn „Einer sey unser Meister, Christus, und Einer unser Vater, der im Himmel ist.“ ²⁾ Aber gleichwohl ermahnt uns die Epistel an die Hebräer, ³⁾ unserer Lehrer zu gedenken, ihrem Glauben nachzufolgen, ihnen zu gehorchen und zu folgen, und Paulus nennt sich den Vater der gläubigen Corinthier, die er gezeugt habe durch das Evangelium, ermahnt sie, ihm darum nachzufolgen, ⁴⁾ und nennt die Galater Kinder, die er mit Ängsten geboren habe. ⁵⁾ Er lehrt, daß der Herr Hirten eingesetzt habe in der Gemeinde, ⁶⁾ wie er, bei Jeremias, schon verkündigt hatte: „Ich will euch Hirten geben nach meinem Herzen, die euch weiden sollen mit Lehre und Weisheit,“ ⁷⁾ und: „Ich will Hirten über sie setzen, die sie weiden sollen, daß sie sich nicht mehr sollen fürchten.“ ⁸⁾ Diese Aussprüche des Wortes Gottes scheinen jenen zu widersprechen, aber sie widersprechen ihnen eben so wenig, als wenn die Schrift einerseits lehrt, daß Christus wahrer Gott, andererseits daß er wahrer Mensch, — einerseits daß Gott die Liebe, andererseits daß er ein verzehrendes Feuer ist, — einerseits daß die Christen Sünder, andererseits daß sie Heilige sind, — einerseits daß die Furcht des Herrn eine Quelle des Lebens, ⁹⁾ daß sie rein ist und ewig bleibet, ¹⁰⁾ daß der Geist der Furcht des Herrn auf Christo ruhe, ¹¹⁾ daß wir unsere Seligkeit schaffen sollen mit Furcht und Zittern, ¹²⁾ fortfahren in der Heiligung in der Furcht Gottes, ¹³⁾ und unseren Wandel, so lange wir hier wallen, mit Furcht führen; ¹⁴⁾ andererseits daß wir ihm dienen sollen ohne Furcht unser Lebenslang, ¹⁵⁾ daß Gott uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht, ¹⁶⁾ und daß Furcht nicht in der Liebe ist, sondern die völlige Liebe die Furcht austreibt. ¹⁷⁾ Es sind dies nicht Widersprüche, sondern Gegensätze; nur die aus ihrer Vermittelung hervorgehende concrete Einheit enthält den wahren Sinn der Schrift; diese Einheit ist in dem Geiste enthalten, der allein uns in das rechte Verständnis des Wortes Gottes führen kann. Der aber verkehrt den Sinn der Schrift gewiß, der die eine Seite des Gegensatzes — die welche am meisten seiner „Eigenthümlichkeit“ zusagt — in ihrer abstrakten Isolirung herausgreift und zur Vertheidigung seiner „aus sich erzeugten Richtung“ gebraucht. Mit welcher Liebe und Ehrfurcht diese wunderbare Einheit von Freiheit in Gott und kirchlicher Auctorität von der älteren Evangelischen Kirche anerkannt und festgehalten wurde, durch welche doch, was wir von christlicher Freiheit wissen und haben, auf uns gelangt ist, davon möge Johann Gerhard Zeugniß able-

gen. „So heilig und unverleßt,“ sagt er (loci theol., loc. de ministerio eccles.), „bewahrte der Sohn Gottes diese von ihm selbst gestiftete Ordnung, daß er nicht einmal den Hauptmann Cornelius, mit dem doch ein Engel redete, durch diesen von dem Wege des Heils unterrichten, sondern ihn an das Lehramt der Kirche, nämlich an den Petrus, verweisen ließ, von dem er hören sollte, was er zu thun habe.“ ¹⁸⁾ Und obgleich er den Paulus außer der gewöhnlichen Ordnung durch eine himmlische Erscheinung bekehrte — weshalb dieser auch sagt, er habe sein Evangelium nicht von Menschen empfangen ¹⁹⁾ — so wies er doch auch ihn, um das Lehramt zu ehren, an den Ananias, um von ihm zu lernen, was er zu thun habe.“ ²⁰⁾ Er beruft sich dabei auf Augustinus, der hierüber sagt: „Laßt uns bedenken, daß der Apostel Paulus selbst, obgleich die Stimme Gottes vom Himmel ihn niedergeworfen und unterrichtet hatte, doch an einen Menschen gewiesen wurde, um die Sakramente zu empfangen und der Kirche einverleibt zu werden.“ Man kann daher viel von christlicher Freiheit sprechen, vor Menschenknechtschaft warnen, und nur von Gott abhängig seyn wollen, auch alle Aussprüche der Schrift, welche diese Seite des Gegensatzes ausdrücken, für sich anführen, — wenn man die andere Seite übersieht, und nicht gelten lassen will, daß Gott uns durch seine Kirche und das von ihm in derselben eingesetzte Lehramt leitet, und daß nur diese rechtmäßigen Auctoritäten uns frei machen können von der Willkühr und Knechtschaft der isolirten Subjektivität, so predigt man eine Freiheit, die, grundverschieden von der christlichen, nichts ist als flacher Liberalismus, den der Zeitgeist auf den Gebieten der Theologie und der Kirche, eben so wie auf den Gebieten der Rechtswissenschaft und des Staats, hervorzuschaffen läßt. Auf beiden Gebieten will dieser Liberalismus dadurch frei werden, daß er sich den Ordnungen Gottes, der objektiven Wahrheit, dem objektiven Rechte entzieht, sich aller Bestimmungen, die nicht aus dem Subjekt ist, entkleidet, und sich in seiner Willkühr isolirt. Er verschmäht die wahre Freiheit, die in der Einheit des bestimmenden Objekts und des bestimmten Subjekts, oder des Rechts und des Willens besteht, der das Gesetz darum nicht mehr fremd ist, weil es in das Herz selbst geschrieben ist, und die freilich eben deshalb nur auf dem Wege der Selbstverläugnung gewonnen werden kann. Und so fällt er, nachdem er die Grundbedingung aller wirklichen Freiheit, die Nothwendigkeit, eingebüßt, ohne Rettung der Willkühr und Knechtschaft anheim. — Die wahre Freiheit dagegen, welche das Moment der Auctorität in sich hat, und den Gegensatz des Objekts und Subjekts vermittelt, ist aus der Theorie und Praxis der christlichen Kirche zu lernen. Die eigentliche Knechtschaft ist dem Christen die der eigenen Selbstsucht und Sünde; von dieser macht ihn Gott selbst, jedoch durch seine Kirche, frei; dieser Gott aber ist nicht ein Gott der ferne ist, sondern er ist in der Kirche, die sein Leib ist, in dem Worte, das sie predigt, in den Sakramenten, die sie darreicht, als der lebendige selbst beständig gegenwärtig, so daß wir die Mittheilung seiner

1) 1 Joh. 2, 27. 2) Matth. 23, 8—10. 3) Hebr. 13. 4) 1 Cor. 4, 15. 16. 5) Gal. 4, 19. 6) Eph. 4, 11. 7) Jer. 3, 15. 8) Jer. 23, 4. 9) Sprüche. 14, 27. 10) Ps. 19, 10. 11) Jes. 11, 2. 12) Phil. 2, 12. 13) 2 Cor. 7, 1. 14) 1 Petr. 1, 17. 15) Luc. 1, 75. 16) 2 Tim. 1, 7. 17) 1 Joh. 4, 18.

18) Apostelgesch. 10, 6. 19) Gal. 1, 12. 20) Apostelgesch. 9, 6.

selbst, dieses Princip aller Freiheit, wie überhaupt aller Erneuerung und Seligkeit, grade so empfangen, wie wir derselben bedürfen, nämlich einerseits als Wesen die seines Geschlechts, andererseits als solche, die in Endlichkeit und Sünde befangen sind, also niemals unvermittelt, sondern immer als Milch der Lehre, als Brod des Lebens, dargereicht von der mütterlichen Weisheit und Liebe der Kirche, so wie unser Mund sie empfangen kann, aber auch niemals bloß mittelbar, so daß irgend eine Creatur sich zwischen uns und unseren Gott stellen und ihn uns verdunkeln oder von uns entfernen könnte. In dieser Einheit von Freiheit und Auctorität vollendet sich das größte Wunderwerk Gottes, die Kirche, zu einem herrlichen, von seinem Geiste beseelten Leibe. Dies ist das Gebäude, welches die Hand Gottes selbst auf den Einen Grund, der Christus ist, erbaut hat aus lebendigen Steinen, und in welchem er selbst wohnt und wandelt und unser Gott ist.

Nachrichten.

(Genf.) Aus einem biographischen Aufsatze theilen wir Folgendes über die letzten Lebenstage des Prof. Steiger mit.

Am Sonnabend nach Weihnachten hatte Steiger die Studirenden der evangelischen Schule um sich versammelt. Er fühlte sich seit mehreren Tagen nicht wohl, aber er hatte nichts davon gesagt. Ich fühle mich sehr krank, sagte er zu seiner Frau, als die Studirenden ihn verlassen hatten. Da diese ihn fragte, warum er sie so lange da behalten, antwortete er: ich freute mich so sehr, sie bei mir zu behalten, ich konnte mich nicht von ihnen trennen. Er war das letzte Mal in ihrer Mitte gewesen. Er legte sich zu Bette; der Arzt erklärte, daß seine Krankheit bedenklich werden könnte. Er selbst hatte von Anfang der Krankheit an etwas sehr Ernstes. Der edle Ernst, der ihm beständig eigenthümlich war, nahm noch mehr Feierlichkeit an. Da ihm eine sehr unschuldige Zerstreuung dargeboten wurde, wies er sie zurück, indem er mit Nachdruck sagte: es ist jetzt nicht die Zeit sich zu zerstreuen. Sein College Galland besuchte ihn. Beten Sie mit mir, lieber Bruder, sagte er, auf daß mein Herz durch den Herrn befestigt werde, und bezugte nachher seinen Dank dafür.

Das Fieber zeigte sich als ein bössartiges und nervöses. Der Kranke redete in der Fieberhitze von der theologischen Schule; man sah, daß sein Herz bei dem Werke war, das der Herr ihm aufgetragen. Aber für gewöhnlich war er schweigsam, ruhig und von wenigen Worten, und bezeugte, wenn man ihn anredete, den Wunsch, ungestört zu bleiben, und sich mit seinem Gott zu unterhalten. Nur gab er von Zeit zu Zeit ein sehr klares Gefühl der Sünde zu erkennen. Diese Krankheit reinigte mein Herz, sprach er mehrere Mal zu seiner Frau in den letzten Tagen.

Ein hitziges Fieber verzehrte ihn, und wenn es nachließ, war er sehr schwach. Er hörte sehr schwer. Ein Studirender aus Württemberg, der die beiden letzten Nächte bei ihm wachte, sprach die Worte: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Steiger antwortete: Ja. Dann wandte er sich zu seiner Frau und sagte zu ihr mit Anstrengung: „Ich verstehe jetzt das Evangelium besser wie je vorher. Alle Lehren sind für mich voller Klarheit.“ Wunderbarer Segen des Geistes Gottes, der in dem Augenblicke, wo der Körper in dem größten Leiden ist, den Geist zu den höchsten Erkenntnissen erhebt, und das geistliche Auge vollkommen klar macht, wenn die leiblichen Augen schon verdunkelt sind. Da seine Frau ihn einige Zeit nachher fragte, wie es ihm innerlich ginge, antwortete er: Mir ist wohl. Dies fand statt am vorletzten und letzten Tage seines Lebens. Seine Geduld, seine gärtliche

Liebe zu seiner Gattin blieben sich immer gleich; wenn sie sich ihm näherte, so bezeugte er ihr, wie wohl dies ihm thue. Seine große Dankbarkeit für die geringsten Dienste, welche ihm von seinen Umgebungen geleistet wurden, zeigte seine demüthige Herzensstellung.

Am Sonnabend den 9. Januar um Mittag nahmen seine Leiden zu. Das Athmen wurde ihm beschwerlich. Sein College Merle d'Aubigné kam auf eine Stunde. Das Fieber verzehrte die Kräfte des Kranken, doch schien er noch nicht alle Besinnung verloren zu haben. Merle d'Aubigné wiederholte von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme auf Deutsch einige Stellen der heiligen Schrift, wie die: Es gibt keine Verdammniß mehr für diejenigen, welche in Christo Jesu sind. — O Tod, wo ist dein Stachel, o Hölle, wo ist dein Sieg. — Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt, u. s. w. Steiger richtete den Blick auf seinen Freund, aber er redete nichts mehr.

Um 1½ Uhr kamen der Oberst Tronchin, Präsident der Evangelischen Gesellschaft, und der Prof. Galland. Lasset uns beten, sagte der eine der Freunde des Sterbenden. Jemand bemerkte, er könne ohne Zweifel nicht mehr hören, so wird doch Gott uns hören, erwiederte jener. Sie warfen sich alle auf die Knie rings um das Bett; eben so die Gattin des Sterbenden, der Studirende, der bei ihm gewacht hatte, und eine der Krankenwärterinnen. Galland, Merle und Tronchin beteten einer nach dem anderen. Sie baten den Herrn, daß er mit seiner Kraft der Seele ihres Bruders beistehe, seine Sonne seyn möge in dem finsternen Todesthal, sein Schild gegen die feurigen Pfeile des Böswichts. Eingedenk der apostolischen Vorchrift: „Ist Jemand krank, der rufe zu sich die Ältesten von der Gemeinde, und lasse sie über sich beten; und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten,“ Jak. 5, 14., baten sie Gott, wenn es sein Wille wäre, so möchte er, dem Alles möglich, die Seele ihres Bruders aus den Pforten des Todes zurückrufen und ihn der Kirche wiedergeben; aber kaum waren diese Gebete zu Ende, als ein starker Todeskampf, begleitet von leichten Convulsionen den Sterbenden ergriff. Die Anwesenden beteten stille.

Um 3 Uhr wurde die Seele unseres Bruders in die Arme desjenigen aufgenommen, der ihn mit seinem eigenen Blute erkaufte hatte.

Steiger war seinem Verlangen gemäß von homöopathischen Ärzten behandelt worden. Ein Dienstmädchen, das in demselben Hause wohnte, und an demselben Tage von derselben Krankheit ergriffen wurde, unterlag ihr, von Allopathen behandelt, am Tage darauf.

So starb im noch nicht vollendeten acht und zwanzigsten Jahre ein Mann, auf dem so große Hoffnungen für die Kirche ruhten.

Die Studirenden erklärten ihren Wunsch, selbst die sterblichen Überreste ihres Lehrers zu Grabe zu tragen. Da der Kirchhof sich an der entgegengesetzten Seite der Stadt befand, so mußte der Leichenzug ganz durch sie hindurchgehen. Die Freunde, die Collegen des Vollendeten und einer seiner Verwandten, der Bürgermeister v. Meyenburg aus Schaffhausen, begleiteten ihn. Die Herzen waren ergriffen, die Nährung stieg, je näher man dem Grabe kam. Mehrere vergossen Thränen über den Freund, den wahren Freund, der ihnen genommen worden, und dessen Leib die Erde einschließen sollte, um ihn nicht eher zurückzugeben, als bei der Auferstehung der Gerechten. Prof. Galland sprach ein inniges Gebet über dem noch geöffneten Grabe. — So wurden Steigers sterbliche Überreste auf demselben Kirchhofe beigesetzt, wo auch der sterbliche Leib des großen Calvin die Stimme des Herrn erwartet, um aufzuerstehen als herrlicher, unvermeidlicher Leib.

Die Begleitung begab sich von dem Kirchhof zu dem Dratorium und man vereinigte sich in dem Saale der theologischen Schule, wo Steiger gelehrt hatte. Dort brachten seine Freunde eine feierliche

Stunde zu. Sie unterhielten sich mit heiligen Ermahnungen und stärkten sich einander. Jeder erkannte in den Prüfungen der Evangelischen Gesellschaft sowohl, wie in den Segnungen, die ihr zugetheilt worden, die Zeichen der Liebe Gottes. Steiger's Collegen, denen sich Ad. Menod, Pastor aus Lyon, anschloß, bereiteten mit einander. Jeder trug bei der Trennung das Gefühl mit sich hinweg, daß Gott diese Dinge gethan, und daß man fest und unerschütterlich seyn, und immer mehr in dem Werke des Herrn wachsen müsse.

(Die Reformationsfeier in Genf.)

Das Fest der Genfer Reformation, welches am 23. August 1835 statt gefunden, war ein Nationalfest für die Bewohner Genfs. Viele Fremde bezeugten ihre Theilnahme durch ihre Gegenwart; was übrigens immer statt findet, wenn in irgend einem Kanton der Schweiz im Laufe des Sommers ein Volksfest veranstaltet wird. Manche fanden sich ein, bloß durch den Namen „Fest“ herbeigeloct, ohne sich um den Zweck zu kümmern, Andere hingegen kamen, um den Triumph des Unitarismus, des Nationalismus u. s. w. mitzufeiern; jedoch erschienen auch solche, die, vom Geist des ächten Christenthums durchdrungen, sich mit der Minderheit vereinigten, um das Fest der Reformation im Geiste derselben zu begehen. Denn die Evangelische Gesellschaft, welcher die theologische Schule ihr Bestehen verdankt, hatte nicht nur durch Predigten, welche am Sonnabend, Sonntag und Montag statt fanden (während in den anderen Kirchen der Stadt nur Sonntags gepredigt wurde), zur Feiertlichkeit eingeladen, sondern auch am darauf folgenden Dienstag ihre Jahresfeier begangen, und, als christlicher Vorort der Schweiz für dieses Jahr angesehen, auf den Mittwoch sämmtliche Abgeordnete aller christlichen, sowohl Französischen als Deutschen Gesellschaften des Schweizerlandes versammelt.

Die Bewegung unter dem Volke war groß, obgleich es wenig von der christlichen Bedeutung des Festes mag gefühlt haben, denn seine politische Unabhängigkeit schwebte ihm vor der Seele. Und in der That fällt die Zeit seiner Losagung von dem Fürst-Bischof und dem Herzog von Savoyen mit der Befreiung vom päpstlichen Joche zusammen. Abends wurde die Stadt beleuchtet. Auf dem Marktplatz, wo Froment zuerst das Evangelium öffentlich verkündigt hatte, fand sich ein Transparent, auf welchem die Worte standen: „Hier wurde zuerst die religiöse und politische Freiheit gepredigt“ (Ici fut prêchée pour la première fois la liberté religieuse et politique). Gewiß, die Rede jenes Reformators enthielt nicht Ein Wort, die Politik betreffend!

Die Akten des Reformationsfestes sind kürzlich von der Genfer Geistlichkeit herausgegeben worden. Das Ganze umfaßt drei Bände (bei Cherbuliez, libraire à Genève). Der erste Band enthält die Correspondenz zwischen der Genfer Geistlichkeit und den von ihnen eingeladenen Protestantischen Kirchen. Der zweite die Liturgien und Reden, der dritte das Geschichtliche des Festes und die Conferenzen, welche letztere bei Abfassung dieser Mittheilung besonders berücksichtigt wurden. Es ist ganz begreiflich, daß dieses Werk, von der heterodoxen Majorität der Genfer Nationalkirche verfaßt, das Reformationsfest der orthodoxen Minorität nicht erwähnt, und daß alles darin in einem dem rationalistischen Theile günstigen Lichte vorgestellt wird. Wir werden einiges aus dem Berichte der Evangelischen Gesellschaft mittheilen.

Erster Band: Correspondenz. Die in diesem Theile enthaltenen Briefe (die Mehrzahl ausgenommen, welche in jeder Beziehung ohne Bedeutung ist) lassen sich unter drei Klassen bringen. Die erste enthält Briefe in unitarischem und rationalistischem Geiste verfaßt, den

evangelischen Grundsätzen entgegen. Sie sind voll von Lobeserhebungen, die Genfer Geistlichkeit betreffend. Dahin gehören z. B. ein langes Sendschreiben der Unitarier in Glasgow, ein Brief im Namen der Hallischen Fakultät, von Dr. Wegscheider unterzeichnet, u. a. m., — welche wohl am besten mögen aufgenommen worden seyn! Wenigstens erklärt die Genfer Geistlichkeit in ihrer Antwort an die Schottischen Unitarier, daß ihr Brief „ganz in dem wahren Geiste des Meisters geschrieben sey!“ —

Die zweite Klasse enthält Briefe, in welchen zwar ein christliches Bekenntniß ausgesprochen ist, jedoch ohne eine direkte Äußerung von Mißfallen über die ungläubige Tendenz der Genfer Geistlichkeit. Dahin gehören das Schreiben der theologischen Fakultät in Bonn, und der theologischen Fakultät in Tübingen, unterzeichnet von Dr. Studel.

Die dritte Klasse enthält Briefe, welche unzweideutig die evangelische Lehre bekennen, aber auch ihr inniges Bedauern ausdrücken, daß die Mehrheit der Geistlichen Genfs diese Lehre nicht verkündigt, und sogar gegen die Bekenner derselben Unduldsamkeit äußert. In diesen Briefen spricht sich der heiße Wunsch aus, die Genfer Geistlichkeit möchte zu den Lehren der Reformation und des Evangeliums zurückkehren! Hierhin gehören die Sendschreiben von drei Synoden des Kantons Waadt, welche ihre persönliche Theilnahme am Reformationsfeste auch verweigerten (die Kirche des Kantons Waadt theilt sich in vier Klassen oder Synoden); ferner das Schreiben der Generalversammlung der Schottischen Kirche, eben so das der orthodoxen Presbyterianischen Kirche Irlands; die Briefe verschiedener Französischer Consistorien und Geistlichen u. a. m. Zu dieser Klasse gehören keine Briefe aus Deutschland.

Zweiter Band: Liturgie und Reden. (Liturgie et sermons.) Die zwei Reden, welche in Beziehung auf Veredelsamkeit die größte Aufmerksamkeit erregen, sind die der beiden theologischen Professoren Chenevière und Munier. Herr Chenevière setzt in dem ersten — etwas kurzen — Theile die Hauptvorteile der Reformation auseinander: 1. Die Reformation hat an die Stelle der Tradition die Bibel gesetzt; 2. die Rechte der Geistlichkeit beschränkt; 3. die Moral gereinigt; 4. die freie Forschung gestattet. — Sodann geht er zu den besonderen Vorteilen über, welche die Reformation Genf gebracht hat: die Befreiung von dem Joche des Herzogs von Savoyen u. s. w. Herr Munier predigte über die Worte, 2 Timoth. 1, 14: „Diese gute Beilage bewahre.“ Nach seiner Ansicht besteht diese Beilage in dem Recht der freien Forschung (le droit d'examen); sodann spricht er sehr stark gegen die Intoleranz der orthodoxen Lehren. Auch in dieser Rede, wie in den übrigen, ist oft die Frage von politischer Freiheit, von den Fortschritten der Civilisation u. s. w. — übrigens fühlte die Geistlichkeit wohl, daß eine orthodoxe Predigt nicht könne weggelassen werden. Man wandte sich daher an Herrn Diodati, Pastor emeritus. Er zeigte nun, daß die Lehre der Erlösung die Basis der Reformation sey: doch vermied man die Rechtfertigung durch den Glauben, welche eigentlich die Reformation hervorgerufen hat, und nicht nur die Erlösung im Allgemeinen. Auch die Gottheit Christi wird nicht erwähnt, was man um so mehr vermied, da die Predigt an jenem festlichen Tage für Genf gehalten wurde. Der Redner wendet sich an die übrigen Geistlichen, gleich als ob sie den betretenen Weg nur fortzusetzen hätten. Diese Predigt, wiewohl etwas unentschieden für diesen Anlaß, ist, mit Ausnahme derer, die im Oratoire (der theologischen Schule) gehalten wurden, die einzige gläubige, welche in der Stadt und auf dem Lande bei der Reformationsfeier der Genfer Kirche gehört wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 20. April.

N^o 32.

Über Bücherverbote.

Herr Dr. Neander hat ein von dem Hohen Ministerio der geistlichen Angelegenheiten erfordertes Gutachten über die Frage herausgegeben, ob es rathsam sey, die Verbreitung von Dr. Strauß's „Leben Jesu“ zu verbieten, welches dahin geht, daß ein solches Verbot nicht rathsam, sondern sogar gefährlich sey. Wir sind mit diesem Resultate seines Gutachtens, so wie der Fall liegt, einverstanden. Die Gründe aber, welche ihn dahin geführt, fühlen wir uns gedrungen zu beleuchten, da sie Fragen berühren, welche grade jetzt vorzüglich wichtig, gleichwohl aber durch den Liberalismus und die kirchliche Auflösung der Zeit in Dunkel und Mißverständnisse verwickelt sind.

Herr Dr. Neander verwirft den Standpunkt des Buches durchaus, und die Ergebnisse desselben größtentheils; er spricht aus, daß dasselbe mit den geschichtlichen Grundlagen des christlichen Glaubens diesen selbst angreife; und daß dessen Tendenz auf Zerstörung der christlichen Kirche gehe. Zugleich erkennt er aber „den besondern Scharfsinn des Verfassers, sein kritisches Talent, seine Kenntnisse, seine geschickte Entwicklungsgabe, und die Offenheit und Ehrlichkeit an, mit der er unvorherzogen ausgesprochen, was Andere, von denselben Principien ausgehend, aus äußerlichen Rücksichten auszusprechen sich scheuen.“

Dann hebt er heraus, wie wenig in unserer Zeit Bücherverbote zu wirken pflegen, und wie leicht sie zu umgehen sind.

Dennoch hält er ein solches Verbot, ohne Rücksicht auf die Folgen für wichtig, als sittliche Handlung, als Ausspruch des „öffentlichen Gewissens“, wenn es gegen „populäre Schriften“ gerichtet ist, „welche von frivoler Gesinnung ausgehend, auf leichtfertige und frevelhafte Weise das Heilige profaniren, das religiöse oder sittliche Gefühl beleidigen und dasselbe im Volke zu zerstören bestimmt sind,“ indem solche Erzeugnisse unheiligen Sinnes der verdienten Schmach dadurch preisgegeben werden, was immer einen heilsamen Eindruck „im Volke“ zurücklassen werde.

Anders sey es mit Büchern wie dieses, die durch ihre Form und Methode die populäre Verbreitung vermeiden, und nur durch Gründe auf die „wissenschaftliche Ueberzeugung eines wissenschaftlichen Publikums“ wirken sollen. Hier erscheine Alles nur widerwärtiger Nachdruck, wenn nicht Gründe durch Gründe widerlegt werden. Der Stachel, der durch vernünftige Ueberzeugung in die Gemüther geworfen werden könne nur auf dieselbe Weise wieder gepöckelt werden. Wie könne dies aber geschehen, wenn das Buch verboten sey?

Auch sey das Buch von der Art, daß die Theologen es nach ihrem wissenschaftlichen Gewissen nicht ignoriren könnten.

Ein Glied der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft lasse sich, wenn es auch vom Urgen sey, nicht willkürlich herausnehmen. Es müsse wirken nach dem Gesetze der wissenschaftlichen Entwicklung, und dazu dienen, die Wahrheit fester zu begründen. Dies zu bewirken sey der Beruf der Theologen; aber dazu sey nöthig, daß der Kampf nur mit den Waffen der Wissenschaft geführt und alle Einmischung „fremder Macht“ fern gehalten werde, daß die Lehrer nur als „freie Organe der Wahrheit“ sich darstellen.

Endlich sey überhaupt das Princip einer Bevormundung des rein wissenschaftlichen Verkehrs von Seiten des „Staats“ dem Interesse der Wissenschaft sehr gefährlich.

Herr Dr. Neander ist, wie diese Ausführung ergibt, den Verböten antichristlicher Bücher nicht schlechthin entgegen. Als Aussprüche des „öffentlichen Gewissens“ läßt er sie, selbst abgesehen von ihren Folgen, als heilsam gelten. Bleiben wir zunächst bei der Betrachtung dieser Behörde stehen, vor welcher er solche Bücherverbote verweist.

Unter „öffentlichem Gewissen“ scheint das Urtheil über Heilig und Unheilig, Gut und Böse verstanden werden zu müssen, wie es in der „öffentlichen Meinung“ sich kund gibt. Es leuchtet aber von selbst ein, daß die öffentliche Meinung, abgesehen von ihrer Verbindung mit der christlichen Kirche, keine competente Richterin über die Frage ist, was heilig und unheilig ist und was das Heilige profanirt, und das religiöse Gefühl beleidigt. Eine heidnische öffentliche Meinung würde nichts unheiliger und anstößiger für das religiöse Gefühl finden, als die Anbetung des Gekreuzigten, und selbst die bei uns unter den Gebildeten herrschende öffentliche Meinung, welche aus Einflüssen des Christenthums, des Nationalismus, des Pantheismus und des Weltsinnes zusammengesetzt ist, wird an vielen Orten das religiöse und sittliche Gefühl für verletzt erklären, wenn nach der Schrift der Zorn Gottes über alles gottlose Wesen, wie das Alte und das Neue Testament ihn uns offenbart, die Erbsünde und ihre Folgen, die Geschichte der Glaubenshelden des Alten Bundes, des Herrn Befehl an Abraham, den Isaak zu opfern, und an Josua, die Canaaniter zu vertilgen, der Inhalt der Psalmen und des hohen Liedes, ja selbst die Grundlehre unserer Kirche von der stellvertretenden Genugthuung Christi und der Rechtfertigung durch den Glauben allein, als Gottes Wort gepredigt wird. Am meisten wird sich eine solche öffentliche Meinung aber grade dann empören, wenn diese Predigt von der Kanzel oder in Schriften in populärer Form erschallt, so daß sie die Herzen der Menge ergreift, ein Feuer darin anzündet, und Krieg dahin bringt, wo bis dahin salbiger Friede war. In Braunschweig wenigstens

hat eine öffentliche Meinung, welche das Christenthum verwirft und zum Rationalismus sich bekennt, sich so stark geltend zu machen gewußt, daß man ihr das Kirchenregiment übergeben, und einen Prediger, weil er mit ihr nicht übereinstimmte, aus seinem Amte entfernt hat. Und was würde der öffentlichen Meinung erst zuzutrauen seyn, wenn jene Stimme des jungen Deutschlands Recht hätte, welche den Pantheismus für die Religion der Gebildeten unseres Vaterlandes, über welche sie in der Stille eins seyen, für das öffentliche Geheimniß von Deutschland, erklärt, einen Pantheismus, der sich den Christen und Juden, den Rationalisten und Muhamedanern, ja selbst Voltaire'n, weil sie doch sämmtlich frömmelnde Deisten seyen, gleich feindlich entgegenstellt? Also nur in so weit sie christlich ist, kann die öffentliche Meinung bei der Frage, was heilig und was unheilig ist, in Betracht kommen; oder, mit anderen Worten, die öffentliche Meinung als solche ist hinsichtlich dieser Frage eine „fremde Macht,“ nur die christliche Kirche, welche das Wort und den Geist Gottes hat, ist die Bewahrerin des Heiligthums und die rechte Richterin, was wahre und was falsche Lehre, was heilig und was unheilig ist. Es ist daher auch nicht die Stimme der öffentlichen Meinung, sondern die oberste kirchliche Behörde, das Hohe Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, welches Herrn Dr. Neander sein Gutachten abgefordert hat.

Betrachten wir nun weiter, wie die Kirche dieses Gericht über Bücher auszuüben hat. Wir sehen dabei zunächst von der polizeilichen Seite der Bücherverbote, von deren Vollstreckung durch obrigkeitliche Gewalt ab. Das letzte Mittel der Kirche, ihre Urtheile zu vollstrecken, ist der Bann. Wie dieser sich zur Obrigkeit verhält, inwiefern er von dieser zu vollstrecken ist, erfordert eine besondere Erörterung.

Zuvörderst kann vor dem Richterstuhle der Kirche der Unterschied von wissenschaftlichen und populären Schriften nicht entscheiden. Es läßt sich dieser Unterschied nicht einmal durchführen: das Wissenschaftliche kann zugleich populär, das Populäre zugleich wissenschaftlich seyn. In welche dieser beiden Klassen gehören die kleinen Schriften, mittelst deren die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts die ganze Christenheit in Bewegung setzten, in welche die der Englischen Deisten, der Französischen Encyclopädisten? In welche Herrn Dr. Neander's kleine Schriften und die *Ev. A. Z.* selbst? In welche die Evangelien und Episteln des Neuen Testaments, die Schriften des Apostels Johannes des Theologen? Wo aber auch jener Unterschied scharf hervortritt, dem die Tendenz unserer Zeit auf Spaltung und Trennung dessen, was zusammengehört, so günstig ist, darf dennoch die Kirche die Exemption der wissenschaftlichen Schriften von ihrer Gerichtsbarkeit nicht anerkennen, vielmehr hat sie diese und die populären mit dem ihr zu treuem Gebrauche anvertrauten Maße zu messen. „Scharfsinn, Talente, Entwicklungsgabe, Offenheit und rücksichtsloses Aussprechen dessen, was Andere aus äußerlichen Rücksichten auszusprechen sich scheuen“ — lauter Eigenschaften, die Herr Dr. Neander in dem *Strauß'schen* Buche anerkennt, fehlen auch dem pantheistischen Mani-

feste des jungen Deutschlands, dem *Salon* nicht, obschon dieses Buch eine der frechsten Profanirungen des Heiligen ist, welche jemals durch den Druck verbreitet worden. Andererseits schüßt keine wissenschaftliche Form gegen die frivole Gesinnung und frevelhafte Leichtfertigkeit, wegen welcher Herr Dr. Neander die populären Schriften verbieten lassen will; ja, die Frivolität, der Frevel und die Leichtfertigkeit des Theologen, der, von der Kirche geboren, an ihren Brüsten gesäugt, durch theure Eide ihr verpflichtet, und ihr Brodt essend, dennoch vor ihrem Haupte sein Knie nicht beugen will, sondern sein ihm von demselben anvertrautes Pfund, sein Amt im Tempel, dazu mißbraucht, dem lebendig- und seligmachenden Gottesworte todes Menschenwort, dem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit Menschen- und Selbstvergötterung entgegen, und, so viel an ihm ist, den Gräuel der Verwüstung auf den Altar zu setzen, kann viel frivoler, frevelhafter und leichtfertiger seyn, als die des Bänkelsängers, der die Heiligthümer des Glaubens durch Poffen und Zoten befudelt. Wir haben achtzehn Jahrhunderte der Geschichte der christlichen Kirche vor uns; lernen wir daraus, lernen wir besonders von den erleuchtetsten und gesegnetsten der Wächter des Heiligthums, von den Reformatoren, von Augustinus und Athanasius, ja von den Aposteln selbst, wie die Kirche ihren Bindeschlüssel gebraucht hat. Nicht etwa nur die Schriften der Poffen- und Zotenreißer, sondern vorzüglich die Lehren und Schriften der Erzkaiser hat die Kirche in den Zeiten ihrer Kraft, unter Kämpfen und Leiden, zu denen nur der Geist Gottes sie tüchtig machen konnte, verdammt, Lehren und Schriften scharfsinniger und talentvoller Männer, welche durch „vernünftige“ Reden, durch „wissenschaftliche Überzeugung, ja durch einen Wandel vor der Welt glänzend, auch die Auserwählten (wo es möglich wäre) hätten verführen können. Keine Rücksicht auf solche Eigenschaften würde den Jünger, den Jesus lieb hatte, dessen Apostel- und Hirtenamt ganz in die Ermahnung aufgegangen seyn soll: „Kindlein, liebet euch unter einander“ bewogen haben, mit dem Cerinthus in demselben Badehaufe zu bleiben. Athanasius und Augustinus würden auf die Zumuthung nicht eingegangen seyn, den Arian und Pelagius von dem verwerfenden Urtheile der Kirche frei zu lassen, weil sie durch vernünftige Gründe auf die wissenschaftliche Überzeugung der Menschen zu wirken suchten. Und was würden Luther und Calvin erwidert haben, wenn Antinomier und Wiedertäufer aus einem solchen Grunde Duldung für ihre Schriften in der Kirche verlangt hätten? Hätte die Kirche in diesem Sinne das ihr anvertraute Gericht gehandhabt, so würde das Gold der reinen Lehre nicht bis auf uns späte Enkel herabgekommen seyn. Und noch weniger wird sie, wenn sie sich durch wissenschaftliche Form der Bücher der Irlehrer schon imponiren läßt und die vom Herrn ihr übergebenen Waffen streckt, den falschen Christus und falschen Propheten widerstehen können, welche nach des Heilands Verkündigung aufstehen und große Zeichen und Wunder thun werden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Die Reformationsfeier in Genf.) (Fortsetzung.)

Dritter Band: Conferenzen. Die Conferenzen, welche zwischen den Repräsentanten der auswärtigen Kirchengemeinschaften, den Mitgliedern der Genfer Geistlichkeit und anderen dem geistlichen Stande nicht angehörenden Fremden statt fanden, wurden besonders von den Repräsentanten aus der Schweiz und Frankreich besucht. Mit Ausnahme dieser letzteren (aus der Schweiz und Frankreich) wohnten als Deputierte die Herren Dr. Ammon, Bretschneider und Röhr; die drei Abgeordneten der Unitarier Irlands, Schottlands und Amerikas, die Herren Armstrong von Dublin, Yates von Glasgow und W. Chan-ning von New-Cambridge bei. Die Zahl der gläubigen Theilnehmer war gering; übrigens äußerten mehrere Geistliche, welche gekommen waren, um den Sitzungen der Evangelischen Gesellschaft beizuwohnen, den Wunsch, die Conferenzen zu besuchen, sofern sie diesen Besuch mit ihrem Zwecke verbinden könnten. Die Versammlung, bestehend aus 160 fremden Geistlichen und anderen Fremden, ferner aus ungefähr 140 geistlichen und weltlichen Mitgliedern der Genfer Kirche, wurde in der Kirche des Auditoire gehalten, woselbst am Fuße der Kanzel für den Präsidenten, Vice-Präsidenten und zwei Sekretäre ein erhöhter Sitz angebracht war. Die erste Conferenz (Sonntags), den gegenseitigen Begrüßungen, Glückwünschen u. s. w. gewidmet, bietet, außer der Erklärung von Seiten der Abgeordneten der vierten Synode des Kantons Waadt (Vordun), welche nach Genf waren gesandt worden, um für die evangelische Lehre ein Zeugniß abzulegen, wenig Interessantes dar. Die zweite Conferenz (Montags) wurde dazu bestimmt, um sich über den Zustand und die Fortschritte des Protestantismus zu besprechen.

Wir begnügen uns, nur einige Auszüge aus den verschiedenen bei jenem Anlasse gehaltenen Reden hier mitzutheilen.

Herr Dr. Ammon nahm zuerst das Wort, und sprach sich unter Anderem folgendermaßen aus (p. 229.): „Noch am Schlusse des verfloffenen Jahrhunderts spielten die symbolischen Bücher des sechzehnten Jahrhunderts eine sehr wichtige Rolle. Die Auctorität wird nun mehr durch die Freunde des Alten hervorgehoben und begünstigt (prônée et désirée) als durch gültige und treffende Gründe unterstützt. Es ist die gute, deutliche Bibelerklärung allein, auf die man zurückkömmt. Die biblische Sprachwissenschaft und die gesunde Vernunft (la bonne et saine raison) sind gegenwärtig die beiden Hauptinstrumente (instrumentum organiques) dessen, der an der Kirche arbeitet! Ganz nach den Grundsätzen der alten Gallikanischen Confession, die wir für eine der freisinnigsten ihrer Zeit halten, findet man das Wort Gottes nicht nur in der heiligen Schrift, sondern auch in der Natur, in der höheren Weltordnung (l'ordre moral des choses), in der Geschichte der religiösen Erziehung des Menschengeschlechts, in dem Munde der Propheten, und zuletzt in dem reinen Evangelium Christi, welches den Mittelpunkt und personificirt den Angel der himmlischen Wahrheit bildet. Der behauptete Unterschied zwischen theologischer und rationaler Wahrheit (vérité théologique et rationelle), noch von Luther selbst unterstützt, wird jetzt von allen aufgeklärten Protestanten Deutschlands verworfen.“ „Was das Verhältniß (commercium mutuum) zwischen der göttlichen und menschlichen Wahrheit betrifft, so kommen unsere weisen und denkenden Theologen ungefähr dahin überein, daß es ein doppeltes, ein historisches und rationales Princip gebe.“ Das historische Princip verlangt unbedingt (imperieusement) 1. gründliche Untersuchung über den Ursprung der heiligen Schrift, sowohl des Alten als des Neuen Testaments, wobei oft die höhere Kritik, d. h. die Inhaltsentwicklung (développement du contenu) dieser Bü-

cher, angewandt wird, um die Authenticität und die Abfassungszeit zu beweisen. So ist außer allem Zweifel, daß der Alttestamentliche Canon nicht früher als 150 Jahre vor Christo geschlossen wurde, was unseren Paläologen viel zu denken gibt. Was die Schriften des Neuen Testaments betrifft, so haben mehrere von unseren größten Gelehrten bewiesen und bewiesen, daß die Griechische Übersetzung des ursprünglich Hebräisch geschriebenen Evangeliums Matthäi nach und nach (successivement) Zusätze erhalten habe, und daß in dem Evangelium Johannis mehrere Stellen untergeschoben seyen. Nach demselben Princip verbindet man 2. mit der buchstäblichen Erklärung der Bibel, die allgemein angenommen ist, auch die kritische Interpretation, d. h. die vernunftgemäße, reale (raisonnée et réelle), geschöpft aus der Geschichte und der alten Philosophie. Die Rabbinen lehrten vormal: „Dies ist wahr, weil es geschrieben ist,“ jetzt aber spricht man mit Paulus (?): „Dies ist geschrieben, weil es wahr ist.“ So ist die Wahrheit, durch überzeugende Gründe dargelegt (vérité, démontrée par des raisons convaincantes), das Siegel der Inspiration und der Gültigkeit der heiligen Schrift u. s. w.“

Herr Dr. Röhr aus Weimar nahm sodann das Wort, und sagte unter Anderem, p. 233.: „Niemals hat mein der so ruhmvollen Sache des Protestantismus seit langer Zeit ergebener Geist mehr ihretwegen gefrohlockt, als da ich am ersten Tage dieses Festes so viele treffliche Männer, welche aus England, Irland, Frankreich, der Schweiz und anderen Gegenden und Ländern hieher gekommen sind, in einer — und zwar der Hauptsache ganz übereinstimmend fand, und sie einmüthig bejahen hörte, der eigenthümliche Charakter des Protestantismus beruhe darin, daß seine Lehrer sich fest an seinen constitutionellen Principien halten, in den theologischen Dogmen aber, welche die wahre und reine, durch Jesus Christus geoffenbarte Lehre nicht berühren, sondern vielmehr auf menschliche Sagenungen über dieselbe hinauskommen, den Gläubigen ganz freie Wahl lassen. Da ich nun dieses hier von allen Seiten vernahm, fühlte ich mein Inneres von großer, unaussprechlicher Freude erfüllt; denn eben diese Meinung hat sich auch mir als letztes Resultat einer mehr als vierzigjährigen Beschäftigung mit der Sache des Christenthums und der Kirche ergeben und sich immer so bewährt, daß ich überzeugt bin, wenn sie herrscht, werde auch die Sache des Protestantismus auf der Erde herrschen und alle, auch die gefährlichsten Feinde desselben, mit Glück überwinden. Denn was sollte ihr schaden können, wenn man ihre Hauptprincipien darin sucht, 1. daß alle christliche Religionserkenntniß aus der lauternden Quelle der richtig verstandenen heiligen Schriften und besonders aus den Reden Jesu Christi selbst über die himmlischen Wahrheiten zu schöpfen sey, mit Zurückweisung und Verachtung aller kirchlichen Überlieferung, welcher Zeit oder welcher christlichen Gemeinde sie auch eigenthümlich seyn möge, 2. daß der öffentliche Kultus so einzurichten sey, daß er je mehr und mehr die von Jesu Christo selbst geforderte Gestalt einer Anbetung im Geiste und in der Wahrheit erlange, das ist einer solchen, die der reinsten, durch Gesinnung und Wandel bewährten Frömmigkeit entspricht, 3. daß endlich die Kirchenverfassung dann erst dem Charakter der christlichen Religion entspreche, wenn sie die Freiheit der Glieder der Kirche auf keine Weise verlegt oder schwächt, sondern vielmehr, so weit es möglich ist, Allen willkommen und förderlich ist, und den Wandel Aller so gestaltet, daß die Bekenner des Namens Christi auch den Geist Christi an den Tag legen? Was braucht die christliche Religion und ihre durch die bloße Kraft des Protestantismus siegreiche Sache zu fürchten, wenn man die Summe ihrer Dogmen in dem sieht, worin Christus selbst sie setzte, wenn er lehrt, das sey das ewige Leben, oder die Grundlage und Bedingung alles den Menschen von ihm bereiteten Heils, daß sie den himmlischen Vater als den

allein wahren Gott und ihn als den, den er zu den Menschen gesandt habe, erkennen und gläubig verehren, in den übrigen religiösen Meinungen aber ihrem eigenen Urtheil überlassen seyen? —

Ferner sprach Herr Fontanès, Prediger in Nîmes, ein warmer Freund der Genfer Geistlichkeit, folgendes, p. 242 u. ff.: „Ich habe mir vorgenommen, theure Freunde und Brüder! euch über unsere Kirchen des mittäglichen Frankreichs, ihren Zustand und ihre Bedürfnisse Einiges mitzutheilen, in der Hoffnung, Belehrungen und Winke zur Förderung derselben von euch zu erhalten. Die Sache erscheint mir sehr wichtig, und ich halte es für meine Pflicht, ohne etwas zu verschönern, als vor Gott redend, die Wahrheit zu bezeugen. — Unser Gottesdienst wird im Allgemeinen von Männern wenig besucht; seit den großen Ereignissen der verfloffenen Jahre beschäftigen sie sich wenig mit religiösen Gegenständen: es scheint sogar, als hätten die Excesse der politischen Freiheit auch Excesse im Gebiete der Religion (*exces de liberté en politique, et en religion*) nach sich gezogen, und als wäre eine Art von Ungebundenheit in Beziehung auf die Religion als Resultat hervorgegangen. Die Frauen wohnen dem öffentlichen Gottesdienst in großer Anzahl bei, und jedes Jahr erhalten wir viele Ratschummen. Jedoch erscheint dies eher als Folge des herkömmlichen Gebrauchs wie als Wirkung einer tiefgegründeten Überzeugung, und wir können uns nicht verhehlen, daß in unseren protestantischen Kirchen eine allgemeine Lauheit und ein betrübender Mangel an Wärme und Leben herrscht. Es ist wahr, es sind in unsere Kirchen Fremdlinge gekommen, welche gearbeitet und selbst eine Erweckung hervorgerufen haben. Einige heilsame Bewegungen haben sie in unserer Mitte verursacht; die Aufmerksamkeit auf die Religion hingelenkt, Nachdenken darüber erweckt, als in mancher Beziehung wirklich Gutes gestiftet. Allein dies ist so ziemlich ihr ganzer Einfluß; sie haben wohl Einzelne angezogen, allein abstoßend für die Masse, ärgerliches Widerstreben erzeugt. Ich glaube daher, daß auf diese Weise eine allgemeine Erweckung nicht in's Leben gerufen wird; jene Leute haben zu viel gefordert und den Weg zu sehr verengt, anstatt alle Thüren zu öffnen. Ich bin daher überzeugt, daß das Lebensprincip für unsere Kirche anderswo gesucht werden muß.“ „Was die Stellung unserer Kirche zum Katholicismus betrifft, so bemerken wir, daß der Uebertritt zum Protestantismus seltener wird; was sich daraus erklärt, daß sich in unseren Ländern beide Confessionen einander gegenüber befinden; die beiden Heerlager sind scharf getheilt, und der Ueberläufer sind wenige. Der Protestantismus hat also in Frankreich wenig Fortschritte zu hoffen in Beziehung auf Bekehrung von Katholiken, und die Bewegung, welche sich seit funfzehn Jahren in ihrem eigenen Schoße zu erkennen gibt, verspricht auch keinen großen Gewinn, u. s. w.“

Herr Guillebert, Pfarrer in Neuchâtel, äußerte sich folgendermaßen p. 245 u. ff.: „Noch zehn Jahre, und es sind drei Jahrhunderte seit dem letzten Concil der Römischen Kirche verfloßen. Man hätte damals nicht geglaubt, daß drei Jahrhunderte später ein protestantisches Concil würde gehalten werden, — denn so kann man doch diese Versammlung nennen — und dies erste protestantische Concil wird ohne Zweifel nicht das letzte seyn. Die Lehrer der Römischen Kirche behaupten, wie man sagt, daß eine Häresie nicht länger als drei Jahrhunderte

bauern könne, was den baldigen Untergang des Protestantismus vorherzusagen würde. Wir wollen uns ihre Vorstellung aneignen. Diese Feier des dritten Jubiläums der Reformation beweist, daß der Protestantismus keine Häresie ist, und Alles, was wir hier sehen und hören, zeigt, daß er eine Zukunft haben wird. Wir haben gestern mit großer Beredsamkeit von dem Lebensprincip reden gehört, welches sich im Schoße der protestantischen Kirche regt. Die Bestimmung des Protestantismus ist schön, er soll aus allem dem Gewinn ziehen, was eine andere Kirche verliert. Er scheint berufen zu seyn, alle diejenigen aufzunehmen, welche religiöser Überzeugungen bedürfen, bis jetzt aber keine gehabt haben, oder an solchen keinen Geschmack finden konnten, die mit dem Zeitgeist nicht übereinstimmen, oder die ihnen aufgerungen werden sollten. Er gleicht einem großen Netze, welches ein zahlloses Volk von Gläubigen (!) aufnehmen soll u. s. w.“ — S. 249.: „Wir wollen auch die Dinge erwähnen, deren der Protestantismus nicht bedarf. Er bedarf 1. keiner Glaubensbekenntnisse, die immer nur Menschenwerk sind, und solche Nachwerke im Gebiete der Religion können nur den Verfasser selbst verpflichten.“ — S. 252 u. ff.: 2. Bedarf er keiner Missionare für das Festland. Sie können einzelne gute Wirkungen, ein gewisses religiöses Leben in Einzelnen hervorbringen, allein — wie einer der Geistlichen vor mir sehr richtig bemerkt hat — sie wenden sich nicht an das Volk“ (*ils ne s'adressent point aux masses*). — 3. Bedarf der Protestantismus keiner religiösen Zeitschriften, denn sie haben den großen Nachtheil, daß sie leicht Theologisches in das Religiöse einfließen lassen. Es ist kein Zweifel, sie beschäftigen sich im Grunde mit denselben Gegenständen, allein die Verschiedenheit der Art und Weise, in der sie sich damit beschäftigen, läßt auch eine große Verschiedenheit unter ihnen selbst erkennen, und Manchem scheinen Religion und Theologie in gegenseitigem Widerspruche zu stehen. Man hüte sich wohl, den Menschen die Ansicht einzuschärfen, daß man die Wohlthat der Offenbarung nur insoweit fassen könne, als man tief in ihre Geheimnisse eindringe, und sich abmühe, das Warum? und Wie? der Dinge, die sie lehrt, zu erforschen, u. s. w.“ —

Herr Pfarrer Durand von Castres (Südfrankreich) p. 268.: „Seit dem Jahre 1830 möchte man glauben, daß Reformirte wie Katholiken in Frankreich ihre Stellung und Rollen vertauscht haben. Vor dieser Epoche glaubte sich die Katholische Kirche gänzlich sicher, indem sie sich auf den Schutz des Staates verließ; die protestantische Kirche hingegen glaubte sich bedroht, und war sehr bedacht, ihre Interessen wahrzunehmen. Gegenwärtig aber haben sich die Protestanten ihrer Stellung versichert; sie hielten ihre Sache für gewonnen, und daher kommt ihre Gleichgültigkeit und ihr Nachlassen im Eifer. Allein die Katholische Kirche ihrerseits verdoppelt indessen ihre Thätigkeit; wenn sie nicht Alles verschlingt, so sieht sie sich bedroht, verfolgt. So steht es mit dem Katholicismus seit 1830. Daher die verdoppelten Anstrengungen dieser Kirche, um sich fester zu constituiren, und ihren alten Einfluß wieder zu gewinnen. Der öffentliche Unterricht steht nicht mehr unter ihrem unmittelbaren Einfluß, nun sucht sie Gegengewicht zu halten, z. B. durch Errichtung von Privatinstitutionen neben öffentlichen Schulen, u. s. w.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 23. April.

N^o 33.

Über Bächerverbote.

(Fortsetzung.)

Herr Dr. Neander erklärt sich so bestimmt gegen die Wiedereinführung des heidnischen Unterschiedes von esoterischer und exoterischer Religionslehre in die christliche Kirche; zu diesem Unterschiede drängt aber der von Gott entfremdete Menschengest, sich selbst überlassen, immer wieder hin; und er muß sich unausbleiblich wieder einstellen, wo die Kirche eine Theologie anerkennt, die sich ihrem Urtheil und ihrer Zucht entzieht, wo nach Dr. de Wette's Rath das Urtheil über die Lehre der Theologen dem Geiste der Zeit, und das über die Lehre des einzelnen Predigers — (nach Art der Independenten und des Braunschweigischen Verfahrens in der Geibel'schen Sache) — der Mehrheit seiner Gemeinde überlassen wird (theol. Studien und Kritiken Jahrg. 1831, 2tes Heft p. 238.). Riesenschritte zur Feststellung des Unterschiedes von esoterischer und exoterischer Religionslehre hat Schleiermacher schon gethan, wenn er die Lehre vom Teufel und von Gottes Barmherzigkeit aus der Dogmatik hinweg und jene auf das „homiletische und dichterische Sprachgebiet,“ diese in die kirchlichen Gesänge verweist [eben daselbst p. 242. 243.]. Es entsteht alsdann eine Religion (oder viele Religionen) der Gelehrten, und allenfalls ihrer Leser, und eine andere des Pöbels, die ebenfalls ohne Einheit und Haltung ist, wie wir dies bei den Heiden sehen. Es verschwindet eine der schönsten Eigenthümlichkeiten des Christenthums, die Verbrüderung der verschiedenen Stände durch den Glauben, diese einzige Quelle der wahren Freiheit und Gleichheit, welche der blinde Liberalismus so eifrig sucht, wo sie nicht zu finden ist; die schroffste Scheidung, die es unter Menschen gibt, die zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zerschneidet Kirche und Staat, und reißt auseinander, was Gott zu gegenseitigem Segen verbunden hat. Eine solche Spaltung können wir dem Anfange nach überall sehen, wo die Kirche sich innerlich auflöst, und würden sie in der Gräßlichkeit des heidnischen Kastenwesens vollendet sehen, wo sie sich ganz aufgelöst hätte. Denn nur die Kirche kann diesen Gegensatz vermitteln, weil ihr die Weisheit anvertraut ist, die der himmlische Vater den Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hat, und weil sie ihre Glieder zu der ursprünglichen Menschenwürde erneuert, nämlich sie zu Königen und Priestern vor Gott macht, und so in den Genuß der wahren Menschenrechte, der rechten Freiheit und Gleichheit wieder einsetzt.

Es ist auch nicht richtig, daß wissenschaftliche Bücher nur durch wissenschaftliche Überzeugung und nur auf ein wissenschaftliches Publikum wirken, und darum ist auch der Schluss

unrichtig, daß ihnen nur durch wissenschaftliche Überzeugung entgegengewirkt werden müsse. Die Verfasser und die Leser der wissenschaftlichen Bücher sind Menschen, und jene wirken auf diese durch alle die Mittel ein, durch welche überhaupt Menschen auf Menschen einwirken, also außer der wissenschaftlichen Überzeugung namentlich auch durch das Gewicht ihrer Auctorität, welches besonders dann bedeutend ist, wenn sie Lehramter an Universitäten oder Kirchen inne haben, also die Auctorität der Kirche zu ihrer persönlichen hinzukommt. Sie wirken auch nicht bloß auf das wissenschaftliche, sondern auch auf das unwissenschaftliche Publikum, auf die gesammte Kirche ein. Was wäre die Wissenschaft, was wäre die Theologie, wenn die Gelehrten nur für Gelehrte, die Theologen nur für Theologen lehrten und schrieben? Wo bleibt die Kirche bei dieser Einsperrung der Theologie in die Mauern der abstrakten Wissenschaft? Man ist freilich neuerlich in dieser Abstraktion sehr weit gegangen. So wurde im Jahre 1830 für die Professoren der Theologie unter der Firma der Wissenschaft die unbeschränkte Lehrfreiheit in Anspruch genommen; nichts desto weniger sollten die von diesen freien Professoren vermöge ihrer von der Kirche ihnen verliehenen ausschließlichen Lehrprivilegien unterrichteten und examinirten Prediger an die Formulare der Agenda und an die Dogmen der Kirche gebunden bleiben. Wo wäre, selbst auf den Gebieten des Staats, wo man den Druck des Gesetzes doch noch eher zulassen muß, als auf denen der Kirche, ein Zwangs- und Bannrecht zu finden, welches an grausamer Härte dem solcher souveränen Theologen gleich käme? Hoffentlich sind solche höchst unwissenschaftliche Absurditäten durch unsere damaligen Erörterungen bis zur Evidenz widerlegt worden. Wir schließen daher umgekehrt: weil wissenschaftliche Bücher nicht bloß durch wissenschaftliche Gründe und nicht bloß auf ein wissenschaftliches Publikum wirken, so darf ihnen, sofern sie Irrlehren enthalten, nicht bloß durch wissenschaftliche Gründe, sondern es muß ihnen auch auf andere Weise, namentlich durch die Auctorität und das Urtheil der Kirche entgegengewirkt werden, besonders alsdann, wenn die Verfasser selbst kirchliche Lehramter bekleiden, und daher die Auctorität der Kirche zur Geltendmachung ihrer Irrlehren gemißbraucht haben. Auch solche Bücher müssen der „verdienten Schmach,“ wie Herr Dr. Neander sich ausdrückt, preisgegeben werden, auch hinsichtlich ihrer bedarf die Kirche mit ihren Gliedern, — Herr Dr. Neander sagt: „das Volk,“ — des „heilsamen Eindrucks,“ der, nach seinem Gutachten, von der öffentlichen Verwerfung der „Erzeugnisse unheiligen Sinnes“ zu erwarten ist. Als „willkürliche Machtsprüche“ aber werden solche Urtheile der Kirche alsdann nicht erscheinen, wenn ihre Theologen, ihrem eigensten Berufe

gemäß, dieselben wissenschaftlich begründen, wie dies in der christlichen Kirche zu allen Zeiten und durchaus nothwendig geschehen ist. Diejenigen, welche in der Kirche das Regiment führen, können der Wissenschaft, des Rathes der Theologie nicht entbehren; aber daraus folgt nicht, daß die Theologie von der Kirche unabhängig und nicht ihre Dienerin wäre. So ist ein König oberster Richter in seinem Lande, ohne selbst Jurist zu seyn; er bedarf aber der Juristen, um ihm Rath zu geben; ohne solchen Rath, ohne gründliche Erforschung des Rechts würden seine Urtheile auch „willkürliche Nachtsprüche“ seyn. Aber so wenig die Juristen selbst oberste Richter, noch, als solche, überhaupt Richter und unabhängig vom Könige sind, eben so wenig darf die Theologie einen unabhängigen Richterstuhl neben dem der Kirche aufschlagen. Im Dienste der Kirche besteht eben die von aller Willkühr gereinigte Freiheit, der rechte Adel, die wahre Majestät dieser Königin der Wissenschaften. Wenn die Theologen die Kriege des Herrn führen, wenn sie Streiter der Kirche sind, wenn die Leiden, die Kämpfe, die Siege der Kirche ihre Leiden, ihre Kämpfe, ihre Siege sind, so weheth ein ganz anderes Leben, ein ganz anderer Geist — der Feuergeist, der am Pfingstfeste ausgegossen wurde — durch ihre theologischen Forschungen, durch ihre Polemik gegen die Irlehrer, als wenn sie in dem kühlen Schatten ihrer Museen einen „rein wissenschaftlichen Verkehr“ treiben, wie ihn auch die heidnischen Philosophen unter sich hatten. Man reducire die Polemik der Apostel, der Kirchenväter, der Reformatoren auf einen solchen rein wissenschaftlichen Verkehr, was bleibt davon übrig? Wir führen also die Sache der Theologen selbst, wenn wir sie, statt der inneren und äußeren Ohnmacht und Isolirung, der sie auf dem Standpunkt der abstrakten Freiheit verfallen, für den Dienst der Kirche, der ein Dienst Gottes selbst, mithin die rechte, wirkliche Freiheit ist, in Anspruch nehmen.

Eine besondere Erwägung verdient noch, was Herr Dr. Meander von der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft, den Gliedern dieser Entwicklung, ihrem nothwendigen Zusammenhange mit dem Ganzen, und den Gesetzen und Kämpfen sagt, nach welchen und durch welche diese Entwicklung vor sich gehe. Die „Wissenschaft“ erscheint in dieser Darstellung als ein selbstständiges Ganzes, von welchem die Irlehre selbst ein Glied ist, das nicht herausgenommen werden darf, sondern wirken muß, und, wenn man nur der „Entwicklung“ ihren Lauf läßt, das Ganze vollenden hilft. Stellen wir diesem Organismus der Wissenschaft den Leib der Kirche gegenüber. Auch dieser wächst und entwickelt sich an seinem Haupte Christo, aber was „vom Argen ist,“ Irlehre und Sünde, ist kein Glied, sondern eine Krankheit, ein Auswuchs, eine böse Pestbeule dieses Leibes, ein um sich fressender Krebs, wie der Apostel sich ausdrückt. Einer Entwicklung bedarf allerdings auch die Krankheit, und ist diese überwunden, so wird eben dadurch die Gesundheit befestigt, der ganze Leib erfrischt. So hat sich an der ganzen Reihe der im Laufe der Zeit überwundenen Irlehren das Dogma der Kirche immer vielseitiger entwickelt und fester

begründet. Aber wir dürfen den Wachsthum des gesunden Leibes und die Entwicklung der Krankheit nicht verwechseln. Diese ist ein Ringen des Lebens mit dem Tode, welche den armen sterblichen Leib sich streitig machen, und wobei dieser durch Leiden, Krämpfe und Todesgefahr hindurchgeht. Die bloße Entwicklung der Krankheit, der bloße Kampf zwischen dem in dieser beginnenden Tode mit dem noch im Leibe befindlichen Leben, reicht auch nicht immer aus, das Leben zu erhalten; der Arzt muß hinzukommen, er muß schneiden und brennen, um der Zerstörung ein Ziel zu setzen, er darf oft selbst die Glieder, die noch leben und Schmerz empfinden, nicht verschonen, um nur den Leib zu retten. Der Streit des heiligen Geistes, des Lebens, mit den Pforten der Hölle, dem Tode, um den kranken Leib der Kirche, ist von gleichen Leiden, Krämpfen und Todesgefahren für diese umgeben; auch dieser Leib bedarf des himmlischen Arztes, seines Messers, seines Feuers. Von diesem allen scheint bei der Entwicklung des Organismus der Wissenschaft nichts vorzukommen; sie schreitet stetig fort, wie der Keim zur Pflanze, die Knospe zur Blüthe wird. Der Gegensatz zwischen Gut und Böse, zwischen dem heiligen Gott und dem Mörder und Lügner von Anfang, dieser Gegensatz, bei dem jeder Adamssohn so nahe theilhaftig ist, der Mark und Bein durchschneidet, den Tod des alten Adam fordert und den ruhigen Entwicklungsgang durch die gewaltsamsten Erschütterungen stört, ist auf den heiteren Höhen der Wissenschaft nicht zu finden; das Arge selbst ist nicht mehr arg, sondern zur harmonischen Entwicklung des Ganzen erforderlich, wie die Dissonanz, die zur Consonanz fortschreitet, wie der Schatten, der den Effect des Lichts erhöht. Man braucht nur dem Geseze der wissenschaftlichen Entwicklung Raum zu geben, und Alles wird sich am Ende in Wohlgefallen auflösen. Diese Auffassung des Argen erinnert an die Schleiermachersche Lehre, nach welcher das Gesez „das voraneilende Erkennen des Schönen und Guten“ ist, die Sünde aber das langsame Zurückbleiben des Willens hinter diesem im Verstande gegebenen Geseze und Bilde der Vollkommenheit, also das Böse gleichsam der Kindheitszustand des Guten, wo dann allerdings nur eine Entwicklung nach inwohnenden Gesetzen nöthig wäre, um es zu seiner Mannheit zu befördern, d. h. es in Gutes zu verwandeln. In diesem Sinne sieht Schleiermacher Gesez und Sünde als „Zusammenfügung der menschlichen Natur“ an, nennt „Verderbtheit und Unvollkommenheit einander erläuternde Bezeichnungen des Zustandes, aus dem wir erlöst werden müssen,“ und erklärt, ganz consequent, die Erlösung für „Ein und Dasselbe mit dem Rathschlusse, die Menschen zu schaffen“ (zweite Adventpredigt in der Sammlung: Christliche Festpredigten, Berlin 1826).

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Die Reformationsfeier in Genf.) (Fortsetzung.)

Herr Pfarrer Bauty, einer der Repräsentanten der vierten Klasse des Canton Waadt (Yverdon) p. 272.: „Herr Pfarrer Fontandes von

Nimes hat an uns eine ernste Aufforderung ergehen lassen, ich halte es für meine Pflicht, ihm zu antworten. Wie werden wir den Protestantismus zum Leben bringen, und die Frömmigkeit in die Herzen des Volks zurückrufen? Auf keine andere Weise, als wenn wir den Weg betreten, den uns die Reformatoren bezeichnet, und auf welchem Gott sie befähigt hat, Großes zu vollbringen, durch die Predigt von der ganz freien Gnade durch das Blut Jesu Christi, unseres Erlösers, wahrer Gott und wahrer Mensch. Was war es, das unsere Väter einst mit so glühendem Eifer erfüllte, sie so viele Leiden standhaft ertragen ließ? Wodurch konnten sie so viele Angriffe aushalten, ja selbst Schaffot und Scheiterhaufen bestiegen, und der Welt das erhabene Schauspiel gewähren, welches gestern mit so großer Beredsamkeit in euern Kirchen geschildert wurde? — Es war die Kraft der Lehre vom Kreuz! Und hat das Evangelium von seiner Kraft verloren? Keineswegs, denn es kommt von Gott. Und noch heute hat es dieselbe Gewalt, wie ehemals! So predigt denn Jesum Christum, gestörten uns unserer Sünden willen, und auferweckt zu unserer Rechtfertigung!“ — „Es sey mir erlaubt, noch Einiges zu erwähnen, was mein Land betrifft. Niemals hat unser Kanton die heiligen Lehren der Reformation aufgegeben, aber es gab eine Zeit des Schlafes, in welchen Jeder mehr oder weniger versunken war. Dann kam jene merkwürdige Bewegung, welche ich, in der Sprache meiner Überzeugung, die religiöse Erweckung (le réveil religieux) nenne. Das Gerücht davon drang zu den Ohren des Volks, der Akademie, der Geistlichkeit, verbreitete sich überall, und ich theilte die Furcht, die ich rings um mich her gewahrte. Als aber der Herr mich erleuchtete, verstand ich, was ich vorher nicht zu schätzen mußte, und von diesem Augenblick an sah ich Früchte meiner Amtsführung.“

In dieser zweiten Sitzung wurde von der Genfer Geistlichkeit die Geschichte ihrer Kirche auseinandergesetzt. Mehrere Ungenauigkeiten lassen sich nicht verkennen. Wir führen folgende merkwürdige Stelle an. S. 283. sagt der Bericht: „Im Jahr 1725 hat Genf jedes Glaubensbekenntniß vertilgt“ (abolit toute confession de foi), und zur Bestätigung fügt er hinzu p. 284.: „Von da an wurde den Candidaten des Predigtamts bloß folgende aus den Kirchengesetzen (ordonnances ecclésiastiques) gezogene Formel vorgelegt: „Ihr erklärt euch, über der Lehre der heiligen Propheten und Apostel zu halten, so wie sie in den Büchern des Alten und Neuen Testaments enthalten ist, von welcher Lehre unser Katechismus den Hauptinhalt enthält.“ — Dieser Katechismus ist der Calvinische. Alle, die ihn oder wenigstens den Glauben und den Geist des Verfassers kennen, werden zugeben müssen, daß dieses symbolische Buch auch ein Glaubensbekenntniß (confession de foi) sey, und vielleicht einen noch bestimmteren Charakter als alle übrigen, z. B. als unser Heidelberger Katechismus (das Deutsch-Reformirte Glaubensbekenntniß), trage.

Und auf diese vorgebliche Thatsache der Vertilgung (abolition) der Confessionen — gründeten die Genfer Geistlichen ihre ganze Predigt am Reformationseste; ihre Freiheit, Alles zu lehren, was ihnen gut dünkt, — wenn sie nur sagen können, sie haben es in der Bibel gefunden; — ferner ihre Unabwiesbarkeit gegen diejenigen Geistlichen, welche dem Glaubensbekenntniß der Reformation gemäß lehren und handeln.

Dritte Konferenz. Während jene Predigten und Konferenzen gehalten wurden, fanden andere Predigten und Versammlungen im Oratoire der theologischen Schule statt. Evangelische Geistliche aus Genf, Frankreich und dem Kanton Waadt predigten nach einander am Sonnabend, Sonntag und Montag. Man spürte das Wehen und die Kraft des Geistes Gottes. Die christliche Salbung, die besonders einige dieser Reden in hohem Grade besaßen, drang in die Herzen der zahlreichen Zuhörer. In der einen (am Sonnabend) — über 2 Petr. 3, 18.: „Wachset

aber in der Gnade und Erkenntniß unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi“ — wurde gezeugt, wie sich das Fest, welches gefeiert wurde, nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auch auf die Zukunft beziehe, und wie jedes Glied der ganzen christlichen Kirche sich unaussprechlich umbilden und erneuern solle durch den heiligen Geist. Ein anderer Prediger (Sonntag Morgen) zeigte die Erste Gestaltung der Kirche, sodann ihre Verunstaltung und endlich ihre Reformation (déformation et réformation), und in dieser Reformation wieder die Umgestaltung, aber auch die Erneuerung (dégénération et régénération) der Kirche. Unter den übrigen Reden war besonders Eine, gehalten von einem Landgeistlichen des Kantons Waadt, durch ihre Einfachheit und Kraft ergreifend, über die Worte des Herrn an Paulus (Apostelgesch. 18, 9. 10.): „Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht, denn ich bin mit dir, und Niemand soll sich unterstellen, dir zu schaden; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.“ Diese beiden letzteren Reden wurden gedruckt. Jene glücklichen Stunden brachten wieder in Erinnerung die Axt eines christlichen Freundes aus der Ferne, welcher das Oratoire verglich mit der Kapelle (später in eine Kirche, Anastasii genannt, verwandelt) in Konstantinopel, von Gregor von Nazianz errichtet zu einer Zeit, wo der Arianismus von allen Kanzeln herab gepredigt wurde; eine Kapelle, von welcher aus die orthodoxe christliche Lehre auferstand, und sich über die ganze Stadt verbreitete.*

Am Dienstag vereinigte sich die Evangelische Gesellschaft zu einer Generalversammlung. Eine große Zahl von Geistlichen und christlichen Freunden der Schweiz, Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten hatten sich eingefunden. Am Ende schon zwei Stunden früher war die dritte Konferenz im Auditoire eröffnet worden, und von dieser haben wir noch einiges zu sagen.

Der getroffenen Abrede gemäß sollte man sich mit demselben Gegenstande beschäftigen, welcher schon in der zweiten Konferenz behandelt wurde, allein man ging ganz davon ab. Die Geistlichen der Evangelischen Gesellschaft, Gründer der theologischen Schule, die Herren Gaussen, Merle d'Aubigné und Galland, damals im Oratoire versammelt, waren der Gegenstand der Verhandlung. Die Maaßregeln, welche von der rationalistischen Partei gegen diese Herren genommen wurden, sind bekannt; so die Absetzung des Herrn Gaussen von seinem Amte als Pfarrer (welches Loos die übrigen dieser Geistlichen auch getroffen haben würde, wenn sie nicht im Auslande angestellt gewesen wären). Das offizielle Absetzungs-Dekret, Herrn Gaussen betreffend, zeigt deutlich, daß die Verkündigung einer anderen Lehre, als der der Genfer Geistlichkeit (vénérable Compagnie) die Ursache davon war. Die Gründung einer theologischen Schule ist nach der Genfer Constitution ganz legal.

Herr Pfarrer Bauty, zweiter Abgeordneter der Synode von Yverdon, begehrte gleich anfangs der dritten Konferenz das Wort, und sprach, p. 305.: „Bei den lieblichen Eindrücken, welche dieses hohe Fest, und besonders diese brüderlichen Zusammenkünfte, machen, muß es doch für uns Alle ein betrübender Gedanke seyn, in unserer Mitte einige Brüder zu vermissen, welche durch traurige Vorfälle auch entfremdet wurden. Ich möchte euch einen Vorschlag thun, dessen Ausführung gewiß sehr viel zur heiligen Freude dieses so schönen Festes beitragen würde. Es handelt sich jetzt darum, gegen Brüder der Liebe zu beweisen, welche sich nicht fürchtet, den ersten Schritt zu thun. In dieser Absicht nehme ich mir die Freiheit, euch folgenden Vorschlag zu machen. Ich wünschte nämlich, daß Mitglieder dieser Versammlung zu den Herren Gaussen,

*) S. Neander's Geschichte der christlichen Religion 2ter Bd. S. 883—886.

Galland und Merle d'Aubigné gesandt werden möchten, um sie einzuladen, als Brüder in unseren Kreis zu treten, um Worte der Versöhnung und des Friedens zu hören und zu sprechen.

Der Präsident der Conferenzen und Moderator der Geistlichkeit von Genf, p. 306 und 307.: „Ich bitte unsere Brüder, die Pfarrer auswärtiger Kirchen, zu glauben, daß die Gefühle von Liebe, welche der so eben gemachte Vorschlag voraussetzt, sich wirklich in den Herzen der Pfarrer der Genfer Kirche finden, allein er stellt Fragen auf, welche, meiner Ansicht nach, nicht vor diese Versammlung gehören, sondern wesentlich die innere Disciplin unserer Kirche angehen.“ —

Herr Prof. Choisy, Sekretär der Geistlichkeit, p. 308.: „Die Vénérable Compagnie muß sich jeder Art von Abstimmung (votation) von Seiten der Versammlung, eine solche Frage betreffend, widersetzen: sonst käme es noch dazu, daß diese Versammlung über das Schicksal und die Existenz dieser Compagnie abstimmen würde; indem wir uns hier versammelt haben, konnte Niemand voraussetzen, daß wir eine Versammlung bilden würden, um über etwas zu entscheiden, was bloß Privatsache einer Kirche ist, u. s. w.“

Herr Defan Rust von Neuchâtel, p. 309.: „Ohne Annäherung einer Rechtebegründung, welche sie nicht hat, könnte diese Gesellschaft, in dieser Sitzung selbst, einige Abgeordnete aus ihrer Mitte ernennen, um jenen Herren die von Herrn Pfarrer Bauty vorgeschlagenen Bedingungen vorzulegen; würden sie dieselben, wie ich hoffe, genehmigen, so würde wenigstens die Suspension von Feindseligkeiten daraus erfolgen, was schon ein großer Gewinn wäre, — der erste Schritt zu einer späteren gänzlichen Versöhnung.“ —

Herr Feyer, Pfarrer in Genf, p. 310.: „Ich nehme das Wort, um die Bemerkungen des Herrn Prof. Choisy zu unterstützen. Ich glaube, daß jede Abstimmung in dieser Versammlung, — das Resultat mag seyn wie es will, — gefährlich seyn würde. Käme man überein, nichts zu thun, so möchte man leicht von uns glauben, wir seyen nicht von christlichen Gefühlen der Liebe befeet. Nehmen wir Herrn Bauty's Vorschlag an, so kommt die Compagnie in Verlegenheit, sofern nicht die Bedingung hinzugesetzt wird, daß jene drei ausgeschlossenen Geistlichen die Auctorität der Compagnie anerkennen, und sich in ihre Disciplin fügen sollen.“

Herr Pfarrer Barde von Genf, p. 312.: „Es ist noch eine andere Frage, welche meines Erachtens den übrigen allen vorangeht, nämlich die der Einheit der Protestantischen Kirche. Ich bin zu sehr ergriffen von allem dem, was in diesen Versammlungen von Mitgliedern der Protestantischen Kirchen gesprochen wurde, welche zwar aus der Ferne gekommen sind, allein der Bibel gemäß sich als Brüder begrüßt haben, als daß ich nicht den heißen Wunsch hegen sollte, etwas von diesem brüderlichen Geiste auch in dem Kreise der Geistlichen unseres Vaterlandes wahrzunehmen. Ich möchte daher darauf antragen, die Fragen über Disciplin bei Seite zu lassen, und zu beschließen, daß der Wunsch, den ich ausspreche, von unserer Seite den Gliedern der Evangelischen Gesellschaft mit dem Ausdruck der christlichen Liebe mitgetheilt würde, damit auch sie ihrerseits in unsere Mitte treten, um uns Brüder im Sinne der Bibel zu nennen, jedoch ohne daß dieses Wort der Freundschaft die Verpflichtung mit sich führe, einer unserer gegenseitigen Ansichten entsagen zu müssen.“

Herr Pfarrer Sachard von Mühlhausen im Elsaß, p. 313.: „Der Vorschlag des Herrn Bauty hat auch bei mir Anklang gefunden, und

in meiner Stellung als Französischer Pfarrer glaube ich die allgemeine Stimmung meiner Amtsbrüder in Frankreich nicht besser ausdrücken zu können, als wenn ich mich dem Wunsche nach Frieden und Annäherung anschließe.“ — „Ich unterstütze den Vorschlag, so wie er von Herrn Pfarrer Barde modificirt wurde. Ich möchte nur wünschen, daß ohne Verzug eine Commission aus Geistlichen verschiedener Länder ernannt werde, um eine Einladung in jenem Sinne abzufassen, und sie sofort den Gliedern der Evangelischen Gesellschaft, welche sich gegenwärtig auch versammelt haben, zu übersenden.“

Herr Pfarrer Lardy von Neuchâtel: „Ich schließe mich an den so eben gemachten Vorschlag an, weil er mir ganz in dem Interesse der Vénérable Compagnie und der Religion zu seyn scheint.“

Herr Bouvier, Pfarrer in Genf: „Bevor die Compagnie über den in dieser Absicht zu thunenden Schritt entscheidet oder ihn billigt, muß zuerst ihre Lage mit den Thatfachen, die sie hervorgerufen haben, geprüft werden. Wäre die Intoleranz unserer Kirche eigenthümlich, d. h. wäre sie an eine Confession, welche sie mit Strenge handhabte, gebunden, so würde die Trennung leicht zu begreifen seyn. Allein wegen Meinungsverschiedenheit stoßen wir Niemanden zurück.“ (S. 318.: „Es ist an ihnen (den drei genannten Geistlichen), uns ihre Brüder zu nennen, dann wollen wir ihnen mit Freude die Hand bieten. Kommen sie zu uns und erkennen uns als Christen, so werden wir sie mit großer Herzlichkeit (la plus vive Sympathie) aufnehmen. Dies ist der Schritt, der allein zum Frieden und zur Versöhnung führen kann; ich kenne kein anderes Mittel. Was wollen wir Anderes thun?“)

Herr Pfarrer de Perrot von Neuchâtel, p. 320 u. 321.: „Ich verlange keine genaue Untersuchung, von welcher Seite und auf welche Weise mag gefehlt worden seyn: ich will zugeben, daß der Fehler dorthin, welche die Spaltung herbeigeführt haben, der größere sey. Aber grade hier läßt sich das Wort anwenden: Seyd vollkommen, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Nach der Äußerung des Herrn Pfarrer Bouvier scheint mir, es handle sich allein darum, von welcher Seite der erste Schritt gethan werden müsse. Wäre es nicht traurig, wenn aus diesem Grunde unsere Bemühungen vereitelt würden? Wir haben zu bedenken, daß es sich von einem Wunsche handelt, welcher ausgesprochen werden soll, und nicht von einer Entscheidung. Erwägen wir wohl, daß die gegenwärtige Gelegenheit einzig günstig ist, und daß die zu hoffende Wirkung größtentheils von dem jetzigen Augenblick abhängt. Könnten wir nicht eine Commission ernennen, welche die Frage bis in's Einzelne prüfte, und die zugleich Schritte thun könnte, welche zu einem endlichen Vergleich führen! Wir wollen doch diesen günstigen Augenblick, den uns Gott in seiner Güte darbietet, nicht ohne zu handeln vorbeigehen lassen! Gestern noch sprach ich Herrn Gausson, und jemehr ich seinen edlen ergebenen Sinn bewundere, desto mehr muß ich seine Abwesenheit beklagen.“ —

(Schluß folgt.)

*) Die Genfer Geistlichkeit gestattete wohl, daß zwei oder drei gläubige Mitglieder in ihrer Mitte seyen, allein so wie sie frei ihrem Glauben gemäß handelten, würden sie ausgeschlossen werden. So hat die Geistlichkeit unlängst eine Übersetzung des Neuen Testaments herausgegeben, worin die auf die Gottheit Christi beziehenden Stellen unrichtig übersetzt sind. Die gläubigen Mitglieder hätten sich öffentlich dagegen erklären sollen, um der Verantwortlichkeit entgehen zu seyn; hätten sie es gethan, so würden sie aus der Compagnie haben ausreten müssen, wie früher Herr Gausson in ähnlichem Falle,

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 27. April.

N^o 34.

Über Bücherverbote.

(Fortsetzung.)

In einer der Predigten, welche Schleiermacher bei Gelegenheit des letzten Jubelfestes über die Augsburgerische Confession gehalten hat, greift er die Lehre der christlichen Kirche von der Sünde, einen der Grundpfeiler dieser Confession und unseres Glaubens überhaupt, gradezu an. Im Eingange sagt er zwar nur mit einem gewissen bescheidenen Schwanke: es gehöre zu denjenigen Unvollkommenheiten unseres Glaubensbekenntnisses, weswegen er nicht grade wünschte, daß wir es gleichsam aufs Neue seinem ganzen wörtlichen Inhalte nach als unser eigenes annähmen und bestätigten, auch dieses, daß darin noch viel zu viel die Rede sey von einem Zorne Gottes; aber gleich darauf spricht er sich bestimmt aus und sagt: wir hätten gar keine Veranlassung und gar keine Anweisung, diese Vorstellung von einem Zorne Gottes, als im Christenthum begründet, darzustellen; das Thema der ganzen Predigt ist: daß wir nichts vom Zorne Gottes zu lehren haben, und dieser Satz wird besonders dahin näher bestimmt, daß alles Lehren davon, auch wenn es geschehen sollte, um sichere Sünder zu erschüttern und zu wecken, gefährlich, schädlich und unchristlich sey. Er geht dabei so weit, zu behaupten, daß Christus nichts vom Zorne Gottes gelehrt, obschon er einräumt, daß die Apostel es gethan haben, und scheut sich nicht, des Herrn Wort: „der König ward zornig,“ für eine bloße Ausschmückung des Gleichnisses von der Hochzeit des Königssohns zu erklären (Predigten, Berlin 1834, Bd. II. p. 725 u. f.). Ja, er läugnet, als wäre es ihm darum zu thun, die allumfassende Milde und Humanität dieser Lehre von der Sünde im hellsten Lichte und in der populärsten Form darzustellen, in einer anderen Predigt, daß die Sünde der Hohenpriester, die Jesum zum Tode verurtheilten, aus einer Feindschaft gegen das Gute überhaupt hervorgegangen sey; ihr Eifer sey nur nicht ganz rein gewesen; in der Gemeinschaft der Christen aber sey eine Feindschaft wider Christum gar nicht zu denken, sondern bei allem Streite über das Christenthum eiferten beide Theile für Christum; alle Theilnahme für solchen Streit rühre ja nur aus der geweckten Theilnahme für das Höhere her (ebendas. p. 111. 113.). Diese „Freisprechung vom Geseß,“ die der Geist der Zeit, wie wir neulich in diesen Blättern dargestellt lasen, zunächst nur dem Genie, einem Göthe, einem Napoleon, Schleiermacher aber jedem Menschenkinde zu Theil werden läßt, scheint das Gutachten, dessen Gründe wir betrachten, auf die Gebiete der Wissenschaft einzuschränken; nur ihre lichten Regionen sind über den finsternen Gegensatz von Gut und Böse erhaben; denn die

gottlosen populären Schriften gibt es dem Urtheil der Verdammung Preis, aber es ist schwer einzusehen, was deren Verfasser entgegengesetzt werden soll, wenn sie diese Aristokratie der Gelehrten nicht anerkennen, vielmehr gleiches Recht mit ihnen in Anspruch nehmen, und sich dabei auf Herrn Dr. Neander's eigene Gründe stützen, wenn namentlich der Verfasser des Salons aufsteht und behauptet: durch Scharfsinn und Talent, durch Kenntnisse und geschickte Entwicklungsgabe, durch rücksichtslose Offenheit, durch einen Witz, der jetzt kaum seines Gleichen habe, sey von ihm der Glauben an den lebendigen, von der Welt verschiedenen Gott bekämpft worden; der Stachel, den er auf diese Weise in die Geister geworfen, dürfe nur auf dieselbe Weise wieder daraus entfernt werden; sonst sey Alles, was gegen ihn geschehe, willkürlicher Machtspruch; die Menschheit dürfe ihn nicht ignoriren; sein Buch sey, — wie überhaupt das ganze junge Deutschland in seinem Zusammenhange mit allen revolutionären und antichristlichen Tendenzen der Zeit — ein Glied der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit geworden, und lasse sich aus derselben nicht willkürlich herausnehmen; es müsse vielmehr fortwirken nach dem Gesetze jener Entwicklung; dazu sey aber nöthig, daß der Kampf nur mit denselben Waffen geführt werde, die er gebraucht habe, daß keine fremde Macht, insbesondere nicht die der Kirche und des Staats eingreife, u. s. w. Das Geseß der nothwendigen geschichtlichen Entwicklung kann sich auf die Gebiete der Wissenschaft nicht einschränken lassen, sondern es muß Alles, was die Menschheit ist und hat, zu umfassen und in sich aufzunehmen trachten.

Die christliche Kirche und eine christliche Obrigkeit wissen dieser Entwicklung ihr Recht angedeihen zu lassen, sie wissen aber auch ihr das Maas und Ziel, dessen sie bedarf, zu setzen. Sünde und Irrthum sind auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens nicht Glieder, sondern Krankheiten, und wenn keine Heilung eintritt, Ursachen des Todes des Organismus der Menschheit. Allerdings trägt selbst der Teufel, und also auch Sünde und Irrlehre, durch Gottes Allmacht dazu bei, das Reich Gottes um so fester zu begründen. Aber hieraus können Sünde und Irrlehre keinen Grund hernehmen, sich der Verdammung, die ihnen gebührt, zu entziehen, denn grade diese Verdammung ist es, durch welche sie dem Reiche Gottes dienstbar gemacht werden; sie ist das nothwendige Glied der Entwicklung, welches nicht fehlen, nicht willkürlich herausgenommen werden darf, während das innerste Wesen der Sünde, der Irrlehre, darin besteht, daß sie nicht nothwendig, sondern willkürlich ist. Unsere Juristen schonen den Mord, indem sie, mit Schleiermacher, die von jeher von der christlichen Kirche

anerkannte Todesstrafe verwerfen; aber wäre es nicht ein schlimmerer Irrthum, die Irrlehre für nothwendig und das Verdammungsurtheil der Kirche über dieselbe für willkürlich zu erklären?

Die Kirche ist, wo es Krieg gegen die Irrlehrer gilt, keine „fremde Macht,“ ihr sind die Waffen anvertraut, mit denen dieser Krieg geführt werden muß, der ganze Harnisch Gottes, der Gurt der Wahrheit, der Krebs der Gerechtigkeit, der Schild des Glaubens, der Helm des Heils und das Schwerdt des Geistes. Unter die Streiter, welche sie mit diesen Waffen bekleidet, gehören auch die gelehrten Theologen, deren hoher Beruf es ist, für die Kirche zu streiten, aber sie sind dazu nur als Glieder und Diener der Kirche fähig, die bloßen Waffen der Wissenschaft reichen, wenn die Weihe der Kirche sie nicht gestählt hat, zu diesen Kämpfen nicht aus, die bekanntlich nicht bloß mit Fleisch und Blut, nicht bloß mit wissenschaftlichen Richtungen, sondern mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel zu führen sind. Auch hieraus ergibt sich, daß solche Kämpfe keineswegs als ein „rein-wissenschaftlicher Verkehr“ angesehen werden dürfen, den die Kirche, um deren Daseyn es sich dabei handelt, den Gelehrten überlassen könnte.

Herr Dr. Neander verlangt, daß die Theologen in diesen Kämpfen als „freie Organe der Wahrheit“ sich darstellen; soll aber hiemit gesagt seyn, daß sie als wissenschaftliche Forscher sich darstellen sollen, die nur ihren individuellen Überzeugungen, ihren eigenthümlichen Richtungen folgen, ohne daß ihnen darin durch die objectiv in der Kirche vorhandene Wahrheit Maaß und Ziel gesetzt wird, und ohne daß sie der Auctorität der Kirche treu, hold und gewärtig sind, so muß umgekehrt behauptet werden, daß eine solche Freiheit sie zur Bekämpfung der Irrlehrer unfähig macht. Denn eben die Kirche, die auf den Fels der Jahrtausende gebaut ist, die Gemeinde des lebendigen Gottes, ist nach des Apostels Paulus Ausspruch, der Pfeiler und die Grundveste der Wahrheit, auf welchem allein die Kämpfer der Wahrheit festen Fuß fassen können gegen den Irrlehrer von Anfang, gegen welchen, wie Luther singt (der doch das Kämpfen verstand), mit unserer Macht nichts gethan ist. Woher sollte die Freiheit denen zu Theil werden, die sich von dem Leibe Christi, des Sohnes Gottes, der allein frei macht, absondern? Es ist auch jene abstract-negative Freiheit fast sämtlichen Deutschen Theologen nach ihren Amts- und Berufsverhältnissen schon rechtlich unmöglich. Die Kirche ist nicht allein die Mutter, welche sie geboren, gesäugt und erzogen hat; sie haben sich außerdem noch ihrem Dienste gewidmet, sie gehören ihr durch Amtseid und Amtspflicht an und essen dafür, daß sie ihr dienen, ihr Brodt. Mit welcher Stirn können solche Theologen vor dem Angesichte der Kirche erklären, daß sie bloß freie Organe der Wahrheit seyn wollen, sofern sie damit sagen wollen, daß die Kirche ihnen in ihren individuellen Überzeugungen und eigenthümlichen Richtungen weder Maaß noch Ziel setzen dürfe? Mit demselben Rechte könnten Richter dem Könige, der sie eingesetzt hat um unter ihm und in seinem Namen Recht zu

sprechen, erklären, daß sie dem Rechte des Landes und den königlichen Verordnungen keinen Gehorsam zu leisten hätten, sondern freie Organe der Gerechtigkeit seyen. — Allerdings sollen die Theologen auch im treuesten Dienste der Kirche, und sie können es nur da, freie Organe der Wahrheit seyn oder vielmehr werden; denn nur die Wahrheit aus Gott, welche Christus selbst ist, nur diese Wahrheit, welche die Kirche, als der Leib Christi, hat, kann uns recht frei machen von aller Knechtschaft der Willkühr im Wollen und Denken, von aller Sünde und allem Irrthum, mit einem Worte, von der Sklaverei, in der das eigene Ich und der Teufel, der desselben Macht hat, uns halten. Aber diese recht frei machende Wahrheit ist für die streitende Kirche selbst, mithin auch für alle ihre Glieder und Diener, obschon sie ihnen dem Anfange nach gegeben ist, doch zugleich noch Gegenstand und höchster Preis des ihr verordneten Kampfes. So leichtes Kaufes, daß man nur die Auctorität und den Gehorsam der Kirche abzuschütteln hätte, und seinen individuellen Neigungen und Meinungen zu folgen brauchte, ist zwar die Freiheit des Fleisches, nicht aber die Freiheit in Gott zu haben.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Die Reformationsfeier in Genf.) (Schluß.)

Herr Munier, Professor der Theologie von Genf, p. 321.: „Ich höre von Gefühlen reden, welche schwer zu unterdrücken seyen, von Beleidigungen, die zu vergeben, von einer Ausöhnung, durch Dyer zu erlangen. Zwei oft verwechselte Dinge sind hier wohl zu unterscheiden. Ist die Rede von einer wohlwollenden Gesinnung der Liebe, die zwischen Menschen, Christen und Brüdern walten soll, so bin ich — ich erkläre es laut — in meinem Herzen eins mit unseren getrennten Brüdern dieser Stadt.“ — „Wir begegnen uns bei gemeinschaftlichen Freunden, wir sehen einander nicht scheel an, sagen uns nicht „Nacha!“, mehr noch: treffen wir zusammen, so behandeln wir uns freundlich. Allein bei dem Allem habe ich die Überzeugung, daß wir das, was euch das Unbedeutendste scheint, nicht erlangen, nämlich daß sie uns als Brüder in Christo anerkennen“ (la main de fraternité). „Sie werden euch sagen, ich weiß es: „Wir sind keineswegs von der Nationalkirche getrennt.“ Ihr habt es in ihrem Cirkular, bei Gelegenheit des im Oratoire gefeierten Abendmahls gelesen. Sie werden sich auch nicht weigern, uns zu grüßen, uns die Hand zu drücken, oder uns freundschaftlich zu umarmen, sobald aber die Frage über die Kirche zur Sprache kommt, werden sie wie immer sagen, unsere Kirche sey nicht dem Gesez gemäß, weil wir nicht der Calvinischen Confession gemäß lehren; und ferner, daß unsere Lehre nicht die christliche sey.“ — S. 328.: „Aber warum, sagt man, weigert ihr euch, diesen Männern die Kanzeln abzutreten, da doch eure Grundsätze nicht beschränkt sind? — dadurch werden wir auf die Frage von der Kirche geführt und wir antworten: weil die Männer Grundsätze verkündigen, welche die Auflösung unserer Kirche hervorrufen würden. Aus dem gleichen Grunde hat die Römische Kirche Luther'n aus ihrer Gemeinschaft gestoßen.“ — „Nach diesen Beleuchtungen muß ich noch bemerken, daß die Ansicht des Herrn Pfarrer Souvire von Cozlogny, wonach der Vorschlag abzuweisen sey, sofern er die Form einer Verathung annähme, mir Mühe macht.“ — S. 329.: „Ja ich gehe noch weiter, ich möchte die verschiedenen mit dem Vorschlag verbundenen Bedingungen billigen, aber bei Hinzufügung dieser keineswegs engherzig-

gen, sondern wirklich liebevollen Bebingung wünschte ich, daß die Häupter der Genfer Geistlichkeit von den getrennten Christen als Christen und Brüder anerkannt würden.“^{*)}

Herr Archibianus Burckhardt von Basel, p. 330.: „Es gibt in der Schweiz viele fromme Leute, deren Mitgefühl bei diesem Gedanken ganz in Anspruch genommen wird, welche diese beiden einander entgegengesetzten Kirchen in Genf als Schwestern der ihrigen betrachten, und wünschen, sie mit einander im Frieden leben zu sehen, — selbst wenn sie in gewissen Stücken mit einander wetzeln sollten. Ich hoffe, daß dieser Wunsch möchte erfüllt werden, wenigstens so, daß man nicht sagen kann, wir hätten uns getrennt, ohne auch nur einen Versuch der Annäherung zu wagen.“

Herr Prof. Chenevière aus Genf, p. 330.: „Ich bedaure, meine Herren, daß der vorliegende Gegenstand auf's Tapet gebracht wurde (mis sur le tapis), denn auf diese Art mischt man sich, nach meiner Meinung, in die inneren Angelegenheiten einer Kirche. Man schreibt seinem Bischof vor, was er zu thun hat. Ich kann daher durchaus keine Verathung (vote) billigen, von welcher Art sie auch sey, eben so wenig, daß man uns vorschreibt, wie wir uns betragen sollen. Was die so oft ausgesprochene Bebingung betrifft, daß die Dissidenten uns als Christen erkennen sollen, so gestatte ich Niemand das Recht, mich für einen Christen zu erklären oder nicht.“

Herr Pfarrer Grandpierre von Paris, Abgeordneter der Evangelischen Gesellschaft in Frankreich, an die Evangelische Gesellschaft in Genf, p. 333.: „Herr Prof. Munier gibt so eben zu, daß eine Kluft (abime) statt finde zwischen der Stadt- und Landgeistlichkeit Genfs und den Geistlichen der Evangelischen Gesellschaft. Diese Kluft, welche ich auch mit ihm erkenne, zeigt sich mir in der wesentlichen und gänzlichen Verschiedenheit der religiösen Überzeugung (croyances) beider Theile. Im Oratoire glaubt man, und nach meiner Meinung mit Recht, denn die Schrift (1 Cor. 3, 11. u. 2, 2.) spricht dafür, daß eine christliche Kirche auf keinem anderen Grunde ruhen kann, als auf dem des gekreuzigten Christus, und hier, — ich sage nicht, daß man die hohen Lehren des Christenthums öffentlich läugnet, denn während den vier Tagen meiner Anwesenheit in Genf hat Niemand von euch, so viel ich weiß, dieselben geradezu angegriffen; aber man übergeht sie mit Stillschweigen und erwähnt sie nicht, es scheint, als wolle man gar nicht von ihnen reden hören. Auf der anderen Seite höre ich immer, wie ihr euch auf die göttliche und untrügliche Auctorität der heiligen Schrift beruft, und die Namen und Leistungen unserer erhabenen Reformatoren bis in den Himmel erhebt. Verzeiht mir das Gekränkniß: ich weiß nicht, wie dies zusammenstimmt. Einem Calvin, Beza, Luther und Melancthon u. A. m. war die göttliche Auctorität des Wortes Gottes nicht der einzige Glaubensartikel; denn, so viel ich weiß, hat bis jetzt Niemand behauptet, sie sey ein Dogma, und dieses Dogma reiche hin, um eine Kirche zu gründen. Allein mit ihren kritischen und exegetischen Kenntnissen, ihrer großen Gelehrsamkeit und tiefen Frömmigkeit widmeten

sie sich ernstlich dem Studium der heiligen Schrift, und Gott, den sie anriefen, erleuchtete sie mit dem Licht seiner Gnade, so daß sie in diesem Worte die klaren und bestimmten Lehren finden konnten, welche ihres Glaubens Richtschnur, ihrer Seele Trost, ihr Lebensprincip geworden sind, und sie priesen sich glücklich, dieselben öffentlich durch Schriften und Predigten lehren zu können.“ — „Ich läugne nicht, daß die Reformatoren auch in anderen Beziehungen unsere Bewunderung und unseren Dank verdienen.“ — „Allein demungeachtet bin ich überzeugt, daß dieser Theil ihrer Wirksamkeit wenig oder nichts ist in Vergleich mit jener Lehre des Heils und des ewigen Lebens, welche sie wiederfanden, indem sie die Bibel wiedergesunden, welche sie der Kirche wiedergegeben, indem sie ihr das Wort Gottes wiedergaben. Hier nun das Dilemma, das ich der gesunden Vernunft und dem Gewissen jedes einfachen und gläubigen Menschen vorlege. Von zwei Dingen eines: Entweder sind die Lehren der Reformation schriftgemäß, oder sie sind es nicht. Sind sie schriftgemäß, so muß man ihnen Glauben schenken, sie zum Gegenstand seiner Hoffnung und seines ganzen Lebens machen, sie predigen und verkündigen bis unter die Dächer. Oder sind sie nicht schriftgemäß, das heißt, haben die Reformatoren der Bibel einen Sinn untergeschoben, den sie nicht hat, haben sie uns Lehren für göttliche und evangelische ausgegeben, die es bei weitem nicht sind, und sind sie, ohne es zu wissen, die Beschützer und Meister der Männer gewesen, welche man heute beschuldigt, als seyen sie excentrisch, intolerant und Mystiker: warum denn will man sie loben? warum denn ein Werk so hoch erheben, das man tadelt, und das man, wäre es möglich, den Händen derer, die es nach ihnen und wie sie fortzusetzen streben, entreißen möchte? Wozu denn die Gedächtnißfeier einer großen Begebenheit, deren Wesen, Geist und Zweck verkannt wird? Denn, ich wiederhole es, die Reformation gründet sich ganz und gar auf den Glauben an die freie Gnade Gottes, den Menschen erworben durch den Versöhnungstod Christi, wahrer Gott und wahrer Mensch! Für diese Lehre und durch diese Lehre wurde die Reformation vollbracht, und außer ihr gibt es kein Heil weder für die Einzelnen, noch für die Kirchen!“ —

Herr John Hartley, Englisch-Bischöflicher Pfarrer in Genf, p. 337 u. f.: „Ich bin zwar keineswegs Deputirter der Anglikanischen Kirche, aber was ich spreche ist ohne Zweifel auch ihre Ansicht, und in Allem berufe ich mich auf sie. Manchem unter euch mögen meine Worte ein schmerzliches Gefühl hervorrufen, besonders aber mir, das kann ich versichern. Wenn irgend Einer leiden sollte, so leide ich doch noch mehr. Aber es ist eine Krisis für die protestantische Kirche, in der man leiden muß, und ich möchte bezweifeln, ob derjenige ein Christ sey, der in solcher Zeit nicht mit leidet! Welches ist denn unser Glaube in diesem neunzehnten Jahrhundert? Wir in England glauben: 1. Daß der Mensch so verderbt und aus der göttlichen Gnade (faveur divine) gefallen sey, daß er einem ewigen Tode anheimfällt. 2. Wir glauben, daß Jesus Christus ist Gott, hochgelobet in Ewigkeit, in dem absolutesten Sinne des Wortes. 3. Wir glauben die Persönlichkeit und Gottheit des heiligen Geistes. 4. Wir glauben eine Rechtfertigung durch den Glauben; daß der Mensch gerechtfertigt werde durch den Glauben, ohne Verdienst der Werke durch das Verdienst Jesu Christi. 5. Wir glauben, daß wo wahrer Glaube sich findet, notwendigerweise auch gute Werke zu finden seyen; wo aber keine Werke sind, auch kein wahrer Glaube sey. 6. Wir glauben an die Wiedergeburt durch den heiligen Geist, daß der wahre Christ durch den Einfluß des heiligen Geistes also erneuert werde, daß es seine größte Freude ist, dem Dienst des Herrn sich zu widmen; daß für ihn die Religion nichts Widriges ist, sondern der Reiz und der Ruhm seines Daseyns (la gloire et le charme de son existence). Dies ist mein Glaube, dies meine Religion, dies ist der Glaube der Engländer,

^{*)} Die evangelischen Christen haben niemals, von Anderen sprechend, sich das Urtheil anmaßt, dieser oder jener sey kein Christ. Sie haben bloß ihren Glauben bekannt und erklärt, daß Socinianismus und Arianismus dem Evangelium zuwider seyen. Herr Munier aber sagt noch: hätten die drei Pfarrer und Professoren der theologischen Schule eine Eintrittsacte zu den Conferenzen sich ausgebeten, so würde man ihrem Gesuch entsprochen haben, eben so gut als den übrigen Geistlichen des Genfer Ministeriums. Allein, mußte man nicht von der Compagnie erwarten, daß sie den Herren Gausson, den sie abgesetzt hatte, einladen würde, wenn es ihr wirklich daran lag, ihn in ihrer Mitte zu haben? Diese Herren übrigens hätten der Conferenz nicht beiwohnen können, um mit der „Compagnie“ einzustimmen, sondern bloß und allein als Bekenner der Lehren der Reformation, was man ihnen niemals würde gestattet haben.

dies Englands Religion. Ich will weiter gehen, aber ich muß um Verzeihung bitten wegen der Kühnheit meiner Ausdrücke. Ich achte euch, ich habe die Ehre, einige von euch zu kennen; und ich halte es für eine ehrenwerthe Handlung eurerseits, daß ihr mir gestattet, jetzt meine Ansichten frei auszusprechen. Ich liebe Genf. Jedermann weiß, wie sehr die Engländer Genf lieben. Wenn ich von einer Reise zurückkehre, finde ich mich wieder diesseits des Jura, erblicke den Salève und den See, dies, so spreche ich, ist mein Vaterland! Ernesstet also die Verträgnis der Engländer, wenn wir glauben, daß Genf sich von uns entfernt in der wichtigsten Angelegenheit, der Religion! Der größte Theil der Geistlichen Genfs hat diese große Wahrheit, welche ich so eben genannt habe, aufgegeben. Wir sind darüber sehr betrübt. An der Genfer Akademie werden jene Lehren nicht mehr vorgetragen. Das bekümmert uns tief. Bei diesem Reformationsfest hat man sich verbrüdet mit den Rationalisten Deutschlands und den Unitariern Englands und Amerikas. Wir sind darüber gänzlich niedergeschlagen! Uns erscheinen jene Wahrheiten von solcher Wichtigkeit, daß wir glauben, eure Kirche, indem sie dieselben aufgibt, stürzt sich in den tiefsten Abgrund, wenigstens in einen tieferen als den Römischen Kirche. Die Römische Kirche hat in der That unter eine Masse von Mißbräuchen jene Wahrheiten vergraben. Gleichwohl bestehen sie noch in gewisser Beziehung; aber mit ihrer Verwerfung nehmst ihr uns die Basis des Christenthums weg, und laßt uns nichts zurück als eine reine Moral! Es ist nicht mehr eine Religion des Heils, sondern ein bloßes Moralsystem!“

„Es ist noch etwas zu erwähnen, nämlich die Glaubensbekenntnisse. Ich erkläre laut: Alle Confessionen der Welt sollen tausendmal untergehen von dem Augenblick an, wo man sie an die Stelle der Bibel setzen wollte; allein es handelt sich unter uns nicht von Glaubensbekenntnissen, sondern vom Glauben selbst. Auch unter gläubigen Männern herrschen verschiedene Ansichten über den Gebrauch und die Anwendung der Confessionen. Eine sehr untergeordnete Sache! Aber ich betheure feierlich im Angesichte Europas: Es handelt sich um die Lehre der Bibel und sonst um nichts Anderes. Wir glauben, die Bibel habe etwas zu bereuten; aber was kümmert sie uns, wenn wir nicht wagen dürfen, ihren Inhalt zu verkündigen?“

„O Gott! gieße deinen heiligen Geist aus über diese Stadt Genf, über ihre Geistlichen und über alle Protestantischen Kirchen. Dein Geist erleuchte unseren Verstand, ändere unser Herz, und lasse das Reich Jesu Christi zunehmen auf der ganzen Erde, damit an diesem großen Tage religiöser Erweckung wir Alle denselben Glauben und denselben Geist der Liebe empfangen, durch Jesum Christum, unseren Herrn, Amen!“ (Diese Rede wurde mehrere Mal durch ein starkes Geräusch unterbrochen, allein das Wort wurde Herrn Hartley gelassen auf den Antrag des Vice-Präsidenten.)

Herr Pfarrer Fontandès von Nismes, p. 343.: „Was die beiden letzten Redner gesprochen, war der uns beschäftigenden Frage fremd. Es lag darin etwas sehr Betrüübendes für uns, die wir uns Alle Brüder nennen, und uns die schönen Tage hindurch über die allgemein brüderliche Stimmung erfreuten.“ S. 344.: „Ich verlange, daß alle dogmatischen Fragen aufhören, denn wir wissen zum voraus, daß sie zu keiner Lösung führen. Ich wünsche, wir möchten sogleich auf die wichtigen Gegenstände zu sprechen kommen, für welche wir auf eine dritte Konferenz angetragen haben.“

Der Präsident setzte in Umfrage, ob man zur Tagesordnung zurückkehren sollte, indem man jedem Mitglied freistellte (wie man auch nicht

anders konnte) nach Gutdünken mit den Gliedern der Evangelischen Gesellschaft Verbindungen anzuknüpfen. Man schritt zur Tagesordnung.

Wir schalten hier die Bemerkung eines Nordamerikanischen Journals ein (New York Observer 7. Nov. 1835), welche sich auf diese Sitzung bezieht. Sie folgt einer kurzen Darstellung derselben. „So endigte eine Versammlung, welche zu den ernsthaftesten Betrachtungen die Mitglieder der ganzen christlichen Gemeinde stimmen kann. Bei dieser Gelegenheit erblickt man Leute, die sich ihrer Toleranz und ihres Freiheitsfinnes rühmen, aber entschieden darauf bestehen, gläubige Prediger zurückzuführen. Man wird nun in Stand gesetzt, ihren Wunsch, mit Leuten anderer Überzeugung in eine aufrichtige und freie Verbindung zu treten, richtig zu beurtheilen. Es ist klar, daß diese Union alle in der Christenheit heut zu Tage verkündeten Lehren, mit Ausnahme der gläubigen, umfassen würde. Die „„Bibubinarier““ Genfs würden den frechten Rationalisten gerne die Hand bieten, keineswegs aber denen, welche an der Lehre Calvin's und der anderen Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts festhalten! Schon lange hieß es, die Toleranz der Arianer und Socinianer würde sich in Intoleranz umwandeln, sobald die Wahrheit ihren Augen vorgestellt würde.“

Nach der Abstimmung über die Tagesordnung verließen Mehrere die Konferenz und versügten sich in's Oratoire, woselbst die Versammlung der Evangelischen Gesellschaft schon begonnen hatte. So Herr Pfarrer Grandpierre von Paris, der sich in jener Konferenz so schön ausgesprochen und noch tief bewegt von dem, was er gesehen, hier nochmals das Wort nahm (Rapport de la Société evangel. p. 78.): „In eurer Mitte, meine Freunde,“ sprach er zu den Gliedern der Evangelischen Gesellschaft, „athmet man frei; hier keine Berathungen, keine Streitigkeiten, die niederschlagen oder betrüben. Jeder spricht von dem, was er glaubt, was er hofft, und hat keine Widersprüche zu befürchten, weiß, daß er auch Niemand beleidigt, denn wir fühlen uns Alle Eins in Jesu Christo, und im Gefühl dieses Einsseyns lieben wir uns. Wir besteht das Jubiläum in dieser Feierlichkeit: denn um das Reformationsfest würdig zu feiern, bedarf es nicht bloß der Versammlungen, es genügt nicht, Denkmünzen von Erz oder Silber zu prägen, Reden zu halten, und die Namen unserer berühmten Reformatoren laut zu preisen: ihr Geist, ihr Glaube, ihre Eifer, ihre Liebe und ihre Werke — das ist es, was Noth thut! Hier finde ich nun dies alles! Die Reformatoren haben sich der Verkündigung jener Lebenslehre gewidmet, welche, frei verkündigt, die Kirchen gründet oder wieder aufweckt, und die, unter den Scheffel gestellt, dieselbe zu Grunde gehen läßt; und im Hintergrunde dieser Kapelle erblicke ich eine christliche theologische Schule, worin künftige Diener des Evangeliums in der heiligen Schrift unterrichtet werden, welche Anderen einst den Weg zur Seligkeit zeigen können durch den Glauben an Jesum Christum. Die Reformatoren, eingedenk jenes Frankreichs, woher sie zu euch gekommen, waren besonders darauf bedacht gewesen, daselbst die Fackel des Glaubens anzuzünden; und ihr, meine Freunde, die ihr, eurer Väter wegen, Frankreich liebet, welche es auch geliebt haben, ihr arbeitet für dasselbe, sendet ihm Boten des Heils, und verbreitet das Wort Gottes. Die Reformatoren, indem sie die Bibel übersetzten und verbreiteten, haben Bibelgesellschaften gegründet, und in eurer Mitte habt ihr eine Bibelgesellschaft, die lebt und wirkt und Früchte bringt!“ u. s. w.

Möchten doch die Christen Deutschlands der Sache der Wahrheit in der Kirche Genfs gedenken, und ihre daselbst kämpfenden Brüder unterstützen durch ihr Gebet und ihre brüderliche Theilnahme.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 30. April.

N^o 35.

Über Bücherverbote.

(Schluß.)

Bisher haben wir das Recht und die Pflicht der Kirche als solcher die Bücher der Irreligion zu verdammen, ohne Unterschied, ob sie populären oder wissenschaftlichen Inhalts sind, festzustellen gesucht. Diesem Rechte und dieser Pflicht hat Herr Dr. Meander auch nicht eigentlich widersprochen, er hat dasselbe nur ignoriert, indem er bei Begutachtung der Frage, ob Dr. Strauss's Buch zu verbieten sey, lediglich die Bezüge: „öffentliches Gewissen, Volk, Staat und Wissenschaft“ zum Grunde legt, der Kirche aber, als ob ihr Urtheil dabei auch in Betracht kommen könnte, nicht weiter gedenkt. Wir setzen noch hinzu, daß wenn wir von der Kirche geredet, wir darunter, nach der Schrift und den evangelischen Symbolen, nichts bloß Unsichtbares verstanden haben, sondern die Gemeinde der Christen, wie sie auf Erden wirklich vorhanden ist, und, durch Wort und Sakramente unter ihrem göttlichen Haupte verbunden, mittelst ihrer Bekenntnisse, Ordnungen und Verfassungen, in diesem Lande so, in jenem anders regiert wird, in den evangelischen Ländern aber, besonders in Deutschland, mit dem Staate in engster Berührung und Verbindung steht. Von dieser Kirche, — also — nach ihrem Maaße — auch von unserer Evangelischen Landeskirche, wie sie unter dem Regimente ihrer Vorsteher, Geistlichen, Consistorien und des Landesherren (— die doch alle Christum als ihr und der Kirche Haupt anerkennen —) als ein großes Glied des Leibes Christi vor unseren Augen besteht, haben wir behauptet, daß ihr Beruf ist, die Schriften der Irreligion zu verdammen, daß die wissenschaftlichen Schriften von ihrem Urtheil nicht ausgenommen sind, daß sie dazu des Rathes und der Wissenschaft der Theologen bedarf, daß diese aber keine selbstständige Auctorität neben ihr bilden dürfen, und daß die Kirche in Beziehung auf die Kämpfe der Theologen gegen die Irreligion keine fremde Macht sey. Damit haben wir aber nicht sagen wollen, daß unsere Evangelische Landeskirche und die, welche deren Regiment in Händen haben, um diesen ihren hohen Beruf zu erfüllen, nur so ohne Weiteres auf die Bücher der Irreligion loszuschlagen brauchen; wir haben vielmehr gleich anfangs unsere Übereinstimmung mit Dr. Meander's Resultat, daß Dr. Strauss's Leben Jesu nicht zu verbieten sey, ausgesprochen. Wie wir aber zu demselben Resultat bei so verschiedenen Prämissen gelangt sind, wird sich aus einer näheren Erörterung des Zustandes ergeben, in welchem allein die Kirche fähig ist, jenem Berufe Genüge zu thun. Daß sie jetzt und bei uns als dazu gerüstet sich dem ersten Anblicke nicht darstellt, ist schon daraus abzunehmen, daß

Herr Dr. Meander, dem das hohe Ministerium der geistlichen Angelegenheiten jenes Gutachten über eine seit Jahrtausenden vor das Forum der Kirche gezogene Frage abfordert, in demselben die Rechte und Pflichten der Kirche in dieser Beziehung nicht einmal einer Erwähnung werth geachtet, und wie es scheint, daran, daß es dabei hauptsächlich auf sie ankommt, gar nicht gedacht hat.

Zuvor aber müssen wir noch auf die Seite dieser Frage, welche den Staat berührt, einen Blick werfen. Die Kirche, als solche, gesondert von dem Staate betrachtet, hat die Irreligion zu verdammen, und was aus einer solchen Verdamnung folgt innerhalb der Gränzen der christlichen Kirchenzucht — dieses Wort in seinem umfassendsten Sinne genommen — anzuordnen; die eigentlichen Bücherverbote aber, die Inhibition der Verbreitung durch den Buchhandel, oder gar das Verbot des Besizes bei Vermeidung polizeilicher oder gerichtlicher Strafen, ist Sache der Obrigkeit. Wenn nun die Frage aufgestellt wird, ob und inwiefern die Obrigkeit die von der Kirche über die Bücher der Irreligion ausgesprochene Verdamnung auch auf ihrem Gebiete, durch obrigkeitlichen Zwang und obrigkeitliche Strafen, zu vollstrecken hat, so kann unsere Absicht nur seyn, die ersten Principien anzudeuten, aus welchem dieselbe zu beantworten ist. Es kommt dabei zunächst auf das Verhältniß an, in welchem überhaupt der Staat zur Kirche steht. Wo der Staat der Kirche feindlich gegenüber steht, oder sie gar verfolgt, wie im Römischen Reiche vor Constantin, da kann davon, daß er ihren Aussprüchen seinen Arm leihe, die Rede nicht seyn. Wo dagegen Staat und Kirche so eng verbunden sind, daß das Verhältniß jedes Individuums zum Staate schlechthin von seinem Verhältnisse zur Kirche abhängt, so daß der Bann von selbst zugleich eine Acht ist, da würde auf die kirchliche Verwerfung des Buchs eines Irreligioners, sofern ein solches für gefährlich gehalten würde, fast unvermeidlich sofort das obrigkeitliche Verbot desselben, oder eine dem gleich kommende Maaßregel folgen müssen. Ein solcher Zustand scheint in den Puritaner-Kolonien statt gefunden zu haben, die unter den ersten Königen von England aus dem Hause Stuart Neu-England bevölkerten, wo Niemand, den die Kirche nicht als einen Wiebergebornen anerkannte, staatsbürgerliche Rechte ausüben konnte. Ähnlich waren die Zustände der ersten Brüdergemeinden nach ihrer Erneuerung durch den Grafen v. Zinzendorf, wenn man von ihrem Verhältnisse zu den Landesobrigkeiten absieht, und nur die innere Verfassung der Gemeinthe betrachtet: wer z. B. die Gottheit Jesu Christi geläugnet hätte, für den hätte sich daselbst kein Raum auch nur zum Besitze von Grundstücken, oder zur Treibung bürger-

licher Gewerbe gefunden. Eben dahin endlich ging die Tendenz des Papstthums im Mittelalter; es strebte in den ihm unterworfenen Ländern die gesammte Menschheit nach allen ihren Richtungen und auf allen Gebieten ihres Lebens zu umfassen, und den Staat aus einer Macht neben sich in ein Werkzeug seiner Herrschaft zu verwandeln. Es liegt auch dieser Tendenz, wie fast allen Bestrebungen des Papstthums, eine rein christliche und ewig wahre Idee zum Grunde, die nur in's Fleisch gezogen und dadurch irrig und schädlich geworden ist. Im Alten Bunde war Jehovah der Gott und der König des Volks, Gottesdienst und Staatswesen auf das Innigste verbunden, ein Abtrünniger vom Tempel und Altar zugleich ein Staatsverbrecher. Nicht weniger innig, ja noch viel inniger soll das Reich Jesu Christi, das Reich, das nicht von (aber wohl in) dieser Welt ist, das Reich des Königs aller Könige, des Herrn aller Herren, Leib, Seele und Geist seiner Glieder nach allen ihren Beziehungen, also auch das gesammte Staatswesen der Christen durchdringen und erfüllen. Eine vollkommene Theokratie, von welcher die des Alten Bundes nur ein Schatten und Vorbild war, ist das Ziel der christlichen Kirche und aller christlichen Staaten. Aber eben weil das Christenthum nicht Schatten und Vorbild, sondern Wesen und Kraft, Geist und Leben, weil das Reich Jesu Christi nicht von dieser Welt, sondern aus Gott ist, kann diese Theokratie des Neuen Testaments nur auf die Wiedergeburt ihrer Glieder gegründet, und diese muß durch Geist und Wort, durch Gebet und Thränen, als die Waffen der Kirche, erkämpft werden; die Kirche fällt in's Fleisch zurück, wenn sie ihre äußere Freiheit, oder, was dasselbe ist, ihre äußere Herrschaft auf Kosten ihrer geistlichen Natur, ihrer Reinigkeit ausdehnen will, so wie überhaupt der frevelhafte Versuch, die Freiheit von der Herrschaft des Gesetzes — dieses letzte Ziel des Kampfes auch des einzelnen Christen — anders als durch Buße und Glauben, anders als durch den Tod des alten Adam's und das Leben des neuen, zu erreichen, in fleischliche Ketzereien und Schwärmereien stürzen muß und immer gestürzt hat. Es ist daher als eine der Segnungen der Reformation zu betrachten, daß sie die Pseudo-Theokratie, welche das Papstthum durch fleischliche Mittel gegründet hatte, zerstört, und Staat und Kirche zwar nicht auseinander gerissen, aber doch, so verbunden sie auch noch sind, insofern neben einander gestellt hat, daß die Kirche ihren Beruf, auf dem Wege des Geistes den Staat zu durchdringen und von seinem und ihrem Haupte wahrhaft abhängig zu machen, als noch zu lösende Aufgabe wieder in's Auge fassen kann. Dadurch ist freilich das Verhältniß des Staats zur Kirche in den evangelischen Ländern ein wechselndes und schwankendes geworden, und fast für alle mögliche Schattirungen dieses Verhältnisses von der Herrschaft der Kirche über den Staat bis zum Streben nach gänzlicher Trennung beider, oder zum Erkennen fast aller Selbstständigkeit der Kirche und Herabwürdigung derselben zu einer Seite des Staatslebens, finden sich Beispiele in den Zuständen der evangelischen Länder, wenn wir ihre Geschichte vom Churfürsten Johann Friedrich

von Sachsen und von den Königen und Königinnen von England aus dem Hause Tudor, mit deren Religion die ihrer Unterthanen in buntem Wechsel sich veränderte, bis auf das heutige Großbritannien, Nordamerika und Deutschland durchgehen.

Das Feld, was sich uns hier eröffnet, ist zu unermesslich, als daß wir auch nur in der einen Beziehung, die uns hier beschäftigt, es ganz befehen könnten. Es genüge daher die Bemerkung, daß, wo noch irgend eine Verbindung von Staat und Kirche statt findet, das heißt, wo die Kirche noch nicht von Staats wegen verfolgt wird, — denn das ist die unvermeidliche Folge der gänzlichen Entchristlichung des Staates — die Obrigkeit sich nicht entbrechen kann, der Kirche einigermaßen ihren Arm zur Vollstreckung ihrer Beschlüsse zu leihen. Selbst die Nordamerikanischen Freistaaten haben dem dort so wichtigen Sonntage den Schutz durch obrigkeitliche Strafen nicht entziehen können; es ist auch zu praktisch einleuchtend, daß die allgemeine Freigebung dessen, was sie Sabbathschänderei nennen, sofort in Zwang und Druck für die, welche den Sonntag heilig halten, umschlagen muß. Keine Obrigkeit kann diejenige Religion ungestraft antasten lassen, die in der That und Wahrheit (nicht bloß nominell) Staatsreligion ist, die ihren Amt- und Regierungshandlungen zum Grunde liegt und deren Seele ausmacht, auf welche also ihr Bestehen, als auf seinen eigentlichen Grund, wesentlich erbaut ist. Da nun in allen Staaten der Christenheit das Christenthum, — wenn auch noch so geschwächt, verfälscht, und mit den mannichfachen Einflüssen der in dem Geiste der Zeit vorhandenen antichristlichen Richtungen gemischt, — doch immer noch in einem gewissen Maße Staatsreligion ist, so haben sie auch alle in einem gewissen Maße das Bedürfnis, das Recht und die Pflicht, direkte Angriffe auf die wesentlichen Grundlagen des christlichen Glaubens — und solche findet Herr Dr. Neander in dem Strauß'schen Buche — zu verhindern und insofern der Kirche, wenn sie gegen solche Irrlehrer auftritt, den obrigkeitlichen Arm zu leihen. Wo aber die faktisch oder legal eingeführte Anarchie der Presse den Arm der Obrigkeit lähmt, muß sie in Beziehung auf solche Angriffe, eben so wie in Beziehung auf Angriffe gegen ihre eigene Majestät, ihre Wehrlosigkeit als einen schweren, ihre Existenz bedrohenden Uebelstand empfinden.

Mit diesen Rechten und Pflichten der Kirche, und so weit er mit der Kirche verbunden ist, auch des Staates, gegen Irrlehrer und ihre Bücher zu verfahren, ist übrigens eine weise Toleranz wohl vereinbar, ja sie ist eine wesentliche Bedingung der gerechten und heilsamen Ausübung jener Rechte und Pflichten. Es ist ein eben so handgreiflicher als gefährlicher Irrthum unserer Zeit, Toleranz und Indifferenz zu verwechseln, da doch jene erst da anfangen kann, wo diese aufhört. Nichts ist abgeschmackter, als sich der Toleranz gegen eine Lehre oder Richtung zu rühmen, die einem gleichgültig ist. Erst derjenige, dem eine Wahrheit wichtig und theuer ist, kann in den Fall kommen, Toleranz gegen diejenigen zu üben, die von dieser Wahrheit abweichen. Wahre Toleranz ist nichts Anderes, als christ-

liche Weisheit und christliche Liebe im Verhältniß zu Irrelehrern und Irrenden. Sie entsteht von der Seite der Erkenntniß aus der schriftmäßigen Einsicht in die geistliche Natur der christlichen Wahrheit und der Kirche, und aus der lebendigen Gewisheit der beständigen Gegenwart und ununterbrochenen Wirksamkeit des seine Kirche selbst leitenden Hauptes. Mit dieser ist die Einsicht in die verhältnißmäßige Schwäche und Unwirksamkeit bloß äußerlicher Mittel und Strafen verbunden, wobei aber die Leiblichkeit der Kirche nicht zu übersehen ist, und wie sie hier auf Erden noch unvollkommen und ihrer Erscheinung nach im Werden, und darum von der Herrschaft des Gesetzes nicht frei ist, damit man nicht in falschen Spiritualismus und Antinomismus ver falle. Von der Seite der Gesinnung fließt die wahre Toleranz aus persönlicher Demuth, und Liebe zu den Irrenden, die zugleich das Auge öffnet für die Wahrheit, die mit ihrem Irrthum verbunden ist, wodurch der Weg des Friedens und der Verständigung gebahnt wird. Solche Toleranz steht zur Ausübung des Banns von Seiten der Kirche und zur Unterdrückung der Irrelehren durch Mitwirkung des obrigkeitlichen Arms in demselben Verhältnisse, wie Milde und Gnade zu dem Ernste und der Gerechtigkeit eines Königs; Toleranz und Gnade sind die Krone und Zier der Gerichte der Kirche und der Obrigkeit.

Wir bedauern, diese Andeutungen über das Wesen der wahren Toleranz hier nicht weiter verfolgen zu können, hoffen aber, bald in diesen Blättern darauf zurück zu kommen; die volle Entwicklung dieser wichtigen und eben so zeitgemäßen als vernachlässigten Lehre ist vor Allem geeignet, vielen evangelischen Christen die Vorurtheile zu nehmen, welche, oft auf wahre und christliche Gefühle sich stützend, ihnen die Lehre von der Auctorität und dem Richteramt der Kirche zu verdunkeln pflegen.

Daß endlich viel Weisheit und Umsicht zur Erfüllung dieser schweren Pflichten von Seiten der Kirche und des Staats erforderlich, daß mit einem bloßen Gegeneinanderhalten der Schriften der Irrelehrer und der kirchlichen Symbole die Sache nicht abgethan, sondern die lebendigste Auffassung des wesentlichen Verhältnisses der Irrelehrer zur Kirche, wie sie wirklich ist, dazu nöthig ist, dies Alles versteht sich so von selbst, und ergibt sich aus dem Obigen so klar, daß es kaum einer besonderen Erwähnung bedarf. Ist doch selbst das weltliche Regiment in der ihm eigenthümlichen Sphäre nur unter solchen Voraussetzungen heilsam zu führen! Wie viel mehr Selbstverläugnung, Weisheit und Liebe aber wird zu der schwersten, feinsten und höchsten Aufgabe, zur Regierung der Kirche erfordert, zu der keine menschlichen Kräfte und Tugenden, sondern nur der heilige Geist selbst die Christen tüchtig machen kann!

Wir dürfen auch wohl, zur Abwendung von Mißverständnissen kaum bemerken, daß unsere ganze obige Ausführung sich nur auf die obersten Gesichtspunkte bezieht, von denen in der Lehre von Bücherverboten auszugehen ist, und daß, ehe zur Anwendung auf specielle Fälle geschritten werden kann, noch eine ganze Reihe von Fragen der mannichfaltigsten Art zu erörtern seyn würden, die sich theils auf den Zustand der Kirche überhaupt,

und der einzelnen Landeskirche insbesondere, des Staates, der Litteratur, der Welt überhaupt, theils auf den Inhalt des betreffenden Buches, dessen Wichtigkeit, Gefährlichkeit u. s. w. beziehen müßten.

Vor allem muß die Behörde, von welcher ein solcher Akt, wie das Verbot des Buchs eines Irrelehrers ausgehen soll, als eine wahrhaft kirchliche, als auf kirchlichem Grunde wesentlich stehend, sich darstellen. Die Wahrheit, welche sie gegen den Irrelehrer behaupten will, muß sie selbst zuerst sich angeeignet, lebendig angeeignet haben als eine Wahrheit, die wirklich Princip ihres Handelns geworden ist, im Zusammenhange mit den anderen Grundwahrheiten und als eine kirchliche Wahrheit, so daß sie dieselbe nicht bloß als eigene Meinung, oder als Meinung einer theologischen Parthei, sondern als Lehre der Kirche behauptet. Sie muß ferner die durch einen solchen wesentlichen inneren Zusammenhang mit der Kirche bedingte kirchliche Auctorität und Haltung haben, die allein ihren Aussprüchen Gewicht und Nachdruck bei den Gliedern der Kirche verschaffen kann. Alle diese Eigenschaften und ihr constantes Handeln nach solchen Principien müssen sie mit der Kirche in ein solches Verhältniß gebracht haben, daß ihre Aussprüche als kirchliche und nicht als „Einnischung fremder Macht,“ als „Bevormundung von Seiten des Staats“ erscheinen. Am wenigsten darf sie selbst allein, oder auch nur hauptsächlich als eine Staatsbehörde sich ansehen, welche Rechte in Kirchensachen auch die Verfassung der Kirche und des Landes der Obrigkeit zugestanden haben mag. Sind diese Voraussetzungen vorhanden, hat die Kirche Organe, die sich auf diese Weise legitimiren können, so wird es, wie Herr Dr. Reander hinsichtlich der populären Schriften selbst bemerkt, auch hinsichtlich der wissenschaftlichen darauf nicht sehr, wenigstens nicht allein ankommen, ob das Verbot die Verbreitung wirklich hindert oder nicht; ja, die ganze Frage, ob die Obrigkeit das Urtheil der Kirche vollstrecken helfen soll, wird eine verhältnißmäßig unwichtige Nebenfrage werden. Auch läßt sich die Besorgniß, daß das Verbot hindern könnte, daß das Buch in die Hände der Theologen komme, die es widerlegen sollen, durch eine diesen ertheilte Erlaubniß, wie sie auch in der Römischen Kirche in solchen Fällen vorkommt, leicht beseitigen. Fehlt es aber an allen obigen Voraussetzungen, so muß die Kirche erst selbst Buße thun, und auf den Grund, den sie verlassen, sich von neuem gründen, ehe sie denselben gegen die Angriffe der Irrelehrer zu vertheidigen unternimmt. Sie würde dadurch nur sich selbst prostituiren, und ihren Feinden einen Triumph bereiten. Es bleibt alsdann allerdings nichts übrig, als die Handhabung einer Polizei, welche die Pöffen- und Zotenreißer, oder mit Hülfe der öffentlichen Meinung, wie diese in der Menge nun grade vorhanden ist, solche Angriffe auf die Heiligthümer der Kirche, welche auch der Menge noch anstößig sind, in Zaum zu halten versucht. Und die Behörde thut wohl, wenn sie in ihren Schranken bleibt, und nicht unternimmt, einen Thurm zu bauen, ohne vorher die Kosten zu überschlagen.

Als am 28. Juli 1830 ein Offizier dem Fürsten v. Po-

Lignac meldete, daß die Königlichen Truppen zu den Pariseren übergangen, erwiderte dieser: „So muß man auf beide schießen!“ worauf der Offizier fragte: „Aber, gnädigster Herr, wer soll schießen?“

M a c h r i c h t e n .

(England. Lady Hewley's Stiftung.) Die merkwürdige Rechtsfrage zwischen den Englischen Unitariern und rechtgläubigen Dissentern über den Besitz einer reichen Stiftung, der Vermächnisse der Lady Hewley, worüber in Nr. 49. des vorigen Jahrgangs berichtet worden ist, ist nun entschieden. Baron Alderson und Lord Lyndhurst gaben am 5. Februar d. J. den Spruch wider das Recht der Unitarier, die Stiftungen der seligen Lady Hewley zu besitzen oder zu gebrauchen. Die Entscheidungsgründe wurden allgemein nicht bloß als triftig, sondern als unwidersprechlich angesehen. Die Richter zeigten sonnenklar die ausgemachte Absicht der Lady Hewley bei Anordnung der ersten Verwaltung, und bewiesen ihre entschiedene Anhänglichkeit an die orthodoxe Lehre; daraus zogen sie sodann den Schluß, daß indem die Lady den Unitariern nie einen Antheil an der Verwaltung oder dem Ertrag ihrer Stiftungen zugesagt hatte, die gegenwärtigen Pfleger auf keine Weise das Amt weiter besetzen könnten, für welches sie ganz und gar nicht geeignet wären. Aus Gründen, die ebenfalls von der religiösen Gesinnung und Lebensweise der Lady Hewley hergenommen sind, zeigte Lord Lyndhurst, daß Niemand als die orthodoxen Dissenter rechtmäßiger Weise auf ihre weitläufigen Stiftungen Ansprüche machen könne. Das Evangelical Magazine bemerkt dazu: „Nie ist eine Frage über Eigentum, das zu frommen Zwecken gestiftet ward, redlicher entschieden worden. Die Unitarier hatten eben so wenig Anspruch darauf, die Pfleger oder Erben der Lady Hewley zu seyn, als orthodoxe Dissenter haben würden, sich irgend eines Vermögens zu bemächtigen, welches von Unitariern ausdrücklich zum Unterhalt ihrer Prediger oder zur Ausbreitung ihrer Meinungen vermacht worden wäre. Wir hoffen, daß bei der Einsetzung einer neuen Verwaltung, welche einem Herrn vom Kanzleigericht (Lord Penley) übertragen ist, die größte Sorgfalt angewendet werden wird, nur solche zu Pflegern zu bestimmen, von welchen es bekannt ist, daß sie ein tiefes und herzliches Interesse am Wohlergehen armer Diener des heiligen Evangeliums Christi nehmen. Möge sich in einem Falle, wo es sich um so großes Vermögen handelt, heilige Unparteilichkeit beweisen. Mögen die Unitarier jetzt, ohne weitere gerichtliche Schritte, Alles herausgeben, die Kapelle und das andere Vermögen, welches sie seinem ursprünglichen Zwecke entfremdet haben: dann wollen wir eine höhere Meinung von ihrer sittlichen Gesinnung fassen.“

(England.) Eine Nachricht über die Befreiung der Bootskleute auf dem Mersey- und Irwellkanal von der Sonntagsklaverei, welche in Nr. 24. des vorigen Jahrgangs steht, bedarf eines kleinen nicht unwichtigen Nachtrags. Dort wird gesagt, daß die Bitte der Bootskleute, am Sonntage den Kanabienst einzustellen, von der Compagnie sehr freundlich aufgenommen worden sey. Dies ist zwar richtig, aber was vorangegangen ist, fehlt. Drei Jahre hinter einander hatten sie ihre Herren um die Gewährung dieser Wohlthat angegangen, aber ihre Bittschriften waren ohne Erfolg geblieben. Endlich sagten Einige: „Wir haben es bei den Menschen ohne Nutzen versucht, laßt uns nun Gott anrufen.“ Sie thaten es; sechs Wochen lang vor der nächsten Jahresversammlung ihrer Herren, stellten sie Gott ernstlich an, ihnen die Gewährung ihrer

Bitte in das Herz zu legen; sie thaten das, was sicherlich zu einem fröhlichen Ausgang führt, mag es nun aus einer Hütte oder aus einem Palaste, von dem Fürsten oder von dem Bauern kommen — sie opferten Gebet im Glauben. Das Ergebnis war, daß nach einigen Bedenklichkeiten von Seiten eines oder zweier Mitglieder, die Herren zuletzt einstimmig die Gewährung der Bitte beschloßen. Hiemit war am Sonntag das Segeln von 39 Booten auf dem Kanale eingestellt.

(Sibirien.) Vor einiger Zeit wurde in der Ev. R. Z. von den Erstlingsfrüchten der Mongolisch-Buriatischen Mission berichtet und unter denselben der Lehrer Schagdur erwähnt. Von diesem Manne hat Missionar Swan die Übersetzung folgenden Briefes eingesandt, woraus zu erschen ist, daß der Glaube auch in den Sibirischen Steppen dieselben Früchte trägt: „Da Sie und ich durch den gnädigen Schutz unseres Herrn Jesus Christus am Leben und bei Gesundheit sind, so möchte ich Ihnen eine unbedeutende Sache vorlegen. Es gefiel Gott, mir einen kleinen Sohn zu schenken; und jetzt hat es ihm gefallen, das Kind wieder von mir zu nehmen. Jeden Tag denke ich daran, daß ein Glied meines Leibes in den Himmel aufgenommen ist, und dieser Gedanke ist ein süßer Geschmack in meinem Herzen. Und wenn ich daran denke, daß mein liebes Kind in der zahllosen Gemeinde derjenigen ist, die im Himmel das Lob Christi singen, so verlangt mein Herz hinaufzugehen zu ihnen. Wenn gleich dies Kind, als ein Theil von mir selbst, von mir getrennt ist, so hoffe ich doch, durch meines Erlösers Kraft und Gnade, einst es in Herrlichkeit wieder zu finden.“

„Als mein kleiner Wilhelm geboren ward, kamen die Nachbarn und brachten Geschenke; manche gaben eine Kopeke, andre zwei und mehr, in allem 40 Kopeken. Nach dem Tode des Kindes wußte ich nicht, was ich mit diesem Gelde anfangen sollte. Endlich kam mir ein Gedanke, der meinem Herzen Freude machte und mich zu diesen Zeilen veranlaßt. Unter den vielen Buchstaben, woraus die im Neuen Testament enthaltenen Worte, die zum Unterricht der Heiden gedruckt worden, bestehen, ist das Wort Tonilgakchi oft wiederholt. Obwohl nun diese 40 Kopeken kaum hinreichen mögen, das Tüpfelchen über dem i in dem Wort Tonilgakchi zu bezahlen, so bitte ich Sie doch, meines kleinen Wilhelm's Geld zu diesem Zwecke anzunehmen. Lieber Herr, verweigern Sie mir's nicht; ich habe es nicht Ihnen gegeben, sondern ich habe es gegeben, um ein Tüpfel über einem Buchstaben in dem Namen meines Heilands zu drucken; und dies soll ein kleines Andenken an mein Kind seyn, zum Besten meiner theuern Auserwählten, die noch außer Christi sind. Ich bleibe Ihr Schüler Schagdur, der Sohn des Kennat.“

Missionar Swan fügt hinzu: Ich hoffe, daß dieser Brief dem Auge manches Vaters Thränen entlocken wird, der ein liebes Kind verloren hat und dem es vielleicht nicht eingefallen ist, das was ein solches Kind befaß oder was ihm bestimmt war, wenn es der Herr in seinen Armen gelassen hätte, als ein Opfer dieses geliebten Kindes der Sache des Herrn darzubringen. Vielleicht wird die Mittheilung dieses einfachen Ergusses eines Herzens, welches erst unlängst aus der Finsterniß des Heidenthums erhoben wurde und bei diesem Trauerfall süßen Trost im Evangelium gefunden hat, Manchen bewegen, hinzugehen und desgleichen zu thun. Viele sind im Stande, dieses Kindes Gabe der Größe nach zu übertreffen; manche Eltern können als den Besitz eines verstorbenen Kindes genug darbringen, um damit in einer Heiden Sprache nicht bloß den Tufen über einem Buchstaben, sondern den ganzen theuern Namen des Erlösers, andere einen ganzen Vers, andere ein ganzes Buch, andere das Neue Testament oder die ganze Bibel drucken zu lassen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 4. Mai.

N^o 36.

Die Zukunft unserer Theologie.

Schon glaubt ein großer Theil unserer Theologen als gewiß annehmen zu dürfen, die rationalistische Krisis sey in der Theologie vorüber, die sogenannte „neuere Theologie“ habe die christliche Tendenz, die philosophischen Bestrebungen der Zeit gingen damit Hand in Hand, und bald würde die gemein-rationalistische oder gar eine frivol-ungläubige Ansicht vom Christenthum auf dem Gebiete der Litteratur nur noch in ein paar schlechten Journalen und Predigten, im Leben etwa unter den Mittel- und niedrigen Klassen Vertreter finden.

Die Begebenheiten in der Welt wie in der Wissenschaft seit dem Entscheidungsjahre 1830, insbesondere die theologischen Erscheinungen seit dem vorigen Jahre, erlauben nicht mehr, sich solchen schönen sanguinischen Hoffnungen hinzugeben, und es gilt aufs Neue sich zu fragen: Was stehet in der nächsten Zukunft zu erwarten? — Bis zu dem Jahre 1830 hin erhielt sich unter dem Volke Europas wie unter den Monarchen etwas von dem heiligen Feuer, welches die Befreiungskriege angezündet hatten und damit Anhänglichkeit an das Alte und Zurückgehen auf das Alte. Mit dem Abscheu vor der Napoleonischen Usurpation und der Anhänglichkeit an die angestammten Fürstenhäuser ging Hand in Hand Abneigung gegen den Geist, welchen jene Usurpationsperiode genährt hatte. Mit Recht sahe man in diesem Geiste nur die Nachwirkung des Princips, welches die Französische Revolution zu Tage gefördert hatte, und von Neuerungen in Kirche und Staat versprach man sich nur dann Heil, wenn sie an den Geist alter Institutionen anknüpften. Wer in der Periode, welche auf die Befreiungskriege folgte, mit dem Strom der öffentlichen Meinung schwimmen wollte, mußte — sey es aufrichtiger oder erheuchelterweise — Ehrfurcht vor alter Sitte und altem Recht, vor Frömmigkeit und Loyalität aussprechen. Indeß nur bei einer kleineren Anzahl hatte das Gottesgericht über den Usurpator eine wahre Sinnesänderung bewirkt, die Mehrzahl war doch nur auf der Oberfläche berührt worden, und allmählich machten sich die Tendenzen, welche die Befreiungskriege mehr zurückgebrängt als überwunden hatten, wieder geltend. In Frankreich war sogar das durch Napoleon's eiserne Hand in manchen Beziehungen niedergehaltene Princip der Revolution unter der Restauration noch mehr zu Kräften gekommen, und die gebrauchten Gegenmittel blieben unwirksam, weil sie mehr aus dem Fleische als aus dem Geiste kamen. So geschah denn, was nicht unterbleiben konnte; Frankreich vertrieb seine Herrscherfamilie und gab dem in seinen Eingeweiden wühlenden Feuer einen freien Ausgang. Seitdem ist in politischer und

bürgerlicher Beziehung das Wort Reform das große Lösungswort der Zeit geworden. — Der Beobachter der Geschichte wird wissen, mit welcher Stärke, wenn irgend ein allgemeines Interesse die Zeit bewegt, dieses dann auch auf Bereiche Einfluß ausübt, welche ihm zunächst fern zu liegen scheinen. Schon insofern würde es nicht Wunder nehmen dürfen, wenn jenes Lösungswort, welches so gewaltig durch alle Organe der politischen Meinung hindurchtönt, auch auf die Theologie einen Einfluß äußerte. So sehen wir z. B., wie im Reformationszeitalter das Lösungswort einer geistlichen Reform auch hier und da auf das politische Gebiet hinübertönte. Wenn indeß unter uns gleichzeitig mit dem politischen Reformruf der theologische Ruf nach Reform ertönt, so ist die Verbindung zwischen beiden nicht bloß so äußerlich, auch darf zwischen diesem Verlangen nach geistlicher Reform und dem im Reformationszeitalter keine Parallele gezogen werden. Das Reformationszeitalter verlangte Zurückführung des Bestehenden auf etwas schon Dagewesenes, die jetzige Zeit verlangt auf dem religiösen Gebiete wie auf dem bürgerlichen ein noch nicht dagewesenes Neues, und die gleichen Erscheinungen auf beiden Gebieten stammen aus ein und demselbigen Geiste, aus ein und demselbigen Principe.

Der bisherige Rationalismus erkannte gleichwie der biblische Glaube die Bibel als Grundlage unserer Religion, und nur um die Auslegung dieser Urkunde handelte es sich. Auch fand er sich willig, die Anstalt der Kirche und ihr Verhältniß zum Staate stehen zu lassen, und nur um anderen Inhalt der Agenden, Gesangbücher, Predigten handelte es sich, die christliche Moral sollte die Dogmatik ersetzen. Durch die Wendung der Dinge, welche mit dem Werke von Strauß in der Theologie eingetreten ist, sind wir auf den Punkt geführt worden, die Bibel als Glaubensurkunde, wie das Institut der Kirche abrogirt zu sehen. Eine neue Gestaltung der Dinge wird verlangt, in welcher entweder die Institutionen der Kirche in denen des Staates aufgehen sollen, oder ein neuer pantheistischer Kultus an die Stelle des bisher bestandenen christlichen treten. Wenn wir als Ausgangspunkt der neuen Gestaltung der Dinge das erwähnte Werk von Strauß ansehen, so kommt es freilich darauf an, ob wir ihm nicht eine zu große Bedeutung für unsere Zeit beilegen. Indem wir dieses untersuchen, ist es nothwendig, daß wir die Grundzüge dieser neuen Theologie in der Kürze entwerfen. Schon ist das Buch von Strauß in den Händen einer großen Anzahl Theologen und vielleicht durch die Hände einer eben so großen Anzahl von Laien wenigstens hindurchgegangen. Überall wird davon gesprochen, und so wird es denn auch den Lesern dieser Blätter

Bedürfnis seyn, die Grundzüge dieses neuen Systems, auf welche das Vorwort der Kirchenzeitung in diesem Jahre nur hingedeutet hat, übersichtlich zu erfahren.

Nachdem Strauß das Bekenntnis abgelegt hat, durch die Hegelsche Philosophie zu einer gänzlichen religiösen Voraussatzlosigkeit gekommen zu seyn, d. h. Alles, was ihm früher als Wahrheit gegolten, alle religiösen Ansichten und alle Erfahrungen seines Lebens zu negiren, geht er an eine Kritik der evangelischen Geschichte, und findet in derselben durchweg so deutliche Spuren fabel- und märchenhafter Sagen — er bedient sich selbst dieses Ausdrucks, vgl. z. B. Th. 1. S. 59., Th. 2. S. 56. 219. — daß er schon auf diesen einen Grund hin die vier Evangelien für unächt erklärt. Das einzige, was sich geschichtlich über Jesum ausmachen läßt, ist gemäß seiner Untersuchung, daß Jesus, ein Galiläischer Jude, gleich den übrigen frommen Israeliten vor Johannes dem Täufer sein Sündenbekenntnis und sein Gelübde der Besserung ablegte, vermuthlich durch Befragen Anderer, ob er wohl der Messias sey, zuerst zu einem schüchternen, dann zu einem offenen Bekenntnis der Messiaswürde sich bestimmen ließ, in Folge dessen, und aus Haß gegen seine antipharisäischen Lehren von der Priesterparthei an's Kreuz geschlagen wurde, wirklich starb, und — nicht auferstand. Wunder und Weissagungen sind niemals von ihm ausgegangen, die Reden bei Johannes hat er niemals gehalten, sie sind ihm nur untergeschoben; auch von manchen Reden in den ersten Evangelien gilt dieses z. B. von der Voraussagung, daß auch die Heiden sollten zu seinem Reiche gehören u. s. w. Was indessen nach diesem Abzuge von seinen Reden noch übrig bleibt, ist der Art, daß man wohl begreifen kann, wie seine Jünger wunderbar davon entzündet wurden. Nach seinem Tode hatten sie Visionen von ihm, als wäre er auferstanden, dies befruchtete ihre Begeisterung noch mehr. Ihre Orientalische Phantasie trug nun, was irgend das A. T. und die rabbinischen Lehren vom Messias Wunderbares und Großes mittheilten, auf ihren entschlafenen Lehrer über, und so entstand die wunderbare Evangeliengeschichte. — Dies die negative Kritik. Der Verf. hatte in der Vorrede zum ersten Theile versprochen, die Dogmen des Christenthums stehen zu lassen, wenn gleich er die geschichtliche Hülle vernichte. Die Schlußabhandlung des zweiten Theils hat gezeigt, in welchem Sinne er dieses meinte. Der Christus der christlichen Dogmatik soll als Symbol der Menschheit behandelt werden. Die Menschheit im Großen und Ganzen ist der menschengewordene Gott. Das Jenseits ist nur Diesseits zu suchen. Das ewige Leben beginnt in der Zeit, und entsteht, wenn der Geist je mehr und mehr sich die Materie und irdischen Verhältnisse dienstbar macht, wie dies am Glänzendsten in diesen letzten Tagen durch die Eisenbahnen und Dampfwagen bewirkt worden. In solchem Herrschen über die Materie besteht die Auferstehung des Fleisches, dies ist das Fest des auferstandenen Christus, das wahre Ostern der Gläubigen. Nach seinem Tode hat das Individuum nichts weiter zu erwarten, denn seine Bestimmung ist eben nur ein Moment in der Kette des ganzen Geschlechts zu seyn.

Dies die Lehre des Strauß'schen Werkes. Ob nun dieselbe eine solche Bedeutung in unserer Zeit erlangen werde, wie wir ihr zuschrieben? Die Bestätigung hiefür liegt schon in dem tiefen und großen Eindruck, welchen das Werk gemacht hat. Derselbe kann nämlich nicht daraus erklärt werden, daß irgend welche durchaus neue Entdeckungen dargeboten worden seyen. Im Gegentheil sind sowohl die historisch-kritischen als die philosophischen Bestandtheile des Werkes durchgängig schon vorhanden gewesen, so sehr, daß man Seite für Seite die Vorgänger der Ansichten des Verf. anführen könnte. Keiner aber hat es noch bis jetzt unternommen, alle diese zerstreuten Elemente zu einem Ganzen zu verbinden und zu gestalten: dies gethan zu haben, ist das eigenthümliche Verdienst des Verf. Grade darum aber ist die Wirkung des Werkes eine so tiefgehende. Kein Buch wirkt allgemeiner als dasjenige, welches Organ des Zeitgeistes ist. Das Strauß'sche Werk ist das vollkommenste Organ des Geistes, welcher die gebildete Welt unter uns regiert. Grade in den höchsten Sphären der Bildung sind die kühnsten der Strauß'schen Ansichten schon vorher entstanden und verbreitet worden. Das junge Deutschland hat angekündigt, daß das Christenthum sich überlebt habe und eine altvettelische Fabelwelt sey; Strauß bedient sich stehend für die biblischen Geschichten des Ausdrucks „Anekdoten,“ er spricht von „Fisch- und Sturmanekdoten“ — Seine redet vom Christenthum als der großen Anekdote, welche Gott weiß durch welchen Zufall eine welthistorische Bedeutung gewonnen habe. Eine große Anzahl Hegelianer hat die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit über Bord geworfen und den Dogmen des Christenthums einen fremdartigen pantheistischen Inhalt untergelegt. Mit abgöttischer Begeisterung verfolgt ein großer Theil Anderer die Fortschritte der industriellen und materiellen Kultur. Unzählige Zeitgenossen, unter Geistlichen und Laien, haben die evangelische Geschichte mit der heidnischen Mythenwelt in Parallele gestellt, nur daß sie es nicht vermocht hatten, dies Verfahren auf gelehrte Weise zu begründen, worin ihnen nunmehr Strauß zu Hülfe gekommen ist. In diesem Werke findet überhaupt jedwede dieser Klassen die Begründung von anderen Punkten aus, die ihr bisher fremd waren. Zwar befindet der immer noch ansehnliche Theil Wegscheiderscher Nationalisten sich mit den Strauß'schen Ansichten in den wesentlichsten Punkten in Widerspruch, einerseits hat ihre Stimme indeß bei den höher Gebildeten ihre Auctorität verloren, andererseits werden sie sich ohne Zweifel sehr freuen, gegen die Offenbarungsgläubigen in Strauß eine Stütze gefunden zu haben, welche in manchen Stücken der Ohnmacht ihrer Kraft zu Hülfe kommt. So sind denn also auf dem Gebiete der Wissenschaft der Elemente gar viele vorhanden, welche für jenes Evangelium des modernen Zeitgeistes den gedehlichsten Boden abgeben. Aber auch der Geist, der auf dem Gebiete der Politik weht, kommt mächtig demselben zu Hülfe. In dem Strauß'schen Werke findet sich eine radikale Reform der Theologie, das juste milieu des Nationalismus ist in seiner Nichtigkeit dargethan. Eine der lästigsten Stützen alter

Staatsweisheit ist der Ehebund gewesen, welchen in Europa die Kirche mit dem Staat eingegangen ist, — ein Ehepakt, für die Radikalen nicht minder lästig als jeder andere nach der altmodischen Strenge von Matth. 5, 32. geschlossene. Das Evangelium der neuen Zeit löst dieses Bündniß wie jedes andere. Für Staaten von den politischen Grundsätzen, wie sie gegenwärtig manche der Schweizer Kantone haben, ist die Verbindung mit der christlichen Kirche, das unnatürlichste aller Ehejochs, von welchem befreit zu werden nicht einmal eine separatio secundum thorum et mensam, sondern nur die absolute secundum vinculum ausreicht. Von Strauß empfangen sie die Religion, die dem ehebrecherischen Geschlechte zupast. Noch hat in Württemberg die Kirche so viel Kraft gehabt, die Ausschließung jenes Theologen von kirchlichen Lehrämtern zu verordnen — wohl sollte man fragen: und wie konnte sie anders bei einem Manne, der selbst erklärt, daß seine Ansichten mit dem Fortbestehen der Kirche unverträglich sind? — aber ob wohl in anderen Deutschen Staaten, ob in der Schweiz, ob im Königreich Sachsen, ob in Weimar die Kirche auf gleiche Weise ihr Recht würde geltend gemacht haben? So weit sind wir gekommen, daß selbst bei demjenigen es in Frage gestellt wird, ob er vom kirchlichen Lehramte auszuschließen sey, welcher den Muth und die Ehrlichkeit eines Strauß hat, es selbst auszusprechen, daß seine Lehre mit dem Bestehen der christlichen Kirche unverträglich sey.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Grafschaft Mark. Schriften über die Hülsmannsche Prediger-Bibel.)

Nachdem die Leser der *Ev. R. Z.* in Nr. 22. 23. eine Relation über die von dem Prediger Hülsmann in Dahl in der Grafschaft Mark herausgegebene Prediger-Bibel erhalten haben, wird es sie nicht wenig wundern, wenn sie vernehmen, daß dieselbe eine ganze Gegend in Bewegung gesetzt und bewirkt hat, daß die großen Gegensätze in der Theologie hier mit Eifer besprochen werden, die früher fast gänzlich unbekannt unter dem Volke zu seyn schienen. In den ersten wie in den letzten Kreisen der Gesellschaft ist diese Prediger-Bibel der Gegenstand des Gesprächs und es bilden sich Partheien für und gegen den Rationalismus. In der That ist das Buch an sich eine sehr unbedeutende Erscheinung. Der vulgäre Rationalismus vergangener Jahrzehende wird darin den Predigern auf eine äußerst naive Weise, als wäre es etwas Neues für sie, dargeboten, und man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß diese Schrift wenig beachtet und wenig gelesen, gar kein Aufsehen gemacht hätte, wenn ihre Erscheinung nicht mit der am 13. November v. J. geschehenen Predigerwahl in Schwelm zusammengefallen wäre. Bekanntlich haben unsere Provinzen im verflossenen Jahre eine erneuerte Kirchenordnung erhalten, nach welcher unter Anderen die früheren Wahlen von Seiten der ganzen Gemeinde dahin abgeändert sind, daß das Wahlrecht von Repräsentanten, von der Gemeinde gewählt, ausgeübt wird. Kurz vor der Wahl in Schwelm war die Prediger-Bibel (d. h. der erste Theil derselben, die drei ersten Evangelien enthaltend) erschienen die Ankündigung derselben befand sich in den öffentlichen

Blättern; was war natürlicher, als daß man in Schwelm, da Viele schon früher an Herrn Hülsmann gedacht und sich für ihn erklärt hatten, sich nach diesem Buche erkundigte? daß es dem Verfasser Freunde und Gegner erweckte? Die ersteren haben aber gesiegt und durch eine nicht eben große Mehrzahl der Stimmen wurde Herr Hülsmann zum Prediger in Schwelm gewählt.

Vor etwa zwanzig bis dreißig Jahren wäre die Sache hiemit abgethan gewesen. Der Erwählte würde wahrscheinlich von der Behörde bestätigt worden seyn und sein Amt ohne erheblichen Widerspruch angetreten haben. Aber das christliche Bewußtseyn ist in unserer Zeit erwacht. Man hat die Gegensätze kennen und unterscheiden gelernt, und von beiden Seiten scheint man zu wissen, was man will. Alsbald nach der Wahl wurde eine Protestation gegen den Erwählten aufgesetzt, und von vielen Gliedern der Gemeinde unterschrieben. Den hauptsächlichsten Inhalt derselben, der sich auf die Prediger-Bibel gründet, lernen wir aus der nachher anzugebenden Verantwortungsschrift Herrn Hülsmann's kennen. Das Resultat ist noch nicht bekannt. Die Bestätigung der Wahl ist aber dadurch einseitig verschoben, und ob sie kommen wird oder nicht, — das ist es, was jetzt viele Gemüther in Bewegung setzt und in Spannung erhält.

Wir enthalten uns darüber aller Betrachtungen und Vermuthungen, und wenden uns statt dessen zu den einzelnen Flugschriften, die diese Angelegenheit zu Tage gefördert hat.

Zuerst erschien: Theologisches Gutachten über die Prediger-Bibel des Pastor Ed. Hülsmann, ausgefertigt von M. J. E. Sander, Diener am göttlichen Worte zu Wickinghausen. Barmen 1836. In der Einleitung gibt der Verfasser Grund und Recht seines Auftretens an. In der Prediger-Bibel sey die Anklage gegen die Evangelische Kirche enthalten, daß die Lehren „von dem totalen Unvermögen des Menschen, von der Zurechnung des Verdienstes Christi, von der doppelten Natur in Christo,“ widervernünftige Dogmen seyen, welche der unfelige Scharfsmuth der Theologen dem Evangelio eingeschwärzt habe. Dabei werde daselbst den Predigern, welche an dem Bekenntniß der Kirche festhalten, der Vorwurf gemacht, „daß sie ihren überberathenen Gemeinden jeden Sonntag statt der reinen, vernünftigen, herzensprechenden Christuslehre diese widervernünftigen Dogmen vortragen, und ihnen den Kern des Evangeliums auf eine kaum zu entschuldigende Weise verkümmern und vorenthalten“ (Pr. B. S. 40. 41.). Gegen diese Anklage wolle der Verf. die Kirche und sich selbst verteidigen. Nun geht er die Prediger-Bibel durch, zieht die grellsten Widersprüche des Rationalismus, die darin enthalten sind, aus, und zeigt die Hohlheit dieses Systems, so wie seine innere Inconsequenz und Haltlosigkeit. Die hin und wieder in der Prediger-Bibel vorkommenden besseren Stellen erscheinen als Systemlücken, durch welche der rechte Glaube vielleicht noch einmal einziehen kann. Freilich ist die Geißel des Verf. dieses Gutachtens scharf, was denjenigen nicht wundern wird, der denselben auch nur aus seiner Schrift: *Jehovahs Bidschem* (s. *Ev. R. Z.* 1830 S. 708.) kennen gelernt hat. Besonders hat das zweite Aufsatze des Gutachtens beigefügte Schlußwort viele Tadler gefunden und Anstoß erregt, worin der Verf. die Fragen aufwirft, wie die Überzeugungen Hülsmann's sich mit seinem Predigerberufe vereinigen lassen? Wie Repräsentanten, Vertreter einer evangelischen Gemeinde es verantworten können, einen offensbaren Gegner der evangelischen Heilslehre zum Prediger zu wählen? Was sollen in einem solchen Falle diejenigen thun, welchen eigentlich nur allein die Kirche und Schule, die Kanzel und der Altar gehört, wenn man ihnen ihr Recht trünkt und unevangelische Lehrer ihnen aufbürden will? — Schon diese Fragen geben Zeugniß von der Art und Weise, wie sie beantwortet sind. Es ist wenig

damit gethan, wenn man dabei nur immer über Lieblosigkeit und Unbuddsamkeit klagt, wie viele Stimmen gethan haben. Die ungeweihte Hand, die das Heiligthum antastet, kann nicht von Jedem auf eine sanfte Weise zurückgewiesen werden; besonders in einer Zeit wie die unsere, wo es sich vielleicht mehr als je vorher darum handelt, ob sie fernerhin ungehört ihr Wesen treiben dürfe.

Am merkwürdigsten ist demnächst uns die Vertheidigungsschrift des Verf. der Prediger-Bibel selbst.^{*)} Sie führt den Titel: Einige Worte der Verantwortung und Vertheidigung, zunächst veranlaßt durch das theologische Gutachten des Herrn Pastor Sander zu Wichlinghausen, von Ed. Hülsmann, Pfarrer zu Dahl. Schwelm, bei M. Scherz. Diese Schrift hat bei Freunden und Feinden des Herrn Verf. Verwunderung erregt, weil sie wohl Jeder anders erwartet haben mochte. Herr Hülsmann beginnt damit, daß er bemerkt, erst jetzt seyen ihm die Anklagepunkte, welche einige Glieder der Schwelmer Gemeinde gegen seine „theologischen Ansichten und Grundsätze“ erhoben haben, bekannt geworden, und es sey ihm eine eben so heilige als theure Pflicht, die wider ihn erhobenen Bedenken zu beleuchten, und als größtentheils auf bloßen Mißverständnissen (!) beruhend darzustellen. Zugleich liege ihm die Sandersche Schrift vor. Nun weiß man wohl, wie sehr eine gewisse Art von Rationalisten es übel zu nehmen pflegt, wenn man sie nicht für christlich und gläubig will gelten lassen. Weil sie aus der Schrift annehmen, was ihnen mit ihrer Vernunft vereinbar scheint, und eine gewisse Ehrfurcht vor der „moralischen Größe“ Christi bewahrt haben, so reden sie sich ein, ganz auf biblischem und christlichem Standpunkte zu stehen, und wenn nun Männer wie Sander nachweisen, daß dies durchaus nicht der Fall sey, und daß bei diesem gemeinen Rationalismus zuletzt doch alle Auctorität nicht in Christo, sondern in der eigenen, subjectiven Vernunft liege, und daher auch alles Matthe, Schwanfende und Inconsequente des ärmlichen Systems rühre, so soll gleich nicht allein die Liebe, sondern auch die Wahrheit verletzt seyn. Auf diese Weise muß man es erklären, wenn Herr Hülsmann nun fortfährt: „Das erste Gefühl, das sich meiner bei Durchlesung dieser Schrift bemächtigte, war das Gefühl eines tiefen Schmerzes, einer tiefen Trauer. Nicht als ob ich mich geirrt hätte über die, allerdings im höchsten Grade befremdende Art und Weise, in welcher Herr Sander mich behandelt; wer das köstliche Kleinod eines guten Gewissens in seinem Herzen trägt, wer mit Ruhe und Freudigkeit an den Gott denken kann, der in's Verborgene siehet, wer sich der Liebe und Achtung aller derjenigen bewußt ist, die ihn und seine Art zu denken und zu handeln näher kennen, der besitzt auch die sittliche Kraft, auch über die heftigsten Ausfälle und die

^{*)} Wie bitten, mit den folgenden Bemerkungen die ausführliche Beleuchtung derselben Schrift von einem andern Verfasser in Nr. 28. und 29. zu vergleichen, die dem verehrl. Einsender dieser Mittheilung noch nicht vorlag. Ein besonderer Abdruck der beiden Aufsätze in Nr. 22. 23. und in Nr. 28. und 29. ist unter dem Titel erschienen: „Sehet euch vor! Zwei Aufsätze gegen die Prediger-Bibel des Herrn Hülsmann und gegen dessen Vertheidigungsschrift.“ Berlin, bei E. Dehmigke.

Anmerk. der Red.

härtesten, verletzendsten Urtheile sich hinwegzusetzen. Aber das hat mich tief geschmerzt, daß ich in der Sanderschen Schrift eine Polemik wiedergefunden habe, welche längstverschollenen Zeiten angehört und bei welcher eine ruhige und besonnene Prüfung mir kaum denkbar zu seyn scheint. Rein billig denkender Leser wird von mir verlangen, daß ich dem betreffenden Gutachten Schritt vor Schritt folge und die zahllosen Unrichtigkeiten desselben einzeln durchgehe und zu Tage lege, und tief achte ich es unter meiner Würde, die entsetzlichen Schwärmungen und Lasterungen, die Herr Sander gegen mich ausgesprochen hat, auch nur mit einer Sylbe zu erwiedern, weil ich einen Herrn und Meister habe, der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht dräuerte, da er litte, und der mir das Gebot gegeben hat, diejenigen zu segnen, die mir fluchen zc.“ Nun will er in Kurzem zeigen, daß Sander ihm Unrecht gethan, und thut dies in der Weise, daß er sich darüber beklagt, wie Sander einige Einbildungen der eigentlich rationalistischen Ansicht nicht anerkennen will. Denn als etwas Anderes können wir es doch wohl nicht ansehen, wenn Hülsmann sagt z. B.: „Ich traute meinen Augen kaum und bedauerte den Mann, der so schreiben konnte, aus meiner tiefsten Seele, als ich S. 22. des Gutachtens las: Was kann das Erzeugtseyn vom heiligen Geiste bei Hülsmann anders heißen, als dies: Er ist wie andere Menschen von einem menschlichen Vater erzeugt? In meiner Schrift heißt es S. 11 und 12. wörtlich also: Unser Verfasser will offenbar lehren, Jesus sey nicht Joseph's Sohn, und auf eine völlig wunderbare, geheimnißvolle Weise sey durch eine göttliche Einwirkung Maria's Schwangerschaft entstanden. Bleiben wir stehen bei diesem einfachen Berichte. War doch die ganze Erscheinung des Erlösers ein Wunder ohne Gleichen. Christus ist erzeugt aus dem heiligen Geiste, durch eine göttliche Kraft. Einzig ist die ganze Erscheinung Christi. Nie hat ein solcher Heiliger die Erde betreten. Einzig sind die Wirkungen dieses Göttlichen. Schon bei seiner Geburt geschah etwas Außerordentliches. Er wurde geboren als der Sohn Gottes.“ Der in das Evangelium eingeweihte Christ, der nur in etwas die Unterscheidungsgabe hat, wird sich durch eine solche Sprache nicht befriedigen lassen. Und was können vollends einige Redensarten, die Ehrfurcht vor Christo blicken lassen, in dem Munde eines Mannes gelten, der z. B. S. 85. der Prediger-Bibel (über die Geschichte Matth. 8, 28.) sagen kann: „Man unterscheide doch ja das Faktum selbst, welches wahr ist, von dem Urtheile der Evangelisten über dasselbe und überhaupt die geschichtliche Glaubwürdigkeit dieser letzteren von ihrer philosophischen.“ — „Zum Glauben der Berichterstatter — das gestehe ich freimüthig — kann ich mich nimmermehr bekennen; aber deswegen bin ich kein Ungläubiger, kein Neologe.“ (!) Und wenn er bei derselben Stelle sagt: „ich glaube an Alles, was uns die Schrift über die Religion, d. i. über das Verhältniß des freien und vernünftigen Menschen zur Gottheit offenbart hat, und glaube auch daran nicht sowohl wegen der Wunder, die an und für sich eine Vernunftwahrheit nie beweisen können, sondern weil Schrift und Vernunft sich in der schönsten Harmonie befinden“ — so hat ihm Sander doch wohl nicht Unrecht gethan, wenn er von ihm behauptet, daß er nicht auf biblischem Grund und Boden stehe.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 7. Mai.

N^o 37.

Die Zukunft unserer Theologie.

(Schluß.)

Uns ist es nicht zweifelhaft, daß mehr und mehr Grund-
sätze, wie die von Strauß, auch in die Theologie Eingang
finden werden. Eine sehr heilsame Reaktion wird nicht aus-
bleiben, aber sie wird in schweren Wehen sich durchkämpfen
müssen. Auf ernste Weise wird der Kampf durchgekämpft wer-
den müssen gegen die verderblichen Tendenzen der Hegelschen
Philosophie. Von vorn herein wird der Kampf noch einmal
zu bestehen seyn gegen eine Alles auflösende Kritik. Zum Be-
lege dieser unserer Befürchtungen könnten wir manche Erschei-
nungen unter den Jüngeren namhaft machen, welche gleichzeitig
mit Strauß hervorgetreten sind, wie z. B. die im Vorworte
der *Ev. R. Z.* erwähnten zwei Alttestamentlichen Werke, das
von Lic. Batke in Berlin und das frivole Buch von Pro-
fessor v. Bohlen in Königsberg.*) Wir wollen aber absichtlich
nur zweier Männer gedenken, welche bisher ihren Kenntnissen
wie Bestrebungen nach zu den Tüchtigeren gezählt wurden, sol-
cher, von denen grade Besseres zu erwarten gewesen wäre und
welche erst nach Strauß und unter dem Einflusse desselben
mit ihren Ansichten hervorgetreten sind: Professor Weiße in
Leipzig und Baur in Tübingen. Weiße, von welchem die
Anzeige des Straußschen Werkes in den Blättern für litera-
rische Unterhaltung Jahrg. 1836 Nr. 61—65. herrührt, ist ein
Mann, welcher neuerlich in manchen Beziehungen sich auf schöne
Weise gegen den Pantheismus der Hegelschen Philosophie und

für die christlichen Dogmen ausgesprochen hat. Um so erschüt-
ternder ist nun der Eindruck, den jene Recension macht. Mit
dem größten Erstaunen sieht man nämlich, wie dieser Mann,
von dem Eindrucke des Straußschen Werkes überwältigt, die
gesammte wunderbare Geschichte der Evangelien als unverbürgte
Sage preisgibt, das Evangelium Johannis für unächt erklärt
und als eine Ausgeburt eines mythischen Geistes um Vieles
unter die drei ersten Evangelien stellt, das Göttliche aber des
Christenthums ausschließlich auf die ächten Aussprüche der drei
ersten Evangelien gründen will. Kann solches am grünen Holze
geschehen, was wird es mit dem dürrer werden? Zwar bleibt
es immer noch erfreulich, die Gewalt der christlichen Ideen bei
jenem Manne zu beobachten, welchem die gesammte historische
Wahrheit des Christenthums im skeptischen Schiffbruch zu
Grunde geht; und so werden gewiß noch Manche in der näch-
sten Zukunft mit den historischen negativen Ansichten von
Strauß eine christlichere Dogmatik als er selbst zu verbinden
wissen. Allein man vergesse nicht, daß diese christlichere Dog-
matik das Erzeugniß von Umgebungen und Einwirkungen ist,
in welchen der historische christliche Glaube wirksam war, was
wird es aber in der nächsten Generation werden, wenn jene
negative Kritik der Historie eine noch viel größere Herrschaft im
Leben und in der Jugendziehung erlangt haben wird? —
Möchte doch jener rechtschaffen nach Wahrheit ringende Mann
langsamer und gewissenhafter auf den Gebieten, die seinen eigent-
lichen Studien fern liegen, forschen, ehe er sich leichtgläubig
den dreisten Behauptungen einer Kritik in die Arme wirft, die
wahrlich nicht aus dem Geiste christlicher Besonnenheit hervorze-
gangen ist.

*) Dort scheint sich die destruktive Tendenz ganz besonders fixiren
zu wollen. Schon hat sich zu den Professoren v. Bohlen und v. Len-
gerke, als Dritter im Bunde, ein Licentiat der Theologie und Privat-
Docent an der Universität, Jachmann, hinzugesellen. Dieser äußert
in der Schrift: „Der Hirte des Hermas; ein Beitrag zur Patristik.“
Königsb. 1835: Die Schlingpflanze der Apokryphik ranke sich bis zu
den ältesten Zeiten des Christenthums hinauf, und wuchere auch in den
Urkunden, die uns die erste Nachricht von dem Stifter unserer Religion
und deren erstem Aufblühen überliefert haben (S. 6.). Es sey nicht
die Schuld der Verfasser unserer Evangelien, die es ja mit einer gewissen
gutmüthigen Naivität gestehen, daß sie nach Matthäus, nach Johannes
erzählen, wenn sie dennoch für die gehalten werden, in deren Namen
sie bloß schreiben, und wenn ihren Schriften mit aller Gewalt eine Au-
thentie aufgedrungen werde, die sie selbst nie in Anspruch genommen
haben (S. 7.). Wie weit ist es mit einer Kirche gekommen, in der
schon diejenigen, welche noch streben, zu ihrem Dienste zugelassen zu
werden, es wagen, mit unheiligen Händen ihre Heiligthümer anzutasten,
meinen können, sich grade durch solches Beginnen zu dieser Zulassung
zu empfehlen!

Was Professor Baur betrifft, so ist derselbe schon bisher
als ein zwar sehr talentvoller und gründlicher, aber auch sehr
skeptischer Forscher bekannt gewesen. Von ihm ist so eben eine
Schrift erschienen: die sogenannten Pastoralbriefe des Apostels
Paulus aufs Neue kritisch untersucht, Stuttgart 1835, in wel-
cher eine Willkür des Scepticismus hervortritt, die in der
That nur mit der von Strauß verglichen werden kann. Da-
bei geht durch das ganze Werk eine bittere und gereizte Stim-
mung gegen alle diejenigen, welche der skeptischen Kritik feindselig
entgegentreten, die man sich kaum anders als aus einer Bezie-
hung auf den Vorgang mit dem ihm befreundeten Dr. Strauß
erklären kann. Die beiden Briefe an den Timotheus und der
an den Titus werden in dieser Schrift als ein Nachwerk
des zweiten Jahrhunderts dargestellt, mit einer Willkür
und Dreistigkeit der Kritik, die man von einem sonst so beson-
nenen Manne nicht erwarten sollte. Dabei bleibt aber der
Zweifel nicht stehen, sondern, gleichsam als ob dem Verf. aller

historischer Boden unter den Füßen zu wanken angefangen hätte, werden beiläufig die bisher anerkanntesten Schriften vom Zweifel angegriffen. So wird der erste Brief Petri unbegreiflicher Weise gleichfalls dem Petrus abgesprochen und auf ganz leichtfertige Gründe hin ebenfalls in das zweite Jahrhundert versetzt, S. 127. Das Evangelium Marci soll von einer petrinisch-judenchristlichen Parthei geschrieben seyn, und im Interesse derselben, S. 101. Der Brief an die Philipper, an dessen Aechtheit bis daher noch keinem Einzigen, einen Zweifel zu äußern, einge kommen war, wird auf einen einzigen, ganz willkürlichen Grund hin dem Apostel abgesprochen, S. 86. Die Briefe des Ignatius werden durchaus als unächt betrachtet und in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts versetzt, S. 87., u. s. w. Wäre hier der Ort zu ausführlicheren gelehrten Erörterungen, so ließe sich ohne Mühe zeigen, wie eine solche Kritik nur durch ein willkürliches Fixiren von den Strauß'schen Resultaten zurückgehalten werden kann. Nach dieser Schrift über die Pastoralbriefe müssen wir in der That glauben, daß Herr Baur bereits die geschichtliche Auctorität des Evangelii Johannis, eben so wie Strauß, über Bord geworfen hat. Möge doch der tüchtige gelehrte Forscher zeitig genug sich zurückhalten lassen, auf der schlüpfrigen Bahn, welche er zu betreten angefangen hat, weiter fortzugehen.

Wenn bereits solche Theologen wie Baur einer so schwindelnden, ja berauschenden kritischen Skepsis sich hinzugeben vermögen, was sollen Jüngere, Unerfahrenere thun! Es sollte uns nun nicht wundern, wenn auch noch einer auftritt und den letzten coup ausführt, von dem sich selbst Strauß noch hat zurückhalten lassen, sämmtlichen Paulinischen Briefen ihre Aechtheit abzuspochen. — Welche ernste Anforderung liegt in solchen Erscheinungen unserer Tage für den jungen Theologen, mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit auch in der Wissenschaft sich zu befestigen, um solchen Truggestalten der Wissenschaftlichkeit gegenüber das Feld zu behaupten! Wie sehr werden aber auch Alle, die es mit Christo ernst meinen, durch diese immer größere Reife und Concentration des Unglaubens dazu gedrungen, mit allem Ernste und aller Treue sich zu dem großen Kampfe der Zeit zu rüsten. Wir nämlich — obwohl uns bewußt, wie der Herr der Zeiten so oft das Schiffelein nach einer ganz anderen Seite hin gesteuert hat, als menschlicher Scharfsinn erwartet — können nicht anders glauben, als daß die Periode nahe sey, wo die Kirche Christi und das Reich der Finsterniß sich völliger sondern und einander gegenüber treten werden, als es bisher noch niemals der Fall gewesen.

M a c h r i c h t e n .

(Graßschaft Mark. Schriften über die Hülsmann'sche Prediger = Bibel.)

(Fortsetzung.)

Wir haben nur ein Beispiel ausgezogen, um zu zeigen, wie Hülsmann die Ansicht Sander's von ihm zurückzuweisen versucht. Nicht

anders geht es mit den übrigen. Man kennt ja wohl die sich anbequeme Redeweise der Rationalisten, die oft nur für den „Klugen“ ihre wahre Meinung wollen durchschimmern lassen, und denen derjenige jedesmal einen schlimmen Dienst erweist, der ihnen dieselbe naht und offen ausbringt. Darum gibt denn Herr Hülsmann dem Verfasser eine Erbitterung Schuld, wie er sie noch in keiner theologischen Schrift gefunden habe. Er behauptet, es nicht über sich gewinnen zu können, in dem Gutachten weiter zu lesen, und bekennt am Ende seiner Schrift „frank und frei, daß ich es nicht über mich gewinnen kann, je wieder eine Sander'sche Schrift zur Hand zu nehmen.“ Anders aber, sagt er S. 8., sey sein Verhältniß zu den Gliedern der Schwelmer Gemeinde, die als Ankläger wider ihn aufzutreten sich berufen gefühlt haben, und er werde sich ungemein glücklich schätzen, wenn sein Sendschreiben dieselben mit seiner Auffassungswiese des Christenthums ausöhnte. Nachdem er nun vorausgeschickt, daß er von jeher gestrebt habe, jedes Dogma in seinem inneren Wesen zu erfassen, und als „wohlbegründet in den Tiefen unseres Geistes und Herzens nachzuweisen“, geht er die einzelnen Anklagepunkte der Protestirenden durch. Sie haben sich über ihn beschwert: 1. daß er den stellvertretenden Versöhnungstod Christi läugne, 2. daß er die doppelte Natur in Christo bestreite, 3. die göttliche Eingebung der heiligen Schrift nicht annehme, 4. die Wiederscheinung Christi geistig deute, daß ferner 5. seine Ansichten über die Neutestamentlichen Wunder unfirchlich seyen, daß er 6. die Heilsordnung alterire, und daß er 7. dem Gebete keine Kraft beilege. Man sieht, daß dies Punkte sind, die in Hinsicht des wahren Christenthums Lebensfragen betreffen. Die Erklärungen des Herrn Hülsmann über dieselben haben einerseits einen versöhnlichen Charakter. Man sieht, er denkt sich Leute zu Lesern, die er gern gewinnen möchte, und zwar weniger dadurch, daß er die eigentlich rationalistische Ansicht gegen sie vertheidigt, als daß er seine Ansicht der biblischen und kirchlichen möglichst nahe zu bringen sucht. Darin liegt nun aber eine andere Eigenthümlichkeit derselben, die den Freunden des Verf., insofern dies die Freunde des „vernünftigen Christenthums“ sind, wenig behagen wird. Entweder, werden sie denken, ist er auf der Umkehr, oder er sucht die Wahrheit zu umgehen, und sich zu denen herabzulassen, welchen die rechte Aufklärung noch abgeht. Und in dem einen wie in dem anderen Falle wird nur die bereits ergriffene Parthei sie ihm als Freunde erhalten. Zwar kommen auch in diesen Erklärungen noch Widersprüche vor; z. B. wenn es S. 11. heißt: Die Strafen der Sünde, die wir hätten tragen müssen, hat der Herr getragen für uns und an unserer Statt“ — und auf der folgenden Seite zur Bestätigung seiner Ansicht der Verf. einen Ausspruch von Dr. Schulz in Breslau anführt (mit dem er also einverstanden seyn muß): „Christi Tod ist ein Tod der Liebe und freien Aufopferung, kein Straf- und Sündenbüßungstod;“ auch kommen natürlich noch Stellen vor, bei denen der biblisch-gläubige Christ den Kopf schütteln wird, aber im Ganzen weht wirklich darin ein ganz anderer Geist, als in der Prediger = Bibel selbst, und wir hoffen zur Ehre des Verf., daß die Angriffe, die er erfahren, und die Anschuldigungen, die ihm daraus erwachsen sind, ihn auf die Mäthezigkeit und Leere des Nationalismus stärker hingewiesen haben, als vorher alles Nachdenken und Studiren, und daß er vielleicht auf diese Weise in den letzten Monaten mehr im wahren Christenthum gefördert worden ist, als sonst in Jahren vorher. Liegt doch der Anfang des Glaubens nicht im Kopfe, sondern im Herzen, und ist es doch nicht so sehr die Erkenntniß, die dazu den Impuls gibt, als das Bedürfniß des inneren, seine Ohnmacht und Sünde fühlenden und nach einem Helfer verlangenden Menschen. Diese Vermuthung wird nicht wenig durch folgende Stelle der Vertheidigungsschrift bekräftigt (S. 23.): „Unen in meiner Seele ruht und wird ewig

ruhen der Glaube an den Gefrenzigten, er ist und wird ewig bleiben
 mein einziger Trost im Leben und im Sterben, er hat in dieser Zeit
 der Noth auf seinen mächtigen Flügeln mich erhoben über mein schweres
 Geschick, und was auch die Zukunft, die dunkel und verhängnißvoll vor
 mir liegt, mir bringen wird, ich werde freudig und willig das Kreuz
 und die Schwach meines Erlösers tragen und mit dem Aposfel ausrufen:
 Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus! Er,
 mein Heiland und Erlöser, der sich stets mir nahete wie ein Freund
 aus himmlischen Höhen, wenn die Nacht der Leiden ihre dunklen Flügel
 über mich breitete, wird mich nicht sinken lassen und mir die Kraft ver-
 leihen, stets mit ihm zu beten: Vater, ist es denn nicht möglich, daß
 dieser Reich von mir gehe, ich trinke ihn denn, nun so geschehe dein
 Wille! — Wenn diese und ähnliche Äußerungen keine Floskeln, son-
 dern aufrichtig gemeint sind, wie wir keinen Grund haben, daran zu
 zweifeln, so können wir es nur für eine Inconsequenz mehr halten, wie
 sie so vielfach, namentlich bei rationalistisch-gesinnten Predigern, sich
 zeigen, wenn der Verf. alles Ernstes meint, daß sich der Inhalt seiner
 Prediger-Bibel damit vertrage. Der Christus, welcher in dieser geschil-
 dert wird, ist unmöglich ein solcher, der als ein himmlischer Freund sich
 den Seinigen naht und sie mächtig macht, Alles zu tragen und zu
 vermögen. Viel consequenter urtheilen die Gerungen im Volke, die wohl
 wissen, daß es mit dem Inhalt der heiligen Schrift also sich verhält,
 daß entweder Alles zusammen stehet, oder wenn nur Ein Düttel fallen
 muß, alles Andere auch schon am Wanken ist. Diese Halbheit, die auf
 der einen Seite theistisch und sofort wieder antitheistisch verfäht, bringt
 damit nichts als Negationen hervor. Wiewohl wir auch gern zugeben,
 daß bei den Rationalisten dieser Art ihre Inconsequenz eine sehr glück-
 liche und bewahrende ist, weil sie die antichristlichen Elemente, die in
 dem Systeme liegen, paralytisch. Diese auszubilden und zu vollenden
 ist einer anderen Art von Rationalismus aufbehalten, der in der neue-
 sten Zeit hervorgetreten scheint, sich seiner Christusfeindschaft bewußt ist,
 und — sich nicht gegen den Vorwurf verteidigen mag, daß er anti-
 biblische und antichristliche Lehren predigt.

Kürzer können wir uns bei der Anzeige der folgenden Schriften
 fassen. Drei und dreißig Repräsentanten und Glieder des Presbyterii
 der Schwelmer Gemeinde haben eine „Öffentliche Antwort auf
 die in dem theologischen Gutachten von Sander enthal-
 tenen Schmähreden etc.“ (Schwelm b. Scherz) drucken lassen, die
 das Verfahren der Repräsentanten bei der Wahl rechs fertigen soll. Von
 dem Erwählten wird rühmlich erwähnt, daß ihm von seinen theologi-
 schen Prüfungen, wegen der wohlbestandenen ersten, die zweite erlassen
 sey, und daß er später mit der Nachprüfung einiger Candidaten beauf-
 tragt worden. Nach solchen öffentlichen Beweisen seiner Tüchtigkeit gelte
 ihnen Hülsmann mehr als Sander, von dem Ähnliches nicht vor-
 liege. Letzterer wird überhaupt mit großer Geringschätzung behandelt.
 Die Streitfrage selbst wird nur obenhin berührt, da theologische Contro-
 versen zunächst ihre, als der Laien, Sache nicht seyen.

Unbedeutend ist ein „Öffenes Sendschreiben an Ed. Hüls-
 mann zu Dahl, von Heinrich v. Hammer (Elberfeld b. Becker).
 Es geht hier auch nur über Sander her, und die Behandlung der
 Streitpunkte ist höchst oberflächlich. Ein zweites Sendschreiben von
 demselben (wie es heißt pseudonymen) Verfasser, das in den Zeitun-
 gen angekündigt steht, ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

Die „Worte des Friedens für die Schwelmer Ge-
 meinde, veranlaßt durch das theologische Gutachten v.
 von R. Spigbarth, Pastor in Breckerfeld“ (Barmen und
 Schwelm b. Falkenberg), sind in jedem Betracht lau zu nennen. Mit
 Hülsmann will der Verf. nicht einstimmen, seine „wissenschaftlichen

Forschungen“ haben ihn zu ganz anderen Resultaten geführt, wiewohl
 er sich als einen Freund Hülsmann's bekennt. Nur Sander soll
 das rechte Verfahren nicht beobachtet haben. Er soll die „Männichsal-
 tigkeit der Glieder, und ihre Einheit in dem einen Ganzen“ verkannt,
 er soll mit „Härte und Lieblosigkeit über Hülsmann hergefahren“ und
 „Gericht gehalten“ haben über ihn. Ja, Sander soll ein Falsum
 begangen haben. S. 29. sagt dieser: „Wie so gar nichts von der Er-
 lösung durch Christi Blut die Prediger-Bibel weiß, ersieht man auch
 daraus, daß sie auf den Tod des Herrn gar kein Gewicht legt.“ „Von
 unserem Standpunkte aus,“ heißt es S. 315., „kann uns die Unter-
 suchung, ob Jesus im strengsten Sinne todt gewesen sey, so überaus
 wichtig nicht seyn.“ „Die Schrift aber legt auf den Tod des Herrn
 den größten Nachdruck etc.“ Von dieser Stelle sagt Spigbarth
 S. 15.: „Dasselbe (daß nämlich Sander absichtlich Manches wegge-
 lassen) gilt von dem aus der Luft gegriffenen Vorwurfe Sander's,
 daß Hülsmann an den wirklich erfolgten Tod Jesu Christi nicht glaube,
 theol. Gutachten S. 29. unten, denn in Hülsmann's Prediger-Bibel
 steht S. 316. mit klaren Worten: „wir unseres Theils zweifeln an
 dem wirklichen Tode des Herrn nicht.“ Kann etwas das Falsum des
 Herrn Sander schlagender darthun?“ — Außer solchen Invektiven
 gegen Sander findet man in dem Schriftchen nichts Erhebliches. Mit
 ein Paar Redensarten über Liebe und Einigkeit des Geistes ist hier
 nichts gethan. Merkwürdig ist es uns nur, wie der Verf., ein Freund
 Hülsmann's, denselben zurechtgewiesen wissen möchte. Nach S. 5.
 hätte Sander „allenfalls so sagen müssen: Herr P. Hülsmann
 will in seinem Buche mehr den geistigen Christus, die unter der histo-
 rischen Hülle verborgene Idee, den in dem Wortbilde liegenden Kern,
 mit einem Worte, das Messias-Ideal in Gesinnung, Lehre und Leben
 dem Leser zum Bewußtseyn bringen. Zwar hat er sich auch bei diesem
 Streben manche Inconsequenzen zu Schulden kommen lassen, indem er
 z. B. diese Gesinnung Jesu Christi als einen schwachen Moment am
 Kreuze etc., indem er diese Lehre des Herrn als unvollständig und der
 vervollkommnung fähig, namentlich bei der Ehescheidung etc., und indem
 er das Leben Christi zwar durch Wunder ausgezeichnet darstellt, aber
 dennoch die Referenten dieser Wunder meistert und die Bedeutung der
 Wunder für das trogige und verzagte Menschenherz nicht gelten lassen
 will. Aus der Prediger-Bibel leuchtet unverkennbar eine hohe Wärme
 und Begeisterung für Christus und seine Sache hervor. Aber sie drängt
 den historischen Christus, den von den Propheten verheißenen, den in
 der Fülle der Zeiten Mensch gewordenen Messias, und das kündlich große
 Geheimniß in den Hintergrund zurück: Gott ist geoffenbart im Fleische.
 Sie hält zu viel und zu ängstlich den bloßen Menschen, den bloßen
 Lehrer, das bloße Vorbild fest, und befriedigt das Gemüth nicht, das in
 dem Tode Christi mehr als das unschuldige Opfer, das die Bosheit und
 sittliche Verdorbenheit, das die Sünde der Menschen an's Kreuz gebracht
 hat, das auch das Lamm Gottes sehen will, das für uns zum Fluche
 gemacht, der Welt Sünden trug. Die Prediger-Bibel zeugt unlängbar
 davon, daß der Verf. ein redlicher Freund und Wahrheitsforscher ist,
 und daß der Geist Gottes in ihm sein Werk begonnen hat. Er dringe
 mit Wachen und Beten weiter, dann möchte ihm späterhin Manches in
 einem anderen Lichte erscheinen, wogegen sich jetzt noch seine menschliche
 Vernunft auflehnt, und was er wenigstens nicht so schlechtthin für wider-
 vernünftige Dogmen hätte ausgeben sollen, da grade sie nicht Dogmen,
 nicht Ansichten allein, nein, Lebenspunkte für viele Christen, und na-
 mentlich die stellvertretende Genugthuung, die Rechtsfertigung durch den
 Glauben etc., Wahrheiten der eigenen Erfahrung und des Trostes im
 Leben und im Sterben sind.“ — Das ist also eine Zurechtweisung
 Hülsmann's von Freundeshand. Nach seiner Verttheidigung wird

er sie aber eben so wenig anerkennen wollen als die, wenn auch schärfere, doch wahrhaftigere von Sander. Wir aber denken, wenn Hülsmann's Freunde so von seinem Buche sprechen, die, welche ihn so genau zu kennen vorgeben (S. 1.), so wird Sander ihm gewiß doch auch wohl nicht zu viel gethan haben.

Eine sehr kluge Schrift ist die von dem Bruder des in Rede stehenden Pastor Hülsmann: „Würdigung des von dem Herrn Pfarrer Sander in Wihlinghausen abgegebenen theologischen Gutachtens über das von E. Hülsmann herausgegebene exegetische Handbuch für praktische Theologen. Von A. W. Hülsmann, Pfarrer in Elberfeld. Der Verf. will sich keines Bruders annehmen, und es ist nicht zu verkennen, daß er dies häufig auf eine Weise thut, der man eine gewisse Gewandtheit und Geübtheit nicht absprechen kann, wohl aber — Wahrheit. Doch ist die Schrift so fein gefast, daß sie für den Unkundigen die Sache völlig verkehrt, und das richtige Urtheil über Hülsmann und Sander verwirren muß. Weniger wundern wir uns darüber, daß der Verf. z. B. S. 4. von Sander sagt: „Äußerungen meines Bruders, welche zu einer Ausfällung gegen ihn Veranlassung geben könnten, werden mit sichtbarer Absichtlichkeit aufgesucht; es wird ihnen nicht selten ein ganz anderer Sinn und jedesmal der gehässigste untergeschoben.“ Denn das liegt in der Natur der Sache, daß Sander, um den hallofen und proteusartigen Rationalismus zu fassen, „absichtlich“ die Stellen in der Prediger-Bibel aufsuchen mußte, wo er sich am deutlichsten fund zu geben schien, und wir sind auf der anderen Seite schon gewöhnt worden, ein solches Verfahren auf eine solche Weise verunglimpft zu sehen. Aber es schmerzt uns, in dieser Schrift ein Streben zu erblicken, das nur vertheidigen will, und in einem Sinne „Alles zum Besten kehren,“ wie es mit der Wahrheit doch wohl nicht bestehen kann. Wir geben davon nur zwei Belege. Sander hatte gesagt S. 11., „heiliger Geist sey nach der Prediger-Bibel S. 424. weiter nichts als der fromme, auf Gott gerichtete Sinn.“ Daß dies wirklich die Meinung des Herrn P. Hülsmann sey, geht doch wohl auch aus folgenden Stellen hervor, S. 11.: „Jesus ist erzeugt durch den heiligen Geist, die Gottheit senkte von Anfang an in den Menschen Jesus ein ganz außerordentliches Maaß von Geistigkeit, eine Fülle von geistigen Anlagen zc.“ S. 571. zu der Stelle Luc. 24, 49.: Ich will auf euch senden die Verheißung meines Vaters, — „Man hat sich den heiligen Geist ja nicht vorzustellen als etwas den Aposteln erst nach Jesu Himmelfahrt plötzlich vom Himmel Herabgesendetes, er war vielmehr eine Wirkung des ganzen Lebens des Herrn, und erst da, als dieses Leben zu Ende und namentlich das herzerhebende Schauspiel der letzten Ereignisse desselben vor den Augen der Apostel vorübergegangen war, konnte sich diese Begeisterung in ihrer ganzen Fülle zeigen. — Hier ist der Sinn: Gott wird euch mit allen zu eurem Berufe nöthigen Eigenschaften ausrüsten, und euch stets mit seinem Schutz und seiner Hülfe nahe seyn.“ Hören wir nun aber, wie der Elberfelder Hülsmann seinen Bruder vertheidigt. S. 12.: „Es steht jene Behauptung (daß nämlich der heilige Geist nichts sey als der fromme, auf Gott gerichtete Sinn) auf S. 424. nicht. Hier heißt es von Simeon: „Der heilige Geist war über ihm, er war ein Prophet, warf weissagende Blicke in die Zukunft,

sprach prophetische Reden aus.““ Offenbar wird dieses letztere als Wirkung des heiligen Geistes dargestellt, und also der heilige Geist keineswegs in den frommen Sinn allein gesetzt. Wenn es nun weiter heißt: „Der heilige Geist, sein frommer, auf Gott gerichteter Sinn führte ihn in den Tempel, so wird auch dieser Sinn als eine Wirkung des Geistes Gottes bezeichnet, keineswegs aber mit diesem Geiste identificirt, und wollte Gott, daß dieser fromme, auf Gott gerichtete Sinn sich nur immer da offenbarte, wo man von dem heiligen Geiste viel redet, und sich dessen hoch rühmt!“

Ein anderer Beleg unserer Behauptung sey folgender. Auf S. 37. heißt es: „Seite 41. des Gutachtens wird gesagt, die Prediger-Bibel läugne die Erbsünde. Auf der zum Beweis citirten S. 40. steht aber nur, daß man in der Bergpredigt Christi keine Spur vom totalen Unvermögen des Menschen finde. Aber läugnet man denn schon eine Lehre, wenn man sie in einem Ausspruch Christi, oder in einer ganzen Rede desselben nicht finden kann?“ Nun lese man aber die betreffende Stelle der Prediger-Bibel im Zusammenhange, und man wird urtheilen können, wie es um diese Vertheidigung steht. Es heißt daselbst: „Wobey ich doch diejenigen christlichen Prediger, welche ihren gewiß sehr berechtigten Gemeinden jeden Sonntag statt der reinen, vernünftigen, herzenssprechenden Christuslehre widervernünftige Dogmen vortragen, und ihnen den Kern des Evangeliums auf eine kaum zu entschuldigende Weise verstümmern und vorenthalten, die Bergpredigt lesen und wieder lesen, und darüber inne werden, wie sehr ihre Art zu predigen contrastirt mit der Predigtweise Christi, der uns doch in allen Stücken als Muster vorleuchten soll! Hier finden wir keine Spur von einem totalen Unvermögen des Menschen, keine Spur von der Zurechnung des Verdienstes Christi, keine Spur von einer Vorherbestimmung zur Seligkeit und zur Verdammniß, keine Spur von einer doppelten Natur in Christo, kurz, keine Spur von allen jenen widervernünftigen Dogmen, welche der unfehlige Scharfsinn der Theologen dem Evangelio eingeschwärzt hat.“

Unangenehm fällt es auf, wenn der Verf. S. 1. Umm. eine Stelle aus einem Briefe seines Bruders mittheilt, die also lautet: „Es ist eine harte Zeit; viel habe ich gelitten. Es ist rührend, welche Theilnahme meine Gemeinde mir bezeugt. Alle Schwägungen haben mir hier gar nichts geschadet, die Liebe meiner Gemeinde ist nur noch größer geworden. Das ist lautere Wahrheit. Dieselbe Stimmung ist in der ganzen Gegend.“ Was die ersten Äußerungen betrifft, so haben wir ähnliche schon in der Vertheidigungsschrift Hülsmann's selbst gesehen; aber er täuscht sich, wenn er es seinen Freunden glaubt, daß die Stimmung in der ganzen Gegend für ihn sey. Es mögen in der ganzen Gegend in allen Orten Einige seyn, von denen dies wahr ist; wir wissen aber aus guter Quelle, daß seine Behauptung, in dieser Allgemeinheit aufgestellt, entschieden falsch ist. Es wäre doch auch wirklich traurig, wenn die ganze Grasschaft Mark auf diese Weise rationalisirt wäre! Auch zeigt die Aufregung, welche die ganze Angelegenheit hervorgerufen hat, hinlänglich, daß dem nicht so ist. Denn woher käme die Dpposition, wenn sie nicht von denen herrührte, die nicht mit Hülsmann übereinstimmen?

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 11. Mai.

N^o 38.

Einige Bemerkungen zur neuesten Schrift des Herrn Dr. Scheibel: Luther's Agende und die neue Preussische. Leipzig 1836.

Es ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes, eine Vertheidigung der Preussischen Agende gegen H. Herrn Dr. Scheibel zu führen (da dieser Gegenstand von Anfang an der Ev. K. Z. fremd geblieben ist), sondern es soll nur warnend darauf hingewiesen werden, bis zu welchem Grade von Selbstverblendung und Verfehlung der Wahrheit und Billigkeit ein einseitiger, leidenschaftlicher Eifer für eine Sache führen kann, die, auch wenn sie die reinste und beste wäre, doch durch eine solche Verfechtung verunreinigt und verschlechtert wird. Dies wollen wir nur kürzlich aus der in ihren eigenen Widersprüchen sich selbst verzehrenden Polemik des Herrn Verf. nachweisen, verhoffend, daß er, wenn auch von Niemand sonst mehr, doch von sich selbst noch etwas lernen möge. Es ist in allen Schriften desselben, so wie auch in dieser, als Grundsatz ausgesprochen, streng historisch in der Vertheidigung seiner Sache zu verfahren, und er läßt es zu dem Ende nicht an vielfachem gelehrten Apparate, an gehäuften, bis in's kleinste Detail gehenden Quellenauszügen und Urkundenansammlungen fehlen, während er seinen Gegnern schnöde Unwissenheit des Geschichtlichen und falsche Darstellung des Thatsächlichen höchst wegwerfend vorwirft, und dabei oft noch zweibis dreifache Frage- und Ausrufungszeichen als Drücker hinzufügt. Demunerachtet zeigt sich bald, daß Herr Dr. Scheibel bei aller Peinlichkeit in sachlichen Einzelheiten, wo er sie zu seinen Gunsten deuten kann, dennoch in der Hauptsache nicht Geschichte schreibt, sondern dichtet, indem er nämlich stets, namentlich hinsichtlich der Motive des Geschehenen, von subjektiven Voraussetzungen ausgeht, und immer wieder darauf zurückkommt und alle seine Auseinandersetzungen dadurch bedingt, obwohl sie grade höchst streitig, ja gewiß unwahr sind. Hieher gehört vor Allem die zur fixen Idee gewordene Einbildung, daß es bei der ganzen Agendeangelegenheit seit zwanzig Jahren nur darauf abgesehen gewesen sey, die Lutherische Kirche zu zerstören, als womit gleich die vorliegende Schrift beginnt: „nachdem die seit bald zwei Jahrzehnten unternommene hierarchische Kabale — oder ist sie etwas Anderes vor Gott und Menschen? — die Lutherische Kirche zu zerstören, biblisch, geschichtlich, juristisch in einer Unionsgeschichte und anderen Schriften über denselben Gegenstand enthüllt worden.“ Eben dieses Scheibelsche Axiom stellen wir trotz seiner selbstgerechten Berufung auf Gott und Menschen entschieden in Abrede, und erklären es nach Durchlesung sowohl dieser als der anderen Schriften für eine geschichtliche Unwahrheit, daß die

Veranstaltung und Einführung der erneuten Agende von einer hierarchischen (an anderen Orten schreibt sie Scheibel der weltlichen Obrigkeit zu) Kabale gegen die Lutherische Kirche ausgegangen sey. Wir behaupten dagegen mit Zuversicht, daß sie aus dem höchst preiswürdigen Bestreben des Königs, als Schutzherrn aller, auch der Gewissensrechte seiner Unterthanen, hervorgegangen sey, eben diese Rechte gegen die weit eingedrungenen, ganz unkirchliche und schrankenlos eigenmächtige Willkühr rationalistischer Geistlichen bei Verwaltung der Sacra sicher zu stellen, damit an allen Altären der Preussischen Kirchen wieder die Stimme der Kirche, und nicht mehr das matte und individuelle Gerede der Neologie vernommen werde. Eben um diesem nicht wiederum eine neue Eigenbeliebigkeit entgegenzusetzen (wie es hie und da schon projectirt worden), wurde auf die älteren liturgischen Formen der Protestantischen Kirchen, als auf einen gemeinsamen, über hierarchische und politische Willkühr der Gegenwart hinausliegenden Grund, zurückgegangen. Dasselbe ist in anderen Ländern und zunächst in der Evangelisch-Lutherischen Kirche Auslands geschehen, deren erneute Agende sich an ihre ältere Schwedische Grundlage, jedoch mit einigen neueren Modificationen, angeschlossen, obwohl dabei gar nicht von einer Union mit den wenigen dasigen Reformirten die Rede war. Der Gegensatz gegen die Gewissens Tyrannie des rationalistischen Unglaubens, der die Agende eben so wie Gesangbücher corrumpt hatte, war die Haupttendenz dieser Agenden, und ihre Hauptwirkung daher eine allgemeine Opposition der Nationalisten, die, wo sie es ohne Schaden (denn der Nationalismus ist feig) wagen durfte, sich in einer Menge von Schriften kund gab, auch fortwährend noch von Dr. Köhr mit Erbitterung geführt wird, und unverkennbar weit mehr gegen den dogmatischen Inhalt als gegen die liturgische Form und Zweckmäßigkeit gerichtet ist. Die Thatsache dieser Opposition, wenn sie auch jetzt, weil der Nationalismus um des Vortheils willen sich an Alles, auch die Bibel, mit geistlichen Vorbehalten zu accommodiren versteht, zurückgetreten, ist dennoch ein unwiderprechlicher Beweis von der ihm vor Allem widerstrebenden Tendenz der Agende, wodurch sie sehr vielen Segen gestiftet hat. Daß vor diesem Gegensatz des Christenthums und Nichtchristenthums der der Lutherischen und reformirten Confession, welche in so vielen Fundamentalartikeln zusammenstimmen, als minder bedeutend erschien, und daß daher der Gedanke nahe lag, auf dem Grunde des gemeinsamen liturgischen Bekenntnisses beide, der Augsburgischen Confession verwandte Confessionen gegen die weitverbreitete Verneinung alles positiven Christenthums zu verbinden, wird Keinen befremden, der sich irgend noch die rationalistische Auflösung beider Kirchen im Anfange des Jahrhun-

berts zu vergegenwärtigen weiß, wogegen eine conservirende Zusammenfassung ihrer Überreste auf gemeinsamen positiven Grunde wünschenswerth erscheinen mußte. Der damalige Zeitgeist neigte in mehreren Ländern so rasch zu einer völlig unbestimmten Union hin, daß eine Anknüpfung dieses Strebens an eine, den alt-evangelischen Glauben wieder aussprechende Liturgie nicht sowohl als eine Förderung, sondern vielmehr als eine Hemmung des Unirens erschien, welches man in Nassau, Hanau, Rheinbaiern auf eine so leichte, schnelle und leere Weise abgemacht hatte. Jedenfalls war durch die Zeitumstände die Agende und die Union und der positive Einfluß jener auf diese so natürlich motivirt, daß eben nur eine Scheibelsche Phantasie die so einfach sich darbietende geschichtliche Verkettung in eine hierarchische Kabale zur Zerstörung der Lutherischen Kirche umwandeln kann. Es war damals, bei der weiten und breiten Herrschaft des Rationalismus in ihr, kaum noch etwas von ihr zu zerstören übrig, wohl aber vieles, ja das meiste wieder zu erbauen, und dazu hat die Agende durch ihre Zurückweisung auf den Kultus der Väter wesentlich beigetragen, und nachdem sie überhaupt den Sinn dafür wieder erweckt, gern auch die alten provinziellen Eigenthümlichkeiten, mit ihrem überall vorwiegenden Lutherischen Gepräge, wieder anerkannt, wie die Ausgaben von 1829 beweisen. So bietet sie nun zwar keine Einheitsart, wohl aber, bei aller Freiheit im Einzelnen, eine Einheit des Kultus dar, in welchem die ganze Würde des Altardienstes, der dabei immer noch mehr Gemeinbetheiligung, als in der Reformirten Kirche gewöhnlich ist, übrig läßt, jenes Gepräge sichtlich zu erkennen gibt.

Das ganz unhistorische Verfahren des Herrn Dr. Scheibel ließe sich auch dadurch recht augenfällig machen, wenn vom Standpunkte eines der Agende widersprechenden Reformirten — und deren gibt es weit mehr, als er zu glauben scheint — umgekehrt dargethan würde, daß eine hierarchische Kabale, die Reformirte Kirche zu zerstören, zum Grunde läge. Dies müßte nach der Scheibelschen Methode etwas sehr Leichtes seyn, ja weit leichter, als ihm selbst S. 16 ff. seine Deduktion geworden ist; denn da offenbar die Agende weit mehr der alten Lutherischen, als der unter den Deutschen Reformirten üblichen ähnlich ist, so ließe es sich weit scheinbarer machen, daß man die Eigenthümlichkeiten des reformirten, als daß man die des Lutherischen Kultus hätte zerstören wollen; ja selbst die Sakramentsformulare sind mehreren Reformirten, wie sie der Verfasser dieses Aufsatzes kennt, zu Lutherisch. Der Kraft einer solchen Umkehrung seines Arguments sucht zwar Scheibel dadurch vorzubeugen, daß er einige Annäherungen der Preussischen Agende an die Englische, die doch eine reformirte sey, nachzuweisen sich bemüht, allein ohne Erfolg; denn einerseits gibt es die Vernunft, daß man nicht einer Deutschen Union wegen die Engländer berücksichtigt haben wird, andererseits sind die der Preussischen mit der Englischen Liturgie gemeinsamen Stücke altkirchliche Formulare, die weit über die Zeit der Reformation hinausreichen, so die uralte kleine Dorylogie: Ehre sey dem Vater u. s. w. Dabei erscheint auch in den Vergleich-

ungstabellen als Verschiedenheit, was keine ist, wie wenn z. B. S. 14. sub Nr. 7. in der ältesten Lutherischen Agende vor dem Hallelujah das Gradual, in der neuen ein Spruch angegeben wird, während das Gradual nur eben in einem oder einigen Sprüchen bestand. Kurz, wenn man sich, wie Herr Dr. Scheibel, erlaubt, Motive vorauszusetzen und überall Insinuationen der gehässigsten Absichten unterzulegen, so kann man freilich auch mit der Geschichte machen was man will, und reformirte Zeloten könnten daher ganz auf gleiche Weise wider die Agende agiren, wie die Scheibelianer; denn die gleichfalls nur aus der Phantasie gegriffenen Invektiven von Agyptischen Zauberkräften, Isisdienst u. s. w. könnten sie ihrerseits auch mit Anspielungen auf theistische Mahle u. dgl. vergelten; eins ist so falsch und unwürdig wie das andere, nur daß jenes in seiner Anwendung auf die Reformirten, bei denen Alles so gar natürlich zugeht, auch lächerlich ist.

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Grafschaft Mark. Schriften über die Hülsmannsche Prediger-Bibel.)

(Schluß.)

Mit großer Ruhe und gründlicher, gebiegener christlicher Darlegung der Streitsache tritt in folgender Schrift endlich ein Ungenannter zur Vertheidigung Sander's auf: Bemerkungen über die beiden in Sachen der Prediger-Bibel erschienenen Schriften der Herren Prediger Sander und E. Hülsmann. Herausgegeben von R. Smetlage, evangelischem Pastor in Unterbarmen (Barmen b. Steinhäus). Auf vierzehn Seiten werden hier zuerst längere Auszüge aus der Prediger-Bibel gegeben, die auf das Unlängbarste darthun, daß ihr Verf. nicht auf biblisch-gläubigem Standpunkte steht. Die dann noch folgenden Bemerkungen wissen wir nicht besser zu charakterisiren als dadurch, daß wir eine Stelle davon ausheben, die der Sache, wie uns dünkt, ihr volles Recht widerfahren läßt, wie wir denn überhaupt diese Schrift für die beste halten müssen, die in dieser Angelegenheit erschienen ist. „Wir haben,“ heißt es S. 21., „die Prediger-Bibel zur Genüge lesen lassen, um den in ihr waltenden Geist klar zu erkennen. Wer kann es nach dem Vernommenen dem Pastor Sander verargen, wenn er darüber entrüstet ist und zürnt und eifert, daß in einem Buche, welches sich selbst die Darlegung und gründliche Erörterung der biblischen Grundideen zur Aufgabe stellt, und jüngere Amtsbrüder lehren will, die heilige Schrift auf eine fruchtbare Weise vor dem Volke zu erklären und anzuwenden, von welchem man also eine tiefe exegetische und praktische Schriftforschung, eine allseitige Begründung der biblischen Wahrheit durch Vergleichung der Schrift mit sich selbst und eine Einstellung ihres inneren Reichthums — aber jedenfalls überall eine heilige Furcht vor dem Worte der Wahrheit erwartet, — daß in einem solchen Buche hier eine biblische Geschichte schwanke gestellt oder nothgedrungen zugegeben, dort eine Grundwahrheit des Christenthums fremdartig eingeleidet und unter alter Wortbezeichnung neu gemodelt, hier etwas, worauf die Schrift ein hohes und wohl gar das höchste Moment legt, als etwas von geringem Belange bezeichnet, und dort eine klare Schriftlehre, als nicht in das vernünftige Bewußtseyn fallend, ganz beseitigt wird, und wenn nach aller dieser Verarbeitung der biblische Christus und das biblische Christenthum oft kaum noch

zu erkennen ist? Ein solches Verfahren mit der Schrift in einem zu so wichtigem Gebrauche bestimmten Buche ruft jeden evangelischen Prediger zu einem starken und entschiedenen Zeugnisse gegen solch eine Prediger=Bibel auf. Pastor Sander hat es übrigens in der Vorrede ausgesprochen, daß er Pastor Hülsmann keineswegs für einen consequenten Rationalisten im Sinne Röhr's und Wegscheider's halte, er hebt S. 14. mit besonderer Freude die Lichtpunkte hervor, wo der Verf. mit dem rationalistischen Princip in glücklichen Conflict geräth und verhehlt die Anklänge und Annäherungen an die biblische Wahrheit nirgend, wo er sie findet, wenn er auch zuweisen die Schärfe, die dem rationalistischen System überhaupt gilt, auf Pastor Hülsmann und die Prediger=Bibel insbesondere anwendet, dabei den Standpunkt seines Gegners, der es für seinen theuersten Zweck bekennet, seine Leser für das Christenthum, seinen Stifter, seine Lehren, seine Gebote, seine Verheißungen zu erwärmen, zu begeistern, nicht immer im Auge behält, und in seiner eifernden Polemik hie und da einzelne unbestimmte Äußerungen als entschiedene Erklärungen gegen die Wahrheit ansieht. Nehmen wir aber noch die oben angeführte herabwürdigende Erklärung des Verf. gegen mehrere theuren Lehren des Evangeliums und ihre Verkündiger hinzu, indeß S. 134. für Paulus in Heidelberg, für Wegscheider und Röhr und ihre Ansicht vom Christenthum alle Duldung und Nachsicht in Anspruch genommen wird, so ist die Erscheinung des theologischen Gutachtens und sein Gesamturtheil über ihren rationalistischen Charakter völlig gerechtfertigt."

Über die Vertheidigungsschrift Hülsmann's lassen sich diese Bemerkungen S. 29. also vernehmen: „Auf den ersten Anblick scheint dies Bekenntniß allerdings mit dem Geiste und dem Inhalt der Prediger=Bibel schwer vereinbar, und es drängt sich die Frage auf, soll die Prediger=Bibel der Schlüssel seyn zur Erklärung dieses Bekenntnisses, oder dies Bekenntniß der Maassstab, um damit die oft unbestimmt ausgedrückten theologischen Ansichten des Verf. zu messen? In jedem Falle kann Pastor Hülsmann damit nicht jede Äußerung derselben in Schutz nehmen, viel weniger rechtfertigen wollen. Sieht man indeß genauer zu, so findet man allerdings in der Prediger=Bibel Elemente, auf die ein solches Glaubenssystem gebaut seyn kann, und es sind zu unserer Freude eben diejenigen, die auch Pastor Sander schon als Lichtpunkte in diesem Werke bezeichnet. Auf der anderen Seite ist eben so unverkennbar auch in diesem Glaubensbekenntnisse die rationale Grundrichtung, die in der Prediger=Bibel vorwaltet, keineswegs aufgegeben, und jene Stellung des Wortes Gottes zur Offenbarung im freien vernünftigen Menschengesiste ist im Wesentlichen dabei festgehalten. Wir können es daher in seiner jetzigen Gestalt und in seiner immer noch fortdauernden Verbindung mit der Prediger=Bibel noch keineswegs für ein freies, christliches und biblisches Glaubensbekenntniß in allen seinen Theilen erklären, nicht für eins, das allein und ganz in Gottes Wort gegründet ist, darin wurzelt und daraus sein Leben zieht." —

Man könnte wünschen, daß die Reihe von Flugschriften über diesen Gegenstand geschlossen seyn möge, da wohl wenig Neues mehr davon zu sagen ist. Aber einige sind, den öffentlichen Anklagungen zufolge, noch zu erwarten. Der Superintendent Albert wird im Westphälischen Anzeiger, der auch diese Angelegenheit vielfach bespricht, darüber angegriffen, daß er einem Gliede der Schwelmer Gemeinde die Prediger=Bibel zur Ansicht geliehen hat, als wenn das eine Sünde sey, ein öffentlich erschienenen und in jedem Buchladen käufliches Buch demjenigen zu leihen, der es gern näher ansehen möchte, und den der Inhalt interessiert. Die Schwelmer Repräsentanten, welche für Hülsmann sind, sollen dem Vernehmen nach den Pastor Sander über seine Äußerungen in dem theologischen Gutachten gerichtlich belangt haben, und es ist zu erwarten,

daß dieser Prozeß nach dem im Herzogthum Berg geltenden französischen Rechte öffentlich verhandelt wird. So wird die Aufregung erhalten und noch allgemeiner werden.

So betrübende Seiten jedoch die ganze Angelegenheit dem christlichen Beobachter darbietet, so fest vertrauen wir, daß der Herr auch diese seiner Kirche wird zum Nutzen und zur Förderung dienen lassen. Indem wir nun ruhig in diesem Vertrauen den Ausgang der Sache erwarten, können wir hier zum Schluß nur noch eine Bemerkung nicht zurückhalten. Es ist diese. Die erneuerte Agende, welche auch in den Provinzen Westphalen und Niederrhein seit Jahresfrist allgemein eingeführt ist, hat vor Allem die Absicht, Einheit in der Lehre und im Gottesdienste zu vermitteln, und muß nothwendig dazu beitragen, den Rationalismus aus der Kirche zu verbannen. Manche wollten wohl die Gefahr vor demselben und mithin auch die Anwendung dieses Mittels nicht für so sehr nöthig halten. Sie dachten wohl nicht, daß schon im ersten Jahre der Einführung der Agende sich etwas ereignen würde, das diese Absicht auf's Glänzendste rechtfertigte. Möge dies diejenigen Wohlgesinnten damit versöhnen, die aus Mangel an Erwägung dessen, was der Kirche noth ist, bisher die Agende noch immer für keinen Gewinn halten wollten. Es ist dies um so wichtiger, als in unserer Zeit der Rationalismus, der aus den höchsten Kreisen, denen nämlich der wirklich Gebildeten und Gelehrten, immer mehr verschwindet, in den Kreisen der Halbgebildeten Feld zu gewinnen scheint. Vielleicht haben wir uns noch eine geraume Zeit mit demselben herumzuschlagen, ehe er nach und nach zu immer tieferen Stufen durchgedrungen, den Lauf durch alle Kreise der Gesellschaft vollendet haben und endlich aus allen vertrieben seyn wird.

(Palamkottah im südlichen Ostindien.) Der Name des Missionspredigers Rhenius zu Palamkottah in der Provinz Tinnevely ist allen denen theuer, welche sich über die Erweiterung der Kirche freuen. Denn Gott hat seine und seiner Mitarbeiter Predigt unter den Heiden mit reichem Segen gekrönt, so daß diese Missionen ein würdiges Seitenstück zu den alten Hallischen, da sie noch in ihrer schönsten Blüthe standen, geworden sind. Es war daher gewiß für Viele eine überraschende und unerklärliche Nachricht, daß die Englisch-Kirchliche Missionsgesellschaft diesen begabten Mann aus ihren Diensten entließ. Sie meldet es in sehr achtungsvollen Ausdrücken, unter Bezeugung ihres tiefen Schmerzes, daß dieser Schritt unumgänglich nöthig geworden sey, gibt aber keinen Grund an, sondern verweist auf eine nächstens erscheinende ausführliche Darlegung aller Umstände. Mit Rhenius zugleich haben seine bisherigen Gehälfen Schaffter, Müller und Lecher ihr fruchtbares Erntefeld verlassen, wahrscheinlich in einer Aufwallung für den älteren Freund, denn die Gesellschaft bedauert eben so sehr um ihres willen, als der Mission wegen, daß diese Brüder es gethan haben, da doch nichts einen solchen Schritt nothwendig gemacht. Man hört nun schon von verschiedenen Seiten sagen, daß Rhenius um des Bekenntnisses der Lutherischen Lehre willen entlassen worden sey. Es ist aber nicht einmal nöthig, die Auseinandersetzung der Gesellschaft abzuwarten, um diese Angabe berichtigen zu können. Schon länger ist es bekannt, daß zwischen Rhenius und seiner Gesellschaft verschiedene Ansichten über Kirchenregiment und Disciplin obwalteten. Diese Differenzen haben zur Trennung geführt, nicht Abweichungen in der Lehre. Im Jahre 1834 hat Rhenius zwei kleine Schriften drucken lassen, worin die Englische Kirche und die Gesellschaft angegriffen wird; dies wurde ohne Zweifel der Grund seiner Entlassung. Beide Schriften liegen uns vor, die eine hat den Titel: „A Review of a work entitled the Church; her daughters and hand maidens, her pastors, and people etc. by

C. T. E. Rhenius, Missionary. Tinevelly 1834." 68 S. 8. (Beurtheilung der Schrift: Die Kirche, ihre Töchter und Mägde, ihre Hirten und ihr Volk.) Gegen einen unvorsichtigen Lobredner der Anglikanischen Kirche wird hier die ganze Katakammer des Englischen Separatismus ausgelert und statt die unbegründeten Behauptungen eines Einzelnen zurückzuweisen, die Kirche selbst in ihrer äußeren Gestaltung mit großer Zuversicht gemeißelt. Rhenius versichert zwar auf der ersten und letzten Seite seines Werks, daß er die Englische Kirche liebe, aber Alles, was zwischen diesen beiden Versicherungen gesagt wird, macht den entgegengesetzten Eindruck und stellt ihn den entschiedensten Feinden derselben gleich. Nicht ihre Lehre greift er an, denn er tabelt an den 39 Artikeln nichts, als daß im 37ten gelesen wird: „Es ist einem Christen erlaubt, Kriegsdienste zu thun.“ Was hat der Krieg mit Glaubensartikeln zu schaffen? fragt er, ohne zu bemerken, daß er eben durch seine Frage den Krieg in eine Beziehung zum Glauben setzt, ohne sich zu erinnern, daß diese Frage oft aufgeworfen und verschieden beantwortet wurde, weshalb denn auch die meisten Glaubensbekenntnisse neuerer Zeit sich über das Verhältniß der Kirche zum Staate aussprechen und namentlich auch über den Krieg die Augsburgische Confession im 16ten Artikel. Der Hauptangriff ist, wie sich vom Standpunkte der Englischen Schismatiker denken läßt, gegen das Episkopalssystem gerichtet. Denjenigen, welche die Gliederung der Geistlichkeit in Bischöfe, Priester und Diakone aus dem Neuen Testamente beweisen wollen, wird mit Recht und gar leicht bewiesen, daß durch das ganze Neue Testament hindurch die Wörter Bischof und Priester (Presbyter oder Ältester) gleichbedeutend sind und mit einander verwechselt werden. Es zeigt aber wenig Blick in das Bedürfnis der Gemeinden und in den geschichtlichen Gang der Kirche, wenn die uralte, primitiv zu nennende Scheidung der Kirchenvorsteher in einen Bischof und die Presbyteren als Verderbniß der apostolischen Einrichtungen verworfen, wenn dieses ursprünglich reine Verhältniß mit den späteren Anmaßungen, die zur Ausbildung des Papstthums führten, vermengt wird. Ganz anders spricht sich darüber die Apologie der Augsburgerischen Confession (VII. S. 204.) aus: „Wir wissen,“ sagt sie, „daß mit gutem und nützlichem Rathe von den Vätern die Kirchenverfassung so, wie die alten Canones sie beschreiben, eingerichtet worden sey.“ Sie ist durchaus geneigt, den Episkopat anzuerkennen und ihm das Recht der Ordination nicht streitig zu machen, wofür nur keine Verläugnung der evangelischen Wahrheit gefordert werde. Behauptet der libertinische Lobredner, welchen Rhenius recensirt, eine Superiorität der Bischöfe über die Priester jure divino, was jedoch nicht deutlich ist, so sollte Rhenius ihn als einen Einzelnen mit den Aussagen der Kirche widerlegen und nicht die Kirche selbst ankämpfen. Er führt nun wohl die Einstimmigkeit der Englischen Reformatoren Cranmer, Pilkington, Jewell, Grindal und Whitgift gegen die romanisirende Meinung an, aber so, wie es Gegner zu thun pflegen, nicht Glieder und Freunde, welche für die fortdauernde Reinigkeit ihrer Kirche eifern. Allerdings kann sich bei der bischöflichen Verfassung leicht die Begierde einstellen, die Gewalt und das Ansehen der Bischöfe nach dem Vorgehen der Römischen Kirche zu erheben, und es läßt sich nicht läugnen, daß diese Tendenz in der Englischen Staatskirche hier und da sichtbar wird, aber gegen eine solche Verirrung menschlicher Herrschsucht hat die Kirche stets auf der Hut zu seyn und Zeugniß abzulegen. Sie findet sich auch nicht ausschließlich bei Bischöfen, wie man aus den häufigen und starken Klagen über geistlichen Stolz und päpstlichen Rassenstolz entnehmen kann, sondern sie geht aus dem natürlichen Gange des menschlichen Herzens hervor, den alle Vorsteher der Kirchen sorg-

fältig zu bewachen haben, sie mögen Pastoren, Dekane, Superintendents oder Bischöfe heißen. Die Confessio Anglicana begünstigt einen solchen Irrthum nicht mit einem Worte, dagegen enthält sie viele klare Sätze, welche dem Römischen Episkopalssysteme durchaus widersprechen. Will man die Kirche deshalb verwerfen, weil Einige oder Viele sich einem Irrthum in dieser Hinsicht zuneigen, so müßte man sich ja viel mehr von einer Kirche scheiden, deren Mitglieder zum Theil oder der Mehrzahl nach rationalistisch geworden sind — eine Consequenz, welche der Puritaner freilich nicht scheut, aber der nüchterne evangelische Christ stets verwirft, indem er sich an das ächte Bekenntniß der Kirche treulich hält und es gegen eingedrungene Verderbnisse und Irrlehren zuerst an sich und dann bei der ganzen Gemeinschaft reformatorisch gebraucht. Kame es freilich dahin, daß der Irrthum zu der Gewalt gelangte, das Bekenntniß der Wahrheit abzuschaffen und sich öffentlich an die Stelle desselben zu setzen, dann würden die Bekenner der Wahrheit ausgestoßen und hätten sich nichts vorzuwerfen, so wenig als die Reformatoren, welche sich nicht muthwillig von einem Theile der abendländischen Christenheit trennten, sondern gewaltsam ausgestoßen wurden, so wenig als Paulus, da er von der Synagoge nicht aufgenommen, sondern verfolgt wurde.

Wenn wir Herrn Rhenius schon ungern in dieser Opposition gegen die Anglikanische Kirche auf demselben Standpunkte mit den Dissenters sehen, so steigert sich unser Bedauern bei seiner Bekämpfung des Rituals. Daß nach dem allgemeinen Gebetbuch auch die Apokryphen gelesen werden, die Taufe das Bad der Wiedergeburt ist, nicht bloß ein Zeichen derselben, die Vertretung durch Taufpaten, die Kreuzung des Kindes, der Gebrauch einer festen Liturgie, einer Reicht- und Absolutionsformel, die Anrede der Bischöfe (Ew. Herrlichkeit, Ew. Gnaden, oder Ehrwürdigste Väter in Gott), die Vorschrift besonderer Kleidung für den Gottesdienst, die Ansetzung von Heiligtagen und Anderes dergleichen — „das ist, das Geringste zu sagen, ein großer Mißbrauch der Schrift, und verderblich für die Seelen der Menschen, das sind Menschenlehren, die nicht mit der Einfachheit und Heiligkeit des apostolischen Gebrauches harmoniren.“ Er verlangt, daß keine Kirche eine Liturgie vorschreiben, sondern die Anordnung der äußeren Form jeder einzelnen Gemeinde überlassen soll; er erklärt es für ganz verwerflich, daß die Diener der Englischen Kirche an eine bestimmte Form gebunden sind, und meint, dies müsse den Geist dämpfen und ihrem Amte schaden. „Wenn ein Geistlicher nicht im Geiste beten kann, so kann er auch nicht im Geiste predigen, und solche Leute sollte man nicht in's Amt einsetzen.“ Die Wiederholung derselben Gebete habe einen tödtenden Einfluß, gewisse Gebete könnten nur mit brünstigem und tiefergegriffenem Gemüthe unter besonderen Umständen gesprochen werden, und würden daher bei häufiger Wiederholung gemißbraucht. Er kennt den gegründeten Einwurf, daß die Schuld hier nicht auf den Gebeten laste, sondern auf den Geistlichen und den Gemeinden, welche keinen rechten Gebrauch davon machen, aber er meint, ein großer Theil der Schuld falle doch auf diejenigen, welche ohne Auctorität der Schrift solche Formulare vorschreiben und dadurch das Volk zum Formendienste verführen. „Ist es nicht entehrend für das christliche Predigtamt, anzunehmen, daß die Knechte Gottes ihre und ihres Volks Bedürfnisse nicht vermögen jeden Sabbath in geeigneter Sprache auszudrücken?“ Und dergleichen Einwendungen mehr, welche den einzelnen Prediger in seinem subjektiven Gefühle unbährlich vor der Gesamtheit der Kirche hervortreten lassen.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 14. Mai.

N^o 39.

Einige Bemerkungen zur neuesten Schrift des Herrn Dr. Scheibel: Luther's Agende und die neue Preussische. Leipzig 1836.

(Schluß.)

Ein anderer Widerspruch in der Polemik des Herrn Dr. Scheibel ist der, daß er, während er auf einer Seite für Freiheit von christlichen Ceremonien und Kirchengebräuchen mit Argumenten aus den symbolischen Büchern streitet, auf der anderen kein Jota in den älteren Lutherischen Formularen, und zwar in der Bestimmtheit, die sie erst nach Luther's Tode erlangt haben, ändern lassen will. Neue Freisinnigkeit und alte Starrsinnigkeit streiten hier wider einander, aber unglücklich. Die symbolischen Argumente wider das liturgische Recht der kirchlichen Obrigkeit, die nach altlutherischen Grundsätzen nie eine bloß geistlich hierarchische, sondern aus geistlichen und weltlichen Vorgesetzten (ministerium et magistratus) gemischt war, sind erschlichen, besonders diejenigen, welche vom Standpunkte des rechtfertigenden Glaubens aus die Freiheit von Satzungen gegen die Bischöfe und Päpste vertheidigen. Denn daß bei der Preussischen Agende es sich nur um eine kirchliche Ordnung juris humani handelt, ohne daß das ewige Heil oder ein Verdienst des Menschen vor Gott daran geknüpft wird, ist so klar, daß Herr Dr. Scheibel übel berichtet ist, wenn er Stellen, wie S. 150 f., dagegen citirt. Vielmehr fällt er gerade in den Fehler, wogegen diese Stellen streiten, indem er nämlich das strengste Festhalten an bestimmten altlutherischen Formularen für wesentlich nothwendig zur heilbringenden Gemeinschaft der Lutherischen Kirche erklärt. Daneben aber deutet er die Stellen der symbolischen Bücher, welche nur auf jene höchste Freiheit der Seelen von gesetzlichen Bedingungen der Seligkeit sich beziehen, ächt rationalistisch auf äußere Freiheit von obrigkeitlichen Anordnungen, und bietet auf diese Weise ein seltsames Gemisch von Liberalismus und Stabilismus. Bei dem allen muß er, trotz den detaillirtesten Vergleichen, dennoch wohl oder übel zugeben, daß die Agende eine große Ähnlichkeit mit der ältesten Lutherischen hat, und daß die Differenzen bei der Festhaltung des Grundtones nur solche sind, wie sie eben die Freiheit der Kirche in solchen Anordnungen gestattet. Daß die Distributionsformel: das ist der wahre Leib u. s. w., späteren Ursprungs sey, läßt sich nun nicht mehr in Abrede stellen, und obwohl wir sie darum als ein Bekenntniß bestimmt Lutherischer Überzeugung keineswegs unsstatthaft finden, so können wir sie doch auch nicht als nothwendig erkennen. Denn der Grundsatz, daß die Liturgie, bei der jedenfalls der didaktische Charakter zurücktritt, ein genau bestimmter Ausdruck des Dogmas seyn

musse, ist noch sehr zweifelhaft, weil er ihr grade vorwiegend jenen doktrinalen Charakter geben würde. Wenn aber Scheibel die Formel der Agende fortwährend für eine bloß historische erklärt, so übersieht er den Unterschied, welchen zwischen der allerdings historischen Form der Einsetzungsworte — er nahm das Brodt, dankete, brach's und sprach — und der der Austheilungsworte — unser Herr spricht — eben dieses letztere Präsens bildet, wodurch das Wort des Herrn als ein ewig gültiges und gegenwärtig wahres und wirksames bekennet wird.

Die Opfer, die Herr Dr. Scheibel sammt seinen Anhängern seiner Überzeugung gebracht, sind ehrwürdig, und neben ihm muß der Rationalist, der klüglich seinen inneren Widerspruch gegen die Agende verschweigt und bloß aus weltlichem Gehorsam sie her sagt, verächtlich erscheinen, wie denn überhaupt diese Denkweise zu gemein ist, um sich selbst je ein Opfer zu bringen. Doch wäre es würdiger, wenn Scheibel jene selbstgebrachten Opfer nicht mit so leidenschaftlicher, unhistorischer, aber Effekt machender Übertreibung als wüthendste (S. 129.) und ausgesucht grausame Verfolgung (S. 145.) darstellte, da er wohl weiß, daß noch kein Tropfen Märtyrerblut vergossen worden ist. Hierbei können wir denn auch das Bedauern nicht unterdrücken, daß sein Eifer für das Lutherthum nicht ohne Beschränktheit und Selbstsucht ist. Die ganze Energie desselben streitet nun schon seit einer Reihe von Jahren in einer Reihe von Schriften immer nur gegen die Einführung der Preussischen Agende in Lutherische Gemeinden und für eine neue, bisher in der Lutherischen Kirche nicht stattgefundene Kirchenverfassung, mit Zurückweisung eines jeden annähernden Zugeständnisses. „Von Lutherischer Kirche“ — heißt es am Schlusse des zweiten Heftes der Mittheilungen über die neueste Geschichte der Lutherischen Kirche von Scheibel S. 68 f. — „von Lutherischer Kirche, von nichts Anderem — ist die Rede; allein, aber im reellsten Sinne des Worts von dieser Kirche, ihrer Erhaltung und menschlicher, wie vielmehr christlicher Toleranz gegen sie, der Kirche also, die, wie alle ihre Bekenntnisschriften, Geschichte, Kampf und Leiden bezeugen, am meisten (also verläugnet wird es doch von den anderen auch nicht) das göttliche heilige Wort wörtlich nach Jesu furchtbarem Befehl (Joh. 12, 48.) bekennet.“ Aber was ist es denn nun, was Dr. Scheibel zur Erhaltung dieser Kirche thut, für die er als Doktor derselben bei seiner jetzigen Mufe von Amtsgeschäften so Vieles thun könnte. Nichts weiter, als daß er Brochüren auf Brochüren schreibt, die immer wieder dasselbe Thema enthalten: nehmt die Agende nicht an und besteht auf einer abgesonderten neuen Kirchenverfassung, worin eure bisherige Obrigkeit nichts mehr darein zu reden hat, wozu dann

als pikante Zugabe etwa noch gesagt wird: hütet euch vor den Ägyptischen Zaubereern in der Residenz. So erhält er die Lutherische Kirche, die für ihn nur in Schlessen oder unter seinen Anhängern existirt, auf die allein auch seine Mittheilungen über die neueste Geschichte der Lutherischen Kirche sich beziehen. Bei dieser Beschränkung hat er keinen Sinn, oder doch wenigstens kein lautes Wort mehr für die wahrhaft und tief betrübenden Leiden der Lutherischen Kirche in den Sächsischen Landen, obwohl er sich selbst jetzt darin aufhält. Stier den Blick auf seine Schlessier gerichtet, sieht er nicht, wie neben und hinter ihm drei Lutherische Ober-Consistorialräthe alle Fundamente der Lutherischen Kirche, alle ein und zwanzig Glaubensartikel der Augsburgerischen Confession niederreißen, einer, indem er das Christenthum in die Religion der Welt umwandelt, der andere, indem er, vorgeblich gegen den Pietismus schreibend, die Fundamentallehren aller Lutherischen Symbole öffentlich bestreitet, der dritte, indem er eine neue durch und durch antilutherische Confession aufrichtet, sie allen theologischen Fakultäten zur Approbation vorlegt, und nachdem diese sie verworfen, dennoch mit dieser verworfenen Confession ein Vorsteher der Evangelisch-Lutherischen Kirche in den Ernestinischen Landen bleibt. Solche grundumwälzende Ereignisse in der Lutherischen Kirche sind für Dr. Scheibel zu unbedeutend, um in seinen Mittheilungen über die neueste Geschichte derselben auch nur berührt zu werden, geschweige denn um ein Buch oder Büchlein darüber zu schreiben, wodurch doch noch vielleicht manche Seele in den Mutterländern der Reformation den alten Kernlehren derselben treu erhalten, oder das unveräußerliche Gewissensrecht der Lutherischen Kirche in Sachsen gewahrt werden könnte, gegen solche Hierarchen ordnungsmäßigen Protest einzulegen. Das sind für jetzt in dem abiaphoristischen Streite, den Dr. Scheibel führt, alles nur Abiaphora für ihn; der Kern der ganzen Lutherischen Polemik, jener tiefste Gegensatz gegen den Pelagianismus und Semipelagianismus, welcher die Katholische Kirche durchdringt und neuerdings in Dr. Möhler einen so rüstigen Vorkämpfer gefunden hat, welcher ferner unter uns im Rationalismus und Semirationalismus weit verbreitet ist, und die Menschen in Massen von dem Evangelio abführt, dieser Kern ist in den Scheibelschen Schriften seit 1830 ganz vertrocknet. Agende und Kirchenverfassung, das ist die Hauptsache; darum handelt es sich; das macht Lutheraner und Nichtlutheraner. Dagegen die alten, theuerwerthen, grade jetzt mit aller Macht der Lüge in allen Ländern angefochtenen Glaubensartikel, die unmittelbar das Heil der Seele bedingen und das Wesen der Reformation ausmachen, die sind (mit Ausnahme der Lehre vom Abendmahl) Nebensachen für den Restaurator der Lutherischen Kirche, wenigstens insofern er Schriftsteller ist. O wie ungleich ist er darin den Reformatoren, die zuerst und vor allen Dingen die Lehre des Evangeliums vom Mittelpunkte der Rechtfertigung aus nach allen Seiten hin restaurirten, ehe sie um Agenden und Verfassungsformen stritten, die selbst der päpstlichen Verfassung treu bleiben wollten, wenn sie das Evangelium zuließe, und eben weil sie die Gewissen nicht an liturgische Formen

banden, auch keine großen Kriege darüber führten. Ja, wie steht er selbst den Verfassern der Concordienformel nach, die, wenn sie auch mit Grund gegen die Indifferenz katholischer Ceremonien stritten, doch keineswegs alle ihre Kräfte in dem interimistischen Streite gegen die Abiaphora verzehrten, sondern in die Hauptstücke des Glaubens wissenschaftlich eingehend, den mannichfachen, unter den Lutheranern selbst eingerissenen Irrthümern stattdessen entgegentraten, und darum auch jene Hauptstücke der Reformation de peccato originis, de libero arbitrio, de justitia fidei coram Deo, de bonis operibus, de lege et evangelio voranstellten. Nein, Dr. Scheibel, der außer seiner schätzbaren Schrift vom Abendmahl wenig oder nichts in der dogmatischen Theologie ausgeführt, keinen locus der alten Lutherischen Glaubenslehre in's Klare gebracht, keinem Artikel der Augsburgerischen Confession, außer etwa dem letzten von den Mißbräuchen und auch diesem nur eine mißdeutende (§. 150.) Anerkennung wieder zu verschaffen gewußt hat, und gegen die direktesten und nachtheiligsten Angriffe sowohl der Katholiken als Nationalisten sie unverteidigt läßt, Dr. Scheibel ist nicht der Restaurator der Lutherischen Kirche; aber Gott schützt sie, daß ihre, auf die reinsten und tiefsten Auffassung des Evangeliums gegründete Eigenthümlichkeit weder innerhalb noch außerhalb Preussens untergehen wird.

Nachrichten.

(Palamkottah im südl. Hindien.) (Schluß.) Nicht besser sind die Widersprüche wider die Regeln der Kirchenzucht von S. 29 bis 33., woraus er den Schluß zieht, daß die köstliche Freiheit, mit welcher Christus sein Volk aus den Ketten der weltlichen Elemente befreit hat, beinahe vernichtet sey, und das Christenthum in der Englischen Kirche nothwendig in einem sehr lauen Zustande seyn müsse. Daher ist es ihm denn unbegreiflich, wie ein Diener dieser Kirche mit gutem Gewissen bei seiner Ordination sich auf das allgemeine Gebetbuch, die Canones und die 39 Artikel verpflichten könne. Zuletzt übernimmt der Verf. noch die Vertheidigung der Dissenter wider die Staatskirche, und macht ihr die Art ihrer Verbindung mit dem Staate zum Vorwurf, indem er ihr grade diejenige Lehre unterschiebt, welche sie ausdrücklich in ihrem 37ten Artikel für Verläumdung erklärt. In seinen Einwendungen gegen die Form der Bischöflichen Kirche vermissen wir ungerne den Sinn für kirchliche Ordnung und Unterordnung, ohne welchen die Erhaltung irgend eines Gemeinwesens unmöglich ist. Wir begegnen öfter einem falschen Begriff von christlicher Freiheit und einem Phantasiebild von der Gestalt des apostolischen Gottesdienstes. Der Verf. hat immer nur den untergeordneten, bedrängten Zustand der entstehenden Gemeinden unter den Heiden vor Augen, und erinnert sich nicht, daß die Hauptgemeinde der apostolischen Zeit, die Gemeinde zu Jerusalem, fortwährend an dem prachtvollen, formentreichen Kultus jenes Tempels, welchen die Jünger als ein Meisterwerk der Baukunst dem Herrn bewundernd zeigten, Theil nahm, ohne sich in ihrer christlichen Freiheit beschränkt zu fühlen, und ohne von den Aposteln darüber getabelt zu werden. Denn wahrlich die Apostel waren keine Puritaner, und traten nur dann der Form entgegen, wenn man die Seligkeit von ihr abhängig machen wollte. Thut dies etwa die Anglikanische Kirche? Das Gegentheil lehrt Act. 34., ein Muster christ-

licher Klarheit und Nüchternheit. Mit Recht wird aber auf feste Ordnung gehalten: Traditiones et ceremonias ecclesiasticas, quae cum verbo Dei non pugnant et sunt auctoritate publica institutae atque probatae, quisquis privato consilio volens et data opera publice violaverit, is ut qui peccat in publicum ordinem Ecclesiae quique laedit auctoritatem Magistratus et qui infirmorum fratrum conscientias vulnerat, publice, ut ceteri timeant, arguendus est. Wider diesen Satz geht freilich die Forderung des Verf., daß man die Anordnung des äußeren Gottesdienstes der Willkür des Einzelnen überlassen soll, grade an, und da er seinen Ansichten gemäß sich weigerte, der Kirche, der er diene, sich zu conformiren, mußte es zum Bruche kommen, nachdem er sie öffentlich bekämpft hatte.

Die andere Schrift ist überschrieben: Union of all Christians. An address to all Christians, especially to all the ministers of the Gospel by C. T. E. Rhenius, Missionary. Tinevelly 1834 (Union aller Christen. Ein Aufruf an alle Christen, vorzüglich an alle Diener des Evangeliums), und deutet schon durch ihren Titel genugsam an, daß man keinen Anhänger Scheibel's dahinter zu suchen hat. Der Verf. dringt mit großem Ernste auf Beherzigung jener Worte Christi und der Apostel, in welchen die Gläubigen zur Eintracht ermahnt werden. „Unser Heiland vernüpft die Union aller Seinigen mit nichts Geringerem, als der Bekehrung der Welt, oder wenigstens der Überzeugung, daß das Christenthum von Gott ist: damit die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast.“ In der ersten Zeit gibt uns die Kirche ein Muster dieser vom Geist erfordernden und gewirkten Einheit, aber bald zertheilten Zweifigkeiten den Leib des Herrn, so daß der Apostel nöthig hatte, dringend zu ermahnen, daß sie eines Sinnes seyen, gleiche Liebe haben, einmüthig und einhellig seyen (Phil. 2, 1—2.). Die Verfolgungen verdrängten längere Zeit den Geist der Selbstsucht, Eitelkeit und Zanflust, aus welchem die Spaltungen hervorgehen (Phil. 2, 3—4.). Aber mit der Gewährung des äußeren Friedens kehrte die Regung der alten Natur zurück und riß die Kirche in Stücke. Die Einheit, welche eine innerliche, aus dem Geist Gottes gezeugte seyn soll, wurde nun mit äußerer verwechselt; dies führte zur Herrschaft des Römischen Bischofs, welcher Jahrhunderte lang die in Unwissenheit, Aberglauben und Lastern hingehende Gemeinde mit eiserner Ruthe zusammenhielt. Diese auf Gewissenszwang gegründete äußere Einheit vermochte geheime innere Kämpfe und Scheidungen nicht zu vertilgen, das Feuer der Streitsucht nicht zu löschen. In der gesegneten Reformation wurde die reine Grundlage der Kirche wieder hergestellt und viel Wust hinweggeräumt, womit sie bedeckt worden war. Da aber nicht alle Menschenansagen und grundlosen Traditionen aufhörten, so blieb auch ein Grund für Spaltungen noch übrig und die Kirchen Deutschlands, Hollands und Englands gelangten nicht zum Frieden, nicht zur Einmüthigkeit. Nach langem Kampfe kommt man jetzt zur Einsicht, daß man sich gegenseitig nicht zwingen kann, und vereinigt sich zu gemeinschaftlichen christlichen Unternehmungen, auf welche Gott seinen Segen legt. Dies ist aber erst die Schwelle am Tempel der Union; es ist noch immer etwas vorhanden, was da hindert, daß des großen Apostels Freude erfüllt werde (Phil. 2, 2.). Dies ist das Kleben jeder Partei an ihren besonderen Abzeichen, als ob jede fürchtete, daß man sie halten möchte für „einmüthig und einhellig ohne Zank oder eitle Ehre.“ Selbst gute Leute, welche herzlich um das Kommen des Reiches Gottes beten, können sich nicht recht von Herzen freuen, wenn es nicht in ihrer Form kommt. Christen verschiedener Bekenntnisse senden Boten aus, um das Reich Christi auszubreiten; sie predigen Christum, aber zugleich schärfen sie dem Volke ein, daß ihre Form die allein richtige sey. Die Folgen davon sind sehr übel, denn der Heide sagt: „Nix, hilf dir selber. Aber wie soll diesem Übel abgeholfen wer-

den? Mögen die verschiedenen Formen bleiben! Gottes weite Welt ist voll Abwechslung. Die Anforderung an alle Parteien ist nur die, daß sie ihren besondern Formen nicht länger ungebührliche Wichtigkeit beilegen, daß sie Anderen ihre Form lassen und hauptsächlich darauf bestehen, daß das Evangelium gepredigt, Sünder zur Buße und zum Glauben an Christum geführt, und die Gläubigen erbaut werden, in welcher Form immer dies geschehen mag. In der heiligen Schrift findet sich keine genaue Beschreibung des öffentlichen Gottesdienstes und kein Gebot über ihn, also ist darin Freiheit, und Niemand steht es zu, allgemeine Gleichförmigkeit zu fordern. Liebt einer seine Form und hält sie für christmässiger als die andere, so kann er doch bei solchen Ansichten Bescheidenheit gegen Andere üben, welche von ihrer Form dieselbe Überzeugung hegen. Keiner, der die Wahrheit in Christo liebt, sollte sich durch die Verschiedenheit des äußeren Gottesdienstes und des Kirchenregiments in seiner Liebe schwächen und an der öffentlichen Gemeinschaft hindern lassen. Die Missionare nehmen zu sehr Theil an den kirchlichen Spaltungen und Eifersüchteleien, daher hat ihre Arbeit so wenig Segen. Sie sollten auf Christum allein sehen und nicht auf Menschen; sie sollten nicht zwei Herren haben, Christum und die Gesellschaft, von welcher sie ausgesendet sind. „In allen Stücken, worüber ihr himmlischer Meister ihnen keine Instruktion in seinem Worte gegeben hat, mögen sie sich nach ihrer Gesellschaft richten, wie z. B. in Bezug auf den Posten, wohin sie gehen sollen; in der Anwendung des ihnen anvertrauten Geldes u. s. w. Aber in allen Stücken, die zum Predigtamte gehören, mit Einschluß der gottesdienstlichen Form und der Union mit Missionaren anderer Bekenntnisse u. s. w., sollten die Missionare gänzlich ihrem Gewissen überlassen werden.“ Er macht sich selbst die Erwähnung, ob diese Sätze nicht die Schwärmerei begünstigen? und antwortet: „Keineswegs. So lange der Missionar in ernstem Gebete um den göttlichen Geist, in Gemeinschaft mit Christo, seinem Meister, in fleißiger Erforschung der göttlichen Orakel sein Werk treibt, so ist keine Gefahr der Schwärmerei vorhanden, wofen man nicht St. Pauls Geist so nennen will; und so lange er im Einklange steht mit dem Sinne und der Lehre dieses theuern Apostels, braucht er keine Verirrung zu fürchten.“

Wir haben einen Auszug der kleinen Schrift gegeben, weil sie sicher unter uns in wenig Hände kommt. Neben vielem Schönen und Beherzigungswerthen, was sie enthält, läuft auch viel Bedenkliches her. Führen diese Grundsätze nicht zur Schwärmerei, so bewahren sie doch auch nicht davor. Es sind die Grundsätze völliger Independenz und kirchlicher Demokratie, wobei kein größeres Gemeinwesen auf die Länge erhalten werden könnte, wobei sich kein solches bilden und die innere Einheit in der Mannichfaltigkeit der äußeren Form spiegeln kann. Die persönliche Freiheit wird auf Kosten der allgemeinen Ordnung erhoben, die eigene Meinung der Kirchenlehre gegenüber gestellt. So lange dann einer nicht abirrt, irrt er freilich nicht ab — Anderes sagt doch der Schlussatz nicht aus — aber dies leistet keine Gewähr, daß er nicht früher oder später in Irthum falle, indem er sich selbst mehr als billig vertraut. — In Bezug auf die verschiedenen Confessionen ist immer nur von verschiedener Form, nie von Lehrverschiedenheit die Rede. Da nun aber von allen die erstere für minder wichtig, die andere vorzüglich für das Scheidende gehalten wird, so ist die Hauptsache übersehen, oder wenn der Verfasser die Lehrverschiedenheit mit zur unwesentlichen Form rechnet, verfehlt. Das letztere scheint wirklich seine Ansicht zu seyn. Wenn er es aber hierin so wenig genau nimmt, wenn ihm „Episcopale, Presbyterianer, Lutheraner, Herrnhuter, Methodistener, Independenten, Baptisten oder irgend eine andere Abtheilung der Christen“ gleich sind, so ist sein Angriff auf die Verfassung der Anglikanischen Kirche um so

weniger begründet, und dem Fortgange der Union, die er wünscht, nur hinderlich. Es scheint ihm hier etwas Menschliches begegnet zu seyn. Durch das strenge Festhalten der Bischöflichen Kirche an ihrer Gestaltung, als einer alterthümlichen und dem Geiste des Evangelium nicht widersprechenden, wird Ahenius, dessen Sinn auf völlige Ungebundenheit in dieser Hinsicht zielt, gereizt und auf die Seite derjenigen hinübergetrieben, welche um minder wesentlicher Dinge willen die Union aufgehoben haben.

Wenn Ahenius die Rechte, welche er in den oben angeführten Worten dem Missionar vindicirt, für sich selbst bei seiner Gesellschaft geltend machte, wenn er etwa auch forderte, die Ordination, wie wir vernehmen, selbst vollziehen zu dürfen, so mußte dies freilich der zweite Grund seiner Entlassung werden. Dieses Ereigniß ist darum noch trauriger, weil es den neugepflanzten Gemeinden, die ohnedies unter viel Verfolgung von Seiten ihrer heidnischen Landeute seufzen und viele Versuchungen zu bekämpfen haben, den größten Schaden bringen kann. Die zehntausend Seelen, welche in der Provinz Tinevelly dem Götzendienste abgesagt haben, besitzen jetzt nach Entfernung ihrer vier Lehrer nur einen einzigen Europäischen Seelsorger, den von Madras dahin gesandten Missionar Tucker. Doch ist zu hoffen, daß die Gesellschaft schnelle Vorkehrungen treffen wird, um die entstandenen Lücken in dieser ihrer blühendsten Mission wieder auszufüllen. Ahenius ganz zu ersetzen, wird nicht so leicht möglich seyn, denn er hat für seinen Beruf ganz ausgezeichnete Gaben. Erzdiakon Robinson zu Madras, welcher zum Bischof von Bombay bestimmt ist, kam im Jahr 1830 nach Palamkottah und legt folgendes Zeugniß von Ahenius ab: „In Tinevelly hatte ich Gelegenheit, das Verfahren des Herrn Ahenius mit den Heiden kennen zu lernen. Als wir um die prächtigen Säulenhallen der großen Pagode des Waruma (des Wassergottes) umhergingen, folgten uns viele hundert Heiden nach. Seine lebendige und völlig volkstümliche Redeweise, so wie seine fließende Sprache hat eine außerordentliche Anziehungskraft für die Heiden. Die Brahminen drängten sich begierig um ihn, und als wir gelegentlich an einer Ecke des Tempels stehen blieben, veranlaßte eine Frage zur Widerlegung dieser ersonnenen Abgötterei, welche durch ihre eigenen Antworten bloßgestellt und als thöricht erwiesen wurde, bis er allmählich zu einer Anrede an das versammelte Volk überging, wobei die Pfeiler, der Rand des Wasserbassins und die Räume der Säulenhallen mit begierigen Zuhörern bedeckt waren, die sich in athemloser Stille hielten. Er ist kühn, nachdrücklich, belebt, anziehend in seiner ganzen Erscheinung, glücklich in seinen Erläuterungen und ein Meister nicht allein ihrer Sprache, sondern auch ihrer Denk- und Empfindungsweise.“ (Miss. Register 1830 S. 500.)

Ahenius hat sich mit seinen drei Gehülfen im August des vorigen Jahres zu Arkot, sechzehn Stunden westlich von Madras niedergelassen, um eine selbstständige Mission dort zu begründen. Alle Spaltungen in der Christenheit haben in der Hand des Herrn doch wieder zum Heile des Ganzen gewirkt. Wir dürfen daher hoffen, daß auch dieses an sich selbst betrübte Ereigniß nicht ohne gute Folgen bleiben werde. Als Barnabas und Paulus sich über Marcus nicht vereinigen konnten und verschiedene Straßen zogen, wurde den Heiden das Evangelium desto reichlicher gepredigt. Indien hat durch diese Trennung vier tüchtige Missionare mehr gewonnen, denn ihre Plätze in Palamkottah müssen nothwendig wieder besetzt werden. Und gewiß wird Ahenius später einmal seine Unnachgiebigkeit in Dingen, die er selbst für minder wesentlich hält, erkennen, und also der Weg zur wahren Union angebahnt werden. Inzwischen wünschen wir ihm als einem der begabtesten und gesegnetsten Friedensboten, die jetzt unter den Heiden arbeiten, die

beste Unterstützung, besonders aus dem Vaterlande, und bemerken beiläufig, daß ihm diese auch wegen seiner zahlreichen Familie erwünscht seyn wird.

(Westphalen.) Nachdem durch die Allerhöchste Kabinettsordre vom 5. März 1835 der Provinz Westphalen und der Rheinprovinz eine gemeinschaftliche Kirchenordnung für alle Gemeinden beider evangelischen Confessionen verliehen worden war, welche nach dem Typus früherer Verfassung das Presbyterial- und Synodalwesen im Wesentlichen aufgenommen und dasselbe mit dem seit der Reformation geschichtlichen und eben so nothwendigen Momente der Kirchengewalt evangelischer Landesfürsten in eine gegliederte und ausgebildete Verbindung setzte, traten auf den ersten beiden Provinzial-Synoden erfreuliche Lebenszeichen des evangelischen und kirchlichen Geistes hervor, mit dem die erneute Verfassung, für einzelne Landestheile eine ganz neue Gabe, begrüßt und ausgenommen worden ist. Seitdem ist auf einem einzelnen Punkte der Westphälischen Provinzialgemeinde ein Ereigniß eingetreten, welches das kirchliche Leben in seinem tiefsten Punkte berührt, und von diesem aus die Gemüther, je nach ihrer verschiedenen Stellung zum Evangelium, mannichfach und stark bewegt, indem nach seinem Ausgange vielleicht zu beurtheilen seyn wird, wie weit auf dem Boden der Evangelischen Landeskirche eine subjektive, ihr entgegenstehende Richtung auch als solche für beachtet werden.

In der größten evangelischen Gemeinde der Grafschaft Mark, zu Schwelm, ist gegen den durch ein nach den Formen der Kirchenordnung gebildetes Wahlcollegium zum Seelsorger gewählten Prediger Einspruch erhoben worden, weil er in einer im Buchhandel erschienenen theologischen Schrift*) einen Glauben bekundet hat, der mit der heiligen Schrift und dem evangelischen Bekenntnisse nicht übereinstimmt. Für die ganze Kirche hat diese Sache auch namentlich insofern rechtliche Wichtigkeit, als sich an ihr als Wahrheit zu erweisen hat, daß da, wo das Dogma Gegenstand einer kirchlichen Verhandlung wird, die öffentlichen Symbole zur Richtschnur dienen müssen.

Die Zulässigkeit eines Einspruchs auch gegen die durch die Repräsentation der Gemeinde übrigens regelmäßig geschene Wahl ist in §. 59. Nr. 14. der Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung festgestellt, welcher sagt:

„Geschehen Einsprüche gegen den Gewählten, welche jedoch innerhalb der auf die erste Bekanntmachung von der Kanzel folgenden vierzehn Tagen bei dem Superintendenten eingelegt werden müssen, so werden dieselben auf der Stelle von demselben mit Zuziehung des Presbyteriums untersucht und der betreffenden Regierung mit gutachtlichem Bericht des Superintendenten zur Entscheidung vorgelegt.“

Diese Bestimmung hat wesentlich die vermittelnde Bedeutung, daß die Gemeinde nicht schlechthin an das durch relative Stimmenmehrheit (§. 59. Nr. 12.) gebildete Wahlresultat, welches in einen auch numerisch grellen Contrast**) mit dem Wunsche der Gemeinde und sämtlicher Wähler treten kann, gebunden, sondern auch den Einzelnen vor Wahlresultaten ein rechtlicher Schutz gewährt seyn soll, die dem Geiste der Evangelischen Kirche widersprechen, wenn auch die der letzteren und ihrem Bekenntnisse ergebenden Glieder der Gemeinde die Minorität bilden.

(Schluß folgt.)

*) Der in der Ev. R. Z. Nr. 22 und 23. Charakterisirten Prediger-Bibel.

**) Die Wahl wurde durch 33 gegen 31, 12 und 3 (46) Stimmen entschieden: der Präses des Wahlcollegiums suspendirte sein Votum.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 18. Mai.

N^o 40.

B e m e r k u n g.

Herr Professor Rosenkranz hat in dem Vorworte seiner Kritik der Schleiermacherschen Glaubenslehre (neu herausgegeben Königsberg 1836) am Schlusse des sonst nach allen Seiten hin sehr milden Vorworts einen heftigen Ausfall gegen das Vorwort unseres diesjährigen Jahrgangs gethan. Wir finden seinen Eifer zu natürlich, als daß wir ihm denselben verdenken möchten. Nur das wollen wir seiner Billigkeit zu bedenken geben, warum, wenn sein natürlicher Mensch sich so ereifert, daß „unbescholtene Männer“ wie Strauss u. A. angegriffen werden, er Anderen es verdenken will, sich darüber zu ereifern, daß mehr als unbescholtene Männer, daß Christus selbst von jenem Strauss nicht nur angegriffen, sondern aus der Mitte der Geschichte zu tilgen, und dadurch der Menschheit ihre Krone, ja ihr lebensdiges Haupt abzuschlagen gesucht wird. Zwar sind wir nicht so „pueril,“ darum für den Herrn selbst etwas zu fürchten, der wahrlich solchem Strauß wohl gewachsen ist; er verliert nichts, er bedarf auch nicht erst durch Widerlegung solcher „Zweifel,“ die Herr Rosenkranz selbst als unwissenschaftlich erkennt S. XVII, „verherrlicht“ zu werden; aber die armen Seelen seiner Gemeinde, die ihn durch Entwendung ihres Glaubens verlieren, die sind vielleicht dem Philosophen gleichgültig, nicht aber dem Herrn, der um solchen Preis nicht verrathen, noch weniger verherrlicht seyn will, vielmehr seinen Dienern ein gründlich ernstes Zeugniß dagegen zur Pflicht macht. Das aber ist wirklich bei so großen Angelegenheiten „pueriler Kleinmuth“ alsbald, wenn in der Freiheit öffentlicher Rede, die freilich der Zeitgeist Allen, nur nicht den Sprechern der Kirche gönnt, ein strenges Wort gegen die destruktiven Tendenzen der Zeit gesprochen worden, für die bürgerliche Existenz der angefochtenen Männer in Furcht zu gerathen, und vor dem möglichen „Mißtrauen der Regierung“ gegen sie zu erschrecken, wobei ganz verkannt wird, wie ein Mann, welcher es wagt, die Grundsäulen der Geschichte, ja des ganzen christlichen Europa anzutasten, nöthigenfalls auch so viel Großherzigkeit haben müsse, vor keiner Regierung zu erbeben, sondern auch dann, wenn diese als christliche Obrigkeit wirklich Vorkehrungen gegen die Christusläugner treffen würde, sich ohne Rücksicht auf äußere Vortheile oder Nachtheile mannhaft zu beweisen. Aber hier sitzt freilich der faule Fleck; das ist die selbe Freisinnigkeit des Zeitgeistes, der für sich Freiheit fordert, Alles läugnen und angreifen zu dürfen, Christum, Moßen und die Propheten, Kirche, Ehe u. s. w., aber keine Freiheit gestattet, ihm selbst in seinen Sprechern ein Haar zu krümmen, oder ein hartes Wort zu sagen, geschweige denn irgend eine Selbstverläugnung von ihm zu fordern. Dies wird

vielmehr und vulgär als „Frömmerei und Pietismus“ verschrien. Trotz dem wird die Protestantische Kirche und Theologie ihre rechtmäßige Freiheit sich nicht nehmen lassen, gegen die Lügner Christi und der Bibel sich alles Ernstes zu wehren und mit Nachdruck zu protestiren.

Kundschreiben des Königlich Baierschen evangelischen Consistoriums des Rheinkreises, „die theologisch-kirchlichen Partheiungen, namentlich den Mysticismus und Pietismus betreffend.“

Speier, den 27. Januar 1836.

Eingedenk der ersten Verpflichtung, welche die unterzeichnete Stelle übernommen, und der schweren Reichenschaft, welche sie insbesondere vor dem Herrn und Haupte seiner Gemeinde zu geben hat, ist es ihre angelegentlichste Sorge und ihre liebste Beschäftigung, die Leitung der diesseitigen Kirche, so weit sie ihr anvertraut wurde, nach den in dem göttlichen Worte enthaltenen Anweisungen und nach den bestehenden kirchlichen Gesetzen und Verordnungen mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit auszuüben. Sie hat dabei kein anderes Ziel, als das wahre Wohl der vereinigten Protestantischen Kirche des Rheinkreises, keinen anderen Zweck, als die Beförderung wahrhaft geistlicher Thätigkeit in Amt, Wissenschaft und Leben, die Entfernung des Miethlingsinnes, des Unglaubens und der Unsittlichkeit, die Erhöhung aufrichtiger Liebe zu den heiligen Offenbarungen in der Schrift, zu christlicher Gottesfurcht und einem wahrhaft frommen Leben; mit einem Worte, sie erstrebt nichts, als was allen innerlich berufenen, von ihrem ehrwürdigen Amte noch nicht abgefallenen Geistlichen, so wie allen Gemeinden, in welchen sich das Bewußtseyn von dem, was der Apostel Tit. 2, 11 — 14. bezeugt, lebendig erhalten hat, über Alles theuer und wünschenswerth seyn muß. Sie durfte hiebei um so mehr den Dank und die Zustimmung der Wohlgesinnten voraussetzen, als es wenigstens diesen nicht entgehen wird, daß sie neben der Thätigkeit für das innere, geistige Gedeihen der diesseitigen Kirche ihr Augenmerk auf eine in wachsendem Maße befriedigende Gestaltung ihrer äußeren Verhältnisse ununterbrochen richtet und zu Gunsten dieser Verhältnisse, so weit sie vermag, mit Freuden wirksam ist. Das K. Consistorium hat sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht; denn wenn sich auch in dem gegebenen Falle die Wahrheit des von hoher Auctorität begleiteten Wortes: „Die Guten sind zu passiv,“ in sofern an den Tag gestellt hat, als Manche unter diesen bisher nicht warm und entschieden genug für die heilige Sache christlich-kirchlicher

Verbollkommnung Zeugniß ablegten: so haben sie doch durch dankbare Anerkennung der entwickelten Thätigkeit zu immer größerer aufgemunter.

Indessen was der Herr in jener wunderbar tiefen Gleichnißrede Matth. 13, 24—30. als Schicksal seines Reiches auf Erden bezeichnet hat, das ist, wie immer, so auch dieses Mal, in Erfüllung gegangen; denn es konnte der gute Same nicht auf den Acker der Kirche ausgesreut werden, ohne daß im nächtlichen Dunkel der Feind gekommen wäre und Unkraut zwischen den Weizen gesäet hätte. Jener revolutionäre Geist, der sich vor wenigen Jahren, verachtet und verworfen von Allen, die ihn durchschauten und ehrwürdige Sitte und heilsame Ordnung lieben, zu entfalten gesucht, wäre nicht vom Vater der Lüge (Joh. 8, 44.) gewesen, wenn er nicht gleißend den Schein der Neue und der Besserung angenommen hätte, als sich die Kraft der Gesetze züchtigend gegen ihn erhob. Daß diese Befehrung nur Täuschung war, ist dadurch unwidersprechlich an den Tag gekommen, daß er von jenem Augenblicke an sein Unwesen nicht aufgegeben, sondern nur anders geleitet hat. War es früher der Staat, gegen welchen dieser Geist der Verneinung und der Selbstsucht ankämpfte, so wählte er sich nunmehr die Kirche zum Gegenstande seines Angriffs. Ein anderes Ziel hatte er hiemit seiner heillosen Thätigkeit gesetzt und andere Namen in Curs gebracht; an der Weise seines Verfahrens aber und an seiner Tendenz hat er getreulich festgehalten. Wie er vor wenigen Jahren noch mit unerhörter Frechheit die bürgerlichen Zustände antastete, so jetzt die kirchlichen; wie er im Laufe noch nicht sehr lange entschwundener Tage über Alle, welche ihm nicht zu Willen gewesen, den Ruf des Absolutismus und des Servilismus zu bringen gestrebt hat, so trachtet er in diesen die, welche sich nicht von ihm gefangen nehmen lassen, als Mystiker und Pietisten zu verdächtigen; wie er einst unter Lobpreisungen seiner Trefflichkeit und seiner edeln Absicht mit den ihm allein angemessenen Waffen der Unredlichkeit, der Lüge und der Verläumdung gegen ein Trugbild und heuchlerisch für ein Gut gestritten, das grade er Niemanden gönnet, für die gesellige Freiheit, so verstellt er sich auch in dieser Zeit zum Engel des Lichts und seine Diener gleißen als Prediger der Gerechtigkeit (2 Cor. 11, 14 und 15.), um desto schlauer den unreinen Kampf gegen ein Trugbild seines verderbten Wesens zu führen und die große Zahl derer, welchen die Oberfläche der Dinge und der Schein genügt, in dem Wahne gefangen zu nehmen, daß er die Wahrheit verfechte und christliche Aufklärung, er, der, wie die letzten Jahrzehende des achtzehnten Jahrhunderts schauernd gesehen, in seinem Widerchristenthume den Vater und den Sohn läugnet (1 Joh. 2, 22.). Und dabei hat er in den vergangenen, wie in den gegenwärtigen Tagen das gleiche Ziel verfolgt, Befleckung des Edelsten und Besten, Beunruhigung der Gemüther und Verwirrung der Angelegenheiten, um in der Unordnung und in der Auflösung der durch Gott, sein Wort und das Gesetz geordneten Zustände sein Reich zu erweitern und seine Gewalt zu verstärken. Daß er in einer Zeit entschiedener her-

vortritt, als in der anderen, und daß Viele von denen, welche seine Bestrebungen fördern, nicht wissen, was sie thun (Luc. 23, 34.), das ändert im Wesentlichen nichts; die Tieferblickenden und Wohlgefunten erkennen ihn in seinen verstecktesten Wendungen und widmen dabei den Verblendeten gerne die Gefühle aufrichtigen Mitleids.

Mit diesen Gefühlen hat das K. Consistorium den Inhalt der ersten Aufsätze betrachtet, welche die neue Speyerer-Zeitung seit ungefähr einem Jahre, gewöhnlich unter der stehenden Überschrift „Mysticismus und Pietismus,“ oft auch unter der Rubrik „Miscellen,“ über protestantisch-religiöse und kirchliche Zustände überhaupt, insbesondere aber über die des Rheinkreises producirt hat. Als zu jenen Aufsätzen in einer beinahe ununterbrochenen Reihe andere kamen, welche es unentschieden ließen, ob die Bosheit oder die Unwissenheit größeren Antheil an ihrer Entstehung hatte; als es nicht zweifelhaft seyn konnte, daß Geistliche ihre Stellung und ihre Pflicht so weit vergessen, daß sie auf den ursprünglich wohl nur von einem eröffneten Tummelplatz der Leidenschaft und Tücke in vermehrter Zahl sich begeben, um meuchlings die wohlgemeintesten Bestrebungen zu verunglimpfen; als es immer klarer geworden war, daß der oder die Urheber und Beförderer dieser unwürdigen und unchristlichen Thätigkeit kein Mittel mit den Gesetzen Gottes so sehr im Widerspruche finden, daß sie es nicht in Anwendung brächten, sobald sie vermeinen, ihre selbstsüchtigen, verworfenen Zwecke damit zu erreichen; als, im Zusammenhange mit dem schon geschilderten Geiste, die Lüge und die Verläumdung immer fecker hervortrat und die beklagenswerthe Erscheinungen auf dem christlich-religiösen und kirchlichen Gebiete und die pflichtgemäße Wirksamkeit für die Schrift und ihren heiligen Inhalt auf eine Quelle zurückführte, auf Aberglauben und Schwärmerei; als die Überzeugung völlig begründet und bestätigt worden war, daß die Verkehrtheit und Böswilligkeit aus ihrem ursprünglichen Kreise immer mehr heraustrete und durch ihre Emissäre mit schlaun berechneten Künsten weiter hin Diener werbe und Diener finde, welche mit ihren Verführern die Kurzsichtigen mit Verblömmung schreckten und mit geistiger Knechtung, auf welche es abgesehen sey: da mußten sich zu jenen Gefühlen des Mitleids die gesellen, welche gewiß auch dem besseren Theile der diesseitigen Geistlichkeit bei dieser Entwicklung der Dinge nicht fremd geblieben sind, die der tiefsten Wehmuth beim Hinblick auf die großen Hindernisse, mit welchen die heilige Sache des zu kämpfen hat, der freilich nach jenem bedeutsamen prophetischen Worte (Luc. 2, 34.) zu einem Zeichen gesetzt ist, dem widersprochen wird; aber auch die der tiefsten Verachtung gegen die bösen Kräfte, welche mit unverkennbarer Schadenfreude wirkten, und gegen die nichtswürdigen Mittel, welche rücksichtslos in Anwendung gebracht wurden.

Die unterzeichnete Stelle würde im Glauben an den, der durch den Mund seines Apostels die inhaltschwere Versicherung gegeben hat, daß eines Jeglichen Werk werde offenbar werden (1 Cor. 3, 13.) in der Überzeugung, daß die Prüfung der Geister (1 Joh. 4, 1. besonders aber 2 und 3.), zu welcher

die Gegner des Evangeliums, freilich ganz gegen ihre Absicht, Veranlassung gegeben haben, für die Kirche nur sehr heilsam seyn könne, in dem festen Vertrauen, daß alle Gutgesinnten, seyen sie geistlichen oder weltlichen Standes, sich von einer Sache, welche so offenen Bund mit der Lüge geschlossen, wie die jener Gegner, nur abgestoßen fühlen müßten, und in der unerschütterlichen Gewißheit, daß früher oder später auch den im Finstern schleichenden (Joh. 3, 20.) Widersachern werde zugerufen werden dürfen: Ihr gedachtet's böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen (1 Mos. 50, 20.), jenen gott- und wahrheitslosen Umtrieben nichts Anderes entgegengesetzt haben, als die entschiedenste Beharrlichkeit in dem, was sie als tüchtig und heilbringend erkannt hat, jene unwandelbare Festigkeit, die sie am wenigsten denen gegenüber zu verläugnen gedenkt, gegen welche der Apostel Ephes. 4, 18. zeugt, und jene christliche Geduld, von welcher der Erlöser der Welt, Jesus Christus, ein so nachahmungswürdiges Beispiel gegeben hat; aber diese Umtriebe hielten sich nicht in den beschriebenen Gränzen, sondern endlich überschritten sie alles Maas. Denn nicht nur hatten sie sich allmählich außer der schon genannten Speyerer Zeitung, in welcher inzwischen, was alle Erwägung verdient, einer der Vertreter des auf den Untergang aller christlichen Überzeugungen und Verhältnisse hinarbeitenden sogenannten „jungen Deutschlands“ eine Vertheidigung gefunden, noch andere Organe geschaffen, wobei sie die geistlosesten und obscursten Blätter nicht verschmähten; nicht nur traten die Beschuldigungen in Betreff des Mysticismus und Pietismus insbesondere in jenem Tagblatte immer ungescheuter hervor; nicht nur wurde in demselben auf die sogenannten Mystiker und Pietisten in steigendem Grade Alles gehäuft, was herabwürdigen und hassenswerth machen kann; nicht nur wurden auf einzelne Glieder des königlichen Consistoriums die frechsten Angriffe unerkennbar gerichtet: die Schamlosigkeit überbot sich zuletzt selbst, alle Schranken der Achtung, auf welche die kirchliche Kreisstelle schon an sich Anspruch machen kann, wurden durchbrochen, sie selbst mit den durch eine lange Reihe von Artikeln mit allen Schmähungen überhäuftten Mystikern gradezu gleichgestellt, ein von ihr ausgegangener, somit auf amtlichem Wege nur an die ihr Untergebenen gerichteter Erlaß gegen den ausdrücklichen Inhalt des Gesetzes als Beweis des von ihr vertretenen und gepflegten Mysticismus theilweise wörtlich publicirt, und eine Lehre, welche die ganze protestantische Kirche bekennt, eine Lehre, welche unwidersprechlich in der heiligen Schrift begründet ist, eine Lehre, welche die erleuchtetsten und frommsten Theologen jener Kirche als Mittelpunkt des Evangeliums erklärt haben, die Lehre von dem rechtfertigenden und seligmachenden Glauben an Christus, den Sohn Gottes, als Produkt der Mystiker, somit als Erzeugniß dargestellt, auf welchem die ganze Masse von Thorheit und Schande ruhe, welche auf diese und ihre Überzeugung gehäuft worden war. Das ist in Nr. 6. der neuen Speyerer Zeitung vom laufenden Jahre geschehen. Jetzt waren entscheidende Maasregeln nothwendig geworden, und längere Geduld wäre keine

Tugend mehr, sondern Schwachheit und Sünde gewesen. Das K. Consistorium hat jene sofort zu ergreifen gewußt.

Zudem ist das bezeichnete Unwesen in der unbeschreiblichen Ignoranz und Dürftigkeit, welche es an den Tag gefördert hat, nach einer Seite hin schon gerichtet; an sich bedürfte es also hier keiner weiteren Berücksichtigung; weil aber seit mehr als einem halben Jahrhunderte durch gewandte, mit allen Gaben weltlicher Kunst und Wissenschaft ausgerüstete Boten des Unglaubens kräftige Irrthümer ausgebreitet worden sind, und weil darum die Gefahr vorhanden ist, daß auch in vorliegenden dem Falle Manche der Besseren endlich der Lüge glauben (2 Thess. 2, 11.), so will die unterzeichnete Stelle an die diesseitige Geistlichkeit noch ein weiteres Wort richten zu umfassender Verständigung und zu herzlicher Ermahnung. Es geschehe dies, wie sich's ziemt, offen, rückhaltslos und in Liebe, aber auch mit dem Ernste, den die große Sache des Herrn gebietet, mit dem Ernste, in welchem er selbst für sie geredet und gewirkt hat (Matth. 23, 33 ff., Joh. 2, 13 ff.).

Zuvörderst sey dies bemerkt: Das K. Consistorium hat nie für Mysticismus gewirkt und wird nie für ihn wirken, vielmehr, wo er sich innerhalb der diesseitigen protestantischen Kirche zeigen sollte, denselben, so weit es vermag, zurückweisen. Weil es aber in der Leichtgläubigkeit und Oberflächlichkeit der Betrachtung und in der Verlehetheit und Böswilligkeit der Bestrebung zu einer so maaslosen Sprach- und Begriffsverwirrung gekommen ist, daß die entschiedene Liebe zu den positiven Elementen des Evangeliums und zu den in der Bibel geoffenbarten Wahrheiten, so wie die Pflege und Verbreitung derselben, theils in einzelnen Schriften, theils und insbesondere in jenen politischen Tagblättern, welche sich sehr unbesonnen in theologische und kirchliche Verhandlungen eingemischt haben, mit jenem Namen bezeichnet werden: so wird ausdrücklich hinzugefügt, daß man diese Begriffsbestimmung den Unwissenden und Ubelwollenden mit dem innigen Wunsche überlasse, daß sie bald aus ihrem mehr oder minder verschuldeten Irrthume heraus- und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen mögen, und daß man dagegen, dem durch Jahrhunderte ausgebildeten Sprachgebrauche zufolge und mit den ausgezeichnetsten Gottesgelehrten, unter Mysticismus jene krankhafte Richtung des menschlichen Geistes verstehe, in welcher derselbe, in der Region dunkler Gefühle festgehalten, durch außerordentliche göttliche Einwirkung und bei gänzlicher Unthätigkeit von seiner Seite, mit Gott und seinem Willen gleichförmig zu werden und ganz in jenem aufzugehen wähnt. Das ist Mysticismus nach dem Urtheile der Competenten. Wann hat die unterzeichnete Stelle ihn begünstigt? Ist nicht vielmehr ihre gesammte, zu frommer Forschung in dem Schriftworte, zu aufrichtiger Anhänglichkeit an dasselbe, zu gründlicher Wissenschaftlichkeit, zu gewissenhafter und besonnener Berufstreue auffordernde und aufmunternde Thätigkeit ihm gradezu entgegengesetzt?

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Westphalen.) (Schluß.) Der Umfang der hienach zulässigen Einwendungen gegen den „Gewählten“ ist in der Kirchenordnung nicht bezeichnet, ergibt sich aber, wie aus der Natur der Sache, so aus der correspondirenden Bestimmung des Allgemeinen Landrechts, welches für die Fälle, wo es gegen die Pfarrwahlen gleichfalls Einsprüche zuläßt, sie allgemein so bestimmt, daß namentlich unter Anderem die „Grundsätze“ des Gewählten dahin gehören (L. R. II., 11. §. 325.). Die Anwendung dieser Vorschrift auf das Wahlsystem der Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung wird auch keineswegs, wie behauptet worden ist, durch den §. 391. L. R. II., 11. ausgeschlossen, welcher bestimmt, daß eine neue Wahl eintreten müsse, wenn die geistliche Obrigkeit den Gewählten „untauglich“ befände: denn, insofern diese Disposition ausschließlicher Natur wäre, so daß nur die Untauglichkeit die Nichtbestätigung wegen Einspruchs gegen die Person rechtfertigte, würde jedenfalls das Vorhandenseyn einer der im §. 325. cit. aufgeführten Einwendungen in Bezug auf die Wahlbestätigung der Untauglichkeit gleichgeachtet werden müssen. Unstreitig ist aber das Kirchenregiment bei Zulassung eines Wahlanspruchs nicht auf Untauglichkeit, als Rechtfertigung desselben, in dem Sinne beschränkt, worin sie die Entfernung aus dem bisherigen Amte nach den im Landrechte vorliegenden Grundsätzen zur notwendigen Folge hat. Diese bestehen darin, daß es dem Gewissen der Prediger überlassen ist, inwiefern sie bei innerer Überzeugung von der Unrichtigkeit der Grundbegriffe ihrer Religionspartei ihr Amt fortsetzen können, so lange sie ihre widersprechenden Ansichten ihren Amts-vorträgen und dem öffentlichen Unterrichte zum Anstöße der Gemeinde nicht einmischen (§§. 73. 74. 532. L. R. II., 11.). Bei Beurtheilung von Wahlansprüchen kommt es lediglich auf die zwischen der inneren und der zum Anstoß der Gemeinde amtlich geäußerten in der Mitte liegende einfach nachweisliche Existenz unkirchlicher Grundsätze an, wie für die Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung auch daraus hervorgeht, daß die im §. 59. Nr. 14. angeordnete Wahlpublication offenbar mit der im §. 326. L. R. II., 11. bezeichneten Bekanntmachung identisch ist, welche bezweckt, das etwaige Vorhandenseyn der im §. 325. cit. für statthaft erklärten Einwendungen zu ermitteln, wofür auch die Agende Th. II. S. 68. spricht. Mitthin hat die Nichtbestätigung einer Wahl wegen unkirchlicher Grundsätze des Gewählten, bloß als solche, weder sonstige Rechtsfolgen für ihn, noch würde dieselbe überhaupt ein äußeres Einschreiten gegen die Neologie darstellen, denn es ist unzweifelhaft Rechtens, daß vor ertheilter Wahlbestätigung Niemand dieselbe von dem Kirchenregimente als ein *jus quaesitum* verlangen, oder rechtlich durch ihre Veragung verletzt werden kann, man mag sie nun als Ausfluß der Staatshoheit oder als Episkopalrecht betrachten. Nur insofern würde die Nichtbestätigung allgemein, mithin auch für die bisherige Gemeinde des Gewählten von Wichtigkeit seyn, als man darin eine Erklärung über die Unkirchlichkeit der angefochtenen Grundsätze finden, mithin als freies annehmen müßte, daß sie jedenfalls nicht gepredigt werden dürfen. In letzterer Beziehung ist übrigens noch bemerkenswerth, daß die Gemeinde nicht nur nach §. 73. L. R. II., 11. von der Predigt verlangen darf, daß ihr nichts Confessionswidriges eingemischt sey, sondern auch nach §. 78. der Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung mit Recht erwartet, daß ihr positiv der Inhalt des evangelischen Glaubensbekenntnisses vorgetragen werde.

In dieser einfachen Bestimmung ist zugleich enthalten, was die geltende Kirchenlehre sey, welche Grundsätze daher jedes Gemeindeglied

bei dem gewählten Seelsorger voraussetzen und als mangelnd rügen dürfe. Daß unter dem evangelischen Glaubensbekenntnisse nur der symbolische Lehrbegriff zu verstehen sey, ist als rein geschichtlich und thatsächlich so klar, daß nur entgegengesetzter Wille dies läugnen kann, geht aber auch aus den bestimmtesten Zeugnissen ausdrücklich hervor, denn

a) die Kirchenordnung vom 5. März v. J. hat eine neue Kirche und einen neuen Lehrbegriff nicht aufstellen wollen, in den älteren Kirchenordnungen aber, die nach der Einführungsverordnung (Hunsberg. Amtsbl. 1835 S. 82.) insoweit noch gelten, als ihre Bestimmungen der ersteren nicht widersprechen, sind die bekannten symbolischen Schriften als der kirchliche Lehrbegriff funktionirt. Namentlich geschieht dies in den hier zunächst zur Sprache kommenden Kirchenordnungen für Cleve und Mark von 1662 §. 20. und von 1687 §. 22. (Scotti's Cleve-Märkische Provinzialgesetze, I. S. 395. 601.), welche beide nach Art. 3. des Großherzogl. Bergischen Dekrets vom 12. November 1809, weil die Zwischen-gesetzgebung über das Kirchenrecht nicht verfügte, und somit auch nach §. 2. des Publikationspatents vom 9. September 1814, in unabweisbarer Gesezeskraft bestehen geblieben waren. Durch die Union ist für unirtete Gemeinden die einfache Modifikation eingetreten, daß die Stelle der getrennten Symbole die gemeinschaftlichen Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche in ihrer Übereinstimmung einnehmen.

b) Die Militär-Kirchenordnung vom 12. Februar 1832, welche unstreitig keinen anderen Inhalt der evangelischen Predigt hat fordern wollen als die Rheinisch-Westphälische Kirchenordnung, bezeichnet dasjenige, was die letztere im §. 78. das evangelische Glaubensbekenntnis nennt, als den kirchlichen Lehrbegriff der evangelischen Confession (§. 56. Gef. Samml. v. 1832 S. 85.), wie dies auch das Militär-Kirchenreglement vom 28. März 1811 (V. A., 4. Gef. Samml. v. 1811 S. 180.) mit der Maassgabe thut, daß in demselben zugleich noch der Unterschied zwischen Lutherischen und Reformirten berücksichtigt ist. Endlich

c) enthält die nach §. 81. der Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung einen integrierenden Bestandtheil derselben bildende Agende eine ausdrückliche Festsetzung des kirchlichen Lehrbegriffs, indem beide Ordinationsformulare, deren eins nothwendig zu gebrauchen ist, den Prediger auf den Inhalt der symbolischen Schriften, als das Zeugnis desjenigen Glaubens verweisen, den er predigen und ausbreiten soll (Th. II. S. 24. 25. 69.). Es läßt sich nicht behaupten, daß bloß diejenigen Prediger hieran gebunden wären, welche nach der Agende (Th. II. S. 28.) mittels Gelübnisses speciell und förmlich darauf verpflichtet worden sind, für die etwa früher nach einem anderen Ritus ordinirten und verpflichteten Geistlichen aber jene Bestimmung keine Wirksamkeit äußere. Als Amtsinstruktion wurde sie auch ohne ausdrückliches Versprechen, sie beobachten zu wollen, sofort allgemein wirksam, als die Kirchenordnung Gesezeskraft erhielt, sie sprach überdem bloß eine schon bestehende Verpflichtung aus. Das vorgezeichnete ausdrückliche Gelübnis erzeugt an sich nicht die Verbindlichkeit zur Beobachtung seines Inhaltes, sondern gewährt nur, wie nach der Allerhöchsten Kabinetsordre vom 11. August 1832 (Gef. Samml. S. 204.) der Eid, einen verstärkten religiösen Antriebe zur gewissenhaften Erfüllung der Dienstobliegenheiten, welche in ihrem ganzen Umfange, einschließlich künftiger gesetzlicher Modifikationen, durch das bloße Faktum des Amtsantrittes, auch ohne besonderes Versprechen, für die ganze Dauer der Funktion übernommen werden. Jedensfalls muß es aber für einen wohlbegründeten Wahlanspruch gegen einen bereits Ordinirten erachtet werden, wenn aus klaren, nicht wider-rufenen Erklärungen derselben hervorgeht, daß er dasjenige nicht erfüllen kann, was er feierlich versprochen müßte, wenn er noch zu ordiniren wäre.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 21. Mai.

N^o 41.

Kundschreiben des Königlich Baierschen evangelischen Consistoriums des Rheinkreises, „die theologisch-kirchlichen Partheiungen, namentlich den Mysticismus und Pietismus betreffend.“

(Fortsetzung.)

Eben so wenig hat das K. Consistorium dem Pietismus das Wort geredet, und eben so wenig wird es ihn je vertreten und fördern; denn der Pietismus besteht nicht, wie Einige aus einem oder dem anderen der schon angedeuteten Gründe behauptet und Gedankenlose ihnen nachgesprochen haben, in einem lebendigen Bewußtseyn von dem natürlichen Verderben, von der Verdammlichkeit des sündhaften Wesens und von der Nothwendigkeit, durch die in Christo erschienene heilsame Gnade gerecht und selig zu werden. Der Pietismus, von dem hier die Rede ist, besteht somit nicht im Festhalten biblischer Lehren und Überzeugungen, sondern in einer aus unreinen, schriftwidrigen Gefühlen entspringenden, auf Schein und Äußerlichkeit ausgehenden und durch jenen und diese sich kund gebenden, also in einer falschen Frömmigkeit, oder in der Frömmelei. So wenig der edle Spener durch seine glaubensvolle und sittlich-tüchtige Wirksamkeit zu einem solchen Auswuchs in der Entwickelung des christlichen Lebens Veranlassung geben wollte, so wenig kann ihm, der zuletzt in der natürlichen Verkehrtheit des menschlichen Herzens gegründet ist, irgend Jemand, wenn er es anders mit der Gemeinde des Herrn gut meint und sich ihm und seinem Werke ganz hingegeben hat (Luc. 9, 23.), Vorschub leisten. Das K. Consistorium, das bei jeder Gelegenheit eine gründliche, den Forderungen des göttlichen Wortes angemessene Wiedergeburt in Christo und eine aus lebendigem Glauben an diesen, also aus dem innersten Wesen des wiedergeborenen Menschen hervorgehende Sittlichkeit (Joh. 3, 1 — 21.) empfiehlt, tritt hiemit auf das Entschiedenste dem Pietismus entgegen. Wie aber diese Stelle den Mysticismus und Pietismus verwirft und von ihrem Wirkungskreise entfernt hält, so auch den unter mancherlei, zum Theil blendenden und verführerischen Namen gepflegten und gepriesenen Naturalismus, in Folge welches die Sünde mit ihren nachtheiligen Einflüssen auf die Kräfte des menschlichen Geistes und seine Wirksamkeit (Röm. 1, 21 ff.) übersehen, die Vernunft des natürlichen Menschen mehr oder minder als die reinste Quelle und die höchste Richterin in Glaubensangelegenheiten betrachtet, die Nothwendigkeit einer speciellen Offenbarung in der Schrift,

insbesondere in dem, von welchem sie zeugt (Joh. 5, 39.), in Christo, so wie der Inhalt derselben ganz oder theilweise geläugnet, oder den Sagen jener wenigstens accommodirt und die Fülle des Evangeliums auf die ihres positiven Gehaltes beraubten, und höchstens noch mit biblischen Worten verbrämten Lehren der natürlichen Religion von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit in Verbindung mit einigen Moralfähigen reducirt wird. Wie weit auch, freilich in verschiedener Gestalt und Ausdehnung, diese dem göttlichen Worte und den Überzeugungen der Protestantischen Kirche entgegengesetzte Ansicht und Richtung verbreitet seyn mag, die unterzeichnete Stelle wird sich ihr nie anschließen, sondern, ihrer Pflicht eingedenk, mit allen ihr zu Gebot stehenden geseglichen Mitteln ihr, wie bisher, überall entgegenzutreten, wo sie sich zum Nachtheile der diesseitigen Kirche sollte geltend machen wollen. Um alles Hiehergehörige in wenige Worte zusammenzufassen: Das K. Consistorium wird nie irgend einer theologisch-kirchlichen Parthei, als solcher, führe sie nun welchen Namen sie immerhin wolle, beitreten und sie begünstigen, weil jede, wie sehr sie sich auch anpreise, einseitig ist, und weder dem vollen Schriftinhalte, noch den Bedürfnissen des von seinem Falle aufzurichtenden und durch die Gnade zu einem neuen Leben in Christo zu führenden Menschen in jeder Hinsicht entspricht, vielmehr jenen in höherem oder geringerem Grade entstellt oder beeinträchtigt und diese bald in der einen, bald in der anderen Beziehung unberücksichtigt läßt. Dagegen wird es unter allen Umständen mit wandelloser Treue zu dem in der Schrift Alten und Neuen Testamentes geoffenbarten, über allen Partheien stehenden göttlichen Worte, wie es mit Hilfe der durch Gottes Geist erleuchteten Vernunft und einer eben so gründlichen als gläubigen Wissenschaft aus der Bibel zu entnehmen, ohne Minderung und ohne Zusatz (5 Mos. 4, 2.) darzulegen und in Herz und Leben einzuführen ist, sich bekennen und mit Kraft und Entschiedenheit für dasselbe wirksam seyn.

Die Gründe, welche die unterzeichnete Stelle zu diesem Verfahren bestimmen, sind zu wichtig, als daß man sie nicht der diesseitigen Geißlichkeit zu ernster und besonnener Berücksichtigung hiemit näher und bestimmter darlegen sollte.

Schon die Schrift ermahnt die, welche im christlichen Leben stehen, der Partheiung sich zu entschlagen und weder paulisch, noch apollinisch, noch kephisch (1 Cor. 1, 12.) zu seyn, sondern an dem einen Grunde festzuhalten, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ (1 Cor. 3, 11.). Anders aber kann dieser Ermahnung nicht genügt werden, als durch unbedingte Hingabe

an den heiligen Inhalt des Buches, in welchem alle Propheten (Apostelgesch. 10, 43.), alle Evangelisten und Apostel, mit Ausschließung alles Partheiischen, zu jenem Grunde zurückführen, auf welchem die ganze Gemeinde in lebendiger Fülle erbaut werden soll.

Die gesammte Protestantische Kirche hat von Anfang an bis auf diese Stunde von allen ihren Gliedern diese Hingabe verlangt; insbesondere ist es die vereinigte Kirche des Rheinkreises, welche in §. 3. ihrer Vereinigungsurkunde ausdrücklich erklärt, daß sie keinen anderen Glaubensgrund und keine andere Lehrnorm anerkenne, als allein die heilige Schrift. Wollte demnach irgend Jemand seine Gefühle oder seine Vernunft irgendwie über die Schrift im Ganzen oder in ihren einzelnen Theilen setzen, und, in welcher Beziehung es auch sey, die Unterordnung seiner Vermögen und Kräfte unter das erhabene Wort der biblischen Offenbarung aus dem Auge verlieren, so wäre er von den Grundsätzen der Protestantischen Kirche überhaupt und denen der vereinigten insbesondere abgefallen, und hätte sich von ihrer inneren Gemeinschaft abgelöst; eine Erscheinung, die besonders beklagt werden muß, wenn sie an denen sichtbar wird, welchen Lehre und Leitung in der Kirche anvertraut ist.

Die unirte Kirche des Rheinkreises hat keine symbolischen Bücher, nach welchen sie ihren Glauben und ihre Lehre bemessen könnte; denn wenn dem in dieser Kirche eingeführten Katechismus von Einzelnen diese Dignität beigelegt werden will, so ist dies mindestens ein Beweis von Unverstand und Unkenntnis in Betreff der Principien jener, die sich selbst verurtheilt und darum vorläufig keine weitere Beachtung verdient. Weil aber die fragliche Kirche keine Symbole als Norm anerkennt, darum muß mit erhöhter Gewissenhaftigkeit an den positiven Elementen, welche sie in und mit der Schrift Alten und Neuen Testaments sich bewahrt hat, festgehalten werden; denn durch Beschränkung des vollen Schriftinhaltes und seiner Wirksamkeit dieser Kirche ihr alleiniges positives Princip und ihre durch dasselbe bedingte Kraft schmälern, heißt, so weit dies geschieht, dieselbe auflösen, da, nach dem Zeugnisse der Geschichte, die in diesem Falle eintretende natürliche Religion, wie sie keine Kirche zu gründen vermag, so auch keine erhalten kann. Man wünscht lebhaft, daß die diesseitige Geistlichkeit diesen sinnswahren, unbestreitbaren Satz ernstlich zu Herzen nehme und erwäge.

Um so mehr, weil leider manche Lehrer dieser Kirche seit geraumer Zeit jenes positive Princip derselben in nur zu großem Umfange aufgegeben haben. Man will nicht von denen reden, welche in maasloser Verfinsternung ihres Verstandes und Herzens z. B. die berückigte Schrift: „System der Natur,“ als Inbegriff aller Weisheit in frivolen Äußerungen angepriesen haben und somit zum vollendetsten Atheismus herabgesunken sind; nicht von den Schülern der Französischen Encyclopädisten und den mit dem jungen Deutschlande Gleichgesinnten, welche frevelnd erklären, das Christenthum sey durch Lügen insicert, die Geburt des Heilandes gotteslästerlich beslecken, in Christo

nichts als einen Rabbi von Nazareth erblicken, weder an seinen wirklichen Tod noch an eine wahrhafte Auferstehung desselben glauben und von seiner Himmelfahrt sagen, ein Nebel habe ihn vor den Augen der Jünger verborgen, wohin er aber gekommen sey, wisse man nicht. Dies sind Thatfachen, tiefbetrübende Thatfachen, denen noch andere von ähnlichem Gehalte an die Seite gesetzt werden könnten. Doch sie mögen um so mehr für jetzt der Verwerfung überlassen bleiben, die sie in sich selbst tragen, als sie nur wenigen Gliedern der diesseitigen Geistlichkeit imputirt werden können, und es zur Ehre der großen Mehrzahl gesagt werden muß, daß sie sich von einem so ungeheuern Abfall von dem Schriftworte, ja von aller religiösen Überzeugung, frei gehalten hat. Indessen darf es nicht verschwiegen werden, daß dennoch Manche zu dieser Mehrzahl gehören, welche die heilsame Lehre der Apostel und Propheten in ihrer biblischen Reinheit und Vollständigkeit nicht leiden mögen (2 Timoth. 4, 3.) und sich insofern von der Schriftwahrheit wenden und zu den Fabeln des fleischlichen Verstandes kehren (B. 4.); als sie die klaren Bibel lehren von der Sündhaftigkeit der Menschen, von dem daraus hervorgehenden Elende, von der Nothwendigkeit der Erlösung in Christo, von der göttlichen Natur desselben, von seinem versöhnenden Leiden und Sterben, von dem rechtfertigenden und seligmachenden Glauben an ihn, von der Wiedergeburt und Heiligung u. s. w. entweder theilweise ganz umgehen, oder so verflacht und unbestimmt darstellen, daß außer einigen biblischen Worten kaum noch etwas Positives übrig bleibt, und der oben geschilderte Naturalismus, durch den Dienst einer trügerischen Accommodation einigermaßen ausgeschmückt, ziemlich offen und rückwärtslos zum Vorscheine kommt. Wie nothwendig machen es diese und ähnliche Erscheinungen, welche wahrzunehmen das R. Consistorium ununterbrochen Gelegenheit hat, daß entschiedenes Bekenntnis des über alle Partheiung empor gerückten Schriftwortes mit aller Kraft erstrebt und bewahrt werde!

Ist ja doch ohnehin der Nachtheil, welchen das Abtreten von dem Schriftglauben (1 Timoth. 4, 1.) schon herbeigeführt hat, leider nur allzugroß. Manche der diesseitigen Geistlichen sind — das R. Consistorium spricht dies mit Betrübnis aus — in den Angelegenheiten des Heils bei weitem nicht so erfahren, wie es doch billig von Männern gefordert werden muß, welche über die Seelen ihrer Mitmenschen wachen und dafür einst Rechenschaft geben sollen (Hebr. 13, 17.); sie stehen in wissenschaftlicher Hinsicht auf einer oft überraschend niederen Stufe, und aller ernste Studienfleiß ist bei ihnen verschwunden, man müßte denn die oberflächliche Lektüre einiger nicht selten antibiblicher Journale, denen sie, ungeachtet der 1 Cor. 7, 23. ausgesprochenen apostolischen Ermahnung, pflichtig geworden sind, mit diesem ehrenvollen Namen bezeichnen wollen; ihr Leben, ihr Wandel, ihre Berufstheorie unterliegt mitunter großem Tadel. Es sind Solche unter ihnen, welche den Lüsten der Welt fröhnen und der Sünde dienen, sie, die doch das Salz der Erde seyn (Matth. 5, 13.) und den heiligen Kampf gegen die bösen

Geister unter dem Himmel (Ephes. 6, 12.) kämpfen sollen. Wie wenig haben sie das Schriftwort: Lasset uns aber Niemand irgend ein Ärgerniß geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde (2 Cor. 6, 3.) zu Herzen genommen! Die Belege für die Richtigkeit dieser Behauptungen bieten sich, wie gewiß die besseren Geistlichen mit der unterzeichneten Stelle lebhaft bedauern, nur zu oft dar; es ist ja nur zu viel Salz dumm geworden (Matth. 5, 13.). Wenn, wie vermuthet werden darf, aus der Reihe der Angeordneten Einzelne in der neuen Speyerer Zeitung gerufen haben: „Dumm machen lassen wir uns nicht, wir wissen, daß wir's werden sollen,“ wie sehr muß dann ihre Verblendung beklagt werden! Nicht freundlicher ist das Bild, welches von manchen Gemeinden und ihren Gliedern entworfen werden kann. Oder ist es denn nicht wahr, daß an manchen Orten, besonders in einzelnen Städten, die Kirchenscheu bis zu einem sehr bedenklichen Grade gestiegen ist; daß Hunderte, ja Tausende, vorzüglich aus den sogenannten gebildeten Ständen, sich von dem Besuche des Gotteshauses und von der Feier des heiligen Abendmahls ganz losgesagt haben; daß die Schrift ihnen ein beinahe ganz unbekanntes, oft dem Spotte preisgegebenes Buch geworden ist; daß in dem nämlichen Maße, in welchem die den weltlichen Zwecken dienenden Kenntnisse und Fertigkeiten sich vermehrten, die Einsicht in die himmlischen Gegenstände des Evangeliums sich vermindert hat, so daß oft bei großer äußerer Gewandtheit, Bildung, ja Gelehrsamkeit, eine gänzliche Unwissenheit in Sachen des Heils zum Vorschein kommt? Ist es denn nicht wahr, daß der Unglaube, die Gleichgültigkeit, die Verachtung, ja Verhöhnung der Gottesfurcht und der Treue gegen den Erlöser bei Vielen rücksichtslos hervortritt, und daß die ehrwürdigsten Verhältnisse nicht selten durch die größten Laster befleckt und aufgelöst werden? Das K. Consistorium weiß wohl, daß dies Erscheinungen auf dem Gebiete des kirchlich-religiösen Lebens sind, welche zu jeder Zeit vorkommen; aber es weiß auch, daß sie seit mehreren Jahrzehenden im verstärkten Maße sich gezeigt haben; nur noch einige Schritte vorwärts, oder vielmehr rückwärts, und auch die Verblendesten werden mit Schrecken wahrnehmen, auf welchem Abgrunde sie angelangt sind. Das K. Consistorium übersieht nicht, daß sehr viele ungünstige Ursachen zusammengewirkt haben, um diese für die Kirche höchst bedenklichen Zustände herbeizuführen; aber es entgeht ihm auch nicht, daß der hervorgehobene Abfall von dem in der Schrift geoffenbarten Worte Gottes eine der wesentlichsten derselben ist. Und es irrt sich hierin nicht; denn sonst müßten die Zusagen und Verheißungen, welche Gott an sein Wort geknüpft hat, lügen; es müßte dies Wort nicht mehr wie ein Feuer und wie ein Hammer seyn, der Felsen zerschmeißt (Jer. 23, 29.); es müßte sich nicht mehr lebendig und kräftig und schärfer denn ein zweischneidig Schwert erweisen, das durchdringet, bis daß es scheidet Seel und Geist, auch Mark und Bein (Hebr. 4, 12.); der Segen desselben, seine erleuchtende, reinigende und

heiligende Kraft, müßte von ihm gewichen seyn. Aber Gottes Verheißungen sind wahr und ewig, und er hat gesagt: Das Wort, so aus meinem Munde gehet, soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende (Jes. 55, 11.). Der Abfall von solchem Worte muß also viel, sehr viel dazu beigetragen haben, über die Gegenwart den verzweifelt bösen Schaden (Jer. 30, 12.) zu bringen, der von allen wahren Menschenfreunden beklagt wird; das kräftigste Heilmittel für die geschlagenen Wunden liegt darum sicherlich in der wiederkehrenden vollständigen Hingabe an jenes Wort, und in ihm an das Wort von Ewigkeit her, an Jesus Christus (Joh. 1, 1.), dessen Kraft allein rechte Pfarrer in Amt, Studium (Col. 2, 3.) und Leben und rechte Gemeinden in Glauben und Tugend schafft, die Prediger und die Kirchen füllt und die Altäre Gottes ehrwürdig macht. Die Erfahrung aller christlichen Zeiten gibt Zeugniß dafür.

Endlich spricht auch für jene entschiedene Hingabe an die heilige Schrift und ihren göttlichen Inhalt ein merkwürdiger Umstand, der wenigstens von keinem der Tieferblickenden übersehen werden kann. Das Reich Gottes auf Erden ist nämlich sichtlich in einem Übergange begriffen, es wird unverkennbar in ihm ein dem Evangelium in höherem Grade entsprechender Zustand erstrebt. Nun ist es aber allen hienieden eintretenden Entwicklungen gemeinsam, daß, je kräftiger und umfassender sie von Statten gehen, desto mehr Auswüchse an ihnen zum Vorschein kommen, desto bestimmter Ziel und Zweck derselben fixirt und desto nothwendiger eine feste Norm vorhanden seyn müsse, wonach jene Auswüchse beseitigt und Ziel und Zweck sicher erstrebt werden können. Bereits sind jene Auswüchse, nach den Berichten öffentlicher Blätter, in der Gestalt des frechesten Unglaubens und des zügellosesten Aberglaubens bei Einzelnen und ganzen Vereinen hie und da sichtbar geworden, und leicht dürften sie nur der Anfang einer längeren Reihe ähnlicher, mit steigender Kraft hervortretender Erscheinungen seyn? Wer soll dann inmitten so großer Verirrungen das Maß abgeben, wonach bemessen wird, was bei dem Widersprechendsten wahr sey und was falsch, was entfernt und was gepflegt werden müsse? Doch wohl nicht der Verstand des natürlichen Menschen mit seinen zahllosen, einander aufhebenden Meinungen? Denn wann hätte es sich genügender herausgestellt, wie wahr das Apostelwort 1 Cor. 2, 14. sey, als in dieser Zeit, in welcher das Verworfenste und Sinnloseste in Beziehung auf göttliche Dinge von jenem vorgebracht und zu einer kaum zu entwirrenden chaotischen Masse aufgehäuft worden ist? Ihn also zum Schiedsrichter in der Verwirrung zu wählen, die er herbeigeführt hat und wohl noch vergrößern dürfte, wäre doch wohl der stärkste Beweis von Unverstand. Wir müssen uns folglich nach einer anderen Norm umsehen, und diese kann, da wir in diesem Falle auf keine außerordentliche, wunderbare Einwirkung hingewiesen sind, nur das Wort Gottes seyn, aus dem jede menschliche Erkenntnißkraft erst wiedergeboren seyn

muß (1 Petr. 1, 23.), bevor sie in der Kirche des Herrn und für ihre Entwicklung mit gesegnetem Erfolge wirksam seyn kann. Also auch hier wieder Moses und die Propheten, die Evangelisten und Apostel, und vor Allen und in Allen Christus, der Eckstein, auf welchen jene und diese gebaut sind (Euc. 16, 29., Ephes. 2, 20.). Nach ihm, also nach dem Worte Gottes in seiner umfassendsten, erhabensten und lebendigsten Offenbarung, müssen die theologisch-kirchlichen Partheiungen sammt den Auswüchsen, welche mit ihnen zum Vorschein kommen, beurtheilt und beseitigt, nach ihm muß der Zweck, der zuletzt, nach ihrer wahren Bedeutung, allen Bewegungen der Gegenwart zu Grunde liegt, das Ziel, mit dessen Erreichung allein die tiefe Sehnsucht der Seelen befriedigt und die verschiedenen Zustände des inneren und äußeren Lebens gekräftigt, verklärt und geheiligt sind, nämlich der höhere Grad des Lichtes, der Kraft, der Freiheit und der Seligkeit, welche er gewährt, bemessen und in der Gemeinschaft mit ihm erstrebt werden. Das Volk in seinem schlichten, einfachen Sinn erkennt diese bedeutenden Wahrheiten keineswegs; vielmehr hat das K. Consistorium sehr guten Grund zu glauben, daß es da, wo es nicht durch ungünstige Einflüsse, leider manchmal von seinen geistlichen Führern ausgegangen, zur Gleichgültigkeit gegen Religion und fromme Sitte gebracht worden ist, noch Manchen stiele, der seine Knie vor dem Gößen des Unglaubens noch nicht gebeugt hat (1 Kön. 19, 18.), und mit Freuden die entschiedene Rückkehr zum vollen Christthum in Lehre, Gesinnung und Leben, d. i. den gesegnetsten Fortschritt, den die diesseitige Kirche machen kann, wahrnehme und an seinem Theile unterstütze; eine Erscheinung von der höchsten Wichtigkeit und aller Beherzigung werth.

(Schluß folgt.)

Beitrag zu der neuerdings wieder von Rudolf Stier aufgeworfenen Frage: Darf Luther's Deutsche Bibel unberichtigt bleiben? (Halle 1836.)

Daß die Deutsche Bibel von Luther neben ihren unschätzbaren, unerreichbaren, unvergleichlichen Vorzügen, um deren willen sie die Deutsch-Evangelische Kirche nie sich entreißen lassen kann noch darf, einzelne Mängel hat, welche, ohne den geheiligten Grundcharakter des Werkes zu entstellen, geändert werden könnten, leidet keinen Zweifel. Die Frage betrifft hier

nicht sowohl das Daß, als das Wie? Was vor Allem vermieden werden mußte, weil es schädlicher ist als alle Mängel der Lutherischen Übersetzung, das ist das durch die Gesangbuchsfälschungen der Aufklärungsperiode nur zu wahrscheinlich gemachte Mißtrauen, daß man, nachdem die Bibel diese Periode bis dahin glücklich überstanden hat, nun doch noch damit umgehe, dem Volke einen neuen Bibeltext unterzuschieben. Dieses Mißtrauen wird, zumal wenn Männer, deren kirchliche Rechtgläubigkeit nicht ganz zweifellos ist, an dem Werke arbeiten, um so leichter sich bilden, wenn nicht mit der größten Offenheit und Öffentlichkeit dabei verfahren wird, so daß jeder Leser, ohne dabei verschiedene Bücher vergleichen zu müssen, sogleich die gemachte Änderung neben dem älteren Texte ersehen und erwägen kann. Dies ist bei der Meyerschen Bibel nicht der Fall; die Änderungen sind gemacht, ohne angezeigt, ohne zur Vergleichung mit dem kirchlich recipirten Texte herausgestellt zu seyn, so daß, was eben jenem Mißtrauen Nahrung gibt, der Lutherische und Meyersche Text unterschiedslos ineinander fließt, womit dem Urtheile sowohl der Kirche als des einzelnen Lesers um so mehr vorgegriffen ist, da keineswegs alle Änderungen als notwendige anzusehen und mehrere sehr zweifelhaften Charakters sind. Der empfehlenswertheste Vorschlag möchte der seyn, von den nicht sehr zahlreichen Stellen, worin wirklich ein sinnenstimmender erheblicher Übersetzungsfehler in Luther's Übersetzung statt findet, eine richtigere anzufertigen und bei den betreffenden Versen mit kleinerer Schrift unter den Text zu setzen, so daß jeder Leser selbst vergleichen und beurtheilen könnte. So ist es auch schon bei älteren Ausgaben und namentlich bei der Hallischen 3. B. in der Stelle Ephes. 3, 19. gehalten worden. Vielleicht könnte später dann der Text in die Note und die Note in den Text kommen; immer aber müßte das Verhältniß der Verbesserungen zum älteren Text klar von Jedermann zu übersehen seyn. Nur unter dieser Bedingung kann ohne Erregung großer Gewissensbedenken eine emendirte Lutherische Übersetzung zu Stande kommen, da bei jeder anderen Weise durch das ganze Deutsche Volk evangelischer Confession hindurch ein Gegensatz von Biblia variata und invariata sich bilden könnte, der weit schlimmer noch seyn würde, als ein ähnlicher bei der Augsburger Confession, und einen Schaden stiften möchte, der den etwaigen Gewinn einzelner, wirklich verbesserter Stellen hundertfach überwiegen würde. Möchte diese Angelegenheit nicht auf ähnliche Klippen gerathen, wie die verwandte der Gesangbücher, selbst auch in dem neuesten von Herrn Stier.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 25. Mai.

N^o 42.

Rundschreiben des Königlich Baierschen evangelischen Consistoriums des Rheinkreises, „die theologisch-kirchlichen Partheiungen, namentlich den Mysticismus und Pietismus betreffend.“

(Schluß.)

Das K. Consistorium hat sich hiemit ausgesprochen, wie es angekündigt hat, offen, rückhaltlos, in Liebe und Ernst. Es hofft nunmehr, daß seine wohlgemeinten Worte von Keinem der ihm Untergebenen — und nur für diese sind sie bestimmt — in bösslicher Gesinnung gedehnt, verdreht und entstellt, sondern daß sie bei Allen in Aufrichtigkeit des Herzens und in frommem Hinblick auf den, der Alles an's Licht ziehen und Alles vor sein Gericht bringen wird, aufgenommen und somit überall das gute Land finden werden, das hundertfältige Frucht trägt (Matth. 13, 8.); es hofft, daß sie dazu mitwirken werden, daß die Guten unter denen, welchen das Amt des Evangeliums in der vereinigten Kirche des Rheinkreises befohlen ist, auf das Entschiedenste aus aller Passivität heraustreten und mit aller Kraft eines geheiligten, dem Herrn ganz hingeebenen Willens bekennen: Wo sollen wir hingehen? Er und nur Er, der Gottes- und Menschensohn, hat Worte des ewigen Lebens; wir haben geglaubt und erkannt, daß er ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, und ist in keinem Andern Heil, und ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als der Name des gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Thorheit (Joh. 6, 68 und 69.; Apostelgesch. 4, 12. und 1 Cor. 1, 23.); es hofft, daß die unter den diesseitigen Geistlichen, auf welche in mancher Hinsicht das Wort der Offenbarung (Offenb. Joh. 3, 15.) angewendet werden kann, die Unentschiedenen und Schwankenden, endlich die Hand an den Pflug legen werden, ohne zurückzusehen (Luc. 9, 62.), und von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften ihren heiligen Beruf umfassen und fortan nicht wanken und nicht weichen von dem Gebote, das ihnen ihr Herr und Meister gegeben hat, und von dem treuen Bibelworte, an dessen begeisterte und fromme Verkündigung Gott einen Segen um den anderen knüpft; es hofft, daß die Bethörten und Böswilligen, welche bisher, theils aus Unverstand, theils zur Erreichung nichtswürdiger Zwecke, den redlichsten Bestrebungen für Pflichterfüllung, Ordnung und der Kirche Wohl feindlich entgegentraten, unter dem Schilde der Anonymität und durch geheime Imaginationen die für das Evan-

gelium Wirksamen verläumdeten und mit von ihnen entehrten Namen belegten, dabei die Pflichten der Achtung und Ehrerbietung gänzlich aus dem Auge verloren, und hiedurch, so wie durch das, was diesem Thun gleicht, versucht haben, dem Gräuel der Verwüstung (Dan. 11, 31.) Bahn zu machen, künftig dem Verführer das Ohr verschließen, ernstlich ihren Zustand und die nothwendigen Folgen ihres Benehmens bedenken, der Stimme der Ermahnung zu rechter Zeit Gehör geben und durch eine gründliche Umkehr das unterzeichnete Collegium, das, von ihnen, den ihm nicht ganz Unbekannten, vielfach gekränkt, dennoch zu ihrem Besten nichts sehnlicher, als ihre aufrichtige Besserung wünscht, erfreuen werden. Mögen sie wohl erwägen, daß sie großes Ärgerniß gegeben, daß sie durch freche, selbst die nur Gott bekannte Gesinnung antastende Beschuldigungen schwere Sünde auf sich geladen, und daß sie, die die Welt zur Buße und zum Glauben rufen sollen, dem Töne und der Weise dieser gehuldigt und hiemit ihren ehrwürdigen Beruf geschändet haben; mögen sie wohl zu Herzen nehmen, daß ihr Thun dem des „jungen Deutschlands“ die Wege ebnet, daß sie in ihrer Verblendung an dem Untergange der Kirche und ihres eigenen Standes arbeiten, die Mehrzahl der Ehrenwerthen unter den diesseitigen Geistlichen verlegen und nach Außen hin verdächtigen, und mit allem diesem doch nichts Anderes erlangen als das Bewußtseyn, daß sie das, was der Herr in dieser Zeit thut, nicht begreifen und endlich mit Beschämung gestehen müssen, sie mit aller ihrer List und Anstrengung können seine Zwecke doch nicht hintertreiben (Apostelgesch. 5, 39.). Mögen sie das bedenken und sich in aufrichtiger Reue den Predigern unserer Kirche zur Seite stellen, welche entschlossen sind, glaubig und wandellos, nach der Vorschrift und in der Kraft des göttlichen Wortes, ihrem Amte Genüge zu thun, damit die gesammte diesseitige Geistlichkeit, emporgerückt über Eitelkeit, Verführung und böses Dichten, ein Herz und eine Seele (Apostelgesch. 4, 32.), für den wirke und sich dem ganz ergebe, der die Entracht und die heilige Gesinnung mit seinem Blute erkauft hat, und damit die kirchlichen Stellen in allen Gliedern dieser Geistlichkeit finden, was sie so sehnlich wünschen, freudige, treue, vertrauensvolle Mitarbeiter an dem Werke Christi, unter das sich die Leitenden und Lehrenden beugen und in welchem sie zu einer unauflösliehen Gemeinschaft zusammenwachsen sollen. Bleibt ja ohnehin der Kirche des Erlösers ein schwerer Kampf übrig, der Kampf gegen den Materialismus, gegen den Sadducäismus, gegen den Indifferentismus, gegen den Scepticismus, den Un- und Aberglauben, die Unkirchlichkeit, die Immoralität, den Ungehorsam gegen Gesetz, Ordnung und ehrwürdige Auctorität und gegen die aus allem diesem

resultirende Ede und Trostlosigkeit so vieler Gemüther, mit einem Worte, gegen die in dieser Zeit gewaltige Macht des Fleisches mit ihren betrübenden Folgen. Gegen diese Feinde erweise der Geistliche seine Ritterchaft, gegen sie streite er besonnen, weise, unablässig, offen und mit den guten Waffen des Evangeliums (Ephes. 6, 10—18.), vor Allem mit dem Schwerdt des Geistes, welches ist das Wort Gottes (17.); sie überwinde er, stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke (10.), und in die von ihnen befreite Welt rufe er das von so Vielen vergessene, von so Vielen verachtete Wort vom Kreuze (1 Cor. 1, 18.) mit Allem, was sich an Lehre, Bitt und Ermahnung um dasselbe sammelt, damit jene in diesem Worte gerecht und heilig und selig werde. Das, das ist sein Kampf, sein guter Kampf (1 Timoth. 6, 12.), und das seine Aufgabe; er löse sie schlicht, getrost und unter Beweisung des Geistes und der Kraft, wie sie in der besten Pastoraltheologie 1 Cor. 1, 18. — E. 2, 5. beschrieben ist.

Die unterzeichnete Stelle schließt hiemit. Zum Schlusse aber noch dies Eine: Sie wird mit unerschütterlicher Festigkeit auch ferner ihren bisherigen, durch die heilige Schrift und die kirchlichen Gesetze und Verordnungen bezeichneten Weg gehen, nichts und Niemand wird sie von demselben abzulenken im Stande seyn; zu Ziele aber werden hoffentlich Alle bekennen, daß er der rechte gewesen und zum Heile geführt habe. Daß dies Ziel erreicht werde, dessen ist das K. Consistorium gewiß, weil es seiner guten Absicht sich bewußt ist, und die Hilfe des gnädigen Gottes, die Unterstützung der ihm vorgesetzten, die diesseitigen kirchlichen Verhältnisse so treu und freundlich bedenkenden Stelle und die Mitwirkung aller Wohlgesinnten ihm sicherlich nicht entgeht. In dieser Gemeinschaft das Wohl der vereinigten Kirche aufrichtig und treu, in Liebe, wo's Noth thut, auch mit dem entschiedensten Ernste!

Der Herr segne das gesprochene Wort, daß es viel Frucht bringe zu seiner Ehre und zu seiner Kirche Heil!

K. B. Consistorium des Rheinkreises.

Die neuesten Ereignisse auf dem kirchlichen Gebiete in Holland.

In dem Maihefte des vorigen Jahrgangs (S. 285—288.) berichteten wir über die Lostrennung zweier reformirter Prediger mit dem größten Theile ihrer Gemeinden von der hier zu Lande bestehenden Kirche, oder wie die Getrennten selbst zu sagen pflegen, von der seit 1816 organisirten Gemeinschaft. Gleich darauf wurden von den beiden Gemeinden Adressen an den König eingekandt, welche die Bitte um Beschützung in ihrer freien Religionsübung enthielten. In einer derselben wurde gesagt: „Nach dem Grundgesetz alle Religionspartheien gleiche Freiheit in öffentlicher Ausübung ihres Gottesdienstes besitzen, so können und mögen wir nicht zweifeln, daß dieselbe Freiheit auch unserer Gemeinde bestätigt werden wird, da wir nichts Neues wollen, sondern allein verlangen, auf demselben Grunde und nach densel-

ben Regeln Gott zu dienen, wie unsere gegen Spanische Zwingherrschaft und päpstliche Herrschaft streitenden Vorfäter, welche, unter Anführung der erlauchten Vorfahren Ew. Majestät, Gut und Blut aufgeopfert haben. Treue dem Könige bis zum Grabe, sey und bleibe unser Gesetz, wie es das ihrige war; aber die Kraft dazu können wir allein in dem Glauben an die Wahrheit finden, welche unsere Väter so muthig und unerschrocken machte. Wir wünschen mit unserem Hirten und Lehrer in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit still und ruhig zu leben, aber in unserer Religionsübung uns menschlichen Bestimmungen unterwerfen, welche wider Gottes Wort streiten, das können, das mögen wir nicht; beständig in Streit und Zwietracht mit der kirchlichen Behörde zu leben, auch das verbietet uns Gottes Wort; sind wir von dieser Behörde losgetrennt, so kann dieselbe so viele Anordnungen treffen als sie es für gut findet, ohne daß unsere Gemeinde dadurch in Unruhe versetzt wird, und diese Behörde braucht sich dann auch nicht ferner zu beunruhigen, wenn wir in unserer Gemeinde, als alt-reformirte, auf dieselbe Weise Gott dienen wie unsere Väter; und wir hoffen zu aller Zeit zu zeigen, daß diejenigen, welche sich also in Bekenntniß und Wandel betragen, getreue und feste Pfeiler des Thrones Ew. Majestät seyn werden inmitten alles Aufstuhls und aller Stürme, die unser Vaterland etwa bedrohen sollten. Dranien ist theuer dem Herzen der Einwohner des Landes van Deusden und Altena; und als ein falsches Freiheitsstreben unser Vaterland in Aufruhr brachte, blieb unsere Gemeinde tren, und der damalige Prediger, der dem Hause Dranien feindlich war, mußte die Flucht ergreifen. Die Liebe zu diesem Hause ist durch unseren gegenwärtigen Hirten und Lehrer nicht erstickt, sondern verlebendigt worden; aber mit der Liebe zu Dranien verbindet sich auch die alte Anhänglichkeit an die Reformation unserer Väter; diese Anhänglichkeit kann durch den Strom der Zeiten nicht hinweggeführt werden, und sie ist während des Dienstes unseres gegenwärtigen Hirten und Lehrers mehr und mehr emporgekommen. Wir bitten deshalb nochmals dringend um Ew. Majestät Beschirmung als altreformirte Unterthanen.“ — Auf diese und mehrere andere ungefähr um gleiche Zeit eingekandte Bittschriften erschien ein Ministerial-Rescript vom 11. December 1835 des Inhalts: Se. Majestät haben mit dem höchsten Leidwesen das Vornehmen der Bittsteller vernommen, die bestehende Reformirte Kirche zu verlassen, und besondere Gemeinschaften zu bilden, da eine solche Trennung von weit aussehenden Folgen sey; und Unlaf gebe zur Unverträglichkeit, zu Streitigkeiten und Partheiungen, und also den nachtheiligsten Einfluß ausübe auf die Ruhe der Familien und die Kinderzucht. Eben so würde diese Trennung auch für sie selbst von bedenklichen Folgen seyn, da sie alsdann ganz alleine sorgen müßten für ihre Kirchen, für ihre Prediger und für den Unterhalt ihrer Aemten. Sollten sie wider Verhoffen bei ihrem Vornehmen verharren, neue religiöse Gemeinschaften zu stiften, so könne der König ihnen keine Concession und grundgesetzliche Beschirmung ertheilen, bis daß Se. Majestät sich überzeugt habe, daß die öffentliche Ordnung und Sicherheit dadurch nicht ge-

stört werden könnte. — Unterdessen so lange als die Concession Sr. Majestät noch nicht ertheilt worden, könnten die Bittsteller auf Freiheit der Religionsübung und auf den Schutz, welcher allein den bestehenden kirchlichen Gemeinschaften durch das Grundgesetz zugesichert worden, keinen Anspruch machen; und es könnten mithin vorläufig die von ihnen ohne Zulassung errichteten Gemeinden, als ungesetzlich, nicht geduldet werden. — Zugleich wurde beschlossen, von diesem Erlaß durch den General-Prokurator Abschrift an die richterlichen und die Polizeibeamten zu senden, mit der Aufforderung, sehr genau Acht zu geben, daß die Ruhe und Sicherheit durch diese Separatisten nicht gestört werde, und die Regierung in allen Maaßregeln zu unterstützen, die von ihr als nothwendig erachtet werden würden.

In Folge dieses Antwortschreibens wurden nun in allen Provinzen, worin sich getrennte Gemeinden gebildet hatten, die Zusammenkünfte ihrer Glieder, wenn sie aus mehr als zwanzig Personen bestanden, auf Grund der Artikel 291 — 294. des in den Niederlanden noch geltenden Napoleonischen Code pénal, durch das öffentliche Ministerium vor Gericht geladen und durchgängig zu Geldbußen oder auch zu Gefängnisstrafen verurtheilt. Es möchte allerdings als Widerspenstigkeit erscheinen, daß sich die Getrennten nicht überall und immer auf Zusammenkünfte unter zwanzig Personen beschränkten; doch muß man dabei billig bedenken, daß dies wegen der bedeutenden Anzahl der neuen Gemeinden an einigen Orten sehr beschwerlich, und zuweilen durch den Zufluß von Neugierigen und Heilsbegierigen, ja von solchen, die nicht wirklich getrennt waren, unmöglich war.

Das gegenwärtige Niederland hat sieben Gerichtshöfe, an welche von den Beschlüssen des correctionellen Gerichtes appellirt wird, zu Leuwarden, Gröningen, Arnheim, Herzogenbusch, Middelburg, Amsterdam und im Haag. Es war wichtig für die Sache nicht allein der Separation, sondern auch der Religionsfreiheit im Allgemeinen, welches System die Richter annahmen. Mit christlichem Muth und edler Rücksichtslosigkeit wurde die Sache an drei Orten von dem Amsterdamer Advokaten van Hall und in demselben Geiste durch den Advokaten Gefken geführt. Der letztere, obgleich selbst nicht separirt, fühlte sich dazu aufgefordert durch die Liebe zu der Wahrheit, welche die Angeklagten bekannten, um so mehr, da so viele andere Rechtsgelehrte sich weigerten. Auch der berühmte Rechtsgelehrte Donker Curtius sprach für die religiöse Freiheit. Die Verteidiger behaupteten, die Napoleonischen Bestimmungen passen einestheils nicht auf den vorliegenden Fall, anderentheils seien sie aufgehoben durch die in dem Grundgesetze festgestellte Freiheit der Religion und des Gottesdienstes, während nirgends durch die Getrennten irgend politische Unordnung oder Unruhe angerichtet worden.

Vor einigen der übrigen Gerichtshöfe verteidigte Scholte selbst seine Sache, meist auf juristische Weise. Alle Gerichtshöfe, auch der hohe Justizhof in der Residenz, nahmen das System der Regierung in Bezug auf die Getrennten an; allein der Gerichtshof in Amsterdam fällt am 21. April d. J. ein entgegengesetztes Urtheil. Darin wurde den Bekennern des

alten reformirten Bekenntnisses die vollkommenste Religionsfreiheit und Beschirmung zuerkannt, und die Zusammenkünfte zur Verehrung und Anbetung Gottes und zur Erklärung der Schrift ganz und gar unterschieden von staatsgefährlichen Zusammenkünften und politischen Associationen.

Im Allgemeinen war das Volk den Verfolgten und Verurtheilten günstig, und man hörte spitze und harte Bemerkungen gegen ihre Personen und ihr Betragen nur unter den höheren Ständen, und von Seiten vieler Glieder der neologischen Geistlichkeit; doch gilt das Gesagte nicht ohne Ausnahme. Viele vereinigten sich von Herzen mit Herrn Gefken, als er bei der Vertheidigung der Sache vor dem hohen Gerichtshofe seine Rede mit dem Rath Samael's endete: Ihr Männer von Israel, nehmet euer selbst wahr an diesen Menschen, was ihr thun sollt. Ich sage euch, laßt ab von diesen Menschen und laßt sie fahren. Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht dämpfen. Auf daß ihr nicht erfunden werdet als die wider Gott streiten wollen.

Allein zu Utrecht, wo viele Katholiken sind, wurden die Angeklagten durch den Böbel schlecht behandelt, und in einem Hause, wohin sie sich begeben hatten, wurden die Fenster eingeschlagen. Es muß anerkannt werden, daß sie sich bei dem allen sehr geduldig und gelassen betragen haben, und es ist kein Zweifel, daß Viele von ihnen die Schmach Christi lieb hatten, und darum freimüthig und aufrichtig ihre Überzeugungen aussprachen. Man konnte nicht ohne Rührung unter den übrigen Angeklagten zu Amsterdam einen beinahe siebzigjährigen Greis vor den Schranken erscheinen sehen, der allein, weil er ein Gebet gesprochen, verfolgt wurde, und von dessen Gesicht ein himmlischer Friede strahlte. Die Freisprechung dieser Leute erweckte denn auch in diesen Tagen die allgemeinste Theilnahme und Aufmerksamkeit, und auch diejenigen, mit deren Ansichten der Ausspruch des Gerichtes nicht übereinstimmte, freuten sich doch der edlen und unabhängigen Gewissenhaftigkeit des Richters.

Während dieser Proceduren waren außer Scholte und de Coq noch mehrere andere junge Prediger von gleicher Überzeugung von der Kirchenbehörde abgesetzt worden, wie Dr. Brummelkamp zu Hattum, van Velzen in Friesland und Gezelle = Meerburg in Nordbrabant; ein anderer, van Naakte, war zu dem Predigtamte nicht zugelassen worden, weil er die kirchlichen Verordnungen nicht unbedingt unterzeichnen wollte. Diese alle beschlossen einmüthig, mit einer doppelten Zahl ihrer Ältesten zu Amsterdam synodatisch zusammenzukommen, und an den König, der als Grundlage ihrer Concessionierung einen Entwurf ihrer Statuten verlangt hatte, der von Seiten der Regierung bestätigt werden müsse, eine Antwort einzureichen, und dann zur Regulirung der ersten und vornehmsten Angelegenheiten der neugebildeten Gemeinden überzugehen. Diese Versammlung fand statt zu Amsterdam am 2. März und den folgenden Tagen in zehn Sitzungen. Die Verhandlungen dieser Synode sind im Druck erschienen, und wir

halten es für geeignet, zur näheren Kenntniß der getrennten Kirche eine kurze Übersicht derselben mitzutheilen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Englands religiöser Fortschritt.) In der Absicht, seine Landeute zur Dankbarkeit gegen den gnädigen Gott für allen geistlichen Segen, den er über das Land geschüttet, zu erwecken, gibt ein Engländer folgenden kurzen Überblick über den religiösen Zustand seines Vaterlandes im *Evangelical Magazine*.

Wenn wir die Ackerbau-Distrikte des Landes in's Auge fassen, so ist es wohl allen competenten Beurtheilern augenscheinlich, daß lebendiges Christenthum fortgeschritten und noch im Fortschreiten begriffen ist. Viele Weiler, Dörfer und Flecken, welche vor dreißig bis vierzig Jahren noch ohne das „Amt, welches die Veröhnung predigt,“ gewesen sind, genießen jetzt diesen unschätzbaren Segen mit seinen Zugaben an christlicher Erziehung u. s. w., und bieten dem beobachtenden Auge die köstlichen Früchte der Gerechtigkeit, wo vormals nur eine sittliche Wüstenzeit war. Man vergleiche sogar ganze Grafschaften mit ihrem Zustand vor vierzig Jahren, und die sittliche Umgestaltung wird eben so auffallend seyn. Ich nenne des Beispiels wegen nur einige: Surrey etwa und Kent, besonders dessen östlichen Theil; man betrachte Essex, und noch mehr Suffolk; man nehme die Ost- und Nord-Ridings der Grafschaft York; man gehe durch Hampshire, Wiltshire, Gloucestershire, Devon und Cornwall, und schaue besonders auf das Fürstenthum Wales, so wird man sich vollständig überzeugen, daß in diesen Ackerbau treibenden Gegenden eine starke Zunahme evangelischer Frömmigkeit, den Grundsätzen und der Anwendung nach, statt gefunden hat. Ich weiß zwar wohl, daß nicht nur in anderen Grafschaften, sondern auch in manchen Theilen der genannten, noch viel Brachland vorhanden ist, aber wir wollen dankbar seyn für das Zeugniß, welches Gott dem Wort von der Gnade gegeben hat, und Muth fassen für das Weitere.

In den Manufaktur- und Handelsbezirken unseres Landes finden wir dieselben Ursachen zur Dankbarkeit. Vor vierzig Jahren war ich in Manchester und vor dreißig Jahren in Liverpool. Wenn ich mir vergegenwärtige, wie es damals stand und die jetzige kräftige Einwirkung des evangelischen Christenthums damit vergleiche, so muß ich ausrufen: Was hat Gott gethan! Man schaue auf die vielen und großen Versammlungen in Lancashire, im westlichen Yorkshire, in Cornwall und den Bergbau treibenden Theilen von Wales, so wird bei jedem diese Stimmung erregt werden. Ich sehe zwar, daß es noch ungeheure Massen unserer Manufakturleute gibt, welche noch nicht unter den heiligen Einfluß des Evangeliums gebracht worden sind, ich zittere, wenn ich die Myriaden sehe, die nie eine Kirche betreten, nie den Sabbath heiligen, kaum jemals eine Seite im Worte Gottes lesen, sondern vielmehr an Unmündigkeit, Gottlosigkeit und praktischen Atheismus verkauft sind; aber doch kann ich die fortschreitende Wirksamkeit des Reiches Gottes nicht ohne Dankbarkeit und Hoffnung beobachten.

Die Mittelklasse des Volkes in unserem glücklichen Lande ist die allerwichtigste und am geschicktesten zur Beförderung des allgemeinen Wohles. Hier liegt der große Schatz der Intelligenz und des Eigenthums, welches für das Beste der Gesellschaft verwendbar und verwendet ist, und der Unternehmungsgeist; und, wenn ich mich nicht sehr irre, so

ist ein großer Theil dieser Klasse von christlicher Gesinnung und hoher Sittlichkeit durchdrungen. Von ihr ist bereits ein sittlicher Aufschwung in den höheren Ständen ausgegangen, und sie hat gewirkt und wirkt jetzt noch mit magnetischer Kraft, die besseren Elemente der unteren Klassen zu sich heraus zu ziehen. In den letzten vierzig Jahren hat sie unzweideutige Beweise von ihrem Wachstum in den Principien und der Ausübung schriftmäßiger Frömmigkeit gegeben. Die Klisse, welche die Stadt unseres Gottes fröhlich machen, entspringen nicht den hohen Berggipfeln, sondern auf diesem Tafelland der Gesellschaft. Die Londoner Missionsgesellschaft, die Baptisten-Missionsgesellschaft, die Englische Kirchliche Missionsgesellschaft, die Wesley'sche Missionsgesellschaft, die Britische allgemeine Bibelgesellschaft, die Sonntageschulen- und Traktatgesellschaften und andere verwandte Anstalten nahmen hier ihren Ursprung. Die Aufhebung des Sklavenhandels und endlich auch der Sklaverei selbst in den Britischen Besizungen erwuchs auch aus diesem Boden. Ein aus Basallen und Normannischen Baronen zusammengesetzter Staat möchte Ketten für die Freien schmieden, würde aber nie dem Sklaven die Freiheit geben. Selbst Wilberforce, obgleich er von dem Geist und der Verehrsamkeit seines Landes unterstützt war, konnte seinen ruhmwörtigen Plan nicht durchführen, bis die anschwellende Fluth des wahren Christenthums in den Mittelklassen die Schranken brach und seiner großen Sache einen geräumigen Eingang zum Sieg verschaffte. Er — sein Name in Ehren! — er lebte grade lange genug, um den Freudenruf der Freiheit und die glückwünschenden Hymnen seiner Mitchristen zu hören, und einstimmend in das allgemeine Dankgebet verschied er zufrieden.

Können wir ferner von Versammlungen zu christlicher Erbauung hören, welche unter den Studirenden auf etwa sechs Universitäts-Collegien, und unter Studirenden der Medicin auf der Londoner Universität statt haben, ohne uns der Hoffnung zu überlassen, daß der Geist des reinen, unverfälschten Christenthums in den häuslichen und geselligen Kreisen unseres Landes um sich greift, und daß in Kurzem unsere Bibels- und Missionsanstalten Männer von entschiedener, tiefer Frömmigkeit aus den vordersten Reihen der Wissenschaft erhalten werden, die sich freiwillig hingeben, um die Küsten der Martin, der Brown und Buchanan, der Wanderkemp und Morrison auszufüllen, welche ihren Dienst auf Erden vollendet haben und in die Ruhe eingegangen sind?

Ich werde mich auch nicht betrügen, wenn ich Anzeichen wachsender Frömmigkeit in den höchsten Ständen erkenne. Die Sitten der Großen beweisen leider im Allgemeinen, daß eine vollendete Erziehung, die feinste Bildung, hohe Stellung und bedeutende Macht mit einem Leben ohne Gott bestehen kann. Doch ist es erfreulich, daß manche Zweige unserer ältesten Familien sich des Evangeliums Christi nicht schämen — „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Wer kann verkennen, daß Wilberforce, dieses lebendige Muster unserer erlösten und geheiligten Natur, mit seinen Freunden, zugleich mit den Schriften der edlen Hannah More, Werkzeuge für die Verbreitung des Reiches Gottes in den höheren Kreisen gewesen sind? Möge Gott Gedeihen geben, daß die Blüthe des Britischen Adels ihm als die Erstlingsfrüchte geweiht werden. — Ich will nicht mehr sagen, aber es ist meine aufrichtige Überzeugung, daß bei allen noch vorhandenen Übeln, und sie sind mir nicht fremd, unsere Hoffnung gegründet sey, daß besonders seit vierzig Jahren das wahre Christenthum unter allen Klassen der Gesellschaft bei uns zugenommen hat und noch zunimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 28. Mai.

N^o 43.

Die neuesten Ereignisse auf dem kirchlichen Gebiete in Holland.

(Schluß.)

Die Sitzungen wurden mit Gebet eröffnet. In der ersten verbanden sich alle anwesenden Mitglieder, daß sie, bevor sie zu irgend einer Verhandlung übergingen, sich eidlich verpflichten wollten, bei den Bekenntnisschriften zu bleiben, und demzufolge die Wahrheit zu behaupten und den Lügen zu widerstehen in allen ihren Verrichtungen und Verhandlungen. Das Verpflichtungsformular lautete also: „Wir Unterzeichnete, Diener des Wortes Gottes und Älteste der Gemeinde Jesu Christi, abgesandt aus den verschiedenen Provinzen unseres Vaterlandes zur Berathschlagung über die Angelegenheiten der Kirche, und über die Antwort, welche an Se. Majestät, unseren verehrten König, eingesandt werden soll zur Erlangung des Schutzes für unsere öffentliche Religionsübung, erklären hiedurch aufrichtig und nach gutem Gewissen, daß wir von Herzen glauben, daß alle Artikel und Lehrsätze, welche in dem Glaubensbekenntniß, dem Katechismus und den Canones der Synode von Dortrecht, gehalten 1816 und 19, begriffen sind, durchaus mit Gottes Wort übereinstimmen. Wir geloben deshalb vor Gott, daß wir diese Lehre fleißig vortragen und behaupten wollen, indem wir alle Irrthümer vermeiden, welche dagegen streiten; daß wir entschlossen sind, in allen unseren Verhandlungen das Wohl der Kirche zu befördern, und Alles zu thun, was der König der Kirche unsere Hand finden läßt: indem wir den Herrn bitten, daß er uns aus Gnade seinen heiligen Geist schenken wolle zur Verherrlichung seines Namens, hochgelobet in Ewigkeit. Amen.“

In der zweiten Sitzung wurde eine Adresse an den König entworfen, oder über dieselbe berathschlagt, in welcher die Getrennten erklärten, daß sie sich an die alte Kirchenordnung und die Kircheneinrichtungen, die vor 1816 bestanden, halten wollten, und worin ferner gesagt wurde: „Ehe es zu einer öffentlichen Scheidung gekommen war, mußten Alle, welche als Anhänger der alten bewährten und in unserem Vaterlande unter dem Schutze der Landesregierung befestigten reformirten Lehre bekannt waren, sich Obscuranten, Orthodoxen, Dortrechter u. s. w. schelten lassen, Namen, welche deutlich genug zeigen, daß die Aufklärer unseres Jahrhunderts sehr gut wußten, von welcher Art wir waren; und nun, da es zu einer Trennung gekommen ist, will man uns streitig machen, daß wir dieselben Alt-Reformirten sind, und uns im Gegentheil so gerne für eine neue Sekte ausgeben, deren Gesinnung man nicht kennt, um dadurch einigen Schein des Rechtes zu erlangen für die Verfolgungen,

welche man gegen uns ergehen läßt; während die Entschuldigungen, die man so oft von niederen Auctoritäten vernommen hat, den deutlichen Beweis liefern für die Überzeugung im Gewissen, daß die Verfolgungen nicht rechtmäßig sind; und während, indem Jeder sich entschuldigt, die Schuld endlich auf Erw. Majestät fällt. Dies möchten wir gern von Erw. Majestät abwehren, und Alles thun, was in unserem Vermögen ist, um die Schmähungen, welche aufrührerische Belgier gegen Dranien ausgesprochen haben, Lügen zu strafen. Auch deshalb bezeugen wir in Aufrichtigkeit, daß wir keine neue Gemeinschaft gebildet haben oder bilden wollen, eben so wenig als die Reformirten dies thaten in den Tagen vor der Dortrechter Synode, als sie, sich los trennend von der Remonstrantischen Übermacht, mit Gefahr von Gut und Freiheit ihre besonderen Kirchenräthe wählten, und durch treu gebliebene Hirten und Lehrer befestigen ließen, und dafür Geldstrafen, Verlust des Bürgerrechtes und Zerstörung ihrer Versammlungsorte duldeten, bis der Tag der Erlösung anbrach durch die Herstellung Draniens in alle seine Rechte und Würden, worin es, eben so wohl wie die Reformirten, verkürzt worden war durch eine sogenannte freisinnige und freigebige Magistratur.“

In der dritten Sitzung wurde beschlossen, einen allgemeinen Dank-, Fast- und Betttag für die Gemeinde auszuschreiben, „zur Dankagung für die begonnene Hinausleitung der Kirche, zum Gebete um Ausgießung des heiligen Geistes auf seine Gemeinde, und daß diejenigen, welche von der Kirche entfernt sind, sich gedrungen fühlen mögen, sich ihr anzuschließen.“

Endlich wurde in den folgenden Sitzungen (aus denen wir alle Einzelheiten hier nicht mittheilen können) noch ein Reglement festgestellt für die Prüfung und Zulassung zu dem Hirten- und Lehreramte. Ferner wurde noch eine Büchercensur für die neue Gemeinde eingerichtet; einige Bestimmungen in Betreff der strengen Feier des Sabbath's gemacht, und die Feier anderer Festtage abgeschafft; die bestehende Bibelübersetzung und das Psalmbuch beibehalten, mit Vorbehalt, in dem letzteren in Zukunft Veränderungen und Verbesserungen nach Gottes Wort zu machen. Alle „menschliche Gesänge und Lieder“ wurden ganz und gar auch für die Zukunft abgeschafft.

Referent, der geglaubt hat, alle diese Einzelheiten vorerst unpartheilig und ohne alle Bemerkungen mittheilen zu müssen, kann in Bezug auf einige Punkte sein Urtheil nicht besser aussprechen als mit den Worten einer in Amsterdam erscheinenden christlichen Zeitschrift, der „Niederländischen Stimmen“, Maiheft 1836: „Von unserem Standpunkt aus sehen wir in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten in unserem Vaterlande in Reglements über Reglements, Organisationen über Organi-

sationen, keine wesentliche Wiederbelebung der Alt-Reformirten Kirche. Den Protest unserer getrennten Brüder, welcher in dem durch sie bewerkstelligten Ausgange aus einer gefallen Kirche liegt, lassen wir sehr gern in seiner besonderen Form gelten, selbst mit Erhaltung, so weit es möglich ist, der kirchlichen Gemeinschaft, wie wir uns darüber schon früher erklärt haben. Doch wenn sie ihre Versammlung als die einzig wahre Kirche in Niederland betrachten, und dagegen die bestehende, zu der wir gehören, als eine ganz abgefallene und falsche, so können wir ihnen darin nach der Herausgabe ihrer letzten „Adresse und Verhandlungen“ weniger denn jemals beistimmen. Daß man sich selbst „die Reformirte Kirche unter dem Kreuze“ nennt, und selbst das Bekenntniß und die Ordnung dieser Kirche als Grundfeste annimmt, ändert noch nichts in dem Wesen der Sache, welches allein von der Frage abhängt: Ob diese Versammlung die wahren Kennzeichen einer an die Stelle der bestehenden Gemeinschaft getretenen nationalen Reformirten Kirche besitzt. Nach unserer Überzeugung wird diese weder durch den Verfall der großen Mehrheit ihrer Lehrer und Glieder, noch durch die Verfehrtheit ihrer Behörden aufgelöst, so lange noch in ihren Mauern ein Überrest besteht; in diesem Überreste ist das Leben der Kirche, deren historische Folge und Entwicklung wir weder als aufgehoben betrachten, noch als auf die Versammlung der Getrennten übergegangen. Was der Herr mit diesem Überreste vorhat, können wir nicht wissen, ob es Läuterungen seyn werden, Wiederherstellung, oder Auflösung in verschiedene Theile, oder der Ausgang. Doch so lange wir zu dem letzten keine probehaltige Aufforderung haben, bleiben wir an unserem Plage, um dort zu thun, was unsere Hand zu thun findet, um zu zeugen mit der Kraft des geschriebenen Wortes, welches da, wo die Dymnast aller menschlichen Formen und Formeln offenbar wird, die ewig bleibende Verheißung von Gott hat, daß es vollbringe, was ihm gefällt, und ausrichte, wozu er es sende“ (Jes. 55.).

Nachrichten.

(England.) Zu den merkwürdigsten Erscheinungen des kirchlichen Lebens in England gehören ohne Zweifel gegenwärtig die vielen gesetzten Bemühungen, welche darauf gerichtet sind, in der alten Bischöflichen Landeskirche ein neues Leben wieder zu erwecken, und insbesondere ihr die Organe zu verschaffen, durch welche allein sie auf die so außerordentlich vermehrte Bevölkerung zu wirken im Stande ist. In unseren früheren „Übersichten“ der neuesten kirchlichen Ereignisse in Großbritannien und Irland erwähnten wir der „Kirchenbaugesellschaft“ (Church building society), welche theils ganz neue Kirchengebäude errichtet, theils die alten erweitert, oder die vorhandenen Kirchenstühle vermehrt. Noch wichtiger aber und tiefer eingreifend in das innerste Leben der Kirche, dürfte die Wirksamkeit einer Gesellschaft werden, welche sich im März dieses Jahres unter dem Namen: Church Pastoral-Aid Society (Kirchliche Gesellschaft zur Unterstützung der Pastoralthätigkeit) gebildet hat, und wir eilen, unseren Lesern von diesem auch unsere größte Aufmerksamkeit verdienenden Institute Nachricht zu geben, größtentheils in den Worten der darüber erschienenen Bekanntmachungen. An der Spitze

der Gesellschaft steht Lord Ashley, Mitglied des Unterhauses, ältester Sohn des Grafen v. Shaftesbury; und unter den Vice-Präsidenten befinden sich Lord Sandon (gleichfalls Parlamentsglied, Sohn des Grafen Harrowby), Sir Andrew Agnew, der in mehreren Parlementsessionen ein Gesetz zu besserer Heilighaltung des Sonntags in Vorschlag gebracht hat, u. A. Zu dem Comité gehören vier und zwanzig Laien und alle Geistliche, welche Mitglieder der Gesellschaft sind. Ihren Zweck gibt die Gesellschaft folgendermaßen an: „Mehrere Glieder der Vereinigten Kirche von England und Irland haben seit längerer Zeit die Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel zu christlicher Unterweisung unserer zunehmenden Bevölkerung schmerzlich empfunden, und sich deshalb gedungen gefühlt, einen Plan zu entwerfen, durch dessen Verwirklichung wenigstens zum Theil die so dringend geforderte Beihilfe gewährt werden möchte. Ihre Absicht war, denjenigen Geistlichen, welche sehnlich wünschen, alle ihre Pfarrkinder der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu machen, denen es aber an Mitteln fehlt, um das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, hierin zu Hülfe zu kommen. Als jene Glieder der Kirche aus dem Laienstande diese Sache zum Gegenstande ihrer Berathung gemacht hatten, erfuhren sie, daß in mehreren Geistlichen dieselbe Noth ähnliche Gedanken erzeugt hatte, während jedoch der von diesen entworfene Plan sich specieller auf die Hauptstadt bezog. Es wurden deshalb gemeinschaftliche Zusammenkünfte gehalten, deren Ergebnis der Plan zu einer Gesellschaft ward, welcher jetzt dem Publikum vorgelegt werden soll.“

„Alle Anstalten, die bis jetzt, sowohl von den herrschenden Kirchen als den Dissenters des vereinigten Königreichs zur christlichen Unterweisung der großen Masse des Volks getroffen worden sind, haben eine ungeheure Anzahl von Menschen, in London sowohl als anderswärts, gar nicht berührt. Da nun insbesondere die Bevölkerung in einem solchen Maße zugenommen hat, daß die Erbauung von gottesdienstlichen Gebäuden und die Mittel der christlichen Unterweisung durchaus nicht mehr hinreichen, so sind viele Geistliche nicht mehr im Stande, den ihnen anvertrauten Pfarrkindern die hinreichende Aufmerksamkeit zu widmen; zugleich aber hat es ihnen an Mitteln gefehlt, durch Andere das zu ersetzen, was an ihrer eigenen Thätigkeit mangelte; und doch möchten sie gern alle Hülfe sich verschaffen, welche ihnen nur irgend sich darbiete. Da erheben sie nun laut ihre Stimme und bitten um unseren Beistand. Sollten sie wohl vergebens rufen? Sollten denn nicht die christlich gesinnten Laien sich in Masse erheben, und mit den Geistlichen, welche es vermögen, zu diesem heiligen Zwecke zusammenwirken? Eine große Anzahl von Geistlichen und Laien in unserer Kirche hat seit langer Zeit schon die Stiftung einer Gesellschaft, wie die gegenwärtig gebildet, ernstlich im Auge gehabt, eines Vereins, der in dem ächten Geiste und dem pastoralen Charakter der Kirche, zugleich aber auch in strenger Einheit mit der kirchlichen Ordnung und Befassung, thätig seyn möchte. Während Viele über die Gleichgültigkeit des Parlaments gegen das Wohl der Kirche, und über die Hindernisse, die sich der Belebung und Kräftigung ihrer Wirksamkeit entgegenstellen, bittere Klagen führen, sollten alle ihre ächten Glieder vor Allem ihre eigenen, persönlichen Pflichten bedenken, und dem Auftrufe zu kräftiger Mitwirkung Folge leisten, welcher an sie ergeht; und sollten die jetzt vorhandenen Gelegenheiten benutzen, damit die Kirche ihre segensreiche Thätigkeit weiter ausdehnen, und dadurch die Liebe des Volkes überall sich sichern möchte; was sicherlich durch nichts so sehr, als durch eine vermehrte Pastoralthätigkeit bewirkt werden könnte. Hindernisse zwar finden sich allerdings auf diesem Wege, aber sie sind nicht unübersteiglich, und das Zusammenwirken der Bischöfe und der Pfarrgeistlichen könnte sie leicht beseitigen.“

„Es ist nicht die Absicht der Gesellschaft, mit ihrer Hülfe sich da aufzubringen, wo man ihrer nicht begehrt, noch auf irgend eine Weise die bestehende kirchliche Ordnung zu verlegen; vielmehr liegt den Theilnehmern an dieser Unternehmung die Aufrechthaltung und Kräftigung derselben angeliegt am Herzen. Aber hochgestellte Männer, und eine große Anzahl von Geistlichen, die ein tiefes Gefühl ihrer schweren Verantwortlichkeit vor Gott haben, sind ihnen mit der Versicherung entgegengekommen, daß ein weites Feld für ihre Thätigkeit sich vor ihnen aufthun werde. Allerdings könnte es wohl anfänglich viele hilfsbedürftige Kirchspiele geben, für welche keine Unterstützung von der Gesellschaft verlangt würde. Die Beförderer dieses Werkes sind aber der Meinung, daß es kein wirksameres Mittel, um allen zu Hülfe zu kommen, geben könne, als wenn sie an dem Beispiele und Vorgange der Kirchspiele, wo ihre Unterstützung verlangt wird, nachwiesen, welche gesegnete Wirkungen ihre Thätigkeit habe. Viele Geistliche, die noch Anstand nehmen, die Gesellschaft um ihren Beistand anzusprechen, dürften durch den Anblick der großen Vortheile, die sie darbietet, dann selbst gereizt werden, ihren Gemeinden sie zuzuwenden.“

„Die Gründer der Gesellschaft wissen sehr wohl, daß es unter den jetzigen Zeitumständen für die höchsten Kirchenoberen manches Bedenkliche haben kann, sich an die Spitze neuer Unternehmungen von vorn herein zu stellen, ehe noch deren gesegnete Wirkungen hinreichend erprobt sind. Deshalb haben sie für jetzt keinen ausdrücklichen Schutz von daher gesucht, sind aber fest überzeugt, die Gesellschaft werde auch von den Kirchenoberen unterstützt werden, sobald es sich offenbar zeigen wird, wie das einfache Bestreben, die Geistlichen in der Erfüllung ihrer Pflichten zu unterstützen, ein weites Feld für eben so rechtmäßige als heilsame Thätigkeit eröffnet.“

„Die Gesellschaft hat den doppelten Zweck: die Zahl der kirchlichen Gebäude für den Gottesdienst, und die Arbeiten in der Kirche zu vermehren. Sie wird daher genaue Nachrichten von denjenigen Kirchspielen oder Bezirken einziehen, welche gegenwärtig durch Überbölterung oder durch ihre Entfernung von Kirchen und Kapellen der wirksamen Seelsorge und des Gottesdienstes nach den Lehren und Ordnungen der Kirche entbehren. Nach Rücksprache mit den Pfarrern derselben wird die Gesellschaft, so weit die ihr zu Gebote stehenden Mittel ausreichen, das für Sorge tragen, daß zweckmäßige Gebäude für den Gottesdienst eingerichtet oder erkauft werden. Ferner wird sie treue und dem Herrn ergebene Geistliche heranziehen, welche den Pfarrern in ihren Amtspflichten Beistand leisten. Nachdem jedoch die Wahl getroffen und für deren Unterhalt gesorgt worden ist, wird sie solche Geistliche unter der Aufsicht des Pfarrers völlig ihrem eigenen Gewissen überlassen, damit sie auf eigene Verantwortung das Gelsüde, was sie bei ihrer Ordination gethan, erfüllen, und demgemäß stets Gott den heiligen Geist um Hülfe anrufen, von seiner Gnade leben, und dem Dienste unseres Herrn Jesu Christi sich ganz hingeben, das Evangelium seiner Gnade zu rechter Zeit und zur Unzeit verkündigen, von Haus zu Haus und öffentlich, als Arbeiter, die ihm die Herde weiden sollen, die er mit seinem Blute erkaufte hat.“

„In vielen Fällen wird die Unterstützung der Gesellschaft in der Unterhaltung eines Geistlichen bestehen, an solchen Orten besonders, wo in der Kirche oder Kapelle sonntäglich nur Ein Gottesdienst gehalten werden kann. Wo indeß die Mitwirkung der Geistlichen nicht ausreicht, da wird die Gesellschaft auch dazu geeignete Laien heranziehen, und der Leitung und Controße des Geistlichen übergeben. Eine Klasse derselben, die Candidaten des geistlichen Amtes, die oft lange Zeit vor dem zur Ordination erforderlichen Alter die Universität verlassen, steht die Gesellschaft als besonders passend für diesen Zweck an. Sie könnten in

jener so wichtigen Zwischenzeit zu ihrem eigenen und Anderer größten Nutzen den Beruf empfangen, unter der Leitung des Geistlichen seine Pfarsinder zu besuchen; sie könnten hier manche heilsame Erfahrung sammeln, und für ihre höheren Verpflichtungen auf's Wirksamste sich vorbereiten. Doch würden solche Candidaten nur einen kleinen Theil der nöthigen Hülfe gewähren; auch andere dazu geschickte Laien müßten angestellt werden. In vielen Kirchspielen namentlich würde es höchst erwünscht seyn, wenn ein frommer, erleuchteter Laie unter dem Geistlichen sich dem Dienste der Gemeinde ganz hingäbe, so daß er zu diesem Zwecke förmlich unterhalten werden müßte; an anderen Orten würde es hinreichen, wenn er nur einen Theil seiner Zeit diesem Zwecke widmete, und daher eine verhältnismäßige Beihilfe empfinde. Ja, in vielen Fällen würde diese Theilnahme der Laien die Grundlage für eine ausgehehrtere Pastoralwirksamkeit bilden müssen. Durch sie würden die Leute erst willig gemacht werden müssen, sich dem Einflusse des Geistlichen wieder hinzugeben. Doch sollen dergleichen Laien nur als Hausbesucher, keineswegs aber als kirchliche Lehrer oder Prediger angesehen werden; die dem Pfarrer sich unterordnen, die Leute einladen, die Kirche zu besuchen und die schon erbauten Kirchen anzufüllen, oder den Wunsch rege zu machen, daß neue gebaut werden möchten.“

„Die Gesellschaft blickt bei dem Anfange ihrer Unternehmung mit einstimmigem Auge zu dem auf, dessen Verherrlichung ihr Zweck ist, und von dessen Segen sie Alles erwartet; und wird stets bemüht seyn, sich in Einklang zu erhalten mit dem Geiste, der in dem Gottesdienste der Kirche walzt, und die Erreichung des Zieles zu fördern streben, welches ihrer Verfassung zum Grunde liegt: jedem Bewohner des Vaterlandes den Gebrauch der göttlichen Gnadenmittel möglich zu machen.“

Unter den „Grundsätzen der Gesellschaft,“ welche Obiges meistens kurz wiederholen, findet sich §. 3. die Bestimmung: „Es soll keine Hülfe gewährt werden, wo nicht erwiesen ist, daß die Anstrengungen des angestellten Geistlichen unzureichend sind für die vorhandenen Bedürfnisse.“ Unter dem Titel: „Verfassung der Gesellschaft,“ wird bestimmt, daß die Gesellschaft einen Präsidenten, mehrere Vice-Präsidenten, einen Schatzmeister, ein Comité und Sekreäre haben soll, welche alle Mitglieder der herrschenden Kirche sind; daß alle Geistliche überhaupt an den Beratungen des Comité's Theil nehmen dürfen, und wenn sie bei denselben ein Jahr lang regelmäßig erschienen sind, dadurch Stimmrecht in dem Comité sich erwerben. Von den Laien im Comité sollen aus vier und zwanzig nur achtzehn jedes Jahr wieder gewählt werden können, sechs aber völlig ausscheiden, und an ihrer Statt jedesmal sechs neue aus der Zahl der Mitglieder hineingewählt werden. Jede Versammlung des Comité soll mit Vorlesung eines für diesen Zweck verfaßten Gebetes begonnen werden, oder auch mit einem oder mehreren Gebeten aus der kirchlichen Liturgie abgewechselt werden.

Wird der Plan, welcher hier mitgetheilt worden ist, wirklich in Ausführung gebracht, so muß der Segen für die Kirche sehr groß werden. Wir wollen hier wiederholentlich darauf aufmerksam machen, wie außerordentlich wichtig es bei der Thätigkeit für die Kirche ist, erstlich, daß sie von lebenskräftigen, individuellen Reimen ausgehe, nicht aber die Glieder der Kirche in träger Ruhe erwarten, von ihren Oberen in Bewegung gesetzt zu werden; sodann, daß alle individuellen Bestrebungen, so viel als es irgend geht, den bloß subjektiven Charakter meiden, und dadurch in die Vergangenheit und Zukunft hinein ihre Wurzeln schlagen, daß sie auf das Innigste an die Kirche sich anschließen. Daß es an dem Einen oder an dem Anderen fehlt, ist ein Hauptgrund der Lahmheit so vieler christlicher Unternehmungen bei uns. Möge dieser Vorgang uns den richtigen Weg zeigen. Wie muß eine Kirche mit erstarrten Formen, wie es die Englische zum Theil unlösbar ist, dadurch

belebt werden, daß eine Gemeinthschaft in ihr erweckt wird, wie sie in der Brüdergemeinde nicht lebendiger seyn kann! Wie muß auf die Dauer dadurch so manches erstorbene Glied in der Kette der kirchlichen Ordnung mit neuem Leben durchströmt werden! Und wie sichert wieder auf der anderen Seite das feste Anschließen an die Lehre und Ordnung der Kirche diese Unternehmungen vor dem Verbrauchen plötzlich erregter Gefühle, vor dem wirkungslosen Hin- und Herschweben subjektiver Meinungen, vor dem bis in's Unendliche gehenden Zerspalten der Vereinigung! Möchten alle Klagen über den Zustand der Kirche auch unter uns eine solche Richtung erzeugen und befördern!

(Englands religiöser Fortschritt.) (Fortsetzung.) Und nun will ich sagen, was wir unter diesen Umständen unsere Pflicht zu seyn scheint.

Erstens: Wir sind Gott aufrichtigen und vereinten Dank schuldig. Wir haben zwar noch viel andere Ursachen zur Dankbarkeit, die ich burchaus nicht in den Schatten stellen möchte. Wir sollten dankbar seyn für den fortbauenden Frieden, für den Überfluß, den seine milde Hand spendet, für die Bewahrung vor einigen schrecklichen Krankheiten, unter welchen Andere leiden, für den blühenden Stand unseres Handels, für die durch Gesetze verschaffte Erleichterung der Armen, für die beginnende sittliche Verbesserung vieler unserer kleinen und großen Städte, endlich und vor Allem für die gegründete Hoffnung, daß die Lehren der göttlichen Wahrheit stets tiefere Wurzel unter uns fassen. Dank sey Gott für diese Gnadengabe; möge der Sauerteig wirken, bis er die ganze Masse durchsäuert hat.

Zweitens: Wir müssen gerechter Weise bekennen, daß diese Erweckung und Ausbreitung des Christenthums nicht plötzlich, sondern allmählich vor sich gegangen und daß sie nicht durch eine einzige Abtheilung der Britischen Kirchen geschehen ist. Die frommen und eifrigen Diener der Anglikanischen Kirche erwachsen aus einer in der That sehr kleinen Zahl bis zu Dreitausenden, und haben in einem großen Theile der Nation diesen Erfolg herbeizuführen geholfen. Wir wollen mit Dankbarkeit das Gute anerkennen, welches durch ihre Milner und Newton und Benn und Scott in vergangenen Tagen gewirkt worden ist, und können ihre Stuart und Blunt und Pratt und Noel in der Gegenwart nicht übersehen. Wir wünschen aufrichtig, daß jede Pfarrkirche solche Diener des Heiligtums besitzen möchte. — Unsere methobistischen Brüder beider Benennung (Whitfield und Wesley) sind in den Fabrik-, Bergwerk- und einigen Ackerbau- und Handels-Distrikten bei der Bekehrung der Menschen zu Gott mit viel Segen gekrönt worden; sie sind ein ganzes Jahrhundert hindurch für die Ausbreitung des wahren Christenthums in unserem Lande überaus thätig gewesen. — Unsere baptistischen Brüder verdienen unseren wärmsten Dank; sie sind zwar bei uns nicht so zahlreich, als in den Nordamerikanischen Freistaaten, aber wer auf die letzten funfzig Jahre zurückschaut und ihrer Ryland und Pearce, Carey und Hinton, ihrer Fuller, Hughes und Hall gedenkt, wird sich der reineren Lehre und des geistlichen Lebens freuen, welches sie über manche Theile unseres Vaterlandes ver-

breitet haben. — Auch die congregationalen Gemeinden sind eines Theils an diesen Gnadengütern gewürdigt worden. Laßt uns also ohne jene ausschließende Gesinnung, welche zum Wesen des Antichrists gehört, einander als Mitarbeiter am Evangelium vom Reiche anerkennen.

Drittens: Gehen wir weiter! Ist nicht schon dies, abgesehen von allen anderen Betrachtungen, ein hinreichender Beweggrund zu brüderlicher Liebe? Können wir nicht auf diese Basis, auf die Anhänglichkeit an die Wahrheit in Christo, unser gegenseitiges Streben nach christlicher Eintracht und Liebe gründen? Reien wir für einander! o möchten wir Alle dies mit einander thun können an denselben geheiligten Orten; bis dahin wollen wir trachten Frieden zu halten unter Brüdern; und wenn wir in einem Stücke verschieden gesinnt sind, so wollen wir doch Milde und Redlichkeit bei der Behauptung dessen, was wir nach unserem Gewissen für Wahrheit und Pflicht halten, bewahren. Laßt uns nicht feindselig von Brüdern sprechen, welche es für nöthig achten, sich von uns zu unterscheiden. Laßt uns Alle ernstlich bedenken, daß das Reich Gottes nicht besteht in Essen und Trinken, Formen und Formeln, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Selbst zur Apostelzeit hielt ein Theil der Gläubigen an Dingen, die zu vergehen bestimmt waren, noch lange fest, und Bekehrte aus den Heiden mußten oft viel von Judenthümlichkeiten, welche unevangelische Gewohnheiten bebielten, zu tragen gehabt haben. Wir sollen also den Geist der Sanftmuth und Geduld beweisen und beten, daß wir Alle das vom Geist eingegebene Buch unseres Herrn und Heilandes besser verstehen. Bilden wir Alles, was in unseren Kirchen Ungehöriges ist, nach der Lehre und Vorschrist der Bibel um, dann werden wir einander immer näher kommen. Von unserer Seite wollen wir nichts thun, was unsere Brüder herausfordern könnte, und wenn unsere Wardlaw, Fuller, Hall und Smith auch ferner als bloße „Prätendenten“ des Predigamtens behandelt werden, so wollen wir unsere Sache dem, der gerechtes Gericht übt, überlassen.

Viertens: Untersuchen wir, durch welche Mittel der Gott der Gnade so viel Gutes in unserem Lande gewirkt hat. Wir finden, daß es „auf dem guten alten Wege“ geschehen ist: — durch christlichen Unterricht; durch Verbreitung der heiligen Schrift, durch das Vorbild persönlicher Frömmigkeit im Hause, in der Kirche und in der Welt, durch das Predigtamt von der Versöhnung in seiner ganzen Fülle und Freimuthigkeit und in allen seinen eigenthümlichen Erweisungen am menschlichen Herzen; durch die Einheit und Gemeinschaft der Heiligen; durch den Geist des Gebetes, brünstigen vereinten ausdauernden Gebetes um die gnadereiche Wirksamkeit des heiligen Geistes; nicht durch Zwangsmaßregeln, sondern durch Opferung des Vermögens, durch die freiwilligen Bemühungen eines auserwählten Volkes, das eifrig ist zu allen guten Werken. Wir brauchen daher nicht neue Versuche anzustellen, zu schreien: „sieh hier“ oder „sieh dorthin“ nach unerhörten und unerbürgten Zeichen, Tugenden und Wundern: wenn nur alle Christen aller Bekenntnisse noch mehr Kraft in derselben Weise aufwenden, so wird Gott gemächlich dem Wort seiner Gnade, noch mehr als er bisher gethan hat, Zeugniß geben.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 1. Juni.

N^o 44.

Die wahre Gesundheit der Gymnasiasten, für und wider Herrn Dr. Lorinser, von einem Preussischen Gymnasiallehrer. *)

Der Herr Medicinalrath Dr. Lorinser hat sich ein großes Verdienst um unser gesamtes Gymnasialwesen erworben, daß er in der Abhandlung: zum Schutz der Gesundheit in den Schulen, Berlin 1836, als Vertheidiger der Gesundheit unserer Schüler gegen die Beeinträchtigung derselben durch die Schulstudien mannhaft aufgetreten ist. Zwar hat er nicht eben etwas gesagt, das nicht, besonders in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, schon oft gedruckt worden wäre; aber es ist immer heilsam, wenn ein rechtschaffener Mann aus einer anderen Lebenssphäre mit dem Lichte seiner Menschenbetrachtung den so überaus wichtigen Gegenstand der öffentlichen Erziehung beleuchtet und sich nicht durch die allgemein herrschende Genieflucht abhalten läßt, auch längst gesagte Wahrheiten kräftig zu wiederholen. Es will freilich einem an seinen alten Gang gewöhnten Lehrer nicht recht behagen, wenn er plötzlich durch den harten Vorwurf gestört wird, er helfe das Verderben der Jugend befördern. Und welcher Jugend? Derjenigen, die zu Führern und Vorgängern in Kirche, Staat und Wissenschaft bestimmt ist. Je edler das Ziel, desto übler das Verfehlen. Verfehlt aber ist das Ziel unseres höheren Schulunterrichts, wenn dadurch der Körper der Schüler so zerrüttet wird, daß frühzeitige Kränklichkeit die Anwendung der endlich vollendeten Studien auf das Leben verkümmert oder gar abbricht. Mit Recht sagen die Eltern, was hilft uns der ausgebildete Geist, wenn dieser im Beginn der Mannesjahre sein verbrauchtes Werkzeug, den Körper, den wir nicht viel weniger an unserem Kinde lieben als seinen Geist, von sich wirft und uns damit unser ganzer Sohn verläßt? Ich bin auch weit entfernt, euch, ihr Väter und Mütter, mit hochtönenden Redensarten von dem Vorrang geistiger Höhe bei dem frühen Grabe eures Sohnes trösten zu wollen; denn ich bin selbst einer von den vielen kinderreichen Schullehrern. Und das Vaterland stimmt den Eltern bei, denn ihm kann nur an einem langen und thatkräftigen Leben vieler gelegen seyn, an der wissenschaftlichen Höhe Einiger, an der Sittlichkeit Aller.

Indes ist uns über die Furcht vor dem frühen Tode unserer

Gymnasiasten schon eine ziemliche Beruhigung geworden durch die Schrift des Herrn Prof. der Medicin, Dr. Froriep: Über den Einfluß der Schulen auf die Gesundheit, Berlin 1836, die neueste, die mir zu Händen gekommen ist. Denn hier wird durch genaue Berechnungen nachgewiesen, daß die Gymnasialstudien einen lebensverkürzenden Einfluß nicht haben. Daß aber die Anstrengung der Schulzeit die Frische unserer Jugend zerstöre, und eine starke Verminderung der Lebensenergie und Tüchtigkeit für's Leben, ohne bemerkbare Lebensverkürzung, hervorbringe, das will, das kann Herr Prof. Froriep nach seiner medicinischen und sonstigen Erfahrung nicht in Abrede stellen. Nun den Eltern ist allerdings ein flecher Sohn lieber als gar keiner, aber dem Vaterlande durchaus nicht: abgesehen auch davon, daß nach Verlauf einiger Generationen oder bei einbrechenden Landplagen das Siechthum doch dem Tode gleichzuachten ist. In jeder Beziehung also behält die Sache eine solche Wichtigkeit, daß Niemand, der da glaubt etwas Nützliches darüber sagen zu können, seine Stimme zurückhalten, oder ohne Weiteres Schuld und Unschuld auf die höhere Schulordnung schieben sollte. Und so werde es denn auch uns erlaubt, eine Meinung in dieser vielleicht folgenreichen Angelegenheit zu weiterer Erörterung vorzulegen.

I. Der Leib.

„Das Wesentliche im Charakter der jetzigen Menschheit,“ sagt Dr. Lorinser mit den Worten des ehrwürdigen C. W. Hufeland,“ scheint darin zu bestehen, daß die physische Kraft immer mehr verloren geht und die Geistigkeit die Oberhand behält. Hier aber tritt ein gefährlicher Moment ein. Wird die Entförmung immer weiter getrieben, ohne eine neue Kraft an die Stelle zu setzen, so erzeugt eine solche Verfeinerung am Ende Schattenbilder und Mittelwesen, die nicht Körper und auch nicht Geist sind; sie erhöht die Zerförmbarkeit und die zerstörenden Potenzen zugleich und beschleunigt so den Untergang. Auf diesem Wege sind wir offenbar.“ Die Symptome dieser allgemeinen Krankheit findet nun Dr. Lorinser besonders auf unseren Gymnasien hervorstechend und faßt sie also zusammen: sie sehen Abnahme der Körperkraft, besonders der Sehkraft, Übergewicht des Nervensystems und große Reizbarkeit, schnelle Entwicklung der geistigen Anlagen und des Zeugungstriebes. Zu allem diesem bringe der Knabe die Anlagen in's Gymnasium mit, und dieses treibe sie mit beschleunigter Gewalt zur Entwicklung. Diesen verderblichen Einfluß äußere die Schule auf doppelte Weise: erstlich die Vielheit der Unterrichtsstunden und der häuslichen Aufgaben halte die naturgemäße Ausbildung des Körpers zurück, und zweitens die Vielheit der Unterrichtsgegenstände verwirre und stumpfe den Geist ab.

*) Dieser Aufsatz berührt, besonders in seinem ersten Theile, manche Gegenstände, welche außerhalb des Kreises der Ev. K. Z. liegen. Diese Parthien wegzuschneiden ging auf keine Weise an, ohne das Ganze zu verkümmern; und um ihretwillen den Lesern das letztere vorzuenthalten, dazu konnte sich der Herausgeber eben so wenig entschließen. Er darf hoffen, daß wer erst das Ganze überblickt, mit ihm einstimmt seyn wird.

Anmerk. der Red.

Nun wir wollen zuerst die Beweise zusammenstellen dafür, daß die Gymnasien die körperliche Ausbildung hindern. Er sagt, ein sechs- bis achtsündiges Sitzen in der Schule und mehrsündiges zu Hause sey nach physiologischen Gesetzen der Ausbildung des Organismus zuwider, welchem Bewegung in reiner Luft und freie Äußerung und Übung seiner Kräfte nothwendig gewährt werden müsse. Das viele Sitzen nämlich verursache Anhäufung des Blutes im Unterleibe und bewirke dadurch theils abnorme Entwicklung und Reizbarkeit in den Zeugungsorganen, theils Stockungen in den Hämorrhoidalgefäßen, und hieraus entspringe das oben geschilderte Heer von Leiden.

Ach wenn doch die Gymnasien keine weiteren Vorwürfe zu tragen hätten als diese! Zwar sind sie schwer genug, aber theils treffen sie den Studienplan Preussischer Gymnasien in sehr geringem Maße, theils liegt die Abhilfe des Übels in dem Bereich der Möglichkeit, das heißt, der bestehenden Verhältnisse der Gymnasien. Doch wir müssen die ganze Anlage schärfer in's Auge fassen, und eben durch die Größe der Gefahr uns zu Erforschung der Krankheitsursachen treiben lassen. Denn sonst ist jeder Heilungsversuch doch nur eine oberflächliche und symptomatische Kur, dergleichen freilich am liebsten ist. In welchem Verhältnis also steht unser Gymnasialunterricht zur Ausbildung des jugendlichen Körpers?

Insofern fast alle unsere Gymnasien keine Mumnate oder Verspieganstalten sind, wäre gewiß auf den Beifall der meisten Eltern und Ärzte zu rechnen, wenn man antworten könnte, die Schule verhalte sich gleichgültig und wirkungslos zur Leibesbeschaffenheit ihrer Schüler. Und in einem gewissen Grade ist diese Antwort in der That richtig. Denn zu der normalen Ausbildung des Körpers ist zuvörderst nöthig die normale Thätigkeit des inneren Bildungstriebes 1. in Aneignung äußerer Lebensstoffe, 2. im Gebrauch der gewonnenen Kräfte und 3. in der Erholung des Schlafens und Ruhens. Diese Lebensstoffe aber sind gesunde Nahrungsmittel, wozu die atmosphärische Luft gehört, und ihre Aneignung besteht im rechtzeitigen und rechtgemessenen Genuß und vollständiger Verdauung derselben, der Gebrauch aber der gewonnenen Leibeskräfte ist Bewegung der Glieder und Organe. Dieses alles ist zum Theil bedingt durch eine möglichst leichte und weite Bedeckung des Körpers. Wenn wir nun auch zuerst das ganz unsäthhafte Zugeständniß machen, daß der innere Bildungstrieb selbst bei allen unseren Knaben in normalem Zustande sey, so ist doch auch so viel beim ersten Blick klar, daß auf drei ungemein wichtige Stücke, auf Wahl und Maß der Speisen und der Kleidung das Gymnasium keinerlei Einfluß ausübt. Schon ein wenig anders ist es mit der Zeit des Essens. Hier muß die Schule sich an diejenige Vorschrift anschließen, welche dem jugendlichen Alter, dem Klima und dem, auch nach dem Urtheil des Prof. Froberg und gewiß aller Ärzte, unabweislichen Bedürfnis eines größeren Theils und Höhepunktes in der Mitte des Tages am besten entspricht. Mumnate, wie die sogenannten Fürstenschulen und Pädagogien und ähnliche, setzen daher die zwölfte Stunde dazu fest; Stadtgymnasien gewähren von zwölf bis zwei Uhr Speisezeit. Wer von der gegenwärtigen Verrückung fast aller natürlichen Ver-

hältnisse selbst betroffen, an die Gymnasien die Forderung stellen wollte, daß sie sich auch in den Zug der spät essenden vornehmen und Beamtenwelt hineinziehen lassen sollten, hat wenigstens seine Kinder weniger lieb als seine Bequemlichkeit. Der Einfluß der Gymnasien auf die Zeit des Mittagessens ist demnach ein heilsamer zu nennen. Auch sind mir nur selten Klagen über diesen Punkt zu Ohren gekommen, so zahlreich auch Beamtensohne unseren Unterricht besuchen.

Aber desto lauter erheben Viele mit Dr. Vorländer ihre Stimme, und beschuldigen die gelehrten Schulen, sie beschränken ihren Schülern den Genuß der freien Luft, die nöthige Bewegung und Nachtruhe, und hemmen die Verdauung. Sicherlich sind diese Vorwürfe nicht so gemeint, als wenn jede Beschränkung der Art vom Übel wäre? Denn unbeschränkter Genuß der Luft, der Bewegung und des Schlafes ist nur bei Kindern und Kaffern zu suchen. Und wie oft treten auch den Kleinen und den Wilden klimatische Umstände in den Weg! Zur vollständigen Verdauung sind sechs Stunden erforderlich. Nun aber kann das Leben in einem civilisirten Staate überhaupt unmöglich vier- oder gar sechsstündige Unthätigkeit zum Besten der Verdauung verstaten, und ohne große Beschränkung des rein körperlichen Lebens Bestand haben. Wie viel bürdet, ich will nicht sagen der fragliche Aufsatz, aber das unklare Gerede des Publikums der Schule auf, was die Civilisation und nicht etwa erst in diesen übercivilisirten Tagen, sondern in allen Jahrhunderten, wo gebildete Völker gelebt haben, unabwendbar herbeigeführt hat; wobei sich freilich von selbst versteht, daß Macht und Reichthum auch größere Freiheit in Verfügung über den eigenen Leib gewährten und immer gewährt haben, daß aber, wer sich durch geistige Thätigkeit erst Macht und Reichthum erwerben will, seinen Leib den Zwecken des Geistes unterthan machen muß. Ohne die mannichfaltigsten Stufen der Leibeigenschaft kann keine menschliche Gesellschaft existiren.

Man könnte mir nun aber entgegen, daß man ja völlige Unbeschränktheit im Gebrauch der für das körperliche Wachsthum ersprießlichen Mittel nie in Anspruch genommen, daß also meine Bemerkungen nicht besonders triftig wären. Man verlange nur so viel Muße für die Knaben und Jünglinge, daß nicht die normale Ausbildung des Körpers geradezu unmöglich gemacht werde. Nun wohl, welches ist denn das äußerste Maß von Muße, das nicht vermindert werden darf, ohne daß Verwüstung des Organismus erfolge? Ist's genug, wenn die Schule ihrem Zöglinge täglich funfzehn Stunden zur Pflege des Leibes übrig läßt, nämlich acht Stunden zum Schlaf, zwei zum Mittagessen, zwei zur Bewegung in freier Luft und drei zu Frühstück und Abendbrod u. s. w.? Die meisten Eltern werden wohl Ja sagen; aber desto eifriger behaupten, es fehle viel daran, daß so viel Muße vorhanden sey. Da müssen wir nun weiter um geneigtes Gehör bitten für folgende Rechnung. Wir wollen den äußersten Fall setzen, daß an vier Tagen sieben Stunden Unterricht und an zweien viere angelegt wären, also wöchentlich sechs und dreißig Stunden. Dabei wird früh und Nachmittags eine Zwischenruhestunde zur Erholung abgezogen. Demnach gäbe es wöchentlich vier und dreißig Stunden wirk-

lichen Unterricht. Nun soll noch täglich drei Stunden häusliche Arbeit erforderlich seyn, also wöchentlich achtzehn Stunden; so kommen auf den Tag noch nicht neun Stunden Arbeit. Wenn also die Kinder und Eltern ihrerseits mit Sorgfalt darauf achten, daß die funfzehn übrigen Stunden des Tages zur Förderung der Gesundheit wirklich angewandt werden, so kann die Gefahr, welche der Gymnasialunterricht der werdenden Generation droht, so sehr dringend und furchtbar nicht seyn.

Da könnte nun endlich ein Vater noch einwenden: „Ich möchte aber meinem Sohn noch gern zwei Musikstunden, wozu auch zwei Übungsstunden gehören, geben lassen.“ Darauf antworte ich: Das geht auch recht gut an, weil er ja in der Regel nicht, wie oben steht, sieben, sondern nur sechs Stunden im Gymnasio zubringt, und zu häuslichen Arbeiten mit weniger als drei, oft mit anderthalb Stunden ausreicht, *) so daß auch noch eine Privatstunde hinzukommen kann. Der Confirmandenunterricht aber fällt in meiner Nähe wenigstens in die Zeit der gewöhnlichen Lehrstunden, und vermehrt also deren Zahl nicht.

Die Mutter aber würde sich vielleicht dahin äußern, „das Klinge alles ganz gut, aber es sey doch nicht so. Wer könne denn jede Viertelstunde so abzählen zwischen Arbeit, Nahrung und Erholung? Es käme in einem Hauswesen mancherlei vor, was die Kinder abhalte, und dann wäre gleich am anderen Morgen die alte Noth mit den unvollendeten Arbeiten wieder da; der jüngste Sohn in Sexta müsse auch länger als acht Stunden schlafen.“ Das sind Wahrheiten, die so klar in dem Familienleben zur Erscheinung kommen, daß auch die hohen Behörden sie nicht überhören werden. Es sollte wirklich einem Kinde unter zwölf Jahren nicht mehr als täglich anderthalb oder höchstens zwei Stunden häusliche Arbeit zugemuthet werden bei sechs Stunden öffentlichen Unterrichts. Dagegen müßte man die Knaben in den Schulstunden selbst auch zum stillen Ausarbeiten schriftlicher Übungen anhalten. Übrigens möchte ich die Mutter noch trösten, das Hin- und Hergehn zur Schule und das Herumlaufen im Hause und auf der Straße sey auch schon Erholung und brauche nicht so ängstlich berechnet zu werden; nur müsse man Kinder, die studiren sollten, durchaus an Mäßigkeit im Essen gewöhnen, und ihnen deshalb nicht zu reizende Speisen vorsehen. Auch werden ja in der Schule die Stunden nicht auf den Schlag angefangen; da bleiben (wie auch Cousin lobend bemerkt) manche fünf Minuten übrig zum Herausgehen oder Aufstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Na ch r i c h t e n.

(Zillertal in Tirol.) Der wachsenden Theilnahme für die Protestanten des Tiroler Zillertals sind vielleicht auch nach den bereits in diesen Blättern gegebenen Nachrichten einige Bemerkungen nicht unwillkommen, die aus unmittelbarer Wahrnehmung und persönlicher Bekanntschaft bei längerer Anwesenheit in jenem Thale gewonnen sind.

*) Es mag jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere zuverlässige Beobachtungen damit nicht übereinstimmen. Es hatten Gymnasiasten oft vier bis sechs Stunden häuslicher Arbeit nöthig, und das waren nicht anbegabte, aber wohl reiche Jünglinge, die alle trüglichen Hilfsmittel verschmähten.

Die Zillertaler sind nicht bloß, wie das neulich in einer Mittheilung aus der Lewald'schen Schrift besonders hervorgehoben war, ein kräftiges, lebensfrohes, fröhliches Volk von trefflichen und reichen Naturen anlagen, sondern sie sind auch besonders lebenswerth durch die Reinheit, Einfachheit und Gefälligkeit ihrer Sitten. Trotz der häufigen Wanderungen in die Fremde und des oft längeren Aufenhalts in großen Städten (man rechnet die Zahl der Abreisenden aus dem einen Thale auf jährlich dreitausend), bringen sie fast ohne Ausnahme ihre einfache Weise in ihr heimatliches Thal zurück. Dieserertheilte eine zahlreiche Familie, deren Glieder Jahre lang fast alle Hauptstädte Europas als Sänger durchzogen und bedeutende Ersparnisse zurückgebracht haben, die aber nun wieder ganz in der einfachen Sitte ihrer Berge leben. Von Diebstahl hört man nie; im Handel und Wandel herrscht Ehrlichkeit und Vertrauen. Ihre geselligen Vergnügungen und der Ausdruck ihrer Freude ist großentheils lebhaft und laut, aber nie unsittlich, nie gemein. Rücksichtigkeit in Reden und Gebahren ist fast ausnahmslos Regel. In der ausgelassensten Freude, im Mäusch, beim weitesten Tanz herrscht Sitte und ein gewisser Anstand. Derselbe ist ihnen natürlich; der Künstler knecht, wenn er Sonntags seinen Putz angelegt hat, steht in gefälliger Sitte keinem Anderen nach. Die Diensthoten gehören zur Familie; bei geselligen Freuden ist kein Unterschied zwischen Herr und Knecht; auch ist es eine seltene Ausnahme, daß der Hausherr nicht mit seinen Diensthoten essen sollte. Bei der schwersten Arbeit sind sie unverdrossen und munter; der Fremde findet stets eine höfliche, freundliche Begegnung. Hierauf hat selbst, trotz ihres katholisch-kirchlichen Sinnes, Verschiedenheit der Confession, so lange sie sich nicht in Opposition setzt, keinen wesentlichen Einfluß. Ihr kirchlicher Sinn ist zwar allerdings entschieden katholisch, des Gegensatzes gegen alle anderen Glaubensweisen sich scharf bewußt, wundergläubig und wunderförmig, mit größter Gewissenhaftigkeit auf die Gebräuche, Kirchenbesuch, Gebete, Processionen u. haltend; — aber er schließt doch zugleich viel wahre Frömmigkeit, wenn auch in eigenthümlicher Form, in sich, und Ref. ist fest überzeugt, daß der in manchem Betracht treffliche sittliche und bürgerliche Zustand der Zillertaler sehr wesentlich mit einer Wirkung der religiösen Seite ihres Lebens ist. Ihre Geistlichen stehen in meist verbinteter Achtung (wenigstens in Rücksicht der äußeren Sittlichkeit, was in dem nahen Valten theilweise ganz anders ist); Ref. lernte mehrere kennen, die ihm durch wissenschaftliche Bildung und große Milde der Gesinnung und des Urtheils bei strenger Orthodoxie ungetheilte Achtung einflößten. Leider ist aber diese Milde keineswegs ohne Ausnahme, wie die traurige Erfahrung in den oberen Theilen des Thales genugsam zeigt, und nur allzu leicht scheint sich bei der großen Lebendigkeit und dem eifrigen katholisch-kirchlichen Sinne der Zillertaler eine Harmonie des Nationalismus zwischen Volk und Geistlichkeit herzustellen. Die nicht in allen Theilen des Thales gleich starke feindselige Richtung gegen die aus der Kirche ausgetretenen Evangelischen ruht auf den seltsamsten, verkehrtesten Vorstellungen von der Sache. Ehe Ref. durch persönliche Bekanntschaft die wahre Lage der Dinge kennen gelernt hatte, kamen ihm oft die wunderlichsten Gerüchte, Reden und Behauptungen darüber zu Ohren, die zum Theil sehr deutlich ihren Ursprung aus dem Übelwillen der Geistlichkeit antreteten. Die Gelegenheit zu näherer Kenntnißnahme gab sich ihm auf eine günstige und ungezwungene Weise auf der Kirchweih in Zell. Ohne solche Gelegenheit würde die Annäherung an die armen, durch bittere Erfahrungen zu großer Verdriß geübten Bedrängten, schwierig und mißlich gewesen seyn. Ein junger Bursch von besonders geistigem Ausdruck zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und that nach kurzem Gespräch mit ängstlicher Spannung die Frage, ob Ref. katholisch sey. Bei dem Nein leuchtete ihm die helle Freude aus den Augen. Mit offenem Vertrauen erzählte er, wie er auch kein Katholik sey und

daß es in den benachbarten Dörfern noch viele von den Ibrigen gebe. Nach Verlauf einer Stunde waren beide auf dem Wege nach dem kleinen, zwischen Zell und Meyrhopf, gelegenen Dorfe Wingel. Im ersten Hause gleich wurde der Ref. mit treuherziger Freundlichkeit aufgenommen; sein Begleiter holte inzwischen den unter ihnen besonders angesehenen Weber Johann Fleibel. In Kurzem füllte sich die ganze Stube mit Männern und Frauen, die neugierig den Fremden umdrängten und mit gespannter Aufmerksamkeit seiner Unterredung mit dem Weber Fleibel und einigen anderen Männern zuhörten. Erst spät in der Nacht trennte sich die Versammlung. Am folgenden Tage lernte Ref. noch mehrere Andere, insbesondere den Bauer Heim kennen, der mit Fleibel und einem Dritten aus dem Dorfe Brandberg bei Anwesenheit des Kaisers in Innsbruck zu ihm gesendet war, um im Namen der Übrigen Schutz und Gerechtigkeit zu erbitten. Noch in höherem Grade als Fleibel erregte Heim die Verwunderung und Achtung des Ref. Kaum je ist ihm in sichtlicher Weise die schöpferische Kraft des göttlichen Wortes entgegengetreten, als in diesen beiden Männern. Ohne allen weiteren menschlichen Unterricht als in der Schule ihres Dorfes, ohne Verlehr und Verührung mit Gebildeten, beschränkt auf die Bibel und wenige christliche Bücher (Luther's Katechismus, Augsburger Confession im Auszuge, Arndt, Spangenberg &c.), zeigten sie dennoch eine große Klarheit, Besonnenheit und Durchbildung des Geistes; ihrer Entgegensetzung gegen den Katholicismus sich vollkommen bewußt, waren sie nicht bei den Anfangspunkten des Widerstrebens: Ohrenbeichte, Entziehung des Reichs und Heiligenverehrung stehen geblieben, sondern hatten mehr oder minder klar und scharf den gesammten Umfang der mehr praktischen Beziehungen des Gegenfakes durchdrungen; und zwar keineswegs bloß negativ, vielmehr zeigten sie eine von festem und lebendigem Glauben angeeignete klare Kenntniß und Überzeugung der protestantischen Lehre. Die Bibel war Leben in ihnen geworden nach Gedanken und Worten (letzteres ohne allen Schein eines frömmelnden Buchstabenwesens). Ihre Schriftkenntniß und ihr Geschick in Benutzung derselben war erstaunenswürdig. Für jeden Satz ein schlagendes Bibelwort, ja Heim pflegte selbst zu jedem den Ort nach Capitel und Vers genau anzugeben. Von Bitterkeit der Gesinnung gegen ihre Dränger zeigten sich nur leise Spuren; sie trösteten sich damit: Ist's unserem Herrn doch noch viel schlimmer ergangen; was sollen wir uns darüber beklagen? Deshalb meiden sie auch möglichst den Streit, und allgemein wurde ihnen das Zeugniß eines stillen und ordentlichen Lebens gegeben. — Gemeinschaftlicher Erbauung entbehren sie gänzlich durch die Wachsamkeit der der Geistlichkeit ergebenden weltlichen Behörde; in vorgekommenen Fällen ist Gefängniß und Confiskation der Bücher die Strafe gewesen. Was in der Evangelischen und der Allgemeinen Kirchenzeitung von den Bedrückungen, welche sie von geistlichen und weltlichen Behörden zu leiden haben, berichtet ist, erreicht die Wirklichkeit noch nicht. Der Härte fügt man auch den Schimpf bei; bei Verordnungen dürfen kaum die nächsten Angehörigen den Vertretersten begleiten, welcher unter Anordnung des Büttels, der einen Hund bei sich hat, im Walde oder Felde eingescharrt wird. Auf die raffinierteste Weise ist man bemüht, jede Ausbreitung der „Ketzerei“ zu hindern; trotz dem ist die Zahl der ihr Ergebenen in stetem Wachsen; im Herbst 1833 betrug sie etwa dreihundert Seelen. Ihr größter Wunsch ist, sich eine Kirche bauen und einen Prediger und Schullehrer halten zu können. Um ihr gutes Recht (nach den noch geltenden Toleranzgesetzen des Kaiser Joseph) und diese Erlaubniß auszuwirken, wollten sie nun noch einmal zum Kaiser selbst nach Wien

gehen, und hatten die Hoffnung, man werde ihnen endlich Pässe zur Reise nicht länger verweigern. Bei großem Bedürfniß leiden sie großen Mangel an passenden Büchern. Keineswegs Alle haben ein Neues Testament. Möchte doch diesem traurigen Mangel abgeholfen werden; eine solche Hilfe würde reiche Früchte tragen.

(Englands religiöser Fortschritt.) (Schluß.) Endlich künftens: Wir wollen nicht mit selbstgefälligem Ergötzen an dem Geschicklichen die Hände ruhen lassen, da noch so viel zu Haus, in unseren Kolonien und in der ganzen Welt zu thun ist. Die Zeit macht ganz besondere Anforderungen an alle Christen: die Kirche Christi in ihrer Gesammtheit muß die Stellung einnehmen, daß sie die Aufmerksamkeit der Weltleute zu Haus und in der Fremde auf die Dinge, welche zu ihrem Frieden dienen, richtet. Wir wollen nicht rasten, bis „Stadt-Missionen“ in unsere dichten Volksmassen eindringen, und unsere treuen Evangelisten das Wort vom Heil in jedes Dorf unseres Landes tragen. Wir wollen die glücklichen Wirkungen des christlichen Unterrichts, frei von den Abzügen und Ausschließungen der Parteinamen, in jeden Theil Englands verbreiten. Sehr, sehr ein schönes Beispiel hat uns Wales gegeben und sehr dort die glücklichen Folgen!

Wir freuen uns über den Beistand, welchen die Regierung zum christlichen Unterricht der Negerkinder geleistet hat, und über die Theilnahme einiger Staatsmänner an der Verbreitung des Christenthums in allen Britischen Kolonien. Die Gläubigen müssen ihre Herzen erweitern zu noch größerer Wohlthätigkeit. Wenn die, welche Hunderte besitzen, ihre Zehn gegeben haben, so sollten die Besitzer von Tausenden lernen, ihre Hundert zu geben, und die, denen Myriaden zu Gebote stehen, sollten ihre Tausende zu den besten, weisesten und wirtschastlichen Mitteln zur Erweiterung des Reiches Christi verwenden. Männer von erprobter Frömmigkeit, von reifer Wissenschaft und Gelschsamkeit müssen sich zum Dienst des Herrn gegen den Gewaltigen stellen. Können sie die ergreifenden Aufforderungen, welche ausgegangen sind, lesen und ruhig sitzen bleiben? Hat Somerton keinen zweiten Adam? Hat Highbury keinen anderen Morrison? Hat Cambridge keinen anderen Dyer? Hat St. Pauls Collegium nicht noch einen Medhurst?

Unsere Kirchen erwarten, wir wiederholen es, daß einige der besten unter unseren Candidaten des Predigtamtes hervortreten zum Dienste des Herrn wider den Gewaltigen. In dieser Hinsicht stehen wir hinter den Amerikanischen Kirchen zurück. Mehrere ihrer auserwählten Söhne sind, nachdem sie vier Jahre auf allgemeine Wissenschaften und drei weitere Jahre auf theologische Studien verwendet hatten, gekommen, nicht um schweichelhafte Anerbietungen zu guten Stellen in Empfang zu nehmen, oder ihr Erstaunen über die geheimnißvollen Wege Gottes, wenn sich keine solche Aussicht zeigte, mit Seufzen auszudrücken, sondern um sich dem Herrn für die jenseitigen Gegenden, für den fernen Westen unter den eingewanderten Schaaren ihrer Landesknechte, oder für die Heiden-völker als christliche Missionare zu weihen.

Lasset uns reich werden am Gebet um Ausgießung des heiligen Geistes über alle Gnadenmittel, über alle unsere Kirchen, und alle unsere gläubigen Kirchendiener, und nie möge es geschehen, daß ein Fremder aus dem Innern des Landes die Kirchen unserer Hauptstadt besuche und ihre Prediger mit Genuß und Segen höre, ohne daß er zugleich im Gebete eine Fürbitte für die Jünglinge, die sich in unseren theologischen Seminarien und Collegien zum Predigtamt vorbereiten, vernehme.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 4. Juni.

N^o 45.

Die wahre Gesundheit der Gymnasiasten, für und wider Herrn Dr. Lorinser, von einem Preussischen Gymnasiallehrer.

(Fortsetzung.)

Einen viel schwereren Stand möchte ein Vertheidiger der Gymnasialordnung aber mit dem Hausarzte haben, als dessen Repräsentanten ich hier den Herrn Dr. Lorinser annehme. Jene Verminderung, würde er sagen, der häuslichen Arbeiten ist vor der Hand noch ein guter Wunsch, und sollte sich auch auf die höheren Klassen erstrecken. Da hierüber keine Verordnungen beständen, so müßte den Lehrern die Steigerung der häuslichen Arbeiten streng unterzagt werden. Es dürften aber auch in keiner Klasse mehr als vier bis fünf öffentliche Lektionen seyn. „Denn wie es bisher getrieben worden, das könne man an den Folgen sehen (S. 10.), in dem bleichen Antlitze, dem matten Auge, besonders der außerordentlichen Kurzsichtigkeit, der trägen Haltung, der Verstimmung und dem altflugen Wesen besonders der Schüler höherer Klassen; ja es gebe unter Primanern und Sekundanern schon vollendete Hypochondrien.“ — Das ist wahrlich ein rechtes Jammerbild von einem Gymnasiasten, und ich mißbillige dessen Aufstellung gar nicht. Denn darin eben zeigt Gott seine Gerechtigkeit, daß er die Übertretungen seiner Ordnung in dem Verlauf dieser Ordnung selbst, durch natürliche Folgen der Sünde, unfehlbar strafft. Wenn also ein Arzt gewisse Körperleiden vorfindet, so ist er befugt, auf Vergehungen gegen die Naturgesetze zu schließen. Bekanntlich aber entstehen grade hier sehr ähnliche Erscheinungen aus sehr verschiedenen Ursachen; z. B. Würmer und gewisse schlimme Sünden geben den Kindern ein gleiches Aussehen. Es ist aber nach meiner und gewiß der meisten Lehrer Erfahrung dem Ankläger gegenüber in diesem Falle folgendes Zeugniß abzulegen: das bleiche Antlitz und matte Auge finde sich bei höchstens einem Drittel der Gymnasiasten, ein Verhältniß, welches dem Gymnasio mit jeder Elementarschule gemeinschaftlich ist; die Kurzsichtigkeit sey in der Regel, als aus einem besondern Bau des Auges hervorgehend, angeboren, und werde durch die Nartheit des Brillentragens nur eben noch vermehrt. Ubrigens ist die Kurzsichtigkeit kein so großes Ubel für einen Menschen, welcher die Hauptgeschäfte seines Lebens am Studir- und Schreibtisch zu verbringen bestimmt ist, und hat obendrein den Vorzug einer bis in das höchste Alter ausdauernden Brauchbarkeit, während weitsehende Augen gar leicht erblinden. Das ist mit diesem Vorwurf wie mit einem anderen, nämlich, daß oft die geschicktesten Gymnasiasten auch die schwächlichsten wären. In alten Zeiten bestimmten ritterliche Familien die stärkeren

Söhne dem Kriegswesen, die schwächeren dem geistlichen Stande. Und da viele Söhne von Mutterleibe an einen dürftigen Körperbau haben und behalten, sollten wir nicht annehmen, daß Gott diese hauptsächlich zu geistiger Wirksamkeit bestimmt habe, und ihnen deshalb auch in seiner Naturordnung starke Neigung dazu und reichen Segen verleihe? Cicero, Horaz und Virgil waren von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, Julius Cäsar nicht minder, und es ist bekannt, daß die Mehrzahl Deutscher Dichter und Schriftsteller ersten Ranges uns entweder ihren körperlichen Umständen nach unbekannt sind, oder von zarter und kränklicher Natur und nicht normal ausgebildet waren. Daher kommt man gewiß in den meisten Fällen der Wahrheit viel näher, wenn man die Schwächlichkeit als mitwirkende Ursache des ausgezeichneten Fleißes mancher Gymnasiasten ansieht, als wenn man den Schluß umkehrt.

Dieses ganze Schelten auf das viele Sitzen (die meisten Wilden, Türken und Frauen sitzen weit mehr als unsere Schulkinder) scheint mir also auf zu strenger Theorie und einseitiger Beobachtung zu beruhen. Es gibt auch einen ärztlichen Pedantismus wie einen schulmeisterlichen. In einer mir wohl bekannten Töchterchule fragte neulich beim Examen ein Examinator, der an die Stelle des gewöhnlichen Religionslehrers eintrat, ein Kind nach dem ersten Gebote, erhielt aber zur Antwort, der Arzt hätte verboten, es zu lernen; und nachher erläuterte die Vorsteherin die Sache dadurch, daß mehrere Kinder auf ärztliche Verordnung zu Hause nichts lernen dürften. Das heißt doch die Peinlichkeit weit treiben!

Herr Dr. Lorinser hat auch durch Berufung auf frühere bessere Schuleinrichtungen seine Klagen über die jetzigen bekräftigen wollen. Allein es ist ihm schon von mehreren Seiten (in der litterar. Zeitung Nr. 9. von Dr. Müggell und von Prof. Froberg a. a. O. S. 5.) satzsam nachgewiesen worden, daß er hierin sich im Irrthum befindet. Auch diese Abhandlung hier wird später von hochberühmten Anstalten, die vor mehr als hundert Jahren bestanden, zu sprechen haben, welche fast den ganzen Tag unterrichteten. Wüßte man auch ein Zeugniß aus noch früherer Zeit, so findet sich in der Wittenbergischen Kirchenordnung von 1565 Bl. 137., daß Nachmittags drei Stunden unterrichtet wurde, von welchen jedesmal die erste Stunde der Musik geweiht war, letzteres aber auch Mittwochs und Sonnabends. Nach den angegebenen Lehrgegenständen zu schließen, waren auch früh drei Stunden, so daß also in der Woche vier und dreißig Stunden waren. Hierzu kamen noch mancherlei namentlich angegebene häusliche Arbeiten, das Chorsingen auf den Straßen, und in einzelnen Fällen das Infirmiren jüngerer Schüler durch ältere, wie aus der Lebensge-

schichte mancher Männer damaliger Zeit zu entnehmen ist. Wollte man sich aber etwa auf die Erziehung der alten Griechen und Römer beziehen, die sich allerdings, auch beim Lernen, viel in der Luft eines heiteren Klimas bewegten, Schaaren von Sklaven zum Dienst ihrer Bequemlichkeit aufbieten konnten, und in einer ganz anderen Sphäre des Geistes lebten als wir: so vergesse man auch nicht, was Horaz in seiner Poetik von geistiger Bildung sagt:

Qui studet optatam cursu contingere metam
Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit.

Nach allen diesen Erörterungen muß es einem Unbefangenen wohl einleuchtend geworden seyn, daß unsere Gymnasialordnung von den Anklagen, die aus dem vielen Sitzen der Zöglinge hergeleitet werden, so weit freizusprechen sey, daß höchstens den unteren Klassen einige Erleichterung in häuslichen Arbeiten von den Lehrern zu gewähren stände. Wenn nun obendrein, was allerdings äußerst wünschenswerth scheint, und auch Prof. Froiep unter seine acht Hauptheilmittel aufgenommen hat, gymnastische Übungen in die Reihe der ordentlichen Lehrstunden eingeführt würden; dann könnte man getrost behaupten, den Gymnasiasten sey zu normaler Körperentwicklung vollständig genügende Gelegenheit übrig gelassen und dargeboten.

II. Die Seele.

Es ist aber von Herrn Dr. Lorinser noch manches Übel berührt worden, was nicht rein leiblicher Natur ist, und auch deshalb auf geistigen Ursachen beruht (S. 7 u. 8. 10.). „Das altkluge und eitle, mißgestimmte und träge Wesen der Gymnasiasten, ihre geringe Theilnahme an den höchsten Interessen der Menschheit“ (?), das sind Punkte, die weit mehr der liebevollsten Berücksichtigung werth sind, als das Sitzen auf den Schulbänken und am Arbeitstisch. Als Ursache dieser Übelstände gibt er an, die Vielheit der Lehrgegenstände verwirre und stumpfe den Geist ab; allein gar bald geräth er in die Begriffe der Verdauung und des Pflanzenwuchses hinein und verliert die eigentliche Spur. Solche vergleichende Redensarten von Vertrocknen und Verkümmern, von Vollstopfen und Verdauen werden zwar sehr häufig, aber eben so oft ungehörig und ohne deutliche Vorstellung gebraucht. Die unsterbliche Seele des Menschen ist weder eine Pflanze noch ein Magen. Alles, was er deshalb gegen die Vielheit der Unterrichtsgegenstände vorbringt, ist, mit Ausnahme der Citate und einiger Lichtblicke, ohne besondere Bedeutung. Und doch hatte er hier ein recht böses Geschwür unseres Gymnasialwesens entdeckt, worauf auch Prof. Froiep durch einen Rückblick von den Universitäten auf die nächsten Vorbereitungsschulen geführt wird. „Während man,“ sagt er S. 21., „in Übungen fast nur kräftige, mit Behaglichkeit sich bewegende Gestalten und blühende Gesichter mit dem Ausdruck lebensfroher Gutmüthigkeit sieht, wird man in Bonn und Berlin dadurch betroffen, daß man der Mehrzahl nach zwar große, aber entweder schlaffe oder im Gegentheil unruhig bewegliche Gestalten und blasse Gesichter, fast durchgängig mit dem Ausdruck eines gewissen Überdrußes, oder aber einer unstäten,

eifrigen Aufmerksamkeit auf alle Umgebungen bemerkt.“ Und so ist es auch.

Wer es nämlich redlich mit der Jugend meint, darf durchaus nicht in Abrede stellen, daß es zwar nicht mit der leiblichen, aber wohl mit der geistigen Frische und Gesundheit unserer Gymnasiasten sehr schlimm beschaffen ist. Sie arbeiten, aber nur aus Noth und zur Noth; die besten Schriftsteller werden nur als Übersetzungsaufgaben angesehen; ihre freien Arbeiten sind meist eine zerbrockelnde Anhäufung mühsam zusammengefügter Gedanken, ihre Erfindsamkeit zeigt sich am thätigsten in Entdeckung von allerhand trüglischen Hilfsmitteln ihrer Studien, dergleichen denn auch Gewinnsucht und Gewissenlosigkeit genug drücken läßt; ja es gilt Betrug in Schularbeiten unter den drei oberen Klassen durchaus nicht mehr für ehrenrührig. So kommen sie mißmüthig zur Schule, sitzen finster beim Unterricht da, gerathen beim Eingehen des Lehrers in Einzelheiten oder in ästhetische Bemerkungen bald in sichtbaren Verdruß, und seufzen oft sehr vernehmlich, wenn ihnen eine auch unbedeutende häusliche Arbeit aufgegeben wird. *) Freude am Lob des Lehrers suchen sie zu verbergen, Geringschätzung des Tadels zu offenbaren, die Besseren oft beides mit sichtbarem Kampf gegen ihre eigentliche Gesinnung. Es fehlt ihnen vor Allem Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne.

*) Es soll sich hier in die kleinen Lettern einer Anmerkung ein Gegenstand verbergen, der von Lorinser vielfach angedeutet worden und des stärksten Hervorhebens und klarsten Aussprechens werth ist. Das ist die Verwüstung, welche die Selbstbefleckung unter der Jugend auf Gymnasien und anderen Schulen anrichtet. Hier, hier sollten die Hausärzte, die ja jetzt überall in die Stelle der Seelsorger eingetreten sind, sich als rechthaffene Hausfreunde beweisen und nicht erst abwarten, bis die Eltern sie um Untersuchung bitten, und hierauf sollten die Eltern von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit des Arztes mit dringenden Bitten zu leiten suchen. Denn durch diese Sünde wird bei so vielen Kindern von frühester Jugend an (man hat Beispiele von vierjährigen) der Reim aller geistigen und leiblichen Kraft zertrümmert, das eigentliche innere Lebensprincip. Oft kommt bei kräftigen Körpern der leibliche Nachtheil erst in späteren Jahren zum Vorschein; aber die Willenskraft zur Liebe des Guten und zum Haß des Bösen, aber der Gang einer ruhigen und gleichmäßigen Entwicklung der Seele und des Leibes ist für immer zerbrochen. Man lasse sich nur nicht durch gewaltsame Äußerungen von Muth und Wig täuschen: eben die Gewaltsamkeit ist ein Beweis der wesentlichen Naturschwäche. Schon bei Plato (im Symposium) wird die Neigung zu politischen Großthaten aus nichtplatonischer Päderastie hergeleitet: ein neuerer Plato würde mit gleichem Rechte unsere Sucht, geistreich zu seyn, darauf begründen. Eltern, Lehrer, Ärzte, Prediger dürfen sich nicht scheuen, ihre Kenntniß der Sache zu bekennen, oder etwaigen Schaden fürchten, wenn ihr Verdacht in einzelnen Fällen sich grundlos finden sollte. Die menschliche Sprache, die fähig ist, die furchtbarste Unzucht zu bewähnen, sollte diese nicht, mit christlicher Klugheit angewandt, auch den Sünder zu entdecken und doch den Unschuldigen unverfälscht zu lassen vermögen? Der tiefste Ernst ist freilich nöthig. Ich erinnere mich eines alten Dorfschulmeisters, der uns Kindern — ich mochte etwa sechs bis sieben Jahr alt seyn — bei Erklärung des sechsten Gebotes bis auf's Innerste zu erschüttern wußte. Ein Jeder thue auch hier sein Bestes und stelle den Erfolg Gott anheim.

Wenn ein Schriftsteller in der Klasse nicht mehr gebraucht wird, dann wird das Exemplar verkauft; der neubersezte Sekundaner eilt sich des Cäsar und Ovid zu entäußern, der neue Primaner des Virgil, Livius und Xenophon, und kommt es endlich gar zum Abgange von der Schule, dann bleiben die höchsten Genien der Griechen und Römer für ein Billiges im Kreise der ehemaligen Mitschüler zurück. Was aber damit äußerlich geschieht, ist noch viel mehr eine innere That. Die ganzen Humanitäts- und Schulstudien werden vor dem Beginn des Brodstudiums über Bord geworden als ein nichtswürdiger Ballast. Nun was lieben denn die armen Jünglinge? Denn an etwas muß der Mensch doch sein Herz hängen. — Was sie fürchten, das weiß ich wohl zu sagen: sie fürchten die Examina und wieder die Examina. Aber was sie lieben, das ist schwer zu entscheiden. Sie kleiden sich möglichst fein und neu-mobisch; sie ziehen Mittwoch und Sonnabend schaa-renweis nach Kaffee-schenken in der Umgegend, um da oft fünf Stunden hintereinander mit Tabakrauchen, Biertrinken, Kartenspielen zuzubringen. Außerdem werden aber in der Stadt die Billardstuben fleißig besucht. Sie sehen auch wohl klassenweis in die Opertheater. Im besten Falle stiften sie Musikvereine und widmen diesen einen großen Theil ihrer Zeit und Kraft. Ihre Gespräche beziehen sich sehr häufig auf die heranwachsende weibliche Jugend, und in dieser Hinsicht wird ihnen besonders die Kurzsichtigkeit, die ehemals von meinen Jugendgenossen wenig beachtet wurde, so lästig, daß die Eltern Brillen anschaffen müssen. Wenn die arme Jugend nun also die Tagesstunden verdorben hat, dann sollen die Arbeiten bei Nacht angefertigt werden, oft von mehreren gemeinschaftlich, was zu neuen Unordnungen beim Gebrauch von Reizmitteln Veranlassung gibt. Dieses ist ein treuer Schattenriß von vielen unserer Tertianer, Sekundaner und Primaner. Dabei will ich die mancherlei Gerüchte nicht verschweigen, welche von etlichen Gymnasien umlaufen, als hätten schon mehrere der älteren Schüler die Wege gefunden in die von der Obrigkeit gestatteten Wohnhäuser der Unglücklichen.

Es ist dieser Zustand auch der Sorgfalt unserer Schulbehörden nicht verborgen geblieben. Der Besuch öffentlicher Wirthshäuser ist den Schülern verboten worden; die Polizei hat die besondere Weisung, über die Aufrechthaltung dieses Verbots nach Kräften zu wachen. Dem elenden Treiben der Studien nur um des Examens willen ist durch die neue Abiturientenordnung entgegengetreten worden. *) Denn es ist be-

*) Der Herr Prof. Froxiep findet den Grund der geistigen Überreizung und Abspannung unserer jungen Leute fast einzig in der Wichtigkeit, welche den Schulprüfungen beigelegt wird. Denn jener Krankheitszustand finde in Österreich und Preußen statt, wo großes Gewicht auf Examina, nicht in Württemberg, wo wenig darauf gelegt wird. Starke Richtung auf Ziel und Zeit einer Arbeit lasse stets Abspannung hinter sich. Auch würden die Lehrer zu einer für die Jugend verderblichen Stimulation getrieben. — Viel Wahres liegt wahrlich hierin; aber es scheint doch noch mehrseitige Prüfung der mitwirkenden Umstände nöthig, besonders inwiefern die Eitelkeit der Eltern, welche (S. 29 u. 35.)

fanntlich die Hauptidee dieses Reglements, daß die Zeilstäbe des Examens in den einzelnen Kenntnissen der Schüler sollen aus den Augen gerückt, und dagegen die allgemeine Ausbildung des Geistes durch treue Benutzung des fortlaufenden Unterrichts als der eigentliche Gegenstand der Abiturientenprüfung den Lehrenden und Lernenden vorgehalten werden. Und wahrhaftig, ein so klares Bekenntniß der Obrigkeit zum Rechten kann nicht ohne gute Wirkung bleiben. Aber die Hauptquelle vieler Leiden vieler Schüler fließt in dem elterlichen Hause, und dahin darf und kann der fleischerne Arm der weltlichen Herrschaft nicht reichen, es wäre denn in demokratischen oder despotischen Staaten. Ebenfalls jene Mitaufsicht der Polizei zeigt sich oft ganz illusorisch; denn zu wirklichem Abwehren des Bösen gehört eine tüchtige Gesinnung.

O daß mir es gelingen möchte, die Fehler der Erziehung bei so vielen reicheren und vornehmeren Eltern scharf zu zeichnen ohne Partheilichkeit! Aber ein Schullehrer ist gar zu sehr Parthei! Denn ihm werden ja Blüthen und Früchte seines Weinbergs genommen durch die wuchernden Giftpflanzen der Eitelkeit, der Habsucht, der Genußsucht und des Hochmuths.

Schon früh will die Mutter mit dem schöngepuhten Knäblein glänzen, und der Vater, von irgend welchen Freiheitsgedanken oder der leidigen Geniesucht angesteckt, freut sich aller Ungezogenheiten und der Übertretung seiner eigenen Befehle, wenn sich nur Kraft dabei zu offenbaren scheint. Er befiehlt über-

als dritter Grund des Übels namhaft gemacht wird, in den verschiedenen Ländern verschieden seyn möchte, welche Objekte in Württemberg und Österreich nicht, aber in Preußen gelehrt werden (S. 23.), ferner wie sich (S. 27.) die Schätzung intellektueller Leistungen in Norddeutschland anders stellt als in unserem Süden; kauter Stücke, die dem Examen an Wichtigkeit nicht nachstehen. Das Hauptübel aber eines übertriebenen Examinirowesens liegt in einer ungeistigen Abschätzung geistiger Tüchtigkeit, in der Anwendung des finanziellen Kontrollsystems auf Kunst und Wissenschaft: ein innerer Widerspruch, der nothwendig zerstörende Wirkungen auf Schüler und Lehrer haben muß, und zwar desto mehr, je größere Belohnungen auf examinirbare Geistesbildung gesetzt sind. Grexerus (bei Froxiep S. 42.) trifft den Nagel auf den Kopf. Von der großen Anregung jedoch der lehrerischen Eitelkeit, die besonders hervorgehoben wird, habe ich weder mit Augen noch durch Gerücht aus Preussischen oder Sächsischen Gymnasien etwas Auffälliges erfahren. Der sollten wir auch dieses schon von den Franzosen gelernt haben? Übrigens gab es bis vor Kurzem in Sachsen gar keine Abiturientenprüfungen, und in Preußen erst seit sechzig Jahren, eingeführt nach Junk's Entwurf durch den Minister von Zedlitz. Das Bedürfniß mag in großen Ländern größer seyn als in kleinen; indeß scheint doch auch dort ein provinzieller Unterschied wohl statthaft. Um endlich über die Froziepsche Abhandlung ein allgemeines Urtheil abzugeben, so enthält sie, außer den angeführten Hauptsätzen viele einzelne fruchtbare Bemerkungen, ist aber so sehr negativen Charakters, daß sogar S. 33. als oberste Regel aller Schulverbesserungen ausgesprochen wird die, daß das sicherste Mittel, eine Handlung zu verhindern, darin bestehe, den Zweck derselben unmöglich zu machen. Sonst glaubte man, das Sicherste wäre, dem Bösen den Willen zur Handlung zu benehmen, und jene Maxime wäre nur ein sehr unsicherer Lückenbüßer menschlicher Dummheit.

haupt selten ohne Erörterung seiner Absichten, und tadelt nie ohne Nachweis, daß der Fehler lächerlich oder verächtlich mache, oder lebensgefährlich sey. Bald ist nur durch immerwährende Hinweisung auf das Urtheil der Leute, auf Ehre und Schande, oder durch reiche Geschenke und Ergänzungen noch einiger Gehorsam zu ermöglichen. Vielleicht ergreift auch endlich der Vater, durch Schaden gewizigt, das Mittel strenger Zucht, aber die Mutter weiß des Sohnes Vergehungen zu verdecken, und durch Täuscherei die ärgerlichen Auftritte aus falscher Liebe zu Vater und Sohn zu verhüten. Kinderbälle und Geburtstagsfeiern dienen indessen dazu, das Kind immer besser im Effect-machen zu üben. Endlich gehen die Schuljahre, oft viel zu zeitig, an, und jeder Fortschritt in den Elementen wird mit großem Lob, auch vor anderen Eltern, und mit Belohnungen begleitet. Fehlt's an Fortschritten, so ist zunächst der Gedanke fern, dem munteren und naseweisen Knäblein könne es an Lust oder Fähigkeiten mangeln; seine Klagen gegen den Lehrer werden gehört, weil es die Gerechtigkeit so verlange; der Lehrer wird gewechselt und das Mißfallen an ihm auch in Gegenwart des Sohnes ausgesprochen. Es ist überhaupt nicht mehr Sitte, in Gegenwart der Kinder über Erwachsene und alte Leute, über Obrigkeiten und Standespersonen mit der gebührenden Ehrfurcht zu reden: es wird gerichtet ohne Ansehen der Person außer der eigenen, und die Söhnlein sind Assessoren in diesem Conversationstribunal. So vorbereitet tritt der Knabe in's Gymnasium, das ihm gleich anfangs dadurch verleidet wird, daß er, nach seiner und der Eltern Meinung, zu tief zu sitzen kommt. Da geht's denn nun so übel und böse fort mit immerwährendem Hinweisen auf die Vergehungen,*) mit häufigen Klagen, daß eine gewaltig strenge Zucht gehandhabt werde, daß die armen Kinder jetzt weit mehr lernen müßten, als sonst, besonders in den unnützen alten Sprachen. Desto größere Belohnungen werden auf die Fortschritte gesetzt, silberne und goldene Uhren, neue Kleider, Reit- und Tanzstunden, Reisen und dergleichen. Die Mutter kann die Freude nicht erwarten, ihren Sohn einen jungen Mann nennen zu hören; sie fängt erst halb scherzhaft mit dessen vierzehntem Jahre, im Ernst mit dem fünfzehnten an, ihn so zu heißen, und der junge Mann fängt ebenfalls an, seine Cigarre zu rauchen und sich zu fühlen. Das Taschengeld wird immer mehr erhöht, damit die Spaziergänge und das Billard besritten werden können. Romane und Journale liest er umsonst schon seit lange mit Mutter und Schwester. Kurzum, ein Tertianer oder Sekundaner ist fertig, wie ich ihn oben geschildert habe.

Difficile est satiram non scribere.

Die Schule und ihre Studien wird ihm natürlich ein schwerlastendes Joch, das er mit Resignation trägt, weil sie das einzige Mittel ist, Student zu werden. Man willige nur einmal in die Forderungen des Dr. Lorinser, und verringere

*) Diese Art von Schulehrgeiz stellt Dr. Froberg der Habucht gleich S. 36., und in der That habe ich ihn am stärksten bei jungen Juden gefunden.

die Schularbeiten: das hieße weiter nichts, als dem Theater, den Kaffee- und Billardwirthren häufigere Gäste zuführen, oder der Unterhaltungslektüre, den Musik-, Tanz- und Fechtübungen mehr Kraft zuwenden.

Möchte man da nicht den Schaden der Jugend verzweifelt böse nennen und ihre Wunden unheilbar?

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Frankreich.) In Toulouse hat sich eine Gesellschaft zur geistlichen Fürsorge für die zahlreichen Protestanten in Algier gebildet, die bisher des öffentlichen Gottesdienstes und jedes anderen Mittels der Erbauung entbehrten. Schon hat sich ihr eine Hülfs-Gesellschaft in Genf angeschlossen. Die Absicht ist, in Algier eine reformirte Kirche zu stiften, und eine mit dieser in enger Verbindung stehende Schule. Nach langem Suchen fand man zwei zu diesem Werke geeignete Arbeiter.

Der eine ist Herr Roussel, ehemaliger Pfarrer zu St. Etienne, der vom Consistorium zu Lyon, seiner Orthodorie wegen, seines Plazes entsetzt wurde. Dieser treue Diener des Herrn ergriff mit Freuden den Vorschlag, das beseligende Evangelium des Heilandes nicht nur den Protestanten, sondern auch allen denen in Algier zu verkünden, welche es sonst hören wollen. Der andere, Herr Albino, ist ein ehemaliger Colporteur der Evangelischen Gesellschaft zu Genf; er wurde nach gehöriger Vorbereitung zu diesem Amte und nach rühmlich bestandenem Examen dem Herrn Pfarrer Roussel als Schullehrer beigelegt. Diese beiden Brüder in dem Herrn kamen am 20. December 1835 glücklich in Algier an, und begannen dort sogleich ihre Wirkksamkeit. Die französische Regierung empfing sie zuerst sehr freundlich und die dortige protestantische Gemeinde schien sich ihrer Ankunft zu freuen. Eine Schule wurde sogleich eröffnet und gedieh zusehens, so daß sie jetzt bis auf 53 Kinder gestiegen ist. Nicht so erfreulich ist bis jetzt das Werk Roussel's gediehen! Das große Sittenverderbniß, welches in der Kolonie zu Algier herrscht, ist daran Schuld; so lange als Roussel das Evangelium im Allgemeinen in seinen Vorträgen verständigte, hatte er zahlreiche Zuhörer; jedoch als er sich gradzu an die Gewissen richtete, als er ihnen ihren sündhaften Zustand im wahren Lichte zeigte, und ihnen die Nothwendigkeit einer Beteuerung an's Herz legte, als er von dem Heile sprach, welches aus dem Blute unseres Heilandes für den reinen Sünder hervorgeht: da zogen sich eine große Menge seiner Zuhörer zurück, und mehrere traten sogar als seine Gegner auf; er wurde der Regierung als ein gefährlicher Profelytenmacher angezeigt, und man untersagte ihm, sich an andere Personen, als an diejenigen seiner Gemeinde zu wenden. Dies ist um so viel mehr zu beklagen, da es mehr als gewiß ist, daß man mehr Schüler und aufmerksame Zuhörer unter den Arabern selbst, und unter den dortigen Juden würde gefunden haben, als unter denjenigen, welche sich Christen nennen. Glücklicherweise haben diese Hindernisse den Muth Roussel's nicht gebeugt, wenn er gleich, wie er schreibt, jetzt aus eigener Erfahrung gelernt hat, warum einst Jonas sich auf ein Schiff flüchtete, um der Mission zu entfliehen, welche er in Ninive auszurichten hatte. Er hat jetzt einen neuen Plan entworfen. Er will mehrere Schulen in Algier eröffnen und hat bereits die Erlaubniß erhalten, Juden und Eingeborene darin aufzunehmen. Zu diesem neuen Unternehmen sind durchaus tüchtige Gehülfen nöthig, welche sowohl in französischer als Deutscher Sprache unterrichtet ertheilen können, denn fast die Hälfte der Kolonie spricht diese letztere Sprache. Auch wird dazu noch ein Evangelist gesucht, der beider Sprachen mächtig ist, und auf diese Weise nicht nur eine thätige Hülfe für Herrn Roussel bei seinen Pastoralgeschäften seyn kann, sondern auch Herrn Albino beim Schulunterricht unterstützen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 8. Juni.

N^o 46.

Die wahre Gesundheit der Gymnasiasten, für und wider Herrn Dr. Lorinser, von einem Preussischen Gymnasiallehrer.

(Fortsetzung.)

III. Abhülfe.

Es kommt zunächst darauf an, den gegenwärtigen Zustand unserer Schuljugend unter etliche feste Gesichtspunkte zu fassen. Ich hoffe auf die Zustimmung vieler Ärzte und Amtsgenossen rechnen zu dürfen, wenn ich, auch nach Lorinser und Froiep, die Uebel alle in dem Satze ausspreche: es fehlt unserer Jugend die rechte Jugendlichkeit. Um mich aber nicht auch meinerseits in leere Worte zu verlieren, will ich als ersten Bestandtheil der rechten Jugendlichkeit nicht die allgemeinen Tugenden der Bescheidenheit, des Gehorsams, des Fleißes aufstellen, sondern Heiterkeit. Die Jugend ist an sich selbst heiter und fröhlich. Incipe, parve puer, risu cognoscere matrem! (meine philologischen Kollegen mögen mir diese Bedeutung erlauben). Das Kind spielt, der Knabe jauchzt und der Jüngling geht in bunten Träumen dahin. Nehmen wir an, das Gymnasium bekomme seine Sextaner in ungetrübter Heiterkeit aus den Händen seiner Eltern; gewiß ist dann die Pflicht der Schule, ihnen diese Eigenschaft möglichst zu erhalten. Gestört aber wird die Heiterkeit durch Furcht vor der Zukunft, durch Mißbehagen an der Gegenwart und durch Reue über die Vergangenheit; Störung aber der Heiterkeit bringt auf die Länge auch alle jene halbkörperlichen Erscheinungen hervor, mit deren Schilderung uns oben die Ärzte erschüttert haben. Es kann aber jene Furcht und diese Reue von einem menschlichen Gemüth nur fern gehalten werden entweder durch gänzliche Gedankenlosigkeit, oder sie müssen durch vollständige Vermittelung in Hoffnung und Versöhnung verwandelt werden. Indes beides, gänzliche Unbesonnenheit und vollständige Besonnenheit sind nicht Bestimmungen, die wir bei der Jugend im Allgemeinen voraussetzen dürften. Lassen wir uns genügen, in Beziehung auf Zukunft und Vergangenheit, von unseren Jünglingen nur einen gewissen Grad von Unbefangenheit zu fordern. Und da komme ich abermals dahin, die neuesten Verordnungen wegen der Abiturientenprüfungen und der zweijährigen Cursen in den oberen Klassen zu preisen. Denn eben das Treiben und Drängen von einem Examen zum anderen bis zum letzten ist immer ein Haupthinderniß der jugendlichen Unbefangenheit gewesen. Denn was ist Unbefangenheit? Das Bewegen der Wünsche und Gedanken in einem engen Wirkungskreise und das — ich möchte sagen — dichterische Vertiefen in einen kleinen Makrokosmos. Von dem Vorwurfe

nun, eine solche Gemüthsstimmung gegen die Zukunft dem Gymnasiasten zu erschweren, ist die Schule durch jene Anordnungen zum Theil befreit worden. Von der Reue aber über die Vergangenheit wird die Schule, wenn wir, die sittliche Bedeutung vor der Hand bei Seite lassend, nur in den Schranken der Schulstudien bleiben wollen, ihre Anvertrauten dadurch am besten befreien, daß sie das Bewußtseyn gemachter Fortschritte in den jungen Seelen erweckt und zu fröhlicher Lebendigkeit steigert. Wie dieses geschieht? Sicherlich nicht dadurch, daß man diese Freude an der Hände Werk durch öffentliche Auszeichnungen und Belohnungen mit der ganz anderen Freude des befriedigten Ehrgeizes vertauscht, oder auch nur versetzt und vergiftet. O der arme Jüngling, der in den Prämien, und wenn sie ein Französischer Premierminister austheilte, die höchste Belohnung seines Fleißes findet! Man frage nur ernste Männer, wie lange sie an dem Schaden, den ihnen auch Deutsche Prämienvertheilung zugefügt hatte, zu leiden und zu verbessern gehabt haben. Doch auf die positive Beantwortung dieser Frage werden wir bald zurückkommen.

Jenes obige Mittelstück unter den Hindernissen der Heiterkeit, das Mißbehagen an der Gegenwart, ist offenbar von viel größerer Bedeutung und reicherm Gehalt für unsere Untersuchung; das fühlen wir Alle. Wie ist also das Mißbehagen unserer Gymnasiasten an ihrer Gegenwart in Liebe dazu umzusetzen? Es ist aber die Liebe der Schüler zu ihrer Gegenwart durch drei Stücke bedingt, erstlich durch Einstimmung der Schule mit dem elterlichen Hause, dann durch Liebe zu den Lehrern und endlich durch Liebe zu den Ferngegenständen. Nach dem, was oben von der häuslichen Erziehung gesagt worden, möchte es scheinen, als wenn auf das erste Stück gänzlich verzichtet werden, und als wenn nicht von Einstimmung, sondern nur von Widerstand die Rede seyn müßte. Und in der That kann der öffentlichen Erziehung nimmermehr zugemuthet werden, sich um die eigenthümlichen Lebensansichten der einzelnen Väter und Mütter zu bekümmern; eben so wenig als es mit der sittlichen Würde einer Schule verträglich ist, die Liebe der Schüler durch Nachgiebigkeit gegen ihre Untugenden zu gewinnen. Was Götthe sagt:

Ist Gehorsam im Gemüthe,

Wird nicht fern die Liebe sehn;

das muß die Grundregel jedes um Liebe werbenden Lehrers bleiben. Die Schule aber muß durch eine gleichmäßig streng eingehaltene Disciplin in dem Knaben das Gefühl einer nothwendigen Ordnung hervorrufen, damit das Schulgesetz in dem Jünglinge zur Sitte, ja zur Freiheit werden könne. So lange eine Schule nach einem geschriebenen Gesetze regiert wird, mag

man nicht sagen, sie sey schulmäßig disciplinirt, es müßte denn jenes Gesetz seyn Ps. 119, 9. Innerhalb dieser Sitte mag ein Lehrer die lebenswürdigste Persönlichkeit entfalten, wenn ihn Gott damit begabt hat; er wird dann keinem Einzelnen schaden, und der Schule nützen, während philanthropistische Weichlichkeit nur weiland Dessauer Ungehorsam und Uneinigkeit hervorbringt. Aber nicht bloß die Liebe der Schüler erwächst am sichersten aus einer gleichmäßigen Disciplin, sondern die Widerrede der Mütter wird auch dadurch am schnellsten zum Schweigen gebracht. Denn gleichgültig darf die Stimmung der Eltern keiner Schule seyn. Wenn nämlich alle Liebe entweder eine prästabilierte, angeborene, unmittelbare oder eine angewöhnte, vermittelte ist, so ist die Liebe der Kinder zu den Eltern zugleich beides, die zur Schule nur von letzterer Art und jener daher weit untergeordnet. Widerwillen der Eltern wird also gar leicht eine gleiche Stimmung bei den Kindern hervorrufen. Dadurch braucht man sich aber nicht einschüchtern zu lassen. Denn erstlich sind alle Eindrücke auf das jugendliche Herz weniger tief und weniger dauernd und oft durch den Wechsel der Zustände zu verändern. Zweitens ist die elterliche Liebe viel größer als die kindliche, und von größerem Gewicht auf dauernde Bestimmung des Urtheils. Daher bemerken Eltern viel schärfer das Mißbehagen der Kinder, als es umgekehrt der Fall ist, und noch bemerklicher ist dieser Unterschied in der Theilnahme am gegenseitigen Wohlbefinden. Ich rufe getrost die Erfahrung aller Schullehrer zur Zeugin auf, ob nicht die Unzufriedenheit der Eltern mit der Schule gewöhnlich erst dann sich zu zeigen begann, als die Zufriedenheit und Heiterkeit der Kinder sich schon sichtbar verringert hatte. Wenig Mütter vermögen den Klagen der Kinder zu widerstehen, und wenig Väter den Müttern. Auch das ist Zeitgeist.

Auf jeden Fall wird viel gewonnen seyn auch für den Beifall des Publikums, wenn sich die Jugend auf unsern Gymnasien wohlfühlt. Das wird nun vor allen Dingen dann sich ereignen, wenn sie zu ihren Studien einige wahre Liebe faßt, was wiederum nur dann möglich ist, wenn diese Studien weder der Natur der Liebe, noch der jugendlichen Natur widersprechen. Ein wesentliches Moment der höchsten Liebe ist Einheit des Gegenstandes, und dies ist so wahr, daß wir nur in Gott andere Menschen wahrhaft lieben können. Und jenes Moment geht auch für niedere Grade der Liebe in so weit nicht verloren, daß Wenigkeit der Gegenstände ein nothwendiges Erforderniß bleibt, wenn eine lebhaftere Theilnahme erregt werden soll. Nur wenn ein höheres Interesse viele Gegenstände zusammenhält, dann darf auch für diese vielen eine gleiche Liebe erwartet werden. Demnach scheinen mir die Vielheit der Lehrgegenstände und das Verlangen, die Jugend solle sich zu allen gleich hingezogen fühlen, in einem unauflösliehen Widerspruch zu stehen. Oder kennt Jemand die Jugend so wenig, daß er behaupten wollte, die Liebe zu einer harmonischen Geistesbildung oder irgend welchem Gesamtergebniß der mancherlei Studien wäre in ihr kräftig genug, um alle einzelnen Gegenstände ihr lebens-

würdig zu machen? Unsere Jugend liebt eben deswegen weder Latein, noch Griechisch, noch Deutsch, noch Französisch, noch Geschichte, noch Geographie, noch Mathematik, noch Physik, noch Botanik, noch Mineralogie, noch Thierkunde, noch Litterargeschichte, noch Philosophie, noch Religionslehre, weil sie alles zusammen lieben soll.

Man lege aber die Vielzahl der Lehrbobjekte ja nicht den neueren Schulplänen zur Last. Seit dem Erscheinen des Orbis pictus um 1650, ja seit Notich, etwa dreißig Jahr vorher, hat man hie und da auf Mannichfaltigkeit der Kenntnisse gedrungen. Am meisten und durchgreifendsten geschah es von A. S. Franke und seinen vielen Schülern, die meist als Geistliche Schulen gründeten oder leiteten, und sich dabei die Hallischen zum Muster nahmen. Dort ward nämlich außer dem Latein, dem Französischen und dem Griechischen auch Geographie, Geschichte, Mathematik, Astronomie, Naturlehre, Naturgeschichte, Logik und Rhetorik gelehrt; ja es wurde gradezu der Grundsatz aufgestellt, die Jugend höherer Stände bedürfe einer encyclopädischen Bildung. Außerdem pflegte man nach Frankeschem Unterrichtssystem viel schriftliche Arbeiten machen zu lassen und etliche Erholungsstunden zum Besuch von Werkstätten und zur Anschauung des Industrielbens zu verwenden. Bei diesem Übermaaß wurde doch etwas Tüchtiges geleistet, wenigstens im Latein, so daß selbst Feinde der sogenannten pietistischen Richtung ihre Gespensterfurcht vor dem vielen Singen und Beten in der Schule überwandten und ihre Kinder den Frankeschen Anstalten anvertrauten, während doch noch andere Gymnasien in derselben Stadt ihnen offen standen. Das war aber vor hundert Jahren: da war noch mehr Gehorsam in der Welt, mehr Ehrfurcht und Demuth; lauter Quellen der Aufmerksamkeit, des Fleißes, der Liebe. Wie stehen wir aber jetzt? Ei nun, der Gehorsam, und in der Regel nicht Neigung, führt auch jetzt, wie von jeher, die Knaben zu den Studien; dieser Gehorsam ruht aber dermalen auf so schwachen Grundlagen, wird so früh mit Uppigkeit versüßt und mit Ehrgeiz versäuert, und ist daher so wenig nachhaltig, daß für den Fortgang des Lernens nichts darauf zu bauen ist. Ferner aber läßt sich mit unumschöpflich Gewißheit behaupten, daß die ausgezeichneten Schüler jener Anstalten nur durch Liebe zu Einem Stück ihrer Studien geworden sind, was sie geworden sind. Denn verunstalten und verbilden kann vielerlei, aber bilden kann nichts als Liebe. Denn was wollen Bildungsmittel anders als das Eingehen der Geister in einander vermitteln? Nur was mit Liebe gelernt wird, wird im Innern gehegt und gepflegt und vermählt sich mit den eigenen Naturanlagen, mit den Lebensansichten und Zuständen, in welche hinein das Kind geboren oder erzogen worden; nur was mit Liebe gelernt wird, wird mit Lust gelernt. Wenn es nun wahr ist, daß ein Mensch nicht vielerlei lieben kann, daß ferner die Schulen heut zu Tage auf keine große Mitwirkung der elterlichen und — muß ich hinzufügen — der lehrerischen Strenge und Ehrwürdigkeit rechnen dürfen; so bleibt ihnen nichts übrig, als die Lehrgegenstände

o durch ausgedehntes Be-
e den Jünglingen Liebe
o doch einige Bildung zu
eige nun und nimmermehr
dieser Bedingung allein ist es
keit unserer Gymnasialen wie-
Zustimmung der Eltern; nur
zu verschaffen, was oben das
Zufriedenheit genannt wurde,
in die Vergangenheit. Denn
enigen Stücken müssen natür-
gewonnener Kraft und gehei-
das mühselige Durchstümpfern
n, deren Ansprüche doch nicht
d die daher eine heimliche Ge-
t wiederkehrendes Mißbehagen
alten Greg. Horstius (bei
n mit Liebe und Nutzen zu
lesen müsse," ließe sich durch
iger Leute, von Quintilian
sehnlich vermehren. Der alte
gnügen mache, hat nur Wahr-
ens verbannt werden soll, oder
a dem letzteren Falle heißt er-
gung sey schon eine Abwechse-
Ernstes Erholung. Von der
er vielmehr von der thatsäch-
Liebe zur Abwechselung liegt
ten und neuen Staaten zum
e immer etwas Neues hören
aulus, als er ihnen von der
en Natur sagte, einen Lotter-
ie die gebildete Welt neuester
on selbst Aufruhr und Gottes-
hem Wahlpruch: Variatio
irfal arbeitet allerdings die
aß sie sich ihm nicht stärker
hin selbst der Einseitigkeit,
auer in dem Charakter ihrer
eine Kraft- und saßlose Viel-
seitigkeit.

äußerst schwierige Frage, auf
einfachheit in den Lehrgegen-
bekanntlich drei Wege vor-

oben erwähnte encyclopädische Richtung der Frankeschen An-
stalten wesentlich verbessert, und ihm hat man es mit zuzuschrei-
ben, daß, außer vielen tüchtigen Geistlichen, auch viele wahr-
haft gebildete Männer in anderen Fächern dort erzogen worden
sind. Dieses Verfahren hat aber einen wesentlichen Nachtheil,
nämlich einen sittlichen. Denn dadurch, daß der Faulheit in
einzelnen Gegenständen, die sich so gern als natürliche Untüch-
tigkeit und unüberwindliche Abneigung ansieht, eine gesetzliche
Berechtigung zugestanden wird, gibt die Schule einen großen
Theil ihrer Würde oder Rechtmäßigkeit und damit ihrer Wirk-
samkeit auf, und stellt dem Dünkel und der Lüge, oder doch
der Unwissenheit, die Werthbestimmung der einzelnen Schul-
wissenschaften durch ausdrückliches Eingeständniß anheim. Außer
Übung ist aber diese Gymnasialgestalt bei uns desto mehr gekom-
men, je mehr man sich zu dem mißlichen Grundsatz bekannte:
Der Staat kann Alles gewähren und Alles fordern.

Eine zweite, die sogenannte Continuationsmethode, welche
jedoch im Großen wenig zur Ausführung gelangt ist, besteht
darin, daß je zwei oder drei Lehrgegenstände vierteljährig
fast ausschließlich und ununterbrochen betrieben werden, wäh-
rend man alles früher Erlernte entweder als Nebensache in
ganz wenigen Stunden repetitend festhält oder ganz wegläßt,
bis wieder derselbe Gegenstand auf längere Zeit an die Reihe
kommt. Diese Lehrart, welche vielseitige Bildung als Resultat
der ganzen Gymnasialzeit durch lauter einzelne einseitige Curren
hervorbringen will, leidet bei großen Vorzügen an manchen
Nachtheilen. Denn erstlich werden die nöthigen Repetitions-
stunden nach und nach so zahlreich, daß das System selbst ge-
stört wird; zweitens entsteht die unmenschliche Forderung, daß
der Schüler mit seiner ganzen Liebe eben so oft wechseln soll,
als alle einzelnen Gegenstände abwechselnd zu Hauptgegenstän-
den werden; drittens ist dadurch eine theilweise Vernutzung des
Gymnasialunterrichts von Schülern, die sich für andere Staats-
ämter als die gelehrten Stände ausbilden wollen, bedeutend
erschwert. Das Haupthinderniß aber, welches auch die voll-
ständige Einführung auf Gymnasien gradezu unmöglich macht,
liegt darin, daß die Kräfte und Kenntnisse der Lehrer sich nicht
in vierteljährige Curren eintheilen lassen.

Wenn nun diese beiden Lehrordnungen eine Vermittelung
zwischen den Gegensätzen der vom Schulplan vorgeschriebenen
Vielseitigkeit und der von der Natur des menschlichen Geistes
erforderten Einseitigkeit anstreben, aber demüthet beide Ge-
gensätze einander starr gegenüber dastehen lassen: so wäre noch
eine dritte Vermittelung denkbar, welche darin bestünde, daß
die Gegensätze selbst gemildert, und dadurch einer wirklichen
Auflösung in das rechte Gleichgewicht und Ebenmaaß, also einer

neten Punkt zur Einseitigkeit herab; er lasse sich aus Liebe zu der Schwachheit unserer Jünglinge, und — warum soll ich es nicht aussprechen? — ihrer jagenden und gefagten Lehrer herab, und die Liebe wird der Liebe Preis sehn. Was irgend jene Fach- und Continuationsysteme Brauchbares anbieten, es werde willig angenommen, um den etwa unerlässbaren Grad der Einseitigkeit dennoch möglichst zu mildern. Man lese möglichst wenig Schriftsteller sowohl auf der Schule überhaupt als gleichzeitig in einer Klasse, und die wenigen in zahlreichen und nicht zu sehr getrennten Stunden. Eben so treibe man die Elemente eines neu eintretenden Gegenstandes anfangs in täglich wiederkehrenden Lektionen, um die erste grob äußerliche Fremdheit schnell zu überwinden. Hierbei ist freilich einige Unbestimmtheit des Lektionsplanes nicht zu vermeiden, aber auch nicht für schädlich zu achten. Solche die Übersicht und den Geschäftsgang erleichternde Formen haben in Kunst und Wissenschaft einen sehr untergeordneten Rang. In dem wichtigsten Punkte, in dem Geist des Lehrens, muß doch einmal dem Lehrer Freiheit und Vertrauen geschenkt werden. Man setze, wie früher in den Frankeschen Anstalten, monatliche Repetitions- und Examinationsstunden an, welche die Direktoren regelmäßig zu besuchen verpflichtet wären. Es könnten ihnen ja dafür Lehrstunden abgenommen werden. Man lasse ausnahmsweise, nach Maassgabe einer psychologischen Beurtheilung des ganzen Lehrers-Collegiums, die Versetzung einzelner Schüler auch dann erfolgen, wenn sie in einem Stücke zurückgeblieben sind.

Jenen Punkt aber, bis zu welchem die Zahl der Lehrgegenstände vermindert werden könne, hat sich Schreiber dieses zwar wohl für sich berechnet, getraut sich indes nicht, sein Urtheil bis in's Einzelste festzustellen und auszusprechen. Doch erlaubt er sich, die Faktoren und Hauptprodukte seiner Rechnung anzugeben. Sie sind überhaupt nur zwei, die Natur des jugendlichen Geistes und der Begriff christlich germanischer Bildung.

Der jugendliche Geist, welchem auch zur Erhaltung seiner Heiterkeit, wie oben gesagt, die Lehrgegenstände angepasst werden müssen, ist, je jünger je mehr, auf das Unmittelbare, das äußerlich Gegebene, das unvermittelte Wirkliche gerichtet; Vermittelung dagegen, Reflexion, Dialektik, philosophische Methode ist ihm zuwider. Aller Unterricht hat nun den doppelten Zweck, jenen Hunger nach dem Unmittelbaren mit der edelsten Nahrung zu sättigen, und die Abneigung gegen die Vermittelung zu überwinden. Aus diesem Gesichtspunkte kann man alle hauptsächlichlichen Unterrichtszweige abtheilen a) in rein vermittelnde, reine Mathematik und Logik, allgemeine oder philosophische Sprachlehre, b) in unvermittelte, Naturkunde und Geschichte (denn nur Chronik ist schulmäßig) und c) in solche, die beides

sind, die am Unmittelbaren immer zugleich in der Vermittelung üben, Sprachstudium und Physik, und im höchsten Sinne und Grade der Religionsunterricht.

Wie sehr die drei letzten Gegenstände den übrigen einseitigen vorgehen, ist durch das thatsächliche Urtheil der Preussischen Schuleinrichtung anerkannt; ob genug und nach ihrem Verhältniß unter einander und zur Bildung überhaupt, darüber werde ich einige Andeutungen auszusprechen wagen, nachdem ich erst etliche negative Bemerkungen über einzelne von den übrigen Schulwissenschaften werde gemacht haben. So scheint die Naturkunde nur in wahrer wissenschaftlicher Gestalt edel; diese Gestalt aber wird entweder durch die Zeugungstheorie bestimmt, und gehört schon deshalb nicht für die Jugend, welche nur beim ehrfurchtsvollen Lesen des göttlichen Wortes dergleichen ohne Nachtheil vernehmen kann, oder sie ist auf mathematische Konstruktionen und chemische Vorkenntnisse gegründet, und fällt damit eigentlich in die Physik. Überhaupt darf kein Gegenstand bloß deshalb dem Schulunterricht einverleibt werden, weil er einer hohen Wissenschaftlichkeit fähig ist, oder vielleicht etwa eben ein genialer Kopf ihn zu einem Glanzpunkte der feingebildeten Welt oder der strengen Wissenschaft erhoben hat. So lasse sich auch die Mathematik nicht über die Schranken, die ihr für die Schule durch das Moment der Einseitigkeit gesteckt sind, hinausreißen, am wenigsten durch wetteifernde Bewunderung der industriellen Herrlichkeit der Franzosen und Engländer. Denn die gelehrte Bildung in den Dienst der Industrie zu geben, das ist der gradeste Weg zur Barbarei. Oder soll ihn die Schule etwa auch gehen, weil ihn die Völker gehen? Soll durch das Tempe und Engadin des Lebens, die Schuljahre, auch eine Eisenbahn gezogen werden? Soll die arme Jugend durch die einzige Zeit des Lebens, die noch ein Recht auf Poesie und concretes Wesen hat, auf Dampfwagen fortgerissen werden? Dürfte man sich wundern, wenn unsere Jünglinge ihr bischen Begeisterung vollends ganz einbüßten oder auf Nichtswürdigkeiten lenkten, wenn man sie, anstatt sie über das Nützlichkeitsprincip des alltäglichen Lebens emporzuheben, durch angewandte Mathematik, Technologie, Chemie, Mechanik um die Freude einer teleologischen und, wenn auch unklaren, doch begeisterten und liebenden Weltanschauung recht absichtlich zu bringen suchte? Es fehlte dann nur noch, daß man ihnen, wie ja geschehen ist, Physiologie vorträge und Psychologie in mathematischer Konstruktion, wozu das algebraische Criminalrecht neuester Französischer Erfindung eine schöne Erweiterung hergäbe! Der Physiologie aber könnte man den grammatischen Unterricht in der Muttersprache vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 11. Juni.

N^o 47.

Die wahre Gesundheit der Gymnasiasten, für und wider Herrn Dr. Lorinser, von einem Preussischen Gymnasiallehrer.

(Fortsetzung.)

Unsere großen Deutschen Schriftsteller sind vielleicht eben dadurch Deutschlands Ehre geworden, daß sie in ihrer Jugend keine Deutsche Grammatik zu lernen brauchten. Joh. Rist, Lohenstein, Elias Schlegel, Lessing schrieben Deutsche Dramas noch auf ihren Schulen, wo wenig oder gar kein Deutsch gelehrt wurde. Von Skultetus, Gellert, Klopstock und mehreren Anderen wissen wir Ähnliches. Und ist es wohl glaubhaft, daß Voltaire auf dem Collège St. Louis 1706, als er durch sein Gedicht auf den Dauphin das Stadt- und Hofgespräch von Paris ward, viel Französische Stunden gehabt hatte? Vornehmlich durch die fast allgemeinübliche systematische Behandlung der Deutschen Grammatik wird sie für untere Klassen ganz und für mittlere fast unbrauchbar. Die Deutschen Arbeiten der unteren Abtheilungen sollten nur Orthographie und ein Paar syntaktische Casusregeln zum Zweck haben. Soll eine Sprache lebendig bleiben, muß sie sich immer aus den ungeschriebenen Volksdialekten erfrischen und bereichern, dies aber wird unmöglich, wenn das Kind zu ängstlich in den geschriebenen Dialekt hineingezwängt wird. Die Hauptthaten unserer Sextaner und Quintaner müssen im Memoriren, Nachahmen und einfachen Combiniren bestehen; ja, da selbst der Jüngling immer noch halb Kind ist, müssen diese Übungen durch alle Klassen nie aus dem Gesicht verloren werden. Man spricht und schreibt so viel von dem selbstständigen Schaffen und Ausarbeiten, wozu die Jugend angeleitet werden solle. Der Jüngling ist in Prosa wie in Versen ein Nihilist (Jean Paul, Vorschule 5. 2.), höchstens ein schwacher Lyriker. Durch oft geforderte Darstellungen leert er sein Gemüth zu schnell aus und verlernt die Gemüthlichkeit und Sinnigkeit. Man halte sich also bei seinen Forderungen von Produktionen selbst des Primaners an den Begriff des Wortes Reproduktion, sogar bei den so vielseitig bildenden poetischen Versuchen. Was aber vom Lernen fremder Sprachen zu sagen ist, als dem am meisten den Jugendanlagen entsprechenden Unterricht, da vergesse man nicht, daß nicht auf eine Mehrzahl der Sprachen es ankomme, sondern auf gründliche Betreibung einer Sprache. Denn mit Recht vergleicht Jean Paul ausgedehnte Sprachkenntniß mit lauter leeren Taschen, in welche erst etwas, die Gedanken großer Schriftsteller dieser Sprache, hineingethan werden soll. Man möchte fast gradezu sagen, es sey weit weniger an der Auswahl der besten Sprache und überhaupt des besten Lehrstoffes

gelegен, als daran, daß der Schüler mit Liebe treibe, was er auch treibt. Denn allein die Liebe ist ein totales Wirken der Seele und kann allein total bilden. Und auf Bildung — darin vereinigen sich am Ende doch alle Stimmen — kommt es ja an.

Aber der Begriff der Bildung selbst wird oft so einseitig festgestellt oder so überschwenglich, daß, wenn sie als Zweck des Unterrichts die Wahl der Mittel leiten soll, die aller verschiedensten Ansichten sich erheben. Wir wollen einmal einen geschichtlichen Anlauf nehmen und einen kurzen Rückblick thun auf das, was von je in Deutschland als Bildung anerkannt worden. Da finden wir denn besonders zwei Seiten auftreten, eine mehr wissenschaftliche, und eine mehr unmittelbare des gesellschaftlichen Lebens. Jene leitete man seit Karl's des Großen Zeiten hauptsächlich von der Kenntniß der Lateinischen Kirchenlehre und Sprache her. Bis gegen das elfte Jahrhundert war die Geistlichkeit fast im ausschließlichen Besiz aller Bildung; doch neben diese trat allmählich, aus Frankreich herüber kommend, ein Begriff von Lebensbildung. Vom elften bis vierzehnten Jahrhundert stand so der Lateinisch kirchlichen Bildung die Courtoisie der Ritterschaft, Höflichkeit (Höflichkeit) genannt, gegenüber, während die ritterliche Dichtkunst, auf Französischen und Lateinischen Quellen ruhend, ein vermittelndes Band ausmachte. Durch das in der Courtoisie liegende Moment der Galanterie, welches sich in der damaligen lyrischen Poesie so stark ausspricht, versank gar bald Geistlichkeit und Ritterschaft in eine ruchlose Einheit der Bildung und Gesinnung. Doch ist nicht zu verhehlen, daß erstlich kein Gebildeter sich dem Hochhalten der äußerlichen Erscheinung, dem Rituale der christlichen Kirche entziehen durfte, und daß zweitens viele einzelne Stimmen aus beiden Ständen sich gewaltig gegen das Verderben erhoben; nur Schade, daß grobe Unbekanntheit mit der christlichen Heilsordnung die moralisirenden Reformatorenrufe in nutzlose Klagen und Satiren über das Verschwinden der alten guten Zeit verwandelte. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erwachsen zwei neue Bildungen, die vom Volke abgeschlossene, von der Kirche sanktionierte und geleitete der Buchgelehrten auf Universitäten und die Bürgerbildung in den Städten, beide neuwuchernde Pflanzfreier von alten absterbenden Stämmen. Daneben standen noch die alten Stämme ohne bedeutende Lebenszeichen, eine höfische Bildung und eine immer mehr in Sinnlichkeit versinkende Geistlichkeit. Mit der Reformation trat das kirchliche Interesse so sehr an die Spitze aller Bestrebungen, daß nur der gebildet war, der die Controversen mit seiner Kenntniß und Willensrichtung ergriffen hatte. Es hob sich hiebei der Gegensatz zwischen kirchlich gelehrter und Lebensbildung ein Jahrhundert hindurch ganz auf, und erst

nachdem man dreißig Jahre lang um die Religion Krieg geführt hatte, war die Religionsfrage für Viele, besonders aus den vornehmen Ständen, gleichgültig genug geworden, um zu gestatten, daß eine neue weltliche Bildung sich abzweigen und um sich greifen konnte. Außer dem Latein, welches Grundlage aller Geistesbildung blieb, zog man im siebzehnten Jahrhundert die Französische und Italienische, und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Englische Sprache herbei. Die Lateinische Sprache aber blieb das Organ des Geistes selbst für die Naturwissenschaften und Philosophie, welche seit 1600 durch die vereinten Erfindungen und Erforschungen der Deutschen, Engländer, Italiener und Franzosen zu einem so reichen System von Welt- und Verstandesgesetzen anwuchsen, daß es schien, als wenn der Mensch in seinem Hause erst jetzt zu Hause wäre. Doch blieb der Kreis der Kenner anfangs klein und in gelehrter Abgeschlossenheit. Als Lebensbildung aber gälten Französische Sitten und Unsitten, die häufig auf Reisen, einer charakteristischen Liebhaberei der Germanen, erworben wurden. Die Kirche nahm gegen diese Lebensgestaltung, oft auch gegen die Erzeugnisse der wissenschaftlichen Richtung, wenn sie vom Christenthum abwichen, eine feindliche Stellung ein, welche Stellung allgemein als rechtmäßig anerkannt wurde bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Um diese Zeit aber schieden sich die kirchlichgelehrte, die weltlichgelehrte und die Lebensbildung so sehr von einander, daß aus den schon alten Gegensätzen wechselseitige Ausschließung sich immer mehr entwickelte. Die Kirche machte den Versuch — man denke an das oben erwähnte Unterrichtssystem der Frankeschen Schule —, sich der beiden anderen Bildungsweisen zu bemächtigen; allein bald verlor sie ihr Recht, die höchste Bildung zu haben, dadurch, daß sie die Wahrheit Stück für Stück dorangab. Erst nämlich ließ sie den halben Christus in Schatten stellen, den zur Rechten Gottes in verklärter Menschheit sitzenden Weltregenten und allgegenwärtigen Geber aller Wahrheit und Weisheit, und begnügte sich an ihrer Liebe zu der irdischen Erscheinung des Sohnes Gottes, seinem Erlösungsleben und Lehren, womit man das Einverständnis der damaligen gebildeten Welt glaubte erkaufen zu können, aber doch nur die Gabe und das Recht verlor, die Sünde und Irreligie als Aufrührer zu erkennen. Es ward überhaupt die Sehkraft der Kirche durch dieses Verlassen des wahren Lichts so sehr geschwächt, daß der Glanz der Weltbildung sie immer mehr blendete. Bald darauf spaltete sie die andere Hälfte abermals, und blieb bei den Lehren Jesu stehen, und endlich bloß bei dem Theil der Lehren, der dem Bedürfnis eines gesitteten gesellschaftlichen Zustandes, welches Bedürfnis man Vernunft hieß, zu genügen schien. Dies nannte und nennt man im Gegensatz gegen die frühere christliche Bildung gebildetes Christenthum: ein wohlklingender Name für den schmachvollen Zustand einer in ihrer äußeren Erscheinung und Rechtmäßigkeit vollständig besiegten Kirche Jesu Christi. Denn der kleine Krieg etlicher wenigen Altgläubigen ward von den kirchlichen Obern selbst für Empörung erklärt und unter den Fahnen der Weltbildung bekämpft. Das geschah um das Jahr 1800.

Zu gleicher Zeit hatte die weltliche Bildung nach und nach eine hohe Stufe und weitausgedehnte Verbreitung erreicht. Von der Französischen und Englischen Chemie aus nahmen die Naturwissenschaften einen neuen Aufschwung, erlangten im Verein mit der Mathematik eine nie geahnete Sicherheit, und äußerten in schnellsteigendem Fortschritt den gewinnreichsten Einfluß auf Handel und Gewerbe. Seit Winkelman und Lessing machte sich die Griechische Litteratur allgemeiner als Quelle gelehrter Bildung gelten, und antike Kunst, das Theaterwesen, etwas später die Musik, traten als vermittelnde Glieder in den Kreis ein der allgemeinen Bildungsmittel und Zeichen. Jede Kunst, jede Wissenschaft machte Ansprüche auf Souveränität. Dieser Souveränität, welche, als Staat im Staate betrachtet, ihr gutes Recht hatte, stellten sich bald allerhand abstrakte Theorien mit absolutistischen Forderungen entgegen, und setzten als gemeinsames Ziel aller Menschenerziehung bald Humanität, bald harmonische Bildung fest. Zudem drang in derselben Zeit Philosophie und litterarische Kritik, beide mit Deutscher Beharrlichkeit und Gründlichkeit ergriffen und ausgeführt, immer gewaltiger an gegen alle Einseitigkeit und altergebrachte Werthbestimmung geistiger Thätigkeiten. — Unter dessen aber hatte sich, ebenfalls unter der Firma der Humanität, wiederum zuerst von Frankreich aus, ein stärkerer Feind aller tieferen Bildung eingeschlichen. Das war die moderne Lebensbildung im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, die gemeinhin Aufklärung hieß. Sie bestand erstlich in der Theilnahme an Kunst und Poesie, zweitens in jener Schnöbigkeit der Gesinnung, womit Religion, Staatseinrichtungen und Sitten der Väter als altväterisch oder eigentlich pedantisch verhöhnt wurden, und drittens in jener Menschenfreundlichkeit, die das äußerliche Wohlseyn der Mitmenschen im Ganzen und Großen durch allerhand philanthropistische und Centralisationsanstalten zu fördern großmüthigst sich vorsetzte. An diese großmüthige Bildung schloß sich, vermöge innerlicher Verwandtschaft, gar bald die industrielle an, und beide kämpften gegen die Humanitätsstudien einen Kampf, welchem die immer mehr wachsende Heeresmacht ihrer Anhänger den Sieg zu erzwingen drohte. Da trat nun die Obrigkeit dazwischen, und wie sie den gänzlichen Umsturz der Protestantischen Kirche im Streit gegen die gelehrte Bildung, kraft des ihr inwohnenden christlichen Elements, abgewehrt hatte, so hielt sie jetzt durch ihre Schulordnungen die humanistische Bildung aufrecht mit mancherlei in verschiedenen Ländern verschiednen gemessenen Zugeständnissen an die Lebensbildung. Das Fortwuchern aber dieser Lebensbildung hat sie nicht verhindern können. Und so ist es denn gekommen, daß der Begriff Bildung die widersprechendsten Bedeutungen angenommen hat. Am allgemeinsten versteht wohl heut zu Tage die große Menge darunter ein gewisses äußeres Betragen, wodurch ein Mensch ein unterhaltendes, oder wenigstens bequemes Mitglied einer Abendgesellschaft wird. In dieser letzten Bedeutung gewinnt aber wiederum dasselbe Wort, von den feinsten Soirees an bis zu den Tanzvergnügungen der Gesellenherbergen herab, den mannichfaltigsten Gehalt.

Diese flüchtige Skizze soll uns nur dazu leiten, das Wesen christlich-germanischer Bildung zu erkennen, und von daher eine Entscheidung zu finden für die Auswahl der Unterrichtsgegenstände in den gelehrten Schulen, deren unbefristeter Zweck ja eben christlich-germanische Bildung ist. Versuchen wir nun die einzelnen Momente dieses Begriffs zu erfassen.

Wie abweichend nämlich auch die Bedeutung des Wortes Bildung in dem Munde verschiedener Personen und Zeiten werden mag, so scheint doch etwas Gemeinsames immer dabei zu seyn, nämlich erstlich ein negatives Moment, die Beschränkung der eigenen Subjektivität zum Besten anderer Subjekte, oder die Zügelung der Selbstsucht. Und hierin liegt besonders die Wahrheit dieses so vielfach durch Lüge und Gewohnheit verunstalteten Begriffs, und sein Verhältniß zu Recht und Sitte, ja zum Evangelium. Denn eben daß die rohe Körperkraft und Tapferkeit durch die Regeln der Courtoisie genöthigt ward, sich mit dem Gegner in ein gleiches Kampsverhältniß zu stellen, die Sorge des kampf- und schlaggewohnten Ritters für eine angenehme Erscheinung, die willige Unterwerfung unter die Launen des schwachen Geschlechts; alles dieses hatte seinen Werth in der Selbstbezwingung. Allerdings war dabei von Selbstentsagung nicht die Rede; aber die Achtung der Sitte trug doch ein Wesentliches bei, die Selbstsucht, nämlich die Ruhmsucht, ihrer groben Äußerung zu entziehen und ein gemeinsames Gesetz anzuerkennen bei aller persönlichen Übermacht. Eben so leuchtet in allem, was man sonst Lebensbildung zu nennen pflegt, die gleiche Grundlage hervor, so daß immer ein Zurückdrängen der rohen Ausbrüche des selbstischen Wesens und ein Geltenlassen der Persönlichkeit Anderer darunter verstanden wird. Wie aber ferner die Courtoisie nicht bloß bei der Gewährung gleichen Rechts und Vortheils stehen blieb, sondern den Gegner auch oft in das ihm günstigste Kampsverhältniß zu setzen suchte, so verlangt die heutige Bildung ein Hervorziehen der vortheilhaften Eigenschaften Anderer, also einen Liebesdienst, ein theilnehmendes Eingehen in die fremde Persönlichkeit. Freilich kann dabei der eigentliche Grund dem Bewußtseyn und dem Willen so verdunkelt seyn, daß die feine äußerliche Zucht nur auf den Genuß der Wiedervergeltung zielt und nur verfeinerte Selbstsucht ist, wie sie seit fünfshundert Jahren am Reinecke Fuchs immer von neuem dargestellt worden. Nichts desto weniger bleibt Milde rung der Selbstsucht etwas Gutes, etwas Wohl lautendes und Löbliches, Christen wie Heiden Anständiges. Nun aber ist die durch den Sündenfall zur Erdenherrschaft gebrachte Selbstsucht nicht bloß in äußeren Handlungen und Worten sichtbar, sondern in der ganzen Willensrichtung und in allen Seelenkräften vorwaltend. Der rohe Mensch vermag sich in den Gedankengang Anderer nicht hineinzufinden, und es widert ihn an, sein Nachdenken anzustrengen, ohne daß er weiteren Genuß davon hoffen dürfte, als die Erkenntniß fremder Gedanken und Gemüthsstimmungen. Es fehlt ihm Kraft und Neigung zu diesem Eingehen in fremde Persönlichkeit. Dieser angeborenen Rohheit des Menschen soll nun durch Erziehung und Unterricht begegnet werden; es soll ihm durch Anrede die

Kraft erregt und durch Übung gestärkt werden, fremde Gedankenreihen mit Leichtigkeit zu verstehen; Gewöhnung soll ihm die Neigung beibringen, die Wahrheit außer sich und in jedweder Form zu suchen, und seinen Willen einem fremden, besonders höherem, zu unterwerfen. Dies ist die Bedeutung der oft so ungenügend erkannten formellen Bildung. Den fremden höheren Willen nun hat der Gott der Liebe dem Kinde in seinen Nächsten, der Mutter und dem Vater, aufgestellt, und von ihnen und den anderen Umgebungen der Kindersube geht auch zuerst das intellektuelle Element der Gedankenbildung aus und auf die Schullehrer und Erzieher über. Je einflußreicher nun aber der Stand ist, welchen der Knabe einst unter seinen Mitbürgern einnehmen soll, desto künstlichere und kräftigere Mittel der Übung und Gewöhnung müssen zu seiner Erziehung angewandt werden, damit er das bekomme, was Cicero ein *subactum ingenium*, einen gebändigten, durchgearbeiteten Geist nennt. Denn eben ein solcher Geist ist es, welchen ein Jüngling zur gründlichen Erlernung eines Fachstudiums mitbringen muß; ein solcher ist es, ohne welchen eine eindringende und wahrhaft theilnehmende Verwaltung höherer Staats- und Kirchenämter unmöglich ist; ein solcher Geist endlich ist ein wahrhaft liberaler. Und da hat sich denn als vorzügliches Zuchtmittel des Geistes die Erlernung fremder Sprachen seit mehr als tausend Jahren durch den besten Erfolg empfohlen. Schon neuere Sprachen bewähren sich als eine kräftige Übung, um den selbstsüchtig abgeschlossenen Gedankenkreis des Einzelnen durchbrechen zu lernen, noch weit mehr aber die alten, bei welchen sowohl der Vorzug der Fremdheit als der der inneren Ausbildung in ausgezeichnetem Grade hervortritt. Über die Auswahl nun der für den gelehrten Unterricht am meisten geeigneten Sprachen kann kein langes Schwanken statt finden. Denn wir gehören zur abendländischen, also Lateinischen Kirche, unsere ganze Deutsche Litteratur und Bildung ruht auf Römischer und Romanischer Grundlage. In der Theologie, in der Medicin, in der Rechts- und Staatswissenschaft, in der Sprache und im Leben des Volkes selbst sind wir von Lateinischen Traditionen umgeben; unsere Gymnasien sind Lateinische Schulen gewesen, sie sind's größtentheils noch. Davan, als an einem lebendigen Princip der Einheit im Unterricht, müssen wir uns mit herzhafter Entschiedenheit festhalten. Unsere Gymnasien müssen Lateinische Schulen bleiben oder wieder werden. Diese eine Sprache werde mit der allseitigsten Gründlichkeit gelehrt, mit Schreiben und Sprechen geübt und durch lange Gewöhnung zum Gegenstand einer kräftigen Liebe unserer Jünglinge gemacht. Damit habe ich es, nicht ohne Kampf mit meinen eigenen Neigungen, ausgesprochen, daß der Unterricht im Griechischen dem Lateinischen weit nachstehen müsse sowohl in der Ausdehnung als in der Gründlichkeit: obgleich nicht zu läugnen ist, daß eine auf die Sprache des am feinsten fühlenden Volkes gebaute Bildung etwas viel Freieres und Allseitigeres haben würde; aber es fehlen dazu Kraft und Zeit in der Schule und lebendige Traditionen im Großen und Ganzen, und ohne solche kann es im alten Europa kein Leben, keine Bildung, keine

Schule geben. Denn es reicht nimmermehr aus, daß wir allerdings in der heutigen Kunst, in der Poesie des letzten halben Jahrhunderts und in der Philosophie auf Griechischem Boden stehen. Das Verhältniß, welches vor einem ruhigen und weitgeöffneten Auge und koketterielosem Blick die neue Kunst, Poesie und Philosophie zum ganzen Leben haben, ist auch das Verhältniß des Griechischen zum Latein im gelehrten Unterricht. So sind wir also durch Betrachtung des negativen Moments der Bildung auf dasselbe Ergebnis geleitet worden, was uns oben die Erörterung über die Natur des jugendlichen Geistes finden ließ. Es sey mir versattet, nur noch zwei Bemerkungen hier anzuschließen. Man darf nämlich erstens nicht verkennen, wie, auch ohne Sprachkenntnisse, eine wahrhaft feine Erziehung, wozu aber eben so gebildete Eltern und Umgebungen unerlässlich sind, und wie vernünftiges Reisen ein bedeutendes Maas formeller Bildung verschaffen mögen, und daß zweitens, wenn anders obige Skizze richtig gezeichnet war, ein ächt Germanisches Element in der formellen Geistesrichtung enthalten ist. Denn Germanische Bildung ist immer ein Widerschein der ganzen, alten und neuen, Europäischen Bildung gewesen, ein Widerschein in den dunkeln, satten Farben des Deutschen Tiefsinns und dem harmonischen Tone Deutscher Totalität.

Was ist nun aber das positive Element der Bildung? Wir verlangen bei einem Gebildeten nicht nur jene mehr im Mangel an Nothheit bestehende Empfänglichkeit, sondern auch, daß er in dem Besiz eines Reichthums von Gedanken, Kenntnissen und Fertigkeiten sey, die unserer Theilnahme würdig sind. Mit diesem Inhalte sind wir nun aber wieder in das Chaos subjektiver Neigungen und in den oben erzählten Wechsel der Gesinnungen zurückgeworfen. Denn was findet man nicht alles der Theilnahme würdig? Verschiedene Bildungsstufen wenden ihre Theilnahme vorzugsweise dem Buntten und Mannichfaltigen, dem Neuen und Unerwarteten, dem Großartigen und Edeln, dem Ernsten und Heiligen, dem Nützlichen und Einträglichem, oft auch dem Sinnlichen und Üppigen, ja dem Allergemeinsten zu. Jedoch, es ist ja die Rede von christlicher Bildung, und als deren positives Element ist ja eben damit innerliche und äußerliche Theilnahme am Reiche Gottes und seiner irdischen Erscheinung gegeben, alles Unreine aber ausgeschlossen. Wenn dadurch nun auch der Kreis unserer positiven Bildung etwas enger gezogen ist, so erweitert ihn das Germanische Element wieder desto mehr. Denn das positive Element allgemein Germanischer Bildung ist eben nichts Anderes, als die schon oben geschilderte Universalität. Der Deutsche spricht: *homo sum et humani nihil a me alienum puto*. Um uns nun hier nicht zu verirren, müssen wir unseren Hauptgegenstand, den Unterricht auf Gymnasien, wieder scharf in's Auge fassen. Und da steht denn bald so viel fest, daß nur ein schwacher Reflex der positiven

Seite jener Universalität auf diese Anstalten sich werfen kann. Denn die gelehrte Schule ist die drittlezte Vorbereitungsschule, deren Resultate durch die Universalität auf Universalität bezogen werden; und von dieser reichen Tafel gesättigt, werden die jungen Männer durch die ersten Jahre des Berufslebens schließlich zu dem eigentlichen Ergebnis aller vorbereitenden Bildung geführt, zur standesgemäßen Brauchbarkeit oder dem zu einem Staatsamte genügenden Grade von Geistesbildung. Auf dem Gymnasio soll also nur der Sinn für das positive Element Germanischer und, in jedem gegebenen Falle vaterländischer Bildung aufgeschlossen, eine ahnungsvolle Liebe zum Wahren, Guten und Schönen erweckt, und mit wohlhabgewogener Kunde davon genährt werden, nicht aber die Fertigkeit zur Verwirklichung dieser Ideen erworben werden. Und so sind wir denn abermal dahin gelangt, formelle Bildung als eigentlichen Zweck der Gymnasien anzuerkennen.

Vielleicht aber fühlt hier der Leser noch stärker als Schreiber dieses, daß letzterer sich zu sehr in's Allgemeine verstiegen hat. Denn eigentlich sind es doch drei äußere Mächte, durch welche sich der jezeitliche Stand christlich-germanischer Bildung ausspricht und die demgemäß den Grad und Inhalt der Vorbereitung bestimmen, die auf Gymnasien erreicht werden soll: das Publikum, die weltliche Obrigkeit und die Kirche. Nach der jetzigen Gestalt der Dinge bei uns vermittelt die Obrigkeit das Verhältniß der Schule zum Publikum und zur Kirche. Diese Vermittelung nach der Seite des Publikums oder der Eltern hin wird nur derjenige ungerecht finden, der den gottlosen Spruch *vox populi vox Dei*, über den schon Perikles spottete, zum Wappenschild seiner Gedankenlosigkeit oder Selbstanbetung gemacht hat. Aber nach der anderen Seite drängt sich eine Bemerkung auf, von der zu wünschen wäre, sie würde eben so ernstlich in Erwägung gezogen, als sie ernstlichen Widerspruch hervorrufen dürfte, nämlich wie groß der Nachtheil ist, welchen unser höherer Schulunterricht durch seine seit einem halben Jahrhundert immer mehr und mehr bewirkte Losreißung von der Kirche erlitten hat. Dadurch ist aller fester Grund und Boden verloren und der gelehrte Unterricht den willkürlichen Beurtheilungen und Angriffen, den unhaltbarsten Einrichtungen schon mehrmals bloßgestellt worden. Man gibt doch zu, daß der Jugendunterricht als eine Vorbereitung auf das Leben von den Zwecken des Lebens sein Regulativ bekommen muß. Wer nun außer dem irdischen Beruf noch einen himmlischen anerkennt, wird wenigstens so viel nicht läugnen, daß die Schule nicht bloß zu Weltzwecken, sondern auch für die Ewigkeit, und zwar für eine selige Ewigkeit Vorbereitung seyn soll.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 15. Juni.

N^o 48.

Die wahre Gesundheit der Gymnasiasten, für und wider Herrn Dr. Lorinser, von einem Preussischen Gymnasiallehrer.

(Schluß.)

Vielleicht wird auch das zugestanden, daß das Himmel und Erde umfassende Ziel der Religion ein viel höheres ist, als irgend welcher abstrakte oder materialistische Zweck, welchen die weltliche Obrigkeit durch die öffentlichen Schulen fördern will, daß also der höhere Zweck auch die oberste Regel für die Schule darbieten muß: eine Regel, welcher der Unterricht nie widersprechen darf, welche er vielmehr auch ausdrücklich durch Lehre und Disciplin in Ausübung zu bringen hat. Nun sind wir aber ein Christenvolk; unsere Kinder sind auf Christi Tod getauft, also in den Gnadenbund aufgenommen und aller Verheißungen dieses Bundes und seiner Heilsordnung theilhaftig worden, sie nehmen zum Theil schon an dem Bundesmahl des Hauptes und seiner Glieder Antheil. Damit sind denn die Statuten dieses Bundes für den Inhalt jener oben noch unbestimmt ausgesprochenen obersten Regel des Unterrichts erklärt. Wer aber soll über die Beobachtung der Regel wachen? Doch diejenigen, denen das meiste Verständniß von dem Gegenstande derselben bewohnt, die Geistlichen, die geweihten Diener der Kirche Gottes und nicht die weltliche Obrigkeit unmittelbar, welche ja eben kraft ihres eigenthümlichen Berufs ihre eigenthümlichen Zwecke durch die Schulen erreichen will. Daher, so lange es Christenschulen gegeben hat, sind sie immer von der Kirche meist ausschließlich, oft im Verein mit weltlichen Obern, beaufsichtigt worden, wovon annoch die Zusammenstellung der höchsten bis auf die niedrigsten Schulbehörden Zeugniß ablegt. Im Allgemeinen aber ist unwiderlegbar der höhere Schulunterricht von der Kirche abgetrennt worden, und in der neuesten Gegenwart wird für die Volksschule hie und da in Deutschland dieselbe sogenannte Emancipation in Anspruch genommen. Ach die armen Dorfschullehrer würden, so es dahin käme, ihren Freiheitschwindel schwer büßen, wenn die Bauern ihre bäuerischen Ansichten von Lehre und Erziehung ihnen Mann gegen Mann beibringen und das gewonnene Niveau der Schulkube mit der Kirche zu handgreiflichen Demonstrationen benutzen würden! Denn die Kirche allein kann in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens, in der Religion, die Vermittelung zwischen Eltern und Lehrern so durchführen, daß gläubige Christen wahrhaft beruhigt, die ungläubigen aber zur klaren Einsicht in die Natur ihres Gegensatzes gedrängt werden. Denn ist es etwa einem Vater zu verargen, wenn er es nicht jedweden Lehrer seiner Kinder, wie die Geistlichen jedweden Confirman-

den, verstaten will, sich sein Glaubensbekenntniß selbst anzuerkennen? Man hat von den Gymnasien gefordert, sie sollten ihren Unterricht so eitheilen, daß er auch stückweise zum Behuf einer nicht gelehrten Laufbahn benützt und zu gehöriger Zeit abgebrochen werden könne. Mag man diese Forderung als rechtmäßig anerkennen oder nicht, so ist doch gewiß die Zeit des Abbrechens, also das Maas der Kenntnisse der freien Beurtheilung überlassen; aber wenn die irdische Vorbereitungszeit des Kindes abgebrochen werden und der himmlische Stand seinen Anfang nehmen soll, das liegt außerhalb unserer Berechnung. Die Schrift sagt: Dem Menschen ist gesetzt einmal zu sterben und darnach das Gericht. Soll nun ein Vater nicht verlangen dürfen, daß sein Kind, so viel an der Schule liegt, immer auf den höchsten, seinem Alter angemessenen Standpunkt christlicher Erkenntniß gestellt werde? Jedem Alter aber ist der ganze Christus angemessen; denn bekanntlich ist der gelehrteste Theologe an sich kein besserer Christ als der jüngste Täufling. Nur die Gestalt, die der einige Heiland gewinnt in den verschiedenen Stufen des leiblichen und geistigen Lebens und Lebenskreises eines Menschen, ist unendlich und mannichfaltig. In welchem Sinne auch Einreden gegen den religiösen Geist einer Schule gemacht werden mögen, immer ist es ein Anerkenntniß, daß ein leitendes Princip bekannt seyn sollte und nicht ist; es ist ein oft unbewusstes Anerkenntniß des Rechts der Kirche zur Bevormundung des Unterrichts, der den Unmündigen ertheilt wird. Dieses Recht ist so fest in dem Wesen christlicher Staaten gegründet, daß es einer der schwersten Vorwürfe ist, den man der protestantischen Kirche machen muß, daß sie sich dessen begeben. Denn entrisen ist ihr im Ganzen nichts worden, was sie nicht schon in Geist und Wahrheit verloren hatte. Der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts immer steigende Unglaube der Kirchenlehrer auf Universitäten, die daraus entstehende Vernachlässigung aller gründlichen Theologie und der meisten dazu gehörigen Hilfsstudien, der weltförmige Lebenswandel der Geistlichkeit, ihre Schönthuerei, im besten Falle mit weltlicher Gelehrsamkeit, hatte ihre wesentliche Auctorität in den Augen unchristlicher Lehrer und Väter so herabgesetzt, daß nur ein erbittertes Dringen auf die Form ihnen hie und da noch einigen Einfluß auf die Gymnasien kümmerlich erhielt und theilweise zum gegenseitigen Schaden fristete, bis endlich auch diese Trümmer früherer Christlichkeit von der weltlichen Herrschaft vollends zusammengebrochen wurden. Glaube man nun aber ja nicht, daß etwa die Befreiung der Schulen vom Jügel der Kirche ihnen zu einer wirklichen Freiheit, die ja außer Christo nicht zu finden ist, verholfen hätte. Es traten nur andere Mächte ein in das verlassene Regiment,

die sich bald Philanthropismus, bald Humanität, bald Staats-, bald Gesellschaftszweck nannten, und wie alle die mancherlei Titel hießen, die der Unglaube annahm, um als etwas Positives, als das, was er wirklich nicht ist, aufzutreten, nämlich als ein Glaube. Der oben bezeichnete Gang der allgemeinen Bildung gab die Norm dazu her. Nach den Befreiungskriegen verlangten diejenigen, die Fleisch für ihren Arm hielten und die Gnadenwunder Gottes in Menschenföndlein verkehrten, die Gymnasien sollten als höchsten Zweck Turnen und Turngesinnung anerkennen und zu einer Art von Deutschthümlichen Tollhäusern werden unter der obersten Leitung von Turnwarten. Der merkantilsche und finanzielle Zug, welcher die gegenwärtige Christenheit auch äußerlich denen gleichstellt oder gar unterwirft, die wegen der Verwerfung ihres Heilandes unter den Fluch einer rastlosen Betriebsamkeit gerathen sind, hat auch bewirkt, daß auf Gymnasien der Naturgeschichte, Physik, Mathematik, dem Rechnen eine größere Ausdehnung gegeben worden. Ein falsches Streben nach Allseitigkeit hat hie und da veranlaßt, daß Archäologie, Mythologie, Technologie, sogar Heraldik in besonderen Lektionen behandelt wurden.

Diesem und ähnlichem Beginnen haben allerdings unsere Schulbehörden gesteuert, wie man denn auch sehr unrecht thun würde, wenn man den Einfluß unseres weltlichen Schulregiments nicht als einen unter den gegebenen Umständen sehr heilsamen dankbar anerkennen wollte. Was hätte eine rein kirchliche Behörde Besseres einführen können, als das vor mehreren Jahren angeordnete viermalige Schulgebet jedes Tages? Und wie segensreich hat sich diese Einrichtung, trotz aller anfänglichen Spottreden von Lehrern und Eltern, bewiesen! Ja es ist ein Schritt gethan worden, der allein schon in der Hand einer lebendig orthodoxen Kirche Christi zu einer wohlthätigen Umwandlung der Gymnasien führen könnte: ich meine die Forderung einer theologischen Prüfung der Schulamtskandidaten. Welche weiteren Hoffnungen darf da die christliche Gemeinde nicht noch hegen! Und welchen Schaden dürfte ein plötzlicher Übergang des Schulregiments in irgend welche geistliche Hände hervorbringen? Ist etwa die weltliche Wissenschaft schon vom Geiste der Kirche durchdrungen und gereinigt worden? Würde nicht manches Gute, weil es noch fremdartig scheint, ausgestoßen, und manches Gute, das ohne inneres Leben eine todte Form wäre, ja manches Lebenstörende eingeführt werden? Zumal in dieser Zeit, wo fast jeder Geistliche sein besonderes Christenthum hat und kein Universitätslehrer ohne tausenderlei Subjektivitäten in den wichtigsten Glaubensartikeln auszukommen glaubt, obgleich der Apostel Paulus (1 Cor. 1, 10.) einerlei Rede geführt haben will.

Aber verschweigen darf ein aufrichtiger Protestant, der über die wahre Gesundheit der Gymnasien zu sprechen wagt, den Übelstand der Unkirchlichkeit des Gymnasialunterrichts durchaus nicht, obwohl damit ein Vorwurf, den die Katholische Kirche uns macht, zugegeben wird. Der Hirt seiner Kirche, der auch die Lämmer auf seinen Schultern trägt, wolle darein sehen! Denn die wahren Formen einer neuen Verknüpfung zwischen

Gymnasium und Kirche kann sich nur der heilige Geist selbst schaffen, und sie werden dann vielleicht sehr mannichfaltig seyn. Vielleicht entwickelt sich aus der Gegenwart etwa ein solcher Fortgang. Die theologische Prüfung der Schulamtskandidaten könnte einen vollständigen theologischen Cursus umfassen, auf lebendige Rechtgläubigkeit gerichtet, und mit der Licentia concionandi belohnt werden, die Lehrerstellen könnten den niederen geistlichen Ämtern gleichgeachtet und das Ein- und Aufrücken in höhere Kirchenämter vom Gymnasium aus als Regel angenommen und darauf die nächste Beaufsichtigung der Gymnasien durch Geistliche gegründet werden. Das wäre freilich keine rasche Verbesserung der Dinge, aber eine lebendige. Wenn der Herr sich mit seinem Segen dazu bekennen wollte, so würde daraus die Schule an Christlichkeit und die Kirche an Gelehrsamkeit Gewinn ziehen. Aber an des Herrn Segen ist Alles gelegen; denn Morus, Ernesti und einige Andere waren erst Philologen und dann Theologen, und man hat nicht gehört, daß der Kirche dadurch ein großes Heil widerfahren wäre. Aber was hat die philologische Gelehrsamkeit des Deutschprotestantischen Erzherrers, des magister Germaniae, der Kirche eingetragen, und was hätte sie, ohne die Halsstarrigkeit der nächsten Zeiten nach Luther, noch eintragen können! Unsere Zeit hat mit der Reformationszeit mancherlei Ähnlichkeiten. Sollten daher wohl Visitationen der obersten Kirchendiener, welche die rechten Visitationsartikel im Herzen mitbrächten und unumwunden aussprächen, nur damals zweckdienlich gewesen seyn? Man hörte doch vor ein Paar Jahre von der Rundreise eines evangelischen Bischofs, die auch den Gymnasien gegolten hätte.

Alle die mancherlei oben angedeuteten Abhülfen, Vereinigung der Unterrichtsgegenstände, Beschränkung des Examenssystems, theilweise Gesättigung der Fach- und Continuationsmethode sind nur negativer Natur und können unsern Jünglingen keine wahre Heiterkeit, keine wissenschaftliche Gesinnung, keine Willigkeit des Gehorsams einflößen, sondern nur Raum dazu verschaffen. Das Evangelium aber vermag jene Tugenden zu geben und größere denn diese. Freilich aber müßte zunächst der Religionsunterricht auf Gymnasien größere Gründlichkeit und Ausdehnung erhalten, besonders im Bibellefen. Die Schule ist wahrlich nicht werth, den Homer und Sophokles zu lesen, da sie das Neue Testament nicht in der Grundsprache ganz oder fast ganz durchliest.

Oder glaubt Jemand, daß stärkeres Vorherrschen des eigentlich christlichen Unterrichts der allgemeinen Bildung Eintrag thun möchte? Wenn es wahr ist, was unsere Untersuchung oben mehrfach ergeben hat, daß das liebevolle Eingehen in fremde Geister ein Hauptmoment aller Bildung ist, wie könnte diese Tugend besser erreicht werden als durch Erkenntniß und Übung der Religion, die in dem dritten Artikel ihres Hauptstatuts die Gemeinschaft aller Bekenner ausdrücklich bekennet? Wenn es wahr ist, daß Universalität der Inhalt jener formellen Bildung ist, wo wäre eine größere Universalität zu finden als in der Vereinigung des Menschen mit dem, von dem und zu dem und in dem alle Dinge geschaffen sind? Alle unsere Welt-

wissenschaft ist doch nur ein Fragen und Forschen nach der wahren Freiheit des Geistes und der Natur. Nun das Evangelium ist ja der Weg zu der Freiheit der Kinder Gottes, durch welche auch endlich die ganze sich sehnende Creatur frei werden wird. Das Christenthum ist die höchste negative und positive Bildung zugleich; denn es ist, wie Jemand früher in diesen Blättern ausgesprochen hat, die Bildung nach dem Ebenbilde Gottes, des höchsten Guts, des Allerschönsten, dessen, der die Wahrheit selbst ist. Darauf zielt auch nur jener universelle Tiefinn des Deutschen, wenn er sich selbst klar wird. Denn Tiefinn geht auf das Innerliche wie Flachinn auf das Äußerliche; Tiefinn geht auf Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit; die Universalität auf das (vom göttlichen Wesen), des man wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. Die wahre Sättigung und Erfüllung dieser tiefinnigen und universellen Sehnsucht, welche im Germanischen Stammcharakter so sehr vorherrscht, wird nur in Jesu Christo gefunden. Und das Organ dieser höchsten Bildung ist eben die christliche Kirche. Ist es ferner wahr, daß die Schulen vor Allem nach der Liebe ihrer Zöglinge zu streben haben, auf welchem Grunde erwächst die Liebe leichter als auf der Demuth? Und ist das Christenthum nicht die Nachfolge dessen, der von Herzen demüthig war? Um aber dem verderblichen, auch in der elterlichen Erziehung herrschenden Zeitgeiste entgegenzuarbeiten, gibt es schlechterdings kein anderes Mittel, als die Unterweisung in der ewigen und unwandelbaren Wahrheit. Alles Andere ist vor einem so mächtigen Feinde wie Spreu vor dem Winde. Denn sicherlich würden diejenigen Lehrer gegen ihre eigenen Eingeweide wüthen, die anders als im Namen Gottes versteckten oder offenen Tadel elterlicher Sitten gegen die Söhne aussprechen wollten.

Man könnte ferner einwenden, ein sehr entschiedenes Hervorheben der Gottesfurcht dürfte die Mehrzahl der Eltern der Schule noch mehr verfeinden. Denn sind sie etwa im Stande, über wahre und falsche Frömmigkeit ein schriftgemäßes Urtheil zu fällen, oder hat sie nicht vielmehr ihr eigener Religionsunterricht in den Jahren der Aufklärerei zu solcher Unwissenheit geführt und ein gedankenloses Leben so darin verfestigt, daß sie zwischen Pietismus, Pseudomysticismus, Fanatismus und wahren Christenthum keinen Unterschied zu ziehen wissen? Und dennoch ist eins wahr, nämlich das, daß die elterliche Liebe an sich selbst etwas so göttliches ist, daß schon durch sie allein der Schleier des Unglaubens und der Unwissenheit einigermassen vor den Augen der Eltern gelüftet wird; woraus freilich auch das Gegentheil folgt, daß, wenn auch diese Liebe ganz in den Dienst des Bösen eingeht, die Herzenshärte gegen die Wahrheit noch härter wird. Wie groß wird dann die Härteigkeit selber seyn! Doch sind davon die Beispiele noch selten. Vielmehr hat es die Erfahrung der Schullehrer oft bestätigt, daß auch sehr leichtsinnige und unchristliche Eltern doch ihren Kindern einen tüchtigen Religionsunterricht wünschen als besten Damm gegen die Verführung der bösen Gesellschaft. Sie rechnen dabei mit gutem Grund auf das spätere Leben und Welt-

treiben, es werde dadurch ihren Kindern die zu große Frömmigkeit, wie eine Demantmutter, schon wieder abgeschliffen werden. Die Schule indes darf auf jenen Wunsch der Eltern fusen, und an dem dargebotenen Finger die ganze Hand fassen, und sich, wenn sie treu und redlich die christliche Heilslehre in ihren Klassen verkündigen läßt, der Zustimmung vieler Eltern versehen. Und wenn nun Gott Gnade gäbe und das Wort haften in dem Herzen der Knaben und Jünglinge und richtete aus, wozu es gesandt ist, und der Sturm unzeitiger Begierden legte sich, und die Reue würde in Versöhnung, und die Furcht in Hoffnung, und das Mißbehagen in Liebe verwandelt, und die Heiterkeit der Seele brächte dann auch die rechte Jugendlichkeit und ihren fröhlichen Anblick zurück: dann würde das Gymnasium nicht mehr bloß Lehranstalt, es würde auch Erziehungshaus, es würde nicht mehr bloß einseitige Vorbereitung der Jugend zur universelleren Vorbereitung seyn, sondern es würde für die ganze Gemeinde eine Bedeutung haben, ähnlich jener hohen Vorbereitungsanstalt zu der Jüngerschaft der Weltreligion: das Gymnasium würde helfen die Herzen der Väter befehren zu den Kindern und die Ungläubigen zur Klugheit der Gerechten, zuzurichten dem Herrn ein bereit Volk.

Betrachtungen, veranlaßt durch den Aufsatz des Dr. Strauß: Über das Verhältniß der theologischen Kritik und Spekulation zur Kirche. (Allg. Kirchenzeitung Jahrg. 1836, Nr. 39.)

Das Leben Jesu von Strauß ist eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren theologischen Literatur. Diese Behauptung kann zunächst anstößig und paradox erscheinen; wir suchen sie deshalb näher zu begründen. Jenes Buch muß nämlich unserer Zeit die Augen öffnen, und Allen, die fähig sind, seine Bedeutung zu fassen, zur klaren Verständigung über die Grundfragen unseres Jahrhunderts verhelfen. Es ist nun das Verhältniß der Spekulation zum Glauben deutlich an den Tag gekommen. Die neueste philosophische Schule hat mit ihrem Meister stets behauptet, sie sey die höchste und letzte Entwicklung der mit Kant beginnenden, Deutschen Spekulation. Wie in Aristoteles die Blüthe der heidnischen, so sey in Hegel die Vollendung der christlichen Philosophie erschienen. Der oft wiederholte Einwurf, daß der Widerspruch der Weisen, die schnell wechselnde Aufeinanderfolge der verschiedensten Systeme, so wie ihre gegenseitige Vernichtung, ein Zeugniß für die Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit aller menschlichen Erkenntniß sey, wurde als trivialer Mißverstand beseitigt. Die Philosophie aller Jahrhunderte sey eine eng geschlossene und gegliederte Kette. Das nächstfolgende System habe das vorhergehende nicht in der Weise umgestoßen, daß es nun völlig aufgegeben sey, sondern es habe seine einseitige Wahrheit als Moment in sich aufgenommen. Jedes frühere System ist im späteren nicht aufgegeben, sondern aufgehoben, d. h. nach der doppelten Bedeutung dieses Wortes,

sowohl vernichtet als erhalten. Jetzt endlich ist die Zeit der Erfüllung gekommen, das System der Systeme ist vollendet. Die einzig wahre Methode der Forschung steht für immer fest, ihre wesentlichen Resultate sind unumstößlich. Es bleibt nur noch die genauere Durchführung und die Anwendung auf die einzelnen positiven Disciplinen der Wissenschaft übrig. — Wir glauben, diese Ansicht sey vollkommen wahr, und wir halten es für ein unschätzbare Verdienst des Dr. Strauß, daß er die Ergebnisse der Hegelschen Philosophie, d. h. also nach dem eben Gesagten, die Ergebnisse der Philosophie überhaupt, in Beziehung auf den christlichen Glauben mit größter Bündigkeit und Klarheit an das Licht gestellt hat. Er ist sich dessen auch vollkommen bewußt. In dem in unserer Überschrift bezeichneten Aufsatze sagt er: „Enthält meine Schrift im Wesentlichen nichts Anderes, als offen und im Zusammenhange ausgesprochen dasjenige, was vereinzelt und versteckt längst in anderen Büchern zu lesen war: so scheint, wie sonst so auch hier, die Offenheit die Gefahr zu mindern, indem nun die in Frage stehende Ansicht nicht mehr durch falsche Vorpiegelung täuschen kann, sondern in ihrer wahren Gestalt an's Licht gezogen, von jetzt an Manchen abschrecken wird, den sie vorher verführt haben würde.“ — Strauß weiß, was er will, und er läßt es auch die Anderen wissen. Könnten wir dem heut zu Tage weit verbreiteten Vorurtheile beistimmen, daß Überzeugungstreue den Menschen rechtfertige, und müßten wir nicht vielmehr behaupten, daß der Mensch auch für seine Überzeugung verantwortlich sey, so dürften wir dem Dr. Strauß eine rühmende Anerkennung nicht versagen. — Aber hat er nicht vielleicht in der Auffassung des wahren Sinnes der Hegelschen Religionsphilosophie geirrt? Das glauben wir keineswegs. Er bekundet eine viel zu große Einsicht und Klarheit in der Charakterisirung der verschiedenen wissenschaftlichen Zeitrichtungen, als daß wir nicht hierin von vorne herein ein größeres Zutrauen zu seinen Aussagen haben sollten, als zu den zum Theil sehr gut gemeinten Versicherungen derjenigen Mitglieder der Hegelschen Schule, welche gern das historische Christenthum und den Glauben der Gemeinden in seiner einfältigen, wörtlichen Bedeutung retten möchten. Wir stimmen hierin vollkommen der beachtenswerthen Entwicklung des Prof. Weiße (in Nr. 19 u. 20., Jahrg. 1836 des Litt. Anzeigers von Dr. Tholuck) bei, welcher nachweist, wie der Glaube an eine wunderbare Durchbrechung des Naturzusammenhanges und an die absolute Realisirung der Idee der Menschheit in einem historischen Individuum, dem Gottmenschen Jesu Christo, wie dieser Glaube gradezu wider die nothwendige Consequenz des philosophischen Standpunktes Hegel's anläuft.

Diese uns schon früher zu Theil gewordene Überzeugung ist uns nur durch die Erscheinung des Strauß'schen Werkes und jenes Aufsatze von Weiße bestätigt worden. Es wird zwar auch ferner an Widerspruch und versuchter Vermittelung nicht fehlen, aber dieser Versuch wird wie bisher, so auch künftighin nur ein gesuchter bleiben. Die Macht der einmal offen aufgedeckten Wahrheit wird auch diesmal im Laufe der Zeiten sich geltend machen. Selbst diejenigen Schüler Hegel's, welche meinen, die wunderbaren Thatfachen des Evangeliums beim Schiffbruche der Spekulation retten zu können, bekunden doch meist eine höchst auffallende Gleichgültigkeit gegen dieses hülfreiche Brett. Was soll ihnen auch das Bretterne Faktum? Sie interessiert nur der geistige Gehalt, und sie schwimmen, auch ohne jene Stütze der Schwachen, selig und lebenskräftig im Ocean der Spekulation. Hegel sagt in der Einleitung zur Religionsphilosophie, daß die Dogmatik ihren Inhalt, den ihr die Aufklärung entrisen habe, durch die Spekulation wieder erlangen müsse. Das heißt offenbar, ungekünstelt gedeutet, der einfältige Glaube, nachdem er einmal der Reflexion gewichen, hat in sich selbst nicht die Kraft zu seiner Wiederherstellung. Hat aber der Glaube nicht diese Macht, so hat sie auch nicht der persönliche Christus, der Anfänger und Vollender des Glaubens, sondern nur die Idee von ihm oder die Spekulation. Wie können deshalb unseren wahren Brüdern in Christo, die Jesum einen Herrn nennen im heiligen Geiste, nicht beistimmen, wenn sie zum Theil behaupten, jene Philosophie überkomme einfach vom Glauben ihren Inhalt, sie gebe nur die vermittelnde Form des Erkennens, ohne doch den Inhalt wegzuzwerfen. Wir finden grade umgekehrt eine totale materielle Differenz bei vieler formellen Übereinstimmung.

Steht es aber, nach dem richtigen Verständnisse, also mit dem Ergebnisse menschlicher Spekulation, was soll nun der Glaube dazu sagen? Wir antworten zunächst mit den Worten des heiligen Apostels: „Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerschriffes, von welchem ihr habt gehört, daß er kommen werde, und ist jetzt schon in der Welt.“ Und: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns; denn wo sie von uns gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben; aber auf daß sie offenbar würden, daß sie nicht Alle von uns sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 18. Juni.

N^o 49.

Betrachtungen, veranlaßt durch den Aufsatz des Dr. Strauß: Über das Verhältniß der theologischen Kritik und Spekulation zur Kirche. (Allg. Kirchenzeitung Jahrg. 1836, Nr. 39.)

(Fortsetzung.)

Der Mensch glaubt nichts, was er nicht erfährt. Wir haben es nun, Gott Lob! a posteriori erfahren, was die Kirche a priori gestützt auf das Zeugniß des Wortes Gottes stets bekannte, und was auch in unserer Zeit die, welche dem Worte glauben, nie hätten verläugnen sollen, nämlich daß die Vernunft des natürlichen Menschen blind ist in der Erkenntniß göttlicher Dinge. Sie hat sich nun von allen religiösen Voraussetzungen los zu machen gewußt, sie hat sich reinlich das Gebiet ihrer Natürlichkeit gesondert, und vollkommene Autokratie erlangt. Die heidnische Vernunft war auch blind, aber sie hatte doch noch einen Schimmer, sie sah zwar nur Menschen wie Bäume, aber sie sah doch nicht, wie die sogenannte christliche Vernunft, den leeren Raum (die Idee der Menschheit) für das reelle Daseyn an. Das credo, quia absurdum est, hat zwar nur eine einseitige, aber tiefe Wahrheit. Nicht jede Unvernunft ist christlicher Glaubenssatz, aber jeder christliche Glaubenssatz ist unvernünftig, zwar nicht an sich, aber unserer Vernunft, weil diese durch den Fall selbst unvernünftig geworden ist. Der Glaube steht zur Spekulation der unwiedergeronnenen Vernunft in keinem anderen Verhältniß als zur rationalistischen Moral. Unsere Vernunft ist blind, unser Wille todt. Nur die Wiedergeburt bringt Licht und Leben. Wie aber in Christo unsere Rechtfertigung auf einmal vollkommen abgeschlossen, unsere Heiligung hingegen in einem stetigen, erst jenseits sich vollendenden Entwicklungsprozeß begriffen ist, so steht auch unsere Erleuchtung und Erkenntniß in analogem Verhältniß. Derselbe Apostel, dem der Rathschluß Gottes zur Erlösung der Menschheit untrüglich und vollkommen offenbar war, spricht es doch aus, daß unser Erkennen nur Stückwerk sey, welches erst dann aufhören werde, wenn das Vollkommene kömmt. Es gibt allerdings eine christliche Philosophie, aber es gibt kein philosophisches Christenthum. Darin ruht das ganze Mißverständniß der Zeit. Die neueste Philosophie behauptet zwar nur das erstere zu seyn, wir haben es nun aber erlebt, mit welchem Rechte. Sie findet nicht im Christenthume die wahre Philosophie, sondern in der Philosophie das wahre Christenthum. Sie meint zwar den Glauben in sich aufgenommen zu haben, und spricht doch in Wirklichkeit zu seinen Besitzern:

Doch willst du bei mir haufen,
So laß die Bestie draußen.

Wir müssen uns hier einem Aussprüche in dem gedachten Aussätze des Herrn Prof. Weiße auf das Entschiedenste entgegenstellen. Er sagt daselbst S. 155.: „Soll die Mitwirkung der Philosophie für die Religion und für diejenige Wissenschaft, deren Geschäft in der Auslegung göttlicher Offenbarung besteht, heilsam und förderlich sich erweisen, so ist dazu die unumgängliche Bedingung, daß die Philosophie frei und auf ihrem eigenen Wege zu der Überzeugung von den Wahrheiten des Christenthums gelangt sey.“ Der Ausspruch des Pico von Mirandola: Philosophia quaerit, religio possidet veritatem, den er für sich anführt, kann nicht den Sinn haben, daß die Philosophie auf ihrem eigenen Wege sucht und erlangt, was die Religion auf anderem Wege gefunden hat, sondern daß sie nur sucht, ohne zu finden, was die Religion besitzt, ohne zu suchen. Nur auf dem Wege der Religion geht es zur Wahrheit; doch wer am Ziele angelangt ist, mag immerhin mit forschendem Blicke den Weg zurückmessen, um den rechten Ausgangspunkt zu entdecken. Das bedeutet das fides praecedat intellectum des Augustin, doch nicht so, als ob der fides nur das praecedere zukäme, und daß sie nun nach eingetretener Spekulation als niedere Vorstufe gleichgültig abgestreift werde; denn es kommt der fides nicht nur das praecedere, sondern auch das comitari und das succedere zu. Der Glaube ist hienieden das A und das D, der Anfang und das Ende. Qui expertus non fuerit, non intelliget, spricht Anselmus. Wie aber, wenn sich Jemand für absolut unfähig erklärt, ob der Gesetze seiner Vernunft, die Erfahrung des Glaubens zu machen? Wir müssen hier einen pikanten Ausspruch Hegel's, der, wie so viele Worte dieses Mannes, mehr Wiß als Wahrheit hat, in umgekehrtem Sinne anwenden. Einen Menschen, der sich dem Worte Gottes gegenüber auf seine Vernunft beruft, muß man stehen lassen. Es gibt auch unheilbare geistige Mißgeburten, Menschen ohne Herzen!

Der Glaube muß der Spekulation gewisse Gränzen setzen, er darf ihr nicht gestatten, die Persönlichkeit Gottes als eines auch außerhalb des Menschengewisses selbstständig für sich existirenden Wesens, oder den absoluten Anfang der Welt zu läugnen, er muß verlangen, daß sie die Sünde als willkürlichen absoluten Gegensatz und nicht als nothwendiges Entwicklungsmoment auffasse; sie muß sich seinem Gebote fügen, die Einheit des Individuums und der Gattung nicht bloß als abstrakte Idee, sondern als concrete Wirklichkeit zu begreifen, denn daß in Adam Alle gestorben, in Christo Alle auferstanden sind, das

ist ein einzelnes historisches Faktum. Kann sie diesen ihr gebotenen Inhalt nicht begreifen, so muß sie ihre Schranke anerkennen. In dem Bewußtseyn der Schranke liegt noch keineswegs, wie Hegel behauptet, das über die Schranke Hinausseyh, so wenig als im Bewußtseyn der Krankheit die Gesundheit liegt. Es liegt darin nur das Bewußtseyn der Gesundheit, als des normalen, wenn auch gegenwärtig nicht vorhandenen Zustandes. Es ist eine willkürliche Voraussetzung, wenn man für das Diesseits die Möglichkeit einer schrankenlosen Erkenntniß postuliert. Erst wenn der Zustand der Beschränkung jenseits aufgehoben seyn wird, kann solche vollkommene Erkenntniß eintreten. Erkennt auf diese Weise die Spekulation den Glauben demüthig als die Norm der Wahrheit ihrer Ergebnisse an, so wird dieser wiederum dankbar von ihren fortgeschrittenen logischen Bestimmungen Gebrauch machen. Daß dieses wirklich geschehen, zeigt die Entwicklung der Kirchenlehre, so wie die Philosophie der wahrhaft Gläubigen unter den Scholastikern.

Auf Anerkennung bei der Welt darf freilich auch diese gläubige Spekulation keinen Anspruch machen, denn sie behält ihre unbegreiflichen Mysterien. Du weißt auch heut zu Tage nicht, von wannen das Säusen des Windes kommt und wohin es fährt. Wir dürfen nimmer Wissenschaft und Leben auseinander reißen. Der Schmach, welche die Bekenner Christi im Leben tragen müssen, werden sie auch in der Wissenschaft, trotz ihres ausschließlichen Rechtes, bei denen nicht entgegen, die ihre Kniee nicht beugen vor dem Gotte Israels, sondern vor den Götzen. Es ist hohe Zeit, daß wir anfangen, uns nicht mehr der göttlichen Thorheit zu schämen! Warum scheuen wir uns viel mehr der Welt gegenüber für Blinde als für Sünder zu gelten? Doch nicht etwa, weil es eine bekannte Erfahrung ist, daß fast jeder Mensch lieber für schlecht, als für beschränkt gehalten seyn will? Ich hörte einmal behaupten, Dummheit sey ein Laster; freilich! wenn man nur festhält, daß Einfalt eine Tugend sey. Will man uns schonender behandeln und betiteln, so spricht man von starrer Subjektivität. Meine Ansicht ist subjektiv, wenn ich den Inhalt meines Ichs für den Inhalt des Objektes nehme. Es fragt sich nur, auf welcher Seite dieser Mißgriff geschieht. Der natürliche Inhalt des selbstsüchtigen Ichs ist der Gedanke: Ich bin das Allgemeine; der Gedanke, ich bin ein Sünder und dennoch durch Christum, meinen Versöhner, Gottes Kind, das ist ein Inhalt, der sich in keinem Sohne Adams von Geburt vorfindet.

So wie nun aber das Straußsche Werk dazu mitwirken muß, den Glauben wiederum in das selbstbewußte, richtige Verhältniß zur Spekulation zu stellen, so wird es auch den heilsamsten Einfluß auf den Begriff der biblischen Kritik ausüben. Dr. Strauß spricht in dem in Rede stehenden Aufsatze die unlängbare Thatsache aus, daß seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die mit der Theologie in immer engere Verbindung getretene Philosophie unablässig darauf hingearbeitet habe, das Positive, Thatsächliche im Christenthum zu Ideen zu vergeistigen; — oder, nach unserer Ansicht, zu verflüchtigen. Auf der anderen Seite habe in neuester Zeit die Neutestamentliche Kritik

unerwartet kühne Fortschritte gemacht. — „Arbeiteten so,“ fährt er fort, „die bezeichneten beiden Richtungen in der heutigen Theologie, die philosophische und die kritische, einander in die Hände: so mußte, wer sich mit beiden befreundet hatte, sich aufgefordert finden, diese Richtungen auch wirklich in Verbindung zu setzen, und gestützt auf die philosophische Überzeugung von dem durch sich selbst wahren Inhalt der Neutestamentlichen Geschichte, ihre geschichtliche Form von der Kritik rücksichtslos untersuchen zu lassen.“ — Wie ist nun aber die Kritik des Dr. Strauß beschaffen? Etwa so, daß sie, von allen dogmatischen Prämissen entfernt, nur die in der Sache liegenden historischen, chronologischen, topographischen und anderen Schwierigkeiten der evangelischen Geschichte als an sich unwiderleglich erweist, und weil dadurch die Glaubwürdigkeit des Faktums untergraben wird, die Nothwendigkeit der mythischen Auffassung auf dem Wege aposteriorischer Untersuchung hervortreten läßt, indem sie dann dieses Ergebnis als einstimmig mit dem aprioristischen Resultate der Spekulation darthut? Es hat zunächst so den Anschein; sieht man aber das Buch in fast allen seinen Theilen genauer an, so wird man leicht finden, daß, wenn man von seinen philosophischen und psychologischen Voraussetzungen abstrahirt, die wir für willkürlich subjektive erklären müssen, fast gar keine neue, wirklich kritische Schwierigkeiten aufgedeckt werden. Es ist von Porphyry bis auf den Wolfenbüttler Fragmentisten, von ihm bis auf unsere Tage schon Alles gesagt und das Meiste schon widerlegt worden, was wir dieser Art vorfinden. Die erborgte Kraft des Buches liegt nur darin, daß es von dem Standpunkte des consequenten Unglaubens, oder, wenn man lieber will, der zeitgemäßen Philosophie aus, in gewandter Form die scheinbaren Widersprüche in gebrängtem Reile und dicht geschlossenen Massen schonungslos anrücken läßt. Was früher als bescheidener Zweifel ausgesprochen, auch immer leicht seine Erledigung fand, wenigstens bei denen, die noch einige Ehrfurcht vor dem Worte Gottes bewahrt hatten, das tritt hier als unumstößliche Verneinung auf, weil die Philosophie schon von vorne herein so entschieden hat. Der Hintergrund der Spekulation, der überall hindurchscheint, verschwindet doch dem Auge des unaufmerksamen Beobachters, weil der stattdessen ausgefaltete kritische Vordergrund zu sehr seine Blicke fesselt. Erst in der Schlussabhandlung wirft der Verf. die Löwenhaut ab. So wird z. B. (Leben Jesu Th. I. S. 484.) gegen die Annahme, daß der Herr aus seinem eigenen Bewußtseyn heraus die Behauptung seiner realen vorweltlichen Existenz gethan haben könne, als einzige Instanz der Machtspruch hingestellt: „Daß Jesus aus eigener vermeintlicher Erinnerung von seinem vorweltlichen und vorweltlichen Zustande gesprochen, diese Annahme hieße das gesunde menschliche Bewußtseyn Jesu zerstören und ihn der Schwärmerei zeihen, von welcher er sonst sich frei zeigt.“ Es bleibt demnach, dies ist das Resultat der folgenden Entwicklung, da sich Aussagen Jesu von seiner Präexistenz im Johannes unlängbar vorfinden, nur die doppelte Annahme, entweder daß er, was immer zweifelhaft ist, so weit wie etwa ein Paulus in die Schulweisheit seiner Zeit eingeweiht gewesen

sey, und aus der höheren jüdischen Theologie die Idee von einer Präexistenz des Messias geschöpft habe — (daß diese Theologie mit demselben Rechte diese Lehre aus dem Alten Testamente, wie die Kirchenlehre etwa das Dogma von der Dreieinigkeit aus dem Neuen abgeleitet habe, wird natürlich nicht zugegeben) —; oder wir müssen sagen, daß der mit der Alexandrinischen Logologie vertraute Verfasser des vierten Evangeliums seine Reflexion über die Präexistenz Jesu ihm als eigene Behauptung in den Mund lege. — Die psychologischen Einsichten des Dr. Strauß sind nun aber in der That von unergründlicher Tiefe. Er findet es (Th. I. S. 332.) psychologisch undenkbar, daß Johannes durch das Zeugniß bei Jesu Tause von dessen Messianität überzeugt, später im Kerker daran habe zweifeln werden können. Je weiter Jemand in der Erfahrung und Festigkeit des Glaubens fortschreitet, desto mehr hat er stets mit jenem einfältig tiefsinnigen Verse bekannt:

Das ist das wunderbare Ding;
Erst dünkt's dem Kinde zu gering,
Und dann zerlaubt ein Mann sich dran,
Und stirbt wohl, eh' er's glauben kann.

Daß nun aber gar Johannes, ehe Jesus seine Thaten gethan, fest an ihn als den Messias geglaubt, und grade als dieser begann, sich durch Wunder zu legitimiren, angefangen haben sollte in Zweifel zu verfallen, dies ist nach Dr. Strauß (S. 336.) so gegen alle psychologische Möglichkeit, daß er sich wundert, wie nicht Dr. Paulus oder ein anderer Erklärer, welcher in der Psychologie stark ist, und in der Wortkritik nicht unbeherzt, schon auf die Vermuthung gekommen ist, es sey vielleicht bei Matthäus (S. 11. V. 2.) eine Negation ausgefallen, und sollte eigentlich heißen: ὁ δὲ Ἰωάννης οὐκ ἀκούσας ἐν τῷ δεσμότητι τὰ ἔργα τοῦ Χριστοῦ κ. τ. λ. Strauß hat überhaupt eine wahre Meisterschaft darin erlangt, die in den Evangelien enthaltenen positiven Sätze zu negiren. Er vergift nur, daß sein οὐ überall nur ein eigentliches μὴ ist. Also gegen ein Wunder soll der Unglaube oder die Anfechtung des Zweifels nicht Stich halten können? Und doch konnte Herr Dr. Strauß schon von seinem Meister lernen, das Wunder sey nur ein äußerliches Zeichen der Beglaubigung. Der Herr aber sagt: Wenn ihr Moßi und den Propheten nicht glaubet, so würdet ihr auch nicht glauben, wenn ein Engel vom Himmel käme. Wie aber, wenn die Wunder Jesu den angefochtenen Glauben des Johannes noch so weit gestützt und ihn vor ganzlichem Abfalle bewahrt hätten, daß er mit seiner zweifelnden Frage an ihn sich richtet, weil in seinem schwankenden Herzen doch noch die Stimme sprach: Sein heiliger Mund kann nimmer lügen, und diese Thaten sind von Gott. Nur ob er der sey, der da kommen sollte, ward ihm schwer im Glauben festzuhalten, denn er, der treue Zeuge des Herrn, lag in Banden, und Christus zögerte noch immer mit der Offenbarung seiner Herrlichkeit. —

Diese Erscheinung, daß der angeblich ganz voraussetzungslose Strauß so voller Voraussetzungen ist, muß uns nun aber von dem Vorurtheile befreien helfen, als gäbe es überhaupt

eine abstrakte Wissenschaft gänzlich unbefangener Kritik. Es gibt nur eine gläubige oder ungläubige Kritik. Beide sind zu allen Zeiten, wenn auch nicht immer in gleichem Verhältnisse, vorhanden gewesen. In unserer Zeit hat die letztere sich zum äußersten Extreme gesteigert, es wird demnach auch die erstere einen entschiedenereu Gegensatz, als bisher, bilden müssen, wenn sie sich gegen einen so mächtigen Gegner behaupten will. Ein halbgläubiges Zugeständniß ist allemal eine gefährliche Waffe in der Hand eines consequenten Feindes. So darf also nicht die Kritik an sich, so ganz abstrakt und voraussetzungslos gefaßt, sich den Sieg versprechen. Wie gläubige und ungläubige Spekulation, so wird auch gläubige und ungläubige Kritik stets geschieden bleiben. Die eine wird die andere nimmer anerkennen. Aber freilich die homines bonae voluntatis, die wahrhaft unbefangen sind, weil sie noch nicht weder von der Lüge, noch auch, wie Jedermann soll, von der Wahrheit gänzlich befangen sind, sie werden zur Überzeugung von der überwiegenden Macht der Argumente auf Seiten der gläubigen Kritik oder vielmehr Antikritik, wenn sich dieselbe erst als Wissenschaft vollendet haben wird, mit leichter Mühe gebracht werden können.

Den Profanscribenten, die entweder zu einer und derselben Zeit gelebt, oder doch über dieselben Begebenheiten berichtet haben, läßt jede gesunde und nüchterne Kritik doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie zunächst eine natürliche Vereinigung anscheinend widersprechender Berichte versucht, ehe sie eine Unlösbarkeit der Schwierigkeiten behauptet, bei dem Worte Gottes aber geht die Kritik des Unglaubens von vorne herein darauf aus, jedes Sandkorn einer für den ersten Anblick sich darbietenden Abweichung zu einem Berge zu erhöhen, um daraus ein unwiderlegliches Argument gegen die Wahrheit und Authentie der Erzählung zu schmieden. Natürlich! denn das Wort Gottes entscheidet auch über Leben und Tod des Auslegers. Ein kaltblütiger Muhamedaner oder ein gründlicher Heide wäre in der That ein unbefangenerer Exeget als solche abtrünnige Christen; so wie ja auch diese den Koran oder Zend-Avesta nie so willkürlich gemißhandelt haben, als ihre eigene Bibel!

Endlich werden wir auch auf dem Gebiete der Exegese wieder auf den richtigen Weg zurücklenken müssen. Fast unsere ganze neuere, auch gläubige Christauslegung krankt an einem großen Uebel, das in der Scheidung dessen, was Gott verbunden hat, in der Lostrennung des Neuen Testaments vom Alten sich kund gibt. Hierauf lassen sich die Hauptirrhümer der modernen Schrifterklärung, wie sie mit Schleiermacher begann, zurückführen, namentlich die Längnung oder Abschwächung der Lehre vom Zorne Gottes, vom Fluche des Gesetzes, vom Versöhnungstode Christi, von der Irrthumsfähigkeit der Apostel in Hinsicht der Benutzung des Alten Testaments unbeschadet ihrer apostolischen Würde. Strauß weiß wohl, welch' ein Gewicht in unserer Zeit ein Angriff hat, der auf einer Herabsetzung und Geringschätzung des Alten Testaments beruht. Er hat da einen geheimen Bundesgenossen in den Herzen seiner meisten Leser, zum Theil selbst unter den gläubigen Gegnern. Mit großer Wahrheit weist er die Verwandtschaft vieler Be-

gebenheiten im Leben Jesu mit Alttestamentlichen Factis nach, die offenbare Beziehung anderer auf Alttestamentliche Weissagungen, zum Theil selbst die wörtliche Entlehnung des Ausdrucks bei analogen Vorfällen. Wir erkennen hierin die wunderbare Einheit von Vorbild und Gegenbild, Weissagung und Erfüllung, die Bestätigung der Offenbarungen Gottes an sein auserwähltes Volk: ihm sind das alles Beweise, daß jene Neutestamentlichen Thatfachen nicht statt gefunden haben, denn dadurch käme ja das Alte Testament zu Ehren, was zu stark gegen die neuere Zeitbildung anläuft; er entnimmt daraus ein sicheres Argument für seine mythische Auffassung. Der Mythos hat sich dann aus ähnlichen Wundern der Hebräer, oder aus messianisch gedeuteten Stellen ihrer heiligen Schriften herausgebildet. Und trotz dieses gemeinen jüdischen Ursprunges sollen dann doch diese Fabeln eine Weisheit verhüllen, über die selbst die Erkenntniß unserer gebildetsten Vernunftgeister nicht hinauszu-gehen vermag. Denn diese jüdischen Mythen enthalten ja die volle Wahrheit, nämlich die Idee der Menschheit in der Form der concreten Vorstellung, sie sind ja nur die Poesie des Begriffes. Οὐχὶ ἐλαφάρην ὁ Ψεῦδος τὴν σοφίαν τοῦ κόσμου τοῦτον; — Es ist wohl eine Schande, daß Strauß in jenem Aufsatze in der Allg. Kirchenzeitung die nicht ganz unbegründete Frage aufwerfen darf: „Wie viele Theologen aber gibt es wohl noch, die das Sechstagerwerk historisch fassen? da ja Manchem schon ein zeitlicher Schöpfungsakt überhaupt undenkbar geworden ist.“ In der That, unser Gegner trifft immer unsere wundesten Stellen. Darum ist es Zeit, daß wir sie uns heilen lassen, nicht durch die Philosophie dieser Welt und ihres Fürsten, sondern durch den Geist Christi, der nur den Unmündigen geschenkt wird. Die Herrlichkeit des Wortes Gottes dämmert nur erst in unseren Tagen wieder herauf, es fehlt noch viel an dem vollen Lichte des hellen Mittags! — Bei Gelegenheit des höhnischen Wortes „Sechstagerwerk“ kann ich mir eine beiläufige Bemerkung nicht versagen. Strauß verspricht zwar in der Vorrede zum ersten Bande seines Lebens Jesu, von Freivoluntät fern zu bleiben, und in gewissem Sinne hat er dies Versprechen gehalten. Aber die Feindschaft des natürlichen Menschen gegen die ewige Wahrheit kann bei seiner sonstigen Kälte auch er nicht verläugnen. Er macht zwar fast nirgends bei Behandlung der evangelischen Geschichte die Sache lächerlich, aber er weiß seinen Ausdruck so zu wählen, daß sie von selbst lächerlich wird; er spottet zwar nicht mit der Zunge, aber der Spott schwebt ihm immer um die Lippen.

Wenn wir nun von dem Leben Jesu von Strauß die bisher angedeuteten Wirkungen uns versprechen, so legen wir damit keineswegs dem Buche selbst ein Gewicht bei. Diesem Werke leihet der Unglaube der Zeit seinen Werth. Er findet sich hier wieder, und erblickt sich gern in diesem glatten Spiegel.

Um einer reizenden Form willen schlägt ja heut zu Tage fast Jedermann mit leichtem Sinne seine Seligkeit in die Schanze. Der Herr wolle sich erbarmen unseres abtrünnigen Geschlechtes, sich aufmachen in Gericht und Gnade! — Strauß sah, daß unsere Glaubenssäule in ihrer schiefen Richtung sich nicht länger aufrecht halten könnte, er hat sie deshalb grade auf den Kopf gestellt. Es kommt nun auf uns an, ob wir sie wieder in ihre ursprüngliche, senkrechte Haltung umkehren wollen.

Der eigentliche Zweck des in unserer Überschrift bezeichneten Aufsatze von Strauß ist nun aber, die Berechtigung der mit ihm auf gleichem Standpunkte des Glaubens oder vielmehr des Unglaubens stehenden Individuen zu kirchlichen Ämtern darzuthun. Daß Strauß in demselben eine gleiche Begünstigung für sich in Anspruch nimmt, als die Rationalisten bisher genossen, finden wir zum Theil begründet. Im Verhältnisse zum evangelischen Glauben findet allerdings zwischen der Straußschen und rationalistischen Theologie nur ein mehr unwesentlicher, formeller Unterschied statt. Er beruft sich zur Darlegung eines gleichen Rechts auf die Erbschaft kirchlicher Güter, wie es seinen sonst von ihm verachteten älteren Brüdern bis Dato zusteht, nicht ohne Ursache darauf, daß auch er so gut wie sie, Jesu tadellosen Wandel, sein uneigennütziges Wirken und seine endliche Aufopferung unerschüttert stehen lasse. Seine Behauptung ist vollkommen wahr, daß wenn man einmal das Übernatürliche im Leben Jesu fallen lasse, wie es ja auch von den Rationalisten geschehen, das caput mortuum einer natürlich (d. h. unnatürlich) erklärten Wundergeschichte keinen Werth behalte. Wenn er eine geschichtslose Idee besser als eine ideenlose Geschichte findet, so erscheint sie uns wenigstens nicht schlechter. Diese Konsequenzen sind unumstößlich, wenn man nicht ihre Grundlage umstößt, nämlich das Recht der Rationalisten, in der Kirche zu bleiben. Strauß begehrt hier den Trugschluß, daß ein Verhältniß, welches de facto besteht, deshalb schon de jure gültig sey. Die Rudera der Pietät, welche der Rationalismus noch in dem Glauben an Gott, Vorsehung, Freiheit und Unsterblichkeit bewahrt hat, sind noch nicht geschickt, einen Baustein in dem Tempel des Herrn abzugeben. Sie sind ein alter Lappen des neuen Kleides, der blasse, kalte Widerschein des leuchtenden und wärmenden Glaubens der Kirche. Weder können diese armseligen Glaubensreste auf die Länge gegen die größere begriffliche Konsequenz des Straußschen Pantheismus sich behaupten, noch auch sind sie überhaupt geschickt, Sünder vom Jorne Gottes zu erretten. Dazu ist aber eben die Kirche Christi da, daß in ihr das Wort von der Versöhnung gepredigt werde. Wo dieser Grundpfeiler einmal umgerissen ist, da ist ein ängstliches Abmessen größerer oder geringerer Irrlehre ein überflüssiges Geschäft.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 22. Juni.

N^o 50.

Betrachtungen, veranlaßt durch den Aufsatz des Dr. Strauß: Über das Verhältniß der theologischen Kritik und Spekulation zur Kirche. (Allg. Kirchenzeitung Jahrg. 1836, Nr. 39.)

(Fortsetzung.)

Die Rechtlosigkeit des Nationalismus inmitten der christlichen Kirche ist in unserer Zeit zur Genüge besprochen und gründlich erörtert worden. Hoffentlich werden Manche von denen, die bei sonst guter Gesinnung diesen Ausspruch scheuen, durch die unabwiesbaren Folgen dieser Scheu, welche Strauß für sich in Anspruch nimmt, ermutigt werden, den Besitz der Kirche ganz zu behaupten, den sie sonst ganz verlieren müßten. Also auch in Beziehung auf die Entscheidung jener so bedeutenden kirchenrechtlichen Frage ist das Culminiren des Unglaubens in der durch Strauß repräsentirten Zeitrichtung eine erfreuliche Erscheinung. Wenn der Christ auch den jesuitischen Grundsatz, *πονηρώμεν τὰ κακά, ἵνα ἔλθῃ τὰ ἀγαθὰ*, zu verabscheuen hat, so kann es ihn doch trösten, wenn das Übel von Anderen einmal geschehen ist, daß der Herr es zum Heile lenken wird. Ohne Krisis keine Heilung! Die Kirche spricht stets nach allen ihren Leiden wie Joseph zu seinen verätherischen Brüdern: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volk. —

Doch Dr. Strauß geht noch weiter, und behauptet sogar für Prediger von seinem spekulativen Standpunkte eine gleiche Berechtigung, wie für wahrhaft gläubige Diener der Kirche, indem sie in ihren Vorträgen sowohl am Glauben der Gemeinden festhalten, als auch eine wahrhaft erbauliche Wirksamkeit üben könnten. Folgendes sind seine in dieser Beziehung allerdings sehr merkwürdigen Worte: „Ich habe freilich nur erst eine kleine Erfahrung in der geistlichen Praxis gemacht: aber ungeachtet ich damals keine andere Ansicht hatte als jetzt, konnte ich doch bemerken, daß ich das Bewußtseyn der Gemeinde nicht unbefriedigt ließ, weil ich mir nämlich nicht herausnahm, von den Artikeln ihres Glaubens Etwas wegzulassen oder daran zu ändern, sondern in den kirchlichen Formen mich bewegend, danach strebte, in jeder derselben, durch stille Übersehung in meine wissenschaftliche Denkweise, auch Etwas für mich zu finden.“ Diese Äußerung ist ein Beleg zu der sehr tief betrübenden Erfahrung, daß in unserer Zeit fast gänzlich der Begriff eines unbedingten, objektiv gültigen Sittengesetzes verloren gegangen ist. Aus dieser Verwirrung aller moralischen Begriffe ist es allein zu erklären, daß noch jüngst ein Selbstmord als

höchste Tugend verherrlicht werden konnte, so wie daß in dem vorliegenden Falle offenbare Heuchelei so rücksichtslos sich auszusprechen wagt. Früher würde solche Ansicht unbedingt als jesuitische *reservatio mentalis* bezeichnet worden seyn. Doch vielleicht ist es uns dennoch möglich, wenigstens wenn wir uns auf den Standpunkt des Dr. Strauß versetzen, ein milderes Urtheil über ihn zu gewinnen. Wir freilich wissen, daß es nicht dasselbe ist, ob die Diener des Wortes den historischen, persönlichen Christus als wahren Gott und wahren Menschen und als das lebendige Haupt seiner Gemeinde, die er sich durch sein eigenes Blut erkaufte, in aufrichtigem Glauben verkündigen, oder ob sie diese Form nur als die für die Ungebildeten nun einmal nicht spekulativ zu vermittelnde Vorstellung wie ein nothwendiges Übel beibehalten. Da aber Strauß dem Objecte des Gemeindeglaubens, dem erniedrigten und erhöhten Sündenheilande, keine historische Wirklichkeit zuerkennt, so glaubt er auch seinen Zuhörern keinen reellen Besitz zu rauben, noch sich in einer wesentlichen Differenz des Inhaltes mit ihnen zu befinden. Der Vorwurf der Heuchelei würde sich demnach zu dem gänzlicher Erfahrungslosigkeit herabstimmen, indem er von den Wirkungen des Sohnes Gottes an den Herzen seiner Gläubigen keine Ahndung hat. Diese Unerfahrenheit könnte man vielleicht seiner Jugend zu gute halten, wenn er sich nicht ausdrücklich vor dem Vorwurfe jugendlichen Übermuthes verwahrte, da er sich bewußt sey, Repräsentant einer ganzen Richtung unserer theologischen Wissenschaft zu seyn. Da bliebe denn freilich nichts übrig als zu sagen, wer wissenschaftlich ist, sey immerhin wissenschaftlich, und wer vornehm ist, sey immerhin vornehm! Ich kannte einen alten, halb kindischen Mann, welcher behauptete, es sey alles in der Welt nur Vorstellung; im Grunde sey es ganz dasselbe, ob man Wasser oder Wein trinke. Ich habe mich nie mit ihm in einen Streit eingelassen. Freilich damit er nicht auch die Anderen zu Wassertrinken machte, an denen dann das *ὄσος δὲ πλὴν κερτοῦν οὐδὲν ἄν τεύχοις* in Erfüllung gegangen wäre, mußte man ihnen reinen Wein einschenken. Und Gott Lob! die meisten Leute hatten noch einen unverdorbenen Geschmack. Nur einige barocke Originalgenies gebrauchten die heut zu Tage bekanntlich in viel allgemeinere Aufnahme gekommene Wasserkur.

Gleichwohl können wir selbst den Vorwurf der Heuchelei noch nicht so entschieden als einen vortheilhaften zurücknehmen; denn Herr Dr. Strauß, der sich durch die Meinung, daß er nur in der unwesentlichen Form von der Lehre der Kirche sich entferne, vor der Anklage zu schützen sucht, wie er selbst es ausdrückt, „unredlich und ein Lügner an heiliger Stätte“ zu werden, tritt dennoch, wenn man die Sache ge-

nauer verfolgt, mit anderen zwar in jenem zunächst für die in seiner Angelegenheit entscheidenden Behörden bestimmten Aussätze verschwiegenen, wohl aber in der Schlussabhandlung seines Lebens Jesu klar ausgesprochenen Ansichten in unläugbaren Widerspruch. Dort behauptet er (Leben Jesu Th. 2. S. 740 u. 41.), „es sey ungebildet, es schlechtweg Lüge zu nennen, wenn ein Geistlicher z. B. von der Auferstehung Christi predigt, indem er diese zwar als einzelnes sinnliches Faktum nicht für wirklich, aber doch die Anschauung des geistigen Lebensprozesses, welche darin liegt, für wahr hält.“ — Indessen fährt er also fort: „Näher jedoch ist diese Identität des Inhaltes nur für denjenigen vorhanden, welcher Inhalt und Form der Religion zu unterscheiden weiß, d. h. für den Theologen, nicht aber für die Gemeinde, zu welcher er spricht: diese kann sich keinen Glauben an die dogmatische Wahrheit z. B. der Auferstehung Christi denken, ohne Überzeugung von ihrer historischen Wirklichkeit, und kommt sie dahinter, daß der Geistliche die letztere nicht annimmt, und doch noch von Auferstehung predigt, so muß er ihr als Lügner erscheinen, wodurch das ganze Verhältniß zwischen ihm und der Gemeinde zerrissen ist. So für sich zwar kein Lügner, aber der Gemeinde als solcher erscheinend, und sich dessen bewußt, müßte der Geistliche, wenn er demüthet zu der Gemeinde in der Form ihres Bewußtseyns zu reden fortfährt, am Ende auch sich selbst als Lügner erscheinen.“ Selbst der Ausweg, den er S. 742. vorschlägt, daß sich der Geistliche in seiner Mittheilung an die Gemeinde zwar in den Formen der populären Vorstellung halte, aber so, daß er bei jeder Gelegenheit den geistigen Inhalt, der ihm die einzige Wahrheit der Sache ist, durchscheinen lasse, und so die allmähliche Auflösung jener Formen auch im Bewußtseyn der Gemeinde vorbereite, selbst dieser vermittelnde Ausweg will ihm zuletzt nicht mehr ausreichend erscheinen; denn er schließt S. 743. mit den Worten: „Es kehrt somit auch hier die Gefahr zurück, daß die Gemeinde hinter diese Differenz komme, und der Prediger ihr, und dadurch auch sich selbst als Lügner erscheine.“ Wir sehen demnach, daß Strauß durch dieses sein eigenes Bekenntniß die Beschuldigung der Heuchelei als eine vollkommen begründete erweist. Es kann ihm dieses Verbrechen nur dadurch in milderem Lichte erscheinen, daß der kritisch-spekulative Theologe sich nicht aus freier Wahl demselben unterzieht, sondern daß er durch die einmal fortgeschrittene Zeitbildung, der er sich nicht entziehen kann, will er anders nicht mit dem Denken seine wahre Menschenwürde aufgeben, unwillkürlich zu solchem Frevel gedrängt wird. Es wäre dies also für ihn eine unverschuldete, *dura necessitas*; er ist diese Lüge der Wahrheit schuldig; er ist also nur bis auf bessere Zeiten, wo diese Wahrheit den allgemeinen Sieg errungen haben wird, einstweilen ein provisorischer Lügner. Die Hoffnung auf jenen Sieg leuchtet wenigstens in dem Aussätze in der Allg. Kirchenzeitung hervor, so wie auch das Bewußtseyn der Verpflichtung für den Theologen, bis er errungen, als treuer Soldat standhaft auf seinem gefährlichen Posten zu beharren und keine, wenn auch niedrige, doch durch die Umstände unabweisbar gebo-

tene Kriegeliste zu scheuen. Herr Dr. Strauß hat, wie er in jenem Aussätze sagt, sich früher selbst mit Ernst die Frage vorgehalten, ob bei solcher Differenz der Ansicht es nicht die Pflicht der Theologen sey, den geistlichen Stand zu verlassen: er hat aber das Gegentheil als Pflicht gefunden. Denn wenn alle diejenigen, welche die kritischen und skeptischen Elemente der Zeit in sich aufgenommen haben, aus dem geistlichen Stande treten wollten: so bliebe am Ende der Geistlichkeit nur noch der unwissenschaftliche Glaube, der kritische Zweifel siele den Gebildeten in der Gemeinde anheim, und es müßte sich die Kirche in zwei Hälften spalten, zwischen welchen am Ende gar keine Vereinigung mehr möglich wäre; während nun, so lange auch im geistlichen Stande das Skeptische und Kritische repräsentirt bliebe, für eine solche Vermittelung wohlthätig gesorgt sey. Doch auch mit diesen Äußerungen kann es dem Dr. Strauß nicht Ernst seyn, denn sie stehen gleichfalls mit anderen seiner Aussprüche im deutlichen Gegensatz. Die Möglichkeit, daß im Skeptischen ein Einverständniß zwischen Geistlichen und Laien erreicht werde, haben leider in unserer Zeit manche durch ihre Prediger rationalisirte Gemeinden hinlänglich bewiesen; aber der kritische Zweifel negirt nur die äußerliche Form der Wahrheit, ihren Inhalt beßht ja auch nicht der inhaltslose Verstand des skeptischen Rationalismus, sondern nur die Spekulation der Vernunft. Da es nun aber offenbar nicht hinreichend wäre, den Gemeinden nur die falsche Form ihrer Vorstellung zu entreißen, wenn man ihnen nicht dafür die Wahrheit in der Vermittelung des Begriffs beizubringen vermöchte, so fragt sich, ob man mit Grund von diesem Experimente sich einen glücklichen Erfolg versprechen dürfte. Sonst würden wir immer wieder auf die nothwendige Trennung der Gebildeten und Ungebildeten in der Gemeinde zurückgewiesen. Denn da Dr. Strauß uns versichert, „er wisse, daß er seinen Prozeß in der geschichtlichen Fortentwicklung der theologischen Wissenschaft nicht verlieren werde,“ so müßte am Ende doch die gesammte Geistlichkeit die Prozeßkosten tragen helfen, und da sie sie nicht allein erschwingen könnte, so müßten auch die Gemeinden sich schon dazu verstehen, nach Kräften beizusteuern; d. h. mit anderen Worten, die Spekulation muß mit der Zeit unter allen Gebildeten, also auch unter allen Lehrern der Gemeinde sich allgemeinen Eingang und durchgängige Zustimmung erringen, und soll dann noch ferner ein Verhältniß zwischen Predigern und Gemeinden bestehen, so muß die Möglichkeit nachgewiesen werden, auch letztere allmählich zum spekulativen Begriffe zu erheben.

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n.

(Arbeiten der Evangelischen Gesellschaft zu Genf im Jahr 1835. Auszug aus ihrem gedruckten Berichte.)

Theologische Schule. Aus dem Theile des Berichtes, welcher sie betrifft, geben wir keinen Auszug, da wir die allgemein interessanten Thatfachen schon in einigen früheren Mittheilungen unseren Lesern vorgelegt haben.

Gottesdienst zu Genf. Es ist der Evangelischen Gesellschaft möglich geworden, vor achtzehn Monaten eine Kapelle (Oratoire) zu eröffnen, und seit dieser Zeit ist in dieser Kapelle jeden Sonntag dreimal Französischer Gottesdienst gehalten worden ohne die geringste Unterbrechung, ungeachtet aller Schwierigkeiten unserer hiesigen Stellung. Wir wissen, und glauben es zur Ehre Gottes sagen zu müssen, daß Viele unter denen, welche sich hier versammeln, Gott nicht genug danken können, den Schatz gefunden zu haben, „den weder Motten noch Rost verzehren.“ Auch ist uns kürzlich eine neue Wohlthat widerfahren. Nach reiflicher Überlegung und vielem Gebet um göttliches Licht und göttliche Leitung wurde am letzten Pfingstfeste der erste und wichtige Entschluß gefaßt, daß das heilige Abendmahl in unserem Oratoire gefeiert werden sollte.

Der Katechumenenunterricht wird im Herbst und Winter erteilt. Die Sonntagsschule im Oratoire hat sich bedeutend vergrößert. Mehr als hundert Kinder sind eingeschrieben, und eine große Anzahl anderer Kinder kommen regelmäßig mit ihren Eltern, ohne eingeschrieben zu seyn. Auch ist eine Singschule für die jüngeren Personen eröffnet worden, um den Kirchengesang zu verbessern, und zwei andere Singschulen für die Kinder.

Auch ist im Oratoire ein Deutscher Gottesdienst eröffnet worden: Sonntags um 1 Uhr und Mittwochs 8 Uhr Abends. Etwa zwanzig bis sechzig Zuhörer haben bis jetzt denselben beigezogen.

Christliche Leihbibliothek. Diese Anstalt erfreut sich eines glücklichen Fortganges. 2,340 Bände haben circulirt und die Anzahl der Subscribenten steigt bis auf 103. Seit dem Entstehen unserer Gesellschaft hat 1835, also in einem Zeitraum von weniger als vier Jahren, sind aus unserem Bibelverlage an Bibeln und Testamenten 24,980 Exemplare verkauft worden, diejenigen mitgerechnet, welche durch unsere Colporteurs in verschiedenen Gegenden verkauft wurden. Diese Colporteurs sind thätige Mitarbeiter der Evangelischen Gesellschaft, welche auf ihren Fußreisen überall Gelegenheit suchen, dem Evangelium Seelen zu gewinnen. Zwanzig dieser Arbeiter wurden im letzten Jahre von uns angestellt, sie verkauften 490 Bibeln, 3,805 Testamente sammt einer großen Menge Traktate, davon jedoch auch manche verschenkt wurden, um auf diese Art den Verkauf der Bibeln zu befördern. Die folgende Mittheilung über diesen Arbeitszweig der Gesellschaft wird einen Begriff von seiner Wichtigkeit geben.

Im Departement Meurthe befindet sich eine beträchtliche Zahl Protestanten, vorzüglich auf der Deutschen Seite dieser Provinz, und hier ist das Evangelium oft verkündigt und das Wort Gottes auch vielfältig durch zwei unserer Colporteurs, welche Deutsch reden, mit großem Erfolge ausgebreitet worden. Ein würdiges Mitglied des Comité faßte den Beruf, sein Vaterland zu verlassen, in der einzigen Absicht, in diesen Gegenden mit Hülfe seiner Gattin alle seine Kräfte einzig der Ausbreitung des Reiches Gottes zu widmen.

Vom Niederrhein schreibt ein Colporteur Folgendes: In Sarverne kam ich in ein Gasthaus, wo ich eine große Anzahl Gäste fand. Es war gerade ein katholisches Fest. Als ich meine Testamente zum Verkaufe anbot, fing ein junger Mensch an, über meine Bücher unziemlich zu scherzen, und fügte hinzu: Das sind Bücher für kleine Kinder und nicht für uns u. s. w. Mehrere aus der Versammlung stimmten ihm bei. Dies betrübte mich tief, und ich wandte mich gegen den Spötter, sah ihn starr an und sagte ihm: „Wie können Sie über dieses heilige Buch spotten, und den Erlöser mit Füßen treten, welchen es uns kennen lehrt?“ Er schlug beschämt die Augen nieder. Die Anderen waren erstaunt und sagten: „Der Mann hat Recht.“ Darauf ging ich hinaus, allein der junge Mensch folgte mir, zog mich auf die Seite und kaufte ein Neues Testament. Er schien sehr beschämt und wagte es kaum,

mich anzublicken. Ich benutzte diesen Augenblick, ihn noch ernstlich zu ermahnen, und verließ ihn endlich tief gerührt.

Departement des Vosges (Vogesen). In diesen Bergen ist das Volk sehr unwissend, und unter dem Einfluß der Priester. Eine Frau, welche daselbst zum Lesen der heiligen Schrift ermahnt wurde, antwortete: daß ihr Reichthümer das Alles gelesen habe, daß derselbe für sie bete, und daß er wohl Sorge tragen werde, daß keines seiner Pfarrkinder verloren ginge.

Von dem Dorfe Trois Maisons schreibt ein Anderer: Ich war genöthigt, von hier mich schleunigst zu entfernen, weil die Bewohner mich verfolgten; und doch stieg unterwegs der Gedanke bei mir auf, daß ich wohl nicht so schnell hätte den Muth verlieren sollen — vielleicht, wenn ich noch ein wenig gewartet, hätte mich der eine oder der andere Bewohner des Dorfes in sein Haus aufgenommen; allein wie konnte ich zurückkehren, ohne entdeckt und von Neuem fortgejagt zu werden? In diesem Augenblick schien es mir, als müßte ich V. verlassen, wo selbst ich gegen Abend angekommen war. Derjenige, der mich bis hieher geleitet, würde gewiß auch bei mir seyn, wenn ich bei Nacht den Wald durchwanderte, durch welchen mich der Weg führte, vielleicht daß ich gegen Morgen in irgend eine Hütte eintreten könnte, wo ich ohne Aufsehen zu erregen, die Freunde der göttlichen Wahrheit versammeln würde. Also machte ich mich des Abends auf die Reise, und langte mit Tagesanbruch wieder in Trois Maisons an. Hier ging ich nach der Hütte einer Frau, einer eifrigen Freundin des Evangeliums, wohin ich mich schon das erstemal geflüchtet hatte, als man mich im Dorfe verfolgte. Ihre Freude war groß, als sie mich wieder sah. Bald fanden sich andere Freunde des Evangeliums ein, und die Versammlung war zahlreicher als je zuvor, ohne daß dies im Dorfe das geringste Aufsehen verursacht hätte. Der Herr stand mir bei, und ließ mich zu ihrer Erbauung sprechen; wir lasen mehrere Capitel der Bibel, und ich deutete ihnen mehrere Stellen an, die ich für passend hielt, damit sie künftig dieselben wiederfinden könnten.

Im Departement Jura haben dies Jahr vierzehn Colporteurs gearbeitet. Sie hatten zwei Stationen in diesem Departement. Im Südwesten Kons le Saunier als Mittelpunkt, und von da aus bis nach Moirans, St. Amour, St. Claude u. s. w. Die andere Station im Osten. Einer der Colporteurs schreibt unter dem 20. December: „Drei Personen sind erweckt im Dorfe W.; zwei davon, ein Mann und seine Frau, sind so demüthig, so voll Liebe, so lebendig, daß es eine wahre Freude ist, sie zu hören. Ich machte ihre Bekanntschaft auf folgende Weise. Nachdem ich durch das ganze Dorf G. gegangen war, fast ohne etwas verkauft zu haben, ging ich Donnerstag Abends auf W. zu, obgleich mich die Unbuddsamkeit der dortigen Priester bekannt war, die im vorigen Jahre alle daselbst verkauften Testamente weggenommen hatten, und allen denen die Absolution versagten, welche sich weigerten, die übrigen auszuliefern. Der erste Einwohner, welchem ich daselbst begegnete, nannte mich Jemand, mich versichernd, dieser Mann würde gewiß meine Bücher kaufen. Kaum wagte ich dieses zu glauben. Als ich in das Haus dieses Mannes trat, sprach ich: Friede sey mit Euch! Wollt Ihr vielleicht ein Neues Testament kaufen, es steht Alles darin, was Jesus und seine Apostel gelehrt haben. Ich besitze dieses Buch, war seine Antwort, und es gereicht mir zu meinem größten Troste. Kommen Sie herein, ich will es Ihnen zeigen. Nicht wahr, Sie sind auch ein Freund von Gottes Wort? sagte er noch beim Hineintreten zu mir. Ich besaß dies. O lieber Bruder, rief er freudig aus, lange schon habe ich Gott gebeten, mir eines seiner Kinder zuzuschicken, gelobt sey jetzt sein Name, denn er hat mich erhört. Als ich mich nach seinen Verhältnissen erkundigte, erzählte er mir von seinem Leben und seiner Bekehrung: „Ich

bin 72 Jahr alt. Schon vor mehreren Jahren hatte ich die Verthümmer der Römischen Kirche einsehen lernen; ich entschloß mich, sie zu verlassen und Gott so viel als möglich in meinem Hause zu dienen. Voriges Jahr kam ein junger Mann vor meine Thür, so wie Sie jetzt, und bot mir ein Testament zum Verkauf an. Ich war tief betrübt, daß ich nicht Geld genug hatte, um es kaufen zu können, allein der junge Mann kam bald darauf zurück, und gab mir ein Exemplar. Seit diesem Augenblick las ich dasselbe fleißig und andächtig, und fand darin den Trost, welchen der Herr denen verheißt, die sein Wort hören und bewahren.“ „Dies heilige Wort,“ fuhr er fort, „rührte mein Herz so tief, daß, wenn ich des Nachts erwachte, ich ausrief: O Herr Gott, du Allmächtiger, wie glücklich ist der Mensch, der dich kennt und liebt! Dein Wille ist belebender als Wein, und köstlicher als alle irdischen Dinge u.“

Im Kanton Genf selbst sind auch kürzlich mehrere Versuche dieser Bibelverbreitung gemacht worden, welche aufmunternde Resultate geliefert haben.

Evangelisation. Fünf Hauptstationen bestehen gegenwärtig, von eben so viel Predigern bedient, welche eifrig bemüht sind, das Licht des Evangeliums in den Provinzen leuchten zu lassen, in denen seit dem Tage der Reformation Dunkelheit herrschte. Wir wollen hier Einiges ausheben.

Herr Hoffmann hat seit dem vorigen Jahre in den Städten Tournus, Macon und Chalons gepredigt; im Monat Juni waren wir genöthigt, noch zwei Prediger auszusenden, die Herren Acharb und Zipperlin, beide früher Zöglinge unserer Schule. Ersterer ist in Tournus, letzterer in Macon. Um dieselbe Zeit wurde auch dringender Wunsch nach einem regelmäßigen Gottesdienst von mehreren Bewohnern von Louhans ausgesprochen. Es wurde daher beschlossen, daß Herr Zipperlin diesen Dienst mit dem in Macon übernehmen sollte. Diese Einrichtung hat einen höchst glücklichen Erfolg gehabt. Die Versammlungen haben sich bedeutend vermehrt; auch werden häufig Versammlungen in den benachbarten Dörfern gehalten, wodurch das Licht der Wahrheit immer weiter verbreitet wird. Doch bald erwachte auch hier gegen unsere Brüder der Widerstand, welchen die Prediger des Evangeliums überall und zu jeder Zeit entgegen mußten. Die Römische Geistlichkeit, welche früher diese Männer verachtete, fing jetzt an, sie zu fürchten. Sie wandten Alles an, die Bewegung zu unterdrücken, welche in dem Geiste so vieler ihrer Pfarrkinder durch die Bekanntheit mit der Bibel erweckt worden war. Doch grade ihre Unbulsamkeit erweckte das Verlangen nach dem Worte Gottes. Herr Zipperlin schreibt Folgendes vom 12. Januar: In Louhans sind die Versammlungen sehr zahlreich. Aus der ganzen Nachbarschaft eilen sie herbei und selbst bei dem ungünstigsten Wetter ist jeder Winkel besetzt, Treppe und Eingang nicht ausgenommen, so daß ich genöthigt war, meine Stimme so sehr als möglich zu verstärken, wenn ich von Allen gehört seyn wollte. Herr Hoffmann schreibt von Chalons unter dem 9. Februar: „An noch zwei Orten, in Bussy und St. Desert, ist Gottesdienst eröffnet worden, wodurch die mir obliegenden Dienstverrichtungen bis auf fünf gesteigert worden sind; bald hoffe ich auch in zwei anderen Ortschaften, Ruilly und Fontain, Gottesdienst halten zu können. Letzten Sonntag war ich in Bussy so ermüdet und unwohl, daß ich nicht im Stande zu seyn glaubte, selbst zu predigen: allein ich habe Ihnen schon berichtet, daß nicht ich das Werk leite, sondern das Werk mich. Ein junger

Exseminarist aus Givry hatte versprochen, in St. Leger ein Lokal zu suchen, und er that mehr, als er versprochen. Der Versammlungsort war bald gefunden und alles Volk für den Abend eingeladen. Als ich daher in St. Leger anlangte, wurde mir sogleich gemeldet, daß Alles bereit und eine große Anzahl Menschen versammelt sey, um mich predigen zu hören. Hier mußte ich mich zusammennehmen. Mehr als 250 Personen hatten sich eingefunden. Zwei aneinanderstoßende Zimmer waren mit Leuten angefüllt, welche lachten und scherzten; doch als ich kam und mich an meinen Platz vor den Tisch stellte, wurde Alles ruhig, und die Männer hörten mit unbedecktem Haupte zu.“ Die allgemeine Aufmerksamkeit belohnte mich reichlich, aber wir bedürfen der Fürbitte unserer Brüder, daß die Früchte dieses Abends nicht bei ihnen verloren gehen.“ —

Der Bischof von Autun hatte Maaßregeln ergriffen, um einen entscheidenden Schlag gegen uns auszuführen. Die Behörden des Departements legten die Geseze zu unserem Nachtheil aus, und untersagten unseren Evangelisten alles Predigen, dem Wunsche der Geistlichkeit nachgebend.

Unsere Brüder, die Mitglieder der Evangelischen Gesellschaft zu Paris, haben Alles angewandt, um die Sache in ihr rechtes Licht zu stellen, und wirklich gelang es ihnen bald, eine Zurücknahme des Verbotes zu bewirken, das auf unseren Predigern in Frankreich lastete. Vielleicht war keine Zeit für unsere Brüder gesegneter, als grade diese Zeit der Unterdrückung, wo ihre Aussicht trübe, ihre Herde zerstreut, ihr Sammelplatz geschlossen war. Jedoch das Evangelium war keineswegs gebunden, demüthige und inbrünstige Gebete stiegen zum Himmel. Der Geist des Herrn kam reichlicher und erfrischender auf uns hernieder. Seitdem sind die Arbeiten unserer Evangelisten von Neuem und mit noch größerem Eifer wieder angefangen worden; zwei neue Prediger, die Herren Charlier und Barbey, haben sich den früheren angeschlossen.

Wer hätte wohl vor drei Jahren geglaubt, daß in so kurzer Zeit wir nicht nur ein Oratoire in unserer Stadt haben würden, um daselbst das Jubiläum der Reformation feiern zu können, sondern daß jetzt auch eines in Chalons, eines in Tournus, eines in Louhans und eines in Macon seyn werde, worin Gemeinden sich versammeln. Und doch ist dies nur ein Theil, ja nur ein kleiner Theil all' der Gnade, welche der Herr uns im Laufe dieses Jahres erwiesen hat!

„Darum, geliebte Brüder, seyd fest und unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wißet, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn!“

(Holland.) Eine erfreuliche Erscheinung in unserer theologischen Welt ist die Ankündigung einer neuen Holländischen Uebersetzung von Calvin's Institutionen, welche zu Utrecht bei Alt'heer zu sehr billigen Preisen erscheinen soll. Bengel's Gnomon, in dem vergangenen Jahre neu herausgegeben von Dr. Stendel, wird auch von den Theologen in Holland hie und da wieder benutzt, und es scheint, daß auch die vortrefflichen Holländischen Theologen des siebzehnten Jahrhunderts mehr als früher zu Rathe gezogen werden. Die Bewegungen in der Kirche scheinen einen nicht ungünstigen Einfluß auf die Theologie auszuüben, in welcher zwar auf der einen Seite die rationalistische Richtung mehr und mehr hervortritt, aber doch auch auf der anderen Seite die besseren Theologen der früheren Zeit und die gläubigen Schriftsteller anderer Länder anfangen mehr gekannt zu werden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 25. Juni.

N^o 51.

Betrachtungen, veranlaßt durch den Aufsatz des Dr. Strauß: Über das Verhältniß der theologischen Kritik und Spekulation zur Kirche. (Allg. Kirchenzeitung Jahrg. 1836, Nr. 39.)

(Schluß.)

In dieser Möglichkeit hegt nun aber Strauß selbst sehr starke Zweifel. Er sagt (Leben Jesu Th. 2. S. 740.), daß der Versuch von Seiten des Geistlichen, auch für die Gemeinde das Geschichtliche in Ideen aufzulösen, nothwendig fehlschlagen müsse, weil der Gemeinde alle Prämissen fehlen, durch welche in dem Theologen seine spekulative Ansicht vermittelt ist, und daß eben deswegen nur ein fanatisch gewordener Aufklärungstrieb diesen Versuch anstellen könnte. Hegel äußerte selbst einmal, es sey nicht Jedermann für die Spekulation geschaffen, darauf käme auch gar nichts an, wenn nur diejenigen sich dem Begriffe ergeben, welche nicht anders können, als vor ihm die Waffen strecken. Es widerspräche die Annahme der in Frage stehenden Möglichkeit in der That auch aller geschichtlichen Analogie. Wir können wohl gläubige, abergläubige und ungläubige Nationen nachweisen (obgleich die letzten auch nur als vorübergehende Erscheinungen); Herr Urian versichert aber, auf seinen Reisen durch die Welt bisher noch nirgends auf eine spekulative Volksgemeinde gestoßen zu seyn. Es wäre auch wirklich ein sehr empfehlenswerther Ausweg für die Behörden, wenn sie den bei den überfüllten Gefängnissen nicht unterzubringenden Verbrechern als besonders harte Strafarbeit auftrügen, zur Heranbildung künftiger philosophischer Gemeinden den Bauernknaben den spekulativen Katechismus einzubläuen. Denn ein ehrlicher Mann möchte sich wohl schwerlich einer solchen Sisyphusarbeit unterziehen.

Steht es nun aber so, daß die Kluft zwischen den einkfältigen Gemeinden und den spekulativen Lehrern, je weniger diese von ihrem Plage zu weichen gedenken, nur desto größer werden muß, so ist, wenn das von Strauß gewünschte Verhältniß bestehen sollte, nach aller gesunden Berechnung nur ein doppelter Erfolg denkbar. Entweder die Gemeinden werden, da sie sich zur spekulativen Religion ihrer Lehrer nicht aufschwingen können, nun auch die historische Form ihres Glaubens fahren lassen, nachdem sie einmal dahinter gekommen, was es eigentlich damit auf sich habe, und so in gänzlichen Unglauben und gränzenlose Verwirrung versinken; oder, und das muß Strauß selbst für das Wahrscheinlichere halten, weil es in der That das Vernünftigere wäre, oder die Gemeinden

würden, nachdem sie einmal die Heuchelei ihrer Lehrer erkannt, wenn diese nicht weichen wollen, sich selbst von ihnen trennen, und so wäre die Kirche doch wieder, was ja eben vermieden werden sollte, in zwei unvereinbare Hälften gespalten, in kritisch-spekulativ Gebildete und unwissenschaftlich Glaubende. Da wäre es am Ende doch wohl gerathener, wenn die Spekulativen, um einem gewaltsamen Schisma vorzubeugen, sich selbst gleich freiwillig von den Gemeinden ausschieden. Es brauchte ihnen gar nicht, wie Dr. Strauß meint, die unnatürliche, ja geradezu unmögliche Zumuthung gemacht zu werden, die Theologie gerade zu einer Zeit zu quittiren, wo sie überzeugt sind, erst hinter die Wahrheit gekommen, und in das innerste Mysterium ihrer Wissenschaft eingedrungen zu seyn. Sie könnten eine eigene Kirche bilden. Ich würde ihnen vorschlagen, sich „die Kirche der Idee“ zu nennen. Daß diese Kirche der Idee keine Idee von der Kirche hat, thut nichts zur Sache. Auch um ihren Sammelplatz brauchte diese Kirche nicht verlegen zu seyn; sie könnte — wenn erst, der es jetzt noch aufhält, hinweggethan worden — vielleicht in Zürich ihren ersten Tempel bauen. Wenigstens scheinen dort viele Baulustige vorhanden zu seyn, wie die gottselästerlichen Suldigungen beweisen, die sie neulich ihrem Baumeister darbrachten, der sein architektonisches Talent bisher doch nur durch das Niederreißen des Tempels Gottes bekundet hat, und noch dazu mit so schlechtem Erfolge, daß der Herr ihn in dreien Tagen wieder aufbauen und dann alle Cananiter und Bacherer daraus vertreiben wird.

Wir haben bisher nur aus des Dr. Strauß eigenen Ansichten und Voraussetzungen die natürliche und nothwendige Folgerung gezogen, die kritisch-spekulativen Theologen seines Standpunktes müßten, wenn sie nicht allerdings zu Lügnern an heiliger Stätte werden, und einer unfehlbaren Auflehnung von Seiten der Gemeinden gegen sich entgegen wollten, es für ihre unababweisbare Pflicht erachten, ihre Ämter in der jetzt bestehenden Kirche niederzulegen; daß übrigens die wahre Kirche Christi selbst, die Gemeinde seiner Gläubigen, diesen freiwilligen Akt von jener Seite nicht erst abwarten darf, sondern daß sie, von ihren eigenen Prämissen ausgehend, jene spekulativen Antihistoriker ausscheiden muß, versteht sich von selbst. Sie darf hier eigentlich nur gerechte Repressalien anwenden. Wie ihr Herr und Heiland ihnen nur eine mythische Person ist, so wird sie auch jene Herren nur wie mythische Personen behandeln, die für die Kirche keine historische Wirklichkeit haben. Da ihr Herr Jesus ihr mehr ist, als die bloß poetische Form der Idee der Menschheit, so wird sie als seine treue Dienerin es für ein Verbrechen halten, seinen Feinden den Zugang in ihr Heilig-

thum zu gestatten, und um dieser Gefahr mit Erfolg zu steuern, wird sie ihr wohl begründetes, historisches Recht sich wahren und in Anspruch nehmen.

Was von den Kanzeln gilt, gilt auch in diesem Punkte von den Cathedralen. Die akademischen Lehrer der Theologie sind gleichfalls nur Diener der Kirche. Die christliche Wissenschaft, welche sie repräsentiren, darf sich keineswegs von ihrer kirchlichen Abhängigkeit losagen. Dies ist die letzte Beziehung, in der Strauß uns lehrreich werden kann. — Er behauptet Repräsentant einer ganzen Richtung der theologischen Wissenschaft zu seyn; das gibt ihm aber noch keine Berechtigung. Die Kirche ist nicht für die Wissenschaft, sondern die Wissenschaft ist für die Kirche da. In der Theologie wenigstens findet dies ganz unmittelbar und ausschließlich statt. Dazu kommt, daß die akademischen Lehrer vor allen Dingen den Gemeinden ihre Prediger und Seelsorger zu bilden berufen sind, und Dr. Strauß bekennt selbst (Leben Jesu Th. 2. S. 741.), „wenn derjenige, welchen der Gang seiner Bildung nöthigte, die geistliche Praxis aufzugeben, nun viele solche heranzubilden bekäme, die durch ihn zur geistlichen Praxis unfähig würden, so wäre dies das Übel nur ärger gemacht.“

Für die Bildung ihrer gelehrten und praktischen Theologen wird die Kirche schon selber sorgen. Daß Bildung und Hegelsche Spekulation identisch sind, diese Versicherung ist eine der eben nicht seltenen, bescheidenen Annahmen und stillschweigenden Voraussetzungen des Dr. Strauß. Diese Schule hat sich in dieser Beziehung überhaupt das Mentire audacter, semper aliquid haeret, zum Wahlspruch gemacht, und sie sucht durch die Behauptung ausschließlicher Wissenschaftlichkeit alle, die nicht ihre Zunftgenossen sind, sit venia verbo, zu verblüffen. Bisher aber waren ihre Leistungen auf dem Gebiete der Theologie anerkannter Maßen meist sehr oberflächlich. Es wird aber ihrem Standpunkte auch unter uns sein Recht widerfahren, indem sich eine gründliche kirchliche Polemik dagegen bilden wird, zu der ja schon so viele Grundzüge in der Zeit vorhanden sind. —

N a c h r i c h t e n.

(Ostindien. Abschaffung des Kastensystems in der Kirche.)

In einer früheren Mittheilung haben wir den Hirtenbrief des Bischofs Wilson von Kalkutta gegeben, durch welchen er die Abschaffung des Kastensystemes in allen kirchlichen Angelegenheiten aufs Entschiedenste verordnete. Jetzt kennen wir auch die Veranlassung zu diesem denkwürdigen Schritte genauer, und zögern um so weniger, die ganze Sache vorzulegen, weil sie eine Mission betrifft, welche uns nahe angeht und jedem Freund der Ausbreitung des Reiches Gottes schon lange große Sorge machte. Der Verfall der alten Hallischen Mission zu Tanjore, welche vor einem halben Jahrhundert in so herrlicher Blüthe stand, war seit längerer Zeit bekannt geworden, aber erst in den letzten Jahren zeigte sich das heimlich schleichende Verderben auf höchst bedenkliche Weise. Zwischen 160 — 170 Rückfälle in's Heidenthum kamen in einem einzigen Jahre vor, und die Kirchen waren, wie sich der Erzdiakon Robinson zu Madras in seinem Bericht an den Bischof zu Kalkutta

ausdrückte, mehr als halb heidnisch geworden. Die Arbeiten unserer frommen Landleute in dieser ältesten Deutschen Lutherischen Mission schienen der Auflösung nahe zu seyn, wenn nicht rasche Hülfen und scharfe Arznei angewendet würde. Denn die weite Zerstreuung der Gemeinden, gegen 10,000 Christen in 140 Städten und Dörfern unter 200 einheimischen Katechisten und Schullehrern, über ein Gebiet von sechzig Deutschen Meilen in die Länge von Bellore bis Kap Komorin und vierzig bis fünfzig Deutsche Meilen in die Breite, vergrößerte die Gefahren. Der Bischof zog sogleich genaue Nachricht über die Ursachen dieses schnellen Verfalles ein und daraus ergab sich als nächster Grund die Beibehaltung der heidnischen Gebräuche, des Kastensystems unter den christlichen Gemeinden. Die Missionare glaubten die Kasten als eine bürgerliche Einrichtung ansehen und unberührt lassen zu dürfen. Allein die ganze Einrichtung ist mit den religiösen Vorstellungen des Indischen Heidenthums so innig verwachsen und von denselben durchdrungen, daß eines mit dem anderen fallen muß, oder das Fortbestehen des einen wird die Dauer des anderen zur nothwendigen Folge haben. Diese traurige Erfahrung hat man jetzt zu Genüge in den Lutherischen Heidendgemeinden des südlichen Indiens gemacht. Bis zu welcher Höhe die Mißbräuche in der Kirche gestiegen waren, ersieht man aus einer Zusammenstellung von fünfzig Punkten, welche Bischof Wilson ohne große Mühe gegeben hat und die er, wie er sagt, leicht hätte auf fünf-hundert bringen können.

Beim Gottesdienste 1. saßen die verschiedenen Kasten auf verschiedenen Matten und 2. auf verschiedenen Seiten der Kirche, in welche sie 3. durch verschiedene Thüren hereingingen; 4. sie traten zu verschiedener Zeit zum Tisch des Herrn und hatten 5. verschiedene Kelche oder wußten die Katecheten anzuküsten, daß sie vor der Communion der niederen Kasten den Kelch vertauschten; 6. sogar der Missionar wurde überredet, das heilige Mahl zuletzt zu genießen. 7. Sie ließen keinen Taufpöthen von untergeordneter Kaste zu; 8. sie hatten abgesonderte Plätze auf den Gottesäckern; und 9. kein Mann von den niederen Kasten konnte den Gottesdienst verrichten. 10. Nach dem Gottesdienste mußten sie sich alle baden, als die unrein geworden waren; und 11. acht Tage lang die Klageweiber die heidnischen Trauergebräuche verrichten. 12. Der einheimische Priester oder Katechist wohnte um keinen Preis in einem Dorfe von Pareiern (oder Paria, den verachteten Auswürflingen, welche zu keiner der vier Kasten gehören), 13. noch ließ er sie in sein Haus zum Unterrichte; 14. noch ließ sich eine Sudragemeinde (Sudra: die unterste der vier Kasten) einen Pareier als Lehrer gefallen, und 15. wenn eine Gemeinde sich versammelte, so wurden alle unteren Klassen ausgeschlossen. 16. Man drang auf die Absonderung der Kinder, sobald sie das achte Jahr erreicht hatten. Im häuslichen Kreise 17. durfte die Frau nicht bei ihrem Manne sitzen, oder mit ihm essen, sondern wurde als seine Sklavin oder vielmehr wie ein Theil seiner Güter und Sachen behandelt; 18. auch durfte sie nicht bei ihrem Gatten in der Kirche sitzen. 19. Zwischen den verschiedenen Kasten war die Verheirathung nicht erlaubt; 20. aber ungeheuerlichen Verbindungen, unenthaltsamen Festen und dgl. sah man gerne durch die Finger, und 21. der Christ verheirathete seine Tochter lieber an einen Heiden seiner Kaste als an einen Christen einer niederen Kaste. 22. Die Wittwen der Sudra durften nicht zum zweiten Male heirathen. 23. Jungfräuliche Wittwen verlobter Gatten waren demselben Gesetze unterworfen. *) 24. Brahminen wurden über eine glückliche Zeit zur Eingehung der Ehe befragt.

*) Verlobnisse werden in Indien von den Eltern sehr früh für ihre Kinder geschlossen, oft gleich nach der Geburt oder schon vor derselben, und solche Verlobte werden als Eheleute betrachtet.

25. Der Christ verließ ein christliches Weib, die ihm nicht mehr gefiel und nahm eine zweite, eine Heidin. 26. Die übeln Wirkungen des Kirchganges bei der Trauung wurden durch Zaubermittel beseitigt und 27. durch Anwendung der Tomtoms und heidnischen Umzüge, sobald sie die Kirche verlassen hatten. 28. Reinigungsgebräuche für die Frauen wurden, wie unter den Heiden, beibehalten; 29. die Kinder mit mancherlei heidnischen Zeichen gezeichnet; 30. diese Zeichen trugen sie, wenn sie unter Heiden kamen, und legten sie unter Christen ab; 31. eben so hatten sie christliche Namen, aber nicht minder heidnische zum gewöhnlichen Gebrauch in der Welt, oft nach heidnischen Göttern. In Bezug auf die Gesellschaft betrachteten sie sich 32. als Leute von einer höheren Art, und 33. die Pareier als ihre geborenen und vorherbestimmten Sklaven. 34. Sie wollen nicht aus derselben Quelle trinken, 35. noch in derselben Strafe wohnen, 36. noch Speise aus denselben Gefäße genießen; sondern 37. zerbrachen alle irdenen Gefäße, die ein Pareier angerührt hatte, als entweihte; 38. sie würden von ihm nicht einmal das heiliggehaltene Wasser des Ganges, um ihr Leben zu retten, angenommen haben. 39. Die Verührung eines Pareiers machte sie unrein. 40. Christen, welche die Kaste hielten, hatten Zutritt zu den oft unzähligen Heidenfesten, 41. erwiesen den Götzen Ehre, 42. legten Gelübde ab in den Pagoden und 43. holten die Brahminen herbei, um die Kranken zu beschwören. Diese Geseke der Kasten gründeten sich 44. auf die Schasters oder vorgeblich heiligen Schriften der Hindus; 45. die Einweihung in die Kasten geschah nach den Schasters; 46. die Bestimmung über Verletzungen der Kaste geschah nach denselben Schasters; 47. die Kastengerichte urtheilten nach den Schasters. 48. Diese Gerichte wurden zuweilen in christlichen Kirchen gehalten; und 49. nach ihrer Entscheidung wurde der verurtheilte Christ vom Abendmahl ausgeschlossen. Endlich 50. der schlechteste Landstreicher, ein zerlumpter, betrunkenen Bettler oder Dieb konnte den schwächsten, gelehrtesten, achtungswürdigsten Mann, einen Besitzer von Land und Vermögen, der auf's Anständigste gekleidet war und sich benahm, der vielleicht das Amt eines Katechisten bekleidete, verächtlich behandeln, wenn er von niedriger Kaste war, — und das alles war unverändertlich, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht.

Einen solchen Zustand konnte der Bischof unmöglich dauern lassen. Er fand, daß die Milde des Bischofs Heber zur Steigerung aller Übel mißbraucht worden war und das nachsichtige Verfahren einiger Missionare dem nicht zu steuern vermocht hatte. Er entschloß sich daher zu einem entscheidenden Akte, vollzog ihn aber mit eben so viel Kraft als Umsicht und Weisheit. „Das Kastenwesen,“ sagt er, „mußte in religiöser Hinsicht abgeschafft werden, oder wir thäten besser, unsere Missionen aufzugeben. Ein Nithmus, eine Brücke zwischen Christenthum und Heidenthum, die stehen bleibt, um den Abfall zu erleichtern, ist nach meiner Meinung durchaus nicht zu dulden.“ „Nachdem ich die Frage sorgfältig untersucht hatte, gab ich die Anweisung, alle Gebräuche, welche in der Kirche aus dem Kastenwesen entspringen, so weit sie die kirchliche Ordnung und die Sakramente betreffen, aufzuheben. Bürgerliche und häusliche Verhältnisse ließ ich frei von ausdrücklichem Tadel, und beschränkte mich auf die Vernichtung der Kastenbräuche in der Kirche. Das übrige überließ ich der allmählichen Ausgleichung, obwohl ich vielleicht, wie die Apostel wohl gethan haben würden, hätte völlige Verzichtleistung auf alles heidnische Wesen fordern sollen. Alle Missionare ohne Ausnahme sowohl hier in Bengalen als im Süden mit allen meinen geistlichen Brüdern am bischöflichen Collegium und in Kalkutta, betrachten die Frage in demselben Lichte wie ich. Die Reformation dieser Hindugemeinden, wenn gleich schmerzlich, war so unerläßlich für die Bewahrung der evangelischen Wahrheit, daß das Ergebniß

nicht anders als höchst segensreich seyn kann. Die Strafe der Widerspenstigkeit gegen meine Anordnungen ist Ausschluß von der heiligen Gemeinschaft, welche durch ihre Handlungsweise thatsächlich schon gebrochen ist, und Verlust der Missionspflege, deren sie selbst sich unwürdig geachtet haben. Bürgerliche Strafe oder Nachtheil wird nicht statt finden, und die Rückkehr zur Gemeinschaft der Gläubigen steht den Gefallenen auf das Zeugniß der Buße und des Gehorsams offen.“

Die Lutherischen Prediger dieser alten Mission hatten für die Beibehaltung des Kastenwesens den Vorgang der Römischen Priester in Indien, und so lange ausgezeichnete Geister wie Schwarz und Gerike den Ausbruch des eigentlichen Heidenthums niederhielten, schien es bloß bürgerliche Unterscheidung. „Aber bald nach dem Tode dieser apostolischen Männer,“ sagt der Bischof, „fehlte es fast ganz an einem würdigen Erseke für sie. Deutschland, schon länger durch neologische Grundsätze verdorben, versah mit Mühe die ehrwürdige Gesellschaft mit ein Paar Männern, welche denen des vorigen Jahrhunderts glichen, und von denen, die man erhielt, gefiel es Gott, mehrere im Anfang ihrer Arbeiten durch schnellen Tod hinwegzunehmen. Bei der größten Sorgfalt in der Wahl, täuschte man sich doch in Einigen gar sehr; gering zwar waren die Täuschungen an Zahl, aber von weit ausgedehnten Folgen, und das meiste, was wir jetzt sehen, ist dieser Quelle zuzuschreiben. Wenn man hinzunimmt die Richtung unserer gefallenen Natur, die verführerische Gewalt der heidnischen mit den Kasten verknüpften Gebräuche, die geringere Lebendigkeit des Christenthums bei den Nachkommen der ersten Bekehrten im zweiten und dritten Geschlecht und den niedrigen Stand der Sittlichkeit und Bildung in Indien — kein Panier der Wahrheit weit und breit, keine christlichen Sitten, kein Halt der Augen, kein christlicher Sabbath, nichts, woran sie sich lehnen konnten, der Schritt vom Christenthum zum Heidenthum mit allen seinen Beselungen unmittelbar — wenn man alles dies bedenkt, und sich an den Zustand einer weitverstreuten Pfarrei in Europa erinnert, sobald sie nur einige Jahre vernachlässigt worden ist, so möchten wir die Hauptursachen des Verfalles erkennen und brauchen über den jetzigen Zustand dieser Missionen nicht allzu niedergeschlagen zu seyn, da diese Ursachen entfernt werden können. Die apostolischen Gemeinden zu Lebzeiten des Apostels Paulus, und die Gemeinden Kleinasiens, an welche die sieben Sendschreiben des Johannes gerichtet sind, können uns belehren, was die Verderbtheit der menschlichen Natur zuwege bringt sogar wider inspirierten Unterricht und auf Wunder gestützte Auctorität. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß vor etwa drei Jahren ein Missionsprediger bei seiner Ankunft von England in Tandshore ganz allein stand, ohne einen einzigen kräftigen Genossen, welcher, während der neu Angekommene die Landessprache lernte, gearbeitet oder die verwickelten äußeren Geschäfte der Mission verwaltet, oder die Schaar von Katechisten und Gemeinden beaufsichtigt hätte — da der ehrwürdige greise Kahlhoff um seiner Gesundheit willen an der Kiste war. Was konnte bei einem solchen Stand der Dinge Anderes folgen! Ich muß nur immer staunen und danken, daß es nicht schlimmer geworden ist.“

Der Bischof eilte selbst zur Visitation von Kalkutta nach Madras und Tandshore; er versammelte die Missionare und hielt lebendige Anreden an sie zu Tandshore und Bepery. Am 31. Januar 1835 war in der Missionskirche zu Tandshore, in welcher sich die Grabmäler der Missionare Schwarz, Forst und Gerike befinden, eine große Feierlichkeit: die Prediger Thompson, Coombes, Simpson und Jones wurden zu Priestern, Prediger Trion zum Diakon ordinirt. Die Priester, welche mit dem Bischof die Hände auslegten, waren der Erzdiakon, des Bischofs Kaplan; Prediger Kahlhoff von der Lutherischen Kirche; Pred. Deane, Kaplan zu Trischinapoly; Pred. Kahl von der Dänisch-

Bischöflichen Kirche zu Trankebar und Myanaparagafen, eingebornen Priester von Tandschore, Zwölf Geistliche, vier Europäische Katecheten und gegen funfzig eingeborene Katecheten und Schullehrer waren zugegen. Die Hoffnungen des Bischofs hoben sich bei eigener Ansicht der Gempinden. „Wenn ich die ungeheuern Versammlungen in den Kirchen sehe,“ sagt er, „wenn ich die Ordnung, die Andacht, die todtensüße Aufmerksamkeit, die frischen Antworten, welche das matte Klüßlein Europäischer Auditorien beschämen, auf jeder Station betrachte, — und besonders wenn ich die Menge der Communikanten bei dem hochheiligen Geheimniß des Leibes und Blutes unseres Herrn sehe, so sage ich denn noch mit dem ersten ausgezeichneten Prälaten dieses Bisthums: „„Diese südlichen Missionen sind in christlicher Hinsicht das edelste Denkmal der Britischen Verbindung mit Indien.““ Ich sage denn noch mit dem zweiten Prälaten: „„Hier ist die Kraft der christlichen Sache in Indien.““ und ich füge mit diesem geliebten Bischof hinzu: „„Es würde wahrlich eine jammervolle und schwere Sünde seyn, wenn England und alle Werkzeuge seiner Güte diese Kirchen nicht erhielten und beschützten!““ — Die Verordnungen des Bischofs fanden nicht so viel Widerstand, als sich befürchten ließ. Ein Kern entschiedener Christen bildete sich auf allen Missionsstationen. Die Neubefehrten werden nur auf diese Bedingungen zur Taufe und die Katechumenen zur Confirmation zugelassen. Zugleich wird für bessere Pflege dieser alten Gemeinden gesorgt, indem die Zahl der Europäischen Lehrer vermehrt wird; Ende 1835 sollten es zehn seyn, drei zu Bepery, einer zu Cuddalore, drei zu Tandschore, einer zu Trischinapoli, zwei zu Tinepelly. Die Einsetzung des bekannten eifrigen Missionsfreundes Corrie, bisherigen Erzbischofs zu Kalkutta, als Bischof zu Madras, ist ein neuer günstiger Umstand für die Ausbreitung des Reiches Gottes im südlichen Hindostan.

Wüßte nur der Römisch-Katholische Bischof D' Connor, welcher jüngst zu Madras angelangt ist, dem Beispiele des evangelischen Bischofs nachfolgen und den heidnischen Gräueln in den Römischen Gemeinden, wogegen die oben erwähnten Mißbräuche Kleinigkeiten sind, ein Ende machen, damit die Heiden nicht mehr durch die sogenannten Christen von der Besserung abgeschreckt werden. Vor Allem müßten die Römischen Priester aufhören, Brahminen zu spielen und das Beispiel des Apostels, der Allen Alles geworden, durch Annahme heidnischen Wesens gräßlich zu verzerren.

(England. Dr. M'Ilvaine, Bischof von Ohio, über die Anglikanische Geistlichkeit.)

Was der Bischof von Ohio in England selbst von dem Zustand der Anglikanischen Geistlichkeit in offener Versammlung bezeugt hatte, bekräftigte er zu Hause in einem Amerikanischen Blatte, wie man dem Tone abmerkt, mit herzlichem Wohlgefallen. Seine ohnehin glaubwürdigen und von allen Seiten unterstützten Äußerungen gewinnen dadurch noch einen besonderen Werth für uns, daß wir sie einem Dissenterblatte, dem Evangelical Magazine, entbehren können, welches ihnen folgende Einleitung vorangeschickt hat: Wir sind der aufrichtigen Meinung, daß folgendes Urtheil des Dr. Mac Ilvaine über die evangelische Geist-

lichkeit der Englischen Kirche, insofern es auf die große Mehrzahl dieser ehrenwerthen Diener Christi geht, vollkommen genau ist. Wir preisen Gott für die starke Zunahme gläubiger, eifriger Männer in der Staatskirche; wir wünschen ihnen von Herzen Gottes Segen, wir freuen uns, ihnen auf dem Plan des gemeinschaftlichen Glaubens zu begegnen, und nehmen warmen Antheil an ihrem erfolgreichen Streben, Christo Seelen zu gewinnen. Nichts vermöchte uns innigere Freude zu machen, als wenn wir sie und rechthabigste Dissenter in den Banden und gegenseitigen Beweisungen brüderlicher Liebe näher verbunden sähen. Der Beförderung dieser Liebe unter den wahren Dienern Christi sind die Spalten des Evangelischen Magazins stets gewidmet gewesen, und wenn wir irgend wann aus menschlicher Schwäche dies große Ziel aus den Augen gelassen haben, so wünschen wir ernstlich, auf den Geist des Evangeliums, das Liebe zu allen denen, welche Jesum Christum lieb haben, athmet, zurückgewiesen zu werden.

Der Bischof erzählt einen Besuch bei zwei Predigern aus den angesehensten Familien des Landes, Herrn Barrington und Lord Russell: Ich hatte ihre christliche Gesinnung von Dr. Rumsey, in dessen Nachbarschaft sie wohnen und der sie wie Söhne liebt, erheben hören. Daher suchte ich ihre Bekanntschaft und sagte mich bei ihnen zum Besuche an. Der Sonntag kam. Der weibliche Theil der Hausgenossenschaft des Dr. Rumsey ging Morgens mit mir zu Herrn Barrington in die Kirche: eine sehr kleine und alte Pfarrkirche, eine Stunde von Uxwortham auf dem offenen Lande, auf drei Seiten umgeben von Buchenwäldern, welche mir einen vollen Ohio-Eindruck gaben. Die alte Kirche trägt die Zeichen Sächsischen Altershums, und ist in jeder Hinsicht viel schlechter als die ärmlichsten unserer Ohio-Kirchen: Alles altfränkisch, ungewöhnlich, unbequem; die Versammlung bestand aus der untersten Klasse des Landvolkes, außer uns schien Niemand höheren Stande anzugehören. Das ist Herrn Barrington's Pfarrei, und hier arbeitet dieser lebenswürdige junge Mann von vornehmer Familie und feiner Bildung, aber was mehr als das ist, mit einem von der Liebe Christi durchdrungenen Herzen, zur Zeit und zur Unzeit, mit warmer Zuneigung für sein Volk, als wäre es geschmückt mit Allem, was anziehend und reizend ist. Ich fürchte, wir haben manche Pfarrer von weit geringerer Bildung und Begabung, und an einen weit niedrigeren Standpunkt gewöhnt, welchen ein solcher Wirkungskreis für ihre Fähigkeiten zu eng und für ihren Ehrgeiz zu dunkel vorkommen würde. Es ist ein schweres Ding, „nicht nach hohen Dingen zu trachten, sondern sich herunter zu den Niedrigen zu halten.“ Ich mußte diesen lieben jungen Mann bewundern, als ich nach dem Gottesdienste Arm in Arm mit ihm umherging, wie er so gar nichts aus sich selbst machte, und seine winzige, unansehnliche Herde betrachtete, als wäre sie seine Welt, so lange die Forsetzung ihn dort lassen wird. Er erzählte mir, er sey neuerlich bis in das Herz verwundet worden, als es herauskam, daß ein Mann aus seiner Gemeinde, den er als eines der Siegel seines Amtes ansah, sein christliches Bekenntniß geschändet hatte und in offenkundige Sünde gefallen war.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 29. Juni.

N^o 52.

Über den religiösen Zustand des Waadtlandes.

Ein früherer Artikel in der Ev. K. Z. (Jahrg. 1835, Nr. 41.) hat den religiösen Zustand des Kanton Waadt und insbesondere die Stadt Lausanne in das allernüchternste Licht gestellt, und es wird daher nicht unwichtig seyn, wenn ein Bewohner des gedachten Landes selbst in diesem Blatte seine Stimme erhebt. Zwar zeigen sich hier, wie überall, viele für einen ernsten und christlichen Beobachter betrübende Erscheinungen; doch ist es eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn man diese Gegend als ein Sodom von Gottlosigkeit und Demoralisation darstellt. Lausanne und der Kanton Waadt verdienen fürwahr die Theilnahme aller, die die Fortschritte des Reiches Gottes mit Freuden bemerken; der Herr hat hier ein großes Volk sich zubereitet und man kann die Wunder der Gnade, durch die er noch mehr als durch die Werke seiner Schöpfung sich diesem Lande kundgegeben, nicht ohne Rührung und Dank gegen den Geber aller guten und vollkommenen Gabe betrachten.

Um von der religiösen Erweckung, die sich seit einigen Jahren hier zeigt, und von dem gegenwärtigen moralisch-religiösen Zustande ein deutliches Bild zu geben, wird es nöthig seyn, einige Bemerkungen über die Geschichte der religiösen Entwicklung, die dem gegenwärtigen Zustande voranging, zu machen.

Im Anfange der Erweckung befanden sich die verschiedenen Theile der Französischen Schweiz in einer sehr verschiedenen Lage. Genf war lange unter dem Einflusse Frankreichs und der falschen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts gewesen, und so schämte man sich denn des evangelischen Glaubens, der Genfs Stierde gewesen war. Man wagte nicht mehr, die positiven Lehren des Christenthums zu bekennen; die Predigt bezog sich nur noch auf moralische Vorschriften oder Wahrheiten der natürlichen Religion; die allgemeine Tendenz ging dahin, das Evangelium zu verwässern und ihm seine Frische zu entziehen. Endlich rückte man offen mit der Sprache heraus und das Joch der Helvetischen Confession ward völlig abgeschüttelt; ja man ging selbst so weit, daß man, als sich die ersten Symptome der Wiedergeburt zeigten, in einer künstlich zweideutig gestellten Verordnung mehrere Fundamentallehren des Evangeliums, z. B. die von der Gottheit Christi zu predigen verbot. — Jedoch es fanden sich auch zu Genf noch Einzelne, die sich des Evangeliums von Christo nicht schämten. Besonders sind hier zu nennen Herr Moulinié, als Verfasser mehrerer religiöser Schriften, und Cellérier der Ältere, *) als ein treuer und angesehener

Prediger, von dem auch eine treffliche Sammlung von Predigten und Homilien erschienen ist. Aber auch jetzt noch, wo die Mehrzahl der Genfer Geistlichkeit sich eine neue Confession auferichtet und drei Zeugen der Wahrheit, die Herren Gausson, Merle und Galland, aus ihrer Mitte vertrieben hat, gibt es unter den Mitgliedern der vénérable compagnie Manche, die nur von Christo, und zwar dem gekreuzigten, wissen wollen.

Die Bevölkerung des Kanton Waadt war weniger dem Einflusse der Französischen Aufklärung ausgesetzt. Kann man auch eine gewisse Tendenz, die Lehren der Reformation abzuschwächen, nicht verkennen, so behaupteten sie sich doch im Allgemeinen, wie denn auch die Verpflichtung der Prediger auf die Helvetische Confession in Gebrauch geblieben ist. Aber der alten Form fehlte der alte Geist und die Predigt, wenn sie auch das Evangelium verkündigte, setzte doch nicht immer consequent genug das christliche Leben in seine nothwendige Beziehung zum Glauben. So stellte auch die Bevölkerung selbst den Charakter der religiösen Einformigkeit dar; man verband mit einer gewissen traditionellen Achtung vor dem Heiligen eine ziemlich allgemeine Indifferenz. Doch hat sich Gott niemals ganz unbezeugt gelassen und so konnten auch hier fromme Gehobenen in einer großen Zahl von Familien nicht ohne allen Erfolg bleiben. Man sieht hier oft fromme Greise, deren Glaube, ganz unabhängig von der gegenwärtigen religiösen Erweckung, den Charakter einer früheren Zeit trägt und um so liebenswürdiger ist, als er sich frei von jeder Nachahmung oder Auftrugung erhalten hat.

Es bedurfte nun also eines neuen Lebens, damit die Orthodoxie zum wahren Glauben würde, und als Vorbereitung dazu kann die Thätigkeit mehrerer Männer bezeichnet werden. Vor Allem gehört hieher der Professor Durand in Lausanne, dessen akademische und praktische Thätigkeit von einem sanften, aber lebendigen Glauben belebt war, wie man aus seinen hinterlassenen Reden sieht, die besonders unter dem Titel Année évangélique erschienen sind. In demselben Geiste arbeitete der Dechant Real und Andere. Zu den Vorläufern der Erweckung muß man auch den Dechant Curat, Prediger zu Lausanne, rechnen, obgleich man gewöhnlich ihn unter einem anderen Gesichtspunkte ansieht. Er war ein Mann von heftigem Charakter, aber lebendig vom evangelischen Glauben durchdrungen, und predigte ihn eine lange Zeit hindurch mit großem Nachdruck. Als nun aber

der Parodie Sattigny, öffentlich gegen die Genfer Neologie, als er 1819 eine Überetzung der Helvetischen Confession mit vorbereitenden Bemerkungen über Natur, Gebrauch und Nothwendigkeit von Glaubensbekenntnissen herausgab.

*) Er protestirte zusammen mit Gausson, seinem Nachfolger in

die Erweckung mit aller Kraft des neuen Lebens sich zeigte und in ihren außerordentlichen Erscheinungen einen großen Contrast gegen die Ruhe und Einförmigkeit des früheren kirchlichen Lebens bildete, erschreckte er wie viele Andere. Sogleich gab er die Vorlesungen daran, die er bisher den Studirenden über Theologie gehalten hatte und in welchen mehrere der eifrigsten Diener des Evangeliums im Kanton Waadt den ersten Impuls zum neuen Leben erhalten zu haben bekennen. Bald ward zum Theil aus Schuld der eifrigsten Beförderer der Erweckung seine Opposition noch bestimmter und endlich schrieb er sogar seine Broschüren „über Conventikel.“ So beklagenswerth dieses auch ist, so würde es doch unrecht seyn, die Verdienste, die sich Curtat um die Sache der Wahrheit und des Glaubens erworben hat, zu denen auch seine gewandte Polemik gegen die rationalistischen Schriften des Herrn Chenevière, Prof. der Theologie zu Genf, gehört, zu verkennen. *)

Noch will ich hier den Prof. der Theologie Levade zu Lausanne nennen, nicht so sehr wegen seines Einflusses als Professor, sondern als Verfasser und Übersetzer religiöser Schriften, besonders aber, weil er die erste Bibelgesellschaft in Lausanne gründete, welche in Vereinigung mit der von Neuchâtel eine Revision der am meisten verbreiteten Französischen Bibelübersetzung herausgab, von der sie eine große Menge von Exemplaren verbreitet hat und jetzt, wie ich glaube, eine zweite Ausgabe vorbereitet. Dieses Werk ist nicht ohne Segen geblieben.

Wie sagten, daß das Waadtland weniger als Genf dem Einflusse des Französischen Geistes unterworfen gewesen sey. Jedoch war auch hier der Einfluß am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts nicht gering. Der Antheil, den Waadt an der Französischen Revolution nahm, um sich von Bern zu befreien, die Bewegungen der Zeit, die politischen Vorurtheile und der politische Enthusiasmus wirkten nachtheilig auf die Gemüther. Aber da nun der Friede wiederhergestellt war, zeigte sich überall eine deutliche Rückkehr zu göttlichen Dingen, religiöse Bedürfnisse regten sich und der himmlische Säemann fand Seelen, in welche er seinen Samen ausstreuen konnte. Als Vorläufer dieses Werkes der Erweckung verdienen die genannten Männer bezeichnet zu werden, indem ihr Glaube nicht allein, was die Lehren betrifft, im Wesentlichen dem des gegenwärtigen evangelischen Theils ganz ähnlich, sondern auch anstatt eines todten Systems ein lebendiger war. Doch wußten sie unter der neuen Form des christlichen Lebens die Einheit des Geistes nicht anzuerkennen und es wiederholte

sich hier dieselbe Erscheinung, die im ganzen Verlauf der christlichen Kirche vorkommt, wenn eine neue Entwicklung des religiösen Lebens an die Stelle der früheren tritt. Wie der evangelische Theil diesen Greisen, die denselben Glauben, aber nicht dieselbe Sprache hatten, selten Gerechtigkeit widerfahren ließ, so verkannte man auch von der anderen Seite über der Verschiedenheit in der Form gewöhnlich die Einheit des Grundes.

Die nächste Veranlassung zur Erweckung gaben Englische Christen während ihres Aufenthaltes im Kanton Waadt, besonders durch Erbauungstunden. Man las in einem Privathause gemeinschaftlich die Bibel und knüpfte daran passende Betrachtungen an. Diese Zusammenkünfte entsprachen dem Bedürfnisse vieler; die Predigt war hier einfacher, individueller und gewöhnlich eindringlicher, als sie es im öffentlichen Kultus seyn konnte. So nahmen dieselben in kurzer Zeit sehr an Zahl zu und die Folge davon war eine neue und überraschende Erscheinung. Während man nämlich bisher das christliche Leben sich ruhig und stufenweis entwickeln gesehen, mußten einzelne Personen, die plötzlich von einem lebhaften Gefühl ihrer Sünden ergriffen, oder von einer unendlichen Freude durchdrungen waren, wenn sie in Christo Ruhe der Seelen gefunden hatten, immer nur geringe Aufmerksamkeit auf sich ziehen; aber jetzt hörte man von allen Seiten von Leuten, die sich bekehrten, und von Anderen, die Bekehrung predigten. Die neu Bekehrten hatten ein deutliches Bewußtseyn von dem, was sich mit ihnen zugetragen hatte, sie theilten sich gegenseitig ihre Erfahrungen mit, das Christenthum hatte so sehr Gewalt über sie gewonnen, daß sie wie in einer anderen Atmosphäre lebten, und alles Alte für sie wie gar nicht mehr da war. Nun ist alles Geist und Leben, wo sie vorher nur Dunkel und Finsterniß gesehen haben; seit sie glauben, verstehen sie das Evangelium. Wie leicht konnte es nun aber geschehen, daß sie mit der ihnen eigenen Kraft die ganze Entwicklung, in deren Mitte sie bisher gelebt hatten, zurückwiesen, und diese Klippe vermied man auch nicht immer.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß das Reich Gottes in Ruhe und Frieden sich weiter hätte ausbreiten und befestigen können; aber nach dem Laufe der Welt sollte es auch hier nicht ohne heftigen Widerstand abgehen und dieser zeigte sich nun bald von Seiten des Volks, der Geistlichkeit und des Gouvernements. Diejenigen, welche die religiöse Erweckung begünstigten, wurden unter dem Volke angesehen, als ob sie die Religion ändern wollten. Die Privatversammlungen waren der Gegenstand des größten Mißtrauens und es verbreiteten sich mancherlei Gerüchte. Bald sagte man, daß es politische Machinationen wären, die von den Bernern unter der Hand betrieben würden, um das Land wieder zu erlangen, oder daß Fremde Mißtrauen auszustreuen suchten, um desto leichter die Gewalt an sich zu reißen. Bald verbreitete man scheußliche Erzählungen von unnatürlichen Lastern, die hier verübt würden. Unwillkürlich erinnert man sich an die Ironie Tertullian's in seinem Apologetikus: „Wer in die Mysterien einer Religion eingeweiht werden will, muß zuerst sich vor den Priestern zeigen,

*) Dieses Urtheil soll nicht dem widersprechen, was in der Sv. K. Z. Jahrg. 1829 in dem Aufsatz „über den Kampf des Glaubens und Unglaubens im Kanton Waadt“ ausgesprochen ist. Aber wenn man bedenkt, daß der Verf. jener Artikel sich mitten im Kampfe der Parteien befand, da die evangelischen Christen des Kantons Waadt unter dem Drucke saßen, den Curtat hatte herbeiführen helfen, so wird man begreifen, daß er etwas lebhaft von den Fehlern und Irrthümern dieses Mannes redet. Doch hat der Verf. ihm S. 418. schon einige Gerechtigkeit widerfahren lassen.

um zu erfahren, welche Vorbereitungen er zu machen hat. Der unfreige wird ihm sagen: „Du mußt ein zartes Kind, das den Tod nicht kennt und lacht unter dem Messer, mitbringen, eben so ein Gefäß, um das Blut, das aus der Wunde fließt, aufzunehmen. Vor Allem aber vergiß nicht, Deine Mutter und Deine Schwester mitzubringen.“ Beim Anfange der Erweckung hörte man dieselben Anklagen, wie in der ersten christlichen Zeit, und die Leichtgläubigkeit wie das Mißtrauen des Volks nahm ohne Prüfung diese Gerüchte als wahr hin. So wurden eines Tages in Lausanne einige Stücke vom Leichnam eines Kindes auf der Straße gefunden, und sogleich verbreitete sich das Gerücht, daß es die Überreste eines Festes der Momiers seyen; doch bald zeigte es sich, daß sie aus dem Fenster eines Mannes gefallen waren, der sich mit Anatomie beschäftigte. Alle, die an den religiösen Versammlungen Antheil nahmen, wurden als Narren oder Heuchler angesehen; auch fand man keinen passenden Namen sie zu bezeichnen, als den der Momiers (von momerie). Wenn ein Mitglied einer Familie von einem leichtsinnigen und frivolen Leben zu einem größeren Ernste sich hinneigte, sah man es mit Mißtrauen an, und wenn dann endlich die Momerie sich kund gab, hatte es oftmals viel von seinen Angehörigen zu leiden, wo jedoch die Neubefehlten bisweilen selbst durch unüberlegten Eifer dazu beitrugen, diese Spaltungen herbeizuführen. An manchen Orten brach der Haß der Menge selbst in Gewaltthatigkeiten aus. Wüthende Banden griffen die Häuser an, wo sie eine religiöse Versammlung vermutheten; die Gesellschaft wurde auseinander gejagt und oft Personen, deren man habhaft werden konnte, gemißhandelt. So in Bevey gegen Herrn Rochat, in Bufflens, wo damals Herr Rudolph Mellet war und anderswo.*) Die Aufregung war so groß, daß selbst die Geislichkeit sie kaum würde haben unterdrücken können. Aber dazu fühlte sie sich auch gar nicht gedrungen; die Meisten stellten sich sogar der religiösen Erweckung feindlich entgegen, sey es aus Furcht oder aus starrer Orthodoxie, oder weil sie die Vorurtheile des Volks theilten, oder, man muß es leider sagen, aus religiösem Indifferentismus und weil sie die Macht des Evangeliums an sich selbst nicht erfahren hatten. Endlich, als die Aufregung wuchs, erschien von Seiten des Gouvernements ein Erlaß, und darauf unter dem 20. Mai 1824 ein Gesetz, das religiöse Privatversammlungen außer der Familie unter Geldstrafe, Gefängniß oder Verbannung verbot.

Man war in offener Verlegenheit, wie man das Vergehen, das man unterdrücken wollte, bezeichnen sollte. Gravez

*) Herr Rochat, der mehrere Predigten und zwei Bände Betrachtungen herausgegeben, über verschiedene Stellen der Schrift und über die Geschichte des Jhesus, ist jetzt Prediger an einer kleinen Dissidentengemeinde zu Rolle. Herr Mellet ist Prediger zu Thierrens in der Nähe von Moudon, wo er mit solchem rastlosen Eifer arbeitet, daß selbst seine Feinde ihn rühmend anerkennen müssen; damit aber verbindet er die rechte christliche Klugheit, bei Allem zu fragen, was der Wille des Herrn ist.

religiöse Versammlungen, gemeinsames Lesen der Schrift und Gebet zu verbieten, wäre empörend gewesen. Man verbot also Versammlungen einer Sekte, die die öffentliche Ordnung störe.

So traf das Gesetz in seiner unbestimmten Haltung eigentlich Niemand und mußte Jedermann in Erstaunen setzen. Man hatte ja gar nicht einmal ein Kennzeichen dieser Sekte gegeben. Freilich war die öffentliche Ordnung gestört, als Haufen von Wüthenden das Haus eines Momier angriffen; aber wer war hier der schuldige Theil? hätte nicht das Gesetz, als Offenbarung der Gerechtigkeit Gottes auf Erden, die Unterdrückten gegen die Ruhesörer beschützen sollen, wie es der Magistrat von Genf in einem ähnlichen Falle that? Allerdings gab es im Großrath einige Stimmen, die sich gegen das Gesetz erhoben; aber der größte Theil stand auf Seiten der Menge, und das Gesetz trat in Kraft. Es war der Ausdruck der Gegenwirkung alles dessen, was unter der Masse des Volks nicht allein an Engherzigkeit und Formalismus, sondern auch an Irreligion und Unglaube vorhanden war und der Großrath wurde so das Organ des Volkshasses, den er hätte unterdrücken sollen. Die Urheber des Beschlusses mochten wohl meinen, durch denselben die Momiers einschüchtern zu können; aber man hätte voraussehen sollen, daß dieses Schwert, den Händen einer aufgeregten Menge anvertraut, nicht lange in der Scheide bleiben würde. Die Feinde der Momiers nahmen das Gesetz ernstlich und gewiß war es Manchen noch zu milde. Sie betrachteten es als einen Triumph ihrer Sache und ein Signal des Krieges gegen diejenigen, die sie für die Widersacher der Nationalreligion ansahen. An verschiedenen Orten begleitete das Volk die Publikation des Gesetzes mit Freuden geschrei und Drohungen, und bald konnte man die Frucht dieser officiellen Begünstigung des Verfolgungsgeistes bemerken.

Nach dem Gesetz sollten alle in Kraft dieser Unordnungen anhängig gemachten Streitigkeiten vor das Appellationsgericht, als höchste gerichtliche Autorität des Kantons, gebracht werden. Man erkannte, wie gefährlich es sey, untergeordneten Gerichtshöfen die Handhabung desselben anzuvertrauen; aber man konnte doch nicht verhindern, daß die unteren Behörden vorläufig unter dem Einflusse des Partheihasses entschieden. Bald sah man nun eine Menge von Anklagen und Prozessen. Friedliche Personen wurden ergriffen, in's Gefängniß geworfen, zuweilen mit der äußersten Strenge behandelt, weil sie das Verbrechen begangen — Andachtsstunden zu halten. Das Appellationsgericht selbst sah sich gezwungen, das Gesetz anzuwenden, und obwohl die Unbestimmtheit des Wortes Sekte ihm erlaubte, nur die zu strafen, die erklärt hatten, nicht mehr zur Nationalkirche gehören zu wollen, so waren doch die Bestrafungen nichts desto weniger zahlreich. Wir wollen nicht wieder von diesen Prozessen reden, über die zum Theil die Ev. K. Z. schon früher (Jahrg. 1829) berichtete. Einige Personen wurden in die Prozeßkosten verurtheilt, z. B. der Prediger Fivaz, oder zu noch größeren Geldstrafen. Andere, z. B. Lenoir, wurden in

ihre Gemeinden verwiesen, endlich Mehrere aus dem Lande vertrieben, z. B. Karl Nochat, die beiden Brüder Olivier, Alexander Chavaunnes, Turvet. Fremden, die sich seit langen Jahren im Lande niedergelassen hatten, und deren Betragen ohne allen Tadel war, wurde die Erlaubniß, hier zu wohnen, entzogen, weil sie für Nomiers galten. Dieses begegnete den Schwestern Dominique zu Palezieux durch einen bloßen Beschluß der Verwaltung. Der Prediger Victor Mellet, ein Vetter des oben genannten Rudolph Mellet, der wegen religiöser Versammlungen in Anklagestand gesetzt war, wurde durch das Appellationsgericht als Glied der Nationalgeistlichkeit freigesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(England. Dr. M'Isbaine, Bischof von Ohio, über die Anglikanische Geistlichkeit.)

(Schluß.)

Am Abend begleitete ich die Frauen nach Chenies, der Pfarrei Lord Russell's. Diese Kirche ist der Begräbnißplatz der Herzoge von Bedford; in ihrem Grabgewölbe liegen viele Generationen dieses Hauses. Im Garten des gegenwärtigen Pfarrers steht das Haus, welches Lord und Lady Russell bewohnten. Wir fanden den frommen Sprößling dieses alten Geschlechts in einer sehr netten Wohnung, die ihm der Herzog, sein Vater, erbaut und mit edler, passender Einfachheit eingerichtet hat. Lady Russell empfing uns, in der That eine höchst angenehme Frau, jung, ungemein schön, von einfachem und doch zierlichem Benehmen, und nach dem Zeugniß von Christen, die sie kennen, von hoher geistlicher Gesinnung. Sie ist eine Verwandte ihres Mannes, hatte vor ihm Christum erkannt, und trug, wie man sagt, sehr viel zu seiner Umwandlung bei; jedoch soll Doddridge's Rise and Progress (Anfang und Fortgang der Gottseligkeit) Hauptwerkzeug bei seiner wie bei Barrington's Bekehrung gewesen seyn. Bald führte man uns in die Küche, eine Stube so nett und bequem wie manches Lesezimmer, wohl besetzt mit Bänken, ein Bronceleuchter mit vier Lampen hing von der Decke und eine Schaar wohlgekleideter Leute füllte den Raum. Die Versammlung ward mit einem Liede eröffnet, dann sprach der Lord ein freies Gebet, worauf er anzeigte, daß der Gang der Vorträge für diesmal unterbrochen werden sollte, weil der Bischof von Ohio zugegen sey, den er aufforderte, zum Volke zu sprechen. Ich schlug die Gelegenheit, den Hungrigen das Brodt zu brechen, nicht aus, zumal da die kirchlichen Rarjeln fremden Geistlichen verschlossen sind. In einer Küche zu predigen, das machte mir absonderliches Vergnügen. Die ganze Erscheinung war überaus anziehend. Die liebevolle Achtung des Volkes, der demüthige Eifer des Pastors, die genaue Kenntniß seiner Herde, seine Freude an ihrem Wohlergehen und sein herzliches Vergnügen, wenn er ein Zeichen geistlichen Wachstums wahrnahm, erhoben meine Seele ungemein.

Was den Grad und Stand der Frömmigkeit unter der evangelischen Geistlichkeit der Anglikanischen Kirche betrifft, so kann in Betracht der Fortschritte, welche die letzten Jahre gezeigt haben und welche schneller als je in der Kirche sind, unteufentlich behauptet werden, daß sie sich durch einen hohen Grad von Reinheit und Eifer auszeichnen. Ich brauche den Ausdruck Evangelisch (evangelical) als Bezeichnung einer besondern Klasse der Geistlichkeit, nicht zu entschuldigen. Er ist ganz unentbehrlich für ein Gebiet, wo so Viele, ja leider so Viele das Pfarramt um des Brodtes willen übernommen haben, deren Predigt nicht mehr evangelischen Gehalt, nicht mehr Begierde nach der Bekehrung von Sündern, nicht mehr geistlichen Eifer enthält, als wenn sie aus der Schule eines Platonischen Philosophen hervorgegangen wären. In der Frömmigkeit derjenigen evangelischen Geistlichen, welche ich kennen lernte, erfreute mich eine schöne allseitige Ausbildung. Die Grazien (graces) der Frömmigkeit leuchten in ihnen; brüderliche Freundlichkeit und Liebe — Zartheit und Demuth — die Bereitwilligkeit, Andere höher zu achten als sich selbst; ein aufopferndes Wohlwollen, welches ohne anderen Antrieb als den des eigenen Eifers wirkt, dauernd, still, geduldig; eine liebliche Empfänglichkeit, welche sie zu den Füßen Jedermanns, der sie in irgend einem Stücke belehren kann, setzt; ein ununterbrochenes Studium, welches ihren Eifer durch das Band der ausgebreitetsten Erkenntniß mäßigt, ein Geist rücksichtslosen Gehorsams, wodurch sie zur thätigen Erfüllung der Pflicht, sobald sie dieselbe erkannt haben, geführt werden; die Gewohnheit häufiger geheimer Gemeinschaft mit Gott im Gebet, und die stete Zurückführung jeder Frage über Lehre und Leben auf die Entscheidung der Schrift, das sind markirte Züge an den getackten Brüdern. Die Bibel ist unverkennbar für sie das Buch. Schrift, einfache Schrift, erhält unter ihnen mehr und mehr das unbefristete Vorrecht über alle Speculationen und menschliche Systeme. Sie bemühen sich immer weniger darum, die Wahrheiten der Bibel den Augen vorgefaßter Meinungen anzupassen, werden immer williger, Alles gerade so zu nehmen, wie es in Gottes Offenbarung steht, und begnügen sich damit, so weit zu gehen, als sie geht, und dabei stehen zu bleiben. Dies zeigt sich deutlich in dem allgemeinen Versinken des Streites über Lehren, welche vor einigen Jahren häufig und scharf erörtert wurden. Die neuen prophetischen Ansichten, welche bei meiner Abwesenheit vor vier Jahren bei Tisch und am Feuer das beständige Gespräch waren, und Brüder in traurigen Zwiespalt brachten, habe ich bei denselben Geistlichen mit keiner Silbe wieder gehört, außer wenn ich selbst Fragen darüber vorlegte. Christum erkennen, Christum predigen, Sündern für Christum die Augen aufzuschließen, das Reich Christi um sich her zu erweitern, ist ohne Aufhören der große und einzige Gedanke dieser vortrefflichen Brüder. Der Herr erhöhe ihre Gebete und kröne ihre Arbeiten mit einer gewaltigen Ausgießung des Geistes aus der Höhe, damit ihre Zahl in England täglich wachse, edle Schaa ren zu den Millionen Heiden ausgesendet und die Völker zu seiner Kirche versammelt werden. Ich muß hinzufügen, daß Alles, was ich von der Zunahme der Frömmigkeit in der Kirche Englands gesagt habe, sich noch viel deutlicher unter den Geistlichen der Irischen Staatskirche zeige, welche desto mehr Missionare und desto stärker an Eifer und Hingebung werden, je mehr ihre Folgen und Leiden wachsen.

Evangelische Kirchen - Zeitung.

Herausgegeben

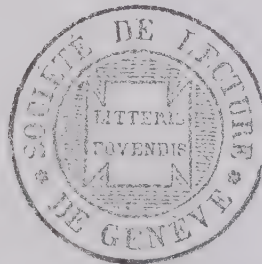
von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Neunzehnter Band.

Juli bis December 1836.



Berlin,
bei Ludwig Dehmigke.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1911

1911

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 2. Juli.

N^o 53.

Über den religiösen Zustand des Waadtlandes.

(Fortsetzung.)

Man hätte nun sich der Hoffnung getrösten können, daß das Gesetz bald in Vergessenheit gerathen würde, wenn das Volk nach Unterdrückung der Conventikel wieder zur Ruhe zurückgekehrt wäre. Aber so geschah es nicht. Der Haß, welcher vor Publikation des Gesetzes Gewaltthätigkeiten hervorgerufen hatte, hörte nicht auf, dieselbe Wirkung hervorzurufen, nachdem es in Kraft getreten war, ja die Gewaltthätigkeiten schienen selbst sich zu verdoppeln, indem es eine Stütze derselben abgab. Da die Lokalbrigitten, durch ein Gefühl des Mitleidens oder der Gerechtigkeit veranlaßt, diejenigen verschonen wollten, die religiöse Versammlungen besuchten, so forderte das Volk tumultuarisch die Anwendung des Gesetzes. Die schrecklichsten Scenen fanden statt. Prediger wurden in ihren Häusern durch Haufen ihrer Gemeindeglieder angegriffen, und unter ihnen hatten sie nicht selten den Schmerz, ihre früheren Katechumänen zu sehen. Spottmusiken wurden einer großen Anzahl von Predigern gebracht, z. B. zu Palezieur dem Herrn Bollony. Zu Dron schossen die Ruhestörer auf die Pfarrei von Herrn Monneron, jetzt Prediger in Lausanne, der jedoch durch seine christliche Klugheit und Liebe die meisten Gemeindeglieder auf seine Seite gezogen hatte. Zu Lutry griff eine wüthende Menge die Wohnung des Predigers Dapples an und begann hier ähnliche Excesse. Später stellte man Untersuchungen an, die Urheber der Unordnung zu entdecken, aber die Schuldigen blieben unentdeckt. Zu Saint-Vincent und Yens hing man den Prediger Dupraz in effigie auf, und in Folge dieser Unordnungen wurde er zwei Jahre suspendirt. Zu Rommainmotiers brachen des Nachts maskirte Personen in das Haus des Predigers Erinsoz; glücklicher Weise entschlüpfte er noch durch eine Hinterthüre. Endlich, um alle diese Unordnungen zu krönen, fielen zu Vevey 1833 Scenen der Barbarei vor, bei denen wir noch einige Augenblicke verweilen wollen, obgleich ihrer die Ev. K. Z. (Jahrg. 1833) schon Erwähnung gethan hat.

In Vevey hatte die religiöse Erweckung mit am tiefsten Wurzel gefaßt. Man findet hier fast keine Familie, in der nicht eine oder mehrere Personen den Namen des Herrn offen bekennen, und die Gesellschaften für religiöse Zwecke gedeihen hier auf eine höchst erfreuliche Weise. So war nun auch die Reaktion hier besonders heftig. Man konnte auf viele Familien das Wort des Erlösers anwenden: „Der Vater wird sehr gegen den Sohn und der Sohn gegen den Vater, die Mutter gegen die Tochter und die Tochter gegen die Mutter, die Schwieger gegen die Schwur und die Schwur gegen die

Schwieger.“ Die Erbitterung gegen das Christenthum zeigte sich fortwährend in den Privatverhältnissen, und es bedurfte nur einer besonderen Gelegenheit, um sie zum öffentlichen Ausbruche zu bringen. Eine solche zeigte sich bei der Feier des Winerfestes. Es ist dieses eine alte ländliche Festlichkeit, bei der man die verschiedenen ländlichen Arbeiten darstellt und den Winzern, die sich durch ihre Thätigkeit am meisten ausgezeichnet haben, Preise austheilt. Anfänglich geschah dieses auf eine ziemlich einfache Weise, aber in der letzten Zeit hat man dabei großen Pomp entfaltet. Ein aus Gruppen, welche die verschiedenen Arbeiten des Feld- und Weinbaues in den verschiedenen Jahreszeiten darstellen, zusammengesetzter Aufzug durchzieht die Stadt, in welcher eine beträchtliche Anzahl von Waadtländern und Fremden bei dieser Gelegenheit sich befindet. Heidnische und biblische Sinnbilder sind hier vermengt. Man sieht die Arche Noa mitten unter Ceres, Bacchus, Faunen und Bacchantinnen. Eine solche Vermengung erschien den Christen von Vevey anstößig, und überhaupt sahen sie die Feier eines Festes, worin sich Gottesvergeßlichkeit auf so mannichfache Weise darlegte, ungern. Offen drückten sie ihre Mißbilligung in einer kleinen Schrift gegen das Fest aus, und suchten zu beweisen, daß ein Gläubiger nicht daran Theil nehmen könnte. Man begreift leicht, daß in der Hitze eines ursprünglich reinen Eifers die Christen oder wenigstens einige von ihnen sich bisweilen zu unüberlegten Worten und Handlungen verleiten ließen. Natürlich vermochten sie nicht die Feier des Festes zu hindern. Während desselben waren nun die verschlossenen Fenster und das öde Aussehen mehrerer Häuser eine stumme Verwerfung der Vergnügungen der Menge und contrastirten augenfällig gegen den übrigen Theil der Stadt, deren Straßen von einer ungeheuren Menschenmenge erfüllt, und deren Häuser in den Vierteln, welche der Zug passirte, selbst auf den Dächern von Zuschauern bedeckt waren. Gleich nach dem Feste konnte man ahnden, was geschehen würde. Die wildsten Reden hörte man in den Schenken, wo sich die Feinde der Evangelischen versammelten, und man bedrohte öffentlich die am meisten Bekannten unter den Christen. Diese hielten es, obwohl sie die Gefahr vor Augen sahen, für ihre Pflicht, nicht mit mehr Schonung als früher von dem Feste zu reden. Der Prediger Paul Burnier äußerte sich darüber sehr bestimmt in einer Katechisation, wie Friedrich Chavaunes schon vor dem Feste in einer öffentlichen Rede gethan. Die Worte Burnier's, ungenau durch die Kinder, welche sie gehört hatten, berichtet, und durch die Bosheit verunstaltet, wurden das Signal zum Ausbruch. In dessen hatte die Wuth des Volks zwischen einer großen Zahl von Opfern zu wählen und so fiel das Loos nicht auf Pre-

diger Burnier, sondern auf die Dissidenten, die eine Versammlung in einem bekannten Lokale hielten. Die Co. R. J. hat früher erzählt, wie der Dissidentenprediger Ch. Rochat, durch den wüthenden Haufen angegriffen, bis an seine Wohnung verfolgt wurde, und nur dem Muth derer, die aus freien Stücken ihm das Geleit gaben, sein Leben verdankte. So kam er mit zerrissenen Kleidern, von Blut bedeckt, und von den Mißhandlungen, die er erlitten hatte, sehr erschöpft zu Hause an. *) Es dauerte lange, bis die Ruhe in Bevey wieder ganz hergestellt war. Man stellte zwar eine Untersuchung gegen die Ruhestörer an, aber das Gesetz vom 20. Mai paralysirte die Thätigkeit des Gouvernements, welches nicht mehr dasselbe war, wie das, wodurch es gegeben worden. Das Volk wußte dieses auch wohl, denn als man Rochat mit Steinwürfen verfolgte und durch lange Stangen ihn mitten unter seinen Beschützern zu erreichen suchte, sagten die Übelthäter unter einander: Wir haben das Gesetz für uns. Das Gouvernement glaubte, um die Ruhe im Lande wiederherzustellen, das Verbot der religiösen Versammlungen wiederholen zu müssen, die es bis dahin, um nicht ein in der öffentlichen Meinung entehrtes Gesetz anwenden zu müssen, tolerirt hatte. Aus derselben Absicht wurde der Prediger Burnier suspendirt. Dennoch aber hatten die Unordnungen zu Bevey andere weniger bedeutende in ihrem Gefolge; z. B. zu Lausanne wurde das Haus eines christlichen Banquiers, van der Muelen, angegriffen. Allmählich kehrte jedoch die Ruhe überall zurück. —

Es bleibt nun noch von der Wirkung zu reden übrig, die das Gesetz auf den evangelischen Theil ausübte. Wie man sich denken kann, belebte es nur ihren Eifer und die vielleicht ohne dasselbe bald würden erschlaft seyn, erhielten dadurch neuen Schwung. Man hörte von allen Seiten aus dem Munde der Christen das Wort: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, und in der That, es handelte sich hier darum, ob das Wort Gottes gegen den Willen des Großrathes und die Schreier der Menge sich halten, ob die Drohung der Verbannung den Eifer für Verbreitung des Evangeliums erstickten würde, und wer den Sieg davon tragen sollte, Licht oder Finsterniß, Geist oder Fleisch. Man hatte im Großrath vergessen, das Wort Gamaliel's im Synedrium zu erwägen, und das Gesetz vom 20. Mai sollte zeigen, ob dieses Werk von Gott käme. Es bestand in der Probe. Jeder fühlte unter dem Drucke dieses Gesetzes sich zu dem wieder hingewiesen, der über allen Gesetzen steht, Jeder weichte sich ihm um so mehr und kam zu dem Bewußtseyn, daß ein Kind Gottes bereit seyn

*) Da Rochat sich von dem Dorfe, wo er wohnte, nach Bevey begab, hatte er einen von ihm selbst geschriebenen Brief an einen seiner Freunde bei sich, in dem er von Familienangelegenheiten und Dingen redete, welche die Leitung einer Dissidentengemeinde betrafen. Einer seiner Verfolger riß ihm ein Stück von seinen Kleidern ab, in dem man diesen Brief fand. Bald circulirten Abschriften davon und er wurde auch in den „Genève Protestanten“, ein theologisch religiöses Blatt, das, wie man sagt, von Mitgliedern der vénérable compagnie religirt wird, aufgenommen!

muß, Alles zu verlassen, Vater, Mutter, Kinder, Habe, Vaterland, wenn der Herr dieses Opfer fordert. Dies Gefühl einer gemeinsamen Gefahr wirkte auf die Gemeinschaft der Liebe zurück und alle geringeren Differenzen wurden den Grundwahrheiten des Christenthums untergeordnet. Die Dissidenten fuhrten fort, die Nationalkirche anzugreifen, aber man machte sich ein Gewissen daraus, ihre öffentlichen Schriften zu beantworten, und man mochte den nicht mehr als Gegner widerlegen, mit dem man sich nicht allein durch Gemeinschaft des Glaubens, sondern auch durch Gemeinschaft der Gefahr vereinigt fühlte, und der selbst ganz besonders dieser Gefahr ausgesetzt war. So wuchs mit der Größe der Verfolgung die Einheit der Gesinnung, Glaube und Liebe entfalteten sich, und die Feinde der Wahrheit beförderten selbst ihre Fortschritte. Auch erregte das Gehässige der Maafregeln, die in Folge des Gesetzes ergriffen wurden, so wie die sich kundgebende Unfähigkeit desselben, seinen Zweck, die Wiederherstellung des Friedens zu erreichen, eine starke Reaktion gegen dasselbe. Man hatte von Anfang an gefühlt, daß das Gesetz eine Verletzung des Rechts enthielte; aber das vermeintliche Interesse des Landes oder der Haß bewirkte, daß man die Augen dagegen verschloß. Jetzt mußte man sie öffnen. Das Gesetz hat seinen Zweck verfehlt; die Nomiers sind an Zahl und Kühnheit stärker geworden. Es hat selbst dem evangelischen Glauben den Weg gebahnt, indem es wenigstens klar wurde, auf welcher Seite die Wahrheit nicht war; so entstand von Manchen weitere Nachfrage. Es hat auch die Ordnung nicht wieder hergestellt, denn das Volk erblickte darin eine Bestätigung aller seiner Argwöhnungen, und die Übelwollenden eine Billigung ihrer Gewaltthatigkeiten. Man konnte sich nicht länger über alles dieses täuschen und so machte die der religiösen Freiheit günstige Ansicht von Tag zu Tag Fortschritte. Das Werk des Herrn Vinet, Geistlichen aus Waadt und Professors an der Universität zu Basel, „über die Freiheit des Kultus“, eine von der Gesellschaft der christlichen Moral zu Paris gekrönte Preisschrift, die als klassisch in dieser Hinsicht gelten kann, ließ die gute Sache unter den Unterrichteten triumphiren. Beständig kamen Bittschriften an den Großrath, worin er im Namen der Religion, der Gerechtigkeit und des öffentlichen Interesses ersucht wurde, aus unseren Gesetzbüchern ein solches Achtungsgesetz auszutilgen und diese Gesuche fanden bei den meisten Gliedern desselben Anklang. Als die eifrigsten Vertheidiger des Principes der Freiheit im Kultus im großen Rathe müssen die Herren Nicole und Druez, Doktoren der Rechte, und Monnard, Professor der Litteratur an der Akademie zu Lausanne und jetzt Präsident des Großrathes genannt werden.

Es war jedoch nicht ohne Gefahr, das Gesetz anzugreifen; denn es war das Schibboleth der Feinde des Evangeliums geworden, die Jeden, welcher die Gewissensfreiheit vertheidigte, für einen Nomier anfaßen. Als Herr Vinet, in Antwort auf einige Artikel der Lausanner Zeitung, zwei kleine Schriften herausgab, in welchen er die religiöse Freiheit mit der Beredsamkeit und der Kraft der Beweisführung vertheidigte, die er

in den Dienst der Sache des Christenthums gestellt hat, ließ das Gouvernement eine Gegenschrist erscheinen, und drohte dem Verfasser und Herrn Monnard, der den Druck besorgt hatte, mit einem Prozesse. Die Gerichte wollten den Zorn des Gouvernements nicht begünstigen und sprachen die Angeklagten frei, aber nichts desto weniger wurden sie durch die Verwaltung ein Jahr lang suspendirt, Herr Vinet in seiner Eigenschaft als Waadtländischer Geistlicher, Herr Monnard in seinen Funktionen als Professor der Akademie. So hatte das Gouvernement in der Erkenntniß des Rechts und der Gerechtigkeit nicht dieselben Fortschritte gemacht, als die öffentliche Meinung, und es blieb in diesem Geleise bis zu seinem Ende.

Politische Gründe führten den Fall des Gouvernements herbei. Im Jahre 1831 gab eine Versammlung von Volksrepräsentanten dem Kanton Waadt eine neue Constitution. Die Freunde der religiösen Freiheit boten alle ihre Kräfte auf, daß sie in der Constitution ausgesprochen würde. Man suchte Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. In dieser Absicht wurde eine zahlreiche Versammlung, an der viele Prediger Antheil nahmen, zu Lausanne unter Vorsitz des Prof. Sindroz, später Präsident der constituirenden Verhandlung, gehalten. In gleicher Absicht wurde eine Zeitschrift unter dem Titel: „Öffentliche Verhandlung über die religiöse Freiheit und die Regierung der Kirche“ von dem Prediger Burnier zu Rolle, einem Verwandten dessen, von dem oben die Rede war und eifrigen Vertheidiger der Trennung von Kirche und Staat, herausgegeben. Aber auch die Gegner der religiösen Freiheit blieben nicht unthätig. Sie wurden von einer Anzahl von Predigern und Professoren unterstützt, welche, weil sie die Existenz der Nationalkirche bedroht glaubten, der „öffentlichen Verhandlung“ eine andere Zeitschrift, „der Freund der Nationalkirche“, entgegensetzten, worin sie zuweilen bis zur Intoleranz gingen. Beide Partheien richteten Gesuche an die Gesellschaft, welche damit beauftragt war, dem Kanton eine Constitution zu geben, und die Zahl der Unterschriften belief sich auf ungefähr 14,000, woraus man auf das allgemeine Interesse an dieser Sache schließen kann. Als nun die Verhandlung selbst vor sich ging, waren die Freunde der religiösen Freiheit an Einsicht, Talent, Dialektik bei weitem überlegen, und widerlegten siegreich alle Argumente ihrer Gegner. Die Verhandlung dauerte drei Tage und das Resultat erschien eine Zeit lang zweifelhaft; aber der Haß war wieder wach geworden, das Volk befand sich in einem Zustande der Gährung, der zu den ernstesten Besorgnissen Veranlassung gab, die Gegner der Freiheit des Kultus waren weit überlegen an Zahl; das verlangte Princip wurde in der Constitution nicht ausgesprochen, und man konnte nicht einmal die Zurücknahme des Gesetzes vom 20. Mai erlangen.

Doch ungeachtet dieses scheinbaren Unterliegens der guten Sache hatte sie in der öffentlichen Meinung gewonnen und vergebens widerstanden die Gegner. Der Staatsrath, der sich in Folge der neuen Constitution gebildet hatte, bestand zum größten Theil aus Feinden des Gesetzes vom 20. Mai, und sein offen eingestandener Zweck war, es durch den Grovrath

widerrufen zu lassen. Die religiösen Versammlungen wurden hinfort offen gehalten und mehrten sich. Eine unabhängige Kapelle, nicht von der Nationalkirche getrennt, in welcher öffentlich und regelmäßig gepredigt wird, erhob sich zu Lausanne; eben so zu Vevey. Das Geseß konnte seine Drohungen nicht mehr behaupten; je mehr die Erweckung sich ausbreitete, desto mehr fielen die Vorurtheile gegen dieselbe. Endlich, ungefähr sechs oder sieben Monate nach dem Tumult zu Vevey, wurde es bestimmt vom Grovrath zurückgenommen im Frühling 1834, und seit dem hat der Friede geherrscht. (Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Straßburg. Widerruf des Abbé Bautain und seiner Schüler.)

Protestantische Zeitschriften hatten den Abbé Bautain zu Straßburg wegen seines mit vielem Pomp verkündigten Widerrufs und des Widerspruchs, in welchem eine neuere Schrift desselben damit steht, hart angegriffen. Um die Redlichkeit seines Lehrers außer Schatten zu setzen, schickte der Abbé H. de Bonnehofe dem Semeur ein Schreiben zu, in welchem er sagt: „Ihr ganzer Artikel ruht auf der Voraussetzung, daß wir in diesem Jahre die voriges Jahr zurückgewiesenen Sätze angenommen hätten. So ist es nicht, mein Herr; und wenn Sie sich die Mühe geben wollen, jene sechs Sätze des „Avertissement“ des Herrn Bischof von Straßburg mit den uns neuerlich vorgelegten zu vergleichen, so werden Sie sich überzeugen, daß der erste, fünfte und sechste gar sehr von der früheren Fassung abweichen. Neue Sätze haben wir also unterschrieben, und jeder Unparteiische, welcher die Frage untersucht hat, wird leicht erkennen, daß wir dies thun konnten, ohne uns zu widersprechen.“

Es ist wahr, die unterschriebenen Sätze des Jahres 1835, die wir früher nicht kannten, sind sehr verschieden von den im Jahre 1834 verworfenen; dies auszusprechen sind wir dem Abbé Bautain schuldig; aber eben so wenig dürfen wir verschweigen, daß uns die Zweideutigkeit in den unterschriebenen Sätzen, gar viele Ausdrücke, welche der Bischof und seine Gegner auf verschiedene Weise verstehen können, nicht gefallen. Hierin liegt ein Same neuer, öffentlicher Entzweiung; das Verunsichern wird nicht lange helfen. Weil aber aus dem geringen Anfang leicht etwas Größeres hervorgehen könnte, denn es ist hier inneres Leben, das nicht vor Machtgebot erlischt; weil ferner die Persönlichkeit des Abbé Bautain solcher Achtung werth ist, und weil sich an diesem Beispiel aufs Neue das Verfahren der ächten Anhänger Roms anschaulich macht, theilen wir die zweimal sechs Sätze wörtlich mit, und fügen zu jedem Paare hinzu, was das Verständniß erleichtern kann.

Erste Frage des Bischofs von Straßburg: Sind Vernunftschlüsse (le raisonnement) allein nicht hinreichend, um mit Gewißheit die Existenz des Schöpfers und seine unendlichen Vollkommenheiten zu beweisen?

Erster von Bautain und seinen Freunden unterschriebener Satz: Vernunftschlüsse können mit Gewißheit die Existenz Gottes beweisen. — Der Glaube, eine Gabe des Himmels, entspringt aus der Offenbarung; er kann daher einem Aisethen gegenüber schicklich als Beweis des Daseyns Gottes angeführt werden.

Herr Bautain antwortete 1834 auf die erste Frage seines Bischofs: „Die Vernunft reicht hin, — aber die durch das Wort und göttliche Licht erleuchtete Vernunft, die von der Gnade ergriffene Vernunft, — um den Menschen zum Glauben und zur Anbetung des Schöpfers zu führen. So glaubt das Kind, das schlichte Volk an das Wort, welches ihm den unendlichen Gott und seine unendlichen Voll-

kommenheiten verkündigt. Aber die Vernunft allein durch bloße Vernunftschlüsse reicht nicht aus, um den Menschen zur Entdeckung dieser unermesslichen Wahrheit zu leiten. Man gibt vor, das heiße die Religion vernichten, wenn man nicht an diese Allmacht der menschlichen Vernunft glaubt! Wir dagegen glauben, das heiße den Glauben vernichten, und dessen Nothwendigkeit verkennen, wenn man, wie es geschieht, die Kraft der Vernunft, sey es in der Philosophie oder in der Theologie, überschätzt.“ Der Bischof von Straßburg hatte darauf geantwortet: „Die Existenz Gottes ist kein Glaubensartikel, sondern die Vorbedingung (le préliminaire) für den Glauben. . . . Mir ist noch Niemand vorgekommen, der mit dem Professor gesagt hätte, daß alle Beweise für das Daseyn Gottes ohne den Glauben unzulänglich sind. Diese Behauptung gehört ihm an; er hat ein Recht darauf, sie in Anspruch zu nehmen. Man wird sie ihm nicht bestreiten: sie ist von neuem Datum; also ist sie falsch.“ Hier sieht man wohl, daß der Bischof ein alter Soldat, aber weder ein Philosoph noch ein Theologe ist. Wer hat ihn doch geplatzt, daß er sich auf ein für ihn so ungünstiges Terrain zum Kampf begab. Nothwendig mußte er hier den Kürzern ziehen. Der erste Theil des Satzes spricht nur scheinbar den Sinn des Bischofs, in der That aber den des Professors aus; im zweiten Theile herrscht der Sinn des letzteren allein.

Zweite Frage: Wird nicht die mosaische Offenbarung mit Sicherheit durch die mündliche und schriftliche Überlieferung der Synagoge und des Christenthums bewiesen?

Zweiter Satz: Die mosaische Offenbarung wird mit Sicherheit durch die mündliche und schriftliche Überlieferung der Synagoge und des Christenthums bewiesen.

Bautain hatte 1834 geantwortet: „Die mosaische Offenbarung zeigt zwei Reichen von Wahrheiten: thatsächliche Wahrheiten, denn sie ist die Geschichte eines Volkes, und göttliche Wahrheiten.“ Er erkennt an, daß die Vernunft und ihr Gebrauch hinreichen, um die ersten zuzulassen, führt aber dann fort: „Was die göttliche Wahrheit oder die Göttlichkeit dieser Offenbarung betrifft, so ist sie vorerst Object des Glaubens wie alles Göttliche, und man wird nie durch Vernunftschlüsse allein einem glaubenslosen Vernunftmenschen beweisen, daß ein von Menschenhand geschriebenes Buch ein göttliches Buch sey, welches göttliche Auctorität für alle Menschen habe.“ Herr v. Trèveru hatte geantwortet, „daß die Unterscheidung zwischen geschichtlichen und göttlichen Wahrheiten hier keine glückliche Anwendung finde“ und sich bemüht, dies zu beweisen. Man kann aus dem unterschriebenen Satz nicht klar sehen, ob der Professor seine Unterscheidung aufgeben habe. Es hängt Alles von der Auslegung des ersten Satzes ab.

Dritte Frage: Hat der von den Wundern Jesu Christi hergenommene Beweis für die christliche Offenbarung, welcher für die Augenzeugen so fühlbar und schlagend war, für die folgenden Geschlechter seine Kraft sammt seinem Glanze verloren? Finden wir ihn nicht in voller Gewissheit in der Authenticität des Neuen Testaments, in der mündlichen und schriftlichen Überlieferung aller Christen? und müssen wir ihn nicht durch diese gedoppelte Überlieferung denjenigen demonstrieren, welche ihn verwerfen, oder welche ihn, ohne ihn noch zuzugeben, suchen?

Dritter Satz: Der von den Wundern Jesu Christi hergenommene Beweis für die christliche Offenbarung, welcher für die Augenzeugen so fühlbar und schlagend war, hat für die folgenden Geschlechter seine Kraft sammt seinem Glanze nicht verloren. Wir finden diesen Beweis in der mündlichen und schriftlichen Überlieferung aller Christen. Durch diese gedoppelte Überlieferung müssen wir ihn denjenigen demonstrieren, welche ihn verwerfen, oder welche ihn, ohne ihn noch zuzugeben, suchen.

Bautain hatte 1834 geantwortet: „Ja sicherlich die Wunder Jesu Christi bezeugen die Göttlichkeit seiner Lehre, und dieser Beweis hat an seiner Kraft und seinem Glanze für die Gläubigen nichts verloren und wird nichts verlieren bis auf die spätesten Geschlechter. So wie das Evangelium Jesu Christi gepredigt werden wird, so werden seine Wunder von allen Kindern der Kirche geglaubt und erkannt werden. Aber es handelt sich nicht von dem Gläubigen, welcher in dem Unterrichte der Kirche und ihrer göttlichen Auctorität die unerschütterliche Stütze seines Glaubens findet. Es handelt sich von weisen Heiden, Ungläubigen, Deisten. Nun wie wird man denn auf legitimen Wege und durch die Auctorität der Vernunft allein solchen Menschen die Gottheit Jesu Christi und den göttlichen Ursprung seines Evangeliums beweisen? Durch die Wunder, sagt man? Aber womit wollt ihr für die Wahrheit der Wunder Gewähr leisten? Mit der Erzählung des Neuen Testaments und dem Zeugniß der Apostel, welche weder Betrüger noch Betrögene waren. . . . Wird man euch nicht mit Recht von vorn herein entgegen, daß dies eine petitio principii ist, daß ihr euch im Circel dreht, da die Wahrheit der evangelischen Offenbarung, welche die Wunder berichtet, vernünftiger Weise nicht durch die Wunder bewiesen werden kann, und überdies sehet ihr durch die Behauptung, daß die Apostel, welche Menschen waren, weder irren noch täuschen konnten, eine Thatsache voraus, welche ganz eben so außerordentlich ist als die von ihnen berichteten Wunder selbst.“ Der Bischof von Straßburg behauptete, daß ihm Bautain mit Unrecht einen Circel im Beweis vorwerfe. „Wo ist doch diese entsetzliche petitio principii, fragt er, wenn nicht in der Einbildung des Gegners? Die Gewissheit der Wunder bestand damals, besteht noch und wird stets bestehen in der Aussage der gleichzeitigen Augenzeugen, deren Existenz auch noch kein Ungläubiger geläugnet hat, in dem einstimmigen Zeugniß aller christlichen Gemeinschaften, welche sie heute glauben, grade wie sie immer geglaubt worden sind rückwärts von Generation zu Generation bis zu derjenigen hinauf, welche Jesum Christum und seine Apostel mit Augen gesehen hat. Der Professor versuche doch, an dieser ununterbrochenen Kette von zusammenhängenden Zeugen einen dem Irrthum möglichen Zugang nachzuweisen. Man kann ihm vorherzusagen, daß es ihm mit allem Scharfsinn, der an ihm bekannt ist, niemals gelingen wird.“ Den aus der mündlichen und schriftlichen Tradition hergenommenen Beweis ließ Bautain 1834 nur in dem Sinne zu, daß die Tradition durch die Kirche fortgepflanzt und gesichert sey: „Die Kirche also muß man hören“, sagte er, „ihr muß man glauben, oder Heide, Ungläubiger, Deist bleiben.“ Herr v. Trèveru antwortete: „Wenn man behauptet, daß die belehrende Kirche die Tradition über die Wunder sichere und sanctionire, so lehrt man die natürliche Folge der Gedanken um. Die Wunder begründen die Gottheit unseres Erlösers und die Inspiration seiner Jünger; ihre mündliche und geschriebene Predigt hat in der ganzen Welt verkündigt, daß Jesus Christus seinen Aposteln und deren Nachfolgern die Verheißung eines fortdauernden Bestandes gegeben hat, und das ist der Ursprung der geistigen (spirituelle) Auctorität. Sie herbeiziehen zum Beweise dessen, wodurch sie selbst bewiesen wird, das ist doch wirklich der auffallendste aller fehlerhaften Circel, ein Anstoß für den gesunden Verstand, und ein Vorwurf des Mangels an richtigen Begriffen in Bezug auf die Grundlagen des Christenthums.“ Der unterschriebene Satz läßt es abermals im Dunkeln, ob Herr Bautain und die Seinigen ihre Unterscheidung zwischen den Subjekten, für welche die Beweiskraft der Wunder fortdauere, aufgeben haben oder nicht. Wenn nicht, so ist hier eine reservatio mentalis, welche die scheinbare Übereinstimmung mit dem Bischof vernichtet.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 6. Juli.

N^o 54.

Über den religiösen Zustand des Waadtlandes.

(Fortsetzung.)

Wir haben uns länger bei der Geschichte der religiösen Erweckung im Kanton Waadt aufgehalten, weil sie uns die Tiefe und Gründlichkeit des Werkes, das Gott in diesem kleinen Lande, dem er so große Gnaden ertheilt, geschaffen, deutlich vor Augen stellt. Es bleibt uns jetzt noch übrig, von dem Resultate dieses Werkes zu reden und eine Übersicht über den gegenwärtigen religiös sittlichen Zustand zu geben.

Wir verfolgen zuerst die Entwicklung des religiösen Lebens unter den Studirenden der Akademie Lausanne, auf der die Prediger für Waadt gebildet werden, und unter den Predigern selbst.

Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß die Akademie zu Lausanne durch ihre Organisation, ihren Zweck und ihre Stellung in einem Lande Französischer Zunge, in theologischer Hinsicht einen ganz anderen Charakter darbietet, als die Deutschen Universitäten. Auf diesen sieht die studirende Jugend an ihrer Spitze die Coryphäen der Wissenschaft, durch ihre Werke bekannte Männer, die auf diese Weise einen ausgedehnten Einfluß ausüben und ein reges wissenschaftliches Leben in ihrer Umgebung verbreiten. Es ist dies sicherlich ein großer Vortheil selbst für das praktische Leben, zu dem gute Studien die unerlässliche Vorbereitung sind. Doch darf man nicht aus den Augen verlieren, daß die Kirche der Prediger und Evangelisten bedarf und es scheint uns, daß die Universität vielmehr darauf ausgeht, Gelehrte zu bilden. So kann es leicht kommen, daß der junge Mann, der in der Absicht Theologie studirt, um dereinst Verkünder des Evangeliums zu werden, über dem wissenschaftlichen Leben das wahre innere Leben vergißt, das Leben verborgen mit Christo in Gott. Die Theilnahme an theologischen Streitigkeiten und Partheikämpfen kann ihn leicht über seinen geistigen Zustand in Täuschung versetzen, so daß er die christlichen Wahrheiten nur unter der Gestalt von Schulfragen und Theorien ansieht, dabei aber die ernste Frage: was muß ich thun, daß ich selig werde? bei Seite liegen läßt. Ohne Zweifel existirt diese Gefahr auch in den theologischen Schulen niederer Gattung; doch scheint sie uns auf einer Anstalt, wie z. B. die Lausanner Akademie, weniger groß zu seyn. Hier gibt es eigentlich für den Theologen keine wissenschaftliche Laufbahn. Der junge Mann, der sich vorsetzt, Prediger zu werden, kann nicht leicht das durchaus praktische Leben aus dem Auge verlieren, welchem er nach vollendeten Studien entgegen geht, und diese müssen ihn beständig darauf hinweisen. Da das

theologische Interesse als solches wenig entwickelt ist, so gibt es hier keine Schulfragen, die seinen Blick von der Hauptsache abführen und die Theologen besonders nahe liegende Täuschung nähren, daß man gläubig gelebt habe, während man doch nur über den Glauben gedacht hat; hier bewegen sich alle Streitfragen auf dem Gebiete des christlichen Lebens und es ist schwer, daß er von der mächtigen Stimme Gottes, die an ihn beständig und von allen Seiten ergeht, unberührt bleibt. Daneben fehlt es nicht an Aufmunterung zum theologischen Studium. Die Exegese wird unter Leitung eines begabten und trefflichen Mannes, der durch das Studium der alten evangelischen Theologen gebildet, und mit den Fortschritten der Wissenschaft in unseren Tagen wohl bekannt ist, des Herrn Prof. Dufournet, betrieben; aber sie führt immer auf das Leben hin und erinnert, daß sie, wie von demselben ausgehen, so auch dasselbe neu beleben muß. Noch findet zwischen Deutschen Universitäten und Anstalten, wie die Lausanner Akademie, eine andere Verschiedenheit statt, wo der Vortheil entschieden auf Seiten der letzteren zu seyn scheint. Auf Deutschen Universitäten sind die Studirenden gewöhnlich sehr zahlreich und oft aus verschiedenen Gegenden. Daher können sie mit ihren Professoren, deren Zeit außerdem durch wissenschaftliche Arbeiten besetzt ist, und unter einander nur wenige Berührung haben. Der Nachtheil hievon springt in die Augen. Es ist für den Candidaten der Theologie nicht genug, eine gewisse Masse von Kenntnissen von der Universität mitzubringen; es ist damit noch nicht alles gethan, daß man die Vorlesungen eines berühmten Gelehrten gehört hat. Vertrauter Umgang mit dem Lehrer bleibt höchst wünschenswerth. Man kann vom Cathereder nicht alles sagen, und ein christlicher Gelehrter hat immer Gedanken, Erinnerungen, Erfahrungen, deren Mittheilung von großem Segen seyn kann. Aber der Studirende sieht nur den Professor und kennt nicht den Menschen und was in ihm das Wissen belebt. Dies würde ein mächtiges Mittel seyn, ihn vom Leben des Verstandes zum Leben des Geistes zu führen. Er könnte mit einem christlichen Dozenten nicht allein von seinem Denken, sondern auch von seinem Herzen, seinen Kämpfen, seinem inneren Zustande, seinen Zweifeln, seinem ganzen inneren Leben reden, und so bildete sich ein weit innigeres Verhältniß zwischen Professoren und Studirenden, als es die Wissenschaft hervorzurufen im Stande ist. In weniger bedeutenden Anstalten ist dieser Zweck leichter zu erreichen. In Lausanne namentlich sind die Studirenden beinahe alle aus demselben Lande, kennen sich genau, leben viel zusammen und wissen, daß sie an demselben Werke Gottes dereinst arbeiten werden; so ist diese innige Gemeinschaft, wie die Erfahrung gezeigt hat, ein mächtiges Mittel,

das religiöse Leben unter ihnen zu befördern. Anfänglich hatte die kleine Zahl derer, welche der Herr zu sich gezogen, viele Hindernisse zu übersehen; vor Allem von Seiten der akademischen Behörde. Einige von ihnen wurden sogar ausgestoßen. Noch im Jahre 1830 war dieses der Fall mit einem talentvollen Studirenden der Theologie, Namens Hoffmann, dem man erklärte, daß er nicht unter die Geistlichkeit von Waadt würde aufgenommen werden. Doch die Talente und der Eifer Hoffmann's sind nicht für die Kirche verloren gegangen. Durch Französische Prediger ordinirt, ist er in den Dienst der Evangelischen Gesellschaft zu Genf getreten und arbeitet mit Treue und nicht ohne Segen an der Verbreitung des Evangeliums in Macon, Chalons, Tournus und der Umgegend. Ferner hatten die Studirenden eine Zeit lang von dem Spott ihrer Kameraden zu leiden. Doch bald änderte sich die Sache. Im Jahre 1828 gründete eine Anzahl von Studirenden der Theologie eine Gesellschaft gemeinsamer Erbauung, und die akademischen Vorgesetzten gestatteten es ihnen, weil es bestreßend gewesen seyn würde, solche Versammlungen den Theologen zu verbieten, und weil man einzusehen anfang, daß man unmöglich diesen neuen und sich allgemein regenden Geist würde unterdrücken können, dessen wohlthätiger Einfluß auf das Leben der Studirenden nicht abzulängnen war. Diese Gesellschaft war ein Mittel der Erweckung zugleich und der Förderung im Glauben. Mehrere, die anfänglich nur aus Neugierde gekommen waren, setzten ihren Besuch fort und fanden hier, was dem Zustande ihrer Seele Noth that. Man befand sich in einem der Zeitpunkte, wo eine große Bewegung in der Gesellschaft vor sich geht, wo dieselbe Unruhe sich Vieler Seelen bemächtigt, dieselben Fragen Vieler Geist in Anspruch nehmen, in einem Zeitpunkte, wo oft ein Wort zur rechten Zeit, obgleich an sich unbedeutend, unter dem Einfluß der göttlichen Gnade für die innere Entwicklung entscheidend wird, weil es die Seele in einer Krisis vorfindet und diese zur Entscheidung bringt. Diese Zusammenkünfte bestanden aus Gesang, Gebet und Bibellesen. Gewöhnlich stand Keiner an der Spitze, sondern Jeder trug die Betrachtungen vor, zu welchen ihn die vorgelesene Bibelstelle veranlaßte. Die Zahl der Studirenden, die daran Theil nahm, vermehrte sich immer mehr und sehr oft kamen auch Prediger von freien Stücken oder auf die Einladung der Studirenden, um Ermahnungen an sie zu richten. Als Ab. Monod, Prediger zu Lyon, sich in die Französische Schweiz begab, besuchte er auch die Studirenden, leitete auf ihren Wunsch eine Versammlung der sehr großen Mehrzahl im Saale der Akademie und sprach mit einer Kraft zu ihnen, die auf Mehrere einen tiefen Eindruck machte.

Außer diesen Erbauungsversammlungen, an denen jetzt alle Studirende theilnehmen können, hat sich eine theologische Gesellschaft unter Leitung der Professoren gebildet. Im Allgemeinen hat man den Eifer für das Studium sich vermehren sehen und die jährlichen Prüfungen liefern weit genügendere Resultate wie früher. Auch übt der Glaube seinen Einfluß auf alle Theile des Lebens unter den Studirenden. An die Stelle der

früheren Leichtfertigkeit ist größerer Ernst und Ordnung selbst da eingetreten, wo der religiöse Einfluß weniger nahe zu liegen scheint. So wird eine Art von Vereinigung unter den Studirenden der verschiedenen Schweizer Akademien durch ein jährliches Fest, das in der kleinen Stadt Jofingen begangen wird, vermittelt (Jofinger Gesellschaft), und man sieht diese Vereinigung gern, weil sie Bande der Freundschaft knüpft, welche nachher zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes gereichen. Diese Gesellschaft hat keinen politischen Charakter, aber offenbar sind solche Vereinigungen nicht ohne sittliche Gefahren und die Studirenden von Lausanne waren denselben nicht entgangen. Doch mit dem Wachsthum des Glaubens schwand dieser Nachtheil gänzlich. Überall sieht man moralischen Fortschritt und da derselbe nichts Isolirtes und Äußeres ist, so darf man gute Hoffnungen hegen. Wir führen hier eine Stelle aus dem Briefe eines Studirenden der Theologie an einen seiner Freunde an: „Unsere Akademie gewinnt täglich. Einige finden vielleicht, daß das Werk Gottes in unserer Mitte stehen bleibt, aber dieses ist durchaus nicht der Fall und ich finde vielmehr täglich Grund, dem Herrn für seine Gnade zu danken. Freilich finden nicht mehr gewaltige und auffallende Bekehrungen statt, wie früher, aber das Werk des Herrn ist darum, daß es ruhiger, langsamer, dem ersten Blick unsichtbarer von Statten geht, nicht weniger gründlich und dauerhaft. N. nimmt sichtbar zu. Die langen Jahre seines Falles haben ihn zum Gefühl seiner Sünden geführt, und das ist der rechte Weg zum Erlöser. Noch ist er ohne Zweifel schwach im Vollbringen des Guten, aber er liebt es, sucht es mit Gebet und vertraut auf Gott. Wie ihm, so geht es Mehreren und selbst der ungläubige N. N. sucht ernstlich die Wahrheit. Er hatte sie zu besitzen geglaubt, aber gesteht frei, daß er sich getäuscht hatte und so sucht er sie von neuem. Lassen Sie uns für ihn beten, theurer Freund; wenn der Herr ihm die Wahrheit aufschließt, so wird er mit seinem thätigen Geist und seinem eifernden Willen ohne Zweifel ein mächtiges Werkzeug Gottes werden. Unglücklicher Weise sucht er auf philosophischem Wege, er fragt mehr nach einem System als nach dem wahren Leben. Doch wird die Ohnmacht der menschlichen Vernunft, große Bedürfnisse der Seele, wie die seinigen, zu befriedigen, ihm hoffentlich nicht immer verborgen bleiben. Ja, sagte er einst zu mir, die Überzeugungen, zu denen ich nach vielem unruhigen Forschen gelangt war, nach welchen ich mir einen Lebensplan gemacht hatte, nach denen ich schon in mehreren Punkten mein Betragen, und selbst Fehler meines Charakters geregelt, halte ich für ungenügend. Wenn doch nur, rief er aus, mit einem lebhaften Gefühl der Gefahr, in der er stand, — wenn doch nur der Strudel der Geschäfte nicht mich fortreißt, ehe ich gefunden habe, was ich suche, und wie Vielen um mich her ist solches begegnet! Ja, fügte er hinzu, ich will die Wahrheit finden; ich will das Christenthum von neuem untersuchen; ich muß es noch nicht begriffen haben, denn es ist unmöglich, daß so viele vernünftige Leute sich mit Thorheiten sollten zufrieden geben können.“

Wenden wir uns jetzt von der Akademie zur Geistlichkeit. Diese ist im Kanton Waadt sehr zahlreich. Man zählt hier gegen 160 Pfarrstellen und ungefähr 300 Geistliche. Diese Fülle erklärt sich zum Theil aus dem Ansehen des geistlichen Standes im Lande; daher auch junge Leute von allen Ständen der Gesellschaft ihn ergreifen, was für die Bildung des geistlichen Standes selbst und eben so für seinen Einfluß und seine Stellung in der Gesellschaft von Bedeutung ist. Ohne Zweifel wird der Bote Christi nicht daran denken, über die Seelen einen anderen Einfluß auszuüben, als den des Geistes Gottes, und seine Waffen werden daher auch nicht fleischlich seyn. Dadurch aber wird nicht ausgeschlossen, daß der persönliche Einfluß eines Predigers, die Achtung, von der er umgeben ist, das zeitliche Gute, was er zu thun im Stande ist, eben so viele Mittel sind, die christlich gebraucht, wie alle menschlichen Mittel, die Gnade Gottes verherrlichen und die Seelen auf seinen Einfluß vorbereiten helfen. — Wir haben schon oben gesagt, daß im Allgemeinen die Geistlichen von Waadt den Lehren der Reformation zugethan blieben, was zum Theil in der Aufrechthaltung der Helvetischen Confession seinen Grund hat. Die Formen, welche einst ein so mächtiges Leben in sich getragen hatten, existirten noch. Die evangelisch gesinnten Prediger vereinigten sich um die Confession, und um der immer vorgeschobenen Anklage, sie wollten die Religion unserer Väter verändern, zu begegnen, gaben sie neue Ausgaben dieses ehrwürdigen Denkmals unseres Glaubens heraus. Ja im großen Rath selbst hörte man, als das Gesetz gegen die Sektirer noch in Kraft war, Manche zugehen, daß die Lehre der Momiers ihnen mehr der Helvetischen Confession zu entsprechen schiene, als die ihrer Gegner.

Die Erweckung machte unter den Geistlichen schnelle Fortschritte, und bald traten zahlreiche evangelische Prediger in allen Theilen des Landes auf. Seitdem nahm die Predigt einen von dem früheren ganz verschiedenen Charakter an. Sie war nicht mehr eine Art Abhandlung über einen religiösen Gegenstand, ein monotoner Vortrag über Dinge, die in gar keiner direkten Beziehung zum Leben stehen, sondern man fühlte hier die Erfahrung einer Seele, die von der Gnade berührt ist. Die Reden wurden einfacher und lebendiger zugleich. Mehrere, die dem Einflusse der früheren Verkündigung unzugänglich gewesen waren, weil das Leben in derselben fehlte, waren erstaunt, daß sie jetzt hier wiedererkannten, was in ihrer Seele vorging, und ein Gemälde ihres ganzen inneren Zustandes sich vorgehalten sahen. Die Predigt hielt sich nicht im Allgemeinen und überließ die Anwendung — oder vielmehr die Freiheit, nicht auf sich anzuwenden und Ausreden zu finden — den Einzelnen, sondern sie drang in sie ein, fragte sie von der Kanzel herab, nöthigte sie, über ihren eigenen Zustand sich Rechenschaft abzulegen, und Viele gingen nachdenkend aus der Kirche. Sie fühlten, daß die wunde Stelle ihres Herzens getroffen war und glaubten manchmal, daß der Prediger sich auf ihre persönlichen Verhältnisse bezogen und genauere Erkundigung darüber einge-
gezogen habe; so sehr war das Wort ihrem Bedürfnisse und Zustande angemessen. Der Prediger muß oftmals durch ver-

schiedene Gerüchte hindurchgehen, aber, merkwürdiger Weise, so sehr man sich auch gegen ihn erhebt, man hört ihn dennoch; man tadelt ihn, verläumdet ihn und seine Lehre, spricht für oder wider ihn, dennoch aber beieifert man sich, ihn zu hören. Besonders zeigt sich dies in gewissen Gemeinden im Gebirge, wo die Predigt oft während der ganzen Woche der Gegenstand der Unterhaltung ist. Weniger ist dieses in den Gegenden der Fall, wo der Weinbau besonders betrieben wird, die auch im Allgemeinen gegen die Predigt des Evangeliums gleichgültiger sind.

Die Seelsorge beschränkte sich früher auf den Katechumenenunterricht und auf Krankenbesuche, doch nur wo die Gefahr schon ganz dringend war, so daß in den Augen des Volks dieselben als ein schlimmes Zeichen galten. Jetzt sind die Beziehungen der Prediger zu den Gemeinden weit mannichfaltiger geworden. Sie benutzen jede Gelegenheit, ihren Pfarrkindern die Sorge für das Heil ihrer Seelen an's Herz zu legen. Dieser Theil des Berufes ist ohne Zweifel schwierig und Alle sind nicht gleich geeignet dazu; daher man oft den evangelischen Predigern und einfachen Christen vorgeworfen hat, daß es ihnen dabei an der rechten Klugheit fehle. Doch ist es ein Werk der Liebe und Gott hat es gesegnet. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Straßburg. Widerruf des Abbé Buntain und seiner Schüler.)

(Schluß.)

Vierte Frage: Kann man von einem Ungläubigen erwarten, daß er die Auferstehung unseres göttlichen Erlösers zugebe, bevor man ihm sichere Beweise dafür gegeben hat? und sind diese Beweise nicht aus Vernunftschlüssen abgeleitet (*déduites du raisonnement*)?

Viertes Sag: Man darf von einem Ungläubigen nicht erwarten, daß er die Auferstehung unseres göttlichen Erlösers zugebe, bevor man ihm sichere Beweise dafür gegeben hat, und diese Beweise sind aus derselben Tradition durch Vernunftschlüsse (*de la même Tradition par le raisonnement*) abgeleitet.

Die Abweichung beider Sätze ist hier schon an sich selbst klar, auch fällt von dem vierten auf den dritten viel Licht zurück. Einige Worte aus der Antwort von 1834 dienen zu weiterer Erläuterung. „Mein,“ sagte damals Herr Buntain, „ich werde von einem Ungläubigen nicht erwarten, daß er auf mein Wort, wenn es auch noch so begründet ist, die Wahrheit der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi zugebe. Ich mache gar keinen Versuch, es ihm auf dem Vernunftwege zu beweisen, weil ich im Voraus überzeugt bin, er werde mich nur mit Gleichgültigkeit, wo nicht mit Widerwillen, anhören; denn er ist ein Ungläubiger und ein Heide, und also glaubt er nicht an die Gottheit des Wortes, welches zum Heile der Welt Fleisch geworden ist. Alle Beweise, welche, nicht aus Vernunftschlüssen, denn diese sind nur das Werkzeug der Ableitung, sondern durch Vernunftschlüsse aus dem Zeugniß der Apostel und der Kirche abgeleitet sind, sind für die ungläubige Vernunft nichts weiter als menschliche Zeugnisse, menschliche Reden, welche zur Auferlegung des Glaubens weder die nöthige Kraft noch Auctorität haben.“ Diese Erläuterung genügt dem Bischof keineswegs, er antwortete vielmehr: „Der Entschluß, die Diskussion mit einem Ungläubigen nicht

einmal versuchen zu wollen, sey eines gelehrten und christlichen Professors wenig würdig.“ Mit dieser Verdrehung deckte er seine Verlegenheit zu, inzwischen hinderte ihn sein Widerspruch nicht, den richtigeren Ausdruck von dem Professor aufzunehmen.

Fünfte Frage: Geht nicht bei diesen verschiedenen Fragen die Vernunft dem Glauben voran und muß sie uns nicht zum Glauben führen?

Fünfter Satz: Der Gebrauch der Vernunft geht dem Glauben voran und führt den Menschen dazu durch die Offenbarung der Gnade.

Mit dem ersten und vierten Satze zusammengehalten beweist dieser fünfte unverkennbar, daß Herr v. Bonnehose wohl sagen kann, Bautain und seine Anhänger seyen nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen, wenn die drei fast wörtlich wiederholten Sätze nach diesen beiden und dem letzten auszuliegen sind.

Sechste Frage: Bleibt der Vernunft, so schwach und verdunkelt sie auch durch die Erbsünde geworden ist, nicht Klarheit und Kraft genug, um uns mit Sicherheit zur Existenz Gottes, zu der den Juden durch Moses, den Christen durch unseren anbetungswürdigen Gottmenschen gegebenen Offenbarung zu führen?

Sechster Satz: Die Vernunft kann mit Sicherheit die Authentizität der den Juden durch Moses und den Christen durch Jesum Christum gegebenen Offenbarung beweisen.

Aus den Weglassungen geht hervor, daß die Vernunft, welcher Herr Bautain den Erweis der Richtigkeit der Offenbarung zugesieht, nicht die durch die Erbsünde geschwächte und verdunkelte des Herrn v. Trevern ist, sondern die durch den Glauben wiedergeborene und erleuchtete. Der Anspruch des Anselmus, welcher als Motto für die Philosophie du Christianisme gewählt ist, zeigt den Sinn, in welchem sie den Vernunftgebrauch in obigen sechs Sätzen gelten lassen: „Wie es die richtige Ordnung erfordert,“ sagt Anselmus, „daß man die Grundwahrheiten des Christenthums glaube, ehe man sie mit der Vernunft erörtern darf, so auch erscheint es uns als Nachlässigkeit, wenn man nicht nach Erkenntniß des Beglaubten strebt, nachdem man im Glauben erstarkt ist.“*)

Es ergibt sich faßsam, daß der Bischof und Herr Bautain so genau zusammentreffen als Sonne und Mond bei einer Mondfinsterniß, wenn die Sonne den Schatten der Erde auf die Mondscheibe wirft. So liegt hier der Schatten der Worte Bautain's über dem Gedanken des Bischofs. Sie selbst sind toto caelo geschieden und die ganze Erde liegt zwischen beiden. Man muß lächeln über die Posaumentöne, welche der Bischof in seinem Circulare anstimmt, daß sie durch alle katholischen Zeitschriften wiederhallen: „Herr Bautain und seine Anhänger haben als unterwürfige und ehrerbietige Söhne empfunden, wie er, daß es hohe Zeit sey, wichtigen Abweichungen in der Lehre ein Ziel zu setzen, sich aufrichtig von ganzen Herzen und Geiste mit dem Mittelpunkt der Einigkeit, dem Oberhirten des Sprengels, zu vereinigen.“ Herr v. Bonnehose erklärt dagegen, daß seine Freunde und er „sich nicht widersprochen haben“ (ne se sont pas démentis), und fordert den Bischof gewissermaßen mit der Behauptung heraus, daß jeder Unbefangene, welcher die Frage untersucht hat, dies leicht erkennen werde. Nun Herr v. Trevern ist dennoch überzeugt, daß die Priester, deren Widerstand

ihn bekräftigte, ihren Sinn geändert haben, und verkündigt ihre Wiederausöhnung den Katholiken als „ein glückliches Ereigniß, worüber sie sich freuen und der Vorsehung Dank sagen sollten.“ Er hatte Grund, so zu sprechen, wenn es wahr ist, daß Herr Bautain und seine Schüler Irrthümern entsagten, welche er vor einem Jahre handgreifliche Irrthümer nannte und welche sie nach seiner Klage mit einer unerschütterlichen, oft übermüthigen und beleidigenden Hartnäckigkeit (avec une obstination imperturbable, souvent dédaigneuse et insultante) verteidigten. „Im Widerspruch gegen die Kirchenlehre beharren,“ sagte er, „hieße sich von der Kirche trennen, sich zur Partei ausbilden und Kotten machen.“

Wenn also Herr Bautain und seine Schüler ihren Sinn nicht geändert haben, so bilden sie noch eine Kotte und die Unterschrift doppelsinniger Worte, in welche jede Partei ihre Meinung legen kann, ist ohne Werth. Ein müßiger Kopf hat Tafeln ausgedacht, die aus gesalteten, auf beiden Seiten jeder Falte verschieden bemalten Blättern bestehen, und von der rechten Seite besehen ein ganz anderes Bild als von der linken zeigen, z. B. von der rechten Seite aus einen Bischof, von der linken einen Professor. So kommen uns diese Sätze vor; und darum kann Herr v. Bonnehose schreiben: Wir haben uns nicht widersprochen, und zugleich Herr v. Trevern sich für besriedigt erklären.

Wir haben hier ein neues Beispiel von der berühmten Einheit der Römischen Kirche, von welcher noch vor Kurzem Herr v. Donald in der Gazette de France schrieb: „Die christkatholische Religion hat ausschließlichen Anspruch auf den Namen einer Religion der Einheit, weil sie allein in ihrer Verfassung die erforderliche Auctorität hat, die Geister in dieser Einheit zu erhalten und diejenigen, welche sich davon losreißen, zurückzuführen.“ Eine solche Einheit hat nichts gemein mit derjenigen, welche der Herr vom Vater für die Seinen erbittet.

Den Streit, der auf solche Weise beendet, sicher bald von neuem losbrechen wird, wenn der Bischof nicht klüglich stillschweigt, haben wir nicht zu schlichten. Wir begnügen uns zu bemerken, daß Herr Bautain von seinen Gegnern durchaus nicht verstanden wird. Sie greifen ihn von einem Außenpunkte seiner Lehre an, das Centrum derselben sehen sie nicht. Nicht auf die Lehre von der Thätigkeit der Vernunft kommt es hier zunächst an, sondern auf die Lehre von der Gnade, welche Herr Bautain glücklich in den ersten und fünften unterschiedenen Sätzen eingeschwärzt hat. Sein Hauptsatz für die Theologie und Religionsphilosophie ist der Augustinisch-Anselmische: fides praecedat intellectum, der Glaube aber ist eine Schöpfung der Gnade. Er erneuert sich immer wieder der Augustinismus in der Römischen Kirche, sie mag sich dagegen wehren so viel sie will. Das Tridentinum hat dem kein Ziel zu setzen vermocht; denn auch nach seinen Satzungen wurde Rom noch häufig innerhalb seiner Ringmauern von ausbrechenden Flammen desselben gedrängt, und das Schisma des Jansenismus ist heute noch nicht aufgehoben. Wenn die Wirksamkeit Bautain's sich ausbreitet, und der Papst, nicht gewitzigt durch die Jansenistischen Geschichten, sich verleiten läßt, einzugreifen, so kann es zu einer neuen Spaltung führen, aber schwerlich weiter. Bis jetzt nämlich scheint Bautain in der falschen scholastischen Anwendung jenes allgemein-christlichen Grundsatzes befangen zu seyn, wonach die überlieferte Kirchenlehre als Quelle und Object des Glaubens gilt, nicht aber das untrügliche Wort Gottes, welches in der Kirche seine Fleischwerdung hat, und ihr wie Lebensquelle, so auch Lebensnorm bleibt.

*) Anselm! Cur Deus Homo I, 2.; Sicut rectus ordo exigit, ut profunda christianae fidei credamus, priusquam ea praesumamus ratione discutere, ita negligentia mihi videtur, si, postquam confirmati sumus in fide, non studemus, quod credimus, intelligere.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 9. Juli.

N^o 55.

Über den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu; mit Beziehung auf das Leben Jesu von D. F. Strauß. Von Lange, Pfarrer in Duisburg. Duisb. bei Schmachtenberg, 1836. 132 S. 8.

Die Schriften gegen Strauß Leben Jesu werden immer zahlreicher. Es ist erfreulich und auch traurig zugleich, daß sie fast sämmtlich von evangelisch gesinnten Verfassern sind; uns wenigstens ist nur eine Schrift von rationalistischer Färbung zu Gesicht gekommen. Als im Jahre 1830 Wegscheider und Gesenius angegriffen wurden, da eilte man von allen Seiten zu ihrer Vertheidigung herbei, mit Schwerdtern und mit Stangen; da machte man sich aus der größtmöglichen Entrüstung ein Verdienst; da wurden die Säumigen und Lässigen überall mit dem „es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg,“ aufgemuntert. Hier dagegen bleibt man ruhig hinter dem Ofen sitzen. Es ist nicht unsere Sache, denkt man. Ja wohl, nicht eure Sache! Sonst würdet ihr mit Calvin sprechen: Belst doch ein Hund, wenn man seinen Herrn angreift, und ich sollte meinen Mund verschließen, wenn Gottes Wahrheit angetastet wird! Doch man hat es nicht bloß bei dem Schweigen bewenden lassen. Mancher Herzen Gedanken sind auch durch Reden offenbar geworden. In der Allg. K. Z. hat Strauß schon verschiedene Vertheidiger gefunden; Einer derselben hat zu zeigen gesucht, daß Strauß mit Niebuhr zugleich stehe und falle, also der Herr mit Romulus; Dr. Bretschneider selbst nimmt die leise Andeutung eines Correspondenten, daß der Hochmuth wohl einigen Antheil an dem Werke von Strauß haben möchte, sehr übel; die Wissenschaft ist nach ihm die Mutter, welche das Riesenkind geboren und großgezogen hat.

Unter den Schriften gegen Strauß nimmt die vorliegende eine sehr ehrenvolle Stellung ein. Von Gelehrsamkeit macht ihr Verfasser nicht Profession; er will so wenig ihren Schein erborgen, daß in der ganzen Schrift kaum ein einziges Citat vorkommt. Aber Geist und Tiefinn haben hier eine Fülle wahrhaft theologischer Ideen niedergelegt. Wir haben hier kein Herbarium und kein Treibhaus vor uns, sondern eine frischduftende Flur, „Wurzbäume, die der Herr gepflanzt.“ Die Gelehrten, simpliciter sic dicti, werden wohl thun, wenn sie aus solchen Lebensbächlein ihre dürren Fluren wässern.

Der Verf. gibt im ersten Capitel eine „Prüfung des Grund-satzes, von welchem Strauß bei seinen Untersuchungen ausgeht.“ Es habe sich, behauptet Strauß, ein großer Widerstreit gebildet zwischen der neueren Bildung und den alten

heiligen Urkunden. In den letzteren trete das Göttliche unvermittelt in das Menschliche herein; die Ideen zeigten unmittelbar sich verkörpert. Die fortschreitende Bildung aber werde sich der Vermittelungen immer deutlicher bewußt, welche die Idee zu ihrer Verwirklichung bedarf.

Wir haben hier den Schlüssel zu dem großen Eindrucke, welchen das Werk von Strauß, ungeachtet seiner wissenschaftlichen Nichtigkeit, macht. Es muß uns klar werden, daß dieser Eindruck bei der Masse ein bleibender seyn muß, daß die tüchtigste wissenschaftliche Aufdeckung dieser Nichtigkeit nicht vermögen wird, Andere als solche von ihr zu überzeugen, welche innerlich durch den Geist Gottes über den Standpunkt der bloßen Vermittelung erhoben worden sind. Strauß hat nichts weiter gethan, als den Zeitgeist zum Bewußtseyn seiner selbst gebracht, der nothwendigen Consequenzen, die aus seinem Grundwesen hervorgehen, ihn gelehrt, die fremdartigen Bestandtheile abzustreifen, die ihm aus Mangel an tüchtiger Durchbildung bisher noch bewohnten. Ich meines Theiles gestehe, bei dem Auslegen der Schrift nie etwas von demjenigen erfahren zu haben, was die Schrift das testimonium spiritus sancti nennt, damit beseitigte schon ein J. D. Michaelis die Lehre, daß der heilige Geist Jedem, der das Wort Gottes mit Ehrfurcht liest, das Herz aufthut, wie der Hydia. Es ist ein vergebliches Unternehmen, wenn man demjenigen, zu dem der Herr noch nicht innerlich und wirksam sprechen konnte: Wache auf, der du schläfst und stehe auf von den Todten, so wird dir Christus erglänzen, plausibel machen will, daß Christus leiblich Todte einst erweckt habe, und die leiblich Todten dereinst erwecken werde. Man muß von dem Aussage der Sünde entweder schon durch die Wunderkraft des Herrn geheilt, oder es muß doch wenigstens der Anfang des Glaubens, daß er es könne und werde, schon vorhanden seyn, ehe man wahrhaft an die Heilung der leiblich Ausfähigen durch den Herrn glauben kann. Dem zum vollen Bewußtseyn gelangten — und daß sie dazu gelangen, dafür sorgt unsere Zeit bei ihren Kindern mehr, wie irgend eine andere — muß das: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, so lange er selbst noch blind, lahm und taub ist, lächerlich klingen. Er hat auf seinem Standpunkte ganz Recht. Die Wunder Christi müssen, wenn sie wirklich geschehen sind, zugleich Weissagungen seyn. Es kann von Niemanden verlangt werden, daß er sie bloß auf ein äußeres Zeugniß hin, auch auf das allerzuverlässigste hin annimmt. Was Gott einmal gethan, das thut er dem Wesen nach unter gleichen Umständen immer wieder; nur die Form ist wandelbar. Nicht in dem Angriffe gegen das äußere Wunder an sich (das größte aller Wunder, die Persönlichkeit Christi, miteingeschlossen)

liegt der Fehler, sondern darin, daß man durch seine eigene Schuld das rechte hohe Mirakel, die Wiedergeburt, nicht an seinem Herzen erfahren hat, daß man so ahnungs- und sehnachtslos, so nach Esau's Weise profan ist, den eigenen Krankheitszustand ohne Weiteres als den normalen zu setzen, daß man so gar nicht in sein Herz herabsteigt, um dort zu forschen, ob denn die erste Bedingung der Erfüllung jener thatsächlichen Weissagungen in ihm vorhanden sey, daß man den Schrei, der von jeher jedem nicht ganz verwilderten Menschenherzen entquollen: Ach, daß du die Himmel zerrissest und führest herab, zu unterdrücken oder doch zu verheimlichen sucht, daß man lügt, man befinde sich in dem Zustande der Vermittelung, oder Deutlich ausgedrückt, der gänzlichen Gottvergessenheit und Gottlosigkeit, ganz wohl.

Wird die Vermittelung in dem Strauß'schen Sinne genommen, als Gegensatz des:

Das ew'ge Licht geht da herein,

Gibt der Welt einen neuen Schein,

so kann freilich die Schrift den Ansprüchen, welche der Zeitgeist an sie macht, nicht genügen. Könnte sie dieses, sie würde denen unnütz seyn, für welche sie gegeben worden. Die Anforderung der Vermittelung in jenem Sinne beruht auf der Längnung eines persönlichen Gottes, und führt zugleich zu ihr hin. In dem Grade vornehmer Redensarten liegt die Schlange eines krasen Pantheismus verborgen. Dagegen, Vermittelung im guten und richtigen Sinne, wer könnte sie wohl der Schrift absprechen, ohne dadurch seinen Mangel an Schriftserkenntniß zu beurkunden. Je mehr sich Jeder in die Schrift versenkt, je mehr er über Gottes Offenbarung nachsinnt Tag und Nacht, je ehrfurchtsvoller er Gottes Spuren verfolgt in der Geschichte, desto mehr wird er auch in dieser Beziehung von Bewunderung der göttlichen Rathschlüsse, und zugleich der Urkunden, in welche sie niedergelegt sind, erfüllt werden. Nicht der Baum ist gleich anfangs da, sondern zuerst ein zarter Keim, ein schwaches Reis, das Gott aus der Chaldäer Lande nimmt und es in Canaan pflanzt, und es dort hegt und pflegt, bis es endlich zum großen Baume wird, unter dessen Schatten alle Vögel des Himmels wohnen. Das Übernatürliche folgt nicht in schneller Häufung auf einander, sondern also, daß das vorhergehende erst zur Natur wird, wie z. B. zwischen den Offenbarungen an die Patriarchen und an Moses ein langer Zeitraum natürlicher Entwicklung liegt. Es tritt nicht mit dem Natürlichen in kecken und muthwilligen Gegensatz, sondern es knüpft an dieses, als unter desselben Gottes Leitung stehend, an, so weit es geht, wie Gott Israel die ihm nöthige Grundlage menschlicher Bildung dadurch zukommen läßt, daß er es nach Aegypten führt, wie er bei allen Plagen in Aegypten an die natürliche Beschaffenheit Aegyptens anknüpft, so daß keine derselben uns unter einen anderen Himmelsstrich versetzt, nirgends das Streben sichtbar wird, ohne Wahl nur Wunder auf Wunder zu häufen. Das Wunderbare, während äußerlich gegen, ist innerlich für die Natur; denn es dient dazu, sie in ihrer vergessenen tiefen Bedeutung, in ihrer Abhängigkeit von Gott wieder erkennen zu lassen, sie in ihre

wahre Würde wieder einzusetzen. Es tritt überall nur da ein, wo der Herr der Naturordnung nicht als solcher erkannt wird, oder wo es gilt, die geistliche Wunderkraft äußerlich abzubilden, damit sie von denen gesucht wird, welche gewohnt sind, jede Kraft nach ihrem sichtbaren Erfolge zu schätzen. Wo das Wunderbare später auftritt, da ist es durch das frühere mannichfach vermittelt. So ruht z. B. was in den Tagen des Elias und Elisa geschah, Alles auf den großen Thatfachen in den ersten Anfängen des Volkes, und gibt sich als eine Wiederholung derselben im Kleinen zu erkennen. In dieser äußeren Ähnlichkeit spiegelt sich die innere Gleichheit der Verhältnisse ab, gibt Gott sich als den Ewigen zu erkennen, dessen Thaten zugleich Weissagungen sind. Die Wunder des N. T. zeigen sich durchgängig vermittelt durch die des A. T. Wir treten hier nicht plötzlich in eine ganz neue Welt ein, sondern alles Neue ist zugleich alt, wie alles Alte zugleich neu ist. Und nicht bloß die Thatfachen als solche weisen durchgängig hin auf Alttestamentliche Vorbilder, mit denen sie durch die sinnigsten Beziehungen, durch die zarteste Einheit der Idee verbunden sind. Auch nach ihrer symbolischen Seite hin erscheinen sie mannichfach vermittelt und vorbereitet. Der Aussatz z. B. ist im Geseze eingesetzt als das Symbol und das äußere Abbild der Sünde; was nach dem Geseze an dem Aussätzigen geschah, wurde eigentlich an dem Sünder gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Über den religiösen Zustand des Waadtlandes.

(Fortsetzung.)

Auch haben die Prediger zum Theil in ihren Gemeinden noch besondere Erbauungsstunden eingerichtet und sie sind gewiß ein mächtiges Mittel der Erweckung gewesen. Doch haben sie oft, besonders in Landgemeinden, Nachtheile herbeigeführt. Wenn die Freunde des Evangeliums sie mit Freuden sehen, so blicken Andere mit Mißtrauen auf sie hin und es fehlt nicht an Leuten, die üble Gerüchte gegen sie ausbreiten. Oft sind sie eine Gelegenheit zu Spaltungen oder ein Mittel, sie zu fördern. Bei denen, die daran Antheil nehmen, zeigt sich leicht eine gewisse Opposition gegen die Kirche und Vorliebe für kleinere religiöse Cirkel. Auch gibt es viele eifrige evangelische Prediger, die sich nicht dazu verstehen wollen, solche Zusammenkünfte zu halten. Indessen ist auch auf dieser Seite Gefahr; denn wenn das Bedürfnis oder Verlangen wirklich vorhanden ist, so ist zu befürchten, daß man die Befriedigung in Dissidentengemeinden sucht und so die Prediger der Nationalkirche, ohne es zu wollen, den Separatismus befördern helfen. In diesem Conflikt wird die Stellung des Predigers zuweilen sehr schwierig. Eine allgemeine Regel ist hierüber auch nicht zu geben und das Meiste hängt von den Umständen ab, und wer vom Herrn sich leiten läßt, wird auch hier nicht leicht fehlen. Wir lassen den Prediger einer Gemeinde im Jura, dessen Werk sichtbar von Gott gesegnet ist und der mit evangelischem Eifer die rechte Liebe verbindet, in einem Briefe selbst reden. Er spricht zuerst von

Versammlungen der Prediger unter sich: „Unsere Zusammenkünfte werden immer erbaulicher. Wir haben damit angefangen, die Briefe an Timotheus zu lesen. Je mehr ich die Wichtigkeit unseres Berufs von dem Apostel lerne, desto mehr muß ich ausrufen: Wer ist dazu tüchtig? Seit meinem letzten Briefe hat sich in meiner Gemeinde Vieles zugetragen. Die Spaltung ist in meine Herde eingedrungen; ein junges, durch ihren Glauben und ihr christliches Leben sehr ausgezeichnetes Mädchen hat sich von der Kirche getrennt. Es scheint dies etwas Unbedeutendes zu seyn, aber man muß es selbst erfahren haben, um zu verstehen, wie hart es ist, wenn man die gleichgültig oder noch etwas Schlimmeres gegen sich werden sieht, mit denen man längere Zeit in christlicher Verührung stand, diejenigen nicht mehr in der Kirche erblickt, deren Gegenwart eine Ermuthigung war. Ich weiß, daß das Fleisch an solchem Kummer auch seinen Antheil hat, doch es ist mehr als dieses, und die üble Richtung, welche die Spaltung der Frömmigkeit gibt, kann nicht genug beklagt werden. Ich weiß nicht, wie es in der Stadt ist, aber auf dem Lande trocknet sie die Herzen derer aus, welche davon ergriffen werden. Die Separirten von B. sind so schroff als möglich; sie geben sich unendliche Mühe, Leute zu gewinnen und oft gebrauchen sie in dieser Absicht etwas sonderbare Mittel. Bei einigen Gelegenheiten mußte ich ihnen kräftig mich entgegenstellen, und ohnedem würden sie der Kirche von B. vielen Schaden gethan haben. Glücklicher Weise trug ich den Sieg davon und diejenigen, für welche ich am meisten fürchtete, haben mit Dank gegen Gott eingesehen, in welcher Gefahr sie schwebten. Obgleich ich schon meine Amtsverrichtungen vermehrt habe, so hatte ich doch Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß ich noch Privatversammlungen einrichten müsse. Lange verweigerte ich sie wegen der unvermeidlichen Übel, die sie mit sich bringen; aber hätte ich noch länger anstehen wollen, so würden sie ohne mich statt gefunden haben. Ich entschloß mich daher, öffentlich von der Kanzel anzuzeigen, daß sie bei mir statt haben würden, und Jeder daran Antheil nehmen könnte. Zugleich setzte ich ihnen offen und klar meinen Zweck auseinander. Im Allgemeinen begriff man mich, doch Einige murrten wie gewöhnlich hinter dem Rücken. Bereits drei Versammlungen habe ich gehalten und die vierte wird, so Gott will, folgenden Sonntag statt haben. Der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes scheint mir dadurch zu gewinnen, indem diejenigen, die an diesen Versammlungen aus Grundsatz oder Furcht vor der Welt nicht Antheil nehmen, es sich zur Ehre machen, die Kirche fleißig zu besuchen. Gott sey es gedankt! die Hauptsache ist ja die, daß nur das Evangelium gepredigt wird. Am vergangenen Sonntag kamen einige Übelgesinnte, Lärm vor meinem Hause zu machen, obgleich keine Versammlung bei mir gehalten worden. . . . Doch auch aus dem Bösen geht Gutes hervor. Diese Spottmusik erregte im Dorfe einen allgemeinen Unwillen; Gläubige und Ungläubige, Freund und Feind sind gegen die Ruhestörer aufgebracht. Die Municipalität hat sich mehrere Male in der Absicht versammelt, die Schuldigen auffindig zu machen, welche, wie man

sagt, zittern, entdeckt zu werden. Indessen mische ich mich in nichts und will die Sache gar nicht einmal erwähnen. Aber eben so wenig soll sie mich bewegen, Wasser unter meinen Wein zu thun; den begonnenen Kampf will ich fortsetzen. Das Evangelium beschäftigt Jedermann auf eine Weise, von der man sich schwerlich eine Vorstellung machen kann; überall ist Nachfrage danach und es erfüllt sich das Wort Simeon's: „Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen Vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden.“ —

Dieses Gemälde von dem, was sich in einer entlegenen Gemeinde des Jura zuträgt, bildet zugleich dasjenige ab, was in vielen anderen Orten des Landes sich ereignet, und bei der Mehrzahl der Geistlichen findet man eine von Glauben und Liebe beseelte Thätigkeit, wenn auch nicht überall eine solche Verbindung der höchsten Ruhe und des größten Eifers, wie hier. Übrigens aber können für diejenigen, welche die Dinge nicht aus der Nähe ansehen können, einige officielle Handlungen der Geistlichkeit von Waadt ihre Gesinnung bekunden. Dahin gehört eine Adresse an die Evangelische Gesellschaft zu Genf bei Gelegenheit der Gründung der theologischen Schule. Diese Adresse, in der man in Bezug auf diese Gesellschaft die Gefühle der christlichen Bruderliebe ausspricht, ist von 120 Geistlichen unterzeichnet, und würde noch mehr Unterschriften gefunden haben, wenn man darauf ausgegangen wäre, so viele als möglich zu sammeln. Eine neuere und nicht weniger charakteristische Handlung ist die Weigerung von drei Viertheilen der Geistlichkeit von Waadt, Deputirte zum Reformationsfeste nach Genf zu schicken. Es scheint uns jedoch ein Übelstand zu seyn, daß mehrere Kirchen, die an dem evangelischen Glauben treu fest halten, die Theilnahme an diesem Feste verweigert haben. Man hätte Deputirte schicken oder wenigstens Briefe schreiben sollen, damit die Wahrheit anders, als durch das zu negative Mittel des Stillschweigens ausgesprochen würde. Man hätte suchen sollen, aus dem Feste des Evangeliums etwas mehr als ein Fest freier Prüfung zu machen. So würde sich deutlich gezeigt haben, ob die Reformation überall zur Genfer Neologie oder zum Deutschen Nationalismus herabgesunken ist; so hätte selbst in diesem Mittelpunkt der Opposition wider die Lehren unserer Kirche der Glaube unserer Väter mächtig seine Stimme erhoben, und man hätte zu seinem Schrecken erfahren, daß er noch lebe. Übrigens aber hat es der Wahrheit nicht an Organen zu Genf gefehlt und die stille oder laute Verweigerung der Theilnahme ist auch eine Art von Zeugniß. Was die Majorität der Waadter Geistlichkeit anbetrifft, so müssen wir einen Irrthum in dem Bericht von Dr. Bretschneider über das Reformations-Jubiläum von Genf (Allg. R. J. 1835. Nr. 162.) berichtigen; nach dem Inhalt der Antwort der Geistlichen von Lausanne und Yveron im Namen aller Geistlichen von Waadt gegeben seyn soll. Die Sache ist nicht allein nicht wahr, sondern kann es gar nicht einmal seyn. Die Geistlichkeit ist in vier Theile oder Klassen eingetheilt, welche vier abgesonderte Versammlungen bilden. Diese

vier Körper berathschlagen jeder für sich und haben unter einander keine Verbindung. Hienach ist es unmöglich, daß eine dieser Klassen sich als das Ganze der Waadtländer Geistlichkeit darstelle. Drei dieser Klassen haben Deputirte zu schicken verweigert und die von Yverdon hat evangelisch Gesinnte hingeschickt, die gegen die rationalistische Richtung der Genfer Geistlichkeit protestirt haben. — Weil wir einmal von dem Aufsatze Bretschneider's reden, so wollen wir noch unter den Irthümern, die er enthält, die erwähnen, welche sich auf die Französische Schweiz beziehen. Mit Unrecht wird gesagt, daß durch Galland eine Sekte zu Genf gegründet worden sey. Herr Galland ist einer von den Predigern, die vor einigen Jahren abgesetzt wurden, vorgeblich aus Disciplinargründen, aber eigentlich der evangelischen Lehre wegen. Herr Galland hat sich also nicht von der Genfer Kirche getrennt, sondern die Geistlichkeit hat ihn ausgestoßen, wie Herrn Gausson und Merle, ebenfalls ausgezeichnet durch Gaben und Frömmigkeit. Der Verf. hat vielleicht Malan anstatt Galland gemeint, der seit funfzehn Jahren an der Spitze einer Dissidentengemeinde steht. Er fügt hinzu, daß die Sekte eine Universität habe stiften wollen. Ohne Zweifel meint er die theologische Schule, gegründet von der Evangelischen Gesellschaft, die sich nicht von der Nationalkirche getrennt hat und die Ansichten über Kirchenzucht vertritt, welche die gewöhnlichen Ursachen der Spaltung sind. Mit Herrn Malan hat die theologische Schule nichts zu thun. Ferner soll diese Universität eingegangen seyn, was handgreiflich falsch ist; der ganze Aufsatz ist voll von gehässigen Behauptungen; die Gegner werden als Sektirer bezeichnet; es werden ihnen Dinge Schuld gegeben, die sie nie gethan haben; man setzt Mißtrauen in ihren Glauben und gibt zu verstehen, daß sie nur den Schein der Gottseligkeit annehmen; man klagt sie an, daß sie Luther und Calvin über Christus setzen; lauter Behauptungen, die nicht widerlegt zu werden verdienen. — Nachdem der Verf. seinen Gegnern in der Französischen Schweiz solche Gerechtigkeit widerfahren lassen, mußte er doch auch etwas gegen die Schottische Geistlichkeit, die so entschieden sich geweigert, Deputirte nach Genf zu schicken, ausfindig machen. Er führt den zufälligen Umstand, daß in dem Schreiben der Schottischen Geistlichkeit das Datum fehlt, als Beweis dafür an, wohin die Verblendung des Partheigeistes führen könne! Doch genug hievon.

(Schluß folgt später.)

N a c h r i c h t e n .

(Die Römisch-Katholische Kirche in Großbritannien und Irland.)

Die fortwährenden Bemühungen der Demagogen, den National- und Religionshaß der Irlandschen Katholiken zu ihren politischen Zwecken zu benutzen, die Emancipation, wodurch dieselben mehr in die Gemeinschaft mit dem protestantischen England und mit den dort gäng und

geben richtigen und falschen Ideen von Freiheit gerathen sind, und besonders der jetzt statt findende Kampf der radikalen Parthei mit der herrschenden Kirche des Landes mußten nothwendig auch eine Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse der Römischen Kirche in Irland ausüben und Partheiungen in derselben erzeugen, die der Herrschaft des Papstes und der Geistlichkeit entgegenstrebten. Diesem gemäß hören wir denn auch jetzt schon von Appellation eines seines Amtes durch den Bischof entsetzten katholischen Priesters an das Parlament, von einer Klage bei den Gerichten gegen die Lehrart und Verfassung von Maynooth College, dem Ort, wo fast alle katholische Geistliche in Irland erzogen werden u. s. w. Aber auch die bisherige Lehre und Liturgie der Römischen Kirche ist Angriffen ausgesetzt die ganz geeignet sind, zu wichtigen Resultaten zu führen, was aus dem folgenden Schreiben eines katholischen Geistlichen hervorgeht:

Birr. den 5. Juni 1836.

Wir können den Freunden einer reinen Gottesverehrung glänzende Neuigkeiten melden, die sie gewiß als die Dämmerung hellerer und glücklicherer Tage für Irland begrüßen werden. Heute haben wir die Messe in der Landessprache gefeiert. — Die Zuhörer waren sehr erfreut und riefen bei dem Nachhausegehen aus: „Gott möge es den Priestern vergelten, die uns so lange in der Finsterniß gelassen haben. Erst heute hörten wir einmal eine Messe.“

Wir müssen auch erwähnen, daß wir das Römische Missale verbessert und die Gebete an die Heiligen, so wie für die Todten weggelassen haben. Wir haben auch den ganzen Inhalt der Messe geändert. In der Römischen Kirche wird ein Versöhnungsoffer für die Sünden dargebracht; wir aber kehren zu dem alten Gebrauch der Kirchenväter wieder zurück, und bringen das Opfer dar in Erinnerung des Todes und Leidens unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und zur Dankagung für alle Wohlthaten und Segnungen, die wir durch seine Verdienste erlangt haben.

Auch haben wir die Elevation und andere Gebräuche der Römischen Kirche weggelassen.

Es ist nicht unsere Absicht, eine neue Religion zu gründen, sondern das alte Christenthum wieder zu beleben, indem wir die Neuerungen und Satzungen der Menschen davon trennen. Wir brauchen nur zu den ersten Lehren zurückzugehen, um die Auswüchse des Aberglaubens los zu werden, und um das Christenthum in seine ursprünglichen Heiligkeit wieder herzustellen. Möge unser gnädiger Herr und Heiland uns die Leitung seines heiligen Geistes gewähren, ohne die wir nichts thun können, um so eine reine Religion ohne Menschenfurcht und ohne Rücksicht auf Widerspruch zu verkündigen, und möge er nie zugeben, daß wir dem alten Babel geopfert werden, dessen einziges Argument Blut und Scheiterhaufen ist und das in der heiligen Schrift beschrieben worden trinken vom Blute der Heiligen und der Blutzenger Jesu.

W. M. Crotty, katholischer Priester.

Wenn man diese Zeichen der Zeit mit den so sehr merkwürdigen Nachrichten der methodistischen Missionen in Irland in Verbindung bringt, welche grade in den ausschließlich katholischen Gegenden des Landes durch Schule und Predigt das reine Evangelium zu verkündigen und zu verbreiten suchen, so kann man auch hiebei wiederum nicht verkennen, wie unser treuer Herr und Heiland die bösen Anschläge zum Guten zu lenken weiß.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 13. Juli.

N^o 56.

Über den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu; mit Beziehung auf das Leben Jesu von D. F. Strauß. Von Lange, Pfarrer in Duisburg. Duisb. bei Schmachtenberg, 1836. 132 S. 8.

(Fortsetzung)

Auf diese Weise wurde jeder Ausföhlige in Israel eine wandernde Busspredigt. Wie vermittelt waren auf diese Weise die Heilungen der Ausföhligen durch Christum. Ihre symbolische Bedeutung brauchte gar nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden; Jeder erkannte sie; Jeder fühlte gleich, daß, was an dem leiblich Ausföhligen geschah, in der innigsten Beziehung auf seinen eigenen geistlichen Ausföhl stand. Der leibliche Tod ist durch das Gesetz zum Bilde der Erstorbenheit in Sünden eingesetzt. So mußte das: Lazare komm heraus, auch den äußerlich Lebendigen an's Herz dringen, ihnen ein Unterpfand seyn, daß der Herr auch sie, die in Sünden Todten, beleben wolle und könne. — Die ganze persönliche Erscheinung Christi, wie mannichfach war sie vermittelt! Wie liefen in ihr von allen Seiten die Fäden des A. T. zusammen! Das Hohenpriestertum, das Königthum, das Prophetenthum mußten erst Jahrhunderte hindurch unter Israel ihr Wesen abgesondert entfalten, ehe sie verbunden und entbunden, in ihrer höchsten Vollendung, in Christo erschienen. Jahrhunderte hindurch wohnte das Wort vorbildlich unter Israel, ehe es Fleisch wurde. Jahrhunderte hindurch hatte die Idee des Gerechten in einer Fülle von Exemplaren gekämpft wider die sündige Welt, gelitten, Gebet und Flehen dargebracht mit vielem Geschrei und Thränen, ehe in Christo die Idee mit der Wirklichkeit zusammenfiel, die Gerechtigkeit und somit auch der Gegensatz gegen die Welt und das Leiden den Gipfelpunkt erreichte.

Über Vermittelung in diesem Sinne spricht sich der Verf. also aus: „Als Christus, der Sohn Gottes, erschien, da war überhaupt im höchsten Sinne die Zeit erfüllet, da hatte sich der Weibesame, die neue Menschheit, die zum Vater wiederkehrende Menschheit bis zur Darstellung des neuen, des zweiten Menschen vermittelt. Wie oft hatten sich schon in den Zeiten vor seiner Erscheinung Anbrüche seiner Zukunft gezeigt, zerstreute Züge der prophetischen, hohenpriesterlichen, königlichen Messianität in ausgewählten Männern, bis sich in ihm die Idee des Messias verwirklichte. Und nun werfen wir einen Blick auf die unendliche Reihe von tiefen, religiösen Vermittelungen zurück, wodurch die Zeit angebahnt wurde, in welcher der Vermittelteste kam, der darum auch ein Mittler ward für alle Anderen, welche, wenn sie auch nach ihm geboren sind, doch ohne

ihn dem alten Aeon als alte Menschen angehören. Wie vermittelt erscheint uns der Glaube Abraham's durch eine goldene Linie heiliger Tradition! Wie vermittelt erscheinen uns die Verheißungen, welche Abraham empfing durch seinen kühnen Heldenglauben, durch sein erhabenes Beharren bei dem wahren Gott gegenüber dem allgemein verbreiteten Polytheismus, durch seinen nächtlichen betenden Aufblick zum Sternenhimmel! Israels Erwählung war auch vermittelt. Das drückt schon ein Alttestamentlicher Prophet im schönsten Bilde aus, wenn er im Namen Jehova's zu Israel spricht: Ich fand dich als eine Frühreife zur ersten Reifezeit. Wer die Geschichte des Moses kennt, der hohen, starken Individualität, des geretteten Kindes, des patriotischen Flüchtlings, des einsiedlerischen gottesfürchtigen Veters, der ahndet wohl, in welche Vermittelungen seines frommgerüsteten Geistes der Herr die Offenbarung seines Gesetzes niederlegte. Und so ist nicht nur die lebendige Geschichte der Propheten vermittelt worden, sondern auch die heilige Schrift des Alten Testaments. Des Büchermachens war schon damals kein Ende, aber über der ganzen apokryphischen Hebräischen Litteratur erhob sich reich vermittelt der Kanon des Alten Testaments als eine neue Welt über den Trümmern einer alten. Endlich war in reinster und heiligster israelitischer Frömmigkeit und Jungfräulichkeit das hehre Weib vermittelt in der Jungfrau Maria. Die receptive neue Menschheit, die erlösungsbedürftige, die menschliche Sehnsucht nach dem göttlichen Heile culminirte in ihr. Sie culminirte aber in der Tiefe der Demuth, und so versenkte sie sich in die ursprünglichste Schöpfungstiefe und Gottesnähe, und empfing im geheiligten Schoße das schöpferische Wort, welches die Herkömlichkeit menschlicher Fortpflanzung durchbrach, und Fleisch ward unter ihrem Herzen. So war die Menschheit Christi vermittelt, die positive, neue Menschheit. Aber Christus selbst hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich seyn. Auch bei ihm trat das Göttliche nicht unvermittelt in das Menschliche herein. Bis zum dreißigsten Jahre seines Lebens entwickelte sich sein inneres Menschenleben unter dem israelitischen Gesetz. Immer war er eins mit dem Vater, aber erst jetzt kam der Geist ohne Maas über ihn, reifte in ihm das Bewußtseyn der Fülle der Gottheit. Wenn man aber die Vermittelungen seines Geistes in seinem öffentlichen Leben kennt, die Reihe seiner Selbstverläugnungen, die Geschichte seiner im Gebet durchwachten Nächte, die Fülle seiner Liebeswerke, die Stufenfolge seiner Geistesstiege über die größten Versuchungen aller Art, über die starre Gefährlichkeit der Natur, und über die stumpfe Sophistik seiner Widersacher, die Geschichte seiner Kreuzesleiden — wie er sich erniedrigte bis zum Tode am Kreuz in hingebender Liebe — wie er in den Tagen seines Fleisches Gebet und Thränen und

Geschrei geopfert hat — dann sieht man, wie vermittelt seine Herrlichkeit war; man versteht die Folgerung: darum hat ihn auch Gott erhöht; und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. In demselben Maasse finden wir aber auch die evangelische Geschichte als kanonische vermittelt. Verlangt man menschliche Entwicklung, so hatte sich Matthäus als Zollschreiber in der Genauigkeit der Auffassung und im Registriren des Gleichartigen geübt, so hatte sich Marcus seine Gabe der anschaulichen Auffassung und Darstellung durch Missionsversuche ausgebildet, so hatte Lucas als herumreisender Arzt sich praktischen und prüfenden Blick erworben; so hatte Johannes in den stillen Gedanken schweisgamen Tiefsinns seine eigenthümliche Kraft einfältig erhabener Darstellung gewonnen. Verlangt man christliche Entwicklung, so gilt es von den Evangelisten, daß sie theils unmittelbar in der Schule Christi, theils mittelbar in der Schule seiner Apostel, überhaupt aber in der Schule seines Geistes, in vielen Kämpfen, unter vielen Demüthigungen, mit vielen Thränen, durch die lebendigsten Anschauungen des innigsten Glaubens, und durch tiefes Nachdenken, innige Gebete, reiche Erfahrung und Anwendung der empfangenen Geistesgaben vollkommen zu der Vermittelung gekommen waren, um rein geschichtliche, kanonische Evangelien schreiben zu können. Will man aber zum Überflusse endlich auch eine litterarische Vermittelung, so erinnern wir an die Menge apokryphischer Evangelien, an die überwundenen und aufgehobenen Versuche vieler, die es sich auch unterwunden hatten, evangelische Geschichten abzufassen, ohne daß ihre Werke die Sanktion des Geistes erhielten, der in der apostolischen Gemeinde war. Ohne Zweifel war also auch mit dem Erscheinen der vier Evangelien die Zeit der Evangelienbeschreibung erfüllt, und wenn jetzt ein Schriftsteller mit Einschluß dieser Schriften von religiösen Urkunden sagen kann: das Göttliche kann nicht so — theils überhaupt unmittelbar, theils noch dazu roh geschehen seyn, so ist es immer noch glimpflich, wenn man bedauert, daß er die Kunst der vielen und leeren Worte gelernt hat, und theils unvermittelt, theils roh, die vielvermittelten, feingebildeten heiligen Schriften des Neuen Testaments mit den Apokryphen und heidnischen Sagen in eine Masse mythologischer Nichtigkeit zusammenwirft."

Strauß hat den schon oft wiederholten Satz sich angeeignet, daß eine unmittelbare göttliche Einwirkung entweder allen Völkern in ihrer Urzeit zugeschrieben, oder allen abgesprochen werden müsse. Für die rohe, oberflächliche Betrachtungsweise hat dieser Satz, der sich in der Fabel von den Ringen verkörpert hat, allerdings Schein. Dem tiefer Blickenden dagegen stellt sich die Sache ganz anders. Daß jedes nicht in thierische Rohheit versunkene oder verbildete Volk Sagen von einer näheren Berührung von Himmel und Erde in der Urzeit hat, daraus erkennt er, daß dem Menschengeschehnisse die unauslöschbare Sehnsucht nach einer solchen Berührung einwohnt, das lebendige Gefühl, daß der Zustand der Isolirung, der Vermittelung, des ohne Gott seyns in der Welt, nicht der normale seyn kann, sondern ein Krankheitszustand seyn muß. Und ist ein Gott im Himmel, der dieses heiligen Namens würdig ist, so muß jedes

wahre und allgemeine Bedürfnis zugleich eine Weissagung auf seine Befriedigung seyn. Irgendwo und irgendwann muß sie sich finden. Und daß grade unter Israel, daß in der höchsten Vollendung in Christo, das wird demjenigen klar und sicher, sicherer als das eigene Daseyn, welcher der Aufforderung: Komm und siehe, wahrhaft entspricht.

Von einer anderen Seite hat der Verf. diesen Satz angegriffen, und zwar auf so feine und geschickte Weise, daß wir die betreffende Stelle hier vollständig mittheilen müssen. „Ein so überaus verfehltes Urtheil, wie dieses ist, kann der Verfasser für Einsicht eines erweiterten Gesichtskreises halten. Daß jenes Unmittelbare der göttlichen Einwirkung die historischen, psychologischen und ethischen Vermittelungen derselben nicht ausschliesse, sondern nur im Gegensatz gegen das in der menschlichen Natur und Entwicklung bereits Vorhandene, als das vom Himmel her, aus Gott neu Gegebene zu verstehen sey, mit einem Worte als wahrhafte göttliche Einwirkung: dies muß vorausgesetzt werden, wie es denn auch von dem älteren Supernaturalismus festgehalten, und nur nicht gehörig hervorgehoben, nicht völlig genug anerkannt und entwickelt wird. Dann aber stellt sich das genannte Urtheil, dem der Verf. beistimmt, beinahe dar als ein Widerspruch gegen die Geschichte selbst, gegen die großen Unterschiede des Völkerlebens. Wenn Gott das Griechische Volk in seiner Entwicklung mit der Idee der Schönheit begabte, und gleichsam segnete durch den Genius der Kunst, mußte er um desswillen auch den Scythen denselben Segen geben? Sagte nun Jemand, die Griechische Kunst habe keinen Kern objektiver Gültigkeit, reiner Gesetzmäßigkeit des Schönen, oder wolle man dieses annehmen, so müsse man auch den freischwebenden Gesängen der wildesten Barbaren dieselbe Objektivität des Urschönen zuschreiben, so würde der Verf. dies wohl nicht für ein Wort der Einsicht und des erweiterten Gesichtskreises gelten lassen. Entgegnet er aber, der Griechische Geist habe sich dem Schönen frühe zugewandt, so gilt gleichermaßen von dem Geiste der Hebräer, daß er sich früh dem Heiligen, dem Geiste Jehova's zuwandte. Der Grieche hat seinen Sinn auf das Hehre und Schöne in den Erscheinungen des Völkerlebens geheftet: dafür ist ihm geworden die künstlerische Begeisterung, der Rhythmus, das Maas, der Schwung und die Anmuth eines erhöhten Naturlebens."

„Abraham aber hat Gott geglaubt, und das ist ihm gerechnet worden zur Gerechtigkeit. Er hat die leiseste Berührung seines Geistes durch den Geist Gottes suchend erwiedert, und so ist ihm mehr geworden in raschen Folgen, in Steigerungen der Gabe, in Steigerungen des Glaubens, bis seine Seele empfänglich war in dem Gottesglauben, der schon etwas Messianisches enthielt, den Anfang des israelitischen Messiasglaubens zu gewinnen, die Verheißung eines Völkerheils aus seinen Nachkommen in sich aufzunehmen. Es war nicht ohne tiefen Grund, daß er der Auserwählte wurde und nicht Lot, später Isaak und nicht Ismael, dann Jakob und nicht Esau. Israel ward zum auserwählten Volke nicht durch Verdienst, aber auch nicht durch eine blind in die Völkermasse hineingreifende göttliche Willkür. Es war eben sowohl dazu verordnet, wie es dazu

erwählt war, seine Erwählung erwies sich als eine Ordnung; denn von Mutterleibe an, von seinem tiefsten Lebensgrunde her hatte es schon diese Disposition zum Leben in der Offenbarung, eine Genialität für die wahre Religion, als Gottesgabe, die es aber nun ethisch auch unter göttlichen Führungen zu entfalten hatte, und wirklich entwickelte. Es ist unbegreiflich, daß ein Theologe dieser Zeit, zudem noch aus einer so bedeutenden Schule sogar noch keine Ahnung zu haben scheint von einer Idee des auserwählten Volkes, und daß er an einer chimärischen Gleichheit der Völker hängt, nach welcher entweder auch die Anbetung kleiner, scheußlicher Götzen bei den Wilden unter unmittelbarer göttlicher Einwirkung stehen, oder diese letztere auch dem jüdischen Volke abgesprochen werden muß.“

In dem zweiten Capitel stellt der Verf. eine „Prüfung der mythischen Ansicht“ des Buches von Strauß an. Einer der gewichtigsten Gründe gegen dieselbe ist der, daß bei ihr der apostolischen Kirche ein Charakter beigelegt wird, wie er das grade Gegentheil des geschichtlich vorliegenden ist. Man kann sich noch jetzt aus täglicher Erfahrung überzeugen, wie das Christenthum, wo es das herrschende Princip wird, der Phantastie die Flügel beschneidet und sie in ihrem wilden Fluge hemmt, wie es zwischen Wahrheit und Dichtung scharfe Gränzen zieht, wie es den Sinn für Nüchternheit weckt, die Begeisterung ertödtet, überall die Wirklichkeit in klaren Umrissen erkennen läßt. Es ist dies eine nothwendige Folge unter Anderem von der christlichen Betrachtungsweise der Sünde. Wer in dieser einen Beziehung einmal die Kluft ausgefüllt hat, die in dem natürlichen Menschen zwischen Denken und Seyn liegt, der wird auch in allem Übrigen sich vor schwärmerischen Selbsttäuschungen zu hüten wissen, an allen Spielen einer üppigen Phantastie einen Ekel haben, überall auf Realitäten ausgehen, und nicht nach buntem Schimmer und Scheine haschen. Und wenn das Christenthum jetzt diese Wirkung in demselben Grade ausübt, als es sich mehr und mehr das ganze geistige Leben unterwirft, wie sollte sie nicht im höchsten Grade in der apostolischen Kirche statt gefunden haben, in der das christliche Princip so unbedingt das herrschende war? Wie ist es auch denkbar, daß das angebliche Produkt dieser angeblichen phantastischen Gemeinde das sicherste und allein wirksame Gegenmittel gegen alle Phantasterei geworden ist? Das hieße doch wahrlich den Satan durch Beelzebub austreiben. — Ferner, es ist schon früher in diesen Blättern nachgewiesen worden, daß man von der mythischen Ansicht aus mit der Beschuldigung der Phantasterei und der mit ihr verbundenen feineren Lüge, wie sie sich auch bei der heidnischen Mythenbildung durchweg geschäftig zeigt, durchaus nicht ausreicht, daß man sich nothwendig entschließen muß, der apostolischen Kirche auch Lügenhaftigkeit im größten Sinne aufzubürden. Schon aber, daß man so schwer daran geht, diesen Vorwurf offen auszusprechen, zeigt, daß er in grellem Widerspruche mit der Sache steht. Auch hier dürfen wir uns auf die tägliche Erfahrung berufen. Den Vorwurf der Lügenhaftigkeit wagt in der Regel selbst die Welt nicht gegen gläubige Christen zu erheben. Das „lüget nicht unter einander“ und was dem ähnlich ist, brauchte gar nicht in der Schrift zu stehen, und doch würde

jedes Glied Christi die Lüge aufs Tiefste verabscheuen. Wahrheit und Wahrhaftigkeit ist das Lösungswort des Christenthums; denn sein Gott ist der Gott der Wahrheit. Nach seiner Lehre wird selig, wer mit dem Herzen glaubt, und mit dem Munde bekennt, und wo in der höchsten Angelegenheit des Lebens die Wahrhaftigkeit so strenge zur Pflicht gemacht wird, da kann sie auch in den niederen nicht fehlen. Überall schneidet das Christenthum der Lügenhaftigkeit die Wurzeln ab, und raubt ihr ihre Motive, die Furcht, den Eigennuß, die Eitelkeit, die Langeweile; überall gibt sie der Wahrhaftigkeit feste Grundlagen, indem sie allen Verhältnissen, der Kinder zu den Eltern, der Knechte zu den Herren, der Unterthanen zu der Obrigkeit eine höhere Sanktion ertheilt, die Lüge als ein Verbrechen gegen Gott erscheinen läßt, dessen Bild im allgemeinen Sinne alle seine Geschöpfe tragen, und im besondern die Eltern, Herren, Könige, und so Jeder an seinem Theile. Und nun gar in religiösen Dingen! Die Propheten aus ihrem eignen Herzen, die Männer, die sich erschrecken zu reden im Namen des Herrn, was er ihnen nicht geboten zu reden, sollten schon nach dem Gesetze des N. B. sterben. Und je höher der N. B. über dem A. B. steht, und nach dem Bewußtseyn der apostolischen Kirche stand, desto zarter mußte auch ihre Scheu werden, die heilige Offenbarung Gottes mit menschlichen Lügegebildungen zu versehen. Hätte sie gethan, was Strauß ihr Schuld gibt, so würde das Wort, was der angeblich von ihr erzeugte Christus zu den Juden spricht, auch zu ihr gesprochen seyn: „Ihr seyd vom Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr thun. Derselbige ist ein Mörder von Anfang; und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselbigen.“

Bernehmen wir auch über diesen Punkt den Verf. „Der himmlische Meister, der so manchmal in seinen Hörerkreisen das Wort gesprochen: Wer Ohren hat zu hören, der höre, hat sich durch dieses Wort und jedes andere eine Gemeinde von dem schärfsten Gehör gebildet, die grade darin, nämlich in dem wachsamsten Wahrheitsinne, geschützt war vor jenen Mythenbildungen, die in den traumähnlichen, sinnlich-poetischen heidnischen Volksstimmungen entstehen. Die Völker der Welt sind langsam zu hören, aber schnell zu reden, und auch dadurch gestaltet sich ihre Überlieferung zur Mythologie; in der Gemeinde Christi aber galt die ganz entgegengesetzte Regel. Es war eine der Geistesgaben, welche die erste Kirche in ihrer Reinheit bewahren sollte, die Gabe die Geister zu prüfen; wo aber die Prüfung der Geister nichts Ungewöhnliches war, da mußte die Prüfung der etwa entstehenden Mythen, als etwas viel Leichteres, sehr allgemein verbreitet seyn. Und man muß überhaupt wohl annehmen, daß der Geist der Wahrheit, den schwerlich irgend ein Theologe der ersten Kirche wird absprechen dürfen, der als ein Geist der Krisis in jeder Beziehung waltete, auch das Werk der historischen Kritik, sofern diese eine gesunde Thätigkeit des Wahrheitsinnes ist, wird geübt haben in der Beurtheilung der evangelischen Erzählungen. Daß die

christlichen Ideen der reinen Gotteserkenntniß, der Offenbarung seiner Herrlichkeit, Gnade und Wahrheit in Christo, des Friedens, der Gerechtigkeit, der Bruderliebe, des Sündenhasses und der Erneuerung zu einem heiligen Leben in der Kraft des Geistes Gottes, welche bis auf den heutigen Tag die christliche Kirche beleben, und die Welt umbilden bis zu ihrer herrlichsten Verklärung, in dem apostolischen Zeitalter ihren ursprünglichen Heerd gehabt haben, wird Keiner läugnen können, bei dem nicht das Längnen eine schlechte Willkühr im Interesse eines platten, unchristlichen Systems geworden ist. Nun denn, um den heiligen, leuchtenden und brennenden Heerd solcher Ideen herum konnte sich kein wunderfüchtiges, fabulirendes Völkchen lagern, das sich an Mythenbildungen und religiösen Sagen ergözte. Nein, diese Sphäre, welche die Principien zur siegreichsten Kritik aller Mythologien und abergläubischen Sagen enthielt, duldet das Mythische nicht in dem Umkreise ihrer dynamischen Wirkungen; sie stieß es hinaus in ihre Peripherie, und während sie selber in reiner historischer Lichtelle strahlte, mochten nur da die bunten Farben der Mythe sich bilden, wo ihre äußersten Strahlen über den dunklen Grund der jüdischen und heidnischen Weltmacht webten. Diese Ideen sollen sich aber nach Strauß in den Mythen selber aufs Angemessenste verkörpert haben. Das heißt, der Geist aller wahren Kritik soll Gestalt gewonnen haben in den Bildungen der Unkritik. Der religiöse Begriff soll sich in Vorstellungen verkörpert haben, die er hinterher als Täuschungen von sich zu werfen nöthig finden mußte. Jene geistigen Kräfte, welche die ganze, wirkliche Weltgeschichte siegreich umgestalten, sollen in dem schwachen Spiel pseudogeschichtlicher Phantasmen eingedrungen seyn in das Menschenleben. Nichts ist widersprechender in sich, als diese Ansicht."

"Daß aber der heilige Geist in der ersten Kirche dem Geiste der Mythenbildung grade entgegengekehrt war, läßt sich auch im Einzelnen nachweisen. Zuörderst schon als Geist der Wahrheit. In einer solchen Lebenssphäre der feinsten Wahrhaftigkeit, in welcher die täuschende Doppelsinnigkeit des Ananias und der Sapphira, dieses nur geheime, halbe Lügen, dessen sie sich schuldig machten, als eine teuflische Sünde betrachtet wurde; und worin diese Menschen, deren Verbrechen in dem Volksleben, worin sich die Mythen bilden, nur für eine löbliche Politik gegolten hätte, durch den Geist der Gewissenhaftigkeit gestraft, todesbleich wurden, und entseelt zu Boden stürzten: da konnte jene „schneeballartige Vergrößerung des Geschichtlichen im Munde des Volks," wovon der Verfasser redet, unmöglich statt finden. Es ist eben so unmöglich, als daß umgekehrt dieser Prozeß himmlischer Wahrhaftigkeit zur Zeit des Homer unter den mythisirenden Griechen hätte statt finden können. Gewiß hatte Ananias ein viel höheres Gefühl von der Unbestechlichkeit und Majestät des Wahrheitsfinnes in der ersten Kirche als der Vertheidiger der mythischen Ansicht der evangelischen Geschichte, sonst wäre er nicht durch den plötzlichen Schrecken des Gewissens gestorben. Wie

Mancher hätte etwa an seiner Stelle gedacht, er finde sich in einem Lager fabulirender Araber, die zu einem christlichen Werke „Tausend und eine Nacht" eben die Materialien bildeten, und man dürfe solchen Freunden der Volkslage schon etwas bieten. Wenn aber die apostolische Gemeinde auf dieser himmlischen Höhe des Wahrheitsfinnes stand, so konnte sie unmöglich in der Frist von dreißig Jahren eine mythologisirende Gemeinde werden. Das aber wird feststehen müssen, daß die eigentlichen Volksmythen nie reine Produkte des in der Wahrheit dichten Geistes sind, sondern daß stets ein gewisses, unwillkürliches Lügen, eine sündige Flüchtigkeit des Hörens, eine wilde Vorliebe für das Abenteuerliche und Monströse in der Auffassung, und eine prunkende, eitle Begeisterung im Weitererzählen daran participirt. Die Quellen des Weltverderbens sind zu suchen in der Kindheit des Völkerlebens, wo sich auch die Mythen bilden. Ein Theil dieses Weltverderbens liegt in der Lüge, und ein Theil dieser Lügen wird also nothwendig die Mythologien durchdrungen haben. Dagegen liegt die Quelle der Welterlösung in der Urzeit der christlichen Kirche; ein Theil dieser Welterlösung ist die Wahrheit, und ein Theil dieser Wahrheit muß die evangelischen Erzählungen kritisch geheiligt haben."

"Als eine Quelle des Mythischen hat der Verfasser die zum Panegyrischen geneigte Stimmung der jungen Gemeinden bezeichnet, welche sich bewundernd ihrer Stifter erinnern. Die evangelische Geschichte aber zeigt es durch bestimmte Merkmale, daß der Geist der Gerechtigkeit in der ersten christlichen Gemeinde eine solche panegyrische Stimmung in ihr nicht hat aufkommen lassen. Sonst hätte diese wohl auch den Aposteln zu Gute kommen müssen. Aber wie werden ihre Fehler und Verirrungen aus der Zeit ihres persönlichen Umgangs mit Jesu so treu berichtet! Wenn die Griechische Mythologie vom Zeus Ärgerliches erzählt, so thut sie das im Niveau mit dem Volksgeiste, der nichts Ubles darin findet. Was aber die Evangelisten von den Aposteln Ubles berichten, das berichten sie im klaren Licht des göttlichen Rechts als Etwas, was Ausbruch des alten Verderbens gewesen ist, was aber nun vergeben und beseitigt ist. Wir erinnern uns hier insbesondere an die Erzählung der Verläugnung Petri. Und sollen denn das auch Striche der panegyrischen Feder seyn, daß Christus in Gethsemane angefangen zu zittern und zu zagen, und daß er am Kreuze einmal ausgerufen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? — Nein, diese Stimmungen wären als heilige Stimmungen nie in eines Dichtenden Sinn gekommen, und als Begebenheiten nie verstanden und mit aufgenommen worden in ihren Sagentkreis von einer mythisirenden Gemeinde. Eine Gemeinde, die solche Stimmungen Jesu zu verstehen und trotz vielfachem Anschein des Tadelnswerthen als Lob zu fassen wußte, stand unendlich hoch über allem mythisirenden Volksleben und über allen Verfechtern mythischer Ansichten von den Evangelien."

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 16. Juli.

N^o 57.

Über den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu; mit Beziehung auf das Leben Jesu von D. F. Strauß. Von Lange, Pfarrer in Duisburg. Duisb. bei Schmachtenberg, 1836. 132 S. 8.

(Fortsetzung.)

Das dritte Capitel führt die Überschrift: Über die höchste Mythik in ihrem Verhältnisse zu der evangelischen Geschichte. Der Verf. zeigt hier, wie man die heilige Geschichte allerdings in einem anderen als dem gemeinen Sinne mythisch nennen könne, doch so, daß man sich wegen der Gangbarkeit des gemeinen Sinnes enthalten müsse, sie wirklich also zu nennen. In ihr nämlich trete rein hervor, was in den heidnischen Mythen mannichfach getrübt. Die Mythen haben etwas Geschichtliches, etwas Wunderhaftes, etwas Symbolisches und etwas Poetisches an sich. Diese Elemente sind vorab schon getrübt durch die Rohheit und Sündigkeit der alten Welt, und außerdem in ihnen trüb durch einander verschlungen. Das Geschichtliche ist märchenhaft; das Wunderbare ist abentheuerlich; das Symbolische ist nicht rein geistig und hell durchsichtig; das Poetische geht oft in sein eigenes Gegentheil über. Fassen wir aber das Ganze in's Auge, so wird ein Element durch das andere noch mehr in seinem Wesen gestört. Will man z. B. die Mythe als Geschichte ansprechen, so wendet sie ihre in's Wunderhafte fabulirende, ihre symbolische und poetische Beschaffenheit vor, und reine Geschichte gewinnt man nicht. Das aber muß auch von der heidnischen Mythe gesagt werden, daß ihre Elemente einander zu durchdringen streben, eben darum, weil sie sich als einzelne Elemente der Betrachtung entziehen. Sie wollen nicht bloß Geschichte, nicht bloß Wunderberichte, nicht bloß Symbole, nicht bloß Poesie seyn; sie möchten wohl alles das zugleich seyn, und in dieser Eigenthümlichkeit sind sie Vorspiele der christlichen Mythik, die in reiner Verklärung, gebildet aus reinen Elementen, welche sich vollkommen und allseitig durchdringen haben, Alles das zugleich ist, so daß jede evangelische Begebenheit angesehen werden muß als die reinste zuverlässigste Geschichte, als das heiligste Wunder, als das geistigste Symbol und als die hehrste Poesie. Diese Punkte geht der Verf. dann im Einzelnen durch.

Diesen Abschnitt halten wir für den wichtigsten der ganzen Schrift. Der Charakter der heiligen Geschichte in ihrem Unterschiede von der gemeinen, ist bisher noch gar wenig festgestellt worden, und jeder Beitrag hiezu ist höchst dankenswerth.

Eine Menge von Einwürfen gegen die Glaubwürdigkeit der heiligen Geschichte kann erst von dieser Feststellung aus ihre Erledigung finden. Daß man an die Verfasser der heiligen Geschichte dieselben Anforderungen macht, welche für den Verfasser gemeiner Geschichte gelten, ist das Proton Pseudos, welches so vielen Angriffen zu Grunde liegt. Sobald eine biblische Erzählung von der Genesis an bis zu der Apostelgeschichte in Anführung der einzelnen äußeren Umstände unvollständig und ungenau ist, findet man darin einen Beweis für ihren mythischen Charakter, ohne zu bedenken, daß es eben zum Wesen der heiligen Geschichte gehört, den Kern möglichst von der Schale zu befreien, das Äußerliche nur in leichten Umrissen, nur insofern anzudeuten, als es zum Verständniß des Inneren unumgänglich nothwendig ist, daß die heilige Geschichte im Interesse der Frömmigkeit geschrieben ist, nicht in dem historischer Wißbegierde oder gar Neugier, daß sie der Gemeinde der Gläubigen angehört, nicht der Schule der Archäologen, daß sie in mancher Hinsicht mehr unter den Gesetzen der Poesie steht, wie unter denen der Geschichte. Wirft man heilige und gemeine Geschichte in eins zusammen, so muß die erstere nothwendig in einem sehr nachtheiligen Lichte erscheinen. Sie müßte ihre eigentliche Bestimmung ganz aus den Augen verloren haben, wenn dem anders wäre. Sie würde dann eine Reihe von Folianten anfüllen, etwa so zahlreich, wie die der Kataloge der Göttinger Bibliothek, so daß die Bibelgesellschaften den Enthusiasmus aller Fuhrherren erwecken würden, und die wenigsten unter den Gläubigen würden Zeit und Vermögen haben, aus dieser für sie wüsten Masse das für ihr geistliches Leben Brauchbare herauszufuchen. Großes mit Kleinem zu vergleichen, ein Schottischer Theologe, der als solcher auf dem Continent gereist war, lieferte neulich in einer Englischen theologischen Zeitschrift eine Reisebeschreibung. Diese war äußerst vollständig, bis zu den Wägen und Fischen in den Gastbetten, den Stößen auf dem Postwagen, die mit großer historischer Genauigkeit einzeln verzeichnet, und nach ihrem gegenseitigen Verhältniß bestimmt wurden, den Gassenhauern der Postillione; ein theologischer Brocken schwamm nur hie und da, eines geduldigen Fischers harrend, in der langen und breiten Brühe. Ein Statistiker, dem zufällig diese Hefte in die Hände fielen, wurde dem Reisenden den Ruhm großer Glaubwürdigkeit nicht versagen; der feinste Kritiker mußte bald sehen, daß er hier seine Rechnung nicht fand, daß es auch bei dem besten Willen unmöglich sey, hier den Herren Urian und Münchhausen einen solchen beizugesellen, der in ihrem Bunde der Dritte sey. Aber die ordentlichen Abonnenten der Zeitschrift riefen mit Hiob aus: Wer mag

kosten das Weiße vom Ei, und der Herausgeber sah sich endlich genöthigt, den gereiften Mann höflich einzuladen, daß er sich auf den Alleingenuß seiner ferneren Reiserinnerungen beschränken, oder sie einem Taschenbuche für Wirthshausbesucher und Reisende auf dem Postwagen einverleiben möge. — Auf dieser Vermengung von heiliger und gemeiner Geschichte beruht namentlich ein großer Theil der Einwürfe von Strauß. Wird sie einmal zugelassen, so müssen die Folgen beim N. T. noch weit bedenklicher seyn, wie beim A. T. Bei dem letzteren sind die Gränzen zwischen heiliger und profaner Geschichte weit weniger scharf gezogen; die Geschichte der Gemeinde Gottes ist mit der Geschichte Israels aufs Engste verflochten; dem Kerne muß hier ein gutes Theil Schale mitgegeben werden. Der Pentateuch hat weit mehr den Charakter der Glaubwürdigkeit im gemeinen Sinne, und wie sie für gemeine Seelen erkennbar ist, wie die Evangelien. Bei ihm ist der Versuch, sie auch den Übelwollenden aufzubringen, noch weit mehr angebracht.

Aus den Erörterungen des Verf. über die bezeichneten einzelnen Punkte können wir hier nur Einzelnes ausheben. In der Nachweisung des wahrhaft historischen Charakters der Evangelien bemerkt er unter Anderem: „Die Person Christi selbst, wie sie uns in den Evangelien dargestellt worden ist, erscheint uns als die entscheidendste Gewähr, daß wir es hier nur mit reiner Geschichte zu thun haben. O wenn er hätte dichten, Philosopheme bilden, Symbole aufstellen wollen in dem romantisch mythologischen Sinne, statt den Kreuzesweg der sich selbst verläugnenden Liebe zu wandeln: wie wunderbar würden die Evangelien ausgestattet seyn mit dem reichsten Schmuck der schönsten Dichtungen und Sagen! Aber er ging lieber umher und that Allen wohl: durchaus faktisch und praktisch war sein Leben. Sein Kreuzesleiden war eine historische Exekution, und an seinem Kreuz würden sich die „sinnigen Gewinde“ des Herrn Strauß, seine Guirlanden von Blumen aus dem Faßblande sehr übel ansehn. Dieses ernste Kreuzesleiden, worauf die Symbolik und Mythologie aller Heiden nie gekommen wäre, dieses Kreuzesholz, das nach Heine die schöne mythologische Göttertafel der Griechischen Olympier zerschmettert hat, läßt in seiner Sphäre keine heidnischen Mythenbildungen zu. Unter der Schaar der Zeugen Jesu aber finden wir die kritische, imponirende Gestalt des Thomas. Es ist eine Veranstaltung der göttlichen Vorsehung, daß er unter den Aposteln seyn mußte; denn so scharf wie er haben die Kritiker des neunzehnten Jahrhunderts nicht nach dem Gewissen geforscht, da er das Glaubliche nach dem Handgreiflichen bestimmte. Und da er auf diesem Wege zum Glauben gekommen ist, so hat er vielen Wit fabulirender Kritiker überflüssig gemacht, vorausgesetzt, daß es für ihre Skepsis in reellem Wahrheitsfönn endlich einen Halt gibt. Unter den Evangelisten findet sich der kritisch sichtigende Lucas. Die Kirche selber beurfundete ihren historischen Wahrheitsfönn durch die Aussonderung der Apokryphen.“ Er schließt seine Bemerkungen über diesen Gegenstand mit den Worten: „Die evangelische Geschichte verhält sich zu der gemeinen mythologischen Ansicht von ihr wie die hymnenbeseelte Orgel

einer Christengemeinde zu dem wildtönenden Dudelsack einer Zigeunergruppe.“

Besonders gespannt waren wir auf die Erörterung über den symbolischen Charakter der heiligen Geschichte. In dieser tiefer einzudringen, ist eine hochwichtige Aufgabe der Theologie unserer Zeit, die aber, was die Geschichte des N. T. betrifft, nur dann glücklich gelöst werden kann, wenn man mit gläubigem Sinne zur ersten Erforschung des N. T. zurückkehrt. Denn hier haben die symbolischen Handlungen des N. T. fast sämmtlich ihre Wurzel; nur auf diese Weise kann die Symbolik des N. T. dem Gebiete des geistreichen oder auch geistlosen Spieles entnommen, und zu voller wissenschaftlicher Sicherheit und Klarheit geführt werden. Daß dies recht bald geschehe, ist wahrlich von großer Bedeutung, und das nicht bloß in apologetischer Beziehung. Es liegt hier ein reicher Schatz von Erbauung auch für die einfach Gläubigen verborgen. Die Wunder Christi, wie treten sie der Seele so nahe, wenn erkannt wird, daß ihre Deutung auf das Geistliche nicht etwa bloße Anwendung, daß sie Auslegung im eigentlichsten Sinne ist, daß der Herr z. B., wie Matthäus selbst dies ausdrücklich bemerkt, wenn er Kranke heilt, sich als denjenigen darstellt, von dem es bei dem Propheten heißt: Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Sünden. In dem Blinden, dem Lahmen, dem Ausfähigen, überall erblicken wir dann uns; was der Herr vor achtzehnhundert Jahren gethan, ist keine alte Geschichte; es ist ein verkörpertes Wort, das noch jetzt in jedem Augenblicke an uns wahr wird. Jede Wunderheilung ruft uns zu: Kommt her zu mir. Das Meer ist uns nicht ferner das Galiläa, wo wir nicht mit unseren eigenen Augen die Wunderkraft Christi erproben können. Es ist das Meer unserer eigenen Sorgen und Kümmernisse, das Meer der Gefahren, welche die Kirche unserer Zeit bedrohen. Da können wir die heiligen Evangelien sehr scharf kontrolliren. Da haben wir den rechten Maastab für ihre Glaubwürdigkeit in Händen. Da lachen wir derer, welche sie mit ihren frechen, ungeweihten Händen antasten wollen, sobald wir auf die Evangelisten, und trauern, sobald wir auf sie selbst sehen.

Der Verf. äußert sich über diesen Punkt also: „Strauß macht seine Glossen darüber, daß Heydenreich in den Krankenheilungen Jesu die Symbole seiner erlösenden Heilung der geistlich Blinden, Lahmen und Kranken suche. Und doch erkennt seine Schule nicht, daß die Geschichte einen symbolischen Charakter hat, und hat ihn wohl nicht gelehrt, von dem symbolischen Gehalt einer Erzählung aus den Schluß zu machen, diese Erzählung müsse eine Mythe seyn. Der symbolische Charakter der evangelischen Geschichten ist schon vielfältig in den Briefen der Apostel, namentlich des Paulus, entwickelt worden. Wir sollen mit Christo gekreuzigt werden. Wir sollen mit ihm auferstehen, und in einem neuen Leben wandeln. Wir sollen mit ihm hinausgehen vor das Lager, und seine Schmach tragen. Sein erweckender Ruf am Grabe des Lazarus hallt im geistlichen Sinne weiter durch das apostolische Wort: Wache auf, der du schläfst, und siehe auf von den Todten, so wird dich

Christus erleuchten. Nicht ohne den tiefsten Grund ist das Kreuzeszeichen ein Symbol der Christenheit geworden. Alles, was nur irgend geschieht, wird irgend etwas bedeuten. Die heilige Geschichte ist die Mitte der Weltgeschichte, eine welt-erlösende, welche dem allgemeinen Weltverderben steuert zur Gerechtigkeit. Sie ist darum auch die bedeutsamste Geschichte, durch und durch symbolisch. Ihre Thatfachen sind Verkörperungen, Werke, Kämpfe und Siege göttlicher Ideen; der erleuchtenden Wahrheit, der erlösenden Liebe, der verschönernden Gerechtigkeit, der rechtfertigenden Gnade, des heilsenden Erbarmens, der Kräfte und Gebote des neuen Lebens, Zeichen des Gerichts, der himmlischen Dinge, gegenüber den Erweisungen, Werken, Angriffen und Niederlagen des Reiches der Finsterniß. Sie sind Symbole, weil sie Werke des heiligen Geistes sind, durch welchen Christus wirkt, und weil sie in Bildern all die erweiterten Wirkungen bezeichnen, die er in seiner Christenheit und durch diese in aller Welt vollführen wird. Christus selbst als der Sohn Gottes ist die symbolische Offenbarung des Vaters; er spricht: Wer mich siehet, der siehet den Vater. Er ist als der Menschensohn die symbolische Entfaltung der reinen Menschheit; er spricht zu den Seinen: Ich bin der Weinstock, ihr seyd die Aehren. Als der Gottmensch aber stellt er die Vereinigung zwischen dem Vater und seinen gläubigen Kindern, die er erlösend bewirkt, auch von vorne herein symbolisch dar; er spricht: Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiligt seyen in der Wahrheit, — auf daß sie alle Eins seyen, gleich wie du Vater in mir und ich in dir; daß auch sie in uns Eins seyen. — Christus ist also eine vollkommen symbolische Erscheinung, das vollendete Ideal menschlicher Herrlichkeit, und doch zugleich der gewisseste, geschichtliche Charakter. Daraus folgt, daß es dieselbe Bewandniß haben wird mit den evangelischen Geschichten; sie sind alle feste historische Begebenheiten und Symbole zugleich. Dies ist sogar ein Grundsatz: in der höchsten Sphäre des Lebens kann nichts Symbol seyn, ohne sich ernst und durchgreifend geschichtlich zu verwirklichen; kann nichts Geschichte seyn, ohne als Symbol durchsichtig zu erscheinen, und reich beladen von Geistesfülle, von den höchsten Ideen.“

Im vierten Capitel geht der Verf. zu dem speciellen Theile seiner Schrift, der Prüfung der Argumente für den mythischen Charakter der Jugendgeschichte Jesu über. Wir müssen offen gestehen, daß uns hier manchmal der Wunsch aufgestiegen ist, der Verf. möchte lieber, in großartigem Style fortarbeitend, aus dem ganzen Werke von Strauß sich diejenigen Parthien ausgelesen haben, deren Beleuchtung grade ihm nach seiner besonderen Gabe vor vielen Anderen angehörte. Es ist unter allen Umständen ein mißliches Unternehmen, wenn man sich einen einzelnen Abschnitt aus dem bezeichneten Werke also aussondert, daß man auf jedes der dort vorgetragenen Bedenken nach der Reihe eingeht. Viele unter diesen lassen sich auf tüchtige Weise nur von dem Standpunkte eines die ganzen Evangelien umfassenden gründlichen harmonistischen Studiums, welches die Ergründung von Zweck und Charakter der einzelnen Evangelien zur Grundlage hat, heben. Ein solches Studium

aber erfordert viel Zeit und Kraft. An vorhandene Leistungen kann man sich hier wenig anschließen. Das Werk von Strauß wird unter anderen Vortheilen der Kirche auch den bringen, daß diese hochwichtigen Untersuchungen von neuem vorgenommen, und zu größerer Vollkommenheit und Sicherheit geführt werden. Aber auch davon abgesehen scheint uns Manches, was hier zur Sprache kommt, weniger vor das Forum des Verf. zu gehören. Untersuchungen, wie die über die Geschlechtsregister, den Stern der Weisen, was seine äußerliche Erscheinung betrifft, die Schätzung bei Lucas, auch über manche Citate des N. T., könnte er füglich Anderen überlassen, ohne sich seiner Gabe im Verhältniß zu der ihrigen zu schämen. Orte, wo die Rebe am besten gedeiht, sind zum Ackerbau selten recht tauglich.

Wo der Verf. aber in sein Element hereinkommt, da finden sich auch in diesem Theile die treffendsten und feinsten Bemerkungen. Aus der großen Anzahl derselben heben wir hier nur dasjenige aus, was zur Rechtfertigung des Lobgesanges der Maria gesagt wird. „Die Barbarei eines philisterhaften Alltagsfinnes hat sich schon oft an diesen Hymnen geärgert. Man kann es nicht fassen, daß es poetische Produkte geben könne, welche das gesteigerte Leben unmittelbar erzeugt habe. Immer soll ein Keimtschmidt, ein Kunststückmacher, ein Künstelnder, feizender Horaz im Spiele gewesen seyn, wo Hymnen aufstauhen. Diese Voraussetzung, wie sie auch namentlich über die Hymne der Maria aufgestellt wird, entsteht aus einem entschiedenem Unglauben, was die Wahrheit der Poesie anbelangt; und das hat seinen Grund in einer Lebensweise, worin die begeisterten Stimmungen, welche die Quellen der Hymnen sind, nicht vorkommen. Wer in ewiger Trockenheit und Alltäglichkeit sein gelehrtes Geschäft treibt, der kann sich die Maria nicht als eine in schlichter Wahrheit und geschichtlicher Wirklichkeit Lobsingende denken. Aber schon das Aufmerken auf Andere, und was mit ihnen vorgeht, sollte doch eines Besseren belehren. Man spricht so viel von der poetischen Beweglichkeit der Orientalen, und doch soll im Orient in der günstigsten Situation keine Hymne unmittelbar aus der Wirklichkeit hervorberechen können. Hier in unserem nüchternen Occident, im kritischen neunzehnten Jahrhundert, kann man mitten im Leben noch auf Bruchstücke oder Ansätze von Hymnen und Elegien stoßen — wie viel mehr mußten solche poetische Lebensergüsse gedeihen im Orient zur Zeit der Maria! Man will auf der einen Seite durchaus die apostolische Zeit zu einer mythischen machen, zu einer dichterischen Zeit, wie sie die Völker in ihrer Kindheit verleben. Wenn man nun aber auch einmal zu Gunsten der evangelischen Geschichte consequent seyn sollte, wenn man zugeben sollte, Maria könne auch wohl ein kurzes begeistertes Lied gesprochen haben, etwa eben sowohl wie eine Griechin in den Tagen Homer's, oder ein Indianer am Tage seines Sieges: dann sollen jene mythischen und poetisirenden Leute der evangelischen Geschichte eben so unerfahren in der Begeisterung, so unkundig des inneren Hymnenschwungs gewesen seyn, wie ein Kritiker unserer Zeit. Man weiß doch, daß nicht nur das feurig lebendige Italien, sondern sogar das

phlegmatisch ruhige Seltland Improvisatoren erzeugt, deren geflügelte Worte Erstaunen erregen, und dennoch will man es unglaublich finden, daß ein von der Güte und Herrlichkeit Gottes überströmendes, hochbegabtes Herz einen Lobgesang improvisiren könne in aller Einfachheit, in reiner Absichtslosigkeit, in heiliger Wirklichkeit. Eine solche Kritik sollte man doch verlegen auf einen Planeten, wo nur Späßen sind, und keine Nachtigallen, wenn es einen solchen geben sollte. Auf dieser Erde, wo das Leben der armen gesiederten Thierchen sich steigert bis zum rhythmischen Tönen; wo die Frühlingshymne der Nachtigall erschallt, kann man den Unfug einer solchen Kritik, welche nicht glaubt an die Realität menschlicher, geistiger Nachtigallenschläge, nicht dulden. Die Hymnen der heiligen Schrift beurkunden es durch ihren Gehalt, daß sie als die wahrsten Ergüsse des mächtigsten inneren Lebens heiliger Menschen sich ihre äußere Form unmittelbar selber geschaffen haben. Dies gilt insbesondere von den Hymnen des Zacharias und der Maria. Wir können ihre Autenthie nicht aufgeben. Was nun namentlich die Hymne der Maria anlangt, so haben wir hier erstlich eine jugendliche Seele, zweitens eine hochbegabte Jungfrau, drittens eine poetische Orientalin, viertens eine fromme, sanggewohnte Israelitin, fünftens ein Herz, das gerade den ausgewähltesten Menschen unter seinem Herzen trägt, sechstens dieses Weib in einem Lebensmoment, auf einem Gipfel des Innern, wo sich alle ihre Empfindungen in einen Erguß zusammenströmen, den sie mitzutheilen hat ihrer ersehnten Freundin, siebentens dieses Weib zur Rede aufgefordert, zum Lobgesang angeregt durch einen seelenvollen, geweihten Gruß. Siebenfach ist also die Realität dieses Lobgesanges begründet, und wenn hier an ein Kunststück gedacht werden müßte, so wäre die Poesie nie und nirgends als unmittelbares, lauterer Leben anzutreffen, die Dichtung stände nicht als höhere Lebensäußerung im Bunde mit der Wahrheit, sondern als gemeines Fabrikat im Bunde mit der Lüge."

"Der Verfasser meint aber noch in dem Inhalt des Hymnus selbst ein Merkmal zu finden, daß er nicht historisch ächt sey. „Es muß auffallend gefunden werden," sagt er, „daß eine unmittelbar aus der göttlichen Quelle der Begeisterung geflossene Rede nicht origineller ausgefallen ist, sondern so stark mit Reminiscenzen aus dem A. T., namentlich aus dem, unter verwandten Umständen gesprochenen Lobgesang der Mutter Samuels besetzt sich zeigt." Der Verfasser scheint sich unter der Originalität etwas ganz Absonderliches zu denken, sonst würde er dem Lobgesang der Maria die Originalität nicht absprechen. Man lese den Lobgesang mit dem Gedanken an ihre Situation, so wird man fühlen, daß er auf diese Situation durchaus paßt, daß er inniges, mächtiges Leben ausspricht, und sich in einem gefunden, lebendigen Zusammenhang bewegt. Dies ist die wahre Originalität: was will man mehr? Es sollen keine Reminiscenzen aus dem Lobgesang der Hanna darin vorkommen dürfen. Aber warum sollte Maria nicht theilweise

mit Hanna's Worten reden, wie sie es aber nur in einem geringen Theile thut, da ihre Lage so manches Ähnliche hatte mit der Lage Jener? Grade das ist auch die Demuth der Neutestamentlichen Personen überhaupt, daß sie es nicht bergen, voll Alttestamentlicher, gesegneter Reminiscenzen zu seyn. Dies gehört mit zu ihrer Originalität, daß sie ihre Originès festhalten, Abraham, Moses, David, die Propheten. So hat die Pfingstpredigt des Petrus Reminiscenzen aus Joel, ist sie darum auch ein mythisches Produkt? Welch eine reiche Reminiscenz des Alttestamentlichen ist in Christo! Sollte aber der Verf. in verwegener Consequenz dem ganzen Neuen Testament die Originalität absprechen wollen, und beklagen, daß es um der Alttestamentlichen Reminiscenzen willen nicht origineller ausgefallen, so begeben wir uns mit ihm auf ein anderes Gebiet, und fragen: wo bleibt die Originalität des Götheschen Faust? Dieses Stück hat Reminiscenzen aus dem Hiob und aus der alten Volkschrift vom Doktor Faustus, auch hymnologische Reminiscenzen in dem dies irae — wo bleibt nun dieses Werkes Originalität? Die großen Menschen aber haben selbst als Weltkinder einen großen Tact, und wissen, daß ihre Originalität nicht reiner sich darstellen kann, als indem sie sich nicht schämen, die geistigen Erben ihrer Vorfahren zu seyn, und im Zusammenhange mit der belehrenden Vorzeit zu bleiben. So machte auch Shakespeare aus bekannten Geschichten oder Sagen, zum Theil sogar verbessernd aus schlechten vorgefundenen Dramen, seine Meisterwerke. Man braucht sich nicht grade auf den Kopf zu stellen, um originell zu seyn. Maria aber, die Jungfrau, welche vermöge ihrer Demuth die ausgewählte Magd des Herrn wurde, schielte nicht nach dem schalen Lobe mißverständener Originalität als sie ihren Lobgesang sprach — eine Hymne, deren herrliche Eigenthümlichkeit sich dem Unbefangenen aufschließt."

Zuweilen will es uns scheinen, namentlich bei den Erörterungen über die Empfängniß der Maria, als habe der Verf. sich nicht sorgfältig genug vor einer Klippe in acht genommen, an die der gläubige Apologet in unserer Zeit so leicht anstoßen kann. Je allgemeiner und lauter die Klage über Mangel an Vermittelung in dem oben besprochenen Sinne in den Thatfachen der heiligen Geschichte wird, desto näher liegt demjenigen, welcher gern der Welt den Abschied von dieser Geschichte erschweren möchte, das Bestreben, eine solche Vermittelung als wenigstens theilweise vorhanden nachzuweisen. Man gibt sich diesem um so sorgloser hin, weil man richtig fühlt, daß manche ältere Ausleger nach der entgegengesetzten Seite hin das Maas überschritten haben, recht geffissentlich darauf ausgegangen sind, die natürliche Grundlage auch da hinwegzuräumen, wo sie wirklich statt findet. Da ist aber die äußerste Vorsicht nothwendig. Besser der Welt den Anstoß gelassen, als den Gläubigen ihn gegeben. Bei Mysterien, wie das berührte, ist schweigen besser als reden, anbeten besser als grübeln.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 20. Juli.

N^o 58.

Über die unverbrüchliche Geltung der kirchlichen Glaubenssymbole.

Wenn die Rede ist von einer unverbrüchlichen, unwandelbaren Geltung unserer Glaubenssymbole, so fragt es sich: gibt es überhaupt etwas Unwandelbares in unseren planetarischen Verhältnissen? und wenn wir sehen, wie hier alles in einem stets bewegten Wandel und Wechsel begriffen ist, wie alle Wissenschaften und Künste mit der Zeit sich ändern und fortschreiten, soll denn der Glaube allein unbeweglich stehen. Ich sage dagegen, wenn auch alle Wandelsterne unaufhörlich wandeln, so soll dennoch der Fixstern fest stehen, der ihnen als Maas, Ruhe- und Mittelpunkt ihrer Bewegungen dient, und so wie im Weltgebäude der Gegensatz von Fest und Wandelbar als Gesetz der Ordnung dem äusseren Auge sich darstellt, so geht er auch durch das ganze menschliche Leben hindurch und tritt besonders auf dem Gebiete des Geistes in dem Verhältniß der Offenbarung zu den natürlichen Wissenschaften hervor. Der Dichter spricht: „Und ob alles im ewigen Wechsel kreist, es beharrt im Wechsel ein ruhiger Geist;“ dieser Geist, die geistige Sonne der Welt ist Gott selbst, der offenbare Gott; der Abglanz seines Lichtes in die Welt oder seine Offenbarung, die durch ihre Übernatürlichkeit über die natürliche Wandelbarkeit erhaben steht, ist jenes ruhige Maas der Welt und Zeit, jener unverrücklich auf den beweglichen Schiffen der Menschen nach dem festen Polarstern gerichtete Compaß, der ihre Bewegung nicht hemmen, wohl aber immer die rechte Richtung ihr geben soll. Das Christenthum wächst eben nicht, wie die anderen natürlichen Wissenschaften, aus menschlichen, von unten nach oben hypothetisch fortschreitenden Forschungen empor, sondern es entspringt aus einer von oben herab geöffneten Quelle, deren lichte Strömung, in die Leitung der Schrift gefaßt, durch alle Jahrhunderte fließt, und seit der vollendeten Offenbarung Gottes in Christo nach allen Seiten hin über die Erde sich ergießt, damit alle Geschlechter der Menschen aus ihr das immer frische Wasser des Lebens schöpfen mögen. So wie der Leib bei seiner steten Umwandlung immerdar des Brodtes, der Luft und des Lichtes ohne Überdruß genießt, so bedarf auch die Seele, in dem steten Wechsel ihrer Gedanken, zu ihrer Erhaltung eines immer gleichen Elementes fester Wahrheit, und dies ist ihr in keiner irdischen veränderlichen Wissenschaft, sondern in dem ewigen Wort Gottes gegeben, welches, wenn auch alles fortgeht und vergeht, dennoch als der Fels der Ewigkeit besteht, Luc. 21, 33. Eine Veränderung, Verbesserung oder Vervollkommnung dieses Wortes ist undenkbar, weil es nach der Erscheinung Gottes des Sohnes, der selbst der Höchste ist, keine höhere und voll-

kommenere Offenbarung geben kann, daher uns auch nur eine Wiedererscheinung desselben Christus am Ende der Tage verheißen ist. Diese absolut vollkommene Offenbarung hemmt und hindert aber nicht nur auf keine Weise die fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts, sondern sie ist vielmehr eben in ihrer Vollkommenheit der kräftigste Antrieb, der reinste Maasstab und das leitende Ziel derselben. Der Rationalismus kehret dieses Verhältniß um, und statt die unvollkommenen, sündigen Menschen nach dem vollkommenen Christenthum zu verbessern, will er umgekehrt vielmehr dieses nach jenen perfectioniren, und statt die Menschen durch Gottes Wort, Gottes Wort durch die Menschen meistern lassen. Daher bleiben denn die Menschen, indem sie verkehrt sich zum Kanon der Offenbarung machen, unverändert stille stehen, während sie diese verändern, oder vielmehr, statt sich zu ihr emporheben zu lassen, ziehen sie sie zu sich herunter, und indem so das Christenthum zur Naturreligion zurückkommt, kommen auch sie immer weiter zum natürlichen Heidenthum zurück. Dies beweist die Erfahrung der neueren Zeit, in der ein solches negatives Fortschreiten das Christenthum aller seiner eigenthümlichen Lehren, wodurch es eben den positivsten Fortschritt der Menschheit über das Judenthum und Heidenthum hinaus begründet hat, entkleidet, und sie auf das Maas religiöser Erkenntniß, welches sie auch ohne und vor Christus hatte, reducirt, eben damit aber auch einen tiefen religiösen Verfall bewirkt hatte. Es wäre demnach vernünftiger gewesen, wenn ein gewisser Philosoph, statt an der „Perfectibilität des Christenthums“ vergebens sich abzumühen, lieber mehr an der feingigen gearbeitet hätte; er wäre dann auch in der Philosophie weniger zurückgeblieben. Und so mögen alle, die immer nur das Fortschreiten im Munde führen, zuvörderst sich selbst prüfen und zusehen, wo sie stehen und wie weit sie im Erkennen, Glauben und Leben des Wortes Gottes gekommen sind; so wird es sich ihnen bei einigem Ernst der Betrachtung bald zeigen, daß sie noch weit darin zurück sind, und daß nicht das Christenthum zu ihnen herab, sondern sie in fortschreitender Vervollkommnung zu ihm hinaufsteigen müssen. Nicht die Bibel, nicht die Symbole, sondern wir selbst müssen anders und besser werden, wenn es besser werden soll in der Kirche.

Die Unwandelbarkeit der göttlichen Offenbarung in der heiligen Schrift wird auch von Vielen bereitwillig zugegeben, die darum noch keineswegs den Symbolen der Kirche sie zugestehen wollen. Im Gegentheil sie protestiren dagegen, weil eben die Symbole nicht Gottes-, sondern Menschenwort seyen, weil in der Protestantischen Kirche neben der Bibel keine ihr beigefügte Menschensagen, wie in der Katholischen, gelten sollen,

weil Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit dadurch beeinträchtigt würde.^{*)} Allerdings kommt den Symbolen keine absolute, aus ihnen selbst stammende oder von ihren Urhebern herrührende Unwandelbarkeit zu, wie der Schrift, sondern die ihnen zuzuschreibende beruht nur abgeleiteter Weise darauf, daß die göttliche Wahrheit der Schrift in sie übergegangen und aufgenommen ist,^{*)} weshalb jene Einwürfe bei Manchen auf einer Eingenommenheit gegen die Schriftwahrheit selbst beruhen. Andere dagegen glauben wohl, daß in der Bibel die offenbarte göttliche Wahrheit objektiv enthalten sey, läugnen aber, daß sie je subjektiv von der christlichen Kirche wahr und richtig erkannt worden sey, und meinen daher, daß sie nur immer fortwährend auf dem Wege der freien Forschung gesucht werden müsse, obwohl nie mit Gewißheit gefunden werden könne. Daher betrachten auch sie die Verpflichtung auf Symbole als eine eigenmächtige Menschenfälschung und wollen nur schlechthin auf den Kanon der Schrift verpflichtet haben, oder höchstens ein ganz allgemeines und unbestimmtes Symbol sich gefallen lassen.

Dem entgegen haben wir uns zuvörderst das wahre Verhältniß der Symbole zur heiligen Schrift zu verdeutlichen. Es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn man sie als neben die Bibel gestellt, gleichsam als einen kirchlichen Zusatz zum Kanon, welchem allein die höchste göttlich normative Auctorität gebührt, betrachtet, wie dies die Katholische Kirche mit der Tradition thut. Sie sind kein Nachtrag zur heiligen Schrift, keine, weder kanonische, noch deuterokanonische Fortsetzung des göttlichen Wortes, sondern sie sind die Antwort der Gläubigen oder der Kirche auf dasselbe, und werden daher nicht nur nicht durch es überflüssig gemacht, sondern entsprechen ihm vielmehr mit Nothwendigkeit als diesseitiges Correlat. Sie erzeugen nicht den Glauben, sondern sie bezeugen ihn (*veritatis testes*), Conc. Form. S. 572. 636. So wie der Schöpfer nicht ist ohne Geschöpfe, der Erlöser nicht ohne Erlöste, der Erleuchter nicht ohne Erleuchtete, so ist auch das Wort seiner Wahrheit nicht ohne das Gegenwort des erkennenden Glaubens der Menschen, sey dies auch in der einfachsten Form, wie wenn z. B. die Schrift beginnt: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde u. s. w., und dann der Glaube erwiedert: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Gott hat sich — dies wird gegeben — den Menschen zu ihrem Heile offenbart durch sein Wort. Was würde ihnen aber die Lehre der Offenbarung nützen, wenn sie sie nicht lernten, was die Botschaft des Heils, wenn sie sie nicht glaubten? Der Glaube macht den objektiven Inhalt des Wortes zum subjektiven des Bewußtseyns, wie dies eben der Zweck der göttlichen Offenbarung, ja der Zweck eines jeden auch menschlichen Wortes ist. Und daß nun diese subjektive Aufnahme des objektiv Gegebenen geschehen sey, dies muß eben die Antwort oder das Bekenntniß

des Glaubens bezeugen nach dem alten Spruche: Ich glaube, darum rede ich. Das Wort des Geistes der Wahrheit und der Liebe, des Geistes Christi, ist aber nicht bloß an einzelne Individuen gerichtet. Es soll vielmehr, die Vereinzelung aufhebend, eine Gemeinschaft des Geistes und Glaubens, eine Kirche Christi unter den Menschen stiften, und darum muß auch das Bekenntniß nicht isolirt unseren Glauben bloß für uns, sondern auch gemeinsam vor Anderen bezeugen (Matth. 10, 32.), damit sie, mit demselben Glauben einstimmend in dasselbe Bekenntniß, mit uns zu einer Gemeinde gläubiger Bekenner zusammentreten, die in Einem Sinn und Geiste ihren Herrn und Heiland verehrt, Ephes. 4, 13. Dies wird um so nothwendiger, je mehr einseitiger Irrthum das einigende Bewußtseyn der göttlichen Wahrheit zu entzweien droht. So bildet sich auf dem Grunde desselben göttlichen Wortes und Geistes durch die Gemeinschaft des Glaubens und Bekenntnisses die christliche Gemeinde oder Kirche, die so wesentlich durch ihre gemeinsame Confession besteht, daß Confession und Kirche oft gleichbedeutend gebraucht wird, wie wenn man z. B. sagt katholische Confession, protestantische Confession. So gehören also das Wort Gottes oder die heilige Schrift, und der Glaube und das Glaubensbekenntniß, und die Gemeinde der Bekenner oder die Kirche nothwendig zusammen und setzen sich wechselseitig einander voraus. Ohne die Kirche ist die Schrift ein verschlossenes todttes Buch, und ohne Confession gibt es keine Kirche; die urkundliche, gemeinverbindliche Form der Confession aber ist das Symbol, welches daher auch schlechthin Confession genannt wird, wie die Augsburgerische, die Helvetische Confession u. a. m. Eine solche symbolische Confession ist demnach auch außer der heiligen Schrift unentbehrlich, nicht als eine andere Erkenntnisquelle neben ihr, sondern als eine Zusammenfassung ihres Inhalts in der Form des gemeinsamen Glaubensbekenntnisses; vgl. Conc. Form. S. 631 ff. Die Nothwendigkeit irgend eines confessionellen Symbols müssen auch die Antisymboliker zugeben^{*)} und wenn es auch nur darin bestehen sollte: Ich glaube, was in der Bibel steht, was freilich nicht mehr sagt als das katholische: Ich glaube, was die Kirche glaubt. Es ist daher nicht sowohl das Symbol, als vielmehr seine Inhaltsbestimmung, wogegen sie angehen. Aber mit Recht

^{*)} Augustanam Confessionem amplectimur non ea de causa, quod a nostris Theologis sit conscripta, sed quia e verbo Domini est desumpta et ex fundamentis sacrarum literarum solide extracta, Conc. Form. S. 633.

^{*)} Der neueste ist Dr. Johannsen über die Verpflichtung auf symbolische Bücher, Altona 1833, welcher dennoch S. 143. ausdrücklich behauptet: „ein gemeinschaftliches Bekenntniß muß also jeder Kirche zum Grunde liegen, und dasselbe ist der Vereinigungspunkt, ohne welchen keine Religionsgesellschaft denkbar ist,“ auch ebendasselbst „die Annahme und den Vortrag solcher Lehren, die mit ihrem Bekenntnisse streiten,“ verboten haben will, und demnach in seinem ganzen breiten Buche nicht sowohl gegen verpflichtende Symbole überhaupt, als vielmehr nur gegen den artikulirten Glaubensinhalt der geschichtlich und rechtlich bestehenden mit Gründen anstreitet, welche, Freiheit mit Unbestimmtheit verwechselnd, gegen jedes Symbol, auch gegen die heilige Schrift, und also auch gegen die Behauptungen des Verfassers sprechen, und weil sie zu viel beweisen, nichts beweisen. Vgl. dagegen die schätzbare und gelehrte Schrift von Ch. H. Sahn über die symbolischen Bücher, Stuttgart 1833.

haben zumal protestantische Theologen immer gegen einen solchen inhaltsleeren, unbewußten oder doch ganz unbestimmten Glauben, gegen eine solche *fides implicita* protestirt, die eben so unwissenschaftlich als unpraktisch ist, eben so wenig zur Wahrheit als zur Seligkeit führt. Das Wort Gottes ist das Licht der Welt, welches nicht an, sondern in die Seele des Menschen scheinen und einen klaren Widerschein seiner göttlichen Gedanken darin erzeugen muß, die dann auch aus der rechten Erkenntniß in einem bestimmten Bekenntniß hervorzutreten haben. Eine verhüllte Offenbarung (*revelatio obvelata*) ist ein Widerspruch, und ein Bekenntniß ohne Inhalt ist eigentlich ein Nichtbekenntniß.

Das symbolische Bekenntniß der Kirche muß also einen bestimmten Inhalt haben. Dieser Inhalt ist in der ursprünglichsten Form desselben, im apostolischen Symbol, welches sich an die Taufformel anschließt, in kurzen unmittelbar biblischen Sätzen dargestellt. Zu jenem Ursymbole sind aber nachher noch mehrere andere hinzugekommen, und namentlich im Alterthume das Nicänische oder Nicänisch-Constantinopolitanische, welches die dogmatischen Resultate der ersten und zweiten, und das sogenannte Athanasianische, welches außerdem noch die Resultate der dritten und vierten ökumenischen Synode umfaßt. Diese jüngeren Symbole sind jedoch weder als Veränderungen, noch als neue Zusätze zu den älteren zu betrachten. Sie sind nur concretere Entwicklungen seines allgemeinen Inhalts im kirchlichen Bewußtseyn, welches den Gegensatz des Irrthums, der sich mehrfach gegen die einfachen Sätze der Wahrheit erhob, durch eine bestimmtere Fassung ihres Begriffs überwinden mußte. Es ist ja eine grundfalsche Vorstellung, die Wahrheit nur als ein todttes, in der Bibel oder im Gedächtniß deponirtes Capital zu betrachten, welches durch eine träge Tradition nur unfruchtbar von Hand zu Hand und Mund zu Mund, nicht aber durch ein arbeitsames Denken mit reichen Interessen von Geist zu Geist überliefert würde. Der Geist der Wahrheit ist der Geist der Kirche, die auf das geoffenbarte Wort sich gründet, und mit diesem Worte widerspricht er der Unwahrheit in der Welt, so wie diese wiederum auch ihm, und Disputationen erheben sich im Kurfus der Jahrhunderte, bei der der Geist der Welt und seine Weisheit zuerst contradictorisch negirt, dann, näher tretend, mit Gegenmeinungen von der einen und der anderen Seite opponirt, hierauf nachgiebiger auf ein Semi (*Semiarianismus*, *Semipelagianismus*) sich einläßt, und endlich Schritt vor Schritt in seiner ganzen Dialektik überwunden, entschiedenes Unrecht, so wie die Wahrheit entschiedenes Recht behält, indem sie zugleich zum klarsten Bewußtseyn oder zum Begriffe ihrer Thess, Antithess und deren Überwindung gelangt ist. Durch eine solche Disputation haben alle Hauptartikel des Glaubens mit innerer Nothwendigkeit sich hindurch bewegt, indem durch die Natur ihrer Position eine doppelte Opposition nach beiden Seiten sich erregte, die dann rechts und links gründlich widerlegt und beseitigt, die Wahrheit als siegende Mitte der streitenden Gegensätze hervortreten ließ, als welche

sie dann auch in der Festung des Symbols, obgleich vielfach angegriffen, doch unüberwindlich sich behauptete.

So war es zuerst die Lehre von der Dreieinigkeit, welche an zwei Jahrhunderte durch alle Variationen jener beiden Gegensätze hindurchging, deren einer die wesentliche Einheit der göttlichen Personen läugnete und dadurch dem Polytheismus verfiel, während der andere den persönlichen Unterschied in jener Einheit aufhob und dadurch in den Pantheismus gerieth, weil, sobald die ewige Selbstgegenständlichkeit Gottes verläugnet wird, er nicht mehr absolut in sich selbst, sondern nur in der Welt der lebendige Gott ist. Nach dem vielseitigsten Streite gegen alle Umschlingungen des Irrthums, die sowohl an die Person des Sohnes, als an die des Geistes sich anzuhängen suchten, erhob sich die rechtgläubige Wahrheit im vierten Jahrhundert zu consolidirter Festigkeit und schärferer Bestimmtheit im Nicänischen Symbol, welches kein anderes als das apostolische ist, nur in bestimmterer Entwicklung.

Es war ferner der Fundamentalartikel von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, welcher im Alterthume durch die Gegensätze des Nestorianismus und Eutychianismus mit allen ihren Modifikationen hindurch ging, und mit dem Artikel von der Trinität in dem dritten ökumenischen Symbol (das nur des Inhalts wegen nach Athanasius benannt wird) eine symbolische Fixirung fand, die mit Recht seitdem ein unverrücklicher Typus der Rechtgläubigkeit geblieben ist; denn die wahre Mitte zwischen dem nestorianischen Separiren der Gottheit von der Menschheit in Christo und zwischen dem eutychianischen Confundiren derselben ist darin rein, fest und sicher gehalten. Daß es das ewige Heil von der Erkenntniß der Wahrheit abhängig macht, kann nach 1 Tim. 2, 6. Niemand ansößig seyn, indem nach dieser Stelle Gott zwar allen Menschen, aber nicht durch ihre Irrthümer, sondern nur durch Erkenntniß der Wahrheit, die Jedem zu seiner Zeit nahe gebracht wird, geholfen haben will; denn eine seligmachende Unwahrheit gibt es nicht.

Außer jenen theologischen und christologischen Artikeln waren es auch noch die anthropologischen und soteriologischen, oder die Grundlehren von der Sünde und von der Gnade, die im Anfange des fünften Jahrhunderts von Augustin wider seine Gegner aufs Gründlichste durchgefochten und einerseits gegen die manichäischen, andererseits gegen die pelagianischen Irrthümer, und gegen letztere insbesondere, sichergestellt wurden. Doch kam es darüber im fünften Jahrhundert weder zu einer allgemeinen Synode, noch zu einem symbolischen Bekenntnisse, vielleicht weil doch auch Augustin hinsichtlich des Prädestinatismus nicht ganz frei von Irrthum war. Der kirchliche Lehrbegriff blieb daher von dieser Seite in einer gewissen Unbestimmtheit, und die Symbolik war noch keineswegs vollendet, da über mehrere Hauptartikel noch kein bestimmtes Bekenntniß vorhanden war. Dieser Umstand beförderte auch sehr das Emporkommen des Semipelagianismus, der sich, das Werk des Heils zwischen Gott und dem Menschen halbirend, durch die ganze Scholastik des Mittelalters hindurchzieht, und besonders in der Parthei der Scotisten fast zum offenbaren Pelagianismus sich steigerte,

auch in der Mönchsmoral und in der ganzen kirchlichen Praxis reiche Nahrung fand, so daß das evangelische Christenthum immer tiefer versiel. Darum mußten jene Hauptartikel desselben noch einmal durch die Dialektik des härtesten Streites hindurch, damit die Kirche von neuem über sie zu einer klar bewußten Erkenntniß und in Folge dessen zu einem entschiedenen Bekenntniß gelange. Und dies geschah im Jahrhundert der Reformation, welches sowohl der Evangelischen als der Katholischen Kirche zuerst über jene Lehren eine bestimmte Symbolik gegeben hat. Die symbolischen Schriften des sechzehnten Jahrhunderts, die wir als eine nothwendige Integration der ökumenischen Symbole betrachten müssen, unterscheiden sich jedoch von ihnen dadurch, daß sie nicht bloß in kurzen Bekenntnisformeln die Resultate des großen Streites zusammenfassen, sondern auch officiële Altstücke und gründliche Erörterungen und Vertheidigungen desselben geben, und in den Katechismen confessionell rechtgläubige Instruktionen aufstellen.

(Schluß folgt.)

Über den geschichtlichen Charakter der kanonischen Evangelien, insbesondere der Kindheitsgeschichte Jesu; mit Beziehung auf das Leben Jesu von D. F. Strauß. Von Lange, Pfarrer in Duisburg. Duisb. bei Schmachtenberg, 1836. 132 S. 8.

(Schluß.)

Der Verf. beschließt seine Schrift mit folgenden Worten: „Hat es sich nun aber ergeben, daß die Versuche des Verf., die evangelischen Erzählungen von der Kindheit Jesu als mythische darzustellen, nichtig sind, obgleich er hier am meisten Scheinbares aufgreifen konnte, und bereits eine Menge Vorgänger hatte, so kann man einen Schluß machen auf die Haltlosigkeit seines Bestrebens, auch die nachfolgende Geschichte des späteren Lebens Jesu zu einem Gewebe von Mythen zu machen. Auf diesem Gebiet verlassen ihn mit schauer Ehrfurcht vor der historischen Macht der evangelischen Zeichnung des Lebens Jesu seine meisten Vorgänger; erst bei der Beurtheilung der Himmelfahrt findet sich wieder etwas mehr Gesellschaft von Mythenfreunden zusammen. Er aber hat sich auf diesen öffentlichen Plan gestellt, in die Mitte der evangelischen Geschichte, mit dem kühnen Unternehmen, ihr den historischen Charakter abzustreiten. Diese Stelle ist das Forum der Menschheit; der offenbarste, der besuchteste, der bewachte, der geweihteste Ort; der Heerd des Geistes, der Sammelplatz der Geister. Hier also wird ihm sein Recht werden ganz und gar. Will man hier dem Forscher an und für sich etwas anhaben, so schützt ihn das heilige Recht dieser liberalen Geisterstätte, denn der untrügliche Meister dieses Gebiets bildete sich eine große Schaar forschender, fragender Jünger, und warnte sie vor den Sägungen der Schriftgelehrten. Will man den redlichen Sceptiker von dieser Stelle fortstoßen, so nimmt ihn Thomas in Schutz, und sagt: er ist in meinen Nothen; ich war auch ein Zweifler;

er soll hier bleiben, bis mein Herr ihn überführt hat von der Thatfächlichkeit seines Lebens und Sieges. Wenn aber Einer ganz voraussetzungslos diese geweihte Stelle zu betreten vorgibt, so erregt er von vorne herein ein gerechtes Mißtrauen; denn die Idee einer solchen Voraussetzungslosigkeit ist eine Chimäre. Hätte sich in ihm das Abstraktum des neutralen Verstandes in reiner Ausschließlichkeit verleiblicht, so müßte man ihm das Prädikat des völligen Menschenwesens absprechen. Und wenn er nun vollends im Interesse eines Systems, das diesen heiligen Mittelpunkt in der Gottesstadt zu einer mythologischen Ursteppe machen möchte, mancherlei Erschleichungen in seiner Demonstration anwendet, so wird es bemerkt werden in der Mittagshelle, welche über dieser Stätte waltet, und nach dem strengsten Recht wird man jedes Jota der wirklichen Geschichte und der gewissen Wahrheit von ihm zurückfordern. Sollte es sich aber ergeben, daß sein Werk, wenn auch ausgestattet mit reicher Gelehrsamkeit, und ausgezeichnet durch einen tüchtigen Verstandesgebrauch, dennoch mit einer großen Seichtigkeit behaftet wäre in allen Theilen, wo es auf die Erfassung großer psychologischer, historischer, poetischer und religiöser Momente ankommt, so würde ihm dieses wieder zu Gute kommen, und schon in den nächsten Jahren möchte man dann wohl sein Buch als ein altes Repertorium von mancherlei Äußerungen und namentlich von ungläubigen Ansichten über die evangelische Geschichte unter die Bücher versenken, welche nur noch zum gelehrten Nachschlagen brauchbar sind.“

Ad vocem: reicher Gelehrsamkeit hier nur noch eine Bemerkung. Es ist uns unbegreiflich, wie dies Lob dem Verfasser des Lebens Jesu so allgemein und so freigebig gespendet werden kann. Er selbst kennt sich besser; er lehnt es in der Vorrede von sich ab; erheuchelte Demuth ist nicht seine Sache; und wer sich innerlich bewußt ist, daß er keine relative Gelehrsamkeit besitzt, der besitzt sie auch sicher nicht. Zu dem Selbstzeugniß des Verf. kommt aber davon unabhängig das Zeugniß seines Buches. Wer den Scharfsinn des Verf. hat, dabei ein Vademecum, wie die Commentare von Paulus und Ruinolt, Mittel, sich die dort in reichlicher Menge citirten Schriften anzuschaffen, oder Gunst, sie zu leihen, der kann in jedem Augenblicke, ohne alle gelehrte Vorbereitung, an die Abfassung eines Werkes gehen, das ein eben so gelehrtes Aussehen hat, als das vorliegende. Wirkliche Gelehrsamkeit wird daraus erkannt, daß man überall das Entlegenste da in Bereitschaft hat, wo es für die Untersuchung von Vortheil ist. Das wird man aber hier nie und nirgend finden. Der Verf. ist immer in den Kreis seiner nächsten Hülfsmittel gebannt. Oft ist sogar Unfleiß und Fahrlässigkeit unverkennbar, und auch das unmittelbare zur Stelle gehörige wird nicht benutzt. Man fasse in dieser Beziehung z. B. die Abhandlung über die Geschichte der Auferstehung scharf ins Auge. Unter den Gegenschriften gegen den Wolfenbüttler Fragmentisten sind hier grade die tüchtigsten gar nicht eingesehen worden. Beim A. L. scheint der Verf. fast gar nicht mit eigenen Augen zu sehen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 23. Juli.

N^o 59.

Über die unverbrüchliche Geltung der kirchlichen Glaubenssymbole.

(Schluß.)

An der Spitze der symbolischen Confessionen des sechszehnten Jahrhunderts steht die Augsburgerische, auf welche sich alle folgenden, auch die der Reformirten und Katholiken, entweder für oder wider beziehen, während die Apologie, die Schmalkaldischen Artikel und die Concordienformel ganz auf ihrem Fundamente ruhen, vgl. den Eingang der Solida Declaratio (Rechenb. S. 628 ff.). Die Augustana ist mit Recht eine augusta, eine augustissima confessio zu nennen, ein Zeugniß des christlichen Glaubens in allen seinen Hauptartikeln, welches (s. den ihm zum Motto dienenden Psalmspruch Ps. 119, 46.) vor Königen von Königen abgelegt, nicht seines Gleichen in der Kirchengeschichte hat und seiner äußeren und inneren Bedeutung nach über alle andere Confessionen sich erhebt. Sie ist unter allen protestantischen Symbolen das allgemeinste, indem nicht nur alle Lutheraner in allen Landen, sondern auch sämtliche Deutsche Reformirte, die der Westphälische Friede Art. 7. als Augsburgerische Confessionsverwandte anerkennt, sammt den evangelischen Brüdergemeinden sie als Symbol verehren, so daß sie im ganzen Gebiete der Protestantischen Kirche bei weitem die größte symbolische Auctorität hat und die trefflichste Grundlage einer Glaubensunion derselben bildet. Sie ist aber keineswegs bloß eine partikuläre protestantische Confession, die, wie man es ihr hat unterlegen wollen, bloß eine oppositive Bedeutung gegen die Katholische Kirche hätte; im Gegentheil, hervorgegangen aus einem irenischen Bestreben (s. die Vorrede), hebt sie vielmehr recht gesichtlich das gemeinsam christliche hervor, schließt sich gleich im ersten Artikel an die alten ökumenischen Symbole an und sucht überall, auch in den dissentirenden Artikeln, den Consensus mit dem christlichen Alterthume und der wahren Katholischen Kirche nachzuweisen. Es ist daher vorwiegend ein Glaubensbekenntniß allgemein christlichen Inhalts, eine Position des Evangeliums, die, auch abgesehen von aller Opposition gegen den Katholicismus, als selbstständiges, immer bleibendes Zeugniß der göttlichen Wahrheit gelten muß. Die schlichte, bündige Form der Abfassung, besonders in den ein und zwanzig Hauptartikeln des Glaubens, entspricht auch ganz dieser ihrer Bestimmung, und eben auch in Folge jenes allgemeinen Charakters behauptet sie den Primat vor allen folgenden Lutherischen Symbolen, die, wie es auch die Friedenstraktate beweisen, gegen sie nur als sekundär zu betrachten sind.

Diese folgenden Symbole (mit Ausnahme der Katechismen) verhalten sich zum Augsburgerischen, wie das Nicänische und Atha-

nasianische zum Apostolischen. Sie sind speciellere und bestimmtere Entwicklungen seines allgemeineren Inhalts, und zwar nach verschiedenen Seiten und zu besonderen Zwecken. Während die Confession freitige und unfreitige Artikel miteinander umfaßt, so handelt dagegen die Apologie derselben bloß die freitigen ab, indem sie sie gegen die Confutation der katholischen Theologen gründlich vertheidigt, und ein Muster gibt, alle Wendungen und Bindungen des Pelagianismus und Semipelagianismus durch die evangelische Wahrheit zu widerlegen, wobei jedoch keine Lostrennung von der Römisch-Katholischen Kirche ausgesprochen ist. Die eigentliche Oppositionsschrift gegen diese und ihre Hierarchie sind unter unseren Symbolen die Schmalkaldischen Artikel, worin die zu Schmalkaldei versammelten Stände dem vom Papste ausgeschriebenen Concilium gegenüber treten. Doch stehen auch hier die consentirenden Artikel kurz voraus, und in der Polemik ist die positive Begründung derselben auf den *primus et principalis articulus de redemptione* (S. 304.) das Wichtigste für die Evangelische Kirche. So wie nun dieses Symbol vorherrschend nach außen gerichtet ist, so dagegen der Katechismus und die Concordienformel vorherrschend nach innen. Der kleine und große Katechismus ist das populäre Symbol der Katechumenen und Laien (S. 397. 571.), so wie die Epitome und Solida Declaratio das Symbol der Theologen und Gelehrten. Die letztere, obwohl geraume Zeit nach Luther's und Melancthon's Tode entstanden, ist doch, ihrer eigenen Verwahrung zufolge (S. 632.), keineswegs ein neues Glaubensbekenntniß, sondern, so wie die Apologie der Augsburgerischen Confession eine Erklärung und Vertheidigung ihrer Hauptartikel wider katholische Gegenstreiter ist, so die Concordienformel eine vertheidigende Erklärung derselben in Bezug auf innere, unter den Protestanten selbst darüber ausgebrochene Streitigkeiten. Es war natürlich, daß nach dem Hintritt des Ersten unter den Reformatoren einerseits die Differenzen zwischen Lutheranern und Reformirten offener hervortraten, andererseits unter den Lutheranern selbst Spaltungen entstanden, indem einige, wie Flacius, die Opposition der Lutherischen Lehresätze bis zu entgegengesetzten Extremen trieben, Andere dagegen durch allerlei Semi-Modifikationen die Bestimmtheit der Gegensätze abzustumpfen suchten. Es liegt in den Entwicklungsverhältnissen des kirchlichen Lehrbegriffs der göttlichen Wahrheiten, daß, nach einer ersten Zusammenfassung desselben in einer zur Abwehr der äußeren Gegensätze genügenden Formel, dieselben Gegensätze, näher der Wahrheit und innerhalb jener Formel, die sie zu indifferenziren streben, noch einmal sich wiederholen, und dadurch eine noch bestimmtere und concretere Fassung des Begriffs der Lehre nothwendig machen,

wodurch er vollendet wird. So wie daher hinsichtlich der Lehre von der Dreieinigkeit und der Person Christi, auch nach dem Apostolischen und Nicänischen Symbole noch das Athanasianische nothwendig war, so hinsichtlich der Lehre von der Sünde und Erlösung und den nächstverwandten Artikeln, nach der Augsburgerischen Confession und den fast gleichzeitig mit ihr entstandenen übrigen Symbolen, die Concordienformel. Sie ist, nachdem die streitigen Artikel aufs Vielfältigste durchgefochten waren, nach den sorgfältigsten Vorberathungen und mehrfachen Umfragen bei allen evangelischen Ständen, von der bei weitem überwiegenden Mehrzahl derselben unterschrieben, fünfzig Jahre nach der Überreichung der Augsburgerischen Confession, feierlich publicirt worden, und zwar nicht isolirt, sondern in geschlossener Verbindung mit allen früheren Symbolen, die nun zusammen als ein vollendetes *corpus doctrinae symbolicum* erschienen, dessen nothwendigen Schlussstein die Concordienformel bildet. Sie ist das wissenschaftlichste, entwickeltste, begriffsmäßigste unserer Symbole und hat, bei aller Bestimmtheit, dennoch einen, mehrere entgegengesetzte Extreme wahrhaft vermittelnden Charakter. Grade dieses Symbol beweist, daß diese Kirche auch nach Luther's Tode, ohne seine persönliche Auctorität und ohne eine gemeinsame Hierarchie, nur durch die Kraft der von ihr schriftmäßig erkannten Wahrheit vor einer Zersplitterung in bloße Provinzial- und Landeskirchen sich zu bewahren und in geschlossener Einheit des Bekenntnisses zu behaupten wußte. Daher ging denn auch die Auctorität der Eintrachtsformel und ihrer Orthodorie, ohnerachtet des Widerspruchs, den einige evangelische Stände des Deutschen Reiches anfänglich dagegen erhoben, sofern dieselben nicht etwa ganz von der Lutherischen Kirche abfielen, dennoch allmählich in ihre Länder über, und wird sich auch ohne förmliche gesetzliche Einführung, die überhaupt bei Symbolen, weil sie keine Gesetze sind, nicht zu rathen ist, durch ihren inneren Werth von neuem zu behaupten wissen.

Haben wir nun das Wesen und den Zusammenhang der Bekenntnisschriften richtig erkannt, so muß es auch bei der aus ihrem Begriffe sich von selbst ergebenden Regel bleiben: was in den Glaubensbekenntnissen der Kirche Bekenntniß des Glaubens ist, das ist auch Glaube und Lehre der Kirche und ihrer Lehrer. Dies gilt daher von den drei ökumenischen Symbolen, eben weil sie schon ihrer ganzen Form nach bloße reine Glaubensbekenntnisse ohne weitere Vor- und Nachreden und Erläuterungen sind, ganz ohne Einschränkung, obwohl sie der Lehre von der Rechtfertigung kaum mit einem Worte gedenken. Dagegen kann man ohne Gefährde zugeben, daß, was in den neueren Symbolen nicht nothwendig zum Glaubenssymbol gehört, oder kein Bekenntniß des Glaubens an eine Lehre der Offenbarung enthält, auch keine confessionelle Verbindlichkeit hat, wie denn auch noch Niemand behauptet hat, daß ein Prediger verpflichtet sey, vom Türkenfriege zu predigen, weil die Vorrede der Augsburgerischen Confession damit beginnt. Auch unter den dogmatischen Bestimmungen sind die antithetischen nur dann hervorzuheben, wenn die Gegensätze, welchen sie be-

gegnen sollen, wirklich gegen die Gemeinde oder in ihr hervortreten. So ist auch in den symbolischen Büchern nicht Alles für Alle; sondern, so wie die Kirche selbst mannichfache Glieder hat, als Kinder, ungebildete Laien, gebildete Laien und Theologen, so schließen sich auch die Symbole, vom apostolischen Symbol und kleinen Katechismus an bis zur gelehrten Concordienformel hinauf, an alle Stufen christlicher Entwicklung an, jeder bietend, was ihr gebührt (Conc. Form. S. 571.). Eben hierin ist auch die wahre Art des Fortschreitens der kirchlichen Theologie bezeichnet, welche in der rechten Vereinigung der Stabilität und der Bewegung, oder darin besteht, daß der Fortschritt nicht ein Abschnitt von dem bisherigen Weg und Ziel sey, sondern in denselben alten graden Richtung durch die Zeiten weiter gehe. Wahrlich es ist ein bedeutender, durch die größten geistigen Bewegungen hindurchgegangener Fortschritt der Entwicklung von der Einfachheit des apostolischen Symbols bis zur Bestimmtheit der Concordienformel, aber ein solcher, bei welchem die jüngeren Symbole nicht nur nie ein einmal gewonnenes Ergebnis der älteren negirt oder abrogirt, sondern vielmehr stets ihre Auctorität von neuem bestätigt, und den Inhalt derselben im Verhältniß zu neueren oder erneuten Gegensätzen, diese überwindend oder vermittelnd, zu einem noch bestimmteren und vielseitigeren Bewußtseyn der Kirche gebracht haben. Während jeder neuerdings so genannte Fortschritt der Theologie nur als Rückschritt angesehen werden kann, der von der schon erreichten bestimmten Ausbildung des kirchlichen Bekenntnisses und Erkenntnisses wieder herunter*) will in unbestimmtere Allgemeinheiten, ist unbedenklich jeder Fortschritt zu gestatten, welcher dem zwischen den symbolischen Büchern selbst statt findenden analog ist, und es ist, wenn auch nicht in der gegenwärtigen, durch den vorherrschenden Subjektivismus noch zu sehr zerrissenen Zeit, doch künftig, wann es Gott gefällt, eben so möglich als wünschenswerth, daß die in der Protestantischen Kirche und gegen sie erneuten Controversen, auf dem soliden Grunde des alten Concordienbuchs durch eine neue Solida Declaratio, in erneuter Concordia entschieden werden; denn, eben so wie früher, so ist auch jetzt die Symbolik der Kirche, obwohl feststehend, dennoch nicht nothwendig schon abgeschlossen. Es bleibt der Bau fest stehen, obwohl er zunimmt.

Sienach dürften die Bedenklichkeiten schwinden, welche man gegen die unverbrüchliche Geltung der Glaubenssymbole zu erheben pflegt. Das unveränderliche Bleiben der göttlichen Offenbarung in dieser veränderlichen Welt haben wir schon oben erhärtet; sie würde sich aber selbst widersprechen, wenn sie nicht offenbar, sondern verborgen wäre. Gibt es eine geoffenbarte

*) Der Begriff des Fortschreitens ist ein durchaus relativer, indem der Werth desselben sich nur nach dem terminus a quo und ad quem bestimmt. Ist man zu weit herunter auf Abwegen fortgeschritten, so muß man wieder umkehren und emporstreiten zur rechten Höhe, welches die wahrhaft reformatorische Bewegung ist.

Wahrheit, so muß sie nicht bloß objectiv in der Schrift, sondern durch sie auch subjektiv in uns offenbar seyn; denn sie ist in die Schrift nicht um ihrer, sondern um unserwillen niedergelegt. Die Schrift ist kein verschlossenes, sondern ein offenes Buch, kein Buch der Finsterniß, sondern ein Buch des Lichts, in welchem die christliche Kirche, vom Geiste geleitet, klar gelesen, und die Wahrheit nicht bloß geforscht, sondern auch erforscht, nicht bloß gesucht, sondern auch gefunden hat. Die christliche Kirche hat aus dem Worte Gottes die göttliche Wahrheit in ihrem Glauben, Erkennen und Bekennen, und ihre Symbole sprechen sie aus. Wer es läugnet, hebt die Offenbarung selbst auf; denn eine unerkannte und unbekannte Offenbarung ist eher eine Verheimlichung, als eine Offenbarung. Das Proton Pseudos des Unglaubens ist nicht sowohl die Negation eines bestimmten Glaubensartikels, als vielmehr das Läugnen, daß es überhaupt eine wahre Erkenntniß der Wahrheit gebe. Dieses Zweifeln oder eigentlich Verzweifeln an aller Wissenschaft der Wahrheit kleidet sich zwar, trotz seiner Inhaltslosigkeit, gern in wissenschaftliche Formen ein, und führet stets das freie Forschen und Fortschreiten im Munde; aber eigentlich ist nichts unwissenschaftlicher und mehr geeignet, die Wissenschaft selbst geringschätzig zu machen, als ein solches, immer unwissend bleibendes Forschen (2 Tim. 3, 7.), dessen Freiheit nur in seiner Unbestimmtheit besteht, als ein solches Fortschreiten, was, wie auf einem Dretrade, immer geht und doch zu gar keinem Ziele kommt. Nein, es gibt eine Wahrheit, eine gewisse Wahrheit, eine ewige Wahrheit, welche die Kirche nicht aus trüglicher Menschenmeinung, sondern aus untrüglicher Offenbarung Gottes durch sein Wort und seinen Geist erkannt und bekannt hat zum Heil der Welt, wozu sie gegeben ist. Wohl hat die Kirche, wohl haben ihre Häupter geirrt, wenn sie von jenem Worte sich abwandten und nicht dachten, was göttlich, sondern was menschlich war, Matth. 16, 23.; aber keiner dieser menschlichen Irrthümer ist vor der Reformation zum kirchlichen Glaubenssymbol geworden, und die Reformation selbst ist die kirchliche Ausmerzung derselben nach dem Kanon der Schrift, wie denn auch jede spätere Glaubensirrung immer wieder eine Abirrung von diesem Kanon ist; denn nicht sowohl die Auslegungen, als vielmehr die Einlegungen der heiligen Schrift sind mannichfaltig. So wie man nun auf dem Wort Gottes, als dem Fels der Ewigkeit, mit der sichersten Zuversicht stehen, und ohne Gefährde seine Wahrheit als das Gewisseste beschwören mag, so geziemt es sich auch, in der auf dem Grunde dieses Wortes, ohne menschliche Nebengründe und Zusätze begründeten Evangelischen Kirche, zumal für ihre Lehrer und öffentlichen Bekenner, deren Glauben nicht auf einer Privatansicht, sondern auf der Gesamteinicht der Kirche beruhen muß, das öffentliche, gemeinsame Bekenntniß der göttlichen Wahrheit eidlich als das ihrige zu bekräftigen.

Ein solcher Eid auf die Confessionen der Kirche ist nichts anders als ein entschiedenes feierliches Mitbekennen oder Be-

theuern derselben. Wir sahen oben, wie die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen wesentlich durch ihre Confession entsteht und besteht, so daß selbst die Ausdrücke Confession und Kirche oft für einander gebraucht werden. Die Confession ist aber ihrer Natur nach nicht ein Glaubensgesetz oder Gebot, sondern ein Glaubensbekenntniß oder Zeugniß, wie dies auch in der Form der protestantischen Symbole stets hervorgehoben ist: credimus, confitemur et docemus, nicht credite etc. Das Symbol ist nicht Norm, sondern Form des Glaubens, non imprimit credenda wie die Bibel, sed exprimit credita als ein Bekenntniß. Hierin liegt nur so viel Bindendes, als in dem Begriffe eines Bekenntnisses von selbst liegt, daß nämlich, wer es nicht mitbekennt auch kein Mitbekenner, sondern ein Dissenter ist. Die Confession ist durch Bekenner, die zu ihrer Zeit ihren Glauben feierlich bezeugt haben, faktisch entstanden; sie kann auch nur durch fortwährende Bekenner erhalten werden, nur durch das immer wiederholte Faktum der Zustimmung und des beipflichtenden Bekenntnisses lebendiger Menschen lebendig fortbestehen, was ihr innerstes Bestreben seyn muß. Jene stete Erneuerung des Bekenntnisses muß daher die Confession oder die Kirche unerläßlich von denen fordern, welche eben durch die öffentliche Prädikation und Profession des göttlichen Wortes zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung berufen sind; diese ihre Organe müssen geloben, daß ihre ganze Amtsführung ein treuer Ausdruck, eine lebendige Fortsetzung des allgemeinen Bekenntnisses sey. Ein solcher Eid ist so wenig eine Beschränkung der Wissens- und Gewissensfreiheit, daß er vielmehr, wie wir zeigen werden, eine Garantie derselben ist.

Er ist erstlich für die Prediger selbst kein Gewissenszwang; denn wo ist irgend ein kirchlicher Zwang, der Jemand nöthige, ein Prediger oder öffentlicher Bekenner einer Confession zu seyn; es ist ja sein eigener freier Wille. Und wenn nun Jemand zu den Symbolen sich bekennt, ist er darum ein blindgläubiger Sklave ihrer Auctorität? Oder soll es nicht vielmehr, wie in anderen Wissenschaften, so auch hier, Zweck und Ziel seines theologischen Studiums seyn, das Gegebene immer gründlicher zu verstehen, immer inniger sich anzueignen, immer tiefer sich hineinzudenken und hineinzuleben. Es ist thöricht, hier von hemmenden Fesseln des Denkens zu sprechen, wo der gegebene Stoff stets alle Seelenvermögen zur lebendigsten Thätigkeit anregt. Oder, um ein Kleines mit Großem zu vergleichen, gibt der pythagoräische Lehrsatz nichts mehr zu denken, weil seine Gewißheit seit Pythagoras feststeht? Im Gegentheil, eben so wie die anderen unverrücklichen Lehrsätze der Mathematik, beschäftigt er immer wieder die eraktesten Denker, die selbst für die einfachsten Sätze immer neue Beweisformen zu entwickeln streben.*) So möge auch der denkende Theologe in seinem

*) Möge hier des großen christlichen Mathematikers Pascal Bemerkung beherzigt werden, daß, wenn die mathematischen Lehrsätze dem Fleisch und Blut des natürlichen Menschen eben so widerstrebten, wie die theologischen, sie auch auf ähnliche Weise angefochten werden würden.

Geiste dem logischen Prozeß, wodurch die Lehrrsätze der Kirche gegangen sind, im Lichte der Schrift gründlich nachdenken und ihn in Bezug auf die neueren, den älteren verwandten Gegensätze von neuem durcharbeiten, ohne die Voururtheile des natürlichen Menschen einzumischen, so wird er auch eine immer erneute wissenschaftliche Überzeugung von ihrer ewigen Wahrheit gewinnen, die sich einem aufrichtigen Gemüthe auch praktisch als göttliche und heiligende Kraft bewähren und alle theologischen Studien im rechten Geiße der kirchlichen Gemeinschaft, an dem es in unserer Zeit so sehr gefehlt hat, beleben, fördern und vervollkommen wird. Dann wird auch die äußere Nothigung, welche in der Auctorität der Schrift und Kirche für den noch unerfahrenen Geist liegt, sich in jene innere Nothwendigkeit verwandeln, welche jeder Erkenntniß der Wahrheit, als solcher, bewohnt, und die, weil sie nicht außer, sondern in der Sache liegt, keine äußere Beschränkung der Freiheit, sondern vielmehr die Identität der Freiheit und Nothwendigkeit ist, die in Gott wesentlich, und in der Creatur um so mehr statt findet, je mehr ihr Denken, Wollen und Thun nicht unter, sondern in seinen Gesetzen ist. Je mehr und vielseitiger die wissenschaftliche Erkenntniß dieser Nothwendigkeit wächst, um so mehr wächst dann auch die Freiheit. Die Freiheit als einen Gegensatz des Nothwendigen, als ungebundene Willkühr anzusehen, während sie vielmehr eine innere und willige Übereinstimmung mit demselben ist, gehört zu den schädlichsten Irrthümern der Zeit.

Die Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften ist aber nicht nur kein Zwang der Gewissensfreiheit, sondern sie ist für Laien und Geistliche eine Garantie derselben. Der Zerfall der protestantischen Kirche in der neueren Zeit hat sich besonders auch darin kundgegeben, daß sie ihre Lehrer eine Lehrwillkühr an sich reißen ließ, wonach jeder einzelne wagen durfte, was früher die Kirche entschieden selbst den Concilien und Päpsten absprach, nämlich das Recht, nach seinem Gutdünken die Glaubenslehren zu modificiren, zu negiren und neue einzuführen. Der kirchliche Gemeindeverband einer Confession beruht auf wechselseitigen Rechten und Pflichten der Lehrer und Hörer des Wortes. Eine nicht durch die gemeinsame Confession beschränkte Lehrfreiheit der im Amte der Kirche stehenden Lehrer würde die Hörer von der Willkühr individueller Menschenfassungen abhängig machen, und dadurch zur Folge haben, daß die Laien ihrerseits eine Hörfreiheit in Anspruch nehmen würden, wodurch das geistliche Amt wiederum von ihrer Willkühr abhängig würde, indem sie ihm entweder Lehrvorschriften nach ihrem Sinne geben, oder sich von ihm absondern und Conventikel bilden würden, was ohne Gewissens- und Hörzwang nicht

gehindert werden könnte. Eben um der persönlichen Willkühr der Menschenfassung und damit dem Pfaffenthum in allen seinen Formen zu entgehen, drang ja der Protestantismus von Anfang an auf die höchste Auctorität des geschriebenen Wortes in der Kirche, und wer die symbolischen Bücher, die nichts anders als ein Wiederhall der heiligen Schrift sind, einen papiernen Papst nennt, bedenkt nicht, daß der Vorwurf, der in dieser Phrase liegen soll, die heilige Schrift selbst trifft, die auch auf Papier geschrieben ist, und daß eben wegen ihrer Unwandelbarkeit die schriftliche Auctorität der wandelbaren persönlichen zum Kanon gesetzt ist, so wie überall auch im bürgerlichen Leben das schriftliche Wort und Gesetz ein Schirm gegen persönliche Willkühr ist. Davon abgehen, hieße die Kirche dem launenhaften Spiel streitender Meinungen und der eigenmächtigsten Sektirerei preisgeben, und den Verband der Confession, der nur durch stets erneutes gemeinsames Bekenntniß lebendig und fest erhalten werden kann, auflösen. So würde also jene prätendirte inconfessionelle Lehrfreiheit zum gänzlichen Verfall der Kirche und des geistlichen Amtes selbst führen, indem dieses, auf Willkühr gestellt, der mächtigeren Willkühr der Laien bald gänzlich unterliegen würde, die dann, kraft der Majorität, von dem Prediger fordern würden zu predigen, nicht was ihm, sondern was ihnen gutdünkt (2 Timoth. 4, 3.), womit dann die wahre Lehrfreiheit der Geistlichen, d. h. die Freiheit, die Wahrheit zu lehren, vernichtet wäre. *) Die Verpflichtung auf die symbolische Confession ist daher nicht bloß nothwendig, um die Gemeinden gegen die Lehrwillkühr der Geistlichen, sondern auch, um diese gegen die Hörwillkühr der Gemeinden geschlich zu schützen. Bleibt der Geistliche dem kirchlichen Bekenntnisse treu, so steht er auch frei und unabhängig von den wandelbaren Meinungen und Zeitanhsichten sowohl der Mehr- als Minderzahl seiner Gemeindeglieder da; sie müssen sich dann nach ihm — denn das Recht ist auf seiner Seite — nicht aber er nach ihnen richten, und wollten sie es versuchen, ihn aus seiner festen, in der Confession der Kirche wohlbegründeten Stellung hinauszubringen, so müßte die ganze Kirche ihn darin schützen. Demnach steht unsere Behauptung fest, daß die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher die wahre kirchliche Freiheit nicht nur nicht hemmt, sondern vielmehr geschlich garantirt und schützt. Möge daher die unverbrüchliche Geltung derselben überall wieder Anerkennung finden.

*) Bekannte Thatsachen in Kassel und Braunschweig beweisen laut das Gesagte.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 27. Juli.

N^o 60.

Georg Hermes.

Der Name Hermes hätte schon längst in diesen Blättern genannt werden sollen. Nach Sailer hat kein Theologe der Katholischen Kirche Deutschlands einen so großen Einfluß auf sie ausgeübt. Freilich ist dieser Einfluß geraume Zeit hindurch ein partieller geblieben; er erstreckte sich meist nur auf die westlichen Provinzen des Preussischen Staates, in deren beiden katholisch-theologischen Mittelpunkten, Münster und Bonn, Hermes wirkte. Allein was ihm an Umfang abging, das wurde durch die Tiefe ersetzt. Ein Anhänger von Hermes, Prof. Biunde in Trier, triumphirt in seinem Handbuche der Psychologie darüber, daß die meisten theologischen und philosophischen Lehrstühle in Rheinland und Westphalen mit Männern aus dieser Schule besetzt seyen. Den Einfluß auf die Geistlichkeit kann man schon danach abmessen. Doch ist er noch größer, als man sich ihn vorstellen wird. Der Enthusiasmus der Hunderte, welche Hermes hörten, kannte keine Gränzen. Um ihn sich zu erklären, muß man sein Verhältniß zu dem Kreise in's Auge fassen, in dem er auftrat. Ein Docent der katholischen Theologie, welcher sich anheischig machte, die Lehre seiner Kirche mit zwingender Gewalt als die allein vernunftgemäße zu demonstrieren, sie als das Ziel zu erweisen, dem die ganze neuere philosophische Entwicklung entgegengehe, bei dem sie nur durch Willführ vorbeikommen könne, welcher versprach, nirgends auf den Glauben zu recurriren, sondern sich immer auf dem natürlichen Gebiete, auf gleichem Terrain mit den Gegnern des Glaubens zu halten, bis er diese genöthigt, die Waffen zu strecken, mußte unter denjenigen, welche von allen Seiten durch die Behauptung geängstet wurden, daß ihr Glaube ein veralteter, durch die neuere Zeitentwicklung vollkommen beseitigter sey, große Aufmerksamkeit erwecken, um so mehr, da dieser Glaube bei der großen Masse ein durchaus vermittelter, menschlicher war, da grade in den Gegenden, in denen Hermes wirkte, ganz anders, wie z. B. in einem Theile von Süddeutschland, das religiöse Leben der lebendigen Anregung entbehrte. War aber erst die Aufmerksamkeit gewonnen, so konnte eine tiefer gehende Einwirkung nicht fehlen. Das Interesse der Hörer unterstützte die Energie des Lehrers; innerhalb des katholischen Kreises stand ihm keine bedeutende Persönlichkeit gegenüber, und nach Außen zu war die Welt mit Brettern vernagelt, und selten wagte es einmal Einer hinüberzuschauen, und eine prüfende Vergleichung anzustellen. So wurde die Untrüglichkeit der neuen katholischen Weisheit von einem großen Kreise mit einer Naivität

angenommen, welche dem Außenstehenden oft ein Lächeln abnöthigte; der Glaube der Schüler an den Lehrer stärkte den Glauben des Lehrers an sich selbst, und seine dadurch wachsende Zuversicht verstärkte wieder die Wirkung auf die Schüler. — In neuerer Zeit fängt der Einfluß dieses Systemes an, selbst dem Umfange nach beträchtlicher zu werden. Von den westlichen Provinzen des Preussischen Staates, wo das System an dem lehrevorbenen Erzbischof von Köln einen eifrigen Gönner hatte, dessen Günst sein Urheber, allzeit auf die Mehrung seines Reiches bedacht, wohl zu nutzen verstand, breitet es sich mehr und mehr aus auf die östlichen. Weniger Glück macht es außerhalb des Preussischen Staates. — Seit Kurzem hat die päpstliche Verurtheilung der Hermes'schen Einleitung auch außerhalb der Katholischen Kirche aufmerksam auf den Mann und seine Schriften gemacht, die man bisher, außer an dem Orte seiner persönlichen Wirksamkeit, ziemlich allgemein ignoriert hatte, in solchem Grade, daß Esser, in der „Denkschrift auf Hermes,“ Köln 1832, in der S. 98. gegebenen Anführung der öffentlichen Urtheile über Hermes Einleitung, aus protestantischen Zeitschriften nur ein einziges oberflächlich absprechendes anführen konnte, das in der Zeitschrift Hermes abgegeben wurde, eine Vernachlässigung, über die Prof. Biunde a. a. O. sich äußerst entrüstet.

Nicht im Interesse der Neugier ergreifen wir die Feder. Wir sollen mit lebhaftem Interesse die Zustände der Katholischen Kirche verfolgen, weil sie eine christliche ist. Worin sich dieser ihr Charakter ausprägt, das soll uns herzlich freuen; was ihn ihr zu rauben sucht, das soll uns nicht weniger betrüben, als geschähe es unter uns.

Geben wir zuerst einen Abriss von Hermes Entwicklung und Lebensschicksalen, nach der Denkschrift von Esser. Er wurde im Jahre 1775 zu Dreyerwalde, drei Stunden von Rheine, im ehemaligen Amte Bebergen des Fürstenthums Münster geboren. Dieses Dorf, eines der unansehnlichsten in den Steppen Westphalens, verdankt seine Entstehung den Ansiedelungen unermittelte Auswanderer von der Holländischen Gränze, welche hier in der Bearbeitung des meist unfruchtbaren Bodens mühsam ihre Nahrung suchten. Hermes Vater war nach der Aussage Aller, die ihn gekannt haben, ein verständiger, biederer und rechtshaffener Mann, und seine Mutter eine sorgsame und sehr religiöse Hausfrau. Von diesen seinen Eltern, welche Ackerbau trieben, und ein allerdings nicht glänzendes, doch zufriedenes, christlich frommes Leben führten, erhielt er schon früh eine religiöse Erziehung. Durch Fleiß und Sittlichkeit zog er

die Aufmerksamkeit des Pfarrers auf sich, welcher, nach Rücksprache mit den Eltern, in ihm den Entschluß anregte, sich dem Studiren und weiterhin dem geistlichen Stande zu widmen. Der Pfarrer brachte ihn so weit, bis er das Gymnasium in dem benachbarten Rheine beziehen konnte, das, wie die meisten Gymnasien des Münsterlandes, von Franziskanern besorgt wurde. Äußere Bildung ging ihm in hohem Grade ab. Er war in manchen Dingen, besonders in seiner Haltung und in seinem Gange, so ungeschickt, daß er dadurch seine Mitschüler oft zum Lachen nöthigte. Er selbst erzählte oft, daß es ihm sehr schwer geworden sey, das Verhältniß seiner Füße zu einander richtig zu begreifen, und daß er keinen rechten Unterschied darin haben finden können, ob man den rechten oder den linken Fuß zuerst gebrauchte, und während des Ganges mit dem Gebrauche der Füße zuweilen eine Änderung mache. Seine Mitschüler wußten auch sonst aus seiner Dreherwalder Bildung Vortheil für ihre Belustigung zu ziehen. Einst hatte er in Anwesenheit des Lehrers, der den Prügel nicht umsonst führte, Pulver in den Ofen geworfen, und dieser war eben im Begriffe, das Harte mit dem Zarten zu paaren, als Hermes in aller Unschuld versicherte, ein anderer Knabe habe ihm dieses Ding zum Schmelzen gegeben, und er habe es ihm nicht angesehen, daß es ein so entsetzliches Gebrause machen könne. Anfangs gehörte er zu den mittelmäßigen, bald zu den besseren und wieder bald zu den vorzüglichsten Schülern. Sein Betragen war äußerst sittsam und sein Fleiß ungewöhnlich. Mit seinen Mitschülern kam er wenig in Verbindung, und nahm an ihren Vergnügungen keinen Antheil. Lernen war ihm schon damals Leben und Leben Lernen. Die trockensten Gegenstände, wie algebraische Analysen, waren ihm die liebsten. Die Ferien brachte er in Dreherwalde zu, wo er fleißig fortstudierte und daneben seinen Eltern in ihren ländlichen Arbeiten half. Der Pfarrer wollte ihm hier Lust zur Jagd einflößen, doch S. mußte nach vielen vergeblichen Versuchen von dieser Beschäftigung absehen, um dem alten Manne den Verdruß zu ersparen. — In einem Alter von siebzehn Jahren bezog S. die Universität Münster, die damals in der philosophischen Fakultät einige tüchtige Männer hatte, während die theologische Fakultät auf einer sehr niedrigen Stufe stand, und erst durch die gegen das Ende von S's. Studienzeit erfolgte Berufung Riffemaker's, der bisher Professor der Philologie gewesen war, etwas gehoben wurde. S. war daher fast ganz auf Selbststudium hingewiesen. Schon bald wurde ein lebendiges philosophisches Bedürfniß in ihm rege. Zu denjenigen Gegenständen, über welche er vorzüglich Auskunft verlangte, die ihm, wie er sagte, mehr als das Leben selbst werth war, und für deren Erreichung er auch das Leben gern aufgeopfert haben würde, zählte er die Ideen Gott, Offenbarung und ewiges Leben. Es entstanden in ihm eine Menge von Fragen und Zweifel darüber, die ihn Tag und Nacht beschäftigten. „Und noch hatte ich mir“ — sagt er selbst in der Vorrede zur philos. Einl. — „den Grundzweifel, ob denn auch wohl wirklich ein Gott sey, selbst nicht gestanden,

bis endlich mein Gewissen — oder mit welchem richtigeren Namen man die unwidersehrliche Kraft in meinem Inneren, die mich trieb, nennen will — mir die Unredlichkeit, womit ich mich über den Grund von Allem täuschen wollte, so wiederholt und so laut vorrückte, daß ich mich entschloß, auch zu dieser Frage offen überzugehen, und sie unter allen oben an zu stellen. Nun war die Reihe meiner Fragen vollendet, und zugleich das Geständniß mir unwiderruflich abgenöthigt, daß ich auf keine derselben eine genügende Antwort wußte.“ Er suchte sich nun aus seinen theologischen Büchern zu belehren; aber er fand dort nicht was er suchte. „Traurig“ — sagt er — „aber nicht verzweifeln, kehrte ich nun in mich selbst zurück, fest entschlossen, zu studiren und nicht zu ruhen, bis ich eine Antwort auf meine Fragen gefunden, die mich überzeugte, und wenn auch mein ganzes Leben darüber vergehen sollte; diesen Entschluß faßte ich, oder richtiger, er faßte mich im Winter 1795 und bestimmte meinen Stand und meine Thätigkeit bis auf den heutigen Tag. — Ich fing an zu studiren mit dem Vorsatze, Alles, was ich wußte, nur insofern als mein Wissen gelten zu lassen, als ich es von nun an selbst finden würde, und setzte, um sicher zu gehen, später noch hinzu, nichts als gefunden gelten zu lassen, als was ich nicht läugnen könnte. Weil ich nun gar nichts wußte, und auch das, was ich wußte, nicht wissen wollte, so konnte ich nur fragen. Zwar fragte ich zunächst nur über meine drei Gegenstände, woran einzig mein Herz hing, und unter diesen zuerst über das Daseyn Gottes, und weil ich keine Antwort wußte, so war meine Antwort wieder eine neue Frage oder abermals eine neue Frage; durch diese analysirenden Fragen kam ich aber von selbst auf die ersten Gegenstände der Metaphysik hin; und als ich mich bald bei den ersten Grundfragen der Metaphysik wiederfand, von dieser aber kaum so viel kannte, daß ich wußte, wo ich war; so wurde mir klar, daß ich nichts ausrichten würde, wenn ich nicht zuvor Metaphysik studierte.“ Er nahm abermals seine Zuflucht zu den Büchern, aber nun zu den philosophischen. Von der alten Metaphysik, die ihn nicht befriedigte, ging er zu der neuen Philosophie über, besonders zu Kant und Fichte. Aber auch hier suchte er umsonst. Doch wurde er durch das „Einstudiren dieser Systeme fähig, selber zu philosophiren, und das zu kritisiren, dem er seine Bildung verdankte.“ Dies eigene Philosophiren wurde ihm von nun an so sehr zur Lebensaufgabe, daß er ihr alles Andere aufopferte.

Mit dem angestrengtesten Fleiße verband S. während seines vierjährigen Aufenthaltes im Priester-Seminar zu Münster zugleich die reinsten und unbescholtentesten Sitten, den pünktlichsten Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze, und die schuldige Achtung gegen seine Vorgesetzten, die ihn mit den rühmlichsten Zeugnissen entließen. Nach Beendigung seiner Studien wurde er zum Lehrer am Gymnasium in Münster ernannt. Er führte dies Amt mit großer Gewissenhaftigkeit, und setzte dabei seine philosophisch-theologischen Studien unausgesetzt fort. Im Jahre 1807 wurde er ordentlicher Professor der Dogmatik an der

damaligen Universität Münster, nachdem zwei Jahre vorher seine erste Schrift: „Untersuchung über die innere Wahrheit des Christenthums“ erschienen war. Auf seine Vorlesungen wendete er unermüdeten Fleiß und sie beschäftigten ihn Tag und Nacht. Sie fanden gleich ungetheilten Beifall. Das Christenthum und den Katholicismus philosophisch zu beweisen, seine Zuhörer dahin anzuleiten, daß sie den Zweifler auf allen seinen Wegen begleiten, den Widersacher überall besiegen können, daß sie alle Beweise mit Zweifelsucht wägen, und alles absondern, „dem nicht Jeder sich ergeben muß, sofern er nur Vernunft hat,“ damit sie nicht einst mit ihrem Beweise zum Spotte werden, war sein höchstes, sein einziges Ziel. Mit seinen Vorlesungen verband er ein Examinatorium und Repetitorium. Jeder, welcher die Vorlesung besuchte, mußte sich gefallen lassen, aufgerufen und gefragt zu werden. Er suchte auf diese Weise zu erfahren, ob man ihm in seinem untersuchenden Gange auch folgen könne, die Übersicht des Ganzen zu erleichtern und einzelne schwierige Stücke aufzuklären. Gegen die Trägen und Gedankenlosen war er äußerst scharf. Die philosophische Einleitung, „das Werk so vieler Jahre, so vieler durchwachten Nächte und Alles aufopfernden Fleißes,“ übergab er im Herbst 1818 dem Verleger, und sie erschien 1819 gegen Pfingsten. „Mein Buch“ — schrieb er an einen Freund — „wird sich wohl zu der Zeit, wo Christus sich seinen Jüngern, und Thomas mit ihnen zeigte, der Welt zeigen; aber wie Christus auf viele Gläubige, aber nur auf Einen Thomas stieß, so wird es auf viele Thomasse, aber auf wenige Gläubige stoßen.“ Den Zweck seiner Einleitung bestimmt er selbst also: „Sie soll über die Wahrheit oder Falschheit der Behauptung der neueren Philosophie entscheiden, daß es durch die Natur der Sache selbst, auch abgesehen von allen äußeren Umständen, unmöglich sey, die Erkenntnisprincipien der christlichen und christkatholischen Theologie als untrügliche Quellen der Wahrheit zu beweisen.“ Noch in demselben Jahre wurde S. nach Bonn versetzt. Hier gab er im Jahre 1829 in fortgesetzter Ausführung seines Planes, „das Christenthum von der ersten Quelle menschlicher Wahrheit angefangen, bis zu seiner letzten Lehre hin, in ununterbrochener Kette zu beweisen,“ die erste Abtheilung des zweiten Theiles der Einleitung in die christkatholische Theologie heraus. Der erste Theil behandelt die dreifache Frage: Ob der Mensch überhaupt einer Entschiedenheit über Wahrheit und Wirklichkeit fähig sey und inwiefern, ob ein Gott sey und welche Eigenschaften er habe, ob eine übernatürliche Offenbarung Gottes an die Menschen möglich, und unter welchen allgemeinen Bedingungen sie wirklich sey. Der zweite Theil, die positive Einleitung, soll nachweisen, daß diese Bedingungen beim Christenthum und beim Katholicismus sich vorfinden. Quellen der christkatholischen Theologie sind die Schriften des N. T., die Tradition und das mündliche Lehramt. Es fragt sich, ob diese Quellen wahre Quellen seyen, d. h. ob das, was aus diesen Quellen fließt, wahr sey. Die Schriften des N. T. müssen zunächst äußerlich oder historisch wahr seyn, d. h. authentisch und glaubwürdig; mit dem

Erweise, daß sie dies sind, beschäftigt sich die erste Abtheilung der positiven Einleitung, in der sich der Verf. auf ein ihm ganz fremdes Gebiet gewagt hat, auf dem der Mangel an gelehrter Vorkenntniß und noch mehr an der erforderlichen Geistesrichtung auch durch mühsamen Fleiß nicht ersetzt werden konnte, allein. Zu dem Erweise der innerlichen Wahrheit der Schriften des N. T., so wie der Auctorität der Tradition und des mündlichen Lehramtes ist der Verf., dessen Arbeit durch den Tod unterbrochen wurde, nicht gekommen. — Kein Professor der Universität genoß von der schönen Umgebung Bonns weniger als er. Er liebte das Graue mehr als das Grüne. Bäume und Berge und Ströme sind keine Beweise, wenigstens nicht in dem Sinne von Hermes. Nur nach Köln reiste er zuweilen, um einige Zeit bei „dem hochwürdigsten Herrn Erzbischofe“ zu verweilen. An Gesellschaften nahm er in späteren Jahren selten Antheil, und zwar aus einem sonderbaren Grunde. Es pflegte in Gesellschaft eine ungeheure Heiterkeit über ihn zu kommen; er sang und lachte sich selber aus, wenn er falsch gesungen; „an seinen nächsten Nachbarn kühlte sich seine Munterkeit dann wohl durch einige Stöße ab, welche diese am anderen Tage noch fühlen konnten.“ Er fühlte, daß diese ungeheure Heiterkeit zu seinem Stande nicht paßte; sie abzulegen, war ihm, obgleich er nach seinem eigenen Ausdrucke bemüht war, einen Willen sich anzuschaffen, der Eisen zermahlen konnte, unmöglich. So blieb er also lieber ganz aus den Gesellschaften weg. Diese Thatsache ist in psychologischer Hinsicht höchst merkwürdig. Sie zeigt, wie sehr einseitige Ausbildung einer einzigen Geisteskraft von Bildung verschieden ist, wie sie die ursprüngliche Rohheit nicht vollkommen bewältigt, sondern nur so lange niederhält, als diese Geisteskraft grade in Thätigkeit ist, und das ganze Interesse in Anspruch nimmt. Sobald dies Gebiet verlassen wird, zeigt sich das defect in pisceum, trotz aller Anstrengungen eiserner Willenskraft. Es waren gewiß nicht bloß äußere Rücksichten, welche S. bewogen, die Gesellschaften zu meiden. Er selbst mußte erschrecken, wenn er sich auf einmal in seiner Dreherwalder Natürlichkeit vor sich sah. — Umgang hatte S. in Bonn meist nur mit denjenigen Docenten, welche seine Schüler waren. Mit seinen Special-Collegen lebte er in Uneinigkeit. Mit der äußersten Anstrengung arbeitete er darauf hin, sein System zu einer Macht zu erheben. Wurden bei öffentlichen Disputationen Thesen aufgestellt, welche diesem Systeme entgegen waren, so stellte er, mit dem Bemerken, „daß man diesen Satz nicht durchgehen lassen dürfe,“ einen seiner Schüler als Kämpen dagegen auf, und instruirte ihn genau, wie er sich zu verhalten habe, um den Sieg zu gewinnen. — Auf seine Vorlesungen verwendete er großen Fleiß. Seine Zuhörer behandelte er im Ganzen auf eine gefällige und menschenfreundliche Weise. Dies ging aber nur grade bis zu seinem verletzlichen Punkte. Wo sein einziges Interesse, das für sein System, verletzt wurde, da trat Strenge ohne Liebe ein, und er ließ der eisigen Kälte seiner Natur freien Spielraum. So kam z. B. einmal unmittelbar nach dem Schlusse

seiner Vorlesungen ein Student zu ihm mit der Frage: Wie man es anzufangen habe, um die Dogmatik recht gründlich zu studiren. S. antwortete: „Sie haben meine Vorlesungen alle gehört; mit welchem Erfolge, das zeigt Ihre Frage. Konnten Sie in zwei Jahren keine Beantwortung Ihrer Frage gewinnen, dann ist es wahrlich nicht möglich, Ihnen diese Beantwortung jetzt zu geben.“ Hier öffnete S. die Thür und empfahl sich. Sein Lobredner sagt S. 179.: „Bei diesem hohen Wahrheitsinne, bei dieser Festigkeit des Charakters . . . wird man es denn auch sehr natürlich finden, wenn S. zuweilen durch eine oberflächliche, nicht durch Gründe unterstützte Bekämpfung seiner Lehren und Äußerungen etwas übel afficirt wurde, und zuweilen — ohne dabei jemals beleidigend oder persönlich zu werden — eine Widerlegung gebrauchte, die zwar tief einwirken konnte, die man sich jedoch gefallen lassen, und ruhig einstecken mußte.“ Denkt man die mildernde Parenthese hinweg, so klingt das sehr gefährlich. Man denkt fast an handgreifliche Demonstrationen im Ernst, welche mit den früher besprochenen im Scherz auf einer Linie liegen, und Schreiber dieses wird von einem angenehmen Gefühle der Sicherheit ergriffen. Denkt man aber auch die Parenthese hinzu, so kommt man nicht über die geistige Handgreiflichkeit und Massivität heraus. Sehr natürlich ist das allerdings, wie so vieles Andere, aber deshalb noch nicht christlich. Die Schrift sagt: „Ein Knecht des Herrn soll nicht zänkisch seyn, sondern freundlich gegen Jedermann, der die Bösen tragen kann mit Sanftmuth.“ Die Bösen, wie vielmehr denn diejenigen, die sich zur Annahme eines selbstgemachten Systemes, oder gar einer einzelnen Bestimmung desselben nicht verstehen können. Aber grade mit dem Selbstgemachten ist die Rechthaberei und die wissenschaftliche Intoleranz — die Freiheit von der kirchlichen, deren sich S. rühmt, kann man ihm zugestehen, aber sie hört auf ein Ruhm zu seyn, sobald die wissenschaftliche an ihre Stelle getreten — auf's Innigste verbunden. Nur die Weisheit von oben her ist friedsam, gelinde, läßt ihr sagen, voll Barmherzigkeit. Ihres Ursprungs sich bewußt, will sie sich Niemand aufzwingen, aufdringen. Sie weiß, daß sie aufgedrungen und aufgezwungen, nicht mehr die Weisheit von oben her ist. Sie ist die Mutter der wahren Toleranz, der wissenschaftlichen und der kirchlichen. Denn diese beruht auf der Einsicht in die geistliche Natur der Wahrheit. Wie vermögen wir den weise zu machen, den Gott nicht weise machen kann? „Wer ist weise und klug unter euch? der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke, in der Sanftmuth und Weisheit. Habt ihr aber bitteren Neid und Zank in eurem Herzen, so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit. Denn das ist nicht die Weisheit, die von oben herab

kommt, sondern irdisch, menschlich und teuflisch.“ Was es übrigens mit der „oberflächlichen und nicht durch Gründe unterstützten Bekämpfung“ auf sich habe, das wird uns aus einer anderweitigen Äußerung des Schülers und Lobredners klar. Er sagt S. 92.: „Es ist noch kein Einziger gegen die philosophische Einleitung aufgetreten, der mit dem Studium dieses Werkes auch nur bis zur allerniedrigsten Stufe einer möglichen Würdigung, nämlich bis zum bloßen richtigen Auffassen desselben gekommen wäre.“ Hiernach eignet das Prädikat der Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit nicht etwa einer einzelnen Klasse von Angriffen gegen das System, sondern es ist allen ohne Ausnahme gemeinsam. Daraus folgt dann, daß S. sich gegen alle ohne Ausnahme herbe und intolerant bewies. Man wird sich aber kaum des Lächelns erwehren können, wenn man den anderswo so gangbaren Vorwurf des Nichtverstehens, den S. selbst der Fichte'schen Schule so übel nahm (vgl. Phil. Einl. S. IX.), nun gar auch hier wiederfindet. Man kann darin ein Vorzeichen erblicken, daß er sich bald verlieren wird, in dem Sinne nämlich, daß jeder Nichtannehmende sofort zum Nichtverstehenden gestempelt wird. Denn was erst den Weg nach unten gefunden hat, beginnt aus den höheren Kreisen zu schwinden, und kann dann auch in den niederen sich nicht mehr halten.

Übergroße Anstrengung hatte bei S. schon frühe den Grund zur Kränklichkeit gelegt. In seinen letzten Lebensjahren nahm diese mehr und mehr zu, so daß seine Existenz eine sehr traurige wurde. Nur mit der schmerzlichsten Aufregung der gebrochenen Kraft hielt er noch seine Vorlesungen. Er starb am 26. März 1831, im 57sten Jahre seines Lebens. In dem Anschlag am schwarzen Brett (ein Schüler von S., Professor v. Drost, war damals Prorektor) wurde S. mit Niebuhr zusammengestellt, und als die glänzendste Zierde der katholischen theologischen Fakultät, der erste Würdenträger der katholischen Theologie, und eines der hellsten Lichter der Deutschen Philosophie bezeichnet, dessen Stimme auch nach seinem Tode nicht verstummen werde, da er das Erbe seines sublimen Ingeniums kundigen Schülern hinterlassen habe. In dem gedruckten Denktzettel hieß es unter andern: „Vom frühesten Jünglingsalter an opferte dieser wahrhaft große Mann alle Genüsse des Lebens dem Durste nach heiligem Wissen, und dem Eifer für die christliche Religion; und wenn Menschen ihm einen Fehler vorwerfen konnten, so war es eine so rücksichtslose Hingebung aller Lebenskräfte für den Beruf des christkatholischen Lehrers, daß sein früher Tod allem Anscheine nach eine Folge übergroßer Anstrengungen für seine Lehrerplichten seyn mußte.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Samstag den 30. Juli.

N^o 61.

Georg Hermes.

(Fortsetzung.)

Fassen wir H's. geistige Eigenthümlichkeit etwas schärfer in's Auge, so finden wir hier ein einseitiges Vorherrschen des Verstandes, wie es wohl selten vorkommen mag. Gegen alles Andere hat er einen wahren Haß; von Gefühl und Phantasie spricht er fast als von Unarten, die er glücklicherweise abgelegt habe. Er betrachtet sie als eine lästige Mitgabe der menschlichen Natur, deren man sich sobald als möglich entledigen müsse. Man sollte meinen, sie seyen ein leidiger Roth, mit welchem ein boshafter Dämon den Menschen bei seiner Erschaffung beworfen. Mehrere Ursachen trafen zusammen, um die Entwicklung dieser Eigenthümlichkeit zu begünstigen. Der Keim zu ihr muß schon im Mutterleibe bei ihm vorhanden gewesen seyn; Verhältnisse, wie die seiner Jugend, das farblose, einförmige, eintönige Leben in der Hütte eines mittellosen Landmanns, wo man überall mit Gewalt auf die öde Wirklichkeit gestoßen wird, in einer öden reizlosen Gegend, sind ganz besonders geeignet, ihn, wo er einmal vorhanden ist, zu entwickeln; die späteren Verhältnisse waren wenigstens nicht geeignet, eine Gegenwirkung auszuüben; nirgends kam er in Lagen und Berührungen, welche irgend einen poetischen, das Gefühl ansprechenden Charakter trugen, nicht bloß wegen seines Standes, sondern weil auch hier Gleiches von Gleichem angezogen wird; er war schon 45 Jahr alt, als er zum ersten Male, bei Gelegenheit einer Badereise, aus dem Münsterlande herauskam. „Eine höchst interessante Reise für H.“ — bemerkt sein Biograph — „den seine wissenschaftlichen Arbeiten fast das ganze Leben hindurch an seine Stube gefesselt und ihm kaum erlaubt hatten, einmal im Jahre seine Eltern und Angehörigen in einer wenig reizenden Gegend Westphalens zu besuchen.“ Dazu kam nun, daß er, statt gerade den vernachlässigten Theil mit besonderer Sorge zu hegen und zu pflegen, aus der Noth eine Tugend machte, nicht bloß den Acker seines Verstandes allein kultivirte, sondern ordentlich grundsatzmäßig darauf ausging, alles Andere mit der Wurzel auszureißen. Wo Natur und Wille sich so die Hand bieten, da läßt sich etwas ausrichten. Solche Selbstverkümmelung ist aber noch weniger zu rechtfertigen, wie die des Origenes. Stellen, wie Matth. 5, 29.: „Irgert dich aber dein rechtes Auge u. s. w.“, können hier, auch äußerlich aufgefaßt, nicht zur Entschuldigung dienen. Denn der Feind, den H. verfolgte, war ihm nichts weniger als gefährlich. Auf diesem Gebiete lag für ihn gar nicht die Wurzel der Sünde. — Selbst der Verstand aber war bei H. nur einseitig ausgebildet. Weise zu liefern und Schlüsse zu machen, darin bestand seine

ganze Virtuosität. Die klare und scharfe Auffassung der Verhältnisse des Lebens ging ihm sehr ab. Aus manchen Beispielen, welche dies darthun, führen wir nur eins an. Als er von der philosophischen Fakultät in Bonn zum Doktor creirt wurde, freute er sich hierüber besonders deshalb, weil er den Vorwurf befürchtete, daß er sich durch seine philosophische Einleitung auf den Boden der Philosophie versehe, worauf er, in Ermangelung eines akademischen Grades im Fache der Philosophie nichts zu thun habe. Er stand, wie es scheint, in der Meinung, daß die Kunstverfassung von den Handwerkern auf die Gelehrten übergegangen sey.

Daß eine solche Einseitigkeit selbst auf alle wissenschaftliche Leistungen, die Mathematik etwa ausgenommen, den nachtheiligsten Einfluß ausüben müsse, liegt am Tage. Das Unmittelbare, die Anschauung, sind die Wasserbäche, an welchen der Baum der vermittelten Erkenntniß gepflanzt werden muß, wenn er gedeihen soll. Wer H's. Schriften liest, fühlt sich so afficirt, wie wer durch eine kahle, öde Heide wandelt, glaubt sich nach Dreherwalde versetzt. Da sind keine lustigen Bäume theologischer Ideen, da wird man nirgends durch eine großartige Aussicht von hohem Berge überrascht, da sind keine Ströme, deren Wasser aus dem Heiligthum fließt. Wäre er von einem Wäse überrascht worden, er würde geglaubt haben, wenn nicht ein Verbrechen, doch ein grobes Vergehen gegen den Anstand begangen zu haben. Er malt überall grau in grau. In einer Agyptischen Todtenstadt konnte es nicht einförmiger und eintöniger seyn, als bei ihm. Wäre Wissen und Genießen überall so scharf geschieden wie hier, so wäre es auch dem Fleißigsten nicht zu verdenken, wenn er sich anderweitig zu entschädigen suchte. Wie Mancher unter H's. Lesern mag schon mutato nomine mit Dpiz (Bibl. Deutscher Dichter von W. Müller, 1. S. 3.) gesprochen haben: „Ich empfinde fast ein Grauen, daß ich Plato, für und für, bin geseffen über dir.“ In Bezug auf seinen Styl bemerkt selbst sein Lobredner (S. 26.): „Sein didaktischer Styl verliert oft an Leichtigkeit und Annehmlichkeit wegen seiner gar zu großen Genauigkeit und Vorsicht in grammatischer und logischer Hinsicht. Über die richtige Stylisirung eines Satzes konnte er wohl Stunden lang nachsinnen.“

Aus dem Nachweise der Grundrichtung von H. läßt sich dann auch beurtheilen, mit welchem Rechte man so Manches, wie die Lossagung von allen sinnlichen Genüssen, als Beweis für die hohe Stufe sittlicher Vollkommenheit angeführt hat, welche H. erstiegen. „Wo dein Schatz ist, ist dein Herz.“ Ehe man daher von Selbstverläugnung redet, muß man untersuchen, wo der Schatz, wo das Herz, wo der Spielraum für seine sündigen Neigungen, wo die Wurzel der Sünde ist. Dem Ver-

schwender ist es nicht hoch anzurechnen, daß er kein Geiziger, dem Geizigen, daß er kein Verschwender ist. Wer keine andern Leiden und Freuden kennt, als die des in seinen Begriffen arbeitenden Geistes, den muß man erst auf diesem Gebiete aufmerksam beobachten, ehe man von Verläugnung und Aufopferung redet. Gibt sich hier seine Selbstsucht zu erkennen, ruft er z. B. Jedem, der sich ihm hier etwas unsanft naht, zornig sein: störe mir meine Eitelkeit nicht, entgegen, so kann man gewiß seyn, daß die Selbstsucht in ihm überhaupt noch wuchert, daß er, wenn seine Grundneigung auf Geld und Gut ginge, geizig, wenn auf Genuß, wollüstig seyn würde.

Wir wollen jetzt den religiösen Charakter von H. in's Auge fassen, und zwar zunächst in seinen unmittelbaren und praktischen Äußerungen, damit das strengere Urtheil, was wir über seine wissenschaftliche Grundrichtung nachher aussprechen müssen, nicht ohne Weiteres auf seine Person bezogen werde.

Hier findet sich nun manches recht Erfreuliche. Daß ein Fonds christlicher Frömmigkeit in ihm vorhanden war, läßt sich gar nicht verkennen.

Manche Beweise freilich, die man dafür angeführt hat, können wir nicht als probehaltig anerkennen, namentlich den nicht, welchen H. selbst in der philosoph. Einl. S. XXIV. in den Worten andeutet: „Der Gleichgültigkeit gegen die Religion dürft ihr wohl denjenigen nicht beschuldigen, welcher über den Beweis ihrer Wahrheit und über die Erforschung ihres Inhaltes der Vergnügen des Tages vergißt und der Ruhe der Nacht nicht gedenkt. Wer entbehrt und aufopfert, um seinen Gott mit Gewißheit zu erkennen, und den rechten Steig zu finden, der sicher zu ihm hinaufführt, der muß Gott mehr lieben als das, was er um ihn gibt.“ Es fragt sich hier vorerst, ob man das Ziel liebt, oder den Weg, Gott oder das eigene Denken, ob man Gottes Ehre oder die eigene Ehre sucht. Nicht der Gegenstand macht das Streben zu einem religiösen — sonst müßten ja die Juden zur Zeit der Zerstörung Jerusalems die religiösesten unter allen Menschen gewesen seyn — sondern die Gesinnung, in der es wurzelt. Die scheinbare Entbehrung und Aufopferung kann die höchste Befriedigung der Selbstsucht seyn. Nicht bloß in dem Gebiete der Sinnlichkeit gibt es Leidenschaften. Es gibt eine Sucht zu demonstrieren, so gut wie eine Sucht zu trinken. Das *qui nimium probat* findet aber auch hier seine Anwendung. Jeder, der sich auf philosophische Weise mit Gott beschäftigt, mußte nach dieser Beweisführung ein frommer Mann seyn. Da würde man nun aber das Prädikat der Frömmigkeit solchen beilegen müssen, die es sich selbst höchlich verbitten würden. H. scheint freilich diese Konsequenz nicht zu scheuen. Er macht diese Leute zu Frommen und Gläubigen wider ihren Willen; er preßt sie förmlich. So sagt er philos. Einl. S. 446. in Bezug auf Fichte, nachdem er bemerkt, daß sein Gott kein Gott sey: „Fichte irrte also in der Erkenntniß Gottes, da er Gott suchte, vielleicht mit heißem Verlangen ihn suchte. Sollte aber der

noch wohl ohne Gott seyn, der Gott ernstlich sucht? Sollte er wohl darum ohne Gott seyn, weil er ihn nicht nach der Wahrheit findet?“ Dieser kannte der Apostel das menschliche Herz, wenn er sagt, daß man, unter dem Scheine und in der eigenen Einbildung der Liebe, ohne Liebe alle seine Habe den Armen geben, und seinen Leib brennen lassen könne. Solche oberflächliche Psychologie finden wir aber überall bei H. und seinen Schülern. Sie ist eine Folge des Pelagianismus, in dem diese ganze Richtung wurzelt. Von der Tiefe des sündigen Verderbens hat sie gar keine Ahnung. Sie hat es nur in das Gebiet der Sinnlichkeit verwiesen, worin H. nichts zu schaffen hatte. In dem Gebiete der Vernunft, wo er sich angebaut, ist Alles licht und heiter. Da geht das Wort des Propheten in Erfüllung: „Man wird nicht legen noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge.“

Auch auf die Äußerungen in einem kleinen in Form eines betrachtenden Gebetes verfaßten Aufsatze, aus der Zeit, wo er mit dem Beweise für Gottes Daseyn in's Reine gekommen, und unter seinen nachgelassenen Papieren vorgefunden, möchten wir nicht viel geben. Es heißt dort unter Anderem, bei Esser S. 184.: „Heil mir, daß ich es verstand, dein Zeugniß, o Natur! daß ich hinausstieg, ohne zu ermüden, auf deiner Leiter zu dem Wesen aller Wesen! Es selbst hatte erbauet für mich die Leiter in dir, und gesehet den Führer in mir. Vertrauend dem Führer erhob ich mich von Sprosse zu Sprosse und fand den Weg von der Erde zum Himmel — ich kam an bei dem, der ist. Die Freude der Ankunft und die Liebe des Empfanges, wer kann sie erzählen! Er hatte ja erbauet für mich, den fern Verlassenen, die Leiter in mir und gegeben den Führer in mir. Und ich? ich stand jetzt oben und schaute die Leiter zu meinen Füßen: erkannte mich höher, als die höchste der Sprossen, und mit der letzten von ihnen hatte ich auf immer überstiegen die Furcht, nur eine aus ihnen zu seyn. Aber dort immer zu bleiben und zu jaulen in Gott, war mir nicht vergönnt: denn noch bin ich nicht erlöst von der sterblichen Hülle, die unten geblieben, und nicht hinaufzusteigen vermag. Nur zum Glauben ward ich geführt und soll nun erst hienieden kämpfen und siegen im Glauben. Gern will ich kämpfen, o mein Gott! wenn es anders noch Kampf ist, nachdem ich dich und mich und die Natur erkannt. Denn wer ist der Feind? Wollust, Reichtum, Ehre, und was noch sonst Ergötzliches die Erde bietet, strebt zu ziehen meinen Willen — ha! nachdem ich Gott erkannt! — daß ich tausche für den Schein die Wirklichkeit, für den Ekel die Liebe. Zu unterjochen mich, den der Glaube frei gemacht, ringt bald lockend, bald schreckend die Natur, die unter meinen Füßen liegt. Nein, das ist kein Kampf! Nur die Sehnsucht nach dir, hilf du, o Gott, mir tragen!“ Die Form ist hier sichtbar Augustin's Confessionen nachgebildet, aber dadurch wird der innere Contrast nur um so mehr zum Bewußtseyn gebracht. Augustinus ist von Gott gefunden worden, der ihm auf allen seinen Irrwegen folgte, der ihn endlich mit starker Hand ergriff und ihn aus den großen Wassern zog, in die er sich selbst gestürzt hatte; H. hat Gott gefunden, so schwer er auch

zu finden war, so dicht der Versteck, in dem er sich verborgen hielt, so lang und so voller Mühseligkeiten die Wanderung durch die kahlen Falden, die öden Sandberge, hinter denen er, wie die alten Deutschen ihr Gränzgebiet zur Wüstenei machten, seinen Thron aufgeschlagen hat. Daher haben die Äußerungen von H. gar zu viel von einer Zimmermannspredigt an sich; Gott hat das Holz zur Leiter gegeben, auch die Fähigkeit, Leitern zu bauen, und Füße, auf Leitern zu klettern; aber wenn er ihm den ganzen Ruhm der Unternehmung beizulegen scheint, so ist das nur höflicher Ausdruck; H. ist es, der die Leiter gemacht hat, der auf ihr heraufgestiegen ist. Man sieht keinen Grund, warum Gott nicht in zuvorkommender Liebe zu ihm herabstieg, wie Gottes Engel zu Jakob herabkamen, da er schlief sogar. H's. Verlangen nach Gott ist größer, als Gottes Verlangen nach H. Der gute Hirt sucht nicht das verlorene Schaf, sondern umgekehrt, ja von einem verlorenen Schafe ist eigentlich gar nicht die Rede; ein Professor steht Gott gegenüber; die Sünde kommt als Exponent des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch gar nicht in Betracht. Die Freude über das Glück des Findens amalgamirt sich auf sonderbare Weise mit der über die Geschicklichkeit des Suchens. Nebukadnezar sprach erst: Das ist die stolze Babel, die ich erbaut habe zum königlichen Hause durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit. Dann, nachdem er auf die empfindlichste Weise gedemüthigt worden, nachdem er Gras gegessen, wie Ochsen, und sein Leib gelegen unter dem Thau des Himmels, und sein Haar gewachsen so groß als Adlersfedern, und seine Nägel wie Vogelsklauen, hob er seine Augen auf gen Himmel und kam wieder zur Vernunft und lobte den Höchsten; er pries und ehrte den, so ewiglich lebet, deß Gewalt ewig ist, und sein Reich für und für währet, gegen welchen Alle, so auf Erden wohnen, als nichts zu rechnen sind. Hier fallen Hochmuth und Demuth in einen Moment zusammen; Gott und ich stehen sich friedlich gegenüber, und das „Wesen aller Wesen“ wundert sich, daß das Ich die lange Leiter, ohne zu ermüden, heraufgestiegen ist, und ihm plötzlich und unerwartet seinen Willkomm darbringt.

Wohlthuender sind Äußerungen, wie die über das Gebet, welche Esser S. 183. mittheilt: „Ein Mensch“ — sagte er — „der nicht betet, der ist auch nicht glücklich; denn er steht nicht in Verbindung mit seinem Gott, und darum ist er nicht glücklich. Auch wenn man seine Pflicht noch so genau erfüllt, darf doch das Gebet nicht fehlen, wenn man glücklich seyn will. Dieses empfindet man besonders dann, wenn man nach längerer Unterbrechung durch allerlei Arbeit wieder zum Gebete zurückkehrt.“ Diese Äußerung muß wohl jedenfalls erst der späteren Zeit angehören, als H. mit seinen Zweifeln über Gottes Daseyn und Eigenschaften schon mit sich auf's Reine gekommen war. Denn da er jede unmittelbare Verbindung mit Gott als Schwärmerei verwarf, da nach ihm für den Einzelnen Gott nur insofern Realität hat, als er sein Daseyn und seine Eigenschaften beweisen kann, so ist das Gebet so lange unvernünftig, als man mit diesem Beweise noch nicht fertig ist, es sey denn,

daß man bedingungsweise betet: Wenn du bist, und also bist, wie man von dir sagt.

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Über den religiösen Zustand des Waadtlandes.)

(Fortsetzung.)

Nachdem wir von dem Einfluß der religiösen Erweckung auf die Geistlichkeit gesprochen haben, wenden wir uns zu ihrem Einfluß auf die Regierung. Es zeigte sich derselbe in ihren Maaßregeln und besonders in manchen wichtigen Gesetzen der letzten Jahre. So liegt gewiß in der religiösen Bewegung ein Hauptgrund des lebhaften Interesses, welches der öffentliche Unterricht auf sich gezogen hat. Zwei sehr entschiedene evangelische Prediger, Burnier zu Rolle und Gauthey gaben Schriften über diesen Gegenstand heraus; Gauthey hat unter seiner Leitung ein seit drei Jahren gestiftetes Schullehrer-Seminar zu Lausanne und übt hier einen religiösen Einfluß aus, von dem man sich die besten Früchte versprechen kann. Nach dem neuen Schulreglement ist eine gängliche Veränderung des Schulwesens vorgenommen worden. Jede Gemeinde soll zum wenigsten eine Schule haben; diese darf nicht mehr als sechzig Schüler unter einem Lehrer haben und man muß eine neue Schule gründen, wo entweder mehr Kinder vorhanden oder Dorfschaften über eine halbe Meile von der Schule entfernt sind. Die Kinder sollen vom siebenten bis zum sechzehnten Jahre zum Schulbesuch angehalten werden. Die Anforderungen an die Lehrer sind verstärkt worden, ihre Befoldungen vermehrt. Man hat die Zahl der Mittelschulen, die bisher sehr gering war, vermehrt, u. s. w.

Von der Reorganisation der Schulen wenden wir uns zur Reorganisation der Kirche. Hier handelt es sich um nichts Geringeres, als der Kirche von Waadt eine Verfassung zu geben. Denn eine solche ist jetzt eigentlich gar nicht vorhanden. Die alten kirchlichen Verordnungen der Republik Bern, welche die Grundlage unserer Kirchenverfassung bilden, sind größtentheils abgekommen und anderentheils durch eine Menge neuer Verordnungen vielfach modificirt. Die früheren Sittengerichte und Gemeinde-Consistorien existiren nicht mehr, und die Gemeinden sind durch nichts weiter mehr verbunden als dadurch, daß sie eine Kirche und einen Prediger haben, dessen Ernennung in den Händen des Gouvernements ruht, dem die Klasse die Subjekte vorschlägt. Was von der alten Verfassung noch übrig ist, kommt auf Folgendes heraus. Die höchste Auctorität ist ganz in den Händen der Regierung. Unter ihr stehen die Klassen, von denen wir oben redeten. Diese werden ausschließlich von Geistlichen gebildet und nur noch ein Abgeordneter des Gouvernements ist bei den Beratungen zugegen, ohne selbst daran Antheil zu nehmen. Ihre Rechte beziehen sich bloß auf gewisse, die Besetzung der vakanten Pfarrstellen betreffenden Umstände und die Beaufsichtigung der fungirenden Geistlichen. Dieses ist die einzige Spur davon, daß die Kirche an der Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten Antheil hat. Jede Klasse ernennt eine Anzahl von Geschworenen, die jährlich die ihrer Aufsicht übertragene Gemeinde besuchen und öffentlich den Prediger über den Zustand der Gemeinde, wie die Gemeinde über die Art und Weise, wie der Prediger seine Pflichten erfüllt, befragen müssen. Gewöhnlich geschieht dieses an einem Sonntage nach dem Gottesdienste. Die Gemeinde antwortet durch einen aus ihrer Mitte, worauf jeder Familienvater sich erheben kann, um weitere Bemerkungen zu machen, und so hört nun der Prediger, der unterdessen abgetreten ist, nachher aus dem Munde des Geschworenen Lob oder Tadel. — Diese Kirchenvisita-

nionen sind während der Zeit der größten religiösen Gährung von Bedeutung gewesen, sowohl indem sie den Gegnern eines evangelischen Predigers eine Gelegenheit gaben, offen und auf gesetzmäßige Weise eine Feindschaft auszusprechen, die sonst vielleicht oft auf bestigere Weise losgebrochen seyn würde, dann auch, indem der Einfluß eines Geschworenen oft die Ruhe wiederhergestellt, Vorurtheile zerstreut und den Weg zur weiteren Wirksamkeit des Predigers gebahnt hat. — In einer jährlichen Sitzung (Censur-Sitzung) hört die Klasse die Berichte der verschiedenen Geschworenen und in wichtigen Fällen stellt sie eine Untersuchung an, wo dann die Regierung die letzte Entscheidung ausspricht. Sonst hat die Kirche keinen gemeinsamen Mittelpunkt, keine selbstständige Auctorität, keine innere Organisation, keine Spur von Kirchenzucht. Die Zeit ist freilich nicht zurückzukehren, wo der Prediger, der an der Spitze des Consistoriums stand (einer Art von bürgerlichem Gerichtshofe, der in gewissen Prozessen den Anspruch hatte), wenn er sein Gemeindeglied ermahnte, den Polizeidiener hinter sich und die Schlüssel des Gefängnisses in der Hand hatte; aber man empfindet doch gar lebhaft das Unpassende des jetzigen Zustandes, und so ist denn auch im Jahre 1831 bestimmt, daß eine Reorganisation der kirchlichen Angelegenheiten in dem Zeitraum von höchstens zehn Jahren vorgenommen werden solle. Man hat sich viel mit diesem Gegenstande theils in Schriften, theils in den Conferenzen von Geistlichen und Laien, die periodisch zu Lausanne gehalten werden, beschäftigt. Die Ansichten sind verschieden, und man kann einem lebhaften Kampfe zwischen den Anhängern der Nationalkirche und denen, die eine Trennung von Kirche und Staat wünschen, entgegensehen. Die letzteren werden wahrscheinlich nur darauf dringen, daß die Kirche in religiösen Angelegenheiten von der bürgerlichen Auctorität unabhängig sey. Der Staatsrath beschäftigt sich mit der Vorbereitung eines Gesetzentwurfes über diesen Gegenstand, und er hat eine Commission von drei Geistlichen und drei Laien damit beauftragt, Vorschläge zu machen. Das Interesse an diesem Gegenstande hat sich ausgesprochen in zwei nach kurzer Dauer aber wieder eingegangenen Zeitschriften, die öffentliche Verhandlung und der Freund der Nationalkirche, wo die entgegengesetzten Systeme verteidigt waren. Dieses Interesse erklärt sich zum Theil aus dem Vorhandenseyn der Dissidenten, die sich meist aus Disciplinargründen von der Kirche trennen und deren Polemik zu vielen dahin einschlagenden Untersuchungen Veranlassung gibt. Übrigens sind sie, was die Frage über die Natur der Kirche betrifft und alles was damit zusammenhängt, in zwei Schriften des Pred. Bauty gründlich widerlegt worden. Doch sind die Gegner der Dissidenten selbst über die positiven Principien der Kirchenverfassung durchaus nicht im Einverständniß und vielleicht wird der Verlauf der Verhandlungen zeigen, daß die Geistlichen mehr hierüber als über die eigentlich dogmatischen Fragen verschiedener Ansicht sind. Das wahrscheinliche Resultat aber wird die Anbahnung einer Trennung von Kirche und Staat seyn, und zu Gunsten derselben hat man neuerlich einige Schritte gethan, die, nach ihrer Wichtigkeit nicht im ganzen Lande begriffen, Vorläufer einer neuen Ordnung der Dinge seyn können. Wir meinen die Maaßregeln, die sich auf die Taufe und besonders auf die Ehe beziehen. — Früher constatirte man im bürgerlichen Leben die Geburt durch den Taufschein, dem das Datum der Geburt beigelegt wurde. Allmählig legte man auf das Datum des Geburtstages mehr Gewicht und bestand auf eine sehr genaue Angabe desselben, während man den Taufstag nur noch aus Gewohnheit hinzufügte. Endlich substituirte man dem Taufscheine ausdrücklich den Geburtschein und ersterer verlor bürgerlich seine Bedeutung. Bis jetzt hat man die Nachtheile davon, welche die Gegner der Maaßregel verurtheilten, nicht empfunden. Die Eltern

lassen nach wie vor ihre Kinder taufen und man befindet sich nicht in einer schlimmeren Lage, da die Sache von ihrer Seite ganz frei gelassen ist, als wenn man mit Gewalt durchgreifen wollte, und im Falle des Widerstandes die Gend'armrie zu Hülfe nehmen, wie dieses in St. Gallen bei einem Anabaptisten, der sein Kind nicht taufen lassen wollte, der Fall war. — Mehr Aufsehen hat ein neues Gesetz über die Ehe gemacht, wonach man sie nur durch bürgerliche Gebräuche constatirt. Man will dadurch keineswegs den religiösen Charakter der Ehe aufheben, oder die von unserer Kirche recipirte kirchliche Feierlichkeit bei Seite setzen, sondern, indem man von der Idee ausgeht, daß diese Feierlichkeit Niemanden aufgelegt werden kann, weil man Niemanden zu einem Gliede der Kirche nach Belieben machen kann, hat man ein Mittel haben wollen, die Ehe gleichmäßig bei allen Bürgern gültig zu machen. Die Verlobten erscheinen vor dem bürgerlichen Beamten und erklären ihm, daß sie die Absicht haben, sich zu verheirathen. Der Beamte läßt sich die nothwendigen Papiere vorlegen, achtet darauf, daß alle Anordnungen des Gesetzes beachtet werden und übergibt den Vermählten eine Bescheinigung. Weiter ist von Seiten der bürgerlichen Obrigkeit nichts erforderlich. Wie man nun auch im Allgemeinen über die Trennung der bürgerlichen und kirchlichen Ehe denken mag, so wird man doch bei Erwägung der besonderen Umstände die gute Absicht der Urheber dieses Gesetzes nicht verkennen können. Seit dem Anfange der religiösen Erweckung hatten sich kleine Dissidentengemeinden gebildet, die lange Zeit verfolgt wurden und in verschiedenen Gegensatz gegen die Nationalkirche traten. Durch die Aufhebung des Gesetzes vom 20. Mai wurde zwar die Feindschaft gemildert, aber die Abneigung dauerte doch unter den Dissidenten fort. Daher und aus gewissen Grundfällen in Bezug auf Disciplin kam es, daß einige sonst achtungswerthe Männer sich weigerten, in der Nationalkirche sich trauen zu lassen und ihre Trauung in ihrer eigenen Kirche vollziehen ließen; übrigens aber erfüllten sie alle bürgerlichen Anforderungen. Solche Ehen wurden nun aber nicht als rechtmäßige anerkannt und so sah man achtbare Familienväter und Mütter vor Gericht gezogen und dort des Concubinati beschuldigt. Es konnte nicht fehlen, daß dergleichen Vorfälle einen tiefen Eindruck zurückließen. Wenn auch ein gewisser Eigensinn von Seiten der Dissidenten zuweilen hinzugekommen seyn mag, so wird man doch im Allgemeinen anerkennen müssen, daß die Festigkeit, womit sie ihre Grundfälle behaupteten und selbst Verfolgung nicht scheuten, viel dazu beitrug, ein solches Gesetz hervorzurufen. Auch war es eine Folge der religiösen Toleranz. Man hatte durch die Aufhebung des Gesetzes vom 20. Mai den Dissidenten freie Existenz zugesichert; man mußte ihnen also auch die Folgen ihrer Trennung von der Kirche zugestehen. Hätte man sie dazu verpflichten wollen, die Trauung in ihrer eigenen Kirche vollziehen zu lassen, so blieben ja doch noch immer diejenigen im Nachtheil, welche es etwa vorzogen, ihre Hochzeit ohne eine öffentliche religiöse Feierlichkeit zu feiern. Dazu kommt, daß die Prediger sich bisweilen in Verlegenheit befanden, wenn zwei Personen, von denen die eine eine frühere Verbindung durch Ehescheidung gebrochen hatte, eine eheliche Einsegnung forberten. Als Staatsdiener mußten sie dieselbe geben, als Christen und Prediger konnten sie Bedenken tragen. Nach der neuen Verordnung wird ein Prediger, der eine solche Verbindung für Ehebruch hält, nicht verpflichtet seyn, sie kirchlich zu vollziehen. Wir müssen schließlich bemerken, daß der aufgeklärteste Theil des großen Rathes dieses Gesetz unterstützt hat, und daß es im Allgemeinen von den Freunden der religiösen Erweckung lebhaft gebilligt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 3. August.

N^o 62.

Georg Hermes.

(Fortsetzung.)

Einer seiner Zuhörer weinte, als er von H. Abschied nahm. H. sagte: „Weinen Sie; Sie gehen nun in die Seelsorge; Sie wirken Gutes oder Böses; Sie sterben; Sie werden gerichtet, und Ihr Loos ist für ewig entschieden.“

Nährend ist ein Brief, den er nach dem Tode seiner Mutter schrieb.

„Lieber Freund!

Am vorigen Montag reiste ich von Münster nach Dreherwalde, um von meiner sterbenden Mutter noch zum letzten Male Abschied zu nehmen; aber es war zu spät! In Rheine erfuhr ich von einem Dreherwalder, daß sie an eben dem Morgen schon begraben worden. Stumpf ging ich aus dem Thore; aber eine Viertelstunde später überwand mich die Natur, und ich weinte nun (das erste Mal in meinem Leben) dem Orte zu, wo meine Mutter mich geboren und mit der zärtlichsten Liebe auferzogen hatte. Als ich zu Hause kam, fand ich meinen alten Vater allein betend am Herde sitzen: sobald wir uns sahen, weinten wir beide laut auf, und es verging wohl eine halbe Stunde, ehe wir es vermochten, einer den andern zu trösten — denn er hatte seine Welt verloren, und ich, ich hatte nur Eine Mutter, und die ist todt. — Jetzt sind wir beide gefastet, und haben beide den Tod, den wir sonst so sehr fürchteten, lieb gewonnen; denn er besigt nun, was wir eben so sehr liebten, als ihn fürchteten. — Fortan einzig in Gott zu leben, um wie meine Mutter zu sterben, das haben wir uns vorgenommen. Ich lebe nun ohne Unterlaß in der Betrachtung des Lebens und Todes meiner Mutter, und bin dabei auf die angenehmste Weise afficirt; zwar tritt mir noch oft eine Thräne in die Augen, aber ich leide dabei nicht. Vielmehr erkenne ich auch in diesem mir so harten Schlag die große Liebe Gottes gegen mich, und danke ihm, und hoffe und liebe.

Freund! bitte doch auch Du für meine Mutter zu Gott, und begehre um dasselbe statt meiner Deinen Bruder.

Dreherwalde, den 23. August 1815.

Dein Freund Hermes.“

Wie heilsam der Tod für die gefallene Menschheit ist, wie er zu den stärksten Beweisen für die beste Welt im christlichen Sinne gehört, das sehen wir auch hier. Er bringt für eine Zeitlang die Leidenschaft des Beweisans zur Ruhe, und stellt den grübelnden Professor auf gleiche Stufe mit dem einfältigen Landmann; das sonst immer trockne Auge füllt sich mit Thränen; die Empfindung gewinnt den Sieg über den Begriff. Wenn das große Wort: An dem Tage, da du davon issest, wirst

du sterben, nicht gesprochen, wenn kein Tod wäre, was vermöchte dann der Welt in ihrem unaufhaltsamen Laufe zur Gottlosigkeit Einhalt zu thun! Ja Dank dir, Fürst des Lebens, für den Tod! Laß uns zum Heile reichen, was du zum Heile gegeben! Ruf uns das memento mori beständig innerlich zu!

Die erfreulichsten Äußerungen aber sind aus Hs. letzten Lebensjahren. Es scheint, daß der Druck körperlicher Beschwerden, das Gefühl gebrochener Kraft bei fortdauerndem lebhaften Drange zu wirken, die Aussicht auf den nahen Tod, ihn hier gereift, und über sein System erhoben hat. Nach einer Reconvalescenz äußerte er gegen einen seiner Schüler: „Während meiner Krankheit, und insbesondere in der Zeit, wo ich bei der schnellen Abnahme der Kräfte mit ziemlicher Gewißheit dem baldigen Tode glaubte entgegen sehen zu müssen, kam mir beim Rückblicke auf meine verfloffenen Lebenstage und auf die Beweggründe, woraus meine Handlungen und Unternehmungen hervorgegangen waren, Manches ganz anders vor, als in den Tagen der Gesundheit. Manches, was mir früher gut oder gleichgültig erschienen, konnte ich jetzt nicht ganz billigen, und mein früheres Leben trat mir dann öfters wie eine dicke Finsterniß und ganz ohne Verdienst vor die Seele. Insbesondere wandelte mich Furcht und Bangigkeit an, wenn ich dachte, daß ich bald von dem Allheiligen, Allwissenden und Allgerechten über mein ganzes Leben, über mein Thun und Lassen, über mein Sinnen und Trachten würde gerichtet werden. Nur die feste Überzeugung, das gethan zu haben, was die Religion über die Entsündigung eines reumüthigen Sünders uns lehrt, konnte mich beruhigen und in mir den festen Glauben hervorbringen, daß mir Gott wegen der Verdienste seines Sohnes meine Vergehen nicht zurechnen werde. Dieser Glaube, daß ich mit Gott ausgesöhnt sey, brachte denn auch eine solche Gemüthsverfassung in mir hervor, daß ich den innigsten Wunsch hatte, bald aufgelöst und mit Gott vereinigt zu werden. Ja, es war mir eher unangenehm, denn angenehm, als der Arzt mir sagte, daß ich wieder gesund werden könnte. Diese ruhige Ergebung und dieses feste Vertrauen, daß Gott meine Vergehungen verziehen habe, würde ich aber nicht gehabt haben, wenn ich nicht einige Zeit vor meiner schweren Krankheit mich ernstlich zum Tode vorbereitet und so meiner Seele Ruhe verschafft hätte. Hätte ich mich erst während meiner Krankheit zum Tode vorbereiten sollen, so würde dieses mich so beunruhigt und vielleicht so sehr zur Vergrößerung meiner Schwäche beigetragen haben, daß ich ein Opfer des Todes geworden wäre. Wie groß aber auch die Schmerzen waren, die ich in dieser Krankheit zu ertragen hatte, so möchte ich doch um Vieles diese Krankheit aus meinem Leben nicht wegwünschen, indem ich dann nicht die wäch-

tige und belehrende Erfahrung würde gemacht haben, die ich gemacht habe. So viel kann ich Ihnen wohl sagen, daß kein Mensch seine Bekehrung und Entschuldigung auf seine letzten Lebenstage verschieben sollte, indem dann der Kranke häufig von seiner Krankheit so viel zu leiden hat, daß er an seinen Seelenzustand nicht mehr denken kann."

Einen Brief an seinen Vetter, einen Geistlichen, der ihm seine ganze Ausbildung verdankte, vom 17. Oktober 1830, schloß er mit folgenden Worten: „Nun sey es genug! Bitte in Deiner Muße zu Gott um Erbarmung für mich armen Sünder; dann bist Du dankbar gegen mich. Wie lange ich noch pilgern werde, weiß ich nicht; aber die Erde hat nichts Anziehendes mehr für mich, und ich habe keinen Wunsch mehr, als daß der Herr selbst mich zubereiten möge zu einem Gefäße der Barmherzigkeit, zur Verherrlichung seiner Gnade vor der ganzen Welt an jenem großen Tage."

In einem anderen Briefe aus derselben Zeit sagt er unter Anderem: „So ist mir alle Sorge wegen irdischer Dinge, insbesondere wegen Würden und Ehrenstellen, ganz zum Ekel. Ich für meine Person will weder solche Würden, noch etwas dergleichen, und würde es mir auch angeboten: das Einzige, was ich mir für dieses Erdenleben noch wünsche, ist Friede und Brodt bis in den Tod; alles Andere sehe ich an als neue, schwere oder leichte, Bürden, die mich um so empfindlicher drücken würden, weil meine geschwächten Schultern es kaum mehr vermögen, die längst gewohnte Last zu tragen. Im Gegentheile würde es mir hundertmal mehr zusagen, wenn ich sogar auch noch diejenigen goldenen Ketten, welche mich wirklich umschlingen, zerbrechen, und so, abgelöst von der ganzen Welt, in gänzlicher Zurückgezogenheit einzig auf die große Reise mich vorbereiten könnte."

Als er auf seinem Sterbelager das heilige Abendmahl empfing, brach er in einen Strom von Thränen aus. Dabei erklärte er, daß dieses Weinen nicht aus Furcht vor dem Tode, sondern einzig aus Freude und Dank hervorgehe, indem der gütige Gott sich ihm so gnädig zeige, und ihm zu Theil werden lasse, was er immer mit so großer Sehnsucht verlangt, und warum er Gott so innig gebeten habe. Seine Leiden ertrug er mit der größten Geduld und Ergebung in Gottes Willen zur Erbauung und zum Beispiel der Anwesenden.

In jener Zeit hätte H. schwerlich noch das wenigstens sehr mißverständliche: *ab omnibus sanctis libera nos domine* ausgesprochen, was er früher im Munde führte. Auch dachte er da wohl nicht mehr wie früher daran, „einen Willen sich anzuschaffen, der Eisen zermahlen könnte."

Wollen wir H.'s religiösen Zustand in der Zeit vor dieser Läuterung in dem Schmelzofen der Trübsal erkennen, so brauchen wir uns nicht bloß Schlüssen aus der Beschaffenheit seiner in jener früheren Zeit ausgebildeten wissenschaftlichen Grundansicht zu überlassen; einige seiner Äußerungen aus dieser Zeit eröffnen uns den Blick in sein Inneres. In einem Gespräche aus der Zeit seiner Wirksamkeit in Münster (bei Esser S. 135 ff.) erklärt er, ihn rühre und ergreife fast nichts mehr;

er bleibe bei allem Gottesdienste beinahe kalt. „Daß mich nicht leicht mehr etwas rührt und ergreift, kommt daher, weil ich meinen Vorstellungen die Form nicht geben kann, welche sie haben müssen, um zu rühren und zu ergreifen. Diese Form ist nur dunkeln Vorstellungen eigen; je mehr die Vorstellungen an Klarheit gewinnen, desto mehr verlieren sie an der Fähigkeit zu rühren, und deutliche Vorstellungen rühren gar nicht. — Lebhafteste Vorstellungen sind das Entgegengesetzte von deutlichen; sie sind immer undeutlich, und zwar in dem Maße, worin sie lebhaft sind." Ganz ähnlich spricht er sich noch in der philosoph. Einl. S. XXIV. aus. Er gibt dort zu, daß Verdeutlichung der Erkenntniß ein gewisses Erkalten des Herzens herbeiführe. „So lange unsere Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen dunkel, unbestimmt und unentwickelt sind, hat die Einbildungskraft freien Spielraum, und entflammt da nicht selten zu sehr lebendigen, aber oft wenig wahren Gefühlen, die meistens augenblicklich entstehen und vergehen, während ihrer Dauer aber den höchsten Genuß gewähren, und die Vollbringung der Pflicht leicht und angenehm machen; sie sind ein Sieg der Sinnlichkeit über sich selbst, der aber nicht länger besteht, als sie selbst dauern. Dahingegen erhebt die deutlich erkannte Wahrheit — zwar langsam, aber ernst und wahr zur Umfassung des hohen Ideals, was sie vorhält, und begeistert und kräftigt zu Entschlüssen, die ihn auch außer der Stunde der Andacht in die Gefahren und Stürme der Welt begleiten — hier führt die Vernunft wider die Sinnlichkeit. Dort wird das Über sinnliche, was der Mensch wollen und lieben soll, zu dem sinnlichen Menschen heruntergezogen; hier wird der sinnliche Mensch zu dem Über sinnlichen emporgehoben."

Die Noth lernen wir hier kennen, wenn auch aus der Noth eine Tugend gemacht wird. H. hat kein Herz mehr — erst kurz vor seinem Tode fand er es wieder — und nun demonstirt er, — man denkt unwillkürlich an die Predigt des Fuchses, der den Schwanz in der Falle gelassen, — daß man kein Herz brauche, daß man mit Verstand und Willen allein ausreichen könne. Als ob Neigung anders besiegt werden könnte wie durch Neigung, als ob zwischen Erkenntniß und Willen gar keine Kluft vorhanden wäre, während doch die Erfahrung zeigt, daß beide direkt gar nichts mit einander zu schaffen haben. Ref. ist kein Freund der Gefügigkeit, aber hier wird alles innerliche Leben als Gefügigkeit gebrandmarkt; das Herz wird beseitigt, und somit auch die Einwohnung Gottes im Herzen durch seinen heiligen Geist, die ganze christliche Erfahrung. David war ein Schwärmer, da er sprach: Herzlich lieb habe ich dich o Herr. Die ganzen Palmen würden wir nicht haben, wenn schon damals deutliche Vorstellungen von Gott vorhanden gewesen wären. — Liefert denn nicht die Geschichte der Kirche Beispiele genug von Männern, welche sehr deutliche Vorstellungen von Gott hatten, und doch das erste und größte Gebot: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, erfüllen. Was fehlte z. B. einem Augustinus, die klare Erkenntniß, oder die herzliche Neigung? Gelegenheitsursache freilich kann die Verdeutlichung der

Erkenntniß werden, wie alles Andere, dem man sich leidenschaftlich hingibt. Die eigentliche Ursache ist dann aber nicht die Verbeutlichung, sondern die Leidenschaft. Wo der Schatz ist, da ist das Herz. Das Entstehen einer solchen Leidenschaft setzt aber schon Kälte gegen Gott voraus und nur die vorhandene kann dadurch noch gemehrt werden. So finden wir es auch hier. Keine Spur führt uns darauf, daß früher ein Zustand religiöser Innigkeit statt gefunden habe. Wenn von Erskaltung gesprochen wird, so kann darunter nur ein Steigen der Kälte verstanden werden. Kälte ist dieses, wie aller ähnlichen Systeme, Mutter und Tochter zugleich.

(Fortsetzung folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Ausschreiben des Kurfürstl. Hessischen Consistorii der Provinz Oberhessen, zu Marburg, vom 26. März 1836, „die Katechisationen der confirmirten Jugend betreffend.“)

Das diesjährige Februartheft der Ev. A. Z. enthält (bei Gelegenheit der Anzeige der Schrift von Dr. F. A. W. Diesterweg, die Lebensfrage der Civilisation, 1tes u. 2tes Heft, Essen 1836) einige sehr beachtenswerthe Andeutungen und Wünsche in Beziehung auf den Religionsunterricht der confirmirten Jugend, welche der theilnehmende Leser um so weniger mit Stillschweigen übergehen kann, je wichtiger der Gegenstand ist, dem diese Andeutungen und Wünsche gewidmet sind. Namentlich heißt es in dieser Anzeige, Nr. 12. S. 93., „es ist schon mehrfach geklagt worden, daß die confirmirte Jugend von ihrem funfzehnten Jahre an sich selber überlassen, und in der gefährlichsten Zeit ihres Lebens bis zu ihrer völligen Entwicklung ohne Unterricht und specielle Einwirkung bleibe. Wir freuen uns, daß Herr Diesterweg diese Klage wiederholt, denn hier muß etwas geschehen, man könnte auch beinahe sagen: wiederhergestellt werden. Denn ehemals confirmirte man später, und der Schulbesuch vieler Kinder dauerte weit länger als jetzt,“ und am Schluß dieser Anzeige S. 96., „ganz besonders muß man der aufwachsenden Jugend von der Zeit der Confirmation an bis zu den Jahren ihrer Mündigkeit eine neue Pflege, einen besonderen Unterricht widmen. Möge die Anregung, die der Verf. gegeben hat, nicht vergebens seyn.“

Einsender dieses glaubt es der Ehre seines Vaterlandes schuldig zu seyn, darauf aufmerksam zu machen, wie in Kurhessen in dieser Hinsicht schon von längerer Zeit her zweckmäßige, und, wie der nachstehende Consistorial-Erlaß ergibt, auch wirklich gehandhabte Vorschriften bestehen. Sie sind ausführlicher in dem in Kurhessen gültigen Kirchenrechte von C. W. Leberthofe, Versuch einer Anleitung zum Hessen-Kasselschen Kirchenrecht, Kassel 1785, 4., §. 145—153., in der neuen Ausgabe von Ch. F. Pfeiffer, Marburg 1821, §. 146—150. enthalten. Hier findet sich §. 149. die Bestimmung: „sämmliche junge Leute, und zwar die Mannspersonen bis zum Ablaufe des dritten Jahres nach ihrer Confirmation, so wie die Mädchen bis nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre ihres Alters, sind verbunden, sich zu den sonntäglichen Katechisationen einzustellen.“^{a)} Um sich nun Kenntniß zu verschaffen, ob und inwieweit

den bestehenden Vorschriften in dem Consistorialbezirk der Provinz Oberhessen bisher nachgekommen worden sey und zur Zeit nachgekommen werde, erließ die besagte geistliche Behörde ein Ausschreiben an die Metropolitane, demzufolge dieselben nach vorgängiger Berichterstattung der einzelnen Prediger ihrer Klassen eine Nachweisung über die Beobachtung der geistlichen Vorschriften bei dem Consistorium einzureichen angehalten wurden. Nach dem Eingang sämmtlicher Metropolitanatsberichte und einer Prüfung ihres Inhalts erließ das Consistorium als Erwiderung und zur künftigen Nachachtung ein Rescript an die Metropolitane und durch dieselben an die Prediger der Provinz, welches seinem allgemeinen und insoweit auch nur hieher gehörigen Theile nach folgenden Inhalts ist:

Aus Ihren Berichten über die Katechisationen der confirmirten Jugend in den einzelnen Kirchspielen Ihrer Pfarreklasse haben wir wohlgefällig bemerkt, daß dieselben im Ganzen regelmäßig gehalten und fleißig besucht werden. Wir erkennen hierin das eigene Geständniß von der Zweckmäßigkeit und Wünschenswürdigkeit einer fortgesetzten lehrenden Einwirkung auf die der geistlichen und seelsorglichen Obhut der Prediger anvertraute Jugend in den ersten Jahren nach ihrer Confirmation, und legen es denselben um so dringender an's Herz, auf diesen mächtigen Hebel einer alle Andern durchdringenden wahren christlichen Volksbildung, durch welche überhaupt das religiöse und sittliche Leben bedingt ist, in der Zukunft eine noch größere, angestrebtere Aufmerksamkeit zu richten. Wir finden uns zu Nachstehendem veranlaßt:

1. machen wir es allen Predigern zur strengen Pflicht, die über die Katechisationen der confirmirten Jugend bestehenden Vorschriften sich stets und überall zu Norm dienen zu lassen. Den Metropolitane räumen wir, auf daß sie im Stande sind, der Schlußaufgabe von §. 150. (153.)^{a)} gebührend nachzukommen, als Erweiterung der Nr. 2. des §. 323. (299.) ein: „den unter ihrer Aufsicht stehenden Candidaten ihres Sprengels, insbesondere aber denen im Wohnorte oder in der Nähe desselben sich aufhaltenden, von Zeit zu Zeit, wo ihre Metropolitanatsgeschäfte mit ihren Pfarramtsgeschäften kollidiren, diese letzteren zu übertragen, wozu sie ja ohnehin bei ihrer Ordination gewöhnlich verpflichtet werden,“ und verordnen
2. daß die Metropolitane an dem Schluß eines jeden Jahres nach vorgängiger Berichterstattung der Prediger ihrer Klassen über die, sowohl von ihnen selbst, als auch von den Geistlichen gehaltenen kirchlichen Katechisationen einen umfassenden Jahresbericht an das Consistorium einsenden.

ein früherer d. d. Kassel, am 8. November 1819 (Gesefsammlung 1819, S. 71.), „wonach dieser Katechismusunterricht — in Gemäßheit der oben angegebenen ursprünglichen kirchenrechtlichen Bestimmung — auf das siebzehnte Jahr bei dem männlichen und auf das achtzehnte Jahr bei dem weiblichen Geschlechte beschränkt wurde,“ in mancher Beziehung in die im alten Oberfürstenthume bestehende löbliche Einrichtung, der zufolge die sogenannte Katechismuslehre in Stadt- und Landgemeinden von beiden Geschlechtern in der Regel, so lange dieselben unverheirathet waren, sehr fleißig und ohne Anstand besucht wurden, Abtand eingriff. Nach dem Erscheinen dieser Verordnungen nämlich ist der frühere Eifer sehr erloschen, und wenigstens, indem nur das Besuchen bis nach zurückgelegtem siebzehnten Lebensjahre geboten, noch keineswegs das Überschreiten dieses Zeitraums verboten wird, so war doch die nachtheilige Consequenz unvermeidlich, daß man seitdem anfang, ein längeres Besuchen der sonntäglichen Katechisationen als ein reines opus supererogationis zu betrachten und sich höchstens an die gesetzliche Bestimmung hielt. —

^{a)} Sie lautet so: Die Superintendenten, Inspektoren, Metropolitane und Beamten sollen darauf sehen, daß die Prediger und Gemeinden ihren Pflichten in Ansehung der Katechisationen nachkommen. Besonders ist den Metropolitane befohlen, in dieser Absicht sich zuweilen unerwartet an den einen oder anderen Ort ihrer Klasse zu begeben, auch bei den Conventen Katechisationen anzustellen, um die Religionskenntnisse der Gemeinden zu prüfen.

^{b)} Der letzte Ministerial-Erlaß vom 17. November 1825 lautet dahin: „daß die confirmirte Jugend beider Geschlechter überall bis nach zurückgelegtem siebzehnten Lebensjahre, mit Ausnahme jedoch der Militärpersonen, an der sonntäglichen Katechisation Theil nehmen soll.“ Zu bedauern ist es, daß dieser Erlaß, gleichwie

3. Zur Sicherung der Theilnahme der zur Besichtigung dieser Catechisationen verpflichteten Jugend halten wir es für zweckmäßig, daß den Kirchenältesten zu Pfingsten jeden Jahres ein Verzeichniß der pflichtigen Jugend vom Prediger mitgetheilt werde, und erwarten von den Kirchenältesten, daß sie es selbst zu ihrer Amtspflicht sich machen werden, die Catechisationen abwechselnd zu besuchen und die bemerkten Fehlenden dem Prediger anzuzeigen. Gleicherweise halten wir es endlich

4. für höchst wünschenswerth, ja nothwendig, daß nächst der heiligen Schrift, welche die dieselbe überhaupt die alleinige und Grundquelle des christlichen Glaubens und Lebens ist, so für die kirchlichen Catechisationen überall am geeignetsten erscheint, — in den reformirten Gemeinden noch, falls es der Prediger für angemessen hält, weiterhin von einem Lehrbuche auszugehen, der Heidelbergsche Catechismus nach §. 103. (100.) des R. R., in den Lutherischen Gemeinden der kleine Lutherische Catechismus vor allen übrigen derartigen Lehrbüchern zu Grunde gelegt werden und in Anwendung kommen, weil dieses die Unterrichtsbücher sind, welche mit Gründung unserer Evangelischen Kirchen selbst in's Leben traten und die Grundlehren unseres evangelisch-christlichen Glaubens und Lebens unverfälscht und ungefärbt uns bieten.

Sie haben in Ihren Berichten auch über die jedesmal zu Grunde liegenden Lehrbücher sich zu erklären.

Kurfürstl. Consist. der Provinz Oberhessen.

(Über den religiösen Zustand des Waadtlandes.)

(Fortsetzung.)

Zu dem über die Maassregeln des Gouvernements Gesagten fügen wir die Mittheilung eines Ausschreibens desselben an seine Untergebenen hinzu, das im Herbst 1835 in Bezug auf einen zu feiernden Buß- und Betttag erlassen wurde. Wir wollen nicht zu großes Gewicht auf ein solches öffentliches Altesstück legen; doch ist in einem kleinen Lande, wo die Verwaltung dem übrigen Theile der Bevölkerung näher steht und die Beamten aus dem Volke selbst gewählt sind, der Gebrauch von bloß äußerlichen Formeln und Redensarten wenig zu fürchten, und im Allgemeinen wird man daraus auf die Principien schließen können, nach denen die Verwaltung verfährt.

„Geliebte Mitbürger! Ihr habt einen feierlichen Bußtag ankündigen hören, der zur selben Zeit in allen Kantonen unseres gemeinsamen Vaterlandes gefeiert werden soll. Diese allgemeine Feier hat etwas Gewaltiges und Ergreifendes. Sie erinnert uns, daß unser ganzes Vaterland Verzeihung zu suchen hat zu den Füßen des Thrones des Ewigen, Verzeihung für so viele Vergehungen, die gegen ihn von der ganzen Nation begangen sind. Sie erinnert uns, daß wir gemeinsam Segen zu erbitten haben; sie erinnert uns, daß nicht allein vaterländische, sondern auch religiöse Gefühle uns an unsere Verbündete knüpfen, nämlich die des christlichen Glaubens und der brüderlichen Liebe. Dieser Tag ist ein Zeugniß, daß die geistlichen Interessen des Schweizervolkes eben so wie die zeitlichen Gegenstand der Sorge seiner Obrigkeit sind.“ —

„Wenn wir uns heute an Euch wenden, geliebte Mitbürger, so geschieht es, weil wir Eure ernste Aufmerksamkeit auf die Feier des Euch

angesagten Fasttages richten und Euch freiwillig bekennen wollen, mit welchen Gefühlen Eure Vorgesetzten diesem außerordentlichen Tage der Demüthigung, der Buße, des Dankes und des Gebetes entgegensehen. Wir erblicken in der Feier dieses Festes, geliebte Mitbürger, einen Beweis, daß unser Glaube und unsere Religion noch in Einklang ist mit dem Glauben und der Religion unserer Väter, indem auch sie beständig einen solchen Tag gefeiert und ihn als wirksames Mittel, die göttliche Gnade zu erlangen, angesehen haben. Hauptsächlich aber scheint uns dieser Tag der Demüthigung und Buße geboten, weil wir Alle hinreichenden Grund haben, uns vor dem Herrn zu demüthigen und unsere Fehler zu gestehen, indem wir seine Gnade mißbrauchten. Ihr wißt es, geliebte Mitbürger, und Eure Vorgesetzte wissen es auch und sind betrübt darüber: es herrschen in unserer Mitte viele Fehler, es toben viele verderblicherische Leidenschaften, welche die öffentliche Ordnung verwirren und zugleich das heilige Gesetz des Herrn und unumschränkten Gebieters aller Völker verletzen. Obgleich das Geständniß ein schwerliches ist und nicht ohne Beschämung abgelegt werden kann, so müssen wir es Euch doch sagen, daß Unzucht und Ausschweifung, Trunksucht, Untreue, Nachsicht, Habsucht, häusliche Zwietracht die unglücklichen Opfer dieser traurigen Leidenschaften nur zu oft vor die menschlichen Gerichtshöfe geführt haben. Wir müssen Euch sagen, daß vielfache Übertretungen unserer Gesetze traurige Zeugnisse von dem unter uns herrschenden moralischen Zustande sind.“

„Welches Volk sollte sich mehr als wir durch öffentliche und Privatthugenden auszeichnen? Wir besitzen eine freie Verfassung; wir haben zahlreiche Mittel des Unterrichts; eine reine und heilige Religion, das Evangelium des Sohnes Gottes, wird uns gepredigt, und wir bekennen sie frei. Seit langer Zeit haben wir von der Güte Gottes besondere Gnabenerweisungen und Wohlthaten als Beweise seiner Liebe in reichem Maasse empfangen und empfangen sie noch täglich. Der Friede ist uns erhalten ungeachtet der Besorgnisse, welche wir mehr als einmal hatten, unsere glückliche Landschaft von Krieg und Unruhen verheert zu sehen. Überfluth herrscht überall in unserem Kanton; noch dieses Jahr hat uns die Hand Gottes reichlich Güter gesendet und die Erndte des Landmanns krönt die Arbeiten, welche der Herr hat geheißen lassen. Von Krankheiten und Seuchen ist bis jetzt unser Vaterland verschont geblieben, und gleichwohl fährt eine schreckliche Geißel fort, Europa heimzusuchen; sie hat sich uns genahet, sie ist in diesem Augenblicke nicht fern von uns und dennoch erreicht sie uns nicht, um uns die Gnade des Ewigen und seinen himmlischen Schutz zu zeigen.“

„In allen diesen Wohlthaten, geliebte Mitbrüder, haben wir eine dringende Veranlassung zur Erkenntlichkeit gegen Gott, und diese soll sich an dem zu begehenden Bußtage lebhaft an den Tag legen. Es liegen in der Annäherung der Cholera, die so viele Opfer ergreift und fortrast, auch ernste Mahnungen an uns; sie sagt, daß der Arm Gottes eben so mächtig ist zu strafen, als wie diejenigen zu bewahren, die auf ihn vertrauen. Mögen wir nun dasselbe Schicksal erfahren wie andere Völker, oder gnädig bewahrt werden bis an's Ende, in jedem Falle liegt in allen diesen Fügungen für uns eine große Lehre der Demüthigung und der Unterwerfung unter den Willen dessen, der alle Dinge regiert.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 6. August.

N^o 63.

Georg Hermes.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Erörterungen wird es weniger schwer seyn, sich in die Grundansicht von H., mit der wir es hier allein noch zu thun haben, zu finden. Diese besteht in der gänzlichen und unbedingten Läugnung jedes unmittelbaren Lebens- und Erkenntniszusammenhanges mit Gott. Der einzige gesetzmäßige Weg, zu Gott zu gelangen, ist der des Beweises. Dieser rechtfertigt nicht etwa bloß den schon vorhandenen Besitz vor dem Verstande, sondern er gewährt den Besitz selbst. Der Glaube ist nichts anders als die Anerkennung der Vernunftgründe und Beweise. Was sich neben diesem Denkglauben für Glauben ausgiebt, ist Schwärmerei, Mysticismus.

Wir sind vor Allem den Erweis schuldig, daß wir der Sache nicht zu viel thun, daß H. selbst sich offen und ohne Beschränkung zu der ihm beigelegten Grundansicht bekannte, daß hier von Consequenzmacherei gar nicht die Rede seyn kann. H. sagt in der Schilderung seiner eigenen Entwicklung, philos. Einl. S. III ff., klar und baar, daß er vor der Auffindung der Beweise für das Daseyn Gottes und die Realität der Offenbarung, welche ihm eine mühsame und unausgesezte Arbeit von zwanzig Jahren kostete, keinen Gott und keinen Christus hatte. Er hat den Vorsatz auf das Gewissenhafteste erfüllt: überall so lange als möglich zu zweifeln, und da erst definitiv zu entscheiden, wo er eine absolute Nothigung der Vernunft zu solcher Entscheidung vorweisen konnte. „Ich hatte eingesehen, daß es für Menschen kein sicheres Kriterium der Wahrheit gebe, außer die Nothwendigkeit (den zwingenden Beweis) allein; und mich selbst wesentlich täuschen, das habe ich weder gekonnt noch gewollt.“ Nachdem er die Überzeugung ausgesprochen, daß in allen wichtigeren Punkten die von ihm aufgefundenen Beweise ganz unumstößlich seyen, sagt er S. XI.: „Und so bin ich denn nun zu der Überzeugung — Dank sey es meinem Gotte, den ich gefunden habe! — gelangt, die ich so sehr wünschte und suchte: ich bin gewiß geworden, daß ein Gott sey; ich bin gewiß geworden, daß das Christenthum göttliche Offenbarung, und daß der Katholicismus das wahre Christenthum sey.“ Zweifelt man noch an der Richtigkeit des Verständnisses, das sich jedem zunächst darbietet, so vernehme man den Commentar des Schülers. Esser sagt S. 13.: „Diese Äußerung von H. ist mehrfach getadelt worden, weil man es unbegreiflich fand, wie er bei diesen Zweifeln mit gutem Gewissen in den geistlichen Stand habe eingehen und in diesem sogar an sakramentalischen Handlungen habe Antheil nehmen

können. H. würde hierauf die Antwort gegeben haben, daß er zu jeder Zeit bereit gewesen seyn würde, allem Christenthum zu entsagen, wenn er zur Erkenntniß seiner Unwahrheit oder seiner Unerweislichkeit gekommen wäre, wovon aber nur das Gegentheil der Fall gewesen; daß er aber bei seinen Zweifeln, d. i. bei dem Mangel der eigenen, selbsterrungenen vollständigen Überzeugung, die Verpflichtung erkannt habe, sich in seinen moralisch-religiösen Handlungen an die Überzeugungen so vieler Millionen einsichtsvoller und rechtschaffener Menschen der Mitwelt und Vorwelt hinsichtlich der höchsten Angelegenheiten des Menschen, auf welche ohne die größte Verachtung des Sittengesetzes nicht verzichtet werden dürfe, so lange gläubig anzuschließen, bis die eigene Einsicht die Stelle eines pflichtmäßigen Annehmens vollkommen vertreten haben würde.“ Hier wird auch nicht einmal daran gedacht, den Lehrer durch die Bemerkung zu rechtfertigen, daß der Überzeugung durch Vernunftgründe die unmittelbare, durch den heiligen Geist gewirkte vorange. Eben so wenig wird die Hochachtung der Kirche darauf begründet, daß sie im Besitze des heiligen Geistes ist. Die vorläufige Unterordnung unter sie gründet sich einzig und allein auf die gute Meinung von der Vernunft so vieler einsichtsvoller Menschen. H. glaubt erst auf das Zeugniß der Vernunft der Kirche, dann auf das Zeugniß der eigenen. — S. XVII. der philos. Einl. erfahren wir, daß „der zweifelsüchtige Beweis die Wurzel und die Bedingung des frommen Glaubens ist, wie der fromme Glaube die Wurzel und die Bedingung aller Tugend.“ Nach S. XVIII. besteht die Demuth des Glaubens darin, „daß man annimmt, was man nicht schauet, bloß deswegen, weil die Vernunft die Annahme fordert; und daß diese die Annahme fordere, das zeigt eben der geführte Beweis.“ Als den Zweck seines Buches bezeichnet H. S. XXIX. den „dem Unglauben und der mystischen Schwärmerei entgegenzuwirken.“ Letztere ist überall da vorhanden, wo man von „unmittelbar ergriffener Wirklichkeit und Wahrheit redet.“ — „Unglaube und mystische Schwärmerei sind beide für den vernünftigen Menschen unwürdig; denn beide entziehen sich der Herrschaft der Vernunft, welcher doch selbst nach der unverkennbaren Tendenz der Offenbarung jeder Mensch untergeordnet werden soll.“ Bei aller Toleranz ist er doch so abschließend, daß er Jedem, der nicht zu seinem Denkglauben sich bekennt, die Fähigkeit zur Bekleidung eines Lehramtes in der Kirche abspricht. „Wenn einer dieses nicht kann oder nicht will: so stehe er ab von seinem Vorhaben, damit er sich nicht in ein Amt eindringe, wozu er nicht berufen ist, und worin er in unserer Zeit unausbleiblich schaden wird.“ Eben so ausschließ-

send ist der Schüler. „Kann nun Einer“ — heißt es S. 97. — „auf einem kürzeren, leichteren und gemächlicheren Wege zur Erkenntniß der Wahrheit des Christenthums hinkommen, als dieses S. durch seine philosophische Einleitung bei dem mühsamsten Fleiße gelungen ist, so hat weder S. noch einer seiner Anhänger etwas dagegen, wenn es nur im Wege des consequenten Fortschreitens der Vernunft von ihren ersten Principien an, und nicht im Wege der Phantasie und des Gefühles geschieht.“ Unter dem Wege der Phantasie und des Gefühles wird hier derjenige mitbegriffen, welchen der Herr selbst als den einzig sichern bezeichnet: So Jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich, von mir selber rede. Ein Phantast erster Klasse ist, wer sich darauf beruft, er brauche nicht in dem Suchen Gottes zum Himmel emporzusteigen und zur Hölle herabzufahren, weil der Herr an ihm seine gnadenreiche Verheißung erfüllt habe: „Wer mich liebet, der wird von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren.“ — „Das Christenthum“ — heißt es S. 165. — „ist nicht deshalb wahr, weil ich darin geboren und erzogen bin, sondern es muß sich im Wege des Beweises und der Überzeugung erkennen lassen, wenn es wahr seyn soll.“ Nur zwei Zugänge zum Christenthum, entweder Geburt und Erziehung, oder der philosophische Beweis sind denkbar. Ein Drittes wird gar nicht als möglich gedacht. Und doch hat der Herr selbst dies Dritte so schroff und entschieden als das Einzige hingestellt: „So Jemand nicht von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Ja das Christenthum ist wahr, weil ich darin geboren und erzogen bin. Wäre ich das nicht, ich würde Jeden auslachen, der es mir andemonstriren wollte. Ich mag nur durch Gott mit Gott vereinigt werden. Ich mag meinen Gott nicht durch das Medium der kalten Grübler und Zweifler empfangen. Ihre Beweise sind mir eben so viele Zweifel. Denn der lebendige und wahre Gott wird ja seine Sache nicht so auf nichts gestellt haben, daß er, um Realität auf Erden zu gewinnen, der Unterstützung dieser Leute bedarf, von denen das Wort des Propheten gilt: Wer sind sie, die einen Gott machen, und Götzen gießen, der kein nütze ist? Siehe, alle ihre Genossen werden zu Schanden; denn es sind Meister aus Menschen. Es schmiedet einer das Eisen in der Zange, arbeitet in der Gluth, und bereitet es mit Hämmern, und arbeitet daran mit ganzer Kraft seines Armes; leidet auch Hunger, bis er nimmer kann, trinkt auch nicht Wasser, bis er matt wird u. s. w.

Man mißverstehe uns nicht. Wir wollen nicht jeder Beweisführung auf religiösem Gebiete entgegentreten, sondern nur einer solchen, wodurch die Sache erst wird, und womit sie steht und fällt. Wir wollen auch die Zulässigkeit einer philosophischen Beweisführung in der Weise der vorliegenden nicht grade läugnen. Calvin sagt irgendwo: David, da er wußte, daß er keine Flügel zum Fliegen hatte, machte sich Leitern, damit

er zum Himmel emporstiege, und solche Leitern mag sich Jeder nach seinem Bedürfniß bereiten. Wenn das Sichtbare gewisser ist als das Unsichtbare, und wessen ganzes geistiges Leben in die Verstandesreflexion aufgegangen ist, der bediene sich immerhin des Sages vom zureichenden Grunde als einer Leiter, wodurch er vom Sichtbaren zum Unsichtbaren emporsteigt. Er thut doch besser daran, als wenn er unten bleibt; etwas von unmittelbarem Gottesbewußtseyn, von religiösem Leben muß schon in ihm seyn, wenn er sich auch dessen gar nicht bewußt ist; denn sonst würde die Reflexion nicht diese Richtung nehmen. Aber dagegen muß man auf das Lebhafteste protestiren, wenn die Schwäche sich als die höchste Stärke gebährdet, wenn derjenige, der nur mit Krücken gehen kann, statt sich darauf zu beschränken, daß er seinen Leidensgenossen den Gebrauch der Krücken anempfiehlt, denselben auch denen aufdringen will, welche gesunde Glieder haben, ihnen die gesunden Glieder streitig macht, wenn sie sich seinem Vorschlage nicht fügen wollen, und höchstens in Bezug auf die Form der Krücken einige Abweichung gestattet, und das auch nur im Princip, nicht in der Praxis, wenn man, nicht zufrieden, in der Kirche geduldet zu werden, in ihr herrschen will.

Was uns zuerst entgegentritt, ist der Mangel an lebendigem Gottesbewußtseyn. Gott ist fern von einem Jeglichen unter uns, das ist die Grundlage der ganzen Ansicht. Und doch ist Gott nach der Schrift der, in dem wir leben, weben und sind. Man lese nur den 139ten Psalm: Herr du erforschest mich und kennest mich, um sich zu überzeugen, wie tief diese Ansicht selbst unter dem Alttestamentlichen Standpunkte steht. Jehovah, der Seyende, der Gott der Geister alles Fleisches, der durch seinen Geist die ganze Schöpfung beseelt, und in den Herzen seiner Gläubigen wohnt, ist kein Gott, der sich zwanzig Jahre suchen läßt. Er ist ein Gott, der Gebete erhört. „In dem Herr komm, stets ein: hier Sohn, schlummernd ist.“ — Wie weit die Unlebendigkeit des Gottesbewußtseyns in dieser Schule geht, das erhellt aus folgender Bemerkung. Sie selbst muß zugestehen, daß allem Beweisen ein unmittelbares Hirnwirklichhalten, ein Glauben vorangehen muß, daß zwischen dem Denken und Seyn keine Brücke des Beweises geschlagen werden kann. So bemerkt Esser S. 121., die Disputation mit einem jungen Manne, welcher die Beweisbarkeit Gottes angegriffen, habe, ungeachtet S. selbst seinem Schüler vorher den Gang vorgezeichnet, doch zu keinem Resultate führen können, weil „von der einen Seite selbst die einem jeden philosophischen Beweise nothwendig zu Grunde liegenden Sätze bezweifelt wurden.“ Und S. 147. sagt er: „Somit ist denn auch im Wege der Vernunft die gesuchte Wahrheit und Wirklichkeit nicht zu erreichen, wenigstens so lange nicht, als bis ihr irgend eine ihr unbezweifelbare Wirklichkeit gegeben ist. Wenn aber der Vernunft eine ihr unbezweifelbare Wirklichkeit gegeben ist, dann ist es für die Vernunft allerdings möglich, in dem nothwendigen Denken und Halten der Wirklichkeit weiter und weiter zu kommen, weil dann die Bedingung dargebracht ist, welche dargebracht seyn

muß, damit die Vernunft in Thätigkeit kommen könne.“ Soll nun doch einmal geglaubt werden, so liegt gewiß nichts näher, als daß Gott die erste Realität sey, die durch den Glauben ergriffen wird. Haben wir ihn, so haben wir zugleich auch die Gewißheit, daß unsere ganze niedere Erkenntniß Realität hat. Denn Gott wird sein Geschöpf nicht unvermeidlicher Täuschung ausgesetzt haben. Der Idealismus ist Produkt der Gottlosigkeit. Aber diese Schule schlägt einen anderen Weg ein. Sie glaubt an die Realität der Sinnenwelt; ein Baum, ein Stein ist ihr sicherer als Gott. Ich halte diese Dinge für wirklich, folglich sind sie wirklich. Von da geht es dann, unter Anwendung des Satzes vom zureichenden Grunde, weiter und weiter, bis man endlich zu Gott, oder wenigstens zu einem Gedanken von einem Gott kommt. *) — Damit hat man denn zugleich auf traurige Weise die Sache von dem praktischen Gebiete auf das theoretische versetzt. Wer Gott läugnet, dem darf und muß man die Sache in's Gewissen schieben; man kann ihn ohne Widerlegung stehen lassen, so gut und noch unendlich besser, wie einen Mörder, der sein Verbrechen mit stattdlichen Gründen vertheidigen will. Wer aber die Realität der Sinnenwelt befreitet, oder die Realität des Satzes vom zureichenden Grunde, oder die Art und Weise seiner Anwendung, den kann man im besten Falle nur wegen seiner Verstandesschwäche bedauern. Man wird dann im Principe wenigstens — in der Praxis findet gewöhnlich das grade Gegenteil statt — äußerst duldsam, aber diese Duldsamkeit beruht nur auf der Unsicherheit, welche die eigene Erkenntniß, wie jede bloß auf theoretischem Wege erworbene, hat, und ist daher sittlich durchaus werthlos. Daß die sich selbst rühmende Toleranz von H. eine solche Wurzel hatte, geben seine eigenen Worte S. XIII. deutlich zu erkennen: „Wenn man länger denn zwanzig Jahre unausgesetzt gerungen hat, eine Überzeugung zu gewinnen, und vor dem Richterfühle der Vernunft haltbar zu begründen, und wenn man dabei der Abwege so viele, und mitunter so täuschende gewahr geworden ist, so verschwindet aller Dünkel und alle Aufgeblasenheit, die Quelle der Intoleranz, und man wird duldsam gegen Jedermann.“

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n .

(Über den religiösen Zustand des Waadtlandes.)

(Fortsetzung.)

„Der Fasttag, zu dem wir Euch einladen, geliebte Mitbürger, ist endlich ein Betttag. Obrigkeit und Unterthanen, Prediger und Gemeinen sollen vereint vor dem Throne Gottes, des Königs aller Könige,

erscheinen, um für das Vaterland, für die Vorgesetzten, für jede Familie unseres Kantons zu beten. Wenn wir bisher von der Güte Gottes viel erlangt haben, so haben wir um die Bewahrung der Gnade dieses liebenden Vaters zu bitten, haben zu ersuchen, daß wir in Zukunft einen besseren Gebrauch von den Gaben und Wohlthaten des Herrn machen, und daß neue Segnungen, neue Hülfen des heiligen Geistes und der göttlichen Gnade auf uns herniederkommen. So möge nun Jeder diesen Tag zu einem Betttage machen und Aller Stimmen sich zu dem erheben, der allein gut und gnädig ist.“ —

„Wir fügen, geliebte Mitbürger, zu dem Gesagten nichts weiter hinzu, weil andere Stimmen sich an dem feierlichen Tage zu Euch wenden werden. Eure Prediger werden zu Euch im Namen Gottes und nach seinem heiligen Gesetze reden. Sie werden zu Euch ernste, wichtige, feierliche Dinge als Diener des Gottes reden, dessen Willen und Beschlüsse sie verkünden; sie werden dieselben aus der Kenntniß, welche sie von dem Zustande Eurer Seelen besitzen, schöpfen, Euch darüber aufklären, wie gefährlich es für den Einzelnen wie für die Völker ist, in Gottlosigkeit und Empörung gegen Gott zu leben. Sie werden Euch Buße predigen, Euch die Mittel des Heils darlegen, welche das Evangelium dem Schuldbeladenen darbietet, in Euch dringen, Euch mit Gott versöhnen zu lassen durch den Erlöser, der uns losgekauft hat, Euch durch die gnädigen Verheißungen des Herrn trösten. An diesem Tage werdet Ihr mit mehr Sammlung, mehr Zutrauen, mehr Empfänglichkeit Worte hören müssen, die vielleicht stark, aber mit Liebe gesagt sind, und aus dem Munde Gottes selbst kommen, weil sie aus seinem göttlichen Worte geschöpft sind.“

„Wir beschwören Euch, geliebte Mitbürger, denkt von diesem Augenblicke an daran, diesen Tag zu feiern. Nicht allein er selbst, an dem das Gesetz jede Zerstreuung, jede Unordnung und jeden excess verbietet, sey durch allgemeine Ordnung ausgezeichnet, sondern auch alle Sonntags- und Festtage mögen in Zukunft besser geheiligt werden.“

„Eure Vorgesetzten werden Gott danken, wenn die Gefühle, welche Eure Herzen an dem heiligen Tage erfüllen, dem Ewigen angenehm sind und ihn geneigt machen, seine Gnade Euch fernerhin zu erweisen. Sie werden Gott danken, wenn die Schweiz und besonders unser Kanton nicht aufhören, der Gegenstand des göttlichen Schutzes zu seyn. Sie werden ihm danken, wenn ihre Bemühungen und Sorgen zum gemeinsamen Glück, zur Aufrechthaltung der guten Sitten, zum Fortschritte des Reiches Gottes beitragen.“ —

Aus dem Bisherigen darf man folgern, daß in der Menge ein tiefes inneres Werk begonnen hat und immer festere Wurzeln faßt. Jedoch es erhebt sich, nachdem der unmittelbare Gegensatz gegen das neue Leben schwächer geworden ist, seit einiger Zeit ein anderer nicht minder gefährlicher Feind. Wir meinen den Geist der politischen Aufregung, der gewöhnlich radikale Ansichten begleitet. Solche politische Vorurtheile geben eine ängstliche Unruhe und Unbehaglichkeit, ziehen von den Beschäftigungen und Pflichten des täglichen Lebens ab, führen Menschen ohne Beruf in ein Gebiet, wo sie nicht an ihrer Stelle sind und erzeugen endlich in der großen Menge durch die Dinge, welche gewöhnlich diese Vorurtheile begleiten, einen großen religiösen und moralischen Leichtsinn. Wer die Mittel kennt, durch welche der Radikalismus sich verbreitet, die politischen Versammlungen, wo er gepredigt und Jünger für ihn angeworben werden, die Beschaffenheit der eifrigsten Vertheidiger, die er unter der Masse des Volks hat, wird diesen Vorwurf vollkommen gegründet finden. Nicht von dem Patriotismus an sich hat die Frömmigkeit etwas zu fürchten, aber wohl von jenem unruhigen Patriotismus, der sich in Vivats und Gastereien ausläßt und die Schenke zum Mittelpunkt hat.

*) Ringendorf sagt in dem „Methodus zu predigen“, naturelle Reflexionen S. 39.: „Der Welt: Niemand als ihren einigen Gott, Jesum Christum; und wer den nicht annehmen will, einen Atheisten bleiben lassen sein Leben lang; denn es ihm doch nichts helfen kann, daß er einen Gott glaubt, der anders heißt.“

Übrigens machen wir bemerklch, daß der Kanton Waadt niemals radikalen Maaßregeln geneigt gewesen ist; aber diese Parthei scheint in der letzten Zeit Fortschritte im Volke gemacht zu haben. —

Wir können hier eine Behauptung von Dr. Röhr in einem Reisebericht, den er seiner Gemeinde von der Kanzel gegeben hat und aus dem man Auszüge in der Allg. Kirchenzeitung, Jahrg. 1835 Nr. 191., findet, nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Verf. sagt hier von der Schweiz: „Der sogenannte Radikalismus fand in dem Pietismus seinen eifrigen Helfershelfer.“ — Der Zweck dieser Bemerkung liegt nahe; es soll nicht so sehr eine Bemerkung über die Schweiz gemacht, als Deutschland eine Lehre gegeben werden. Doch beruht diese Behauptung durchaus nicht auf der Wahrheit. Die, welche Dr. Röhr Pietisten nennt, gehören zu allen Abstufungen der politischen Ansichten, aber es ist sicher, daß nur eine sehr geringe Zahl derselben den radikalen Ansichten ergeben ist. Man könnte vermuthen, daß die Unterdrückung, welche im Kanton Waadt Jahre lang gewährt hat, den Geist der Insubordination unter ihnen befördert habe; aber man hat dies niemals bemerkt, ja Einige haben sogar zuerst sich gewigert, sich in öffentliche Angelegenheiten zu mischen, woran sie unseres Bedünkens sehr unrecht thaten. Übrigens ist bekannt, daß der Kanton Waadt in der Schweiz eine vermittelnde Stellung einnimmt, zwischen dem Radikalismus von der einen und der alten Aristokratie von der anderen Seite, und die „Pietisten“ nehmen im Allgemeinen dieselbe Richtung. In der ganzen Schweiz gehören dieselben keiner politischen Farbe ausschließlich an. In Genf hat sich die Erweckung besonders in den höheren Ständen verbreitet, welche durchschnittlich der konservativen Parthei angehören. Die Leute dagegen aus den niederen Ständen, die von der religiösen Bewegung ergriffen sind, führen ein zurückgezogenes Leben, welches sie von aller politischen Aufregung fern hält. Im Allgemeinen könnte man den Evangelischen eher eine Tendenz, sich zu sehr von der Welt zurückzuziehen, als demagogische Gesinnungen Schuld geben. — Neuchâtel gilt nicht als radikal und der evangelische Theil hat hier gar keinen Antheil an der aufwütherischen Bewegung im Jahre 1831 genommen, sondern sich vielmehr auf das Bestimmteste derselben entgegengestellt und die Waffen zu Gunsten des Königs ergriffen. — In Basel ist Alles, was dem Pietismus angehört, dem Radikalismus entschieden entgegen. Da der Pietismus besonders in der Stadt verbreitet ist, so haben die Feindseligkeiten mit der Landschaft diesen Gegensatz gegen Radikalismus noch vermehrt, und während dieser Feindseligkeiten sind diejenigen Landgemeinden, in denen die religiöse Erweckung am meisten Eingang gefunden hatte, der Stadt treu geblieben. — Dieses sind nun aber die Kantone, wo die meisten „Pietisten“ sich finden. Wenn Dr. Röhr mit mehr Unpartheilichkeit und Unbefangenheit die religiöse Erweckung in der Schweiz betrachtet hätte, so würde er wohl interessantere und wahrere Mittheilungen darüber haben machen können.

Das Christenthum hat seinen wohlthätigen Einfluß auf alle Verhältnisse des praktischen Lebens ausgeübt. Zwar wiederholten die Gegner desselben den alten Vorwurf, daß die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben eine sittliche Schlassheit herbeiführe. Aber sie standen damit im Widerspruche gegen sich selbst, indem sie zugleich die Nomiers eines übermäßigen Rigorismus, einer finsternen Strenge beschuldigten, welche einen düsteren Schleier über das ganze Leben verbreite. Diese Anklage, wenn man ihr den feindlichen Charakter nimmt, ist ohne Zweifel

ein günstiges Zeugniß für den sittlichen Ernst der Evangelischen, der durch die augenscheinlichsten Thatfachen sich Unerkennung erzwingt. Oft sahen weltlich gesinnte Menschen einen, welcher bisher dieselbe Gesinnung geheilt hatte, aus Handlungen, die er früher ohne Bedenken ausgeübt hatte, sich ein Gewissen machen und hinfort sich derselben enthalten. Kaufleute, die früher Schleichhandel getrieben oder solche Waaren gekauft hatten, schickten dem Staat die Summe zu, um die sie ihn betrogen hatten, ohne die Schmach dieses Geständnisses zu fürchten. Unbemittelte Leute entsagten Erwerbszweigen, die sie mit ihrem Gewissen nicht vereinigen konnten. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte in seiner Gemeinde einen armen Schneider, der sich mancherlei Unrechlichkeiten zu Schulden kommen ließ. Beim Erwachen des neuen Lebens fielen ihm diese auf's Herz und er hatte große innere Kämpfe zu bestehen; endlich aber siegte die Pflicht. Er suchte sich genau aller derer zu erinnern, denen er Unrecht gethan, berechnete sich, so gut er konnte, wie viel er ihnen entzogen hatte und begab sich nach und nach zu einem Leben, um seinen Fehler zu gestehen und wieder gut zu machen. Er hatte dabei viel Spott und Verachtung auszustehen, aber er beharrte bis an's Ende. Solche und ähnliche Handlungen könnte man viele anführen, aber schon die angeführten zeigen, welchen tiefen Einfluß der evangelische Glaube auf diejenigen ausübte, welche ihn angenommen.

Jedoch hat die Heiligung oft einen besondern Charakter angenommen. Das Leben wird ganz von dem Grundsatz beherrscht, daß ein Kind Gottes nichts mit der Welt gemein haben muß. Daher eine beständige Polemik gegen Alles, was von der Welt ist und eine lebhafteste Opposition gegen weltliche Lustbarkeiten. Eins der gewöhnlichsten Kennzeichen der Befehrung ist die Lossagung von allen Gesellschaften, welche nicht geradezu die Erbauung zum Zweck haben. — Eine andere Weise, wie sich zum Theil der Ernst des neuen Lebens zeigt, ist die strenge Sonntagsfeier. Man sieht den Sonntag ziemlich allgemein als Fortsetzung des jüdischen Sabbaths an und die meisten Evangelischen halten es für eine Sünde, ohne dringende Veranlassung irgend eine Arbeit an ihm zu verrichten. Man gibt mit Grund der Vernachlässigung des Sonntags einen Theil des jetzigen Verderbens Schuld und deßhalb ist in Weyher 1834 eine Gesellschaft für die Heiligung des Sonntags gegründet. Die Glieder der Gesellschaft verpflichten sich, ihn für ihren Theil streng zu feiern und in ihren Familien feiern zu lassen, verbreiten die Traktate, die von der Gesellschaft über diesen Gegenstand ausgegeben werden, und muntern durch eigene Ansprachen zur ernstlichen Feier des heiligen Tages auf. Es ist zu wünschen, daß die Gesellschaft Einfluß erlangt, denn ohne Zweifel ist der Sonntag für Manche ein Tag zeitlichen und geistlichen Verderbens. Übrigens übt diese Gesellschaft indirekt auch darin einen gewissen Einfluß aus, daß sie die Aufmerksamkeit auf die Gründe der Ansicht lenkt, daß der Sonntag nur der Zeit nach von dem jüdischen Sabbathe unterschieden sey. Es wäre ein glücklicher Umstand, wenn sie Viele zu der Erkenntniß brächte, daß der wahre christliche Sabbath das Leben ist, verborgen mit Christo in Gott, da alle Tage dem Herrn geweiht sind. — Wir haben diese beiden besondern Züge des christlichen Lebens nicht grade als Fehler bezeichnen wollen, doch liegen allerdings Abwege hier sehr nahe, und daß Manche die äußere Form schon jetzt überschätzen, läßt sich nicht verkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 10. August.

N^o 64.

Georg Hermes.

(Schluß.)

Der zweite Vorwurf, den wir zu erheben haben, ist der des Pelagianismus. Er hängt mit dem ersten eng zusammen. Wo Unlebendigkeit des Gottesbewußtseyns, da ist auch Mangel an Erkenntniß der Sünde und der Gnade. Pelagianismus gewahren wir hier, wohin wir nur sehen; er tritt fast auf naive Weise überall hervor; man sieht, wie der Lehrer und seine Schüler die Sätze, die aus seinem Gegentheil fließen, gar nicht einmal fassen, sich gar nicht auf den Standpunkt derjenigen, welche sie vertheidigen, versetzen können.

Pelagianisch ist die Ansicht, daß die Religion auf zwingende Weise bewiesen werden könne, so daß man Jemanden nur dazu zu bringen brauche, daß er im Disputiren standhalte, um ihn zum religiösen Manne zu machen. Wir werden durch solche Verheißungen des Lehrers an die Schüler lebhaft an einen Aufschlag eines Professors Martini in Helmstädt erinnert, welcher die Studenten einlud, sie möchten sich auf dem St. Annenberge einfinden, er wolle lehren, wie man sich fest machen könne (vgl. Henke, die Universität Helmstädt, Halle 1833, S. 77.). Als die Studenten mit allerlei Schießgewehr an dem bezeichneten Orte zusammengekommen waren, löste sich die Sache in eine bloße Mystifikation auf. Eben so wird es auch hier ergehen. Das compelle intrare ist eben so verkehrt, wenn man sich der Beweise, als wenn man sich der Schläge und Martern bedient. Wer die menschliche Natur, die Tiefe des sündigen Verderbens kennt, der weiß, daß es keine von der Neigung unabhängige Erkenntniß im Menschen gibt, daß aus dem Herzen die guten Gedanken herkommen wie die bösen, daß, weil es mit den letzteren nach dem Ausspruche des Heilandes von Natur angefüllt ist, vor Allem das Herz durch den Geist Gottes erneuert werden muß, damit aus ihm die guten Gedanken in den Kopf emporsteigen. Ist dies geschehen, so ist das Beweisen leicht; den Gelehrten ist gut predigen; ist es nicht geschehen, so kann der Beweisende nur die Absicht haben, den Sinn dafür, den Wunsch danach zu erwecken. Er muß laut und nachdrücklich erklären, daß mit seinen Beweisen der Glaube weder steht noch fällt. — Die Schrift sagt nicht umsonst so oft und nachdrücklich, Gott habe Pharao verhärtet, so daß auch die handgreiflichsten Beweise auf ihn keinen Eindruck machten. Pharao ist auch in dieser Beziehung Typus, Repräsentant. Gott verhärtet noch täglich. Durch ihn ist die menschliche Natur so eingerichtet, daß nie der isolirte Verstand zur Erkenntniß der Wahrheit kommen kann, daß diese nur der Preis der Zubehr des ganzen Wesens zu ihm ist, der Anfang der Weisheit, die Furcht

Gottes. Eben so sind auch seine Offenbarungen in Natur und Geschichte, die Kundgebungen seiner Vorsehung so eingerichtet, daß er in Allem nur von den Suchenden gefunden werden kann; überall wird dem ungläubigen und verkehrten Herzen eine kleine Handhabe gegeben. Auch dies zeigt uns die Geschichte Pharaos in einem großartigen Beispiel. Die ersten Wunder werden von den Ägyptischen Zauberern unter Gottes Zulassung im Kleinen nachgemacht; bei allen, das letzte ausgenommen, findet sich ein natürliches Substrat, welches Pharao zur natürlichen Erklärung einladet. — Jesus antwortete und sprach: Ich preise dich Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbart. Ja Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir. Hat Gott verborgen, wie kann denn der Mensch sich unterfangen, offenbaren zu wollen? Preist Jesus Gott nicht weniger deshalb, weil er verborgen, als weil er geoffenbaret, so heißt es Gott seiner Ehre berauben wollen, wenn man seine relative Verborgenheit läugnet. S. preist Gott, daß er ihm die Mittel gegeben, auch die Weisen und Klugen zum Glauben — jedenfalls kein anderer, als von dem es heißt: auch die Teufel glauben und zittern — zu zwingen. — Wir wollen hier aus dem goldenen Abschnitt in des trefflichen Pascal's, dessen Gotteserkenntniß in dem Boden der Selbsterkenntniß wurzelte, Pensées, *) dessein de dieu de se cacher aux uns, et de se découvrir aux autres, einige dahin gehörige Stellen mittheilen: S'il eust voulu surmonter l'obstination des plus endurcis, il l'eust pu, en se découvrant si manifestement à eux, qu'ils n'eussent pu douter de la vérité de son existence. — Voulant paroître à decouvert à ceux, qui le cherchent de tout leur coeur, et caché à ceux, qui le fuyent de tout leur coeur, il tempere sa connoissance, en sorte, qu'il a donné des marques de soi, visibles à ceux, qui le cherchent, et obscures à ceux, qui ne le cherchent pas. — Il y a assez de lumière pour ceux, qui ne desirent, que de voir et assez d'obscurité pour ceux, qui ont une disposition contraire. — Il y a assez de clarté pour éclairer les élus, et assez d'obscurité pour les humilier. — Il y a assez d'obscurité pour aveugler les réprouvez, et assez de clarté pour les condamner et les rendre inexcusables. — Si le monde subsistoit pour

*) Von dieser Schrift erscheint in einigen Wochen in der Eichter'schen Buchhandlung eine neue, schön ausgestattete Ausgabe, auf welche wir unsere Leser vorläufig aufmerksam machen. Nicht bloß der Theologe, jeder Gebildete sollte dies Buch lesen und wieder lesen.

Anmerk. der Red.

instruire l'homme de l'existence de dieu, sa divinité y reluiroit de toutes parts d'une maniere incontestable. Mais comme il ne subsiste, que par Jesus Christ, et pour Jesus Christ, et pour instruire les hommes, et de leur corruption et de la redemption, tout y éclate des preuves de ces deux veritez. Ce, qui y paroist ne marque ny une exclusion totale, ni une présence manifeste de la divinité, mais la présence d'un dieu, qui se cache: tout porte ce caractere. — Jesus Christ est venu afin que ceux qui ne voyoient point vissent, et que ceux qui voyoient devinssent aveugles: il est venu guérir les malades, et laisser mourir les sains; appeler les pecheurs à la penitence et les justifier, et laisser ceux qui se croyoient justes dans leurs pechez; remplir les indigens, et laisser les riches vuides. — Qu'on ne nous reproche donc plus le manque de clarté, puisque nous en faisons profession. Mais que l'on reconnoisse la verité de la Religion dans l'obscurité même de la Religion, dans le peu de lumiere que nous en avons, et dans l'indifference que nous avons de la connoistre. — Comme Jesu Christ est demeuré inconnu parmy les hommes, la verité demeure aussi parmy les opinions communes sans difference à l'exterieur. Ainsi l'Eucharistie parmy le pain commun. — On n'entend rien aux ouvrages de Dieu, si on ne prend pour principe, qu'il aveugle les uns et éclaire les autres.

Pelagianisch ist die Ansicht, daß die Religion auf zwingende Weise bewiesen werden müsse, daß jeder nicht bewiesene Glaube Aberglaube sey. Diese Ansicht kann nur dann aufgestellt werden, wenn man die menschliche Natur als in sich abgeschlossen, als der innerlichen Einwirkungen der göttlichen Gnade weder bedürftig noch fähig betrachtet. Die furchtbaren Consequenzen, die daraus hervorgehen, liegen am Tage. Kommt alles auf das Zeugniß des heiligen Geistes an, so steht der Professor und der Bauer auf gleicher Stufe. Der erstere spricht mit David: Ich will mit den Mägden zu Ehren kommen. Es gilt dann, was der liebe Thomas a Kempis, der, wenn diese Schule aufkäme, wohl fortan unter der Bank liegen würde, sagt: Besser ist fürwahr ein demüthiger Bauer, der Gott dient, als ein stolzer Philosoph, der, sich vernachlässigend, den Lauf des Himmels beobachtet. Ist der Beweis das A und das D, so glaubt nur der Professor wahrhaft, und die Laien glauben an den Professor. Sie sind in religiöser Hinsicht Pöbel. Man wird unwillkürlich an ein gewisses Verhältniß, welches in Bezug auf das Trinken der Spirituosa zwischen Reichen und Armen bei den Kalmücken statt findet — der Genuß der letzteren ist ein bloß vermittelter — erinnert. — H. beruft sich S. XXII. darauf, daß sich schon bei den Vätern und Lehrern der Kirche, bis auf Duns Scotus herab, philosophische Beweise und Vertheidigungen in großer Menge finden. Duns Scotus können wir ihm allenfalls lassen; aber die übrigen hätte er in Ruhe lassen sollen; es ergeht ihm mit ihnen ähnlich wie Saul, da er den Schatten Samuels heraufbeschwor. Ein Augustinus z. B. hat sicherlich solches nicht gethan. Keiner hat sich so weit vergessen, daß er den Glauben

von dem Denken abhängig gemacht, das Herz von dem Kopfe, den Himmel von der Erde, Gott vom Menschen.

Pelagianisch ist die Ansicht, daß Alles auf die Aufklärung des Verstandes über die religiösen Wahrheiten ankomme, wie sie H. z. B. in seinen Äußerungen über den Religionsunterricht der Jugend bei Esser S. 25. ausspricht, wo es unter andern heißt: „Bei klarer Erkenntniß der Sache, bei Hinlenkung des jugendlichen Willens auf die Gegenstände der Religion und der Sittlichkeit, wofür der Lehrer alle Sorge zu verwenden verpflichtet sey, meinte H., werden die eigentliche Frömmigkeit und die damit verbundenen religiösen Gefühle schon von selbst kommen, in denjenigen Jahren nämlich, welche der eigentlichen wahren Frömmigkeit fähig sind.“ Verhält sich die Sache so, wozu bedarf es dann einer Wiedergeburt, warum blickte das Volk des A. B. so sehnstuchsvoll hin auf die Zeit, da der Geist ausgegossen werden sollte über alles Fleisch?

Pelagianisch ist die Behauptung (vgl. Esser S. 168.), daß die übernatürlich geoffenbarten Lehren nur unter der Bedingung wahr seyn, daß sie „mit den natürlich geoffenbarten Lehren, d. i. mit den Wahrheiten der Vernunft, nicht in Widerspruch stehen.“ Das System, das vom heiligen Geiste nichts weiß, kennt keine andere als die natürliche Vernunft. Diese für ein reines Medium der göttlichen Offenbarung erklären, und somit für den Prüffstein für alle äußere Offenbarung, kann nur, wer von der Wahrheit des: durch Adam's Fall ist ganz verderbt, menschlich Natur und Wesen, gar keine Ahndung hat.

Pelagianisch ist die Verkennung des Unterschiedes zwischen heidnischer und christlicher Moral, wie sie sich z. B. in der Äußerung über Fichte, philos. Einl. S. 446. ausspricht: „Sollte wohl Fichte nicht ernstlich Gott gesucht haben, oder den gefundenen der Falschheit in Verdacht gehabt haben? er, der in seinen moralischen Schriften, wie kein anderer Philosoph, zur Heiligkeit spornet und hebt, und der — einige aus Vorurtheil entsprungene Behauptungen abgerechnet — durchgängig den Geist der Moral Jesu Christi darin abbildet.“ Verhält es sich so, so darf der Heide kühn mit dem Jüngling sprechen: Was fehlt mir noch? Sind Christenthum und Heidenthum in der Moral nicht verschieden, so kann die dogmatische Verschiedenheit nicht ferner in Betracht kommen.

Was werden die Folgen seyn, wenn dieses System in der Katholischen Kirche Deutschlands mehr und mehr Eingang gewinnt? wenn es ihm gelingt, in ganzen Gegenden die Saat niederzutreten, welche der Deutsche Fenelon, Sailer, und Andere ihm Gleichgesinnte, namentlich der ehrwürdige Kreis frommer Katholiken in Münster, ausgestreut hatten, Männer, die ohne sich äußerlich und innerlich von ihrer Kirche loszusagen, das in ihr enthaltene christliche Element hervorhoben, und mit Liebe in sich und Anderen pfl egten.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß einzelne Zweifler dadurch äußerlich für das Christenthum und den Katholicismus wiedergewonnen werden können, wie Esser S. 41. einen solchen Fall anführt. Wir wollen auch nicht läugnen, daß bei Einigen unter diesen später das Herz dem Kopfe folgen wird,

so daß sie mit Wahrheit sprechen können: Wir glauben nun fortan nicht um deiner Rede willen; wir haben selbst gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.

Aber diese Vortheile im Einzelnen sind gar nicht im Stande, die Nachtheile im Ganzen und Großen aufzuwiegen. Im besten Falle wird die Kirche, falls diese Richtung um sich greift, in eine Schule äußerlich orthodoxer Sophisten — Sophist ist auf theologischem Gebiete Jeder, von dem das: ich glaube, darum rede ich, nicht gilt — verwandelt werden. Dabei kann die Sache aber auf die Dauer nicht stehen bleiben. Die Erfahrung lehrt, daß immer, wenn die Religion auf das Gebiet des Verstandes herübergeworfen wird, dieser, so gläubig er sich anfangs gebähret, damit der Reisende bei ihm einfahre, ihn nachher, wenn er sorglos sich seiner Obhut anvertraut hat, im Schlafe meuchlings überfällt und tödtet. Man betrachte z. B. das Verhältniß der Wolffschen Philosophie zum Christenthum. Anfangs nichts als Harmonie. Was die Frömmigkeit glaubte, das erwies die Philosophie mit mathematischer Gewißheit als vernunftgemäß. Die Theologen ließen sich berücken; sie räumten die nothwendige Vernunftgemäßheit und Beweisbarkeit der Religion ein, indem sie also mit Hilfe dieser Philosophie einen Sieg über die Freigeister zu erringen hofften. Nun warf der Wolf die Schafskleider ab; die natürlichen Neigungen nahmen die natürliche Vernunft als ihr rechtmäßiges Eigenthum wieder in Besitz; das Zugeständniß der Theologen blieb in Kraft; das male parta bestätigte sich; der Kampf des Glaubens gegen den Unglauben verwandelte sich in einen Kampf des Scharfsinns wider den Scharfsinn, dem von Gott kein Sieg verheißen ist, und der auch menschlicherweise auf die Dauer ihn nicht erringen kann, weil der Feind innerhalb des eigenen Lagers versteckte Bundesgenossen hat.* In dem vorliegenden Falle werden diese Folgen um so sicherer und allgemeiner eintreten, je bedeutender die Zugeständnisse sind, welche die Theologie schon

von vorn herein gemacht hat, um sich mit der Philosophie allüren zu können, je unchristlicher der Geist der herrschenden Philosophie. Wer sich einmal der Philosophie anvertraut hat, der ist nicht ferner sui juris, er ist unter ihre Gewalt verkauft. Mag es auch dem Einzelnen nothdürftig gelingen, sich zu fixiren, das Ganze wird unaufhaltsam mit dem reisenden Strome fortgeführt.

Aber auch die Theologie als Wissenschaft wird durch diese Richtung ihrem Verfall entgegengeführt. Das theologische Interesse wird bei ihr ganz durch das philosophische verschlungen. Exegese, Kirchengeschichte erscheinen, wenn nicht als unwesentlich, doch als außerwesentlich. Die dürftigsten Leistungen werden hier als genügend erkannt, wie H. selbst (Esser S. 42.) die Kirchengeschichte eines Jesuiten, Clemens Becker, sehr hoch hielt, „weil in ihr ein so gesunder Menschenverstand und eine so natürliche Kritik herrschte.“

Denen, welche uns entgegenrufen möchten, was gehen dich die draußen an, antworten wir: Christiani nihil a me alienum puto, und geben ihnen das: Tua res agitur, u. s. w., zu bedenken. Über den Vorwurf der Persönlichkeit fühlen wir uns erhaben. Wir hätten die Person von Herzen gern aus dem Spiele gelassen, wenn nicht die Sache auf's Engste mit ihr verflochten wäre. Übrigens gehört sie der Geschichte an. Wir schließen mit den Worten Vaco's, de dign. et augm. scient. p. 77 opp.: Ex intuitu rerum naturalium atque humanae rationis principiis de fidei mysteriis vel rationari, vel etiam suadere vehementius, aut rursus ea curiosius introspicere et ventilare, et de modo mysterii inquirere, haud tutum meo iudicio fuerit. *Da fidei, quae fidei sunt.* Nam vel ethnici, in illustri illa et divina de aurea catena fabula hoc ipsum concedunt, quod Jovem de coelo ad terras deducere nec homines potuerunt, nec Dii, e contrario, quod Jupiter pertrahere eos potuerit e terra ad coelum. Quare frustra sudaverit, qui coelestia religionis arcana nostrae rationi adaptare conabatur: decebit potius mentes nostras ad coelestis veritatis thronum adorandum attollere.

M a c h r i c h t e n .

(über den religiösen Zustand des Waadtlandes.)

(Fortsetzung.)

Von der Ausdehnung der religiösen Erweckung zeugt die beträchtliche Anzahl von religiösen und mildthätigen Gesellschaften, die sie hervorgeufen hat. Wir wollen uns nicht aufhalten bei den verschiedenen Kleinkinder- und Sonntageschulen, den Verpflegungsanstalten für arme Kinder, wie sie z. B. zu Nyon, Echichens, Bebec, La Dausaz vorhanden sind, und der Gesellschaft zur Verpflegung der armen Kranken, welche für unheilbar erklärt sind, wo mehr als hundert dieser Unglücklichen unterhalten werden. Wir begnügen uns von den wichtigsten religiösen Gesellschaften, die ihren Mittelpunkt zu Lausanne haben und sich von hier aus über das ganze Land verzweigen, zu reden. Die religiöse Traktatgesellschaft arbeitet von hier aus mit Beharrlichkeit an ihrem demüthigen und oft verkannten Werke. Eine Bibelgesellschaft ist von Professor Lebade gegründet; von noch bedeutenderem Einflusse aber

*) Man vernehme nur hierüber den schadenfrohen Verfasser des Versuches „einer historischen Entwicklung der Ursachen, durch welche die Dogmatik in dem protestantischen Theile von Deutschland seit der letzten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts eine neue Gestalt erhalten hat,“ in Staudlin's Beiträgen, Bd. 4. 1798. S. 16 ff. Es heißt dort unter Anderem: „Im Anfange machte sie (die Wolffsche Philosophie) von diesem neu errungenen Rechte der Vernunft einen bebutsamen Gebrauch. Sie schmiegte sich genau an das Kirchensystem an. Sie verlangte nur Duldung, und fand diese mit Mühe durch das Versprechen, jenem Systeme nicht nachtheilig zu seyn, sondern auch es schärfer zu verteidigen. Man suchte also beide in Harmonie zu setzen, und wußte die Ecken, wo sie zusammenstießen, künstlich genug abzurunden oder zu verstecken. Allein diese Anglistlichkeit, die Philosophie ja nicht in Collision mit dem dogmatischen Systeme zu bringen, verlor sich allmählig, sobald sich die erste eine allgemeine und feste Existenz gesichert hatte. Man folgte nummehr den philosophischen Principien (d. h. den Lüsten des verderbten Herzens), ohne sich durch eine furchtsame Bescheidenheit länger fesseln zu lassen, und fand sich durch sie bald zu Resultaten geführt, die mit einigen bisher angenommenen Dogmen in einem offenbaren Widerspruche standen. — Auf diese Art war es vorzüglich die Wolffsche Philosophie, welche eine Umfassung der Glaubenslehre vorbereitete, herbeiführte und bewirkte.“

ist die allgemeine Hülfs-Bibelgesellschaft, der sich eine große Anzahl Privatgesellschaften und Comités an verschiedenen Orten anschließen. Die von ihr vertheilten Bibeln sind ohne Apokryphen, während die von der Lezabeschen Gesellschaft sie noch enthalten. Diese Gesellschaft verbreitet nur die von ihr revidirte Übersetzung von Dierwald; die Hülfs-Bibelgesellschaft vertheilt dagegen auch die Martinsche Übersetzung. Einige Geistliche aus Waadt und Genf, die Herren Gausson, Mellet von Thierrens, Dapple, Thomas von Bullet, Burnier von Rolle, Japet, arbeiten seit mehreren Jahren an einer Übersetzung des Neuen Testaments, wo man sich möglichst treu an den Grundtext halten will, und die Sorgfalt, die auf dieses Werk verwandt wird, berechtigt zu guten Erwartungen. — Entlich ist eine Missionsgesellschaft gegründet, um Beiträge zu sammeln, die wichtigsten Nachrichten mitzutheilen und für den Fortschritt des Werkes zu beten. Überall, wo einige Erweckte sind, ist auch eine kleine Gesellschaft zum Gebete, die sich am ersten Montage des Monats, oder am Tage vorher versammelt. Die Gesellschaften der Art haben zur Ausbreitung der Erweckung viel beigetragen und selbst, während das Gesez vom 20. Mai herrschte, bestehen können, wenn auch nicht ohne Kampf. Die Missionsgesellschaft übersandte zuerst ihre Beiträge dem Baseler Missions-Institut oder auch anderen Anstalten, welche nur immer von den Gebern bestimmt wurden. Später glaubte sie selbst ein Missions-Seminar gründen zu müssen. Der Prediger Thomas, ein Mann von Gaben und Eifer, hatte die Leitung dieser Anstalt. Man hatte nie auf eine sehr große Anzahl von Zöglingen gerechnet, und ließ sich auch dadurch nicht abschrecken, daß gewöhnlich nur vier oder fünf darin waren. Jedoch Mehrere fragten sich, ob es nicht besser wäre, diese geringe Anzahl von Zöglingen nach Basel oder Paris zu schicken. Dazu hatte die Anstalt mancherlei Proben zu bestehen; mehrere Zöglinge mußten sie wegen Krankheit verlassen, andere wurden, als wenig tauglich zu diesem Werke, zurückgeschickt; zwei starben, als sie eben im Begriffe waren, in das Missionswerk einzutreten. Dennoch ließ das Comité den Muth nicht sinken, und endlich hatten sie die Freude, zwei ihrer Zöglinge absenden zu können, welche mit dem Prediger Olivier, der lange Zeit an der Spitze der Dissidentengemeinde zu Lausanne stand, nach dem nördlichen Amerika abgereist sind und, wo wir nicht irren, unter den Vätern der Indianischen Stämme, welche die Vereinigten Staaten über den Mississippi gewiesen haben, sich befinden. — Da nun aber die Zahl der Zöglinge sich noch vermindert hatte, fragte man sich ernstlich, ob es nicht rathsam wäre, die Anstalt aufzuheben, und dieser Entschluß ist endlich auch gefaßt worden; der Direktor der Anstalt aber hat sich entschlossen, nun selbst Missionar zu werden. Obgleich sich die Anstalt nicht gehalten hat, so sind wir doch gewiß, daß sie nicht ohne Frucht gewesen ist, indem sie einen Mittelpunkt der Thätigkeit für die christlichen Gesellschaften abgab, den Eifer für die Sache des Evangeliums erweckte und um sich her Leben und Glauben verbreitete.

Diese drei Gesellschaften haben jährlich eine große öffentliche Versammlung zu Lausanne, in der sie ihre Rechnungen ablegen und einen allgemeinen Bericht über die Arbeiten des Jahres abtatten. Gewöhnlich dauert diese Feier zwei Tage und findet im Laufe oder gegen Ende des Sommers statt. Eine Menge von Christen, besonders von Geistlichen, begibt sich dann nach Lausanne, so daß in dem letzten Jahre die Sitzungen, aus Mangel an Raum für alle Anwesenden, in einer Kirche gehalten werden mußten. Diese einfache evangelische Feier ist sehr erbaulich. Nach einer Einleitungsrede des Präsidenten, Lesung eines Capitels aus

der Bibel und dem allgemeinen Berichte des Comité, kann Jeder der Anwesenden das Wort ergreifen. Gewöhnlich befinden sich in der Versammlung sechzig bis achtzig Geistliche, aber sie nehmen nicht allein das Wort, sondern auch Laien erheben sich. Was solche Versammlungen an kirchlicher Würde zu verlieren scheinen, das gewinnen sie an Innigkeit und Lebendigkeit; man empfindet hier lebhaft, daß das Werk der evangelischen Gesellschaften ein gemeinsames Werk der Kirche ist, und die Differenz zwischen Geistlichen und Laien, welche, wenn sie zu sehr markirt ist, mit den evangelischen Principien wenig in Harmonie steht, schwindet. Es herrscht in diesen Versammlungen eine Mittheilung der Herzen, welche alle Differenzen vergessen macht und die Seelen in Christo vereinigt. Auch sind diese Tage eine Zeit der Erfrischung und Freude für Alle, die zugegen seyn können, und obgleich die Versammlungen gewöhnlich mehrere Stunden währen, so währen sie doch Keinem zu lange.

Bei der zahlreichen religiösen Litteratur, welche durch die Erweckung veranlaßt ist, wollen wir uns nicht lange aufhalten. Die Prediger Ballouy, Scholl, Gauthier, Burnier, Buillemin, Descombas, Gonthier und Professor Vinet unter Anderen haben sich durch die Herausgabe von Predigten oder anderen Werken verdient gemacht. Unter den Zeitschriften, deren man im Verhältniß zu den wirklichen Bedürfnissen eine vielleicht zu große Anzahl begonnen hat, zeichnet sich besonders aus die Revue britannique religieuse oder Auswahl von Artikeln der besten religiösen Zeitschriften Großbritanniens und der Vereinigten Staaten, eine von Prediger Burnier zu Rolle mit vieler Sorgfalt geleitete Sammlung. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Zeitschrift nur zwei Jahre lang erschienen ist und anderen ihr in vieler Hinsicht untergeordneten Platz gemacht hat, z. B. der Revue Chrétienne. Von allen periodischen Schriften aber hat der Sache des Evangeliums die Feuille religieuse die meisten Dienste geleistet, eine ascetische und populäre Zeitschrift, welche seit zehn Jahren im Winter alle Woche und im Sommer monatlich zweimal bestweise in 8. erscheint und durch ihren Inhalt sehr geeignet ist, die Erbauung in den Familien zu fördern. Sie ist sehr verbreitet und wird besonders von dem Prediger Japet redigirt, welchen körperliche Schwäche an öffentlicher Thätigkeit hindert.

In Bezug auf die anderen Parthien im Lande begnügen wir uns mit einer kurzen Andeutung, um diesen Bericht nicht zu sehr in die Länge zu ziehen. Zuerst die Parthie der alten Orthodorie, welche durch die Erweckung, von der sie durch eine fließende Gränze geschieden ist, etwas mehr Leben bekommen hat und unter dem Volke, wenn auch nicht unter der Geistlichkeit, die vorherrschende ist. Dann eine kleine Anzahl von Mystikern in den Städten und auf dem Lande, von denen einige sich an die religiöse Erweckung anschließen, andere sich von derselben fern halten und mehr sich der Masse der Glieder der Kirche annähern, von denen sie sich nur durch gewisse traditionelle und seltsame Formeln unterscheiden, welche sie zum Theil wohl selbst nicht verstehen mögen. Sie lesen die Schriften von Mad. Guyon, Saint-Martin und Dutoit-Membrini. — Endlich die immer zu zahlreiche Klasse der Ungläubigen, welche sich dem Reiche Gottes entgegenstellen, irreligiöse Schriften zu verbreiten sucht, und zu diesem Ende selbst, wie man sagt, Gesellschaften gründet, denen sich aber die evangelischen Gesellschaften gewiß mit nicht geringerem Eifer und größerer Kraft, weil sie die Wahrheit auf ihrer Seite haben, entgegenstellen. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Samstag den 13. August.

N^o 65.

Die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu von D. J. Strauß, nach ihrem wissenschaftlichen Werthe beleuchtet von Professor Dr. Harleß. Erlangen bei Heyder, 1836. S. X und 126.

Wer die Zeit irgend kennt, der konnte nicht anders erwarten, als daß das Buch von Strauß eine glänzende Aufnahme finden werde. Es erschien, als seine Zeit erfüllet war, und der Herr, weit entfernt, dem frevelhaften Beginnen Einhalt zu thun, sprach, wie einst in den Tagen seines Fleisches, so auch jetzt ernst und feierlich das: Was du thust, das thue bald, aus. Denn er ist noch immer der Stein des Anstoßens und der Fels des Argernisses; er hat seine Wurfschaukel in seiner Hand und feget seine Tenne und sammelt den Weizen in seine Scheune, aber die Spreu verbrennt er mit ewigem Feuer. Wehe dem, durch welchen Argernisse kommen; es wäre ihm besser, er wäre nie geboren; aber Argernisse müssen kommen, damit der Glaube bewährt, und der Unglaube zum Bewußtseyn gebracht, an's Licht gezogen, und gereift werde.

Die Erwartung ist, wenn auch nicht übertroffen, doch erfüllt worden. Schon ist die erste Ausgabe des Buches vergriffen. Getaufte und ungetaufte Juden haben es bis in die politischen Blätter hinab als eins der herrlichsten Erzeugnisse der neueren Bildung gepriesen, und diejenigen, welche es verachten, als solche bezeichnet, welche auf das Werk des Weltgeistes nicht achten, und auf das Thun seiner Hände nicht sehen. Ein schönes Lob, ein Bileamsfegen. Denn was sie Weltgeist nennen, das ist der Geist aus dem Abgrunde. Man hat bei sogenannten Gebildeten Exemplare als Andachtsbücher eingebunden gesehen. In Kassel ließ man das Buch in Hefte zertheilen, um die schnelle Circulation und allgemeine Verbreitung zu befördern. In Hamburg ist das auf der Börsehalle ausgelegte Exemplar schon ganz zerlesen. In Zürich bringt horrible dicta die Universität in corpore dem Verfasser des Lebens Jesu ein Lebehoch, eine That, wie sie seit der Französischen Revolution nicht vorgekommen, und ein Professor der Theologie, Schweizer, tritt öffentlich als enthusiastischer Lobredner des Buches auf (K. Z. für die ref. Schweiz S. 15.). Das Hegelsche an diesem Leben Jesu werde vorübergehen; Anderes aber werde bleiben, und sich dem zur Weltreligion fortschreitenden Christenthum als Nahrungstoff hingeben. Nur den Gebildeten sey diese Sache, wie vom Himmel gefallen, die Theologen erkennen in ihr eine consequente Durchführung von längst theilweise dagewesenen Tendenzen und Resultaten. Die Straußschen Resultate werden den Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten um ein Bedeutendes mindern — ja wohl, wenn einem das Haus

abbrennt, so hat man doch den Vortheil, daß man sich bei der Flamme wärmen kann. Wie werde sich der alte Schult heß freuen, seine freie Behandlung des geschriebenen Textes so glänzend von ganz anderem Standpunkte aus gerechtfertigt zu sehen u. s. w. u. s. w. In einem späteren Artikel sucht er wieder etwas einzulenken, aber die Worte stehen da mit klarem Sinne und in vierzehn Tagen pflegt man seine Überzeugungen nicht zu ändern. Nach einer Nachricht in der Allg. K. Z. wäre die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich vorzüglich nur dadurch hintertrieben worden, daß sich unter den Landleuten der Umgegend Aufregung zeigte, hervorgerufen durch eine gedruckte Nachricht über die Tendenz des Straußschen Buches, welche Menschenfreunde in Tausenden von Exemplaren verbreitet hatten, so daß hier das: „Der Bauer die Sach will merken, das müht Köln und Paris,“ in einem Liede aus der Reformationszeit (Ram bach, Anthologie, Th. 3. S. 181.) von neuem wahr geworden wäre. Was sollen wir zu dem Allen sagen? Wir sprechen mit dem heiligen Apostel: Wer böse ist, der sey immerhin böse, und wer unrein ist, der sey immerhin unrein! Siehe, er kommt mit den Wolken; und es werden ihn sehen alle Augen, und die ihn gestochen haben, und werden heulen alle Geschlechter der Erde.

Der Verf. der vorliegenden Schrift spricht sich über die Aufnahme, welche das Buch von Strauß gefunden hat und finden wird, in der Vorrede also aus: „Wenn ich übrigens hier dem Buche des Herrn Strauß geringe Bedeutung beilege, so bezieht sich dieses Urtheil bloß auf seinen wahrhaften Werth, gar nicht auf die mögliche Wirkung desselben. Diese erwarte ich wiederum weniger um seiner wissenschaftlichen, als um seiner religiösen Eigenthümlichkeit willen. Und diese hat ihre negative und positive Äußerung. Negativ, inwiefern sie sich mit Spott von der heiligen Geschichte Christi abkehrt, die sie als Geschichte lächerlich findet. Diese Seite wird der Pöbelhaftigkeit des großen Haufens nicht lange fern und unbenützt bleiben; denn dergleichen geht nicht über dessen Gesichtskreis hinaus, ja es gehört demselben recht eigentlich an. Vom positiven Dogma des Straußschen Glaubens dagegen wird sie nicht viel verstehen; desto näher steht dieses der reifenden Reigung der Bildung dieser Zeit, welche die Herrlichkeit des Menschengewisses auf den Thron der Majestät Gottes setzen möchte.“ Er sagt zum Schlusse der Vorrede: „Bei dem allen freuen wir uns über das Buch, insofern wir jetzt offen sehen, was lange im Hintergrund lauerte, und das früher versteckte Ziel betretener und besuchter Wege deutlich vor unserm Auge liegt. Es wäre unsere Schuld, wenn wir jetzt noch blind blieben.“

Die Schrift selbst zerfällt in drei Abschnitte. Der erste

beschäftigt sich mit der Prüfung der vorläufigen Versicherungen, wie sie von Strauss in der Einleitung ausgesprochen werden. Der Verf. redet dort viel von einem Konflikte der „Bildung“ mit dem Christenthum, und sucht diesen Konflikt historisch zu verfolgen. In Bezug auf diese geschichtliche Durchführung bemerkt Harless unter Anderem S. 18.: „Von Origenes an muß aber die Bildung außerordentlich in's Stocken gekommen oder Krebsgängig geworden seyn; denn Herr Strauss schreitet jetzt schweigend durch alle die folgenden Jahrhunderte hindurch, bis er vor den Naturalisten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und vor dem Wolfenbüttler Fragmentisten stehen bleibt.“ Wir hätten gewünscht, daß der Verf. in Beschaffenheit und Ursachen der allegorischen Erklärung des Origenes tiefer eingegangen wäre und gezeiget hätte, wie falsch und falsch die Ansicht ist, welche sie vorzugsweise aus einem Gegensatz gegen die Offenbarung, einem unbewußten Nationalismus ableitet, eine Ansicht, welche durch Strauss roh, wie sie dalag, von Eichhorn herübergenommen worden ist. Darauf aber können wir hier nicht weiter eingehen. Wir wollen nur auf die abgeschmackten Konsequenzen aufmerksam machen, welche entstehen, wenn man, was bisher Unglaube geheissen hat, zur Bildung stempeln will. Dann ist Muhamed gebildeter als Augustin; denn seiner Polemik gegen die Gottheit Christi liegt schon der Straußsche Satz zu Grunde: es sey gar nicht die Met, wie die Idee sich realisiere, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszugießen, und gegen alle anderen zu zeigen; das Göttliche könne nicht auf so massive Weise in die Erscheinung treten. Dann ist der Verf. des Buches de tribus impostoribus gebildeter als ein Thomas von Aquino. Dann ist ein Calvin weniger gebildet als die Libertiner, die nobulones, canos, porci, die er in seinen Schriften beständig bekämpft. Fassen wir alles zusammen, was er gegen sie bemerkt, so zeigt es sich, daß sie Mythenfreunde waren trotz Herrn Strauss, und ihm an Konsequenz gar nichts nachgaben. Stehen etwa die, welche sich noch jetzt mit Herz und Mund zur Wahrheit der evangelischen Geschichte bekennen, alle an Bildung Herrn Strauss nach? — Jede unbefangene historische Untersuchung zeigt, daß die Sache mit der Bildung gar nichts zu schaffen hat, daß die Differenz rein auf dem Gebiete des Herzens wurzelt. Ein Pascal und ein Voltaire waren beide gebildet, aber in Bezug auf das Herz waren sie verschieden wie Himmel und Hölle. Die Ansicht, welche Strauss als das Produkt der neueren Bildung preist, läßt sich durch alle Jahrhunderte des Christenthums, auch die ungebildesten, verfolgen; die Überzeugung, welche er als durch die Bildung der neueren Zeit ausagelassen bezeichnet, wird noch jetzt von Tausenden, die diese Bildung nach ihrem ganzen Umfange kennen, behauptet.

Strauss bemerkt, daß die Entstehung der mythischen Betrachtungsweise durch die Fortschritte des Studiums der heidnischen Mythologie befördert werden sey. „Dies“ — sagt der Verf. — „ist historisch vollkommen richtig, und eines von den vielen Skandalen, an welchen die Geschichte der modernen Theo-

logie so reich ist. Und das kein Wunder, denn diese Theologie ist wie eine Person, die im eigenen Hause keinen Frieden und Genuß hat, und darum auf die Gassen geht, wo die anderen Gewerbe handthieren. Wo sie irgend Geklatsch hörte, oder eine Erfindung eines anderen Gewerbes sah, ging sie heim und brachte es im eigenen Hause schlecht und übel an, so daß sie um des immer erneuten Unfriedens willen beständig auf den Beinen ist und im eigenen Hause keinen Bescheid mehr weiß.“

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung gegen hierarchische Annahmen der Herren DD. Ammon, Röhr und Bretschneider.

Es ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes, hier eine dogmatische Diskussion gegen die genannten Großdignitaren der Sächsischen Kirche zu eröffnen, sondern nur einige kirchenrechtliche Bedenken über die Stellung derselben wollen wir unseren evangelischen Glaubensgenossen anheim geben. Daß sich jene Theologen in ihren neuesten Schriften, besonders Herr Dr. Röhr in seinem, von allen evangelisch-theologischen Fakultäten zurückgewiesenen, Glaubensbekenntnisse, von der Augsburgischen Confession und dadurch von dem Bekenntnisse der Evangelisch-Lutherischen Kirche, welchem sich theilweise auch die Reformirte anschließt, losgesagt haben, ist bekannt. Gewiß ist dies eine Sache, die sie als Privatpersonen lediglich mit ihrem Gewissen abzumachen haben, welchem, bei der in Deutschland anerkannten Gewissensfreiheit auch die Freiheit, sich zur katholischen Confession zu bekennen, nicht streitig gemacht werden kann. Kirchenrechtlich wichtig wird die Sache nur durch die kirchlich amtliche Stellung jener Männer. Will man auch hier die Gewissensfreiheit so weit ausdehnen, die Geistlichen einer bestimmten Confession nicht durch diese Confession mehr bestimmt seyn zu lassen, sondern es ihnen frei zu geben, innerhalb derselben eine andere, selbstbeliebige zu bekennen und mit der bisherigen sich in offenen Widerspruch zu setzen, so müssen wir nun billigerweise auch für die Laien, weil sie doch auch Gewissensrechte haben, das Recht und die Freiheit in Anspruch nehmen, solche confessionswidrige, eigenbeliebige Geistliche nicht mehr als die ihrigen anerkennen zu müssen, widerigenfalls ja die armen Gemeinden in die drückendste hierarchische Abhängigkeit von der persönlichen Willkühr ihrer Geistlichen gerathen würden, deren Vehrfreiheit für die Hörer der härteste Zwang werden könnte. Was man auch jetzt von jenen Prälaten sich gefallen lassen mag, das Recht, es sich in aller Bescheidenheit nicht gefallen lassen zu müssen, muß von Jedem, der noch etwas auf wohlverworbene evangelische Gewissensfreiheit hält, entschieden behauptet werden, oder die Prälaten werden die eigenmächtigsten Päpste. Von solcher Eigenmächtigkeit geben insbesondere die Neben Zeugnisse, welche jene Theologen bei dem Jubiläum in Genf gehalten haben, so wie sie in der Prediger-Bibliothek B. XVI. S. 1132 ff. zu lesen sind. Daß die ge-

nannten Männer als Privatpersonen jenem Jubelfeste beizugehört haben, ist ihre eigene Sache und hat keine andere Bedeutung, als daß dasselbe um drei Theilnehmer reicher war, welche ihren persönlichen Beitrag zur Union des Nationalismus mit der Vénérable Compagnie von Genf geben wollten und gegeben haben. Wenn aber diese Männer als „Lutherische Deputirte“ der Sächsischen Lande in Genf aufgetreten sind, wenn Herr Dr. Ammon behauptet, er repräsentire le pays, qui a été le berceau de la reformation, wenn Herr Dr. Nöhr sagt, in der Gesellschaft der Gratulanten erschiene auch ea ecclesia, quae terrarum Saxo-Vimariensium sinibus continetur et cujus nomine equidem inter vos versari laetor, so fragt es sich, wer ihnen die Vollmacht dazu gegeben hat, und muß, da sie sich hierüber schwerlich genügend werden ausweisen können, ihre Eigenschaft als Deputirte der Sächsischen Kirchen durchaus in Abrede gestellt werden. Herr Dr. Ammon scheint sich die Vollmacht ganz aus eigener Macht genommen zu haben; die Herren Nöhr und Bretschneider beziehen sich auf Aufträge ihrer Landesherren. Es würde aber allzu cäsareo-papistisch seyn, wenn sie eine noch dazu schwerlich als landesherrliches Mandat ihnen zugegangene persönliche Willensmeinung, ja vielleicht nur Genehmigung ihrer Fürsten, als Grund geltend machen wollten, sich als Deputirte der Sächsischen Kirchen zu geriren. Kurz, ihre dortigen Reden und Handlungen haben durchaus nur eine private Bedeutung, welches im Interesse der Evangelischen Kirche öffentlich ausgesprochen werden muß, einerseits um unbefugter Annäherung zu widersprechen, andererseits um keinen Schein einer auch nur stillschweigenden Berechtigung aufkommen zu lassen, als dürften Männer von einer so prononcirten und größtentheils in der theologischen Litteratur schon antiquirten Heterodoxie, wie die Herren Nöhr, Bretschneider und v. Ammon, sich als Vertreter der Protestantischen Kirche Deutschlands gebärden, oder als solche angenommen werden. Der Englische Prediger Hartley in seinem mit den neun und dreißig Artikeln der Englischen Kirche übereinstimmenden Widerspruch gegen die Neuerungen der Vénérable Compagnie kann mit viel mehr Recht als Vertreter jener Kirche gelten, wie Herr v. Ammon, der nur auf dem Grunde seiner eigenen Meinung steht, als Vertreter der Sächsischen. Wenn wir nun ferner erwägen, daß die Schottische Nationalkirche, diese eigentliche Tochter der Genfischen, jetzt freilich viel ehrwürdiger als die Mutter, in aller Form gegen die Unkirchlichkeit der jetzt in Genf herrschenden Parthei protestirt hat, eben so wie Vorsteher der reformirten Geistlichkeit des Kantons Waadt, daß ferner weder Deutschland noch Holland reformirte Deputirte gesendet, daß endlich ferner mehrere Geistliche aus der Schweiz und Frankreich gekommen waren, um über die vor dreihundert Jahren in Genf geschehene Reformation, nicht aber über deren gegenwärtige Deformation ihre Freude zu bezeugen, so schmilzt der Triumph, den bei diesem Feste die Vénérable Compagnie mehr sich als den Reformatoren bereiten wollte, sehr zusammen, und wir beneiden

ihr den Beitrag des Sächsischen Triumvirats zu ihrer Verherrlichung nicht.

N a c h r i c h t e n.

(Über den religiösen Zustand des Waadtlandes.)

(Schluß.)

Wir kommen nun zu einigen der Anklagen gegen die Erweckung zurück, denjenigen, welche sich an wirkliche Mängel derselben anschließen und von Freunden der evangelischen Sache nicht unbeachtet bleiben dürfen. Sie lassen sich dahin zusammenfassen, daß in ihr eine Richtung zum Buchstabenwesen, eine Engherzigkeit, eine zuweilen slavische Angstlichkeit sich zeige. Es ist dieses auch in der That die wunde Stelle derselben. Sie ist, wie jede Reformation, eine Rückkehr zu den Principien des Christenthums und der ersten Offenbarung derselben in der apostolischen Kirche. Aber der Geist und nicht die Form kann diese ersten Tage zurückrufen; der Glaube und nicht die äußere Verfassung führt uns zu denselben zurück. Alles Äußere ist vergänglich; die Formen wechseln mit den Jahrhunderten; aber die geistigen Bedürfnisse des Menschen ändern sich nicht und Christus ist derselbe, gestern und heute und in alle Ewigkeit. Hier hat nun diese Tendenz zur äußeren Übereinstimmung mit der apostolischen Zeit dem Christenthum eine gewisse Einseitigkeit gegeben und das Leben in eine Art von stibischer Gesetzmäßigkeit eingeschlossen. Daher eine gewisse biblische Redeweise, die leicht den Schein der Affektation annimmt; Redeformen, die stehend geworden und durch die man sich sogleich erkennt. Man empfindet eine Art von Beruhigung, wenn man noch auf lebendige Christen stößt, welche nicht diese stehende Form an sich tragen und ihren Schatz einfach in dem Gefäße bewahren, wo Gott ihn hineingelegt hat. Aus derselben Quelle, der Richtung zum Buchstabenwesen, fließt zum großen Theil die Opposition gegen die Nationalkirche. Mag man auch an ihre Fehler nachweisen können, so verkündigt sie doch die evangelische Wahrheit mit Ernst und Eifer, und dieses hätte man als das Wesentliche nicht vergessen, ihr nicht böswillige Namen, wie Kirche der Menge, großes Babel, Mutter der Unreinigkeit, Entweiherin der Sakramente, beilegen sollen. Man achtete nur das Wesen unserer Kirche, ihre Verfassung griff man unaufhörlich an. Man ließ ihre Liturgie nicht ungetränkt, obwohl man gegen ihren dogmatischen Inhalt nichts vorzubringen wußte. Besonders aber fiel man über den Katechismus von Osterwald her, der in unseren Schulen in Gebrauch, und, wenn auch ein unvollkommenes Werk, doch keineswegs voller Lügen ist und ein Werk des Satans genannt zu werden verdiente. Kann man sich unter diesen Umständen wundern, daß die Erweckung so vielen Widerstand fand? konnte es sich nicht ereignen, daß wenig unterrichtete Leute denen Glauben beimaßen, welche behaupteten, der Glaube unserer Väter sey in Gefahr? — Derselbe Formalismus verleitete zu gewissen Anforderungen denen gegenüber, die man als Christen anerkennen sollte. Im Allgemeinen reichte man denen die Hand, die den Namen Christi als den einzigen bekannten, durch den man selig werde; aber Einige machten aus der Versicherung des Heils den Charakter des wahren Christen und wollten, daß diese Versicherung, gegründet auf das Wort dessen, der nicht lügen kann, so fest sey, daß nichts in der Welt, Kälte, Sünde, Anfechtung ihn zu erschüttern vermöchte. Man dachte mit Recht, daß das Evangelium ein neues Wesen in dem Menschen verbreite; aber man erkannte nicht genug, daß wir noch nicht am Ziele unserer Entwicklung stehen. Ferner zeigte sich eine Tendenz, von dem Christen zu

fordern, daß er viele innere Erfahrungen zu erzählen wisse, und vor seiner Beschreibung in seiner ganzen Festigkeit den Kampf des alten und neuen Menschen zu bestehen gehabt habe. Man legte ein großes Gewicht auf plötzliche Bekehrungen und hatte den Vergang derselben auf eine unveränderliche Weise fixirt. In Betreff der Nüchternheit erlaubte man nicht die geringste Abweichung von den recipirten Lehren, und ein lebendiger und geachteter Christ mußte sich von einer Missionsgesellschaft, die er mit hatte gründen helfen, wegen geringer Lehrdifferenz zurückziehen. Man sprach mit Recht gegen Formalismus, aber an die Stelle des früheren setzte man einen neuen, indem man z. B. auf improvisirte Reden und Erbauungsstunden ein solches Gewicht legte, daß ein Prediger, wenn er sich denselben entzog, in den Verdacht des Unglaubens kam. Aus derselben Richtung erklärt sich auch die große Abneigung gegen die Wissenschaft, welche sich hier und da zeigte. Daraus, daß Gott das Schwache erhöht hat, um das Starke zu Schanden zu machen, glaubte man schließen zu können, gewisse menschliche Kräfte sollten nicht an der Arbeit für das Reich Gottes mitwirken; weil der Apostel gegen die Weisheit der Welt redet, so behauptete man, daß die Wissenschaft nur Schade, Streitigkeiten erzeuge und allemal aufblähe. In den tausend Deklamationen gegen die Wissenschaft vergaß man, daß, wenn der Stolz auf menschliches Wissen gefährlich, der Stolz der Unwissenheit doch noch weit gefährlicher ist, und daß wir alle denselben Feind, nur in verschiedener Gestalt, zu bekämpfen haben. —

Die genannten Fehler haben sich besonders unter den Dissidentengemeinden gezeigt. An Zahl sind die Dissidenten schwach. Es mögen ihrer wohl nicht über 4 — 500 seyn, deren Hauptvereinspunkte zu Lausanne, Wexey, Nyon, Yverdon und im Thale des Lac de Joux sind. Aber die Richtungen, welche die Trennungen herbeiführten, haben einen weit allgemeineren Einfluß ausgeübt. Der Grund davon liegt in der Schwäche des kirchlichen Lebens in der Nationalkirche und in dem Bedürfnisse eines engeren Verbandes derer, die von Herzen an Christum glauben. Man sieht sich nicht in der Landeskirche bekümmert, wo Alle ohne Ausnahme zugelassen werden, wo keine Kirchenzucht statt findet und wo Jedermann zum Abendmahl hinzutreten kann, welcher letztere Mangel um so auffallender ist, als die Zwinglische Ansicht, nach der das Bekenntniß zu Christo und die brüderliche Gemeinschaft im Abendmahl besonders hervorgehoben wird, zum wenigsten eben so sehr verbreitet ist, als die von Calvin. Die Dissidenten heben dieses besonders hervor, damit die Gläubigen sich an sie anschließen, und lange Zeit hindurch hat dieses Argument Viele beunruhigt, zumal die Landeskirche an der Verfolgung gegen die Evangelischen Theil zu nehmen schien; allein jetzt nimmt die Spaltung ab und viel hat dazu die Verbreitung einer richtigern Ansicht über das Abendmahl durch die Polemik des Predigers Bauty, welcher sehr geschickt die Calvinische Lehre vertheidigt hat, und Anderer beigetragen. Unter den Dissidenten hat man mehr als anderswo einen gewissen Geist des Nüchterns und Verdammens bemerken können, der sich gar leicht an die wichtige Pflicht brüderlicher Zurechtweisung anschließt. Ferner machte sich oftmals, ungeachtet sie die Principien des unabhängigen Congregationalismus aussprechen, unter ihnen eine Art Papiismus geltend, indem eine überlegene Persönlichkeit den ausgeheftesten Einfluß selbst auf die Ansichten und die Sprache der übrigen Mitglieder ausübte. Das Streben, die apostolische Zeit äußerlich darzustellen, ist hier am weitesten getrieben und der Chiliasmus hat hier die meisten Anhänger gefunden, besonders während der Verfolgung, so daß man selbst das Jahr voraussetzen wollte, wo das sichtbare Reich

Christi gegründet werden sollte. Endlich ist auch die Tendenz, Alles unter eine bestimmte dogmatische Form zu bringen, hier am deutlichsten. Vor Allem zeigen sich diese Fehler in der Dissidentenkirche zu Yverdon. Man machte es den Gliedern derselben zur Pflicht, einen langen Bart zu tragen; daher sie bei dem Volke unter dem Namen der Bärtigen bekannt sind. Die Frauen tragen in den Versammlungen eine gewisse Kopfbedeckung nach Maassgabe von 1 Cor. 11, 5—15. Manche erschienen nach dem Tode ihrer Angehörigen in Kleidern von heller Farbe, weil die Schrift die schwarze Farbe nicht als Trauerfarbe vorschreibe und weil man dachte, der Christ müsse seinen Schmerz nicht wie die Welt an den Tag legen. Man hat, wie es heisst, viele Bedenken getragen, ob der Christ von gewissen Bequemlichkeiten des gewöhnlichen Lebens, die weder das Alte noch das Neue Testament erwähnt, als z. B. von der Briefpost, manchen Möbeln u. s. w. Gebrauch machen dürfte. Um nur von dem Worte Gottes abhängig zu seyn, hat man alle Bibeln mit Noten verbannt und besonders auch solche Übersetzungen, die man als ungläubig bezeichnete, obgleich in der ganzen Gemeinde, mit Ausnahme des Predigers vielleicht, kein Einziger darüber zu urtheilen im Stande war; um nun aber der Welt frei heraus zu zeigen, wie wenig Werth man auf diese von ihr verfälschten Bibeln legte, stellte man ein öffentliches Antodasé an. Bald ging man in der Anwendung des Grundsatzes, die apostolische Zeit nachzuahmen, noch weiter. Man bedurfte zur vollen Gleichheit außerordentlicher Gnadengaben; daher die sehr unglücklichen Versuche, zu prophezeien, auf dem Wasser zu gehen u. s. w. Endlich endete es damit, daß man in der Überzeugung, wie wichtig es sey, einen Apostel zu haben, sich einbildete, in der Person des Predigers der Gemeinde ihn zu besitzen und er selbst lebte mehrere Jahre in dieser Überzeugung. Übrigens sprachen sich die anderen Dissidentenkirchen gegen diese Verirrungen aus und es steht zu hoffen, daß die Gemeinde selbst, der man wahres christliches Leben nicht absprechen kann, nach und nach von ihren Irrthümern zurückkommt; wenigstens hat sich der Prediger selbst von seinem Irrthum in Betreff des Apostolats überzeugt und die Gemeinde kündigt, sich mit ihm vor Gott zu demüthigen, worauf er bald nachher starb. Im Allgemeinen kann man übrigens den Separirten eine große Achtung nicht versagen und die bezeichneten Fehler nehmen auch von Tag zu Tage ab.

So ist es denn eine erfreuliche Sache, die Wichtigkeit, die man bisher auf manche Formen gelegt hat, von allen Seiten abnehmen und an ihre Stelle Einheit in den wesentlichen Wahrheiten des Heils treten zu sehen. Es ist ja auch unmöglich, daß wo das göttliche Leben tiefe Wurzeln gefaßt hat, es durch Engherzigkeit sollte verkrüppelt werden; der Geist aus der Höhe wird über lang oder kurz Alles zurückweisen, was ihm hemmend entgegentritt. Unter denen, die sich der religiösen Bewegung angeschlossen haben, gibt es Mehrere, die von einem freien und wahrhaft christlichen Geiste besetzt sind und den Grundsatz haben: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Der Semeur von Paris kann als das Organ dieser unabhängigen Richtung gelten und der Professor Vinet als Hauptrepräsentant derselben. Gott gebe nun, daß das Wort dieses Geistes in diesem Lande immer mehr gedeihe. Der Sauerteig kann nicht auf einmal die ganze Masse durchdringen; aber dennoch wird sie ganz durchsäuert werden, und der Geist, der seit so langer Zeit an der Menschheit gearbeitet hat, ist auch heute noch mächtig genug, sie ganz zu erneuern. Nur durch Glauben und Geduld erlangt man die Erfüllung der Verheissungen Gottes.

Ein Geistlicher aus Waadt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 17. August.

N^o 66.

Die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu von D. J. Strauß, nach ihrem wissenschaftlichen Werthe beleuchtet von Professor Dr. Harless. Erlangen bei Heyder, 1836. S. X und 126.

(Fortsetzung.)

Strauß will sich nur etwa dreißig Jahre Zwischenzeit zwischen Jesu Tod und der Entstehung unserer Evangelien ausbedingen. In solchem Zeitraum, meint er, könnten Mythen genug entstehen. Das ist so geistlos geredet, wie nur möglich. Wo eine mythische Disposition vorhanden ist, da bedarf es gar solchen Zeitraumes nicht. Man lese nur den zweiten Band von Beer's Geschichte des Judenthums, und man wird sich überzeugen, daß, wo der Unterschied zwischen Dichtung und Wahrheit nicht zum Bewußtseyn gekommen ist, die Rebelgebilde lügenhafter Sagen noch bei Lebzeiten der sagenhaft verherrlichten Personen entstehen können. Gleichzeitige und angebliche Augenzeugen berichten dort die handgreiflichsten Wunder von jüdischen vermeintlichen Heiligen in Polen noch aus dem vorigen Jahrhundert. Der Verf. bemerkt in dieser Beziehung Folgendes: „Die dreißig Jahre thun gar nichts zur Sache; es können in zehn Jahren nach dem Tode eines Mannes unhistorische Sagen über ihn nicht bloß traditionell entstehen, sondern sogar geschrieben, ja was noch mehr ist, gedruckt werden. Aber es fragt sich nach der Gesinnung derer, welche solche unhistorische Sagen verbreiten. Sind sie im Stande, die historische Wirklichkeit zu kennen, so muß die natürliche Wahrheitsliebe sie vor Annahme von Sagen bewahren. In leidenschaftlicher Erregung geht diese Wahrheitsliebe verloren. Der bloße poetische Überdrang gestaltet aus sich selbst Begebenheiten und Personen. Finden wir aber irgendwo heilige und heiligende Wahrheit, tiefe Erkenntniß menschlichen Herzens und göttlichen Willens, nüchterne Zerkümmern menschlicher Vorurtheile und grade solcher, die Jedem am nächsten und liebsten sind, daneben die höchste Ruhe der Darstellung, so läßt sich mit solcher Wahrnehmung die Annahme leidenschaftlich erregter poetischer Dichtung schlecht reimen. Alle diese Vorzüge finden sich nun aber bei den Evangelisten; wo sind die Gründe, die uns trotz dem zur Annahme mythischer Dichtungen zwingen? Der Evangelist Lucas beginnt sein Evangelium mit den Worten: „„dieweil Viele versucht haben, eine Erzählung über die Thatfachen zu entwerfen, die unter uns gewiß sind, inwiefern sie die überlieferten, welche von Anfang an Augenzeugen waren und Diener des Wortes wurden, so schien es auch mir, der ich Allem von vorne herein mit genauer Aufmerksamkeit gefolgt bin, gut, der Reihe nach

Dies das zu schreiben, geehrter Theophilus, damit Du die Sicherheit der Erzählungen erkennen mögest, die man Dich gelehrt hat.““ Wenn ein Bericht so beginnt, so tritt uns aus diesen Worten das Bewußtseyn eines Geschichtschreibers entgegen, der nicht Sagen, sondern gewisse geschichtliche Wahrheit überliefern will. Ist nun doch sein Bericht unhistorischer Sagen voll, wie erklären wir uns diesen Widerstreit? Wir können uns nicht den Evangelisten wie in einem bewußtlosen Rausche über das, was er geben will, denken. Wo liegt nun die Berechtigung, dies klare Bewußtseyn des Evangelisten für eine Selbsttäuschung zu erklären?“

Der zweite Abschnitt gibt in einer Übersicht die Resultate der Strauß'schen Kritik. Dieser Kritik wird hier aller erborgte Schmuck abgenommen; sie erscheint in ihrer scheußlichen Nacktheit; das „Mühlengeklapper der dürrn Gebeine“ wird weithin vernommen.

Im Eingange hebt der Verf. Einiges aus dem Buche beistimmend hervor. Er zeigt hier namentlich, wie die höchste Steigerung der Willkür der neueren Kritik, wie sie in dem Buche von Strauß vorliegt, wohl geeignet sey, dieselbe endlich zur Besinnung zu bringen, ihr fühlbar zu machen, welchem Ziele sie unbewußt entgegengeht, und ihr zu zeigen, daß sie nothwendig entweder weiter voran muß, oder zurück. Hierauf haben auch wir schon mehrfach hingewiesen. Die Wirkung des Buches in dieser Beziehung kann nicht ausbleiben, und wenn man sich ihrer auch noch so sehr zu erwehren sucht. Wir fühlen uns gedrungen, die betreffende Stelle hier mitzutheilen. „Es sollte nämlich nicht schwer genannt werden, zur Einsicht zu kommen, wie wenig jene relativen Werthbestimmungen und Anschaulichkeitsatteste, mit welchen es der neueren Kritik gefiel, die historische Glaubwürdigkeit eines Evangelisten auf Kosten des anderen zu versichern, den Anspruch auf objektiven, historisch-kritischen und wissenschaftlichen Werth haben. Es kann hier mit wenig Wiß und Phantasie unglaublich viel Blendendes geleistet werden, was trotz dem völlig werthlos bleibt, weil bewußt oder unbewußt die Zuchtlosigkeit des Parallelsirens und der gemachten subjektiven Anforderungen das Urtheil leitet, statt daß es sich hier allein darum handeln sollte, aus der eigenthümlichen Beschaffenheit eines historischen Altensstücks im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit des Referats im Einzelnen zu begreifen und als nothwendig darzustellen. Freilich hat sich auch jene Manier mehr als Hülfsmacht zu dem kritischen Hauptangriff gegen die Glaubwürdigkeit eines Schriftstellers überhaupt geltend zu machen, und ihre Blöße mit der Stärke jenes zu decken gewußt. Dies mag das Verkennen ihrer Werthlosigkeit

keit entschuldigen, aber nicht rechtfertigen. Es muß vielmehr auch hier gesagt werden, daß es der theologischen Kritik mit ihrer Beweisführung aus inneren Gründen zur Schande gereicht, sich von den Fortschritten der Profanphilologie in einsichtsvoller Behutsamkeit hierin fast so viel als gar nichts angeeignet zu haben. Genug, es ist bekannt, wie man solches Parallelistren neuerer Zeit besonders zur Verringerung der historischen Glaubwürdigkeit des Matthäus hat benützen wollen. Es ist ferner besonders bekannt, mit welchem Scharfsinn Schleiermacher Verdachtsgründe gegen die historische Glaubwürdigkeit eines evangelischen Berichts zum Vortheile eines Anderen zu entwickeln verstand, und wie nicht Wenige, wenn nicht mit gleichem Scharfsinn, doch in gleichen Art es versuchten, sogenannte wissenschaftliche Versuche der höheren vergleichenden Kritik anzustellen. Hier hat es mir nun nicht geringes Vergnügen gewährt, zu sehen, wie oft Herr Strauß mit gleicher Beweisart, mit gleichem Scharfsinn und unzweifelhaft mit gleichem Rechte dem genannten und den Herren Schulz, Sieffert, Schneckenburger, Usteri u. A. gegenüber beweist, daß grade umgekehrt der von ihnen verworfene Bericht der getreue und glaubwürdigere sey. Denn es betrübt uns dieses Wachstum der bereits schon hinlänglich ausgebildeten Verwirrung gar nicht, da wir die kritischen Principien weder der einen noch der anderen Parthei als die richtigen anerkennen. Führen jezt beide sich widersprechende Partheien eine mit gleichem Scharfsinn aufgeschmückte Reihe von Wahrscheinlichkeitsgründen für sich auf, so wächst nur die Wahrscheinlichkeit, daß keine von beiden recht habe, eine Wahrscheinlichkeit, die längst aus anderen Gründen zur Gewisheit werden konnte. Wie aber der Verf. diesen Dienst der Kritik zu leisten, gewiß nicht die Absicht gehabt, wie es ihm hiebei um nichts weniger als um Ermittlung des historischen Thatbestandes und um das richtige Verständniß der Evangelien als historischer Quellen zu thun war, lehren die Resultate seiner Untersuchung."

Wir reißen hier gleich eine Stelle aus dem dritten Abschnitte an, worin der Verf. zeigt, in welche Verlegenheit diejenigen durch dies Buch gesetzt werden, welche das N. T. aufgeben und doch das N. T. noch beibehalten wollen. „Es lehrt der flüchtigste Blick, daß nicht allein Jesus nach der evangelischen Darstellung, sondern daß überhaupt alle Schriftsteller des Neuen Testaments in den wesentlichsten Punkten von der Basis dieser Alttestamentlichen Schriften ausgehen. Ruht nun aber ihre Einsicht nach so vielen Seiten hin auf Mythen und Volksvorstellungen, so erweist sie sich in allen diesen Punkten von selbst nicht als unbedingte Wahrheit, sondern als mythische und volksthümliche Anschauung. Diesen Schluß hat Herr Strauß überall mit lobenswerther Consequenz gezogen, und es bleibt dies um so bemerkenswerther, je häufiger die Beispiele einer fast unbegreiflichen Beschränktheit sind, in welcher man meint, die geringfähigste Ansicht über das Alte Testament mit der Betrachtung der Neutestamentlichen Schriften als lauterer Quelle der Erkenntniß der Wahrheit friedlich vereinigen zu können."

Die Übersicht selbst ist keines Auszuges fähig. Nur aus den Schlußbemerkungen theilen wir noch eine Stelle mit. Die seltsame Verirrung der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Gelehrsamkeit des Dr. Strauß und die Neuheit der Resultate seines Werkes, der wir schon neulich entgegengetreten sind, konnte auf den Verf. keinen Einfluß ausüben. Er bemerkt in dieser Beziehung: „Herr Strauß gibt selbst mit lobenswürdiger Redlichkeit seine Quellen an. Die Erudition ist aus Wetstein, Schöttgen und Lightfoot. [Es hätte bemerkt werden sollen, daß in der Regel der Verf. nicht einmal aus diesen Quellen unmittelbar schöpft.] Das Meiste seiner kritischen Resultate findet sich schon in Fritzsche's Commentar zu Matthäus und Marcus. Nicht wenig war ihm ferner theils von der Schule des älteren Rationalismus, theils von Schleiermacher, Usteri, Sieffert, Hase u. A. geboten, nur daß ihm der entschiedene Vorzug bleibt, mit Consequenz hinausgeführt zu haben, was Jene inconsequent auf halbem Wege liegen ließen, eine Inconsequenz, die man bei den letztgenannten höchstens mit dem vor dem Forum der Wissenschaftlichkeit ungültigen Lobe der subjektiven Frömmigkeit entschuldigen kann."

Der dritte Abschnitt ist der wichtigste. Er untersucht die kritischen Principien und Argumente, welche zu den im zweiten Abschnitte dargelegten Resultaten geführt haben. „Unser einziger Zweck" — sagt der Verf. — „ist zu zeigen, welches der wahre Standpunkt sey, von dem diese Kritik ausgehe. Kann es nämlich einer nüchternen Erwägung gar nicht fehlen, die Grundsätze dieses kritischen Verfahrens als unwissenschaftlich zu erkennen, so kann der Nachweis dieser Erkenntniß wenigstens den Minderbefähigten, wenn sie nur die Lüge nicht lieben, zur Veruhigung dienen."

Der Verf. beginnt damit zu zeigen, wie es auf Strauß'schem Standpunkte wissenschaftlicher und redlicher sey statt von Mythen, vielmehr von Erdichtungen und Lügen zu reden. Diese Nachweisung halten wir für sehr wichtig; Manche, deren Herz noch in irgend einem Zusammenhange mit der heiligen Geschichte steht, lassen sich durch den vornehmen Namen täuschen, und meinen, ihr etwas von Christlichkeit noch retten zu können, wenn sie zu der Ansicht des Tages übergehen. Diesen muß man den Gegensatz in seiner ganzen Schroffheit vor Augen legen. Der Verf. zeigt, wie willkürlich es sey, wenn Strauß die Gründe für die Aechtheit der Evangelien mit Berufung auf ihren mythischen Charakter beseitige. Da er Jesu selbst abentheuerliche Vorstellungen, Befangenheit in nationalen Vorurtheilen, Rabbinischen Geist beilege, so habe er gar keinen Grund zu der Annahme, ein Jünger Jesu habe nicht fabeln können. Bleibe nun also die Zuverlässigkeit der historischen Gründe für die apostolische Abfassung, so dürfe man nicht ferner von Mythendichtung als einer minder anstößigen Firma für den wahren Thatbestand reden.

Eine ausführliche Untersuchung widmet der Verf. der angeblichen Voraussetzungslosigkeit des Herrn Strauß. Voraus-

setzungen hat Jeder; namentlich auf dem Gebiete der Theologie ist nichts abgeschmackter, als sich der unbedingten Voraussetzungslosigkeit zu rühmen. Wer hier, wo die höchsten Interessen der Menschheit zur Sprache kommen, sich aller Neigung und der durch sie bedingten Voraussetzungen entschlagen könnte, dem müßte kein menschlich Herz im Busen schlagen. Es kommt nicht darauf an, sich der Neigungen und Voraussetzungen zu entschlagen, sondern darauf, daß man die rechten Neigungen und Voraussetzungen habe. Das letztere wird bei der Schrift allein durch den Einfluß des heiligen Geistes gewährt; sein vorangehendes Zeugniß stellt auf den rechten Standpunkt für die wissenschaftliche Untersuchung. Der gläubige Theologe hält sich aber der letzteren deshalb nicht etwa für überhoben; obgleich er zum voraus weiß, daß sie kein anderes Resultat geben kann, als das bereits feststehende, obgleich er erkennt, daß derjenige, welcher kein wissenschaftliches Bedürfnis hat, keiner weiteren Gewisheit bedarf, als dieser unmittelbaren, so kann er sich doch, schon bloß auf ihn selbst gesehen, dieser Untersuchung nicht entschlagen, weil das einmal erwachte wissenschaftliche Interesse sich auch auf diesem Gebiete geltend macht, und er keinen Grund hat, es hier zu verläugnen, da die Wahrheit sich nothwendig auch auf diesem Gebiete als solche kundgeben muß. Schon wenn er für sich selbst untersucht aber hält er seine Voraussetzungen, so unumstößlich gewiß sie ihm auch sind, von der Beweisführung möglichst fern. Er läßt den unmittelbaren Beweis und den vermittelten unabhängig nebeneinander treten. Noch sorgfältiger enthält er sich der Vermischung beider, wenn er es mit den Gegnern zu thun hat. Er hebt es zwar gegen sie nachdrücklich hervor, daß nur das Zeugniß des Geistes die rechte innerliche Gewisheit gewähren kann, daß Geist nur durch Geist wahrhaft als Geist erkannt wird, daß sie nicht glauben dürfen, sich mit der Sache auseinanderzusetzen zu haben, wenn es ihnen gelungen ist, sich durch Anwendung aller möglichen Trugkünste und Sophistereien dem Eindrucke des wissenschaftlichen Beweises zu entziehen. Aber nach dieser Verwahrung und Warnung argumentirt er so, als ob es gar kein Zeugniß des heiligen Geistes gebe. Er weiß, daß alles Streiten und Beweisen ganz vergeblich ist, wenn man sich nicht auf dem gemeinschaftlichen Gebiete hält. Ganz anders Leute, wie Herr Strauß. Ihre Voraussetzungen, die Resultate ihrer Neigungen, müssen ihnen zugleich als Beweise dienen. Sie sind dasjenige, wovon sie ausgehen, und worauf sie immer wieder zurückkommen.

Der Verf. beginnt seine Untersuchung der Straußschen Voraussetzungslosigkeit mit folgenden Worten: „Es ist der Parthei, die sich als ausschließliche Inhaberin der wissenschaftlichen Theologie selbst zu bezeichnen gefaßt, besonders eigen, sich ihrer Voraussetzungslosigkeit zu rühmen, in welcher sie das Wesen ihrer Wissenschaftlichkeit findet. So thut auch Herr Strauß. Ich kann ihm nicht die Abgeschmacktheit zutrauen, daß er sich diese Voraussetzungslosigkeit in der der Weise des weiland Turretin denke, nach welchem man zur Kritik und

Auslegung den Geist in Gestalt einer tabula rasa mitzubringen hatte. Was ist denn nun aber der Sinn der gerühmten Voraussetzungslosigkeit? Er stellt selbst a. a. O. seine Voraussetzungslosigkeit gewissen religiösen und dogmatischen Voraussetzungen gegenüber; es ist also nicht eine unbedingte, sondern nur eine bedingte Voraussetzungslosigkeit. Und halten wir diese seine Aussage mit dem von ihm angeführten Princip der Kritik zusammen, so besteht seine Voraussetzungslosigkeit darin, daß er nicht religiöse und dogmatische, d. h. kirchlich-dogmatische, sondern irreligiöse und philosophisch-dogmatische Voraussetzungen hat. Soll das etwa der Vorzug einer geschichtlichen Kritik seyn, daß sie von philosophisch-dogmatischen Voraussetzungen ausgeht, also z. B. sagt: weil die Idee ihre Fülle nicht in ein Exemplar ausschüttet, so ist alles, was in der Geschichte Jesu sich nur daraus erklärt, daß er Gottmensch ist, Mythos; weil es keine übernatürliche Causalität gibt, so ist alles unhistorisch, was nur unter deren Voraussetzung als geschehen gedacht werden kann; weil Jesus nicht die Herzen durchschauen konnte, seyen Vorfälle solcher Art erfunden; weil er keine Macht über die Natur habe, seyen Handlungen, die das voraussetzen, unglaublich, und dergleichen Behauptungen mehr, von welchen, wie wir noch sehen werden, das Buch wimmelt. Was dergleichen Versicherungen für einen wissenschaftlichen Werth haben, oder wie sie gar als Musterbilder einer wissenschaftlichen, geschichtlichen Kritik gelten sollen, überlasse ich Anderen zu beurtheilen.“

(Schluß folgt.)

Naive Unwissenheit eines gelehrten Theologen.

Nicht leicht erscheint jetzt ein Buch von irgend einer theologischen Bedeutung, welchem nicht in der Vorrede ein mehr oder minder ausdrückliches Glaubensbekenntniß voranginge, wodurch die Stellung des Verfassers zur streitenden Kirche bezeichnet und kund gethan wird, wess Geistes Kind er sey. Mehr wie früher scheut man sich jetzt vor offenbaren Verläugnungen der evangelischen Wahrheit, und dies würde wahrscheinlich auch der Verfasser des Buches, von dem wir gleich reden werden, gethan haben, wenn es ihm nicht — so scheint es wenigstens — an aller sowohl historischen als dogmatischen Kenntniß derselben gebräche. Mit einer Naivetät, die für den Mann einnehmen könnte, wenn er nur nicht Professor der Theologie wäre, äußert sich Herr Dr. Credner zu Gießen in der Vorrede seiner eben erschienenen Einleitung in das N. T., die an jeder anderen Gelehrsamkeit, außer der christlichen Gottesgelehrsamkeit, reich ist, folgendermaßen S. VIII.: „Ich kenne als Mensch und als Theologe keinen anderen Standpunkt, als jenen natürlichen, welchen mir Gott selbst hienieden angewiesen hat. Diesen suche ich auszufüllen, ohne nach einem anderen, außerhalb liegenden, irgendwie zu verlangen. Des Menschen erste Pflicht ist Mensch zu seyn. Gebt mir außerhalb der Erde einen Standpunkt für meinen Hebel, sagt Archimedes, und ich hebe

euch die Erde aus ihren Angeln. Er hatte Recht. Aber mit noch größerem Rechte kann man sagen: Räumt irgendwie einem Menschen einen religiösen Standpunkt außerhalb seines natürlichen ein, und seine Theologie wird ihm zum Hebel, mit dem er Himmel und Erde umzuwenden vermag. Das wahre Christenthum dagegen will nicht Umkehrung, sondern so wie vom Menschen zeigen, wie er ganz Mensch seyn kann und soll. Drum wer ein Mensch zu seyn sich schämt, kann nimmer durch das Christenthum zum Menschen werden." Dies ist in der That eine Beschränkung auf den natürlichen, durch seine Geburt dem Menschen angewiesenen Standpunkt, welche allerdings jeden Supernaturalismus aufhebt, aber damit auch jede Erhebung über die Natürlichkeit, die nichts vom Geiste Gottes vernimmt, und über die Sündhaftigkeit, die dem Menschen nur zu natürlich ist, so wie jedes Trachten nach dem Reiche Gottes, was droben ist und eben damit über dem natürlichen Standpunkt liegt, den es eben zu einem geistlichen erheben soll. Herr Credner will nicht über seinen natürlichen Standpunkt hinaus; er ist seiner glücklichen Selbstgefälligkeit hoch und gut, und bequem genug. Allerdings hat zwar der heidnische Weise Recht, daß, wäre ein überirdischer Standpunkt gegeben, das Irdische wirklich emporgehoben werden könnte, wie es denn auch die längst bekannte Erfahrung zeigt, daß Niemand sich am eigenen Schopfe aus der Tiefe ziehen kann, sondern es ist ein Höheres nothwendig, um daran emporzukommen. Nun ist auch wirklich dem Menschen eine Offenbarung überirdischen Ursprungs, ein göttlicher Christus gegeben, der ihn über den natürlichen Standpunkt seiner Geburt durch die Wiedergeburt erheben, und aus der Tiefe, in die er durch die Sünde noch unter seinen natürlichen Standpunkt gerathen, ihn wieder himmelan erheben und von den abwärts führenden Wegen des Bösen ihn wieder umkehren will zu den aufwärts führenden Bahnen der Heiligung. „Aber“ — so schreibt der Professor der Theologie Dr. Credner, der Kritiker, dem es in der That an aller Selbstkritik fehlen muß, so schreibt er dem Herrn und seinen Aposteln und seiner Kirche zum Trost, — „das Christenthum will keine Umkehrung,“ und was er dann weiter sagt von Mensch seyn und Mensch zu seyn sich schämen, zeigt nur zu deutlich, daß er keine Ahnung von dem theologischen Begriff der Sünde hat, die das Einzige ist, dessen sich der Mensch zu schämen hat, aber auch, weil es Lüge ist sie in sich abzulugnen (1 Joh. 1, 8.), wirklich sich ihrer schämen und durch den Herrn ihrer Herr zu werden streben soll, was freilich nur durch Selbstverläugnung, durch Kreuzigung der Lüste und Begierden in der Kraft des Glaubens geschehen kann. Herr Credner findet dies, weil er in seinem „Selbstgefühl“ gar nichts von Sünde weiß, überflüssig und lästig; und kehrt daher, obwohl er sonst gegen die Umkehrung ist, die christliche Wahrheit in das Heidenthum um,

indem es ihm „einfällt,“ die alten Ägyptier den Christen und zwar uns Protestanten zum Muster aufzustellen. So unglaublich es ist, so heißt es dennoch S. X. der Vorrede wörtlich: „Da fällt mir eine Bemerkung aus Prokesh bei (Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien), der den Darstellungen auf den Ägyptischen Denkmälern das ehrende Zeugniß ausstellt: „Die Opfernden haben jedesmal freien, niemals kriechenden Ausdruck. Kreuzigung der Seele sieht man in diesen Bildern nicht, wohl aber Selbstgefühl und Kraft. Es sind edle Menschen, die edlen Göttern opfern.“ Möge der richtenden Geschichte unpartheiisches Urtheil über das Christenthum unserer Tage dereinst nicht, wozu es so viel den Anschein hat, uns Protestanten den Ägyptern nachsehen. Noch gibt es edle (Ägyptische) Männer von Selbstgefühl und Kraft und Wahrheit in unserer Kirche. Ihnen sey mein Buch empfohlen!“ So weit ist dem Verf. jede Idee von dem, was evangelisches Christenthum im Unterschied und Gegensatz von Judenthum und Heidenthum ist, abhanden gekommen, daß er statt des gläubigen Empfangens der reichen Gaben und Gnaden Gottes, wodurch unsere Armuth reich wird, das eigengerechte Darbringen edler Gaben an die edlen Götter als musterhaft für evangelische Christen empfiehlt, wobei es doch wenigstens schicklicher gewesen wäre, den Pharisäer, der voll Selbstgefühl seine Gaben und Tugenden mit Dank Gott darbringt (Luc. 18, 11. 12.), als Muster zu citiren, weil wir dann doch wenigstens im Gebiete des Monotheismus geblieben wären. Um aber der Verkehrtheit, die freilich das Christenthum eben so ernstlich verwirft, als es die Bekehrung ernstlich will, die Krone aufzusetzen, wird gleichsam zum Belege des Gesagten am Schlusse der Vorrede noch ein Motto aus Luther citirt, des Mannes, der unter allen Lehrern der Kirche am nachdrücklichsten das hoffärtige Selbstgefühl mit seinen Gaben, Kräften, und Werken erniedrigt und eben darum auch am stärksten in der eigenen Schwachheit und Demuth die hohe Kraft Gottes fühlbar gemacht hat, wie denn auch sein ganzes großes Leben sich um die beiden Angeln bewegte: Nicht daß ich tüchtig wäre, von mir selber etwas zu denken u. s. w., aber ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus (2 Cor. 3, 5., Phil. 4, 13.).

Ist es nicht aufs Tiefste zu beklagen, einem solchen Gelehrten, dem wir übrigens außerhalb des Gebietes der christlichen Theologie auf dem „natürlichen Standpunkte“ seinen Ruhm gern lassen wollen, die Bildung der Heffischen Geistlichen anvertraut zu sehen, die in der That unter seinen Händen eher Ägyptische Priester als evangelische Pfarrer werden können? Hat man sich unter solchen Umständen noch zu verwundern, daß seit der Wiedererwachung des evangelisch-kirchlichen Lebens in Deutschland die Universität Gießen und überhaupt das Darmstädtische Gebiet bis jetzt so wenig neue Blüthen getrieben hat?

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

• Sonnabend den 20. August.

N^o 67.

Zur Scheidung und Unterscheidung, ein Merkzeichen, gestellt der gegenwärtigen Christenheit von Heinrich Diestel, Prediger zu Königsberg in Preußen. Königsb. 1834, bei Von. 90 S. in 8.

Diese Schrift enthält eine schwere Anklage, nicht der Ungläubigen, sondern derer, die sich Gläubige nennen in unserer Zeit. Man ersieht daraus, der Verfasser hielt sich berufen, für die gegenwärtige Christenheit einen Commentar zu liefern zu den Worten des Erlösers: Es werden nicht Alle, die zu mir Herr, Herr! sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Solche Stimmen thun zu allen Zeiten noth, denn zu allen Zeiten haben sich thörichte Jungfrauen unter die klugen gemischt, und es ist ein verdienstliches Werk, die thörichten zu erwecken, damit sie El kaufen, ehe der Bräutigam kommt. Wir wollen uns deshalb nicht durch vortheiliges Ablehnen der etwas bitteren Strafpredigt, die in dem oben angezeigten Buche enthalten ist, theilhaftig machen des Vorwurfs der falschen Liebe, welche nach Herrn Diestel unter den sogenannten Gläubigen herrscht, einer Liebe, die, wie er S. 56. sagt, keine Kraft, sondern Weichlichkeit, Schläffheit und Schwäche ist. Wir wollen nicht zu den stummen Hunden gehören, die nicht strafen können, deren es nach Herrn Diestel eine große Anzahl in der heutigen Christenheit gibt, und die er S. 59. also charakterisirt: „Wo es Gottes Ehre, oder das wahre Wohl der Menschen gilt, da lassen sie sich nicht aus ihrer vermeinten christlichen Würde stören, halten an sich, sind sanft, und lassen es gehen, wie es geht. So geben sie der Sünde Raum, zu wurzeln und zu wuchern; halten sich unter einander zu gut alle ihre Eigenheiten und Wunderlichkeiten, Müßiggang und Schwachhaftigkeit, Leichtfertigkeit, Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit und andere Sünden. Sind's doch ihrer Meinung nach „Gläubige,“ denen alles dergleichen vergeben ist; und wer darauf hin rügt, wird als ein Splitterrichter zurückgewiesen; wenn sie nur halb wehmüthig sprechen: „Der Herr muß viel Geduld haben!“ so halten sie sich für gerechtfertigt.“

Die Sünden, welche Herr Diestel denen, die sich vorzugsweise für Gläubige halten, Schuld gibt, sind nun sehr mannichfaltiger Art, ja ihre Zahl ist Legion: Unverstand, bewußt- und begriffsloses Wesen, Tagen nach dunklen Gefühlsstimnungen und weichen Tröstungen, Mangel an Gottesfurcht, Kampfesfurcht, Pflichtvergessenheit, Untreue im Berufe, gemachte Demuth, Lieblosigkeit, pietistische Bielgeschäftigkeit, falscher Bekehrungsseifer, heuchlerisches Lippenwerk, — kurzum, ist etwa eine Untugend, ist etwa ein Laster, dem trachten sie nach.

Diese Vorwürfe ziehen sich wie ein rother Faden durch sein ganzes Buch hindurch, wir müssen deshalb einen jeden „Gläubigen,“ der begierig ist, sein lebhaftes Conterfei in diesem Bußspiegel zu erblicken, einladen, selbst vor das Glas zu treten. Wir können diese Aufforderung um so ungescheuter an ihn ergehen lassen, da seine Eitelkeit durch das Beschauen seines Bildes sicherlich keine Nahrung erhalten wird. Doch ist es uns mit diesem Scherze Ernst? Dann war es uns wohl mit dem Ernste, womit wir begannen, nur Scherz? Keineswegs! — Es ist auch in diesen Blättern oft über das leichtfertige Modechristenthum geklagt worden, das in Worten besteht und die Kraft verlängnet. Herr Diestel bezieht sich sogar S. 22. auf einen früheren Aufsatz der Ev. K. Z. (Jahrg. 1832, Januar S. 4 u. 5.), in welchem nach seiner Meinung „der erschlaffte, sittliche Zustand dieser Zeit, wenn auch nicht nach seinem Ursprunge, so doch nach seiner Beschaffenheit richtig erkannt und treffend geschildert ist.“ — Doch vorläufig zugegeben, Diestel's Vorwürfe seyen vollkommen gegründet, so ist er darin doch nicht gerechtfertigt. — Selbst die richtige Schilderung eines Übels ist unfruchtbar, ja verderblich, wenn sie nicht auch die wahre Quelle und das wirksame Heilmittel der Krankheit aufzuweisen versteht. Der Kranke, welcher vergeblich bei sonst geschickten Ärzten Hülfe gesucht, wird leicht zu einem Quacksalber Vertrauen fassen, wenn dieser ihm sein Leiden mit dem rechten Namen zu nennen weiß. Indes wer meine Wunden kennt, kennt noch nicht die heilende Arznei. Ein Pfücher wird den Schaden nur verschlimmern.

Nach Herrn Diestel haben nun die praktischen Verfehrtheiten der heutigen Christenheit ihren Grund in einer theoretischen Verirrung. Die Gläubigen *κατ' ἐξοχήν* irren, wie er meint, in der Auffassung der Lehre vom sündlichen Verderben des Menschen und der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Indem sie den Menschen für ganz unvernünftig halten, den göttlichen Willen zu erfüllen, geben sie auch alle Anstrengung auf, diesem Willen nachzuleben, indem sie ihre Seligkeit nur gründen auf die Gnade Gottes, beharren sie in der Sünde, auf daß die Gnade desto mächtiger werde. S. 33. sagt Herr Diestel: „Das Mißverständniß darüber (nämlich über die Lehre von der Rechtfertigung) wurzelt aber tiefer, wurzelt in der Ungeneigtheit des Menschen, sich in seinem Willen anzustrengen. Um solche Unlust zu beseitigen, flüchtet er zu der Entschuldigung, daß die menschliche Natur, in ihrem gegenwärtigen Zustande verderbt, nicht fähig sey, frei und selbstständig für Gott sich zu entschließen und für die Zwecke, welche derselbe dem menschlichen Daseyn gestellt, selbstthätig mitzuwirken. Gerne beruft man sich auf die Unzulänglichkeit guter

Vorsätze, auf die Schwachheit und tiefe Entartung des Herzens, und möchte sich und Andere gerne überreden, daß es nur Irrgänge und Mißgriffe sind, von sich zu fordern, und daß das Gesetz dem Menschen nur gestellt sey, um das Gefühl seiner Unwürdigkeit rege zu machen, nicht aber den Ernst der Anstrengung in ihm hervorzurufen; — möchte sich überreden, daß wir in sittlicher Beziehung niemals thun könnten, was wir wollen, und wünscht einem Apostel selbst das Geständniß unterzuschreiben, er sey nie dahin gekommen durch das Gesetz des Geistes das Gesetz in den Gliedern übermocht zu haben.“ S. 14. spricht Herr Diestel es entschieden aus, daß die falsche Hoffnung auf die Wirkungen des Geistes Gottes, auch wenn er nicht wirkt, indem seine Wirksamkeit verhindert wird, in unserer Zeit ihre eigenthümliche Stütze zunächst in der Fälschung der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott habe. Und S. 21.: „Sie (die sogenannten Gläubigen) beruhen auf der Lehre der Rechtfertigung, auf dem Glauben der Vorfahren und der symbolischen Bücher; ruhen auf den Siegen, die jene erkämpften; und indem sie die Heiligung nicht als Hauptlehre, sondern als Nebensache behandeln, dieselbe zwar nicht von der Rechtfertigung trennen zu wollen vorgeben, aber doch eigentlich wirklich sie trennen, indem sie den Nachdruck und Ernst, welchen rechtschaffene Christen auf die Erfüllung der göttlichen Gesetze legen, verdächtigen, dieselben aus dem Blicke und Gesichtspunkte des Strebens hinausstellen und den Nachdruck als Eigengerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit verschreien: so widerstehen sie den Ansprüchen des christlichen Sittengesetzes, wollen die Sünde nicht lassen und das Gute nicht thun.“ —

Ehe wir nun auf die Sache selbst eingehen, müssen wir vor allen Dingen gegen obiges Sündenregister, durch das Herr Diestel die Gläubigen signalisirt und das er ihnen als Steckbrief in die Welt nachschickt, insofern Protest einlegen, als er es so in Vausch und Bogen abgefaßt hat. Bei ihm scheint auch, wie heut zu Tage oft behauptet wird, das Besondere das Allgemeine zu seyn. Wenn ihm unter den „Gläubigen“ einzelne Personen der Art, wie er sie uns schildert, vorgekommen sind, und leider sind sie auch uns nicht unbekannt geblieben, so ist es wenn nicht Verläumdung, doch mindestens ein vorschneller Leichtsinns, der allerdings nicht schwächliche Liebe, wohl aber harte Lieblosigkeit zu nennen ist, wenn man den unlogischen Schluß zieht: Cajus ist ein Heuchler, Cajus ist ein Gläubiger, also sind alle Gläubige Heuchler. Denn eine wenigstens feinere Heuchelei bleibt es doch immer, wenn man sich vorzugsweise begnadigt und gläubig nennt, und doch Gottes Gebote hinter sich wirft. — Wir kennen aber auch Gläubige aus allen Ständen, jeglichem Alter und Geschlecht, die den Inhalt des Wortes Gottes in klarem Glauben erfaßt haben, ihren Beruf treu erfüllen, thätige Liebe üben, in der ächten Demuth stehen, zur rechten Zeit reden, und schweigen, wenn es sich gebührt, in denen Christus wahrhaft eine Gestalt gewonnen und aus denen das Bild des Heilandes lieblich wiederstrahlt: — und die dennoch an das grundlose Verderben der

menschlichen Natur und an der Sünder Seligkeit durch Gottes unbedingte Gnade ohne alles Verdienst der Werke glauben, ja die sogar bekennen, daß sie, was etwa Gutes in ihnen vorhanden, nur diesem Glauben verdanken. — So kann also wohl in dieser Lehre nicht der Grund der Schwachheit und des Mangels an ächten Früchten der Buße liegen, die heut zu Tage bei vielen Christen sich findet, sondern nur im Mißbrauche dieser Lehre. Herr Diestel aber mußte freilich Alle, welche dieser Lehre glauben, zu Sündendienern machen, sonst konnte er nicht, worauf es ihm nicht undeutlich in seiner ganzen Schrift hauptsächlich ankommt, an dieser verhassten Lehre selbst mit einigem Scheine des Rechts zum Ritter werden.

Zuvörderst kommt es darauf an, zu untersuchen, ob die Vorstellung, welche sich Herr Diestel von dem Zustande des Menschen, ehe er zum Glauben an Christum gelangt, gebildet hat, die richtige ist. Er erkennt zwar an, daß in ihm die Freiheit des Geistes gebunden sey durch die Macht der Sinnlichkeit, indem nun aber das Erlösungswerk Christi eben darin besteht, daß er dem dienenden Geiste wieder zur ursprünglichen Freiheit verhilft, ist dem Menschen noch das Vermögen geblieben, die ihm kund gethane Wahrheit anzuerkennen oder zu läugnen, die erlösende Gnade in Christo selbstständig zu ergreifen oder zurückzu stoßen. Dies ist das wesentliche Resultat der dogmatisch verschwimmenden Darstellung des Herrn Diestel. S. 34. sagt er: „Zur Freiheit aber ist der Mensch berufen; berufen, aus eigener Selbstbestimmung für Gottes Zwecke an sich und Anderen mitzuwirken; — ob er schon von Natur nicht frei, und die Gewalt der Sinnlichkeit in ihm mächtiger ist, als die Stimme seines Gewissens. Er kann frei werden durch das Wort der Wahrheit, welches ihm gegeben ist, denn er kann aus eigener Wahl der Wahrheit gehorchen und der sündlichen Neigung widerstehen; und in dem Maße, daß sein Entschluß in der Wahrheit sich befestigt und zuständig wird, wird er frei, und beweiset sich frei; beweiset sich als einen Solchen, der das Seine thut, während Gott ihm dazu Anlagen und Hülfe gegeben; der Gott begegnet, Gottes Liebe erwiedert, in der Verbindung, in der Zusammenwirkung mit Gott, Gottes Zwecke an sich und Anderen erreicht.“ Und S. 35 — 37.: „Christus ist gekommen uns zu erlösen von der finsternen Macht der Triebe, von der Vernechtung unter die Sünde; er hat die Wahrheit an's Licht gebracht, daß wir die Wahrheit erkennen und durch sie frei werden. Der rohe gewöhnliche Mensch hat keine Vorstellung von wahrer Freiheit, vielmehr dünkt er sich frei, wenn er ungehindert seinen Lüsten fröhnt; sogenannte Gläubige aber machen sich des Irrthums schuldig, die Freiheit des Willens zu läugnen. Sie würden dem Irrthum entgehen, wenn sie nicht bloß Beruhigung in der Vergebung der Sünden suchten, sondern Freie werden wollten. Das Streben danach würde sie zum Kampfe auffordern gegen die Sünde, und in demselben würden sie die Erfahrung machen, daß sie es vermögen, sich durch den Willen selbst zu bestimmen, sich mit Gottes Hülfe heraus zu arbeiten fähig sind, mittelst persönlich inwohnender Anlage, — daß sie willensfrei

sind. Denn die Scheu vor dem Kampfe ist der eigentliche Grund, die Lehre vom natürlichen Verderben dahin zu mißbrauchen, daß die menschliche Natur um der Sünde willen, nicht bloß in ihrer Freiheit (wie es denn wirklich ist) für gebrochen erklärt, sondern ihr auch die Möglichkeit von manchen Gläubigen abgesprochen wird, der Gnade zu erwiedern. Kaum wollen solche es zugeben, daß dem Menschen sey die Wahl gegeben, wenn Gott ihm Gutes oder Böses, Leben oder Tod vorhält; daß der Mensch aber vermöge, nach gewonnener Einsicht sich zu entschließen, den Hindernissen muthig entgegen zu treten; dieselben überwinden, sich ermannen könne, das, was er für recht und heilsam erkannte, anzustreben, sich anzueignen oder auszuführen: dies erklären sie für Anmaßung und Eigenwirken. — Christus zwar spricht: „„ihr habt nicht gewollt,““ und setzt darin den Grund des schrecklichen Schicksals, welches das israelitische Volk sich zuzog; doch werden sie so wenig von diesem Ausspruche getroffen, daß sie sich nicht scheuen, mit scheinbarer Demuth bei allem Thun in sich nur die Sünde sehen zu wollen, da doch der Christ zur Freiheit befreiet ist, darum auch in ihrem Herzen Freiheit und in ihrem Thun Freies — also Edles — seyn sollte, nicht Sünde allein, und sie so bestehen in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat.“ —

Diese Auffassung widerspricht eben so sehr jeder tieferen Erfahrung, als der Lehre der Schrift und Kirche. Unsere Natur ist durch Adam's Fall ganz verderbt, unser Verstand ist durch die Lüge verfinstert, unser Herz durch böse Lust vergiftet, unser Wille nicht nur unvernünftig das Gesetz zu erfüllen, sondern auch im positiven Widerstreben wider die göttlichen Gebote begriffen. Die Schrift bezeichnet mit einem Worte unser ganzes Elend. Wir sind Feinde Gottes (Röm. 5, 10., 8, 7.). Doch dieses uns angeborene Verderben, das mit dem sich entwickelnden Bewußtseyn und der dadurch bedingten Selbstbestimmung des Menschen in lauter Thatünden und Übertretungen sich kund geben muß, enthält doch in dieser Nothwendigkeit des Sündigens keineswegs eine Entschuldigung. Der Geist Gottes bezeugt uns in unserem Gewissen, daß unsere Knechtschaft eine frei gewählte ist; wir erkennen Adam's That als die unsere. Die Menschheit ist der bösen Wurzel böser Stamm, denn das verrufene in quo des Augustinus hat, wenn auch keine in dem *eo* § grammatisch begründete, doch eine in dem Zusammenhange seiner ganzen Stelle so wie der gesamten Schriftlehre exegetisch leicht nachweisbare, dogmatische Wahrheit. — Deshalb verdammt uns das Gesetz und wir stehen unter dem Jorne Gottes (Röm. 4, 15., Eph. 2, 3.). Der Sünde Sold aber ist der Tod, zeitliches und ewiges Verderben. — Vgl. den zweiten Artikel der Augsb. Conf., der unsere Darstellung treffend zusammenfaßt: „Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adam's Fall alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, das ist, daß sie Alle von Mutter Leibe an voll böser Lust und Meinung sind, und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können; daß auch dieselbe angeborene Seuche und Erb-

sünde wahrhaftig Sünde sey und verdamme alle die unter ewigen Gotteszorn, die nicht durch die Taufe und den heiligen Geist wiederum neu geboren werden. — Hier werden verworfen die Pelagianer und Andere, so die Erbsünde nicht für Sünde halten, damit sie die Natur fromm machen durch natürliche Kräfte, zur Schmach dem Leiden und Verdienste Christi.“ — Diese Schilderung, so hart sie auch klingen mag, ist doch die einzig wahre und der Sache angemessene. Was der Verstand zu diesem Gegensatze von Freiheit und Nothwendigkeit, welchen die Kirche in dem zwar oft mißgedeuteten, aber an sich ganz bezeichnenden Worte „Erbsünde“ ausgesprochen hat, sagen mag, darauf kommt es in der That nicht an. Es ist dem Verstande in unserer Zeit so oft das ne sutor ultra crepidam entgegengehalten, es ist ihm so oft nachgewiesen worden, wie er nur die Gesetze der endlichen Erscheinung aufzufinden vermöge, daß er schon allmählig angefangen hat zur Vernunft zu kommen, und indem er sich früher anmaßlich an der Tafel obenan aufgepflanzt hatte, schüchtern und bescheiden einen Platz heruntermückt, sobald er nur den Hausherrn erblickt. Und dennoch gehört er recht eigentlich zu den Personen,

Die immer auf ihr letztes Wort zurückkommen,
Wenn von Vernunft gepöbelt stundenlang.

Denn überall, wo es sich nun wirklich um ein Verhältniß der ewigen Welt des Geistes handelt, da wirft er sich doch immer wieder zum Richter auf und, um mit der Schrift zu reden, er käuert wieder was er gespeit hat. — Die Lehre von der Erbsünde, die wenn auch nicht dem Ausdrucke, doch der Sache nach entschieden in der Schrift enthalten ist (Psalm. 51, 7., Röm. 5, 12 — 19.), will nichts Anderes, als was wir auf einem verschiedenen Gebiete von jedem nüchternen Menschen verlangen. Jeder besonnene Naturforscher sucht ohne alle vorgefaßte Spekulation jegliches Phänomen durch unbefangene Beobachtung in seinem wahren Wesen zu erfassen. Er sagt nicht, so muß ich die Erscheinung finden, weil ich mit diesen Prämissen an sie herangehe, sondern umgekehrt, meine Theorie muß falsch seyn, weil die Erscheinung ihr widerspricht. — Die heilige Schrift enthält die wahre Empirie auf dem Gebiete des Geistes. Sie stellt der Wissenschaft in den Wahrheiten, die sie als Thatfachen ausspricht, Probleme, ist aber nicht an ihre Fähigkeit, sie zu lösen und für die Erkenntniß zu vermitteln, gebunden. Das Problem, welches der Wissenschaft in der Lehre von der Erbsünde vorliegt, besteht darin, die frei-nothwendige Einheit des Individuums und der Gattung zu begreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu von D. F. Strauss, nach ihrem wissenschaftlichen Werthe beleuchtet von Professor Dr. Harless. Erlangen bei Heyder, 1836. S. X und 126.

(Schluß.)

In Bezug auf eine der Straußschen Grundvoraussetzungen, die Idee realisiere sich nicht so, daß sie in Ein Exemplar ihre

ganze Fülle ausschütete, wird unter Anderem Folgendes bemerkt: „Das Axiom des Herrn Strauß hat seine Wahrheit im Kreise des menschlichen Denkens und Erkennens. Dies hat kleine unvollkommene Anfänge und wächst nur allmählig im geistigen Austausch der Mannichfaltigkeit von Individuen. Aber anders ist es mit dem Mittelpunkt, um welchen sich dieses Denken zu bewegen von Gott bestimmt ist. Der muß seiner Aufgabe nach für jede Periode der Erziehung des Menschengeschlechts einmal und in seiner ganzen Fülle und Bestimmtheit gesetzt seyn, damit an ihm das Werden und Wachsende sich herantilte. Auf die Fülle der Offenbarung, zu deren Verkündigung die Apostel berufen waren, kam zuerst die schwache und schwankende und im Verhältniß zum Vorbilde wie zur späteren vervollständigung höchst lückenhafte Erkenntniß der sogenannten apostolischen Väter. Von da an unter vielen Schwankungen allmählicher Fortschritt der Erkenntniß. Und auch jetzt gewahrt die Kirche in ihrem Greisenalter, bei aller Reife ihrer Einsicht, nur ihre eigene Unvollkommenheit gegenüber der Herrlichkeit der Offenbarung Jesu Christi verkündigt durch seine Apostel, und ihre ganze Thätigkeit geht dahin, aus dem Schatze zu schöpfen, der noch unausgebeutet da steht, und von dessen reichen Andern erst jetzt manche zu Tage gehen, manche ihr Daseyn in kaum gewürdigter und verstandener Ahnung kund geben. Wie soll die Kirche diese Wahrnehmung sich erklären, wenn nicht eben dadurch, daß die ganze Fülle göttlicher Weisheit wirklich in jener einen Offenbarung Gottes dem Menschengeschlechte gegeben war, damit sich im allmählichen Wachsthum der menschlichen Erkenntniß und im Wechsel verschiedener sich ergänzender Individuen der Reichthum der göttlichen Idee offenbare und verherrliche.“

Die vorstehenden Mittheilungen werden genügen, unsere Leser mit dem Charakter der vorliegenden Schrift bekannt zu machen. Eines eigentlichen Auszuges ist sie bei ihrem sehr gedrängten und concisen Style nicht fähig. Nur aus dem schönen Schlußworte müssen wir noch eine längere Stelle ausheben.

„Für unseren Zweck wird nun das Mitgetheilte vollkommen genügen, um auf's Übrige schließen und in wohlbegründeter Weise jetzt schon das Urtheil fällen zu lassen, daß von einem solchen Verfahren, von solchen Principien und noch mehr von einem solchen guten Willen und solchen Zwecken für alle Parthien der Evangelienkritik nichts, gar nichts zu erwarten sey. Auch müßte ich, da fast auf jedem Blatt etwas Unrichtiges steht, wenn ich Alles widerlegen wollte, ein fast eben so dickes Buch schreiben, als Herr Strauß geschrieben hat, was mir etwas Überflüssiges schiene. Denn ein Theil wird von selbst

fallen, ein Theil würdiger in besonderen synoptischen Schriften, deren wir so sehr bedürfen, verhandelt werden, und einen Theil der Gegengründe wollen wir uns für gefährlichere Gegner sparen, als Herr Strauß ist. Die natürlichen Gaben des Herrn Strauß zu loben, fühle ich mich nicht verpflichtet. Das mögen diejenigen thun, welchen es gleich ist, in wessen Dienste solche verwendet werden. Denn während die Gelehrten die Zeit damit verbringen, sich gegenseitig ihrer Wissenschaftlichkeit wegen zu preisen, gehen die Gemeinden zu Grunde. Ich aber möchte nicht mit gelehrten Artigkeiten mein Gewissen verlegen. Zudem ist die Zahl derer eher im Wachsen als im Abnehmen, die ihre Seele daran setzen, dem armen Deutschen Volke das theure Kleinod des väterlichen Glaubens zu entwenden. Thäten sie es als offene Feinde; gut, so wüßte man sich zu wahren. So aber, ohne Wappen und Wahlspruch, wie sie gezogen kommen, geschieht es, daß nicht Wenige von Feinden sich umringt sehen, als sie eben noch glaubten, in der Mitte Befreundeter zu stehen. Daß kein ehrliches Bekenntniß mehr ist, das frist am Herzen unseres Volkes. Der Sünde wollen wir uns nicht theilhaftig machen. Wir bekennen uns zur Evangelischen Kirche, Lutherischen Bekenntnisses, als der, welche in wahren Glauben an die göttliche Offenbarung der Schrift, an den in's Fleisch gekommenen, gekreuzigten und erhöhten Mittler Jesus Christus glaubt. Vom Glauben des Herrn Strauß soll nun weiter nichts Zeugniß geben, als was wir aus seinem eigenen Buche in der „Vorbemerkung“ und in den „Resultaten der Kritik“ mitgetheilt haben. Wer solche Gesinnung ausspricht, der kann nie und unter keiner Bedingung als Glied, geschweige denn als Lehrer der Protestantischen Kirche anerkannt werden. Dies auszusprechen, hindert kein Bedenken. Denn es ist ja undenkbar, daß Herr Strauß selbst noch wollte im Ernste zu denen gezählt werden, die die Thaten Gottes in seinem Sohne für Geschichte und Wahrheit halten. Wollte er's aber doch, so bin ich eingedenk der Worte Luther's: „Wir wollen und sollens nicht leiden, daß uns mit Füßen treten wollen die heimlichen Feinde des Evangelii und unsere Verfolger, die doch wollen unsere Brüder genannt seyn, es sey denn in Wahrheit sind, das ist Feinde Christi und seines Wortes. Aber das thun sie nicht, ja rühmen, sie seyen Liebhaber Gottes Wortes, und lehren rechtschaffen, und gleichwohl verfolgen sie ihn und sein Wort heimlich. Das wollen wir nicht leiden, solls auch darüber zu Trümmern gehen, und wollens ihnen dürr heraus sagen und kein Blatt für's Maul nehmen.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 24. August.

N^o 68.

Zur Scheidung und Unterscheidung, ein Merkzeichen, gestellt der gegenwärtigen Christenheit von Heinrich Diestel, Prediger zu Königsberg in Preußen. Königsb. 1834, bei Bon. 90 S. in 8.

(Fortsetzung.)

Befinden wir uns nun aber im Zustande so schwerer Verschuldung, so unabweisbarer Strafwürdigkeit, so gänzlicher Hilflosigkeit, in dem wir auch nicht fähig sind, durch freie That die göttliche Gnade zu ergreifen, in dem (außer der Möglichkeit einer rein äußerlichen Ehrbarkeit des Wandels, die in den Augen Gottes keinen Werth hat,) uns nichts zurückgeblieben ist, als die Freiheit des Widerstrebens: so hilft es wenig, die Kraft des natürlichen Menschen in Anspruch zu nehmen, so ist es unfruchtbar, ja gefährlich, wenn man die Aufforderung an ihn ergehen läßt, rüstig zu seiner Bekehrung mitzuwirken. Sagt auch der Arzt zu dem Kranken, der auf dem Todtbette liegt: Raffe nur deine Kraft zusammen und stehe auf, ich will dich unterstützen und leiten; du wirst dann schon, indem du an meiner Hand einherwandelst, immer mehr von selbst erstarken? — Der Mensch, ursprünglich erschaffen in dem Stande der Unschuld und begabt mit dem Vermögen, durch Erfüllung der göttlichen Gebote Gerechtigkeit zu erlangen, befindet sich seit dem Falle in dem Stande der Schuld und des sittlichen Unvermögens. Das Gesetz Gottes, früher der Spiegel, in dem das Kind das Ziel seiner Entwicklung, seine zukünftige, zum vollen Bewußtseyn der Heiligkeit entfaltete, freie Mannesgestalt erblicken konnte, zeigt ihm jetzt seine zur Unheiligkeit verzerrte, erblickliche und unmännliche Knechtsgestalt. Ihm früher ein Helm des Heiles und ein Schild der Gerechtigkeit, ist es jetzt ein wider ihn gekehrtes zweischneidiges Schwerdt. Gegen seine Schuld gerichtet, spricht es unerbittlich die Verdammniß, gegen sein Unvermögen heischt es schonungslos Erfüllung. Auf des Gesetzes kräftiges „Du sollst“ erwidert der Mensch ein ohnmächtiges „Ich kann nicht,“ und auf seinen richterlichen Spruch: „So mußt Du sterben,“ schließt er verstummend den Mund.

Da sah der Herr erbarmend vom Himmel darein und sandte seinen Sohn, den neuen Menschen. Er hat keine Sünde gethan, sondern alle Gerechtigkeit erfüllt, er gab sein Leben zum Schuldopfer für Viele. Sein letztes Wort am Kreuze war die trostreiche Verheißung, mit der er von den Seinen schied: Es ist vollbracht. Nun ist das Gesetz erfüllt, nun ist die Strafe

getragen. — Der geheimnißvollen That der Menschheit, der wir im Sündenfalle begegneten, entspricht die geheimnißvolle That Gottes, die er in der Versöhnung der Welt mit sich selber vollführte. In Christo leben, weben und sind wir; er ist nicht ein Mensch unter Vielen, sondern er ist der Mensch. Die Kirche sprach diese Lehre, daß in Christo nicht ein einzelner Mensch, sondern die ganze Menschheit erschienen ist, wodurch die Möglichkeit der stellvertretenden Genugthuung bedingt ist, in der Bestimmung von der Unpersönlichkeit (impersonalitas, ἀνυποστασία) der menschlichen Natur Christi aus. So wie im Gedanken Gottes die ganze Menschheit beschlossen liegt, so muß auch, wenn Gott Mensch wird, in diesem Gottmenschen die gesammte Menschheit erschienen seyn. Wie jenes Lied es ausspricht:

Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet,
Wo alle vollkommene Fülle erscheint.

Ist aber in Christo die gesammte Menschheit erschienen, so tritt er in den Augen Gottes für uns Alle ein. Nun stecket das Gesetz sein Schwerdt in die Scheide und reicher in Christo der Menschheit den Palmzweig und die Überwinderkrone.

So wie nun das Gesetz in der Buße des Einzelnen sein richtendes, verdammendes und niederschlagendes Urtheil inwendig vollführt, so übet das Evangelium im Glauben seine lossprechende, rechtfertigende und befehlende Kraft. In Adam sind wir schon vor der Geburt verdammt, in Christo schon vor der Wiedergeburt errettet. Nur der Geburt in's natürliche Leben können wir uns nicht entziehen, aber das traurige Vorrecht ist uns geblieben, der Wiedergeburt in's geistige Leben zu widerstreben. — Der heimliche Stolz des Menschen flüchtet sich auch bei der Lehre von der Rechtfertigung wieder hinter den Vorwand des Unverstandes. Eine fremde Gerechtigkeit ist ihm eben so sinnlos, als eine fremde Schuld. Doch wie die letztere durch die Geburt, so wird ja die erstere durch den Glauben die deine! Du wirst ja ein Glied an Christi Leibe, das Theil hat an der ganzen Herrlichkeit des Hauptes. Freilich ist dieses Theilhaben ein Geschenk der Gnade, aber, spricht der Herr, „siehst du darum scheel, daß ich so gütig bin?“ — „Wohlan Alle, die ihr durstig seyd, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kaufet und esset; kommt her und kaufet ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch. Warum zählet ihr Geld dar, da kein Brodt ist, und eure Arbeit, da ihr nicht satt von werden könnt? Höret mir doch zu und esset das Gute; so wird eure Seele in Wohlthut fett werden.“ —

Wir waren einst bestimmt, das Gesetz zu erfüllen; jetzt sind wir bestimmt, der Gnade Gottes in Christo uns zu ergeben. Wir haben das Gesetz nicht erfüllt, und starben den Tod; jetzt ist der Tod durch Christum bezwungen, wollen wir im Tode bleiben, so sterben wir den anderen Tod. — Einfältig, kräftig und klar spricht das Grundbekenntniß unserer Kirche, die Augsburgische Confession in ihrem vierten Artikel, die schriftgemäße Lehre von der Rechtfertigung aus: „Weiter wird gelehret, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werk und Genugthun, sondern daß wir Vergebung der Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten habe, und daß uns um seinetwillen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird; denn diesen Glauben will Gott für Gerechtigkeit vor ihm halten und zurechnen, wie St. Paulus sagt Röm. 3 und 4.“

Herr Diestel freilich weiß es besser. Ihm genügt nicht zur Seligkeit der einfache Glauben an den Christus für uns, als das Organ, wodurch dem Einzelnen das allgemeine Verdienst des Herrn zugeeignet wird, auch abgesehen von aller nothwendig aus diesem Glauben sich entwickelnden Heiligung des Herzens und Lebens; sondern er spricht es S. 17. gradezu aus, daß „Christus für uns nur dann für uns sey, wenn er in uns ist, und insofern für uns, als er in uns ist; gleich wie eine Speise zwar für uns seyn kann, aber nur dann wirklich für uns ist, wenn wir sie genießen“ (vgl. S. 79.). Diese in neuerer Zeit so oft wiederholte Lehre ist auch eine Speise, nämlich eine *crambe repetita*, an der man auch bei den gesündesten Verdauungswerkzeugen zuletzt einen Überdruß bekommen kann, ähnlich dem, welchen Hiob empfand (Hiob 6, 6.). Weiter wird bei Herrn Diestel gelehrt: „Abraham war ein Gläubiger; denn sein Leben war eine fortgesetzte Reihe von Glaubensthaten.“ Wir bitten Herrn Diestel, das obige „Weiter wird gelehrt“ noch einmal etwas genauer anzusehen, dann wird er hoffentlich von der Insinuation zurückkommen, daß seine Lehre mit der Luther's vollkommen übereinstimme. Von dieser Behauptung später!

Doch wir hören oft auch von Wohlmeinenden den Einwurf, die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben sey, so ohne Zuthat hingestellt, jedenfalls eine gefährliche Lehre, sie sey leicht mißverständlich und müsse die Unsittlichen in ihrem Leichtsinne bestärken. Der Herr freilich scheint anders geurtheilt zu haben, denn wo ein Sünder im Gefühle seiner Schuld zu seinen Füßen sinkt, spricht er ganz einfach: „Sei getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben.“ — Wie ist es auch nur psychologisch denkbar, daß die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den durch Christum versöhnten Gott, wenn sie klar und tief in's Herz gefaßt wird, eine leichtfertige Verachtung der Gebote Gottes befördern könnte. Es kann doch dieser Glaube nicht entstehen, wo nicht erst ein über die Sünde erschrockenes Gewissen vorhanden ist.

Liegt aber nicht in diesem Schrecken der Wunsch, die Übertretungen wären nicht geschehen; in diesem Wunsche die Sehnsucht, das Leben möchte fortan dem Gesetze des Herrn entsprechend seyn? Nur die Furcht vor Gottes Zorn über die Sünde und vor seiner strafenden Gerechtigkeit läßt diese Sehnsucht nicht zur That werden. Mit voller Wahrheit muß sich der Sünder sagen: „Und wenn auch mein ganzes folgendes Leben vollkommen rein und fleckenlos wäre, so hülfe es mir nichts zur Seligkeit, denn meine begangenen Sünden sind nicht vergeben, und diese reichen hin zu meiner Verdammniß.“ Denn in den Augen Gottes ist die einmal begangene Sünde niemals eine vergangene. Wo aber erst der Glaube an die Vergebung der durch Christum gesühnten Sündenschuld lebendig erfaßt ist, da ist Friede, da ist Zuversicht, da ist Liebe, nämlich die Empfindung der Liebe Gottes, die nothwendig die Gegenliebe des Menschen zum Gefolge hat. Wo aber Liebe ist, da ist Gemeinschaft des Lebens und Einheit des Willens. Das Leben Gottes aber ist Heiligkeit, der Wille Gottes ist Gehorsam gegen seine Gebote. Welcher treue Knecht wird fortan der Sünde leben wollen, die seinem Herrn den Tod gebracht! Zwar der alte Mensch der Sünde ist in dem Gläubigen noch nicht erloschen; aber wie er vor dem Glauben ihn liebte und pflegte, so haßt und tödtet er ihn nun. Vor der Begnadigung war die Sünde sein, denn er wollte sie; jetzt ist sie zu einer äußerlichen, ihm feindlichen Macht herabgesetzt, denn er will sie nicht. „So ich aber thue, das ich nicht will, so thue ich dasselbe nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnet.“ Er trägt den Sündenleib mit sich herum als ein vom Herrn ihm auferlegtes Kreuz, aber er streitet siegreich wider die Geschäfte des Fleisches, denn sein Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden. Könnten wir diesen Glauben an die Liebe Gottes in Christo und an die Vergebung unserer Sünden durch seinen Tod ohne alle Schwankungen stets in absoluter Energie festhalten, so könnte keine Versuchung uns fällen. — Mit einem Worte: So lange wir das Gesetz erfüllen mußten, mochten und vermochten wir es nicht; jetzt da wir es nicht mehr zu erfüllen brauchen, weil es für uns erfüllt ist, wollen und können wir es halten. —

Es muß also dabei bleiben, daß zu unserer Seligkeit nichts, gar nichts verlangt wird, als der Glaube an Christi stellvertretendes Verdienst. Man meint gewöhnlich, das heiße doch dem Menschen den Weg zur Seligkeit zu leicht gemacht; man bedenkt nicht, daß dies der allerschwerste Weg sey. Eine Lehre, die leicht zu halten ist, ist auch noch nie von der Welt so beharrlich angefeindet worden, wie es dieser Lehre zu allen Zeiten ergangen ist. Wer es erfahren hat, welche Schauer des Todes der sinnliche Leichtsinns und der freche Stolz des Menschenherzens in der Buße durchgehen muß, ehe ein Sünder dahin gelangt, von nichts mehr wissen zu wollen, als von der Vergebung seiner Sünden durch Christi Blut: der wird jenen Einwurf nimmer machen. Ja und die Buße ist noch unendlich leichter, als der Glaube. Luther kannte beides; aber überall

finden wir es in seinen Schriften ausgesprochen, daß das ihm die geringste Versuchung war, Gottes Zorn in Stolz und Leichtsinne zu verachten; vielmehr indem er vor der wohlverdienten Hölle tief erschrocken war, dennoch nicht zu verzagen, dennoch sich freudig zu getrösten der göttlichen Barmherzigkeit in Christo, das schien ihm das Schwerste im ganzen Christenlaufe. Um diesen Glauben bewegten sich alle seine geistlichen Anfechtungen. So sagt er in seiner überaus herrlichen Auslegung der Epistel an die Galater (Ausg. v. Walch Th. VIII. S. 1616.): „Dieweil es denn mit meinen Sünden so ein großer Ernst ist, als die da rechte, wahrhaftige, große, grobe, gräuliche, unzählige und unüberwindliche Sünden sind, und meine eigene Gerechtigkeit mir gar nichts nütze, sondern vielmehr sehr schädlich seyn kann; darum ist Christus, Gottes Sohn, dafür in Tod gegeben, auf daß er sie tilgete, und mich und Alle, so es glauben, selig machte: dem sey Lob und Ehre für solche unaussprechliche Liebe, Amen. — Darum ist alle Kraft und Macht der Seligkeit daran gelegen, daß diese Worte für ernste und wahrhaftige Worte gehalten werden. Und sage solches fürwahr nicht vergeblich; denn ich habe es oftmals erfahren, und erfahre es noch täglich, je länger, je mehr, wie über die Maassen es schwer ist, zu glauben, sonderlich wenn das elende Gewissen seine Noth und Schweißbad hat, daß Christus gegeben sey, nicht für die, so da heilig, gerecht, würdig und seine Freunde sind, sondern für die Gottlosen, Sünder, Unwürdigen, und für die, so seine Feinde sind, die da verdienet haben Gottes Zorn, den ewigen Tod und Verdammniß.“ — Was soll man nun sagen, wenn man S. 16. bei Herrn Diestel folgender Stelle begegnet: „Luther sprach von der Rechtfertigung durch den Glauben, indem er durch die lebendigen, inneren Glaubenswerke die todtten Werke falscher Heiligkeit bekämpfen wollte; und von Christo für uns, damit in uns die Vermittelung geschehe, und nicht bloß außer uns vorausgesetzt werde.“ — In der That, wenn wir Herrn Diestel mit dem viel härteren Vorwurfe absichtlicher Verdrehung verschonen wollen, so müssen wir doch mindestens die für einen evangelischen Prediger freilich nicht viel ehrenvollere Behauptung aufstellen, daß er Luther's Schriften entweder gar nicht, oder doch nur über alle Maassen oberflächlich gelesen, jedenfalls aber, daß er sie gar nicht verstanden hat. Wir könnten ihn hier mit einer Fluth von Stellen überschütten, doch mögen einige Worte aus der schon angeführten Auslegung der Epistel an die Galater, welche Auslegung vor allen anderen Schriften Luther's die Gerechtigkeit des Glaubens klar vor Augen stellt, genügen. S. 1833 f. sagt er: „Dieses ist nun die rechte Weise, christlich zu lehren, nämlich, daß wir gerecht werden durch den Glauben an Christum und nicht durch des Gesetzes Werk. Und laß dich hier der Sophisten heillose und gottlose Glossen und Auslegung gar nichts irren noch kümmern, so da sagen, es sey wohl wahr, daß der Glaube gerecht mache: aber doch nicht ehe, denn so die Liebe und guten Werke dazu kommen. — Denn wenn der Mensch höret, daß er an Christum

glauben soll, daß aber doch solcher Glaube ihm nichts helfe noch nütze sey, es komme denn die Liebe auch dazu, welche dem Glauben die Kraft gebe, und ihn also geschickt mache, daß er den Menschen gerecht machen könne; so kann es nimmer fehlen, der Mensch muß alsobald vom Glauben abfallen, verzweifeln, und also denken: Ist dem also, daß der Glaube ohne die Liebe nicht gerecht macht, so ist er allerdings unnütze und nichts werth. — Und auf daß die Widersacher diese ihre schädliche und giftige Auslegung bestätigen, ziehen sie den Spruch an 1 Cor. 13, 1 u. 2. Welchen Spruch sie halten, daß er ihnen als eine eiserne Mauer sey. Aber unverständige, grobe Esel sind es, darum können sie in St. Pauli Schriften gar nichts weder verstehen noch sehen, haben derhalben mit dieser falschen Auslegung nicht allein St. Pauli Worten Gewalt gethan, sondern noch auch dazu Christum verläugnet, und alle seine Wohlthaten unterdrückt. Darum soll man sich auch davor hüten und vorsehen und soll mit St. Paulo also schließen, daß wir gerecht werden durch den Glauben allein, und nicht per fidem formatam charitate, das ist, durch einen solchen Glauben, dem die Liebe dazu helfen und Kräfte geben muß, daß er den Menschen gerecht machen könne (also durch den Glauben, nicht durch Herrn Diestel's Glaubenswerke). Derhalben es gar nichts taugt, daß man der Liebe, die sie nennen formatam gratificantem, das ist, die den Glauben also zurechtet, daß er Gott um ihretwillen wohlgefalle, das zuschreiben will, als sollte sie dem Glauben dazu helfen und Kraft geben, daß er den Menschen vor Gott gerecht machen könne; sondern dem Glauben soll man solches zuschreiben; sientmal derselbe im Herzen ergreift und hält den Heiland Christum. Solcher Glaube macht den Menschen allein gerecht ohne Zuthun der Liebe, ja, zuvor und ehe denn die Liebe dazu kommt. Wir geben es wohl zu, daß man von der Liebe und guten Werken auch lehren soll, doch also, daß es geschehe, wenn und wo es nöthigen ist: als nämlich, wenn man außerhalb dieser Sache von der Rechtfertigung, von Werken sonst zu thun hat. Hier aber ist dieses die Hauptsache, damit man zu thun hat, daß man fraget, nicht, ob man gute Werke thun und lieben soll, sondern wodurch man doch gerecht vor Gott und selig werden möge? Und da antworten wir mit St. Paulo also, daß wir allein durch den Glauben an Christum gerecht werden, und nicht durch des Gesetzes Werk und durch die Liebe.“ Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit diejenigen unserer Leser, welche es bisher veräumt haben sollten, zum eifrigen Studium dieser Luther'schen Erklärung des Briefes an die Galater zu ermuntern, nicht nur weil sie fast auf jeder Seite die vollständigste und gründlichste Widerlegung aller pelagianischen, und damit auch der Diestelschen Irrthümer enthält, sondern vornehmlich weil in ihr eine unerschöpfliche Quelle mächtig erbauender Belehrung über die wahre Natur des Glaubens und der Werke, des Gesetzes und des Evangeliums springt. Sie werden hier sehen, wie der Geist Gottes durch das Wort in Luther's geängsteter Seele den rechtfertigenden Glauben

ben an die vergebende Liebe Gottes in Christo schuf, und wie thöricht der Vorwurf des Herrn Diestel ist, daß dieser Glaube, der eine Reformation zu Stande brachte, eine Ausgeburt des Leichtsinns und der Trägheit sey.

Dennoch aber ist nicht zu läugnen, und wir haben es gleich anfangs zugegeben, daß manche Christen in unserer Zeit, die an der Lehre vom rechtfertigenden Glauben mit ängstlicher Sorgfalt und einer fast antinomistischen Opposition gegen alle Werke des Gesetzes festhalten, doch in ihrem Leben weder die rechte Freude, noch die rechte Kraft des Glaubens beweisen, sondern in steten Klagen über Trostlosigkeit oder Schwäche sich ergehen. Ihr Wandel ist zwar ehrbar und fleckenlos in den Augen der Menschen, aber sie sind weit entfernt, mit dem Apostel sprechen zu können: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“ Sie haben sich wohl äußerlich, aber nicht innerlich losgesagt von der Welt. Sie beginnen mit dem ersten, der äußeren Lossagung, und das mögen wir nicht unbedingt tadeln, obgleich, wo dabei die rechte Weisheit fehlt, die Gefahr eines falschen Pietismus sehr nahe liegt; aber sie enden nicht mit dem letzten, der innerlichen Lossagung, was naturgemäßer das erste seyn sollte, und das müssen wir unbedingt rügen. Von denen, welche bei dem Schwagen von der Gnade ganz muthwillig in offenbaren Sünden fortfahren, wollen wir als von entschiedenen Heuchlern nicht reden. Sie gehen uns hier nichts an, denn was haben die Gläubigen für ein Theil mit den Ungläubigen, wie stimmt Christus mit Belial? — Worin liegt nun aber bei jenen wohlmeinenden, aber kraftlosen Christen der Grund ihrer Schwäche? Wahrlich nicht darin, daß sie die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christi versöhnenden Tod zu sehr urgiren und auf die Spitze treiben; sondern grade umgekehrt, weil sie diese Lehre nicht tief und entschieden genug erfaßt haben. Die Sünde ist ihnen verhaßt, weil sie ihr eigenes inneres Wesen, nicht weil dieselbe sie mit Gott in Disharmonie setzt. Sie fürchten ihre Folgen, Unfrieden und äußere Noth, aber sie fürchten nicht die eine große Folge der Sünde, das Gericht Gottes. Sie kennen wohl Gewissensbisse, aber nicht Zornesruthen und Gesetzesschläge. Sie haben wohl Furcht, aber keinen Schrecken; sie empfinden wohl Pein, aber nicht Verdammniß; sie fühlen sich wohl schwach, aber nicht gänzlich verloren. Darum suchen sie Erleichterung, aber nicht Befreiung; Tröstung, aber keinen wahren Trost; Ruhe, aber keinen Frieden; sie wollen Schonung, aber keine Vergebung. Denn die Sünde, welche ich zu behalten entschlossen bin, will ich geschont, aber nicht vergeben wissen. Wäre

es nicht Gottes heilige Ordnung, daß Begierden Leib und Seele verzehren, daß auf Trägheit Armuth, auf Eitelkeit und Hochmuth Schande folgen; um des Herrn willen, der sie erschaffen und erlöst hat, ständen sie nimmer davon ab. Da ist der Tod Christi das Opfer, das sie Gott darbringen, um ihn eine Zeit lang zu beschwichtigen, aber nicht das Opfer, das Gott selbst ihnen darreicht, wenn sie nun in ihrem gänzlichen Verzagten nichts mehr dazureichen haben. — Wenigstens ist dies vorherrschend der Zustand ihrer Seele, wenn auch durch alle diese Verworrenheit hindurch der Geist Gottes sein Straf- und Tröstungsamt an ihren Herzen begonnen hat, wenn auch der Herr um dieses schwachen Anfanges willen, den er selbst, nicht bloß der falsche Schein von ihm, in ihnen gewirkt, Geduld hat, ob es ihm endlich gelingen möchte, die Seele gänzlich heranzuholen aus ihrem Verderben.

Womit sollen nun aber Menschen, die zum Ante der Predigt und Seelsorge verordnet sind, ihnen zu helfen suchen, so weit das Helfen in des Menschen Macht steht? — Nur nicht durch das verkehrte Mittel der Verdächtigung der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Ermahnt man sie, sich etwas zutrauen, die noch vorhandenen natürlichen Kräfte zu gebrauchen, in eigener Stärke sich zu überwinden, oder wohl gar besondere Stufen der Heiligung zu ersteigen: so wird das vielleicht eine Weile fein lustig gehen; aber Hochmuth, obgleich er selbst schon der Fall ist, kommt doch zugleich auch vor dem Falle. Wir wissen ja leider in unseren Tagen sehr viele Taurusbeispiele anzuführen von solchen, die trotz oder vielmehr vermöge ihrer wärsernen Heiligkeitsflügel sehr tief in das Meer der Sünden versunken sind. Wer nicht hoch steigt, der fällt nicht tief; nur den Demüthigen gibt Gott Gnade. Ein zu scharf geladener Lauf zerspringt, und tödtet den, der mit ihm tödten wollte. Der Apostel spricht von solchen, die nach eigener Wahl einhergehen in Geistlichkeit der Engel, daß sie ohne Ursach aufgeblasen sind, und zwar in ihrem fleischlichen Sinne. Vortrefflich sagt Luther: „Der weiße, schöne Teufel, der die Leute zu geistlichen Sünden treibet, welche man nicht für Sünde, sondern für eitel Gerechtigkeit hält, der ist's, der den größten Schaden thut, gar viel mehr denn der schwarze Teufel, welcher die Leute allein zu den groben, fleischlichen Sünden treibt, die so grob sind, daß sie auch die Welt für Sünde erkennen kann.“ Die Anwendung auf nahe liegende Ereignisse ist leicht. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 27. August.

N^o 69.

Gallerie von Bildnissen aus Nahel's Umgang und Briefwechsel herausgegeben von R. M. Barnhagen von Ense. Leipzig 1836. 2 Theile.

Die jetzt einreisende Gatte, aus den Papieren Verstorbener Briefe und andere Schriften ohne Rücksicht, ob dadurch Lebende verletzt werden oder nicht, abdrucken zu lassen und zu veröffentlichen, gehört mit zu der revolutionären Richtung unserer Zeit, welche sich mit einer vordem unerhörten Dreistigkeit über Schranken, welche eine uralte Gatte und göttliche Ordnung geheiligt hatte, wegsetzt, und den Unterthanen die Schwächen ihrer Herren, den Schülern die ihrer Lehrer, den Kindern die ihrer Väter mit dem kältesten Blute und oft sogar mit Wohlgefallen aufdeckt. Man ist in unserer fortgeschrittenen und verfeinerten Zeit weit ab von der Gesinnung, welche vordem (1 Mos. 9. 23.) fromme Kinder trieb, ein Kleid auf ihre Schültern zu legen, rücklings hinzugehen, und mit abgewandtem Angesicht ihres Vaters Blöße zudecken. Wir würden daher gern den Herausgeber von seinem Unternehmen abgebracht und ihn auf die Theil 2. S. 44. seines Buches befindliche Ansicht eines der verstorbenen Briefsteller gewiesen haben, wo gesagt ist: „Zeigen Sie dies über S — an B — nicht, sonst begeht mir der eine Perfidie, wenn nicht gradezu, doch mittelbar, ohne es zu wollen.“ Da das aber nicht in unserer Macht stand, so glauben wir keine Mitschuld auf uns zu laden, wenn wir die nun einmal zur öffentlichen Schau ausgestellte Gallerie von Bildnissen nach unserer Weise betrachten und einige Bemerkungen für Jüngere hinzuzufügen, welchen die Zeit, worin die Originale lebten, ferner liegt als uns.

Als Luther zuerst das durch Heidenthum und Weltlichkeit verschüttete Wort Gottes wieder an das Licht zog und der Menge predigte, mußte die ganze auf die Auctorität der Römischen Kirche gegründete gefellige Ordnung, die ganze Wissenschaft, ja jedes Verhältniß höherer Beziehung im Menschen erschüttert werden. Darum erscheint auch noch heute dem, welchem in dem Gebote, du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen, Gott nicht den lebendigen Gott, sondern einen todten Begriff bezeichnet, die Reformation als gleichbedeutend mit der Revolution. Anfangs ließ es sich dazu an, als wenn die reine Lehre wenigstens in Deutschland einen allgemeinen Sieg davon tragen würde, aber bald gestattete die immer mehr um sich greifende fleischliche Gesinnung und die Zwiste und Streitigkeiten der Protestanten unter einander der Römischen Kirche eine wirksame Reaction, welche den Fortschritten der Reformation ein Ziel setzte. Die Lutherische Kirche verschanzte sich ihren

Calvinischen Gegnern gegenüber, statt dem Geiste, der lebendig macht, zu vertrauen, in eine Buchstaben-Orthodoxie, während die Römische Kirche die Reformation benutzte, um sich von groben Mißbräuchen zu reinigen und das, was von ächtem Christenthum in ihr übrig geblieben war, heller an das Licht zu stellen. Alle Religionspartheien riefen die weltliche Macht, so weit sie es durchsetzen konnten, um Hilfe an, und so wurde die Kirche in ihrer äußeren Erscheinung in der Meinung der Menschen heruntergesetzt, wodurch es dem Unglauben möglich wurde, sich erst im Geheim und dann öffentlich einen Platz in ihr zu erwerben. So entstanden in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die dem Hochmuth der Menschen schmeichelnden Lehren, welche der Offenbarung die sogenannte gesunde Vernunft und leichte Verstandesreflexion entgegenzusetzen wagten. Dieser Kampf auf dem Gebiete der Kirche bezogte auch wiederum ähnliche Erscheinungen auf dem Gebiete des Staats, der Wissenschaft und der Kunst, und als der Nationalismus am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland herrschte, erhoben sich gleichzeitig in der Politik die mechanischen und atomistischen Ansichten, man strebte nur nach Gelderwerb und wählte, um denselben zu erlangen, das verkehrte Absperungs- und Merkantilsystem, ja Vermehrung der Bevölkerung wurde thörichter Weise als Zweck des Staats, zunächst um dadurch die Abgaben zu erhöhen und die Heere vollzählicher zu machen, angesehen, und diesem Zwecke die Heiligkeit der Ehe und die geistige Wohlfahrt der Unterthanen geopfert. Daß die Obrigkeit, Gottes Dienerin, zum Lobe der Frommen und zur Strafe der Übelthäter, daß die Könige die Säugammen der Kirche seyn sollen, davon wollte man nichts mehr wissen. In der Philosophie herrschte eine geistlose trockene Reflexion, die Malerei und Bildhauerkunst waren in tiefstem Verfall, und die Musik hatte ihre eigentliche Aufgabe, den Herrn der Heerschaaren zu preisen, verlassen und knechtete einer frivolen Theaterdeklamation. Die Poesie war in eine selbstgefällige prosaische Nachahmung einer mißverstandenen Klassicität der Antike versunken, und bekräftigte die großen und originellen Geister der Vergangenheit und Gegenwart als wilde unregelte Phantasten, die erst von ihr geschniegelt und gebügelt werden mußten, bevor sie sich würdig dem gebildeten Publikum zeigen könnten. Freiere Geister boten zwar dieser Richtung Trost, bekämpften aber, mit nur wenigen Ausnahmen, wie Claudius und Hamann, diese menschliche Übermuth, statt mit der von Gott gelehrtten Weisheit.

Da begann die Zeit, aus welcher diese Gallerie von Bildnissen uns vorgeführt wird, und mit der sie mittelbar oder

unmittelbar zusammenhängt, die Zeit der sogenannten neuen Schule, die Zeit der Schlegel, Tieck, Schleiermacher und vieler anderer ausgezeichneten Männer. Eben so wie in Frankreich die Revolution nur durch den Verfall der alten Sitten, der alten Stände, des alten Glaubens, des alten Rechts möglich geworden war, so konnte in Deutschland diese wissenschaftliche und Kunstrevolution nur durchdringen, weil wie dort der Geist aus Staat und Kirche, aus Kunst und Wissenschaft gewichen war. Darum hatte die neue Schule nach ihrer negativen Seite hin fast überall Recht. Sie bekämpfte vorzüglich die falsche Klassicität in der Kunst, verehrte und machte geltend die ursprünglichen Dichtergaben Göthe's im Gegensatz seiner trockenen, nachahmenden Nebenbuhler, spottete über die Splitterrichterei und setzte sich kühn über die willkürlich von derselben errichteten Schranken hinweg. Gleichzeitig dehnte sich dieser Kampf auch auf die verwandten Gebiete aus, und der Berlinische Nationalismus, so wie der Materialismus in den politischen Theorien wurde mit Geist und Wig gegeißelt, das Mittelalter und das Geschichtliche überhaupt in seine Rechte eingesetzt, die Aufklärerei des achtzehnten Jahrhunderts bespöttelt, und das Christenthum, wenn auch nur vom poetischen Standpunkte und im Gegensatz gegen den gemeinen Gebrauchs-Verstand, in Lehre und Gedicht anerkannt.

Es ist daher nicht zu verkennen, daß die neue Schule in Deutschland eine große Wirkung hervorgebracht hat, und man kann es nicht läugnen, oft eine Wirkung zum Bessern. Viele ihrer Schüler verdanken ihr die Befreiung von den Fesseln eines materialistischen Philistertums, und bei manchen ist sie der Übergang zu noch Größerem, zur wahren Erweckung und zum Glauben geworden. Da aber ihren Bestrebungen nur die Erkenntniß des Verkehrten, wovon die Gegenwart bewegt wurde, aber keine Sehnsucht des inwendigen Menschen nach Erlösung von dem Leibe dieses Todes zum Grunde lag, so litt ihr ganzes Wesen an Unpraxis, und selbst das tief und richtig Aufgefaßte wurde nie in's Leben gefördert. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Fürst dieser Welt bei diesen Kämpfen wenig verlor. Vernichteten sie auch eine anmaßende beschränkte Prosa, so nahm doch keine wahre Begeisterung, sondern eine übermüthige Genialität ihre Stelle ein, die selbst das, was von christlicher Überlieferung und Sitte auch in jener sich noch vorfand, vernichtete, und so das Kind mit dem Bade verschüttete. So finden wir in dieser Gallerie an vielen Stellen ein übermüthiges Wegsehen über die Heiligkeit der Ehe, und über weibliche Zucht und Sitte. Von einer Dame von Stande wird z. B. als Eigenthümlichkeit erzählt (I. S. 208.), wie sie auf einer Reise eine Zeit lang Männerkleider getragen habe, um nicht jeden Augenblick daran erinnert zu werden, daß sie nur eine Frau sey, und dann doch nur um so schneller den Augenblick herbeigeführt habe, wo dies Geständniß erfolgen mußte. Wie weit ist diese Gesinnung entfernt von der des Apostels, welcher es nicht für unnöthig hält, neben den tiefsten Schätzen der Weisheit der Gemeinde in Corinth auch Vorschriften über den Anzug der Frauen und Männer zu schicken, ja wie weit von dem Anstandsgefühl, was

jeder sittsamen Frau, aber freilich auch wieder nur durch die ihr oft unbewußte Überlieferung der göttlichen Offenbarung, zur anderen Natur geworden ist.

Erhob sich die neue Schule über die Selbstgefälligkeit und Ungenügsamkeit der materialistischen Alltagsgemeinheit, so verkehrte sie gleichzeitig die noch vorhandenen Überreste der natürlichen, geselligen Ordnung, so daß Juden und Geistliche, Künstler und Fürsten, Frauen von zweideutigem Rufe und Gelehrte eine Gleichheit unter einander heuchelten, die, wie das immer bei einer aus solchen Gründen entstandenen Gleichheit der Fall zu seyn pflegt, nicht den gleichen hohen Beruf des Menschen zur Seligkeit, sondern die gleiche Lust an der Eitelkeit, Sinnlichkeit und Genußsucht hervortreten läßt, mit welcher der schroffste und liebloseste Kastengeist auf der einen, und eine eitle Überschätzung des Vorzugs und Triumphs, hohe Personen in seine Nähe gezogen zu haben, auf der anderen Seite verbunden seyn kann, wie dies denn auch in diesen Briefen theils in, theils zwischen den Zeilen zu bemerken ist. Fr. Schlegel bezeichnet diese willkürliche Mischung, I. S. 235., sehr scharf, indem er den Kreis des Umgangs dieser Personen eine „Menagerie“ nennt.

Fast gleichzeitig mit dem Auftreten dieser neuen Geistesrichtung in Deutschland bemächtigte Bonaparte sich in Frankreich der Erbschaft der Revolution. Er stellte die Ordnung in dem aufgelöseten Lande durch die Macht der Bayonnette wieder her, aber einen ordentlichen Rechtszustand zu begründen vermochte er nicht, sondern nur die Willkühr Eines an die Stelle der Willkühr Vieler zu setzen. Er war mächtig genug, Europa mit Krieg zu überziehen und zu unterjochen, aber zu schwach, um Frieden zu schaffen. Durch die Feldzüge von 1806 und 1809 unterwarf er sich endlich auch Deutschland, und wurde dadurch in der Hand der göttlichen Gnade das Werkzeug, was durch Noth, Kampf und Elend in unserem Vaterlande die Menschen zur Erkenntniß des Heils, und von den löcherichten Brunnen zu der lebendigen Quelle führte.

Die Anhänger der neuen Schule mußten diesen Kampf passiv oder aktiv mit durchmachen, und obschon auch in diesen Briefen einige Stimmen für das Heil, das von Frankreich kommt, sich erheben, so kann man doch sagen, daß die große Mehrzahl von ihnen selbst da, wo sie noch zu keiner richtigen Würdigung der Revolution und ihrer Gottlosigkeit gekommen waren, Parthei gegen die Franzosenherrschaft nahm. So schreibt zwar eine Dame, von der es hier heißt, daß sie „aus der vornehmen Welt Böhmens wie aus einem Urwald als ein reines, wahrhaftes treues Naturkind unter die Menschen, mit regem Geist, feinem Sinn, festem Gemüth, sich unter nichts beugen wollend, getreten sey,“ und die „einzig den Tugenden, die sie für die größten hielt, der geistigen Erhabenheit, der grundwahren Innigkeit, der festen Seelengröße, huldigte,“ als Jourdan 1796 gegen ihr Vaterland vordrang:

Triumph, Triumph! Noch siegt die gute Sache,
Die Fürstentknechte fliehen,
Laut tönt der Donner der gerechten (!) Sache
Nach Wien und nach Berlin.

Denn weder Natur noch vornehme Welt, noch sogenannte geistige Erhabenheit, sondern nur die innere Erfahrung von dem Fall und der Sündhaftigkeit des Menschen, können zur Anerkennung der Wohlthat einer rechtmäßigen Obrigkeit führen. — Aber für dieses Beispiel finden wir, wie gesagt, eine große Zahl der ausgezeichnetsten Namen dieser Zeitrichtung, wie die beiden Schlegel, Schleiermacher u. s. w. im entschiedensten Gegensatz gegen die Franzosen und viele ihrer wärmsten Anhänger in den Reihen der sie bekriegenden Armeen.

Als aber die irdische Freiheit erkämpft war und das Ringen nach himmlischen Gütern und nach der Freiheit, damit uns Christus befreit hat, begann, da konnte sich die neue Schule nicht an der Spitze des Zeitalters behaupten. Denn fand sich in ihr auch hin und wieder christliche Erkenntniß, so war dieselbe doch nicht von der rechten lebendigen Art, und wurde selbst oft an Innigkeit und Ernst von einem tiefsinnigen Pantheismus übertroffen. Von einem solchen Gegensatz findet sich II. S. 91. eine Schilderung aus dem Jahre 1812 nach dem Leben. „Ich streite mit ihm,“ erzählt einer der Briefsteller von einem Bekannten, „über die Principien, die höchsten Dinge, namentlich die Religion, halbe Nächte hindurch; er führt seine Sache sehr geschickt und gewandt und witzig, und hat daher oft das Übergewicht über mich; aber es geht nicht still in ihm zu; er wird heftig, leidenschaftlich, ist mehr aufgereizt als durchdrungen, und hält so von sich und Anderen die milde, gesammelte, frommdemüthige Stimmung ab, der sich das Höchste allein offenbart. Unsere Gespräche sind daher wohl interessant und üben mich, aber sie führen nicht zur Begeisterung. Er verachtet und bekämpft alle Philosophen auf eine übermüthige Weise, will dagegen durchaus religiös und christlich in seinen Ansichten seyn, er ist aber das letzte mehr, weil er dadurch einen Gegensatz erhält gegen die Wissenschaft und einen Haltungspunkt für seine Gefühlslosigkeit, als aus Durchdrungenheit und stiller Überzeugung. — Auch aus Musik macht er sich nichts; überhaupt versteht er die Erscheinung des Göttlichen im Leben, die Winke der Natur nicht, und sucht daher einen bewußten persönlichen Gott jenseits der Welt; er gibt nicht zu, daß Gott nichts ist als das tiefe, mystische, geheimnißvolle, einfache, unbedingte, über die Persönlichkeit eben so wie über die todte Unpersönlichkeit erhabene Daseyn, die Idee, vor der der ganze wilde Tumult der Welt in leeren Schein hinstirbt, das Böse nicht ist, also auch keiner Erklärung bedarf, und in der die ganze Fülle der Welt ganz körperlich und ganz geistig zugleich ruht.“ Ein solches Erkenntniß-Christenthum ohne That, Leben und Wandel, was sich in der Sammlung, Stille und Demuth von einem suchenden Nicht-Christenthum übertreffen läßt, konnte freilich, selbst bei richtiger dogmatischer Erkenntniß, keine Seelen gewinnen.

Nach den Freiheitskriegen fiel die neue Schule auseinander. Göthe, ihr fast angebetetes Ideal, hatte weder Theil genommen an der politischen Erhebung Deutschlands, wohl weil er glaubte durch einen innerlichen Separat-Friedensschluß mit der Unterdrückung seine materielle Behaglichkeit retten zu können,

noch hatte er das Umkehren so Vieler zu dem, was der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, gebilligt. Bei aller tiefen Erkenntniß wurde ihm das Christenthum, je lebendiger und je praktischer, um so verhaßter. —

Über Nicolai's und Consorten trivialen Nationalismus hatte die neue Schule gespottet, aber nur lehren und werden wie die Kinder, um in das Himmelreich zu kommen, das wollte sie nicht. Einigen ihrer Schüler ging es nach dem Sprichworte 2 Petr. 2, 22., sie geriethen in dasselbe Wesen hinein, was sie verachtet hatten, verdünnten die geistlichen Lieder mit früher von ihnen verhöhnten Ramlerscher Sylbenstecherei, und gaben theologische Journale, verbunden mit trockenen Rationalisten, für die sie den Raum der Kirche erweitern wollten, heraus. Andere wandten sich zu den äußerlichen Geberden der Römischen Kirche und wurden meist, umgekehrt wie der heilige Augustinus, Katholiken von Namen und Christen von Beisamen. „Der Gedanke aller Gedanken,“ schreibt einer dieser neuen Papisten II. S. 149., „die Menschwerdung Gottes in seiner ganzen Breite, Höhe und Tiefe, gehört nur Einer Confection an. Es wird B — nicht gelingen, den Angelus als einen von der Kirche unabhängigen Theosophen zu construiren, noch auch die Philosophie dieses Dichters mit irgend einem protestantischen System von Vernunftwerdung Gottes in Übereinstimmung zu bringen.“ So groß aber war der Abfall jener Zeit, so groß der jeder kirchlichen Gemeinschaft und Erziehung entgegengesetzte Individualismus, daß ein im Schoße der Protestantischen Kirche Geborener bei dem Gedanken von der Menschwerdung Gottes wohl an Systeme, aber nicht an die Symbole seiner Kirche dachte, die diesen „Gedanken aller Gedanken,“ wir würden lieber sagen, diesen größten aller Liebesbeweise Gottes, doch mehr wie Angelus Silesius „in seiner ganzen Breite, Höhe und Tiefe, fast in so weit es Menschen überhaupt möglich ist,“ durchgeführt haben. Darum wird dann dem ungläubigen Gegner statt der Erleuchtung durch Christus in der Offenbarung der heiligen Schrift, und in den begeisterten Weckstimmen der Kirche zum Aufwachen aus dem Todeschlaf, la Mennai's sur l'indifférence en matière de religion und Maistre's selbst dem gläubigen Katholiken wegen seiner Weltlichkeit anstößige Buch, da Pape, II. S. 150., geboten. So etwas blieb aber dann auch ohne Wirkung.

Den Materialismus in der Politik hatte die neue Schule verhöhnt, als es aber galt, in den Zeiten der Verwirrung dem Heren, auch dem wunderlichen, unterthan zu seyn, als wäre es Christo, blieben die meisten ihrer Schüler in den Irrlehren des falschen Liberalismus stecken, gegen welche kein Kraut gewachsen ist, als die Überzeugung von der Sündhaftigkeit des Menschen und von der Nothwendigkeit der von Gott gesetzten Obrigkeit zur Bändigung des Fleisches. So werden (II. S. 134.) die Schriften des jetzigen Premierministers Herrn Thiers und namentlich seine Histoire de la révolution française, die doch unter seinem eigenen Ministerium der Jugend in den Schulen hat verboten werden müssen, gelobt und anerkannt.

Endlich haben sich sogar einige Anhänger der neuen Schule mit

den St. Simonisten und Rehabilitatoren verbunden. Vielleicht war es bei Vielen Furcht, hinter der Zeit zurückzubleiben, indem sie im Gefühl der Unzulänglichkeit von dem, was sie hatten, die geistigen Siege des jungen Deutschlands für eben so gewiß als die ihrer Freunde vor dreißig Jahren hielten. Sie vergaßen aber dabei, daß das, was ihre Vorgänger bekämpften, etwas wesentlich Vergänglichendes und schon Erstorbendes war, während das, was die Rehabilitatoren sich unterwinden anzugreifen, die Verheißung für sich hat, daß es die Pforten der Hölle nicht überwinden sollen. Die Anfänge ihrer teuflischen Lehren finden sich zwar schon in Fr. Schlegel's Lucinde. Dort wird aber noch der Gegensatz des Geistes und des Fleisches, so wie der Vorrang des ersteren anerkannt und die sinnliche Liebe soll nur mit der höheren Liebe identificirt werden. Der Verfasser hat sich auch späterhin, als er das Heil in Christo gefunden, dieses Produkts geschämt, und es bei einer Ausgabe seiner Werke weggelassen. In den Einleitungen dieser Gallerie wird aber anders davon geurtheilt, I. S. 226.: „Zur Rechtfertigung der ethischen Elemente des Buches ließe sich heutiges Tages genug vorbringen“ (nur zu viel aus den Kloaken des jungen Deutschlands), „desto weniger aber ist die ganz unkünsterliche Rohheit und Frechheit der Form zu vertheidigen,“ sagt der Herausgeber. — Deutlicher aber noch spricht er sich an einer anderen Stelle, I. 267., aus. „Kein Mensch,“ heißt es hier, „ist jemals in irgend einer Weise persönlich bedeutend und groß gewesen ohne starke Sinnlichkeit; diese ist gleichsam das Lebensfeuer, welches alle anderen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes beweglich erhält; freilich ist ein Unterschied zwischen gesunder Wärme und verzehrender Hitze; die Sinnlichkeit soll nicht herrschen, sondern“ (nicht etwa dem Geiste, sondern so lange sie noch nicht stark genug ist ihr ganz Hohn zu bieten) „der Sitte — und Schönheit“ (also sich selbst) „huldigen. Aber auch das Übermaaß bezeugt noch den Reichthum der Begabung, dessen Mißbrauch in unserem Falle wenigstens eben so sehr ein Unglück heißen könnte als eine Schuld.“

(Schluß folgt.)

Zur Scheidung und Unterscheidung, ein Merkzeichen, gestellt der gegenwärtigen Christenheit von Heinrich Diestel, Prediger zu Königsberg in Preußen. Königsb. 1834, bei Bon. 90 S. in 8.

(Schluß.)

Wie ist nun aber den Schwachen zu helfen, wenn nicht durch Predigen der Selbstgerechtigkeit? — Durch schärferes Auslegen des Gesetzes und des Evangeliums! Sie haben kein falsches Heilmittel erwählt, aber sie haben die Arznei noch nicht in der rechten Dosis genommen. Es muß ihnen gezeigt werden, wie sie durch die Ubertretung des Gesetzes nicht bloß gegen sich selbst und ihre Nebenmenschen gefehlt, sondern wie sie dadurch den heiligen Gott beleidigt haben, damit sie sprechen lernen: An dir allein habe ich gesündigt und übel vor dir gethan. Sie

müssen einsehen, daß nicht bloß die durch das Naturgesetz geordneten Übel die nothwendigen Folgen ihrer Sünden sind, sondern daß diese nur ein schwaches Abbild der ewigen Strafen sind, die der Herr keinem Leichtfertigen und Lauen zu erlassen beschlossen hat; dann werden sie auch die Liebe am Kreuze gründlich in's Herz zu fassen vermögen, werden fortan das Blut der Versöhnung nicht unrein achten, und die höhere Buße wird aus dem Glauben an ihre durch Christum geschehene Versöhnung sich entwickeln, die nicht nur von Sünden absteht, weil sie die Hölle fürchtet, sondern weil sie in dankerfülltem Gemüthe sich scheut, fortan den Herrn durch Sünde zu betrüben; der selbst sein Leben nicht zu theuer geachtet für die Errettung ihrer Seele. So werden sie das Wort verstehen lernen: „Du bist nun gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre.“ Denn Niemand, der wahrhaft Vergebung der Sünden gefunden, kann und darf sagen, er sey schwach. Das hieße den Sohn Gottes Lügen strafen, der uns verheißt hat, er wolle uns frei machen. Wäre es nicht um des Mißverständnisses der Leichtsinns willen, so brauchte der rechte Glaubensprediger Zeit Lebens kein Wort von Werken zu reden, denn wie Luther sagt in der Vorrede über die Epistel des St. Paulus an die Römer: „Der Glaube ist ein göttliches Werk in uns, das uns verwandelt und neu gebiert aus Gott, und tödtet den alten Adam, macht uns zu ganz anderen Menschen von Herzen, Muth, Sinn und allen Kräften, und bringt den heiligen Geist mit sich. O es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß Gutes wirken sollte; er fragt auch nicht, ob gute Werke zu thun sind, sondern, ehe man fragt, hat er sie gethan, und ist immer im Thun. Wer aber nicht solche Werke thut, der ist ein glaubloser Mensch, tappet und sieht um sich nach dem Glauben und den guten Werken, und weiß weder, was Glaube oder gute Werke sind, wächst und schwacht doch viele Worte vom Glauben und guten Werken. Der Glaube ist eine lebendige, erregene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausend Mal darüber stürbe; und solche Zuversicht und Erkenntniß göttlicher Gnade macht fröhlich, frohig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen, welches der heilige Geist thut im Glauben: daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, Jedermann Gutes zu thun, Jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Lieb und Lob, der ihm solche Gnade erzeigt hat, also daß unmöglich ist, Werke vom Glauben zu scheiden, ja so unmöglich, als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden.“

Schließlich bemerken wir nur noch, daß Herr Diestel, der nicht eben langsam zum Neden ist, seitdem noch ein anderes Büchlein hat ausgehen lassen, betitelt: „Ursache und Wirkung auch im Bereiche des Glaubens,“ in dem er gleichfalls mit der Geißel der Geschwätzigkeit „die Gnaden-Krämer, wie er S. 23. sagt, aus dem Tempel zu vertreiben“ sucht. Daß aber Glaube und Werke sich wie Ursach und Wirkung verhalten, hat er, wie wir gesehen, dennoch nicht begriffen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 31. August.

N^o 70.

Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel herausgegeben von K. A. Barnhagen von Ense. Leipzig 1836. 2 Theile.

(Schluß.)

So hätten wir denn an den Beispielen dieses Buches die Geschichte der sogenannten neuen Schule bis zu ihrer Auflösung verfolgt. Wir fügen noch die tröstliche Bemerkung hinzu, daß viele ihrer Schüler auch durchdrangen, und zu den Brunnen des lebendigen Wassers gelangten. Bevor wir aber das Buch ganz verlassen, wollen wir unseren Lesern noch das letzte Bildniß der Gallerie vorführen, dessen nach seinen Briefen zu verfolgender Lebensgang eben so belehrend als warnend und tief betrübend für uns gewesen ist.

Im Mittelstande 1764 geboren, mit vielen Fähigkeiten begabt, wurde G — kurz vor dem Ausbruch der Französischen Revolution im Civil angestellt. Seiner frühen Verheirathung ungeachtet gerieth er durch vornehme Wüstlinge in Ausschweifungen aller Art, die aber in das Gewand eines sogenannten geistreichen Verkehrs gekleidet, für erlaubt und liebenswürdig gehalten wurden. Die Französische Revolution sagte ihm anfangs zu, doch machte eine gründliche Kenntniß des Englischen Staatsrechts, nicht aber die Gottlosigkeit ihrer Lehren, ihn bald zum Feinde derselben, und so wurde er von den mächtigen Personen, die sich ihr aus Verus, Interesse oder Meinung entgegenstellten mußten, begünstigt und vorgezogen. Dies bestärkte und reizte ihn noch mehr in seiner sinnlichen Genußsucht. Bald folgte Gehalt, Titel, Standeserhöhung, Gunst der Großen, Autorruhm, und die Mittel der Schwelgerei jeglicher Art vermehrten sich. „In seiner religiösen Denkart stand unerschütterlich der Geist der Aufklärung und des Vernunftglaubens fest, der im achtzehnten Jahrhundert allgemein vorherrschte,“ sagt sein Biograph in der Gallerie und, setzen wir hinzu, wohl keiner seiner geistreichen Freunde hatte ihm etwas Höheres gereicht, oder vor dem Abgrunde, auf den er zueilte, gewarnt. „Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und schlafferen Sinne als die strenge Lehre Kant's, dem sein Geist beharrlich anhing, es (ohne zu bedenken, daß der Mensch von Natur zum Guten unfähig ist) vorschreibt.“ —

So ging es ihm wie dem Manne, der zu seiner Seele sagte, habe nun Ruhe, is, trink und habe guten Muth. Er schrieb 1803: „Alt werde ich, Gott Lob, nie, zuweilen sogar jünger, die Leidenschaften haben schlechtbin ausgetobt in mir, die Freiheit meines Gemüths ist ein für allemal ertrtet, erobert und gegen alle Gefahren gedeckt. Von dieser Seite betrachtet ist meine Jugend geschlossen, und es freut mich ewig, daß ich

sie nicht wie ein Lumpenhund langsam auslaufen ließ, sondern im höchsten Rausche e vita plenus conviva recedam.“ — „Ich wohne Km. 1215., habe schon hübsche Meubles und lebe rasend gut.“ — Sieben Jahre später 1810: „Ich liebe die Prinzessin bis zur Leidenschaft. — Glauben Sie mir, ich bin höllisch blasirt. Es muß jetzt arg kommen, wenn ich von einer Frau so sprechen soll.“

Einen kräftigen Stoß erhielt dieser Übermuth aber auch hier durch Bonaparte. 1811 schreibt G —: „Wenn Sie wüßten, wie ich in P. etablirt war! Das ist nun alles dahin, Geld war auch hier der eigentliche Knoten, wenn ich wie früher wohl 4 — 5,000 Gulden nicht hätte achten dürfen! Aber Gott und sein Würangel Bonaparte sind über uns.“ Dies Anklopfen der Gnade wurde auch gehört und verstanden. In demselben Briefe schreibt er: „Sie würden sich wundern über die Veränderung, die mit dem Jst. L. seit dem Herbst vorgegangen ist. Es ist doch eine schreckliche Sache mit Alter und Tod. Niemand verstand es so herrlich, mich darüber zu trösten, wie Sie. Ich meine, menschlich zu trösten, denn in der Religion habe ich mehr gethan als Sie; ich vermute, Sie sind sehr heidnisch geblieben, welches unter andern aus Ihrer blinden Liebe zu dem Heiden aller Heiden, Göthe, klar hervorgeht; ich hingegen bin in den letzten zehn Jahren durchaus christlich geworden, und betrachte das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt. Alles, was in mir noch jugendlich ist, habe ich dieser wohlthätigen Revolution zu danken.“ Aber „die wohlthätige Revolution“ ging leider nicht tief, er verachtete den Reichthum von Gottes Güte, Geduld und Langmüthigkeit, und ließ sich nicht dadurch zur Buße leiten. Sein Christenthum war nur in der Erkenntniß, es kam nicht einmal bis zum Herr, Herr sagen. Mit zunehmendem Alter kam die Traurigkeit und der Überdruß. 1813 schreibt G —: „Ich bin unendlich alt und schlecht geworden.“ 1814: „Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Anderen, und meiner eigenen — nicht Weisheit — aber Scharfsichtigkeit mehr, als es erlaubt ist, durchdrungen, und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nahmen.“

Manchmal weckt ihn noch Eitelkeit und Genuß aus dieser Stimmung, aber im Ganzen wird sie immer trauriger. „Das Leben hat fast allen Reiz für mich verloren und sterben mag ich doch auch nicht, weil die Existenz nach dem Tode; wie es auch immer damit stehen mag, mich noch viel weniger reizt — Alles ist leer, matt und abgespannt um mich her und in mir!“ Dann schildert er seinen Seelenzustand durch Verse aus Haller's Gedicht über die Ewigkeit:

Jetzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts,
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder,
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder u. s. w.

Hätte G — in dieser Traurigkeit sich an den gewandt, der die Traurigen und Beladenen zu sich gerufen hat, um sie zu trösten, so würde auch bei ihm diese Traurigkeit zur Seligkeit eine Reue gewirkt haben, die Niemand gereuet; so aber glaubte er, der seines Heilands Stimme überhört hatte, leider der holdselig gemachten Stimme des Feindes (Prov. 26, 25.).

Er besucht ein Bad und glaubt, wie das oft dem geht, der sich an der Welt und ihrer Lust festklammern will, Zaubervirkung davon für seine Gesundheit zu spüren. Sein Geist erlangt, wie er sich einbildet, eine „jugendliche Frische“ wieder, selbst sein „Äußeres verjüngt sich auffallend.“ Er stürzt sich von Neuem in die Welt und verliebt sich 1830, 66 Jahr alt, in eine neunzehnjährige Tänzerin. Der Überdruß, die Traurigkeit ist weg und der Teufel frohlockt. G — schreibt: „Ich bin durch eine besondere Gnade des Himmels gesund wie ein Fisch und unzerstörbar.“ Die Welt spricht ihn, wie sich das versteht, von jeder Schuld frei. „Meine Liaison ist so allgemein bekannt und anerkannt und wird von denen, die mir wohlwollen und an deren Urtheil mir allein gelegen ist, so wenig gemißbilligt, daß mir es Niemand verdenken wird, wenn ich den Umgang mit ihr jedem anderen vorziehe.“ Seine Correspondentin nennt „eine geheime Scheu,“ den Rest von Gewissen, die ihn abgehalten, sich ihr frei zu entdecken, „kindisch.“ Sein hoher Gönner, der Fürst —, behandelt die Sache „nie anders als mit Wohlwollen und Delikatesse,“ so daß Alles nach Wunsch auf dem breiten Wege fortgeht. — Aber schon nach zwei Monaten ist die Scene verändert, der König des Schreckens zeigt sich wieder von fern, der Lügner von Anfang hat auch ihm da Glück vorgelegen, wo nur Unheil seiner wartete. „Ich befinde mich seit einigen Monaten,“ schreibt G —, „im Zustande einer wirklichen Gemüthskrankheit, die empfindliche Fortschritte in mir macht. — Die Hauptelemente dieses Zustandes sind stets erneute Unruhe, Gram über die Begebenheiten, — — meine Stellung in der Gesellschaft, die mir zum Ekel geworden ist, — — Unzufriedenheit mit mir selbst und der Welt, das Gefühl zunehmenden Alters und Furcht vor dem Tode; sind das nicht Krankheitsstoffe genug?“ — „Selbst das zarte und glückliche Verhältniß vermag nicht, mich bleibend zu erheitern. Es gibt Stunden, wo ich selbst bei ihr die traurige Erfahrung mache.“

„Medio de fonte leporum,

Surgit amari aliquid quod in ipsis floribus angit.“

Dieses amari aliquid ist zunächst die Furcht vor dem leiblichen, dann aber auch vor dem ewigen Tode.

„Es wird ihm immer wilder und finsterner auf Erden,“ schreibt er im Sommer 1831. Er versucht es noch, sich an dem elenden Gedanken, daß seine Tänzerin die erste in Europa ist, so wie durch Heine's schändliche Reisebilder und durch sein Buch der Lieder, in welchem G —, der das Christenthum als den Mittelpunkt der Welt erkannt hatte, „selbst die Lieder,

welche an wirkliche Gotteslästerung streifen, nicht ohne die tiefste Emotion“ liest, zu erquicken.

Zehn Monate darauf stand er vor seinem ewigen Richter. — —

L e s e f r ü c h t e.

In der Kritischen Prediger-Bibliothek B. XVI. S. 6. hat sich bei einer Recension des Lebens Jesu von Hase, zweite Aufl. Leipz. 1835, ein eigener Streit zwischen einem „rationalismus mysticus,“ der dem Herrn Dr. Hase vorgerückt wird und einem „rationalismus vulgaris oder communis,“ den die Prediger-Bibliothek vertritt, entsponnen. Man muß hiebei die unwandelbare Consequenz anerkennen, womit die Prediger-Bibliothek jede Concession, ja jede Annäherung an den biblischen Offenbarungsglauben zurückweist, indem sie Bibel und Vernunft in hartnäckigem entweder — oder gegeneinander stellt, dergestalt, daß sie nicht nur allen inconsequenten Vermittlern bestimmt entgegentritt, sondern auch weder die Bibel der Vernunft conformiren will à la Paulus und Bretschneider, noch die Vernunft der Bibel nach der Weise der älteren Theologen, deren schulgerechtes Denken bekanntlich von der Oberflächlichkeit des rationalismus vulgaris als Scholasticismus perhorrescirt wird. Der deutlichste Beleg für jenes starre Entgegensetzen der Vernunft und Offenbarung findet sich a. a. D. S. 954., wo es heißt: „Daß das R. L. Christo vorweltliches Daseyn, göttliche Würde und Macht beilegt, auch hie und da göttliche Verehrung für ihn fordert, ist ganz unläugbar und Rec. braucht die allbekannten Beweisstellen, sonderlich aus Johannes und Paulus nicht erst anzuführen. Ob dies als Glaubenssatz gelten kann oder nicht, hängt davon ab, ob in Angelegenheiten des Glaubens das Buch der Offenbarung oder die Vernunft entscheidet, und das Bejahen dieser Frage erscheint, je nachdem man von diesem oder jenem Standpunkte ausgeht, gleich consequent.“ Hier also das offenste, unzweideutigste Bekenntniß, daß die heilige Schrift die Gottheit Christi behauptet, daß aber die Vernunft des rationalismus communis, der nur sich selbst, aber nicht der Schrift glaubt, sie verneint. Schärfer kann der Gegensatz nicht bezeichnet werden. Wenn nun aber „der Geist, der stets verneint,“ in der vulgären Vernunft verneint, was die Schrift behauptet, wie unwürdig muß es dann doch erscheinen, wenn der gemeine Rationalismus in der Prediger-Bibliothek und in den Schriften ihres Herausgebers, obwohl er es mit der ratio vulgivaga (wohl zu unterscheiden von λογος οὐρανιος) gegen die Schrift hält, dennoch oft durch das falsche Vorgeben, er stehe auf dem protestantischen Princip der Schriftmäßigkeit, die Leser zu täuschen sucht. Hier ist weder Einheit, noch Ähnlichkeit, noch Fortentwicklung des protestantischen Grundprinzips, sondern nur Gegensatz: entweder — oder. Die vulgären Rationalisten sind — es bleibt dabei — von den formalen und materialen Grundsätzen der protestantischen Kirche abgefallen.

Der vulgäre Nationalismus würdigt die Vernunft, eben weil er sie so vulgär, so gemein macht, tief herab. Allerdings ist in jedem Menschen, sofern er zum Bilde Gottes geschaffen ist, eine vernünftige Anlage vorhanden, ein Vermögen, Gottes Wort und Wahrheit zu vernehmen, und in seinem Lichte das Licht zu sehen und es vom Irlicht zu unterscheiden. Aber daß dieses Vermögen wirklich zu dem erhabenen Ziele der Erkenntniß göttlicher Wahrheit gelange, dazu ist eine Durchbildung erforderlich, welche durch die Trügllichkeit der Erscheinung und die verlockende Wahrscheinlichkeit des Augenscheins selbstverläugnend hindurchbringt in das unsichtbare geistige Wesen der Dinge, und an diesem als dem wahrhaft Wirklichen und Vernünftigen, trotz der Einrede des Fleisches und Blutes, mit entschiedenem Glauben festhält. Das Kopernikanische System in seiner Wahrheit zu erkennen, erfordert um so mehr Geistesbildung, je mehr es dem sinnlichen Augenschein widerspricht. Gar keine Vernunft gehört dazu, zu meinen, Christus sey ein bloßer Mensch, weil er so dem Augenschein sich darstellte, das Abendmahl sey bloß Brodt und Wein, weil bloß dies das sinnliche Auge sieht, die Taufe sey bloß Wasser, was — wie Luther sagt — eine Kuh auch wissen kann; aber in dem sichtbaren Menschensohn das unsichtbare Wesen Gottes, in den irdischen Elementen kraft des göttlichen Wortes die himmlischen Güter zu erkennen, das ist eine Sache der Vernunft, die über den sinnlichen Schein hinausgeht. Wenn nun aber der gemeine Rationalismus jedem Menschen schlechthin, so wie seine zwei Beine, so auch die Vernunft zuschreibt, und eines Jeden natürlichen Meinen und Scheinen, statt es erst nach dem Kanon der Wahrheit zu bilden, selbst zu diesem Kanon macht, so ist dies so verkehrt, daß einer solchen Unvernunft, um sie zur Vernunft zu bringen, allerdings die göttliche Offenbarung widersprechen muß, und es kann dann nur belächelt werden; wenn gewisse Leute sich einbilden, man stritte gegen die Vernunft, wenn man ihre Unvernunft nicht will als Richter über Gottes Wort gelten lassen. In der That, was kann beschränkter seyn, als das Bestreben, die göttliche, sich selbst in der heiligen Schrift, und, wenn es sie gläubig annimmt, auch in jedem Menschenherzen beglaubigende Wahrheit bemessen zu wollen nach eben der Beschränktheit des natürlichen Verstandes, welche dadurch zu umfassenderer höherer Einsicht erhoben werden soll; was kann einfältiger seyn, als der Grundsatz: was nicht in meinem Kopf ist, das geht auch nicht hinein, wonach freilich Kindsköpfe, so viel sie auch vom Fortschreiten reden mögen, dennoch immer nur Kindsköpfe bleiben. Und doch ist dies eben das Grundprincip des rationalismus vulgaris, woraus denn klar zu sehen, daß die, welche die Vernunft immer im Munde führen, sie darum keineswegs immer im Kopfe haben und daß der Apostel recht hat, wenn er spricht Röm. 1, 22.: da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Dann erst, wenn sie die Thorheit ihrer eingebildeten Weisheit erkennen, werden sie auch die Weisheit dessen erkennen, was ihnen jetzt Thorheit scheint, 1 Cor. 1, 20—25.

Es ist gewiß eine merkwürdige Erscheinung, daß Gutzkow, nachdem er in der Vorrede zu den Briefen über die Lucinde Kirche und Ehe blasphemiert und dann in einem unsauberen Roman Scham- und Gottlosigkeit mit dem Firniß der Geistreichigkeit tingirt hat, an dem Patriarchen des Nationalismus, an Dr. Paulus, einen Vertheidiger gefunden. *) Der alte Moralist will freilich nicht der Scham- und Gottlosigkeit das Wort reden; nein, er bemüht sich vielmehr, den Gutzkow selbst zu einem moralisirenden Schriftsteller zu machen, was ihm dieser wilde Poet gewiß schlecht danken wird. Weil nämlich der Schamlosigkeit eine gewisse Sublimität, dem gottlosen Zweifel eine Art von Verzweiflung beigemischt ist, darum soll Gutzkow nur warnende Beispiele in seinem Roman haben aufstellen wollen, und mit Unrecht daher jener bestraft und dieser vernichtet worden seyn. Für Dr. Paulus ist nämlich nur das unmoralisch, was sich in gemeinem Rothe wälzt und zu solchem Wälzen anrath, was aber eben darum am wenigsten verführerisch ist, weil es durch seine grobe Unanständigkeit sofort zurückstößt. Daß der Versucher sich auch in einen Engel des Lichts verstellen kann, davon hat Paulus um so weniger eine Ahnung, je weniger er an einen Versucher glaubt. Von solcher Verkleidung ist aber in dem Roman qu. nicht einmal die Rede, da laut des Hofgerichtlichen Urtheils „die dem Cäsar in den Mund gelegten Geständnisse über Religion und Christenthum nach der Anlage der Schrift keineswegs als verabscheuungswürdig, im Gegentheil schon ihrer Form und Fassung nach eher als empfohlen dargestellt erscheinen.“ Es kann also nur das in diesen Geständnissen enthaltene rationalistische Element seyn, was den Herrn Dr. Paulus so eingenommen oder verblendet hat, daß er zum Advokaten des Gutzkow sich aufzuwerfen nicht geschämt hat. Dies thut er in einer Weise, die zur Komödie wird, indem er eine von ihm verfaßte Vertheidigungsrede, welche ganz seine, schon zum Überdruß gewordene, steife, weitläufige Manier an sich trägt, dem jungen Denomnisten, der doch jedenfalls einen besseren Geschmack hat, als Dr. Paulus, in den Mund legt, oder vielmehr quält, S. 48—89. Darauf folgt noch ein ähnlicher Epilog aus eigenem Munde, unzählig oft schon vom Verfasser Gesagtes noch einmal wiederholend. Denn weil doch das Publikum immer weniger auf seine Weisheit hört, so glaubt er, es habe sie noch immer nicht recht verstanden und er müsse sie daher immer deutlicher noch einmal sagen. Es ist genug.

Theologisches aus einer Menagerie.

Zu Köln am Rhein war in dem letzten Winter die van Aken'sche Menagerie zu sehen. Der Einsender sah in dieser

*) Des Großherzogl. Badischen Hofgerichts zu Mannheim vollständig motivirtes Urtheil über die in dem Roman: Wally, die Zweiflerin, angeklagten Preßvergehen, nebst zwei rechtfertigenden Beilagen und dem Epilog des Herausgebers. Aftenstücke und Bemerkungen, herausgegeben von Dr. F. E. G. Paulus. Heidelberg 1836.

Menagerie mit besonderem Verweilen mehrere stattliche Löwen, königliche Zeugnisse der Schöpferkraft Gottes, und eben so etliche Exemplare des schrecklichen Thieres, von dem ein Englischer Dichter singt: „Tiger wild und fürchterlich — der das Lamm schuf, schuf er dich?“ Es ergab sich aber keine Gelegenheit, den merkwürdigen Darstellungen beizuwohnen, welche Herr Martin täglich Abends gab, Darstellungen, in denen er mit den genannten Thieren zu spielen und zu kämpfen pflegte.

Die Darstellungen des Herrn Martin gehen über das, was man sonst wohl von der Kunst der Thierbändiger weiß, weit hinaus. Sie haben früher schon in Frankreich großes Aufsehen gemacht, und Französische Blätter haben viel davon berichtet. Es hieß, Herr Martin halte die Löwen und Tiger, mit denen er umgehe, in Furcht durch die Festigkeit und Macht seines Blickes, bewirkt durch innere, höchst gespannte Gemüthsruhe, und er selber habe versichert, er würde verloren seyn, wenn er nur einen Augenblick seine innere Fassung und den imponirenden Ausdruck derselben verlöre, denn es sey nicht etwa eine Gezähmtheit oder Umwandlung der Bestien, sondern die Furcht vor seiner Erscheinung, was sie ihm unterwürfig mache. Nach solchen Nachrichten hätte das Bedeutsame seiner Darstellungen am Rhein allgemeiner anerkannt, besprochen und kund werden sollen. Ein zuverlässiger Mann, der die Spiele und Kämpfe des Herrn Martin mit seinen Ungeheuern gesehen hatte, erzählte die bedeutenden Einzelheiten mit großer Lust. Der magische Thierbeherrscher läßt seine mächtigen Vasallen zu sich heraustrücken auf die Bühne. Da sieht man nun zum Beispiel einen Königstiger wedelnd an ihm hin- und herstreichen, ganz nach der Art einer zuthunlichen Rage. Er umwickelt seine Hand mit Fleisch und steckt sie in den Rachen eines Raubthiers, ohne daß es ihn verletzt. Er reizt den Löwen so lange, bis dieser brüllend gegen ihn anspringt, und dann hält er ihn in dem unsichtbaren Kreise der Furcht durch strafende Blicke, mächtige Stellungen und ein starkes Jornesschelten, wobei ihn eine edle Gestalt und eine durchdringende Stimme aufs Beste begünstigt. Auf die mannichfaltigste Weise legt er die Herrschaft seines Blickes und Geistes über die Thiere an den Tag.

Es scheint mir, als müsse es im Interesse der biblischen Theologie liegen, von diesen Darstellungen Martin's Notiz zu nehmen und sie weiter zu verfolgen. Wir haben hier die Erscheinung, daß eine verwogene Gemüthsruhe, die ein resoluter Geist mit Willenskraft und innerer Anstrengung sich erstrebt, dazu hinreicht, die königliche Oberherrlichkeit des Menschen selbst über die gewaltigsten und fürchterlichsten Thiere darzustellen. Und wenn der feste Muth eines ausgezeichneten Menschen, gleichsam als das Surrogat höherer Stimmungen, die verwilderten Bestien der jetzigen Welt magisch beherrschen kann, wie vielmehr konnte der Genius der Unschuld in den paradiesischen Menschen, die Magie des reinen Geistes, hervorblickend aus den hellsten Kindesaugen mit der höchsten Sicherheit die milden, schöpfungsfreischen und schöpferfrommen Urreplare der gro-

ßen Bestien unter dem Scepter des Geistes halten! Und wenn der Genius der Unschuld das vermochte, wie vielmehr konnte der Geist des Glaubens und des Friedens, die prophetische Geistesmacht eines Daniel, den Muth der Löwen fesseln, zu denen man ihn geworfen hatte! Seitdem Göthe, als der berühmte Naturforscher mit wissenschaftlichem Ernst die Novelle geschrieben hat, worin ein Knabe durch frommen Gesang den Löwen, welcher aus der Menagerie seines Vaters entlaufen ist, nicht nur bändigt, sondern beliebig leitet und gleichsam gängelt, seitdem man von den Darstellungen Martin's gewisse Kunde haben kann, wird man wenigstens solche Einwürfe, welche man etwa von dem Wunder der Löwengrube her gegen die Aechtheit der prophetischen Schrift Daniel's machen möchte, als antiquirte behandeln können. Auch ergibt sich aus dieser schönen Analogie, welche das Pariser Weltcentrum im neunzehnten Jahrhundert durch die Thierstudien eines Menageriebesizers liefern muß, daß die Auslegung der berühmten Weissagung des Jesaias (C. 11.), welche verkündigt: die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen — Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh mit einander treiben — daß die Auslegung dieser Stelle wohl schwerlich durch die Annahme, das Alles sey symbolisch von menschlichen Verhältnissen zu verstehen, erschöpft wird. Wie alsdann einst die Menschen herrschen werden über die wilde Thierwelt, wenn ihre Augen strahlen von dem Geist und Feuer eines neuen, göttlichen Lebens, und wie sich alsdann allmählig unter den siegreichen Wirkungen des Geistes Gottes, welche die ganze Erde erneuernd umfassen, die Bestialität der Raubthiere mildern, verlieren und in einen höheren Typus der thierischen Kraft umbilden wird, davon kann man nach solchen Analogien nicht nur gläubige, sondern auch wissenschaftliche Ahnungen haben. Wenn ferner eine erzwungene Gemüthsruhe selbst dem verwilderten Raubthier so siegreich imponirt: wie spricht dann die große, fortdauernde Revolution der bestialischen Thierwelt gegen die Herrschaft des Menschen für den Unfrieden, die Angst der Menschenseelen und somit für den Sündenfall! Wo aber auch auf dem gemeinen Gebiet der Thierbändigung irgendwie die Magie des Menschengesistes über die starken Knechte, welche ihm in den Raubthieren beigegeben sind, zum Vorschein kommt, da zeugt sie gegen das beliebte Gerede von dem mythischen Charakter der biblischen Wundergeschichten, da zeugt sie für die Überlegenheit des königlichen Geistesblicks eines Jesaias über den kritischen Scharfsinn moderner Geister, welche nicht an die Macht des reinen Menschen und des neuen Menschen glauben, und nicht glauben an die Wunder der Löwengrube und des vollendeten Reiches Christi — denen die Möglichkeit nicht einleuchtet, daß die Ramenchristen sollen wiedergeboren, und die Heiden bekehrt, geschweige denn, daß die Bestien sollen veredelt, und einem reinen Weltzustande conformirt werden. Wir aber warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 3. September.

N^o 71.

Über das Verhältniß des Christenthums zum Pantheismus.

Was in diesen Blättern zu Anfange dieses Jahres von den gefahrdrohenden Evolutionen des Pantheismus gesagt wurde, war aufs Bündigste belegt mit bedeutenden Thatfachen. Der Verfasser zeigte, daß der Pantheismus in antichristlicher Fassung nicht nur außerhalb der christlichen Theologie im belletristischen Weltleben sich eine Parthei gebildet habe, sondern daß er auch solcher Gestalt bereits tief in die theologische Welt selber eingebrungen sey; so daß folglich nicht nur ein junges Deutschland existirt, sondern auch eine junge Theologie. Und er hat wohlgethan, auf diese bedenkliche Existenz hinzuweisen. Wir halten seine Ahnung für ganz begründet, daß es mit dieser Evolution des Pantheismus noch lange nicht aus sey. Die Hoffnung, welche von Manchen gehegt werden mag, als habe sich auch diese neueste Richtung pantheistischer Art bereits ihrer Kraft entladen, oder als habe sie sich wenigstens größtentheils erschöpft, scheint eine voreilige zu seyn; eine voreilige, weil das Reich der Finsterniß aus diesem geistigen Substrat noch viel mehr machen kann, als es bereits aus demselben gemacht hat.

In den christlichen Jahrhunderten sucht sich die widerchristliche praktische Weltbewegung gegen die christliche Macht jedesmal zu befestigen, indem sie sich in die Philosophie, welche grade an der Zeit ist, verwandelt, oder indem sie vielmehr diese in ihre eigene Gestalt zu verwandeln sucht. Denn die Philosophien, wie sie in den einzelnen Zeiten gelten, sind in sich selber noch nicht antichristlich; sie sind von Gott verordnete und herbeigeführte Bildungskufen, die eben sowohl dem Guten einerseits, wie dem Bösen andererseits dienstbar werden. Sie sollen dem Christenthum dienstbar werden zur zeitgemäßen Gestaltung und Entfaltung; zu demselben Zwecke aber werden sie von dem Antichristenthum in Beschlag genommen. Und weil die Kinder dieser Welt in ihrer Art klüger sind als die Kinder des Lichts, weil sie immer einen natürlichen Vorprung haben, als solche, die bergunter stürzen, während jene bergan streben, so erscheint oft die Philosophie der Zeit vorherrschend zuerst in antichristlicher Fassung, wenigstens in einem dem Christenthum widerstrebenden praktischen Verbrauch, während die innere Christenheit erst im Gegensatz gegen die feindliche Parole zur Bestimmtheit ihrer zeitgemäßen Entfaltung kommt. So ward in verschiedenen Zeiten der Kirche der Neuplatonismus, der philosophische Naturalismus, der Kriticismus in's Antichristliche umgestempelt; wie es jetzt mit dem Pantheismus der Fall ist, der als solcher, in röher oder entschiedener Fassung, bereits

einen Widerspruch gegen das Christenthum bildet, dem aber als Kern, die Philosophie dieser Zeit, die Idee der lebendigen, allgegenwärtigen Gottheit, zu Grunde liegt.

Und nun schließen wir so. Konnte die Finsterniß aus dem philosophischen Naturalismus, wie sie ihn zum geistesdürren Materialismus gemacht hatte, eine so bedeutende, lang anhaltende Macht gegen die christliche Wahrheit bilden, konnte sie lange Zeit hindurch in einer gewaffneten Reihe von Spöttern der Kirche ihre Kleinen rauben, ihre Kleingläubigen ängstigen, und ihren Gläubigen Arbeit und Noth machen, konnte sie ferner vermittelt des Kriticismus, in dem sie ihn in Nationalisterei verkehrte, so tief einbrechen in das Heiligthum der höchst gelegenen, christlichen Vergewesse, der Evangelischen Kirche, und ihre Sache mit so manchen Doktorhüten und Priestergewanden schmücken, wie vielmehr wird sie aus dem Pantheismus etwas Bedeutendes machen können, aus diesem lebensreichen, ahnungsvollen, gemüthlichen und poetisch so mächtig auffassenden System, dessen Anhänger sich rühmen können mit verführerischem Schein, sie seyen Religiöse, sie brächten eine neue, schöne Weltreligion, indem sie als Widerchristen auftreten. Die Lineamente alles dessen, was aus dem Pantheismus Antichristliches werden kann, liegen in dem Systeme des jetzt freilich verschollenen St. Simonismus.

Die dunkle Triebkraft des Zeitgeistes, welche nach einer Religion des Fleisches strebt, kann nicht dadurch gebrochen seyn, daß einer der Rehabilitatoren nach einer durchgemachten Karzerbuße in den Stand der Ehe treten will, deren Heiligkeit er vormem bestritten hat, oder daß ein Anderer mit jüdischer Politik sein christliches Bekenntniß (in einem Schreiben an die Deutsche Bundesversammlung) aufreißt, nachdem er gleich einem buntpfarbigen Drachen Feuer und Flammen gegen das Christenthum ausgespien. Das heutige Weltleben hätte nur wenig Faustische Natur, wenig Tiefe, überhaupt nur wenig historischen Charakter, wenn es durch solche Widerrufe umgekehrt und bekehrt würde. Auch in den pseudokritischen Bestrebungen, die historische Basis des Christenthums zu zerstören, kann sich der unchristliche Pantheismus noch nicht erschöpft haben, da diese Bestrebungen größtentheils negativer Art geblieben sind. Die bisherigen belletristischen Stimmführer dieser Richtung haben ihr eigenes System nur theilweise verstanden, wenigstens nicht in seiner dämonischen Kraft allseitig dargestellt. Sollte der Geist der Sünde die Entwicklung seiner kräftigen Jerthümer dieses Mal nicht bis zum Extrem treiben wollen? Kann er nicht jeden einzelnen Zweig des Weltlebens und der Sinneslust in eine religiöse Fassung bringen, und durch dienst-

bare Geister poetisch verklären lassen? Wir haben es sehr zu besorgen, daß nicht nur der Kultus der freien Liebe und der Fleischeslust, sondern auch Industrie- und Tafelkulte, astronomische und gastronomische Kulte, pantheistische Gottesdienste aller Art in antichristlicher Fassung glänzend dargestellt, und zu einem Taumelbecher für das jetzige oder für das nächste Geschlecht gemacht werden. Wenigstens haben wir das nach der Schrift mit gewaffnetem Christenernst zu erwarten, daß das Thier der Lasterung einmal mit den allertrüglichsten Parolen falscher Weltreligion aus dem Abgrunde steigen, daß der Satan sich immer mehr auf das Täuschendste in den Engel des Lichts verkleiden werde.

Deswegen für's Erste nannten wir die Hoffnung, als habe sich auch die pantheistische Antichristlichkeit bereits ausgesprochen, eine voreilige. Wir nennen sie nun aber zweitens deswegen also, weil sich die christliche Lebensbildung, welche berufen ist, ihren finsternen Gegensatz in dieser Zeit zu vernichten, noch bei weitem nicht genug entfaltet hat. Die pantheistisch gesinnten Zeitgenossen breiten sich aus in der Stille; sie occupiren die Wissenschaft, die Bildung, die Poesie, den Gesang, die Geselligkeit; sie bemächtigen sich des frischen Lebens, der Jugend, der Sehnsüchten, Ahnungen und Hoffnungen in der Zeit, und so bemächtigen sie sich der Zukunft. Wir aber streiten unterdessen über die Agende, über die Formulare, über die Prädestination und was daran hängt. Während jene von einer Sympathie der Völker weisagen, und verbindende Lebensgefühle durch verbrecherische Bündnisse an den Tag legen, machen wir wiederum höchstgemessene confessionelle Gesichter, und zertrennen die gute Union der evangelischen Christenheit. Während jene neue Lieder dichten und singen, welche voller Gemüth und Leben sind nach ihrer Art, und nie verlegen sind in ihren geselligen Kreisen um klassische Stücke in schönen Compositionen, die ihren Welt-sinn verschönern müssen, ringen wir mit dem Vorurtheile paläologischer Frömmigkeit, die Gabe des heiligen Gesanges sey nur dem kirchlichen Alterthum eigen gewesen, sogar mit dem Holländisch-reformirten Vorurtheile, nur in den Psalmen David's seyen gute Kirchenlieder vorhanden. Sie halten ihre Pilgerfahrten in schönen Weltreisen, und feiern ihre Gottesdienste in rauschenden Musikkfesten, und auf den grünen Hügeln; wir aber klagen über Unkirchlichkeit, und thun nicht für die Ausbildung des Gesanges unserer herrlichen Choräle, was wir könnten und sollten, und verhalten uns leibig und lediglich negativ zu den liturgischen Bestrebungen, obschon wir in ihnen die Mahnung hätten erkennen sollen, daß unsere Kirche auch in ihren Liturgien eine neue Macht anzuziehen hat durch die Erzeugung lebensreicher und bildungsföhrer Wechselgefänge, und innig priesterlicher Gemeinde- und Reichsgebete. Sie treten mit immer neuen, verführungskräftigen Schriften auf; wir ziehen mit großer Vorliebe die alten Schriften, die in ihrer Zeit jugendkräftig wirkten, wieder hervor. Sie bekämpfen die Lehre von der Unsterblichkeit mit allen Scheingründen pantheistischer Philosophie und Religion: wir dagegen erzählen Geistererscheinun-

gen und Gespenstergeschichten. Sie haben sprechen gelernt, und erheucheln wenigstens die Einfalt der Rede; wir aber deklamiren noch vielfältig hoch und hohl, was wir ängstlich memorirt haben. So sind die Kinder dieser Welt in ihrer Art klüger und weiter als die Kinder des Lichtes. Die Klagen aber, welche wir hier ausgesprochen haben, sind weit entfernt davon, den Geist der Wahrheit und der Kraft zu verläugnen, der in den christlichen Bekennern dieser Zeit wirksam ist. Auch wollen sie die kräftigen und tiefen Anfänge zu einer neuen Entfaltung und Gestaltung der evangelischen Theologie, des kirchlichen Lebens und der christlichen Bildung und Kunst, womit der Herr unsere Zeit gesegnet hat, nicht im Mindesten verkennen. Und was wir klagend geredet haben, das haben wir ausgesprochen über uns — im aufrichtigen Mitgefühl der sündigen Lässigkeit, womit das Christenvolk in unserer Zeit behaftet ist, und die sich in mancherlei Befangenheiten kleidet, unter denen die eine den Einen, die andere den Anderen mit befangen hält. Zudem ist das Gesagte nichts Unerhörtes, zu dem wir etwa neulingsartig gekommen wären. Von der Nothwendigkeit einer evangelischen Union haben viele Tausende selbst thatsächlich gezeugt, davon zeugt ja auch die große Gemeinschaft der Christen an dem evangelischen Missionswerke. Und so ist auch von dem Bedürfnis neuer Lieder, verbesserter Sammlungen und neuer Liturgien durch Thatfachen gezeugt worden. Es fehlt nicht an Schriften, die aus der christlichen Entwicklung und Bildung dieser Zeit sind; namentlich fehlt es nicht an trefflichen Werken einer erneuerten evangelischen Theologie. Von der Nothwendigkeit einer Reform des Kanzelvortrags hat namentlich Harms ein bedeutendes Wort geredet. In allen Organen zeigen sich also die Anfänge einer neuen evangelisch-christlichen Zeit, einer kirchlichen Entfaltung, welche von den Rationalisten den schönen Schimpfnamen die neuevangelische erhalten hat. Und wie sich von der apostolischen Kirche bei ihrer siegreichen Entfaltung nach jüdischer Seite hin der Ebionitismus, nach heidnischer Seite hin der Gnosticismus absetzte, gewissermaßen als das Altconfessionelle des Judenthums und des Heidenthums, als das der Bildung Abgestorbene in sektirerischer Gestalt, so scheinen nun auch nach beiden Seiten hin sich confessionelle Überreste absetzen zu wollen von dem feurigen Werke der großen, christlich evangelischen Union, wie sie innerlich im Werden ist, und schon geworden ist in der christlichen Theologie und Mission, also nach dem Kopfe und Herzen, den edelsten Organen dieser neuen, zu erwartenden Geburt. Das Princip aber dieser neuen Entfaltung des kirchlichen und christlichen Lebens ist die Gottseligkeit im Gegensatz zu der religiösen Weltfeligkeit des Pantheismus, die lebendige Erkenntnis des allgegenwärtig lebendigen Gottes, und der alles wahrhaft Menschliche zum göttlichen Leben erneuernden, heiligenden Herrlichkeit Jesu Christi, oder ein allseitiges Fühlen und Finden dessen, in welchem wir leben, weben und sind, und ein allseitiges Verklären des Lebens in der Gemeinschaft Immanuel's, des Gottes, der mit uns ist in der Gnade und in dem Geiste

seines Sohnes. Weil aber diese neue Entfaltung erst eine werdende ist, und nichts desto weniger den Beruf hat, als gewordene den antichristlichen Pantheismus zu vernichten, so ist man wohl berechtigt, die Erwartung und Besorgniß auszusprechen, daß auch der letztere noch nicht zu seinen furchtbarsten und blendendsten Manifestationen gekommen sey.

Da aber dieser Pantheismus eine täuschende Lichtgestalt des Argen ist, oder mit anderen Worten, da er sich eine große Ähnlichkeit mit der christlichen Gottinnigkeit zu geben weiß, so ist es eine Aufgabe für die Christen dieser Zeit geworden, die unterscheidenden Merkmale genau zu fixiren. Wir müssen uns mit dem unterscheidenden Geisteshauch und Grundlaut zwischen dem neuesten Schiboleth und Siboleth genau vertraut machen.

Wie Viele beruhigen sich nicht immer noch damit, daß sie in ihrem Deismus einen Gegensatz haben gegen die mächtige Entfaltung des Pantheismus. Auch die christliche Überzeugung und Frömmigkeit kann eine mehr oder weniger deistische Fassung und Beschränktheit haben. Man faßt nämlich die Überweltlichkeit Gottes so, daß ihr eine starre und enorme Weltlichkeit gegenübersteht, und diese sieht man nur durchbrochen vom Göttlichen; wo ein Wunder geschieht, oder in der speciellen christlichen Lebensführung. Wie viele Vorurtheile bestehen noch unter den Gläubigen hin und wieder gegen die christlich religiöse Naturbetrachtung! Diesen einseitig supernaturalistischen Ansichten steht der Pantheismus in seiner religiösen Lebensfrische viel zu mächtig gegenüber. Nur der biblische, tiefe und lebendige Gottesglaube kann ihn überwinden. Wie nahe scheint aber dieser biblische Gottesglaube dem Pantheismus zu rücken, wenn man seinen Inhalt entfaltet! Gott hat Alles erschaffen aus Nichts, und alle Dinge trägt er mit seinem kräftigen Wort. Wenn er also seine erhaltende Lebenskraft der Welt entziehen wollte — was würde übrig bleiben? Würde etwa die Welt in ein Chaos zusammenfallen, wie man wohl zu sagen pflegt? Dann stünde ja Gott nur im Verhältniß des Baumeisters zu ihr, des Demiurgen, der seinen Stoff bereits vorgefunden. Auch die Materie in ihren ersten Grundstoffen liegt nur als Blüthe auf dem Hauch des schöpferischen und erhaltenden Wortes Gottes. Es bleibt nichts von der Welt, wenn man sich denkt, Gott wollte sich einmal der Welt ganz entziehen. Kein Stäublein bliebe von der Erde übrig, wenn ihr das große Verbe der Herrn ganz genommen würde. So scheint denn Alles in Gott zu verschwinden, was man sich verschwunden denkt, wie es hervorgegangen ist aus seinen Gedanken, entstanden aus seinem Willen.

Nicht der Begriff der Naturgesetze, überhaupt nicht der Begriff der Natur und des Natürlichen kann den christlichen Gottesglauben vom Pantheismus scheiden. So wie der Pantheist die Natur betrachtet als die Ordnung, als das Bestimmte, Consequente in den unendlichen Evolutionen des Göttlichen, und in dem Natürlichen grade ein ewig wiederkehrendes Gotteswunder verehrt, so ist auch dem Christen die Natur nicht ganz Natur, so erkennt auch er in dem Naturgesetz die Ge-

genwart Gottes, den festen, lebendigen Ausdruck seines Willens, und indem er die Schöpfung selber eine zweite Bibel nennt, gibt er zu erkennen, daß auch für ihn in dem Natürlichen eine Offenbarung sey. Gott ist es selber, der Jedermann Leben und Odem allenthalben gibt, der seine milde Hand aufthut, und sättiget Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen; dessen Freundlichkeit man sehen und schmecken kann, der die Haare gezählt hat auf dem Haupte seiner Kinder, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Wie transparent ist hier überall das Natürliche für das Göttliche; wie lebendig greift der Wille Gottes vermittelt der Naturgesetze überall in das Leben ein! Die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde sind Gleichnisse seiner Gedanken; alle Erscheinungen symbolisiren seine Wahrheit und verkündigen seinen Namen.

Gott ist das All, sagt der Pantheist. Alles ist göttlich. Der Apostel Paulus aber lehrt: in ihm leben, weben und sind wir — wir sind göttlichen Geschlechts. Er spricht das bedeutsame Wort: Gott wird seyn Alles in Allen. Wenn Gott Alles in Allen ist, was ist dann noch in ihnen außer ihm? Hier scheint sich die christliche Gotteserkenntniß so zu vertiefen, daß man befürchten möchte, sie versenke sich in den dunklen Abgrund des Pantheismus. Doch wir müssen uns ihr hingeben in dieser Vertiefung, nicht aber ihrem Zuge mit deistischer Angst widerstehen. Wir bedürfen eben des lebendigsten Gottesgefühls, der tiefsten Erkenntniß von dem allgegenwärtig allwaltenden Wesen des lebendigen Gottes. Nicht durch die deistische Schwächung des Gottesgedankens, sondern durch die biblische Verstärkung desselben gewinnen wir das Übergewicht über den Pantheismus. Das Gemeinsame, oder vielmehr nur scheinbar Gemeinsame muß ausgebildet werden. Wir dürfen die Ähnlichkeit mit dem Pantheismus nicht scheuen, und müssen unseren Gottesglauben bis zum Anschein des Pantheistischen, bis an die Peripherie innerhalb des Wahrheitskreises ausbilden.

Andererseits aber ist der Gegensatz durch die Feststellung der Unterscheidungsmerkmale auf das Bestimmteste zu fixiren. Wir müssen uns mit diesem feinen, und doch unendlich wichtigen Unterschiede zwischen dem lebendigen Gottesglauben und der pantheistischen Ansicht genau vertraut machen. Man hat ihn auf verschiedene Weise dargestellt; immer bestimmter aber kommen die christlichen Theologen zusammen in der Erklärung, daß in der Lehre von der Dreieinigkeit Gottes eine bestimmte Lösung gegen den Pantheismus, eine feste Burg gegen die Wogen der religiösen Weltfeligkeit zu finden sey. In dieser von Manchen ausgesprochenen, gesegneten Erkenntniß sind in der That die siegreichen Momente gegen das feindliche System enthalten.

Gott ist in der Welt als der Vater, als der Sohn, als der heilige Geist. Diese Welt, die also dreifaltig von ihm durchdrungen ist, die er hervorruft als der Vater, die er trägt, folglich auch rettet als der Logos, und die er läutert, bildet, vergeistigt und verklärt als der heilige Geist, ist keine gottverlassene, keine profane Welt. Aber von derselben Welt ist Gott hinwiederum als Vater, Sohn und heiliger Geist unterschieden.

Die Welt ist erschaffen durch das ewige Wort Gottes. Zwischen ihr und ihm steht also unterscheidend das Wort. Gott ist über der Welt und vor der Grundlegung der Welt. Die Himmel umfassen ihn nicht; er reicht über sie hinaus als der Vater. Die Welt, als das unendliche Reich der Erscheinungen, hat keinen dunkeln, sondern einen goldhellen, lichten, geheimniß-tiefen Lebensgrund in Gott. Sie ist sein Gedanke, der in ihm lebt, sein Werk, worin er lebt. Sie ist seine Schöpfung. Aber nicht als Schöpfung Gottes, sondern als Erschöpfung Gottes betrachtet der Pantheist die Welt. Nach ihm hat Gott sich selber rein verloren in seinen Äußerungen, er hat sich aufgelöst in das große Weltleben. Er ist nicht über ihr als ein persönliches, bewußtes Wesen, sondern aus dem finsternen Weltgrunde taucht er gleichsam empor, und ringt sich auf zum Bewußtseyn. Das Göttlichste ist der Duft von Schönheit, Geist und Güte, der sich aus den Erscheinungen und Momenten des Lebens entwickelt. Die Efflorescenz alles Daseyns ist das Anbetungswürdige. Eigentlich bringt die Welt ihren Gott als eine freisende Lebensmutter hervor, und er ist vielmehr das Kind der Welt, als der Vater im Himmel.

Nicht als der Vater, sondern als der Sohn kommt Gott in seiner Welt zur Erscheinung. Die Darstellung, wie Gott sich selber gegenständlich wird in seinem Bewußtseyn, und wie sich aus diesem Verhältniß die Lehre von dem Sohne und von dem heiligen Geiste entfaltet, überlassen wir hier der gelehrten Theologie. Die Lehre von dem Sohne Gottes aber hat zwei sehr bestimmte Momente. Es ist erstlich die Lehre von dem göttlichen Logos, der die Welt hervorruft und erhält; zweitens die Lehre von dem Sohne Gottes, der im Fleische auf Erden erscheint und eins ist mit dem Logos, oder die Lehre von dem Gottmenschen. Der Pantheist kann aber weder die eine noch die andere Lehre rein erfassen und treu bekennen. Nicht der Logos, das Wort, bildet ihm den Weltgrund, sondern eher eine dunkle, chaotische Sturmfluth der göttlichen Kräfte. Die Welt des Christen ist vermöge der Lehre vom Logos göttlicher als die des Pantheisten; denn der Pantheismus ist keine gediegene Gotteslehre, sondern, so seltsam es lauten mag, er ist selber deistisch gefleckt, und von dunklen Parthien, die sich bis zum Atheistischen verfinstern, durchbrochen. Die Welt des Christen liegt ganz auf dem Wort, sie hat darum eine unendlich klare, wenn auch geheimnißvolle, gedankenreiche und geistreiche Grundlage. Die Welt des Pantheisten aber ist viel geistloser, gottes-ärmer. Dies beweist erstlich die so beliebte pantheistische Lehre von dem Streben der Natur, sich auszubilden, sich zu steigern, um die höchsten Gestaltungen hervorzubringen. Nach einer Äußerung von Göthe ist die Natur gleich einem kühnen Bankspieler, der immer den ganzen Gewinn wieder zum Ein-

satz macht, um das Doppelte zu gewinnen. So setzt sie etwa ein Jarrenkraut ein, und gewinnt ein Heideröschen; oder sie wagt den Affen daran, und gewinnt durch einen glücklichen Wurf den Menschen. Mit diesem Gewinn hat sie gleichsam die Bank der verspielenden Materie gesprengt: der Geist ist gewonnen. So sind nun aber gewissermaßen die meisten Produkte Schülerversuche, verstreute Concepte eines angehenden Künstlers. Sie können nicht darauf angesehen werden, daß sie für sich unendlich reine und seine Gedanken des Logos sind, sondern es haftet ihnen ein trübes Merkmal des versucherischen Entwurfs, des unbefriedigten Höherhinauswollens an. Noch mehr aber beweist die beliebte pantheistische Lehre vom Zufall, wie geistesarm die Welt ist nach diesem System. Was soll dieser Zufall anders bedeuten, als daß der Geist die Erscheinung nicht ganz in seiner Macht hat, daß er sie nicht zu bewältigen und rein zu verarbeiten im Stande ist? Nicht jeder Wurf mit der Materie gelingt ihm, und wen ein also mißlungener Wurf trifft, der tröste sich mit dem Zufall. Der Weltgeist bewegt sich nur mühsam schlotternd in den überwiegenden Schleppgewändern der Erscheinung, und ringt erst danach, die rechte Haltung zu gewinnen. Er hat den Faltenwurf seines Kleides nicht in seiner Macht, und in diesen Finsternissen der wild dahinschatternden Erscheinung waltet der Zufall. Im Geiste dieser Vorliebe für den Zufall in den Erscheinungen „soll der Prediger, z. B. bei einer schlechten Erndte, alle Threnodien unterlassen, und sie weder als eine Strafe Gottes für begangene Sünden, noch als eine unverschuldete Prüfung unseres Glaubens an seine Barmherzigkeit darstellen; denn das erstere ist nicht wahr; Gott gibt sich nicht damit ab, eine Erndte durch Frost, Hagelschlag u. s. w. zu verderben, um den üppig gewordenen Menschlein seine Macht zu zeigen u. s. w.“*) — So wird es auch erklärlich, warum in unserer unlängbar pantheistisch gestimmten Zeit sogar Gottesschickungen von der Größe der Cholera als Finsternisse des unbegeisteten Chaos, als Überreste der Urwildheit der Kräfte, oder als Zufälligkeiten betrachtet werden konnten. Wie viel gedankenvoller, mächtiger und durchgreifender, wie viel allwaltender, gegenwärtiger und näher ist dagegen der lebendige Gott nach der Schrift, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und kein Haar von dem Haupte des Menschen. Die ganze Schöpfung predigt von der Ehre seines Namens, denn sie liegt als geheimnißreiche Erscheinung auf dem kräftigen Hauche seines Wortes.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Rosenkranz Encyclopädie S. 347.

Über das Verhältniß des Christenthums zum Pantheismus.

(Fortsetzung.)

Wie aber der Pantheist die Lehre von dem Logos nicht rein bekennen kann, so auch nicht die Lehre von dem menschgewordenen Sohne Gottes, von dem Gottmenschen. Er hat Alles einzumenden gegen die bestimmte, vollendete Erscheinung Gottes in Christo, gegen dieses reine vollkommene Ebenbild der Gottheit. Denn er zieht es vor, das göttliche Wesen mehr nur in schillerndem Hervorblitzen und Verschwinden auf den Wogen des Lebens zu erblicken. Etwas Verschwimmendes und Verschwebendes muß er in seinem Gottesbegriff festhalten, wenn er sich nicht selber aufgeben soll. Die Erscheinung des Sohnes Gottes in Christo in reiner Vollendung hat etwas in sich, was der romantischen Unbestimmtheit des Pantheismus die Zerstörung droht. Nach den Äußerungen des Württembergischen Theologen Strauß kann man sich nicht mehr denken, daß in einem Individuum alle Fülle sollte beschlossen gewesen seyn, welche man sonst nur unter die Gattung vertheilt findet. Es machen gar zu Viele, wie er meint, Anspruch darauf, Theil zu haben an der Herrlichkeit Christi, und in ihrem Maasse ebenfalls Söhne Gottes zu seyn. Diese pantheistische Prätendenz, womit man die Krone Christi zertheilen will, findet sich nicht etwa nur in einem kleinen Kreise geistiger Aristokraten, sondern sie hat bereits einen republikanischen Charakter. Sogar der populäre Schriftsteller Dinter erfreute vor Jahren in einer Annonce einmal seinen Leser mit der Anrede: O du Sohn Gottes. In den Göttern der Erde kommt nach pantheistischen Voraussetzungen der göttliche Weltgenius auf festliche Weise zur verschwindenden Erscheinung; der eigentliche Gottmensch aber ist nach Strauß nur die menschliche Gattung im Ganzen. Hier wäre nun die biblische Lehre in ein genaues Verhältniß zu setzen zu der pantheistischen. Denn auch nach der ersteren sind wir göttlichen Geschlechts, berufen, Gottes Kinder zu werden, die jüngeren Brüder, die das Bild Christi als das des Erstgeborenen an sich tragen, und die ihm gleich werden, die mit ihm herrschen sollen. Aber dieser große Schein des Gemeinsamen darf uns nicht täuschen. Der Pantheist erkennt die Wahrheit nicht, daß die Fülle der Gottheit in Christo war, daß sie sich durch ihn ergießt in die Kirche, daß er das Haupt der neuen Menschheit bleibt, die durch ihn emporgezogen wird in die göttliche Herrlichkeit. Es ist aber nicht nur die Bestimmtheit und Einzigkeit des Gottesbildes, welche er in Christo nicht annehmen mag, sondern er mag ihn auch nicht als den Boten des in den Himmeln thronenden Vaters, und nicht als den Spender des

heiligen Geistes. Warum er den Vater nicht annimmt, haben wir bereits gesehen; er ist eben sowohl abgeneigt der Lehre von dem heiligen Geiste.

Die Lehre von dem heiligen Geiste hängt zusammen mit der Lehre von der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes, mit der Lehre vom höchsten Weltzweck, von einer heiligen Weltordnung, vom Individuum, von der Freiheit, von der Sünde und von der Erlösung und Vergeltung. In allen diesen Punkten flieht der Pantheist eine bestimmte Erklärung und birgt sich in's Trübe, oder vielmehr er gibt Erklärungen, welche gegen die christliche Zuversicht streiten. Für's Erste hat er statt der Lehre vom heiligen Geiste nur die Lehre von dem Geiste. So wie ihm die Geister verfließen in den Geist, so verfließt ihm auch die Erkenntniß des heiligen Geistes, und es hat sein Bewenden bei dem Geiste schlechthin. Eher möchte er dem Genius der Welt Schönheit eine besondere unterscheidende Fassung geben als dem Geiste der Heiligkeit Gottes, welcher die sittlichen Weltzwecke in Liebe und Gerechtigkeit, als der Weltbefrasende und als der Tröster bewacht. Von der Heiligkeit Gottes kann er nicht recht denken, weil sich in ihr die überweltliche Ehre Gottes, sein höchstes Bewußtseyn, namentlich aber seine Freiheit von der Welt, seine Geschiedenheit von dem Bösen in der Welt, anspricht. Die Gerechtigkeit Gottes ist seines Thrones Besizer; von einer solchen Feste aber in den Fluthen des Lebens hört der Pantheist nicht gerne. Denn dem biblischen Welternst, aus welchem die höchste Ehre Gottes, und die unendliche Seligkeit unvergänglicher Geschöpfe hervorgeht — diesem Welternst setzt er ein göttliches Weltspiel entgegen, in welchem Anfang und Ende, Mittel und Zweck ewig kreisend ineinander verschlungen sind. Auch er redet wohl von Weltordnung, Naturgesetzen und Lebensstufen: aber das sind Ideen, die er nicht rein vollziehen kann, und darum kann man wohl sagen: das Eigenthümliche des Pantheismus ist eben die Vorstellung einer brouillirten Welt oder einer brouillirten Gottheit. Er hat den goldenen Faden der biblischen Teleologie im großen Weltlabyrinth verloren; eben darum ist sie ein Labyrinth für ihn, das ihn bezauhernd gefangen hält. Dieser goldene Faden wäre aber wohl gebildet aus der Treue Gottes, der reinen Harmonie Gottes mit sich selber, die sich verzweigt in Liebe und Gerechtigkeit, welche vereint in dem Walten Gottes den Weltzweck behaupten und erreichen durch den Verlauf der Weltgeschichte. Eine solche Weltordnung aber, in welcher die Gerechtigkeit wahrhaft zum Gericht schreitet, und die Liebe eine gewisse, ernste Erlösung vollzieht, kann er nicht fassen, denn er glaubt nicht an die Unvergänglichkeit des Individuums, an die Realität seiner Freiheit, und an den tödtlichen Charakter, an die Gottfeindlichkeit

der Sünde. Die Individuen verschweben ihm als Phantasmagorien des Geistes. Die Freiheit ist eine subtile Spitze des Determinismus; die Sünde ist das, was der Sünder nicht umhin konnte zu thun nach dem Maasse seiner Einsicht und Kraft — und darum ist auch die Reue eine verbotene Empfindung in seinem Systeme. Die Treue wird verschrien in den Schriften der modernen Pantheisten, die Reue wird verboten: dies ist ein höchst unterscheidendes Merkmal. Die Sünde wird nicht beweint, weil sich der pantheistische Sinn nicht will strafen lassen von dem heiligen Geiste.

So liegt also in der That ein bestimmter Charakter des Unterschieds zwischen Pantheismus und biblischer Gotteslehre, reich an einzelnen Unterscheidungsmerkmalen in der Lehre von der heiligen Dreieinigkeit. Wie sich aber der Pantheismus im Theoretischen an die christliche Lehre mit dem täuschenden Scheine der höchsten Ähnlichkeit anlegt, so sucht er auch im Praktischen die Ähnlichkeit des christlichen Lebens, wie es sich gerade darstellen muß in seiner Vollendung, mit den blendendsten Farben darzustellen.

Die einzelnen Momente, in denen sich der praktische Pantheismus dem praktischen Christenthum wetternd an die Seite stellt, und in denen das letztere sich ihm wachend gegenüber zu stellen hat, sind folgende: erstlich die Erhebung der Auffassung aller Erscheinungen zur Andacht, zweitens die Verklärung aller Genüsse zur Gottseligkeit, drittens die religiöse Weihe aller Werththätigkeit zum Gottesdienst, zum Kultus.

Alle Erscheinungen sind Gotteszeichen, und müssen darum aufgefaßt werden mit Andacht. Dem allgegenwärtigen Gott gebührt überall Andacht. Mit welcher Klarheit und Macht ward das schon erkannt und ausgesprochen im Alten Bunde nach dem Zeugniß des 139sten Psalm: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geiste, wo soll ich hinschauen vor deinem Angesichte? Führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.“ — Überall vernimmt man die Stimme der Ehre Gottes, durch alle Lande gehet ihr Klang, bis an's Ende der Welt ihr Ruf, nach Ps. 19. — Wir wandeln überall im Tempel des Herrn, denn der Himmel ist sein Stuhl, die Erde ist seiner Füße Schemmel. Licht ist sein Kleid, und die Morgenröthe füllt wie der Saum seines Kleides den großen Tempel. Darum lebte Christus auch als Mensch im Schoße des Vaters, im Anschau des Allgegenwärtigen; er sah den Vater wirken, und wirkte auch. Und darum blickte er denn auch die Erscheinungen mit Andacht an. Sehet die Vögel unter dem Himmel: ruft er seinen Jüngern zu. Das ist weltlich gepredigt, könnte man denken; so wird die Andacht zerstreut durch die Hinweisung auf fröhliche, bunte Lebensbilder; so wird das Herz zu lustig gemacht dadurch, daß sein Sinn geweckt wird für den heiteren Schwung und Gesang der Vögel. Aber dann redet der Herr weiter: sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in ihre Scheunen. Das ist wissenschaftlich, etwa natur-

geschichtlich gesprochen, möchte man sagen. Freilich ja, denn alle sinnliche Anschauung soll zur Wissenschaft führen, alle Wissenschaft aber zur Gottseligkeit. Sie säen nicht und erndten nicht — aber euer himmlischer Vater nähret sie dennoch. Christus sah also in dem heiteren Leben der Vögel, in ihrem freien, hohen Dahinschweben unter dem Himmel ein klares Gotteswort; ein Wort von der vorsorgenden Güte Gottes, eine Ermunterung für das trübe Menschenkind, nicht zu sorgen. Aus seinen Gleichnißpreden aber sehen wir, wie er Alles mit dieser Innerlichkeit oder Andacht anblickte, so daß ihm jedes zum Symbol einer göttlichen Wahrheit wurde. In diesem Geiste redete Paulus zu Athen (Act. 17.). Daß nun so auch die christliche Weltanschauung in alter und neuer Zeit vielfältig bis zu einem hohen Grade zur Andacht geworden ist, dafür ließen sich viele Beispiele anführen, unter andern Gott-hold's zufällige Andachten, Paul Gerhard's Lieder, u. s. w. Freilich ist die christliche Weltbetrachtung, die andächtige Auffassung der Erscheinungen vielfältig gehindert und gelähmt worden durch manichäische, mönchische und pietistische Ansichten, und auch noch unter den protestantischen Kirchenliedern kommen solche vor, in denen sogar das „schöne Weltgebäude“ mit Verachtung genannt wird. Daß es aber an der Zeit ist, in reiner Entfaltung des Schriftwortes, und insbesondere der tiefen biblischen Gotteslehre, diese Andacht in der Auffassung der Erscheinungen christlich zu erwecken und auszubilden, zeigt sich darin, daß wir übersügelt werden von einem Pantheismus, der mit trunkener Andacht durch die Welt geht, dem die Welt hehr und feierlich geworden ist in ihren Erscheinungen, der in erheuerlicher oder phantastischer Weltseligkeit den Genius der Welt-schönheit anbetet.

Die Erscheinungen sind Gotteszeichen: in diesem Ausdruck stimmt der Pantheist mit dem Bibelgläubigen überein, obwohl nicht entschieden, da ihm der Zufall den Weltstern trübt und den Weltplan zerstört. Auch darin setzt sich noch die Übereinstimmung der Beiden fort, daß der Eine wie der Andere einen unmittelbaren religiös poetischen Genuß an den Erscheinungen haben kann. Der Eine wie der Andere hat Sinn und Gemüth für den Freudenblick des göttlichen Waltens, der aus den Erscheinungen hervorspringt. Aber sie gehen bald auseinander. Der Christ fragt die Erscheinung nach ihrer Botschaft von dem Herrn, er sucht sie zu erfassen im Worte Gottes als Symbol eines göttlichen Gedankens, um den Herrn allein anzubeten, und in ihm dann selig auszuruhen. Der Pantheist aber hat Ursache, diese geistige Transparenz der Erscheinung zu scheuen, die Botschaft vom Herrn, welche in ihr enthalten ist, ihren klaren, heiligen Sinn zu vermeiden. In dieser Fassung wird ihm das Weltliche zu geistlich, das Dunkel-schöne zu lichtschön, das Romantische zu geseglich, das heidnisch Feenhaftes, welches nach seiner Anschauung in den Dingen liegt, zu christlich bestimmt und zuverlässig. Der Bibelgläubige geht aus seiner andächtigen Weltanschauung sofort hinüber in das Erkenntnißleben des Geistes, und kommt schnell zur Anbetung Gottes, indem er die einzelnen Momente der Schöpfung

aufgibt, sobald er den Schöpfer gefunden. Der Pantheist aber verwandelt seine Anschauung unmittelbar, ohne erst den hellen Weg des Gedankens zum Throne des Unsichtbaren einzuschlagen, in Anbetung, wenigstens in poetische Andächtelei. Er hängt sich fest an den Moment des Göttlichen, der ihm erscheint, und huldigt ihm. Damit hängt aber zweitens zusammen, daß er auch seine Befeligung, seine Herzensruhe in den Erscheinungen der Welt sucht, wohl sucht aber nicht findet. Sie werden gefangen im Anschau, weil die Kreaturen so schön sind, die man sieht (Weish. Salom. 13, 7.). Darum liegt in dem eigentlichen Pantheismus der Keim der Vielgötterei, wenn man nicht gar von ihm sagen muß, daß er selber als die großartigste, verhüllteste Vielgötterei zu betrachten sey. Dem Christen verschwindet die Welt, indem er durch die Anschauung der Welt zu Gott kommt; der Pantheist aber bleibt in einer großen Weltvergötterung befangen. Sein Herz ist entbrannt von der Herrlichkeit der Welt, und ruhelos irrt er in dem unendlichen Labyrinth ihrer Schönheiten umher. Große Lichtblicke, mächtige Blitze des Entzückens werden ihm in einzelnen Momenten zu Theil, weil er das Göttliche sucht, aber dann ist seine Qual wieder um desto größer, weil er Gott nicht finden will. Dadurch aber wird alles Geschaffene eitel, wenn man das unendliche Gewicht eines zu Gott geschaffenen Menschenherzens daran hängt. Sobald man irgend ein Ding darauf ansieht, daß es in sich herzberuhigend und geistbeselegend wirken soll, fängt es an schaal zu werden, eitel und nichtig, und wär's auch ein Sonnenaufgang über dem Nigi. Darum ließ Gott in dem Könige Salomo ein Exemplar des unendlichsten, schönsten, weisesten und dauerhaftesten Weltgenusses zur Vollendung kommen, damit er nach dem großartigsten und gelungensten Experiment in alle Welt und Zeiten hinein seine bittere Erfahrung ausrufen möchte: Alles ist eitel. Zuletzt mußte er auch als ein Verzweifelter an der Weltseligkeit mit einem zerrissenen Herzen wieder den Frieden in seinem Gott suchen. Auf diesem Friedensgipfel ist aber nichts mehr eitel; Alles Gotteszeichen, Offenbarung seiner Nähe, seiner Güte.

Auch die Andacht des Pantheisten kann man prüfen durch Anwendung solcher Wahrheiten, welche aus dem Glauben an den dreieinigen Gott hervorgehen. Er wird wohl zugeben, daß im Donner die Stimme des Herrn sich vernehmen lasse, und wird einstimmen in das Psalmwort: Die Stimme des Herrn gehet herrlich, die Stimme des Herrn gehet mit Macht. Gehen wir aber weiter und sagen mit Mose: Gott hat sein Gesetz gegeben unter Donner und Blitz — so wird ihm das nicht lieb seyn, wenigstens wird er diesen Umstand als eine Zufälligkeit, nicht aber als eine Wirkung hoher Absichtlichkeit betrachten wollen. Daß die göttliche Allmacht in glorreicher Harmonie steht mit der göttlichen Gerechtigkeit, daß die blitzenden Waffen der Allmacht die Sprüche der Gerechtigkeit vollziehen, und daß folglich mit der Offenbarung der Gerechtigkeit Gottes im Gesetz auch eine sekundäre Offenbarung der Allmacht in einem wunderbaren Gewitter verbunden seyn mußte, nicht als eine Entfaltung des Zorns, sondern der hehren, gewaffneten

Majestät — das führt ihn zu sehr auf einen hellen Weltgrund, nämlich zu einem persönlichen Weltgründer, vor den Thron Gottes, des Vaters. Darum hat auch der Wortführer des ästhetischen Pantheismus mit besonderem Ingrimm den donnernden Jehovah verlästert. Die Beziehung des Donners auf die ethischen Gesetze, oder die Betrachtung der Allmacht Gottes im Einklange mit der Gerechtigkeit: das war es, was ihn erbitterte. Der Pantheist mag wohl eine einzelne Eigenschaft Gottes anbeten, wie sie in reichem Farbenglanz offenbar wird in dem Weltleben, aber die Verknüpfung zweier göttlicher Eigenschaften in der Betrachtung ist ihm schon zu unheimlich und geistlich; dabei fühlt er wohl, daß es hinausläuft auf die Erfassung aller Eigenschaften Gottes in lebendiger Einheit in dem Wesen des persönlichen Gottes. Er ist also andächtig vor der Erscheinung, aber bis vor das klare Vaterangesicht Gottes mag er mit seiner Andacht nicht kommen.

Wir betrachten die Blumen der Erde als ein schönes freudenreiches Walten der Freundlichkeit Gottes. Gerne wird der Pantheist seine Zustimmung geben, wenn wir von diesem herz-erfrischenden Aufleuchten einer überall verborgenen, überall nahen Güte Gottes reden; von einer Güte, die so heiter ist, so freundlich lieb und lieblich, so sinnreich und zuthunlich, daß sie nur in einem bunten, unendlich mannichfaltigen Blumenpiel ihren lockendsten Ausdruck finden kann. Aber nun sage du dem Pantheisten: die Freundlichkeit Gottes ist die lockende Gestalt seiner Liebe; aber die herzbesiegende Gestalt seiner Liebe: das ist seine Gnade. Die Freundlichkeit erhascht dich zuerst in deinem sinnlich geistigen Leben; sie will dich aber an die Gnade übergeben, damit du auch ihre Geheimnisse kennen lernst zu deiner Erlösung. In den Blumen siehst du den äußerlichsten Ausdruck der Freundlichkeit Gottes, als aber der Sohn Gottes in die Welt kam — da erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit unseres Gottes und Heilandes in ihrer ganzen Macht. — Wenn man auf diese Weise versuchen wollte, den Pantheisten aus seiner Blumenandacht hinüberzuleiten zu der Erkenntniß des Sohnes Gottes, so würde er sehr fremd thun, und mit bitterem Widerwillen zurücktreten.

Derselbe tritt auf mit begeisterten Worten, und redet von der Schönheit des Weibes, wie ihn die zur Andacht stimme; wie er seine Erbauung daran habe, edle, schöne Frauenbilder als herrliche Erscheinungen des Geistigen zu bewundern, und in ihnen den Quell alles Schönen anzubeten. Er rühmt sie wohl alle als Prophetinnen, welche ihm Vieles offenbar machen von der verborgenen Größe, Güte und Herrlichkeit Gottes — lebiglich durch ihre unbefangene Erscheinung. Dann fängt er an, seine kühne Aussage zu beweisen. Er beruft sich darauf, selbst die kleine Blume sey ein Zeichen der Ehre Gottes, vielmehr aber der Mensch, seine erhabenste Bildung, und am meisten also das Weib, die idealste, seelenreichste, schönste Gestalt unter allen Gestalten. Diesem ansprechendsten Gotteszeichen gehe er nun nach, mit diesem leuchtendsten Gedanken seines Schöpfers wolle er sich innig vertraut machen, wie er ihm entgegen komme in mancherlei gelungenen Ausdrücken, in mancherlei

hervorstuhlenden individuellen Erscheinungen, diese Anschauungen aber, sagt er endlich, müssen sich in sinnlicher Aneignung und Hingebung vollenden. Hier wird es uns unheimlich, denn wir vernehmen mit Grauen den ungeheuren Trug der Fleischeslust, der sich mit der begeisterten Schönheitsandacht in solchen pantheistischen Äußerungen verbindet. Wir fühlen, wie entschieden diese Gottesverehrung in der Anschauung des Weibes, pantheistisch heidnisch begonnen, fortgesetzt und durchgeführt, zuletzt in Gotteslästerung sich verwandeln muß. Aus den begeisterten Blicken eines solchen Andächtigen schießen mehr und mehr die Blitze des frivolsten Heuchelsinnes hervor, und die Hymne läuft aus in einen stinkenden Sarkasmus, wie dies z. B. in mehreren Hymnen von Heine der Fall ist. Und dies ist die eigentliche, positive Gotteslästerung, diese verhüllte, diese Teufelei des trüglichen Lichtengels, dieses Reden frecher Worte, mit denen der Mensch der Sünde sich in den Tempel setzt und vorgibt, er sey Gott. Der Atheist kann nicht lästern mit dieser Macht, weil er negativ lästert, indem er sich dem Tempel gegenüberstellt und vorgibt, es sey kein Gott. Aus dem Pantheismus aber kann eine Lästerung hervorgehen so trunkener, begeistert spöttischer, andächtig gottloser, und welkfelig verzweifelter Art, eine Lästerung, so verführend und so empörend zugleich, daß sie das Weltende herbeiruft.

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n.

(Holland. Aus einem Schreiben an den Herausgeber.)

— Von meinen beiden Freunden Gessen und van Hall ist der erstere in diesem Frühjahr aus der Lutherischen Kirche (der nicht wiederhergestellten) zu der Wallonischen oder Französisch-Reformirten übergetreten. Drei Gründe bewogen ihn hierzu. 1. Daß die Lutherische Kirche, zu der er gehörte, so ganz todt war (wenigstens in diesen Gegenden, denn in Rymwegen hat sie noch einen vortrefflichen Prediger, Westhoff, der mit vielem Segen in seiner Gemeinde arbeitet), 2. weil er sich seit seiner Bekehrung von der Wahrheit und Christmähigkeit der Dortrechter Kanones überzeugt hielt; 3. weil er der Calvinischen Abendmahlslehre, dem Satz: Ore comedimus panem, fide comedimus Christum, heipflichtete. übrigens ist er von Engherzigkeit frei, und erkennt gern den Segen des Herrn über die Evangelische Kirche in Deutschland, ist sogar keineswegs gegen die dort eingeführte Union. Einige Monate später trat van Hall zu den Separirten hier in Amsterdam über, nach heftigem inneren und äußeren Kampfe. Er hat dabei alle seine irdischen Ausichten aufgegeben. Seinen Wohnsitz wird er nach dem Haag verlegen, um dort wieder als Advokat zu practiciren. — Außerdem ist aus dem näheren Kreise meiner Freunde und Bekannten noch Niemand zu den Separirten übergetreten, und ich selbst werde mich zu diesem Schritte nicht entschließen, es sey denn auf den klarsten Ruf

Gottes, und im äußersten Nothfall. Doch, theurer Freund, die Sachen stehen hier ganz anders als bei Ihnen. Die Lichtpunkte, die bei Ihnen gefunden werden (Männer wie Sartorius u. A. in den höchsten geistlichen Ämtern) fehlen hier in der bestehenden Kirche. Die Kirchenbehörden sind überwiegend feindlich gegen die Wahrheit; und die gläubigen und wohlgesinnten Prediger fürchten den Streit innerhalb der Kirche, und fliehen ihn; und was besonders ein trauriges Zeichen ist für die bestehende Kirche, Alles, was man noch zu ihrer Wiederherstellung unternimmt, zerrinnt gleichsam unter Händen. So ging es wieder in diesem Jahre mit den Bemühungen von le Roy und Engels nicht weniger als mit denen einiger eifrigen und kräftigen Laien, so daß le Roy (der in Bezug auf die ursprüngliche Einrichtung der christlichen Kirche eine Ansicht hat, die beinahe mehr independentisch als presbyterianisch ist, und der sich an das Presbyterianische behält und behauptet), anfängt, ernstlich an eine Separation zu denken, ohne sich jedoch den Anhängern de Cocq's und Scholte's anschließen zu wollen. — Inzwischen läßt sich nicht verkennen, daß sich eine geistliche Erweckung bei den Separirten vorfindet. Doch bei dem Allen bin ich mit Ihnen einig darin, daß man das Schiff der bestehenden Kirche nicht verlassen darf, ehe man bemerkt, daß es an's Sinken geht, und man selbst an dem Untergange theilnehmen soll; dann erst mag man sich in's Boot begeben, um seine Zuflucht zu einem anderen zu nehmen.

Jemand ist damit beschäftigt, Materialien zu einer Übersicht desjenigen zu sammeln, was hier in Holland durch Lutherische Gottesgelehrte und Prediger seit Anfang dieses Jahrhunderts geleistet und Herausgegeben worden ist. Dabei sollen auch die wenigen Sterne nicht vergessen werden, welche inmitten der großen Finsterniß des Unglaubens leuchten. In Rheinwald's Repertorium wird den Niederländischen Stimmen vorgeworfen, daß sie die Lutherische Kirche in Holland fast ganz ignoriren. Dies ist aber ungerecht; denn es ist darüber nicht viel Merkwürdiges zu berichten.

Es ist wieder eine neue theologische Zeitschrift in Gröningen angekündigt, welche für Gebildete von den Professoren Hoffede de Groot, Pareau und van Dordt in Verbindung mit einigen Predigern der dortigen Gegend herausgegeben werden soll. Der Geist, der sich in der kürzlich herausgegebenen Ankündigung ausspricht, ist ungefähr der des Hirtenbriefes der Amsterdamer Prediger, über den ich Ihnen nächstens berichten werde. — Der Stzweig, redigirt von dem frommen Wallonischen Prediger James zu Breda, enthält fast nur Übersetzungen aus ausländischen Zeitschriften und hat gar keinen theologischen Charakter und Werth.

Die Zeiten, theurer Freund, werden immer bedenklicher; die Finsterniß muß noch mehr zur Herrschaft gelangen; die Hoffnung geprüft und der Glaube geläutert werden. Es steht geschrieben, daß die Liebe Vieler erkalten wird. Ach, nur zu sehr geht dies schon in Erfüllung. Wer beharrt bis an's Ende, soll selig werden. Beten wir darum für einander mit brüderlicher Liebe zu unserem einigen und barmherzigen Hohenpriester, und tragen wir unter einander worin wir uneins sind, mit Geduld und Sanftmuth, vereinigt in dem einen Namen, der zur Seligkeit gegeben ist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 10. September.

N^o 73.

Über das Verhältniß des Christenthums zum Pantheismus.

(Schluß.)

Kommen wir aber auf die Äußerungen des Pantheisten zurück. Wir können bis auf eine gewisse Strecke hin seinem Beweise nicht widersprechen. Wir sollen es auch nicht wollen, so weit er wahr redet, denn nur durch die Entfaltung des christlich Rechten auch in diesem Punkte kann die entgegengesetzte Verkehrtheit überwunden werden. Was wir einzuräumen, oder auch selber zu verkünden haben, ist dieses: auch die Schönheit der menschlichen, insbesondere der weiblichen Erscheinung, gehört zu der Schöpfung Gottes, also zu dem großen Inbegriff sprechender, erbauender Gotteszeichen. Und sie ist ein ganz bedeutendes, glänzendes Blatt im Buche der Natur. Die Anschauung und Betrachtung der weiblichen Schönheit ist nicht an sich profan; sie kann aber heilig seyn, und soll es werden. Aber so wie die Weltbetrachtung überhaupt, obschon sie zu Gott führen soll, doch leicht zur Weltvergötterung werden kann, so kann sich besonders die Anschauung der weiblichen Schönheit in einen verderblichen Gözendienst verwandeln. Dies ist schon abgesehen von dem Geschlechtsverhältniß der Menschen möglich; nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen der entarteten Christenwelt beten ihre Madonna an. Dazu kommt nun aber der Zusammenhang des geschlechtlichen Lebens mit dem Schönheitsfinne der Menschen. Und dieser Zusammenhang erscheint wie alles Menschliche mit dem tiefen Verderben des alten Weltlebens behaftet. Darum wird der Geschlechtstrieb so leicht, so gewöhnlich regellos, eine unheilige bis in das Heillose sich verschlechternde Regung. Kann nun jener Schönheitsfinn ein heiliger seyn, der mit dieser in's Heillose verkehrten Geschlechtslust eine einzige Stimmung oder gar Gesinnung bildet? Soll es dem satyrhaften Schmunzeln, der hündischen Geilheit, der satanischen Verführungswuth erlaubt seyn, unter der Maske der ästhetischen Frömmerei, der welteligen Andacht ihr Unwesen zu treiben? Das kann der Pantheismus nicht wehren. Denn er kann erstlich das Wort des Geistes nicht aussprechen: Du sollst kein Geschöpf vergöttern, auch das Meisterwerk des sechsten Schöpfungstages nicht. Er kann es zweitens nicht verhindern, daß der sinnlich ungeweihte Schönheitsfinn sich in regellose, böse Geschlechtslust verwandelt. Und eben so wenig kann er die Ehe als eine göttliche Stiftung begründen, stützen und retten, am wenigsten aber kann er das Ansehen der Weiber mit fleischlichem Begehren, was an sich schon ein Ehebruch ist nach den Worten des Herrn, durch siegreiche Kräfte des geistlichen und göttlichen Sinnes verhüten oder vernichten. Er kann also die Andacht in der Anschauung des Schönen in der weiblichen Er-

scheinung nicht rein bewahren, sondern ihm verkehrt sie sich zuerst in die Abgötterei, dann in die Hurerei, dann in den Ehebruch. Warum aber das? Eben weil er Pantheismus ist und darum nicht glauben kann an den heiligen Geist. Dieser Schönheitsfinn aber, oder diese Andacht müßte ganz insbesondere geschützt werden und ausgebildet durch den Glauben an den heiligen Geist. Der heilige Geist verbietet die Abgötterei in der Betrachtung der herrlichen Erscheinungen. Darum aber verwirft er den einseitigen ungöttlichen Schönheitsfinn, der mit sich selber kokettirt, der nicht zur Anbetung Gottes überhaupt kommt, geschweige denn zur Anbetung des Heiligen, des Gerechten, des Gnädigen und Barmherzigen. Der heilige Geist verbietet die Hurerei auch schon in der innerlichen Gestalt böser Lust. Und darum tritt der Christ dem Heuchelsinne des Pantheisten entgegen, und sagt: wenn dich die blühende Schönheit der Jungfrau als Bild des Geistigen und als Zeichen des Ewigen erbaut, so erbaut dich also auch wohl die weiße Locke und die gedankenvolle Stirn eines grauen Mannes, oder der schöne Seelenausdruck in dem Äußeren einer gebückten Matrone. Wenn ihr einmal Reisen macht, um zu eurer Erbauung schöne Greisinnen zu sehen, statt reizende Greifetten, ihr heuchelnden Pantheisten, wenn ihr einmal mehr zu sagen wißt von der erhabenen Schönheit in einem feierlichen Greisenbilde als von der reizenden Schönheit schwellender Formen; dann wird man euren Schönheitsfinn frei sprechen dürfen von dem Makel der bösen Fleischeslust, und dann erst wird man weiter fragen können, ob er eben sowohl von dem feineren Vorwurf der Vergötterung des Erscheinenden, der Bildungen, von dem pantheistischen Bilderdienste frei sey. Der heilige Geist ist Stifter des ehelichen Bundes, um auch die Geschlechtsliebe in's Geistige und Göttliche zu verklären und zum Symbole der heiligsten Mystereien der Kirche zu machen, und um sie vor der Verkehrung in satanische Nothheit und Nüchlosigkeit zu bewahren; eben sowohl um reine Geschlechter frommer Kinder für die Ausbreitung des Himmelreichs zu gewinnen. Darum ist die Ehe ein hehres Gesetz Gottes und so tritt es dem Pantheisten entgegen mit dem Spruch: Laß dich nicht gelassen deines Nächsten Weibes. Mag er sich dann an dem Schönen, auch an dem Anblick der Schönen erbauen, wenn er diese Forderung hält, oder wenn sie ihm heilig ist. Die allseitigste Erbauung ist seine Pflicht; aber eben die Erbauung in seiner Allseitigkeit. Wo die Allseitigkeit zum Ärgerniß führen will, da ist sie zu brechen. Der Heiland spricht, indem er den inneren Ehebruch verbietet: Ärgert dich dein Auge, so reiß es aus. Das heißt doch wohl: will dich deine Schönheitslust zu ehebrecherischem Gelüsten verführen, so unterdrücke sie. Erkenne die Pädagogik des Geistes. Der Schwächliche, leicht Erregbare hüte sich vor dem starken

Weine, den der Starke wohl in seinem Maasse trinken mag. Was den Starken erquickt, wird den Schwachen vielleicht berauschen und verderben. Mit großer Geistesfreiheit mögen sich fromme Greise an der Anmuth ihrer Töchter weiden, und darin wandelnde Bilder erblicken von der Huld des Herrn; dieselbe Anmuth aber kann in lüsterne Jünglingen ein Feuer des Verderbens entzünden, wenn sie sich in frivoles Anschauen verlieren. Viele Bilder in dem großen Gottestempel sind noch durch christliche Geistesucht verhüllt, weil sie noch zu mächtig, zu magisch sinnbezaubernd wirken auf ein krankes, erst zum Geistesleben genesendes Geschlecht. So ist's beinahe mit der Erbaulichkeit der Natur gewesen, und theilweise noch mit der Erbaulichkeit der Kunst, vielmehr aber noch mit der Erbaulichkeit in der Schönheit des Menschenbildes. Die Schönheit der Natur ist nun zur Gottespredigerin erhoben, die Schönheit der Kunst steht zur Hälfte im Dienste des Heiligen, zur größeren Hälfte noch im Dienste des Profanen, aber die Schönheit des menschlichen Lebens selbst wird nun vorherrschend erst noch im Glanze sinnlicher Jugendfülle erkannt, und ist noch viel weniger ein Gegenstand für die Erbauung, für die Predigt, als für die Ärgernisse und für profane und frivole Romane. Der Geist aber entfaltet mit großer pädagogischer Vorsicht die erbauliche Seite dieser Schönheit in der christlichen Kirche. Es ist eine göttliche Zulassung gewesen, daß das Bild der Jungfrau Maria den christlichen Völkern gedient hat zur Entfaltung ihrer Andacht in der Anschauung menschlicher Seelenschönheit. Und wohl mag dieses Bild die Völker vor vielen Verderbnissen der Verkehrung des Andächtigen in die Surrerei bewahrt haben; aber es hat selber zur Verkehrung ihrer Andacht in die Abgötterei Anlaß gegeben. Die Anschauung aber der Seelenschönheit der biblischen Frauen, an deren Spitze Maria steht, kann ohne Zweifel zuerst für den Christen erbaulich werden; demnächst das Nachdenken über die eigenthümlichen Völkerschönheiten, wie sie von Gott gebildet sind zu seinem Preise. Endlich auch ideale Darstellungen in der Kunst. Die sinnliche Anschauung des Schönen aber ist unter große Bedingungen und Beschränkungen christlicher Pädagogik gestellt, wenn sie sich zur ungeheuchelten, reinen Andacht entfalten soll, sie entwickelt sich in dieser religiösen Art langsam, leise gegen das Weltende hin, und vollendet sich erst in der Auferstehung, wo alle heiligen Seelen im Geisteslicht leuchten werden, und predigen werden auch durch ihre Erscheinung als Bilder Gottes und Jesu Christi, und wo Gott Alles in Allem seyn wird. Von dieser Pädagogik, unter welcher die sündig-sinnliche Anschauung des Lebendigen zur heiligen Anschauung Gottes in allem Lebendigen geheiligt und verklärt werden soll, bis diejenigen, die reines Herzens sind, Gott schauen, weiß der Pantheist nichts, denn er weiß nicht von dem Glauben an den heiligen Geist.

Wir hätten nun zu reden von der Verklärung aller Genüsse zur Gottseligkeit. Das Christenthum will eine solche Verklärung herbeiführen, darum heißt es: alle Kreatur Gottes ist gut, und nichts verwerflich, was mit Dankagung empfangen wird; — ihr esset nun oder trinket, oder alles, was ihr thut, so thut es zu Gottes Ehre. Was mit Dankagung genossen

wird, ist ein heilig fröhlicher Genuß; so aber sollen wir Alles genießen. Was zu Gottes Ehren gethan wird, ist ein Kultus; so aber sollen wir Alles thun. Es ist ein monchischer Spiritualismus, wenn das Innerste der Ehe als etwas Profanes betrachtet wird, welches nicht der höchsten, heiligsten Vergeistigung fähig wäre. Die Schrift hat es nicht verschmäht, die Ehe als ein Symbol des Verhältnisses Christi zu seiner Gemeinde zu betrachten, und darum ist auch das hohe Lied schon als edelste Dichtung von der reinsten Liebe eine wesentliche Allegorie dieses heiligen Verhältnisses. Wie sehr vergeistigt erscheint aber der Genuß von Brodt und Wein im heiligen Abendmahl! Hier ist Essen und Trinken ein schöner Kultus geworden, die allerheiligste Handlung. So hoch emporgehoben wird das Sinnliche im Christenthum in das Religiöse, so wird es in's Mystriöse verwandelt, und solcher Art wird der Genuß zur Gottseligkeit verklärt. Sehen wir aber nun, wie der Pantheismus diese Verklärung des sinnlichen Genusses beabsichtigt. Er redet von dem Kultus der Liebe, von der Religion der Wollust, und in der vornehmen Art, wie er namentlich jetzt die Gastronomie ausbildet, wie er einen Propheten der höheren Gastronomie durch die Welt sendet, um ihre feinsten Gewürze und Gerichte zu erkunden, zeigt sich ein Anbruch religiöser Auffassung der Tafelfreuden. Wie nahe kann noch auf diesem ganzen Gebiete der Pantheismus dem christlichen Ausdrucke rücken, wie lästig und verführerisch nahe! Darum hat man auch hier die Unterscheidungen zu fixiren. Der Grundunterschied besteht darin, daß das Christenthum den sinnlichen Genuß in die Religion emporzieht, und daß der Pantheismus die Religion herabwürdigt zum Sinnengenuß. In seiner Art, den sinnlichen Genuß religiös zu fassen, fehlt die heilige Scheu, die Geistlichkeit, die Geselligkeit, die Mäßigkeit, die Besonnenheit, die sittliche Freiheit, darum überhaupt die Weihe. Zuörderst fehlt ihm die heilige Scheu, der tiefe Sinn für das Geheimniß, und für die Heiligkeit des Mystriösen, des Verhüllten, des Versiegelten. Die Erkenntniß des heiligen Urverhältnisses, wie namentlich jede Zeugung, jeder Lebenskeim, jede werdende Geburt der Verhüllung bedarf, wie die Natur ihre dunkeln Sternennächte hat, um mit ernsten Schleiern die Mystrien des Werdens zu bedecken, wie es nicht nur eine Schamröthe der Schuld gibt, sondern vielmehr noch der Unschuld, — diese Erkenntniß ist ihm fremd, und er hat einen innerwohnenden satyrhaften Trieb, das sinnlich Mystriöse zu profaniren und zu prostituiren. Ferner fehlt dem Pantheismus die Geistlichkeit in der religiösen Auffassung des sinnlichen Genusses. Ihm ist nicht der Genuß ein Moment, welches er in die tiefer und früher begründete religiöse Stimmung aufnimmt, und wiederum in dieselbe verwandelt, sondern an diesem Moment selber will er sich erst religiös erregen. Er vergöttert den Genuß, seine Andacht ist eine abgöttisch schwärmerische Erregtheit, aus welcher er in tiefer profane Gottlosigkeit zurückfällt. Daß aber an Geselligkeit in dem sinnlichen Genußleben des Pantheisten nicht gedacht werden darf, läßt sich nach dem Gesagten erwarten. Die Frucht vom verbotenen Baume ist ihm in jedem Falle die liebste, die reizendste. Der Reiz des Verbotenen muß als ein romantischer

Zauber um die Gegenstände schweben, wenn sie ihm den höchsten Grad des Genusses gewähren sollen. Wir wissen, wie der Teufel an dem Venkfeile dieses dunklen, dämonischen Reizes oft seine Diener von dem Reinen zum Gemeinen, und vom Gemeinen zum Verbotenen, und vom Verbotenen zum Unnatürlichen und Scheußlichen geführt hat. Man erinnere sich dessen, was Paulus schreibt im ersten Capitel des Briefes an die Römer. Wenn aber einmal durch die Macht des Pantheismus alle Bande der Geselligkeit, wie sie das Christenthum knüpft und beschirmt, aufgelöst werden könnten: dann wäre mit einem Male all dieser Zauberreiz erloschen, und der Pantheist würde auf dem Terrain kannibalischer Ungebundenheit, das er sich erkämpft, nach mancher Raserei des Unnatürlichen zuletzt an der unendlichen Schaalheit seiner Welt zur Verzweiflung kommen. In der Ungeselligkeit seiner Genusslehre aber liegt auch die Ungerechtigkeit, die Schädlichkeit, die Bosheit und Frevelhaftigkeit derselben. Die Ungerechtigkeit — denn der geborgte Champagner macht ihn weltfelig, als der bezahlte Rheinwein. Die Schädlichkeit — Faust stößt den Bruder der Gretchen nieder, um bei dieser einzusprechen. Die Bosheit — denn ein solches Genussleben ist nicht durchzuführen, ohne das Brandmal im Gewissen stets zu vergrößern. Endlich die Frevelhaftigkeit — denn der Pantheist kann nicht umhin, die Hymnen von seiner Gottseligkeit durch Ironien des tiefsten Unglaubens in lästernde Sarkasmen zu verwandeln. Was nun aber die Mäßigkeit anlangt in seinem Genussleben, so wird er sie in einem gewissen Grade darstellen können durch den höheren epikuräischen Takt; dieser aber ist keine Kraft des Geistes zur wahren Mäßigkeit. Er macht immer doch Jagd auf seine Genüsse, und so ist er schon dadurch verloren, daß er in einer ungeheuren Einseitigkeit des Genießens befangen bleibt, um es kurz zu sagen, in fleischlicher Gefinnung. Weil er aber welttrunken ist, so fehlt ihm auch der Geistesadel der Besonnenheit in seinen Genüssen. Er kann ihnen nicht durch freies Nachdenken höhere Beziehungen geben weder auf den Geber droben, noch auf Ideen und Zwecke, welche in ihnen enthalten sind. Als schwärmerische Zustände reißen sie ihn dahin, und aus der schwärmerischen Wüsthheit erzeugt sich dann die Rache finsterner Verstimmung und Verödung, welche hinterher über ihn kommt. Er ist ein armer Knecht seiner Genussucht, die sittliche Freiheit fehlt ihm. Denn in seinem Leben waltet nicht das Menschliche herrschend über dem Sinnlichen, nicht das Geistige über dem Menschlichen, nicht das Christliche, Gottesgeistliche über dem Geistigen. Eben darum ist aber endlich auch sein Genussleben ohne die wahre Weihe überhaupt, es ist nicht verklärt von dem Lichte der Feier, des Seelenfriedens, der Gemüthsruhe, der höchsten Bildung, so viele Lieder er auch auf das Liederliche verwenden, so vielen Novellenglanz er auch über die finsternen Werke des alten Menschen verbreiten, so viele Sentenzen er auch zur Beschönigung der rohen Lust und des häßlichen Sündendienstes erfinden mag.

Was wir zuletzt nannten als einen Punkt, worin der Pantheismus als Karrikatur des Christlichen diesem gegenüber tritt, das ist die religiöse Weiheung aller Werkthätigkeit zum Gottesdienst, zum Kultus. Auch von der Arbeit und Dienstbarkeit

nimmt das Evangelium den alten Fluch hinweg, oder es verwandelt ihn vielmehr in einen Segen. Alles soll der Christ thun zu Gottes Ehre, wie wir schon gesehen haben. So wie die Abendmahlsfeier der ersten Christen nicht streng zu unterscheiden ist von ihren Liebesmahlen, von ihrem „Brodtbrechen hin und her in den Häusern,“ so ist auch ihr festliches Feiern nicht zu unterscheiden von ihrem Wirken. „Sie waren täglich und stets bei einander einmüthig im Tempel;“ ihr Sonntag leuchtete hin durch ihre ganze Woche; ihre Werkeltage waren Feiertage, und so hatten ihre Arbeiten alle den gottesdienstlichen Glanz, die Weihe zum Kultus. Wenn der Apostel Paulus sein Handwerk betrieb in den Griechischen Städten, so hing diese Thätigkeit mit seinem Apostelamte so innig zusammen, wie der dunkle Stengel mit der leuchtenden Blume, die auf seinem Wipfel schwebt. Und selbst den christlichen Sklaven gibt er diese Vorschrift: Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menschen. Wenn sie dieses Wort in seinem Geiste befolgten, so waren sie bereits innerlich und wesentlich emancipirt: sie verrichteten gottgefällige Tempelwerke mit der Freiheit königlicher Priester, während sie in den Augen der Welt noch mit den alten Frohdiensten belastet schienen. Der Christ soll immer feiern, immer priesterlich wirken. Darum war Arbeit und Feier in der apostolischen Kirche in eins verschlungen. Die spätere Katholische Kirche suchte diese Aufgabe fleischlich und äußerlich zu lösen, indem sie die Arbeitszeit der Christen immer mehr durchbrach mit der Einführung heiliger Tage, zahlloser Feste. Der rechte Durchbruch aber des ewigen Sabbath durch die Werkeltage kann nur geschehen vermitteltst des christlichen Geistes. Je mehr ein Wirken eingestuft wird in Gebet und Andacht, beherrscht durch Geistesklarheit, beschwichtigt durch Seelenruhe in der Sorgenfreiheit, und beschwingt durch Seelenfrieden und Glaubensfreude, und je mehr es geweiht wird durch den Ausblick auf den Herrn zu einem Gottesdienst, und durch den Einblick auf die Menschen zu einem Liebesdienst, desto mehr wird seine drückende Schwere aufgelöst in heitere Feier, und wird es verwandelt in ein priesterliches Wirken. So will es das Christenthum. — Der Pantheismus aber scheint dasselbe zu wollen. Es liegt in seiner Natur, daß er die Arbeit als Kultus betrachten muß, wo er sich bis zur Auffassung des praktischen Lebens entwickelt. Darum ist auch diese Idee in dem Systeme des St. Simonismus mit besonderem Interesse hervorgehoben worden. Die Arbeiter sind Priester; ihre Arbeitssamkeit ist Religion.

Hier aber treten uns sogleich zwei Unterschiede entgegen, wodurch sich die christliche Weiheung der Arbeit von der pantheistischen scheiden als die Wahrheit von der Lüge. Der Pantheist muß die bürgerliche Thätigkeit als solche in ihrer ganzen alten Rohheit kanonisiren. Er bezeichnet das profane Wirken selber als ein heiliges. Er spricht: ihr Arbeiter seyd Gottesdiener. Der Christ aber ruft ihnen zu: ihr sollt Gottesdiener werden durch den heiligen Geist, auch euer Wirken soll ein gottgeweihtes werden. Zu dem Ende aber muß eure Thätigkeit durch eure Belehrung befreit werden von allen Leidenschaften des fleischlichen Sinnes, von der Trägheit, von der innerlichen Ver-

wünschung eurer Mühe, von der belastenden Ungeduld, von der Noth heidnischer Sorge, von der Hitze der Habsucht, von der ehrsüchtigen Ubertreibung, von den falschen Hebeln der Augenblindelei und des Eigennutzes. Ihr müßt mit dem Glauben an das Evangelium an euer Werk gehen; dann arbeitet ihr leicht als die Freiwilligen, denn ihr dient dem Herrn, still als die Sorgenfreien, denn ihr wißt euch wohlversorgt, stark als die Liebenden, denn ihr dient den Ewigen und allen Menschen, klug als die Geistesklaren, denn Leidenschaften verwirren euch nicht, festlich als die Gotteskinder, denn ihr arbeitet nicht mit Flüchen, sondern mit Gebeten, und auch im Segen arbeitet ihr, denn der Herr ist mit euch. Wie aber der Pantheist kein Menschenleben befreien kann vom Sündenfluch, so auch insbesondere nicht von dem alten Arbeitsfluch.

Der andere Unterschied liegt darin, daß der Pantheist selig werden will durch seine Werke. Er betrachtet den Baum der Industrie als den Baum des Lebens, und mit den goldenen Früchten desselben will er seine Seele laben und stillen. Der Pariser, der sich auf praktischen Pantheismus versteht, soll ein fleißiger Arbeiter seyn. Er hämmert und schneidert und schriftstelt fort die Woche hindurch bis zum Sonntag Nachmittag, und läßt sich darin selbst durch das Gelächte von Notre Dame nicht stören. Dann zieht er seine Sonntagskleider an, und beginnt sein Fest, ein unendliches Schwärmen und Lärmen an allen Vergnügungsorten, ein unendliches Liebeln und Bübeln in allen Finsternissen der Stadt. Zu seinen Tänzen muß der Takt gemacht werden mit Pistolenschüssen, weil keine Musik im Stande ist, den Riesenwirbel seiner Lust zu bewältigen. So sucht er seine Glückseligkeit in dämonischen Tiefen sinnlicher Verausung. Diese Glückseligkeit hat er sich mit seinem schändlichen Arbeitskultus verdient. Der Christ aber sucht seine Seligkeit in Gott, und er findet sie. Er hat sie vor seinem Wirken, er belebt sie durch sein Wirken, und freut sich der Erhöhung ihrer einzelnen Empfindungen, indem er dankend die Früchte seines Wirkens genießt.

Hier wäre nun noch ein Wort zu sagen von dem großen Industrieleben unserer Zeit, wie es im Verborgensten der Gemüther ohne Zweifel zusammenhängt mit pantheistischen Sehnsüchten, und wie der Zeitgeist danach ringt, dasselbe religiös zu erfassen und darzustellen. Es ist keine Frage, daß die trunkene Begeisterung für die Fortschritte der Industrie, namentlich für Eisenbahnen und Dampfmaschinen, eine geheime religiöse Macht hat, daß nämlich pseudomesianische Erwartungen in derselben verborgen liegen. Man ersieht sich das große, herrliche, poetisch freie Weltleben, in welchem alle Mühe verschwunden ist, und alle Quellen des Genusses reichlich fließen. Man wartet auf ein Himmelreich der sinnlichen Völkerherrlichkeit, wie die Juden warteten auf ein Himmelreich der sinnlichen Herrlichkeit Israels. Darum sind bei dieser Erwartung auch wiederum die Juden im Spiel und an der Spitze. Nach ihrem Wähnen, und nach der Meinung eines Theils der Christenheit, und selbst

nach der Dogmatik des Württembergers Strauß ist ja der Messias in concreter Erscheinung weder gekommen noch überhaupt zu erwarten. Aber der Trieb messianischer Erwartung ist unveräußerlich, darum blicken sie auf dem Wege der Eisenbahnen hinaus in die Zukunft und rufen: Hosianna, die Menschheit kommt im messianischen Glanze, die sich selbst erlösende, befreiende und beglückende Menschheit! Der Menschengestalt kommt und befreit uns von den alten Banden der Materie, und macht sie uns dienstbar zu ewigem Wohlleben! Dieser Trunkenheit falscher, antichristlicher Hoffnungen sollen wir entgegentreten und den Trug zerstreuen. Mögen wir es dem Weltkinde sagen, daß die Produkte der Welt dieselben bleiben, ob sie so oder so bereitet werden, ob sie heut oder morgen gebracht werden: Dein Noth wärmt dein Herz nicht, mag ihn auch eine Dampfmaschine in einem Augenblick hervorgezaubert haben. Er wärmt deine Haut eben nur in der alten Art, grade so als wenn das Tuch auf die langsamste Art auf alten Webestühlen bereitet wäre. Dein Thee stillt den Durst deiner Seele nicht; und es macht keinen Unterschied, ob er im Fluge herbeigefommen ist auf Dampfschiffen, oder unter Windstillen herangebracht von zögernden Segelschiffen. Besinne dich wohl, es kommt nichts Neues unter die Sonne durch die Fortschritte der Industrie. Du wirst arbeitsfreier vielleicht, aber lerne deine Ferien heiligen; auch die Beduinen der Wüste sind arbeitsfrei. Du kannst weite, schnelle Reisen machen, aber wohin gehst du denn in's Paradies der verlorenen Unschuld? Ließt du gleich weit zu dieser Zeit bis an der Erde Enden, um los zu seyn die Sündenpein — du würdest sie nicht wenden. Es bleibt beim Alten, beim alten Übel, beim alten Trug, so lange der alte Mensch bleibt. — Wenn wir aber auch als Christen diesem religiösen Wahn und Selbstbetrug zu steuern haben, mit dem die Weltkinde die Fortschritte der Industrie segnen: mögen wir uns hüten, gegen diese Fortschritte selber zu reden. Denn das müßten wir doch mit Schaden zurück nehmen. Es ist ja wahr, daß die Materie ganz und gar dienstbar werden muß dem Geiste, der Menschengestalt aber dem Geiste Gottes. Und so haben wir als Christen uns die Bedeutung klar zu machen, welche die großen Stiftungen der Industrie haben für die vollendete Zukunft des Reiches Gottes. Je mehr die schweren, groben Arbeitslasten von den Schultern der armen Volksmasse abgewälzt werden auf die Schultern eiserner Heloten, dienender Maschinen, je mehr das Menschenkind Ferien bekommt von dem betäubenden Frohn, desto schneller geht es mit dem Denken und mit dem Irren der großen Masse, desto rascher entfaltet sich die Kultur, entwickelt sich die Macht der Finsterniß und vollendet sich dann auch der Sieg des Lichtes. Dem Reiche Gottes muß endlich Alles dienstbar und geheiligt werden. Die erlösete Menschheit aber soll den ewigen Sabbath feiern zur Ehre des Herrn in einem gedankenreichen, freien, segensvollen Leben christlicher Bildung, welches voraussetzt, daß alle Kreaturen ihr unterthan gemacht werden und daß sie herrschen lernen in dem Herrn über die ganze Erde.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 14. September.

N^o 74.

Ein Überblick des kirchlichen und religiösen Zustandes von London nach der Schrift:

The State of the Metropolis considered, in a Letter to the Rt. Rev. the Lord Bishop of London. By Baptist Wriothsley Noel, Minister of St. John's Chapel, Bedford Row. Third Edition, enlarged. 1835. (Erwägung des Zustandes der Hauptstadt, in einem Schreiben an den Lord-Bischof von London.)

Obige kleine Schrift, obwohl schon vor etwas über einem Jahre erschienen, gibt uns einen höchst merkwürdigen und lehrreichen Überblick des gegenwärtigen Zustandes der ungeheuren Britischen Hauptstadt, die neben einer großen Masse von Verderben doch zugleich eine Menge christlicher Anstalten und ein thätiges Zusammenwirken von Christen aller Partheien zur Förderung des Reiches Gottes in ihrer Mitte faßt, wie es wohl selten bis jetzt in der Kirchengeschichte hervorgetreten ist. Der Zweck dieses öffentlichen Sendschreibens ist, den Bischof von London und das christliche Publikum überhaupt auf die ungeheure Menschenmenge aufmerksam zu machen, welche noch immer ohne alle Berührung mit Gott und seinem Worte in der Mitte einer großen christlichen Hauptstadt lebt. Der Verfasser ist ein höchst geachteter Geistlicher der Englischen Kirche aus der Zahl der sogenannten Evangelical, von vornehmer Familie, Bruder des Lord Barham. Welche Früchte diese und ähnliche Worte des Ernstes und der Liebe dort bereits getragen haben, davon wird am Ende dieses Aufsatzes aus der neuesten Zeit Einiges mitgetheilt werden. Möchten doch von vorn herein recht viele unserer Leser diese Zeilen mit dem praktischen vergleichenden Blick auf ihre Umgebungen lesen, der leider noch so selten bei uns ist!

Das Erste, worauf diese Schrift die Aufmerksamkeit lenkt, ist der große Mangel an Raum in den Kirchen und Kapellen von London. Hier müssen wir, zum Verständniß des Folgenden, gleich eine Verschiedenheit der Ansicht bemerken machen zwischen dem Verf. unserer kleinen Schrift und vielen unserer selbst ernst gefürten Geistlichen und Laien. Man hält es in England unter entschieden Christen nicht für hinreichend, daß man einmal am Sonntage, Vor- oder Nachmittag, die Kirche besuche, und übrigens an diesem Tage sonst seinem Belieben nach lebe, sondern man hält ihn ganz und gar für einen Tag des Herrn, der von früh bis spät zu seinem Dienste vorzugsweise ausgesondert und bestimmt sey; und nur durch Werke der Noth und der Liebe glaubt man sich dispensirt von dem zwiefachen Besuche der Gotteshäuser, nicht aber durch Spaziergänge, Mittagsmahlzeiten oder Zerstreungen anderer Art. — Nun war nach der Volkszählung von 1831 die Bevölkerung von London 1,517,941 (1811 betrug sie 1,016,014); auf die

City innerhalb ihrer Wälle kamen 57,800, und für diese ist hinreichend gesorgt. Für die nach Abzug dieser Zahl übrig bleibenden Einwohner gab es im Jahre 1815 in den Pfarrkirchen 110,000 Kirchenstühle, und in Kapellen außerdem noch 30,000; so daß also in den gottesdienstlichen Gebäuden der herrschenden Kirche sich 140,000 Stühle befanden. Seit jener Zeit (1815) sind aber — eine erstaunenswürdige Zahl — 64 neue Kirchen erbaut; jede im Durchschnitt zu 1,800 Stühlen berechnet, gibt es also seitdem 108,000 Kirchenstühle mehr. Hierzu kommen nun die Plätze in den Kapellen der Dissenters. Im Jahre 1827 war die Zahl dieser Kapellen im Ganzen 200, darunter 66 den Independents, 36 den Wesley'schen Methodisten, 32 den Baptisten, 30 den Calvinistischen Methodisten, 16 den Presbyterianern, 14 den Katholiken und 6 den Quäkern gehörig. Von diesen (die oft die gewöhnliche Größe unserer Kirchen, besonders in der Menge der Plätze, bei weitem übersteigen) zieht unser Verf. acht Unitarische und die vierzehn Katholischen ab, und läßt die in den Quäker-Kapellen vorgetragene Lehre im Ganzen für evangelisch gelten, und so erhält er 178 evangelische Gotteshäuser der Dissenters. In diesen Kapellen nimmt er die Durchschnittszahl der Stühle auf 800 an, und somit ergeben sich zu jener Zahl in den kirchlichen Gotteshäusern noch 142,400 Stühle. Die Totalsumme aller, die bei jedem evangelischen Gottesdienste also in der Hauptstadt Englands anwesend seyn können, beträgt 390,400. Der Verf. geht nun weiter und bringt durch eine Berechnung, in deren Detail wir ihm hier nicht folgen können, die Zahl der wirklichen Kirchgänger heraus. Danach ergibt sich, daß dem Gottesdienst der herrschenden Kirche sonntäglich etwa 250,000 Personen, der Dissenters aber 106,000 Personen beizohnen, an dem evangelischen Gottesdienste also sonntäglich etwa 356,000 Personen (über ein Fünftel der Bevölkerung) Theil nehmen — wobei ausdrücklich der zweimalige und der einmalige Besuch des Sonntags unterschieden und mit in Anschlag gebracht worden ist. Nach einer genauen Berechnung ist in England ermittelt worden, daß drei Achtel aller die Kirche besuchenden Familien unvermeidliche Abhaltungen haben. Diese drei Achtel hinzugerechnet ergibt sich dann die Summe von 570,000 Kirchengängern. Dazu kommen noch gelegentliche Kirchgänger, berechnet auf etwa 300,000; somit etwa 870,000 evangelische Kirchenbesucher. Durch eine genaue Berechnung ermittelt dann der Verf. noch für Katholiken und Unitarier etwa 75,000. So ergeben sich denn höchstens 945,000 Einwohner, die den christlichen Gottesdienst entweder regelmäßig oder unregelmäßig besuchen, und über 500,000, also etwa ein Drittel der Bevölkerung von London, welche außer aller Verbindung mit Kirche und Gottesdienst leben. *)

*) Wie ohne allen Vergleich trauriger sich das Resultat einer Be-

bei hat der Verf., um sich durchaus keiner Übertreibung der Übelstände schuldig zu machen, alle Zahlen auf der guten Seite immer in zweifelhaften Fällen eher zu hoch als zu niedrig angenommen.

Er wirft sodann die Frage auf: Was thut dieses Drittel ganz außerhalb der christlichen Kirche lebender Personen am Tage des Heren? Und er schildert nun in sechs auf einander folgenden Abschnitten den Umfang 1. der Sonntagsentheiligung durch rauschende weltliche Vergnügungen; 2. des Branntweintrinkens; 3. der Bettellei; 4. des Spiels; 5. der Unzucht und 6. der Dieberei — d. h. insofern eine bedeutende Anzahl aus jenen Lastern eine herrschende Lebensgewohnheit, ein Gewerbe gemacht hat. Wie genau die christliche menschenfreundliche Thätigkeit dem Sittenverderben in dieser Hinsicht nachgeforscht hat! man hat berechnet, daß vierzehn der bedeutendsten Branntweinsläden täglich von 38,400 Personen durchschnittlich besucht werden. Im Jahre 1815 gab es in London drei und vierzig Spielhäuser oder sogenannte Hölle; sie verwahren sich gegen die andringende Polizei zuweilen durch drei auf einander folgende stark verriegelte eiserne Thüren. In derselben Zeit rechnete man die Anzahl öffentlicher Weiber auf 50,000, die Zahl der förmlich gewerbetreibenden Diebe auf 30,000, seitdem soll aber die Zahl beider bedeutend zugenommen haben; man berechnet jetzt, daß 12,000 Kinder zur Dieberei förmlich erzogen und angelernet werden.

Was soll nun für diese ungeheure Bevölkerung ruchloser Menschen geschehen? fragt der Verf. „Ich darf Ew. Herrlichkeit wohl nicht daran erinnern,“ sagt er, „daß die Geistlichkeit der herrschenden Kirche grade dazu besoldet wird und bestimmt ist, damit kein Theil der Bevölkerung des Landes ohne geistliche Hilfe und Belehrung sey. Die Pfarrer zu St. Leonard, St. Lucas und St. Pancraz z. B. sind nicht bloß die geistlichen Hirten der 2,000 Menschen, welche sich in ihren respectiven Kirchen versammeln mögen, sondern der 68,000, der 46,000 und der 103,000, welche ihre resp. Kirchspiele bewohnen. Sind ihnen Dreien nun so viel Seelen anvertraut, als vollkommen zwei und siebenzig Geistliche beschäftigen könnten, so sind sie zwar nicht dafür verantwortlich, die Arbeit dieser zwei und siebenzig selbst zu thun, aber doch, so viel als irgend möglich, für sie zu sorgen. Tragen alle Bewohner des Kirchspiels zu ihrer Erhaltung bei, so haben sie auch alle ein Recht auf ihr Pfarramt. . . . Ew. Herrlichkeit selbst haben schon viel gethan, was Ihnen die Hochachtung der christlich gesinnten Glieder unserer Hauptstadt sichern muß. Durch Ihre Auctorität haben Sie, ohne Scheu vor dem thörichten Spotte gottloser Menschen, welchem Sie sich dadurch aussetzten, der anstößigen Nachahmung heiliger Handlungen auf dem Theater einen Stoß gegeben; haben gleichfalls dem Gelächter der Welt zum Trost die Heiligung des Sonntags gefördert; eifrig der Einführung der kleine-Kinder-Schulen sich angenommen, während Andere gleichgültig oder dagegen eingenommen waren; eine Erweiterung und Kräftigung des Parochial-Schulsystems veranlaßt, während Manche höchst unweife die Zahl der Unterrichtsgegenstände so klein wie möglich machen

rechnung in Berlin stellen würde, ergibt sich jedem Beobachter des Kirchenbesuches bei uns von selbst.

wollten; und Ihre Sanction den Mäßigkeitsgesellschaften ertheilt, während Andere sie lächerlich machten oder gradezu angriffen in unwissender Rohheit.“ Nach einigen sehr in's Detail gehenden Vorschlägen fährt der Verf. dann fort: „Doch alle andere Maaßregeln zur Heilung dieser Schäden sind nur kräftig durch das Evangelium, das allein „eine Kraft Gottes, selig zu machen, die daran glauben,“ ist. . . . Das erste Mittel, es weiter zu verbreiten, dürfte die Vermehrung unserer kirchlichen Gottesdienste seyn. Statt zwei oder drei sollten vier bis sechs jeden Sonntag statt finden, so daß zwei bis drei verschiedene Versammlungen jeden Sonntag zweimal die Kirche besuchen könnten. Durch eine Abkürzung der Liturgie, bloß vermöge des Weglassens von Wiederholungen, könnte jeder Gottesdienst auf die Zeit von 1½ Stunden abgekürzt werden; so könnte der erste Gottesdienst um 7, der zweite um 9, der dritte um 11, der vierte um 1½ Uhr, der fünfte um 4 und der sechste um 6½ oder 7 Uhr beginnen. Für die Curates (Hülfsprediger), welche diese Gottesdienste zu leiten hätten, könnte ein Gehalt aus der für diese resp. Gottesdienste besonders zu zahlenden Kirchenst.-Miethe ermittelt werden.“ Ein zweiter Vorschlag des Verf. zielt dann auf eine Verkleinerung der großen Kirchspiele; er verlangt, daß man auf das Ziel wenigstens hinsteuern solle, keinen Pfarrer über mehr als 5,000 Seelen zu setzen; sobald 1,400 Personen in einem Kirchspiel keinen Platz in der Kirche fänden, solle der Wunsch der Majorität sie berechtigen, ein neues Kirchspiel zu bilden. Sollten die Hindernisse hiebei vor der Hand noch zu groß seyn, so müßten vor der Hand innerhalb der Kirchspiele die Zahl der Kapellen vermehrt werden. Stehen auch diesem pekuniäre oder andere Hindernisse entgegen, so sollte der Bischof andere anständige passende Gebäude für einen vorläufig daselbst zu haltenden Gottesdienst förmlich einrichten und bestimmen lassen. Wenn ein jeder Pfarrer, in dessen Parochie mehr als 10,000 Einwohner sich befinden, einen Hülfsprediger sich hielte, welcher die Bestimmung hätte, an vier bis fünf Abenden der Woche, außer dem Sonntage, die heilige Schrift auszulegen, so könnte er an solchen Orten alle vierzehn Tage an 1 — 2,000 verschiedenen Personen in dem Kirchspiel predigen; und damit würde diese seine Missionsarbeit nicht zu Ende seyn; durch den Eifer des Pfarrers ange-regt, würden in der Parochie sich fromme Laien willig finden lassen, noch einen bis zwei Hülfsprediger mehr zu diesem Zwecke zu halten, durch deren Thätigkeit dann das Evangelium den meisten Pfarrkindern wirklich nahegebracht werden könnte. Dazu müßte aber noch die kirchliche Thätigkeit von Laien hinzukommen. Wenn in den ungeheuren Kirchspielen der Hauptstadt in jedem 50 Sonntagschullehrer und 150 Glieder einer Bezirks-Besuchsgesellschaft an ihren Geistlichen sich angeschlossen, dann würde dem Verderben in großem Maaße gesteuert werden. Die geringen Geistesfähigkeiten solcher Besucher sollten dabei nicht in Anschlag gebracht werden; denn man versagt doch einem vor Hunger sterbenden Menschen nicht darum ein Stück Brodt, weil man ihm keinen Wildbraten reichen kann, oder man überläßt doch einen verwundeten Soldaten darum noch nicht den Händen des Feindes, weil der Regimentsarzt zu sehr beschäf-

tigt ist, um ihn gehörig verbinden und wegbringen zu lassen. Der Verf. empfiehlt dann nach dem Muster der Methodististen auch das Predigen auf Plätzen unter freiem Himmel, und beruft sich darauf, daß der Bischof von London selbst den Eifer der Methodististen seiner Geistlichkeit zur Anerkennung und zum Muster aufgestellt habe. Aus dem Verhör der Commission des Unterhauses zur Untersuchung der Beobachtung des Sonntags wird dann die officiële Aussage eines Polizeibeamten wörtlich angeführt. „Welcher Ursach schreiben Sie die bessere Beobachtung des Sonntags zu? — Ich weiß keine andere, als daß eine Anzahl Leute neuerlich, was wir nennen „„Methodisten,““ geworden sind. Auf dem Smithfield-Markt und an anderen Orten predigen viele Männer, die meines Erachtens viel Gutes gestiftet haben; viele ganz verworfene Menschen, das weiß ich, sind dadurch sehr ordentliche, gesetzte Leute geworden. — Wer predigt dort gewöhnlich? — Herr Smith (ein bekannter Straßenprediger aus den Dissenters), meine ich, machte damit den Anfang; nach ihm kam einer Namens Crawley, früher ein Schlächter auf dem Newgate-Markt, der ein höchst ordentlicher Mann ist. — Und sonst noch Andere? — Ja, aber ich kenne sie nicht namentlich. — Haben sie viel Zuhörer? — Sehr viel. — Und betragen sich die Leute anständig und geziemend? — Ja. — Haben Sie wahrgenommen, daß an Leuten, welche diesen Predigten beiwohnten, sich ein wohlthätiger sittlicher Erfolg spüren ließ? — Ja, ganz entschieden. — Sind Sie persönlich mit solchen bekannt, bei welchen sich dergleichen Früchte wahrnehmen ließen? — Ja, ich kenne mehrere. — Und Sie glauben bemerkt zu haben, daß das Anhören solcher Predigten diese Erfolge gehabt hat? — Ja. — Steht es nicht mit Ihrer Dienst-Instruktion in Widerspruch, dergleichen Versammlungen auf den Straßen der Stadt zu dulden? — Wenn sie den Weg nicht versperrten und sich ruhig verhalten, dann stören wir sie nicht. — Es ist wohl besonders die niedrigste Klasse, die solchen Versammlungen beiwohnt? — Ja wohl. — Hat wohl nach Ihrer Ansicht die Theilnahme an solchen Versammlungen Viele von dem Besuche öffentlicher Häuser am Sonntage abgezogen? — Ja, das weiß ich gewiß, ich rede aus eigener Kenntniß, und könnte viele Beispiele nennen.“ Ein anderes Zeugniß eines Freundes des Verf. wird ausführlich in einer Note angeführt; wir heben folgende interessante Data aus: „Während der Sommer der Jahre 1831, 32 und 34, besonders aber in diesem Jahre (1835), habe ich, durch die Christian Instruction Society veranlaßt, an verschiedenen Stellen in London im Freien gepredigt; und ich muß meine geringe Stimme entschieden zu Gunsten dieser höchst nothwendigen und natürlichen Weise der Predigt an eine fließende Menge einer ganz irreligiösen Bevölkerung abgeben. Die Zahl der Zuhörer bei den Gottesdiensten im Freien, denen ich beiwohnte oder die ich leitete, war sehr verschieden nach Maassgabe der Zeit, des Orts und des Wetters. In der Farringdon-Straße habe ich Sonntags Morgens um 7 Uhr am Eingang zu dem Marktplatz gepredigt, und hatte 2 — 400 Zuhörer. In White Conduit Fields wird von der Gesellschaft gewöhnlich ein Zelt aufgeschlagen, was einige hundert Menschen fassen kann; meistens war aber die Ver-

sammlung dort nicht so zahlreich, und ausgewählter nach dem Äußeren zu urtheilen; dies kann vielleicht daher rühren, daß die getroffene Einrichtung auch manche unserer Gemeindeglieder dort hin lockt, und manche Vorübergehende abschreckt, die sich nicht gern bei dem Eintreten und Niedersitzen wollen beobachten lassen. Hier mochten immer 100 — 250 anwesend seyn. In Islington Green habe ich, so oft ich im Sommer dort predigte, eine immer wachsende Zahl von Zuhörern getroffen. Die Gottesdienste fanden an den Sonntag-Nachmittagen statt, um 3½ Uhr; die letzten Male konnten wohl nicht weniger als 500 zugegen seyn. Es war darunter wohl ein Kern ernstgesinnter Kirchenbesucher; dies sehe ich aber als einen Vortheil an, weil dadurch die Zahl und das gute Aussehen vermehrt wird, und dadurch auch die Herumtreiber am Sonntage herankommen, die „„ein Zeichen suchen,““ ehe sie sich umwenden und folgen; auch werden dadurch manche kleine Unterbrechungen und Störungen verhütet, die sich rohere Menschen in der Gegenwart anständiger Leute nicht so leicht erlauben. Die Flüchtigkeit und das Ab- und Zusitzen habe ich in diesen Versammlungen im Allgemeinen nicht so groß gefunden. Es ist wahr, einige Vorübergehende stehen oft kaum eine Minute still, und gehen dann gleichgültig ihres Weges; sie warten nicht einmal so lange, daß es sie anziehen könnte, wenn der Prediger nicht zufällig in dem Augenblicke grade etwas sagt, was ihre Aufmerksamkeit anzieht; bei denen aber, die wenigstens einige Minuten stehen bleiben, habe ich bemerkt, daß meistens nur sehr wenige den Ort vor dem Schluß des Gottesdienstes verlassen. Wenn ich nach meiner Erfahrung etwa das Verhältniß solcher Ab- und Zutretenden auf funfzig unter fünfhundert annehme, so ist das schon zu viel.“

„Im Allgemeinen ist das Betragen in solchen Versammlungen höchst befriedigend. Es gibt freilich Ausnahmen, besonders da, wo sie zum ersten Male gehalten werden; ich habe aber keine solche Ausnahme erlebt, und kann also auch nichts darüber sagen. Ich habe nie eine Unterbrechung, die des Namens werth wäre, erfahren; hätte ich es aber auch, so würde mich das nur als ein gutes Zeichen bekräftigen haben. Die einknirschige Aufforderung zur Bekehrung und zum Glauben an unseren Herrn Jesum Christum, auf schriftmäßige Weise vorgetragen, hat überall aufmerksame Zuhörer gefunden, und oft habe ich eine große Veränderung im Äußeren und Zeichen tiefer Bewegung wahrgenommen, selbst bei solchen, die ohne allen Voratz, ganz zufällig herantraten, und die durch ihren Leichtsinns noch kurz zuvor eine gänzliche Verachtung dessen an den Tag gelegt hatten, in das sie jetzt gleichsam der ungesehene Strudel der göttlichen Regierung hineinzog. In der Farringdon-Straße erquickte und beehrte mich oft eine Versammlung, deren größere Hälfte offenbar aus der allerniedrigsten Klasse der Gesellschaft war. Bleich, scheußlich, zerlumpt, krank, liederlich, verwildert und immer zu rohem Spott geneigt, schienen sie mir recht eigentlich zu den Zuhörern zu gehören, wie sie unser Herr, als der Heiland der Sünder, liebt; und doch muß ich hinzufügen, ihre Aufnahme meiner Botschaft war gemeinlich von der Art, daß mein Herz Zuversicht gewann, und alle solche feige Zweifel

fahren ließ, wie sie die Bemerkungen der schalen Pharisäer in mir erzeugten, welche man sowohl in der Presbyterianischen und Episcopal-, als in einer Dissentergemeinde findet. Ja, ich füge noch hinzu, ob ich gleich sehr wohl das Vergnügen kenne, vor einer gebildeten Versammlung zu reden; ob ich gleich in meinem Vaterlande alle die eigenthümlichen Vortheile einer Landeskirche gekostet habe, und noch jetzt mich der Anhänglichkeit einer liebenden Gemeinde erfreue: so ist es mir oft so gewesen, hätte ich dahin einen Weg gebahnt gesehen, ich hätte jenes alles verlassen mögen um der reinen, nüchternen, geistlichen, demüthigenden, selbstverläugnenden, Christo gleichförmig machenden Freude willen, den großen Haufen solcher Elenden anzureden, welche der Stolz der Menschen ausstößt, und die Liebe der Kirche noch nicht suchen und aufnehmen mag, für welche der Dissenters nicht sorgen können, die Kirche nicht sorgt, und der Staat nicht sorgen will."

Diesen Vorschlägen, wie man der vernachlässigten Masse des Volkes christliche Unterweisung zuwenden könne, fügt nun der Verf. Proben derjenigen Unterweisung bei, welche sie, in Ermangelung der christlichen, wirklich empfangen. „Ich habe gerade eine Nummer von einem jeden der sechs gelesensten ungestempelten Tagesblätter vor mir, die unter den Sabbathschändern und Branntweinsäufern der Hauptstadt weit und breit circuliren. Drei Vesselen, der „Politische Selbst“, die „Krisis“ und der „Schützer der Armen“, erscheinen am Sonntagabend; die drei anderen, der „Ritterhandschuh“, der „Reformer“ und der „Mensch“ am Sonntag. Alle daher sind Stellvertreter der christlichen Sonntags-Unterweisung bei ihren Lesern.

Zu den schändlichen Lehren dieser Tagesblätter kommen noch öffentliche Reden und Vorlesungen hinzu. Ein gewisser Owen hielt dergleichen, und stiftete eine förmliche antichristliche Missionsgesellschaft, die sechs Prediger, dreitausend Traktate und einen Fond zur Fortsetzung ihrer Bemühungen hatte.

Zum Schlusse begreift der Verf. alles Gesagte noch einmal zusammen: „Wenn Sie im Parlamente eine Bill durchsetzen, wodurch die Theilung der Kirchspiele erleichtert würde, und dann das Volk ermahnten, nachdrücklich danach zu handeln; wenn Sie bewirkten, daß die Hindernisse, welche dem Bau der Kapellen entgegenstehen, weggeräumt würden, und die Laien ermunterten, mit oder ohne Beihülfe des Parlaments, zu bauen, dann würden Sie eine solche Vermehrung der Kirchen bewirken, daß auf dem besten Wege unberechenbar viel Gutes könnte gestiftet werden. Wenn Sie Ihre Geistlichkeit auffordern, ihre Pflicht zu thun, und Hülfsprediger anzustellen, die in den Häusern Gottesdienst halten, und hiezu in allen Theilen ausdrücklich die Erlaubniß ertheilen, dann würden viele Tausende mehr als jetzt christliche Unterweisung empfangen können. Hilft dies dem Übel nicht gänglich ab, dann mag noch etwas Anderes versucht werden; Sie mögen dann aus der Mitte der Landeskirche neue Whitfield's oder Hill's erwecken, und den herrlichen Erfolg ihrer Bemühungen in unseren Tagen sich erneuern sehen. Und sollten Sie in der Kirche keine finden

können (was ich nicht erwarte, und was mich betrifft, biete ich mich selbst an, um auf Erw. Herrlichkeit Befehl den Anfang zu machen): dann kennt die Noth kein Gesetz; „Christus muß den Sündern, die ohne ihn verloren gehen, gepredigt werden.“ Vor dieser Nothwendigkeit weichen alle noch so ehrwürdigen Formen, alle noch so heilsamen Regeln; und ich wage es in diesem Falle Erw. Herrlichkeit zu bitten, daß sie methodistische oder congregationale Prediger unter das Volk senden oder andere fromme Leute, die mit Gottes Hülfe wenigstens einige Seelen retten.“

Diese und ähnliche Stimmen sind in Großbritannien in der neuesten Zeit von mächtiger Wirkung gewesen. Vor einigen Monaten theilten wir als eine Frucht dieser Bemühungen die Bildung der Gesellschaft zur Unterstützung der kirchlichen Pastoralthätigkeit mit. Die Subscriptionen für dieselbe sind schon jetzt, in ihrem ersten Jahre, bedeutend; und der Bischof von London beabsichtigt mit Hülfe derselben und anderen Geldunterstützungen in der nächsten Zeit nicht weniger als vierzig neue Kirchen in London und dessen nächster Umgegend zu gründen. Er selbst hat sich an die Spitze der Unterzeichnung mit einem Beitrage von 2,000 Pf. St. (14,000 Thlr.) und der Erzbischof von Canterbury mit 1,000 Pf. gestellt. Überhaupt aber ist in England, noch viel mehr aber in Schottland eine Umgestaltung der ganzen inneren Stellung der Kirche im Werke, die eben so merkwürdig als höchst erfreulich ist. In beiden Ländern, sogar auch in dem presbyterianischen Schottland, sah die Landeskirche thatsächlich sich früher immer vorzugsweise als die Heilanstalt für den gebildeteren und vornehmeren Theil der Nation an. Die Moderate, die früher in der Kirche von Schottland regierten, noch viel mehr aber die High-Churchmen in England, waren kalte todte Formen-Menschen, welche ihre Predigten „über die Köpfe weg“ — wie man im Englischen sagt — zu halten pflegten; die Dissenters dagegen bemächtigten sich des Einflusses auf die mittleren und niederen Klassen. Durch den Lebensgeist aber, der in beiden Kirchengemeinschaften jetzt ausgegossen ist, hat sich die Sache umgekehrt. Das, was eine Landeskirche vor den Sekten auszeichnet, was sie zum allgemeinen Landesbedürfnisse macht, ist nach dem Eingeständnisse der Vertheidiger derselben grade, daß sie alle Einwohner des Landes, auch die ärmsten, elendesten und vernachlässigsten, umfaßt. Das kann keine Sekte, bei der immer der Grundsatz herrscht, daß die Geistlichen ganz von den Gemeinden abhängen und von ihrer Besoldung leben, zu der daher nur Leute gehören, die wenigstens einiges Vermögen oder regelmäßiges Einkommen besitzen. Indem nun die beiden Landeskirchen sich der Geringssten unter des Herrn Brüdern wieder annehmen, segnet sie der Herr reichlicher als zuvor, sie bekommen an vielen Orten eine geistige Übermacht über die Dissenters, und ohne fleischliche Waffen, ohne Zwangsgesetze, ohne Unterdrückungsmaßregeln gegen Separatisten, überwinden sie ihre Gegner durch die Macht der Liebe. Gewiß ein Gang der Ereignisse, den zu dem Merkwürdigsten und Lehrreichsten der neuesten Kirchengeschichte gehört.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 17. September.

N^o 75.

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark.

(Fortsetzung.)

(E. Ev. K. Z. 1835 Nr. 33.)

Was den Gläubigen durch die Wiederanstellung Grundtvig's geworden war, konnten sie gerade in dieser Zeit um so weniger verkennen, da eben wieder ein Religionsprozeß vor den Schranken schwebte, der fast nur eine Wiederholung derselben Erscheinung war, als da Grundtvig den Prof. Clausen nicht vor weltliche Schranken, sondern vor den „Richterstuhl der allgemeinen christlichen Kirche“ zur Verantwortung forderte. Daß überhaupt in einer solchen Zwischenperiode, wie die unsrige ist, und wie namentlich die hier geschilderte im Kirchenstaate Dänemarks war, viele gährende Kräfte zum Vorschein kommen müssen, daß namentlich die Jünglinge, die den Kampf selten auf dem Gebiete des Herzens schauen, und daher den äußeren wider des Glaubens Feinde auch nicht zu würdigen wissen, sich in Liebe oder Haß angezogen oder abgestoßen fühlen, ohne daß sie sich noch Rechenschaft geben können warum, daß vielen die anscheinende Strenge und Härte der Worte der Vertheidiger des Christenthums einen willkommenen Vorwand bieten, hinter sich zu gehen mit dem Ausrufe: „Das ist eine harte Rede, wer mag sie hören!“ — dies alles liegt in der Natur der Sache und wiederholt sich bei einer jeden solchen Krisis, worin das Christenthum wiederum mit Macht sich Bahn brechen muß. Obgleich aber solche Erscheinungen meistens nur begleitender Natur sind, so concentriren sie sich doch manchmal und nehmen einen gewissen Charakter an. Dies letztere war hier der Fall. Schon längst hatte die Deutsche Philosophie in Dänemark Eingang gefunden, und bildete für manche Jünglinge den Übergangspunkt, von wo aus sie wenigstens theilweise die Bedeutung des Christenthums und des Glaubens ahnen lernten; wie denn gewiß die bloße geschärfte Anregung des Denkens, geschweige denn die geordnete Fortbewegung desselben schon vollkommen geeignet ist, den Nationalismus in seiner Blöße und Lämmerlichkeit darzustellen. Aber das Denken allein, obgleich es ein Hebel seyn mag, die Bedeutung der Probleme zu erkennen, die der Glaube längst gelöst hat, kann doch für sich uns diese Lösung weder wünschenswerth noch plausibel machen; so lange der Mensch in diesem Kreise sich fortbewegt, und den Glaubensanker, der in der Lehre vom Mittler und Heilande der Sünder gegeben ist, nicht ergreift, kann er unmöglich zur Klarheit kommen, sondern versucht vielmehr auf eigene Hand den Glauben zu construiren, in diesen und jenen Provinzen des Denkens nach dem Hausbedarf des Denkens, das ja darum leicht in die höchsten spekulativen Formen gekleidet werden kann,

sich selbst einzurichten, und von da aus den Glaubensstoff zu mustern, nach Belieben auszuschneiden, einzufügen, umzubilden, diese und jene Version der Lehre zu geben, je nachdem das trügliche Herz es ihm einflüstert. Es entsteht ein Nationalismus höherer Art, aber offenbar um so gefährlicher, je mehr er mit den hohlen Formen spielt, und das Leben in seiner Tiefe zu ergreifen gar nicht bemüht ist. Nur Wenigen, die auf dem philosophischen Standpunkte bleiben, ist es bei einer solchen Krise gegeben, sich mit Innigkeit an den Glauben anzuschließen, und mit dem Durchgangspunkt des Glaubens und Wissens, den sie mehr ahnen als schauen, sich zufrieden zu stellen; diese Wenigen sind die Herzensmenschen, denen das geistliche Bedürfnis in ihrem Innern noch immer über der bloß scheinbaren Befriedigung steht, obgleich sie als Philosophen freilich das Ganze spekulativ umfassen möchten. Zu den letzteren gehörte der Prof. Sibbern, der noch jetzt die Philosophie an der Universität Kopenhagen vorträgt, ein Mann, den der Verfasser dieses als einen tieferen Denker zu nennen sich nicht scheut, obgleich zu einer klaren und scharfen systematischen Begrenzung zu kommen ihm noch nicht gelungen ist, und er immer, auf der spekulativen Schwebel bleibend, am wenigsten die Bedeutung des christlichen Kampfes zu würdigen im Stande ist. Sibbern's religiöse Philosophie war gewiß geeignet, einen Anfassungspunkt für das Christenthum zu bieten; daß aber so Wenige im Ganzen dennoch diesen ergriffen haben, ist ein neuer Beleg zu der unwidersprechlichen Wahrheit, daß zuerst der Widerstand des Herzens besiegt seyn müsse, ehe der Geist Gottes seine Züge darein schreiben kann. In der Sibbern'schen Schule redete man zwar viel vom Christenthume und von christlichen Dingen, aber zu einem lauten, herzlichen Bekenntnisse kam es nicht: die durch ihn gegebene Richtung lief parallel mit der christlichen und berührte sie nicht.

In einer ganz anderen Richtung war der Prediger Bisby begriffen, von dem wir hier zunächst reden werden, weil er durch seine unklare und ärgerliche Rede vom Christenthume die nächste Veranlassung zu dem oben bezeichneten Religionsprozeß gab. Früher durch einen Schüler Daub's, den Prediger Nothe in Kopenhagen, gebildet, hatte er einen naturphilosophischen Grundgeschmack angenommen, der später, mit den Brocken des Nationalismus zerlegt, ein barockes Gemisch bildete. In diesem Geiste die Hauptlehren des Christenthums als Problem hinstellend, deren Lösung weit höher und tiefer liege, als der Wortverstand oder das Bekenntniß des Glaubens, predigte er seit einigen Jahren von derselben Kanzel, wo Grundtvig die Worte des Lebens einer horchenden Menge verkündigt hatte. Groß Gerücht ging von seiner praktischen Wirksamkeit, und

Mynster lobte ihn als einen eifrigen und verdienten Geistlichen, weil er eine Hülfskaffe für die entlassenen Sträflinge durch freiwillige Beiträge gegründet hatte, welches ja in der That ein lobenswerthes Werk war, wenn der Geist des Herrn den Prediger im Worte wie im Werke getrieben hätte. Von seiner Amtswirksamkeit sollte ferner ein Wochenblatt „für praktisches Christenthum“ zeugen, welches er herausgab und worin er seine so eben gehaltenen Predigten aufnahm. Auch über die „herrschende Geringschätzung der kirchlichen Cerimonien“ hatte er sich in Schrift geäußert, aber es waren seine Bemerkungen fast nur auf der Oberfläche geschöpft, was auch nicht anders seyn konnte, da er vom inneren Leben des Glaubens keine Ahnung hatte. Über Weniges überhaupt hatte Bisby sich orientirt, aber über nichts weniger, als über den Glauben, den er predigen sollte. Dies zeigte er unwiderleglich in einer Predigt am ersten Osterfeste 1831, worin er den Christen erzählt, er wolle nicht von der Unsterblichkeit der Seele sprechen, wozu der Text (die evangelische Perikope) eigentlich Veranlassung gebe, denn diese Hoffnung müsse bei allen Christen lebendig seyn (durch den Grund nämlich, worauf sie ruhet, was Bisby hinzuzusetzen vergaß); er wolle aber davon reden: inwiefern es eine ewige Verdammniß gebe. Wundert man sich schon über ein solches Oster-Thema, so wird man sich noch mehr wundern über die Art und Weise, wie Bisby diese Frage beantwortete. In dem ersten Theile lehrt er ausdrücklich: „Ja, es gibt eine ewige Verdammniß: denn die Erinnerung der bösen Thaten kann nie vertilgt, das Verlorene nie vollkommen eingeholt werden. Die Folgen der Sünde werden in alle Ewigkeit bleiben; es ist nur Menschenwahn, wenn man meint, sie können aufgehoben werden: so lange wir nur irgend seyn werden, werden die Folgen unserer Fehltritte sich spüren lassen. Selbst die Schwachheitsünden werden uns schwer auf's Herz fallen, denn wir hätten sie vielleicht vermeiden können; aber das mit Vorsatz geübte Böse wird uns mit unauslöschlichem Feuer brennen, und die Verdammniß, womit unser Gewissen uns verdammt, wird selbst die Ewigkeit nicht zum Schweigen bringen.“ Man sollte meinen, der Prediger habe nur mit grellen Farben den trostlosen Zustand, das bodenlose Elend des natürlichen Menschen zeichnen wollen, der von einer Versöhnung mit Gott durch Christum nichts weiß — allein von dieser weiß Bisby auch nichts, sondern ruft sie laut für einen Menschenwahn aus, und läßt seine Zuhörer, sofern sie nichts Besseres wüßten, am Rande der Verzweiflung. Und welchen Stab heut er nun den Verzweiflenden? Keinen anderen, als den Trost der falschen Propheten: Es wird kein Unglück über euch kommen, der Herr hat gesagt, es wird euch wohl gehen. „Nein,“ spricht er im zweiten Theile der Predigt, „es gibt keine ewige Verdammniß in einem Sinne, welcher eben so sehr die Vernunft als die Vorstellung des Christen von einem gerechten und liebevollen Gott empört, in dem Sinne nämlich, als ob der Zustand in jener Welt entweder vollendete Seligkeit oder vollendete Pein seyn werde, ohne irgend eine Änderung oder Besserung desselben. Denn könnte wohl der Mensch in sie-

benzig Jahren sich einer ewigen, unennbaren Verdammniß würdig machen. Wenn er durch ein ununterbrochenes heiliges Leben sich nicht die ewige Seligkeit erwerben kann, wie könnte er denn durch das Gegentheil (einen ununterbrochenen gottlosen Wandel) sich eine ewige Strafe zuziehen? Nein, selbst der Verstockteste wird Vieles zu seiner Entschuldigung vorbringen können; und es ist ein frevelhafter Glaube, von welchem die Seele mit Entsetzen sich wendet, daß es eine ewige Verdammniß gebe. Einen solchen Gott könnte der Mensch nicht lieben, ihm könnte er nicht vertrauen, selbst wenn er wüßte, daß er nur über Einen unter Tausenden ein solches Verdammungsurtheil ausspräche.“

Die Grundessenz in diesen Worten erkennt man auf einen Blick. Gott wird einerseits zu einem Automaten gemacht, der selbst mit dem besten Willen die natürlichen Strafen der Sünde nicht aufheben kann, und der, weil der Mensch es so will, positive Strafen nicht verhängen darf. Der Mensch ist nach dieser Vorstellung König des Universums, er hat das Natur- und Sittengesetz erobert, und dekretirt nach diesen, was der Gott, den er aus dem Zeige seiner Gedanken knetet, thun und lassen solle. Aber wie tief mußte eine solche Rede die Brust eines jeden wahren Christen empören! Wundern konnte es Niemanden, der überhaupt den Eifer für das Haus Gottes als eine Stütze des Heiligthums anerkennt, sondern von Herzen freuen mußte es alle Bekenner des Herrn, daß Lindberg, der grade jetzt auf der Warte stand, in einem wohlgeschriebenen Aufsatze: „Falsche Lehre in der Kirche unseres Erlösers,“ jene feuchtige Lehre beleuchtete, und mit der nöthigen Kraft der Wahrheit entwickelte, daß Bisby im ersten Theile jener Predigt die Lehre von der Versöhnung durch Christum aufgehoben, im zweiten Theile unserer Kirchenlehre von der Verdammniß und den Höllestrafen (Conf. Aug. art. XVII.) nicht nur diametral widersprochen, sondern dieselbe zu einem frevelhaften Glauben gestempelt habe. Daß Lindberg Bisby gradezu einen falschen Lehrer und einen Feind des Christenthums nannte, lag in der Natur der Sache; denn einen größeren Feind unseres gesegneten Glaubens kann es wohl nicht geben als den, der, indem er Gott selbst das Richteramt vermessentlich entreißen will, Jungen und Alten Kissen macht unter die Arme und Pfühle unter die Häupter, die Seelen zu fangen. Auch war das, was Lindberg darüber sagte, grade ein Wort zu seiner Zeit; denn so unbedeutend und von Selbstwidersprüchen voll Bisby's Rede an sich war, so war es doch eben so etwas, wodurch die Ohren gefügelt wurden: der pharisäische Moralismus bekam hier einen Halt, und die Gerechtigkeit aus dem Glauben — wie die Feinde wännen mochten — eine offene Wunde. Auch zeigte sich durch solche Predigten namentlich, welche bittere Früchte schon jetzt die Lehre des Prof. Clausen für die Kirche trug, von welchem letzteren Bisby ein entschiedener Anhänger war, während er in einem Punkte (wie Lindberg im Verlauf der Sache zeigte) die Konsequenz seines Meisters verläugnete, der gradezu lehrt: „daß die Sünde selbst nur ein werdendes, unvollständiges Gutes sey.“

Bisby nahm, wie es bei den ungläubigen Lehrern unserer Tage gewöhnlich ist, den kirchlichen Widerspruch Lindberg's, wozu dieser, wie ein jedes Mitglied aus der Gemeinde unstreitig Befugniß hatte, als ein Attentat gegen die gesammte Landesgeistlichkeit auf, und erwiderte: „Der Mag. Lindberg rechnet mich zu den Feinden des Christenthums; nun wohlau, ich will es bekennen, es gibt ein Christenthum, dessen Feind ich bin, und nimmer aufhören werde zu seyn. Das ist dasjenige Christenthum, welches an Lindberg selbst einen so lauten Vertheidiger gefunden hat, das Christenthum, welches in den letzteren Tathren so unsägliches Argerniß, das Sankt und Haber und Rotten und vielen bösen Handel herbeigeführt hat. Ich bin ein Feind des Christenthums, dessen Früchte sich in Verfolgung und Bitterkeit zeigen, ein Feind des Christenthums, welches nicht nur selbst nichts Gutes aufzuweisen hat, sondern die guten Werke Anderer Teufelswerke nennt.“ *) Obgleich das Faktum klar genug da lag, konnte dieses unumwundene Bekenntniß nicht ohne Bedeutung bleiben, wenn die Sache zwischen beiden (wie wir bald hören werden) sich zu einer Rechtsache gestaltete. So unbesonnen aber Bisby hier über die evangelische Richtung in der Staatskirche aburtheilte, als ob sie lediglich in der Erneuerung einer unfruchtbaren Orthodoxie bestehe, so unbegründet war die Insinuation, womit er schließt, daß Lindberg gute Werke (und namentlich die Bemühungen Bisby's, den entlassenen Sträflingen eine Subsistenz zu schaffen — was dieser, bei weiterer Behandlung der Sache, als den Sinn seiner Worte anerkannte) Teufelswerke genannt habe. Die Stelle, worauf er seine Beschuldigung gründete, war diese: „Wahrlich, wahrlich, wenn ihr irgend eine Liebe zur Wahrheit habt, so müßet ihr die Lüge hassen; denn diesen zwei Herren, Christo und Belial, könnt ihr nicht auf einmal dienen, noch ihnen zugleich anhangen. Dieses muß ich um derer willen in der Gemeinde sagen, welche durch das viele Geschwäg von Liebe, das der Teufel gern hören mag, verwirrt worden sind. Mögen die falschen Lehrer immerhin von ihrer großen Liebe schwagen, aber laßt sie erst so viel Liebe zur Wahrheit zeigen, daß diese sie treibet, aus der Staatskirche herauszutreten, in welcher sie nur als Lügner stehen.“ Wer sieht nicht, daß hier lediglich von Liebesgeschwäg und nicht von Liebeswerken, von einer Liebe ohne Wahrheit, und nicht von einer Liebe durch und in der Wahrheit die Rede ist?

Den verzweifelten Schritt, der offenbar falschen und sich als solche selbst richtenden Lehre durch eine Gerichtsentenz Raum zu verschaffen, that Bisby, wie früher der Professor Clausen, nun auch. Auf sein Befragen, wie er sich in der Sache (mit Rücksicht auf die Bestimmung des Preßgesetzes vom 27. September 1799, daß ein jeder Beamter verbunden sey, sich gegen solche Beschuldigungen zu vertheidigen, welche seine Amtsführung direkt angreifen) zu verhalten habe, befahl die Königl. Dänische Kanzlei ihm, Lindberg zu verklagen. Es hieß in der Dänischen Staatszeitung, welche, so viel die Ar-

tikel vom Inlande betrifft, wenigstens als halbofficielles Blatt seither betrachtet wurde: „Die Königl. Dänische Kanzlei hat unter dem 10. December (1831) dem Herrn Pastor Bisby befohlen, auf gerichtlichem Wege sich von den Beschuldigungen wider seine Rechtgläubigkeit zu reinigen, welche der Herr Mag. Lindberg in Druck wider ihn verbreitet hat.“ Lindberg führte seine Sache mit seiner gewöhnlichen dialektischen und juristischen Gewandtheit in allen Instanzen selbst; für Bisby plaidirte vor dem Oberlandesgericht, als der eigentlichen Instanz (nachdem die Sühne vor dem Friedensgericht vergeblich versucht worden war), ein Sachwalter, bei dem man zwar nicht Geschicklichkeit überhaupt, wohl aber Einsicht in das Wesen der Sache vermiste. Die einzelnen Eingaben wurden von Lindberg's Seite sogleich dem Publikum im Druck vorgelegt, was einmal, da es sich um eine hochwichtige Kirchensache handelte, keineswegs gemißbilligt werden konnte, aber auch sonst in den lügenhaften Gerüchten über ihn, die man gleich von Anfang an sich auszusprenken bemühte, seine Rechtfertigung fand.

Die Beweislast in der Hauptsache lag Lindberg ob. Ehe er aber auf die Beweisführung sich einließ, fand er es nöthig, die Schranken zu bestimmen, innerhalb welcher allein eine Sache der Art vor dem juridischen Forum Gültigkeit erlangen und entschieden werden konnte. Er zeigte also in der ersten Eingabe (vom 6. Februar 1832) und wiederholte es oft in den folgenden, daß es sich hier gar nicht von Theologie oder dogmatischer Entwicklung handle, sondern lediglich von einfachen Glaubenssätzen, über welche einem jeden verständigen Christen das Urtheil zustehe, nicht von verwickelten Fragen, sondern von Bestimmungen, die sich wie Ja und Nein verhalten, und als solche in unseren symbolischen Büchern (sowohl in dem affirmativen als negativen Theil jedes Artikels, worin von Credendis die Rede ist) festgestellt worden sind. Auf diesen Grund hin legte er von vorn herein Protest gegen jede Einmischung einer fremden Macht ein, sowohl gegen das Gutachten rechtgläubiger als ungläubiger Theologen, welche die kirchliche Sache auf jeden Fall bloß nach dem Interesse ihrer Schule beurtheilen würden. Was den Beweis selbst anlangt, so wurde es ihm ein Leichtes zu zeigen, daß Bisby in seiner Predigt, welche vorerst das Corpus delicti bildete, so von der ewigen Verdammniß gesprochen, daß sein Ja die Grundlehre des Christenthums von der Sündenvergebung durch Christum, und sein Nein dem Wesen der Kirchenlehre von der Verdammniß der Ungläubigen schnurstracks widerspreche, und daß er durch die erstere Behauptung nicht nur mit einem, sondern mit allen symbolischen Büchern nicht in irgend einer Nebensache, sondern im Hauptstücke des Evangeliums, im Widerstreit befangen sey. In der zweiten Eingabe zeigte er mit Beziehung auf die Exception Bisby's, „daß einige Lutherische Lehrer eine Besserung nach dem Tode als möglich statuiren,“ daß es zwar der evangelischen Lehrfreiheit überlassen bleibe, sich von dem Zwischenzustande zwischen dem Tode und der allgemeinen Auferstehung zum endlichen Gericht solche Vorstellungen zu bilden, die weder klaren Stellen

*) Für praktisches Christenthum, 1831, Nr. 52.

der heiligen Schrift, noch der Confessio Augustana widerstreiten, daß es aber offenbar ein ganz Anderes um jene Lehre sey, die, an die Niederkunft des Herrn zur Hölle anknüpfend, den Gnadenstand bis zu seiner Zukunft zum Gerichte beschränkt, dann aber nach der Schrift eine vollkommene Entscheidung des Schicksals eines jeden Menschen eintreten läßt, und ein Anderes, wenn man behaupte, daß diejenigen, die in ihren Sünden dahingestorben, zu einer jeden Zeit in der Ewigkeit sich bekehren, und daß die durch den Mund des Herrn selbst zur ewigen Pein Verdammten doch wieder aus dieser Pein herausgehen können. — Was aber die Ausdrücke betrifft, die Lindberg von Visby als falschem Lehrer gebraucht, so zeigte ersterer, daß diese vollkommen juridisch angemessen seyen, so wie er dagegen protestirte, daß sie wider die Persönlichkeit oder das Individuum des Klägers in irgend einer anderen Rücksicht gerichtet seyen. Endlich formirte Lindberg eine Gegenanklage gegen Visby auf den Grund der oben berührten Insinuationen und bösslichen Wortverdrehungen des letzteren.

Visby's Sache war nun auf die Spitze gestellt: er hatte Beweis gefordert, der Beweis war so klar gegeben, daß er mit viel weniger zufrieden gewesen wäre; sein Sachwalter war auf das Reale der Sache eingegangen, und das Gericht hatte gegen diese Proceßur nichts eingewendet. Es blieb ihm nichts übrig, wie ihm wenigstens scheinen mochte, als den Beweis vollständig zu läugnen, und den Mantel der Rechtgläubigkeit umzuhängen, so lange irdische Klugheit es forderte. Doch war er über die Art und Weise dieser Ausflucht in seiner Replik noch ganz unschlüssig. Einmal glaubte er, die Competenz des Gerichts in Abrede stellen zu müssen, vor welchem er doch selbst seine Sache, insofern sie die Amtswirksamkeit betraf, also unstreitig das Reale derselben anhängig gemacht hatte. Dann behauptete er, er habe nie in irgend einer Predigt die Sündenvergebung geläugnet, noch habe er, auch in der angeschuldigten Predigt, die ewige Verdammniß bestritten; mit der Affirmation dieser Lehre habe er wirklich die Kirchenlehre vor Augen, die Unbussfertigen und Gottlosen im Sinne gehabt. Ferner legte er eine, ein halbes Jahr später gehaltene Predigt vor, in welcher die Versöhnung durch Christum ausdrücklich gelehrt seyn sollte — wobei es freilich, wie Lindberg bemerkt, gewaltig auffallen mußte, daß er früher diese Lehre nie berührt, ohne welche man doch kaum einen christlichen Satz aussprechen, geschweige eine ganze christliche Predigt halten kann. Den Ausdruck willkührliche Strafen wollte er jetzt so verstanden wissen, daß er nicht identisch sey mit den positiven Strafen der Kirchenlehre, obgleich er selbst in der Predigt ausdrücklich sagt: er verstehe unter den willkührlichen Strafen solche, die Gott außer den natürlichen Folgen der Sünde auflegt. — Was Visby noch zuletzt in seiner Replik von verschiedenen autorisirten Lehrbüchern und von Schriften Dänischer

und Deutscher Schriftsteller, die die Lehre von der ewigen Verdammniß in einem milderen Lichte darstellten, endlich auch von dem Geiste des Hirtenbriefs vom Jahre 1817 *) vorbrachte, durch welchen, nach seiner Vorstellung, jeder Kirchenzaun abgebrochen seyn sollte, war um so weniger der Rede werth, da die Auctorisation eines Hirtenbriefs und eines Lehrbuchs jedenfalls eine bedingte ist, so lange die Symbole noch bei der Staatskirche in Kraft stehen, und die gelegentlichen Äußerungen einzelner Theologen zwar von dem, was in der Kirche zur Zeit sich regt, nicht aber von dem, worauf ihr kirchliches Leben von Anfang gegründet ist, zeugen können.

Doch Lindberg ließ es dabei nicht bewenden, Visby in seinen Schlupfwinkeln aufzusuchen; er benutzte seine zweite Eingabe vor's Gericht (vom 16. April 1832) zugleich dazu, aus den gedruckten Predigten Visby's den Widerspruch desselben fast gegen alle Grundlehren der Kirche in's hellste Licht zu setzen; denn Visby sollte ja seine Rechtgläubigkeit überhaupt, nicht in jenem einzelnen Punkte bloß, darthun. Zuerst verwirft Visby, wie Lindberg zeigt, die Lehre unserer Kirche von der Erbsünde und ursprünglichen Gerechtigkeit, indem er mit dünnen Worten behauptet: „Als Gott die Schöpfung vollendet hatte, fand er, daß Alles sehr gut sey, und damals war doch der Mensch nicht nur geschaffen, sondern mit der Erbsünde geschaffen. Wir müssen daher stets erinnern, daß die Erbsünde eigentlich nicht Sünde, sondern nur Anlage zur Sünde sey.“ **) Er verwirft die apostolische Grundlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, und erklärt sich unter andern mit Beziehung darauf so: „Welcher auch der Sinn von Marc. 16, 16. sey, gewiß ist es doch, daß der Herr nicht die Taufe und das Glaubensbekenntniß zu einer nothwendigen Bedingung des Eingangs in's Himmelreich gemacht habe. Indem Christus dem Schriftgelehrten auf dessen Frage: Was soll ich thun? antwortet, ohne die Unrichtigkeit dieser Frage anzudeuten, erklärt er einem Jeden, daß nicht der Glaube, sondern die Werke, und namentlich die Werke der Liebe und Barmherzigkeit, den Eingang in's Himmelreich eröffnen.“ ***) Christus ist ihm nur ein vor andern vorzüglich begünstigter Geist, welchem es so möglich ward, sich über seine Umgebungen zu erheben; übrigens, sagt Visby, war er geboren von irdischen Eltern so wie wir. †) Dieser Christus ist ihm natürlich nicht gegenwärtig im Abendmahle, so wie er überhaupt in der That ein Nichts ist, eine Ausgeburt des Wahns der Ungläubigen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir haben denselben zu charakterisiren gesucht in: Ev. R. 2. 1828. Nr. 63.

) Für prakt. Christenth. S. 569. 571. *) Ebenas. S. 551 f.

†) Ebenas. S. 307. 424.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 21. September.

N^o 76.

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark.

(Fortsetzung.)

So weit war der Beweis wider Bisby's Rechtgläubigkeit geführt; wie er aber den Beweis für dieselbe führen sollte, dies war nun freilich eine schwere Aufgabe. In seiner Verlegenheit wandte er sich schriftlich mit der Anfrage an den Bischof des Stifts, wie er sich zu verhalten habe, wenn er in seiner Sache eine Erklärung namhafter Theologen erfordern müsse. Der Bischof antwortete ihm unter dem 9. März 1832 mit aller Behutsamkeit: „In dem Fall, daß ein Dänischer Geistlicher ein theologisches Responsum wünsche, habe er sich zunächst an die Landesuniversitäten Kopenhagen oder Kiel zu wenden, welchen es jedoch nicht als Pflicht zugemuthet werden könne, ein solches Bedenken zu geben.“ Die Kanzlei, welcher der Bischof demnächst die Sache vorgetragen, stellte es Bisby anheim, dieselbe den Fakultäten vorzulegen. Obgleich aber die zwei Mitglieder der Kopenhagener Fakultät, an welche Bisby sich zuerst wandte, die Professoren Clausen und Hohlenberg — wie sich nach ihren Grundsätzen voraussagen ließ — nichts sehnlicher wünschten, als eine Erklärung der Art abzugeben, um ihren unchristlichen und zum Theil unchristlichen Ansichten eine Art von Geltung in der Landeskirche zu verschaffen, so mußte doch ihr Vorhaben deshalb scheitern, weil das dritte Mitglied der Fakultät, der Prof. J. Möller, nichts mit der Sache zu thun haben wollte.*) „Man könne“ — sagen Clausen und Hohlenberg in ihrem Antwortschreiben — „freilich nicht einsehen, wie durch irgend eine andere Verfahrungsweise in dem vorliegenden Falle sowohl die Reinheit der evangelisch-protestantischen Lehre, als die kirchliche und wissenschaftliche Freiheit der Geistlichen sichergestellt werden könne. Sie würden sich, durch die obwaltende Meinungsverschiedenheit behindert, ein Responsum der theologischen Fakultät abzugeben, doch nicht haben abhalten lassen, selbst nach besser Einsicht eine Beantwortung in ihrem eigenen Namen zu geben, wenn sie nicht hätten annehmen müssen, daß eine Erklärung, die nicht von der ganzen Fakultät ausgegangen, des nothwendigen officiellen Charakters entbehren werde.“ —

*) Der Grund, warum der Prof. J. Möller sich zurückzog, war nicht etwa eine dogmatische Bedenkllichkeit, sondern, wie er selbst versichert, weil er meinte, Lindberg würde mit Recht gegen das Responsum der Kopenhagener Fakultät expiriren können. Nur in dem Falle, daß die Kieler Fakultät auch die Zumuthung ablehnen sollte, erklärte er sich willig, der Ansicht seiner Collegen beizutreten.

Es blieb Bisby demnach nur die Kieler Fakultät übrig, an welche er die erste Hälfte der Osterpredigt, von einem Notarius übersetzt, sandte, und auf folgende vier Fragen sich Antwort erbat: „1. Ob es gegen die symbolischen Bücher der Dänischen Kirche streite, die ewige Verdammniß von einem Zustande zu erklären, „in welchem die nagende Erinnerung nie ausgelöscht, das Verlorene nie vollkommen eingeholt werden, noch das schmerzliche Gefühl dieses Verlustes jemals verschwinden könne,“ oder ob die erwähnten symbolischen Bücher ausdrücklich noch dazu die Annahme positiver Strafen fordern, welche überdem nie geendigt werden können? 2. Ob er (Bisby) durch die Entwicklung des Sages, welche er in der ersten Hälfte seiner Osterpredigt gegeben, die Vergebung der Sünden und die Versöhnung durch Christum geläugnet habe? 3. Ob die Annahme einer unvollendeten Seligkeit und unvollendeten Pein wider die symbolischen Bücher der Dänischen Kirche, namentlich wider Symbol. Athanas. art. 38. 39. und Conf. August. invariata art. 17. streite? 4. Ob die Deutschen Theologen Reinhard und Storr, welche in den angegriffenen Sätzen mit ihm (Bisby) übereinstimmen, zu den allgemein für orthodox angesehenen Deutschen Theologen gehören?“

Obgleich die Kieler Fakultät — von welcher nur die drei Professoren Eckermann, Franke und Röster unterzeichneten, während der dritte ordentliche Professor, Twesten, keinen Antheil an der Erklärung nahm — Manches an der Vorlage vermiste und namentlich sich über die unvollständige Beschaffenheit der Akten beklagte, ließ sie sich doch nicht abhalten, das verlangte Bedenken zu gewähren. Von der Doppelfrage sub 1. ward die erste Hälfte so beantwortet, daß, da die heilige Schrift nur in Bildern darüber spreche, so könne man allerdings unter der ewigen Verdammniß bloß geistige (d. i. natürliche) Strafen verstehen, auch bestimme Conf. Aug. art. 17. die Art und Weise nicht näher.*) Die zweite Hälfte hingegen fand keine genügende Beantwortung, indem es S. 2.

*) Mit Recht sagt Lindberg in der unten anzuführenden Schrift wider das Kieler Responsum S. 64.: „Sieht man nicht, daß hier von einem Richterspruch geredet wird, und weiß man nicht, daß Niemand natürliche Strafen diktiren kann, die immer von selbst kommen, und da sind, bevor das Urtheil gefällt wird? Oder wäre Sinn darin, wenn ein König einen Räuber zu einem bösen Gewissen verurtheilen wollte, oder einen Betrüger zur Verachtung seiner Nebenmenschen? Oder welcher Sinn würde darin seyn, daß der Herr im Weltgerichte dem Teufel und den Gottlosen ein böses Gewissen als Strafe zuerkennen werde?“

heißt: „Die Frage, ob Gott in der Ewigkeit, im Gegensatz zu den natürlichen Strafen der Sünde, auch positive, d. h. willkürlich bestimmte und äußere Strafen anwenden wird, ist nicht in der Bibel beantwortet, und gehört deshalb zu den theologischen Problemen, die eben so wohl Gründe für als wider sich haben; eben darum aber haben die symbolischen Bücher sich auf diese Subtilität nicht eingelassen;“ hingegen wird S. 6. in dem Separatvotum Franke's der völlige Gegensatz zu dieser Behauptung aufgestellt, und es heißt: „In dogmatischer Hinsicht erklären die symbolischen Bücher sich mit den Ausdrücken der heiligen Schrift, und nach den Gegensätzen der ewigen Seligkeit und ewigen Verdammniß, sowohl für die letzteren als für die ersteren, sowohl für ewige natürliche als positive Strafen.“ Ad 2. antwortet die Kieler Fakultät: „In dem vorgelegten Theile der Predigt sey dies nicht geschehen; denn die Vergebung der Sünde sey nicht überhaupt oder zunächst als Aufhebung der Strafe zu fassen, das Bewußtseyn der Schuld bleibe immer, und der gebesserte Sünder werde keineswegs in den Zustand versetzt wie der, welcher nie gesündigt habe“ (!). Ad 3. wird geantwortet, daß zwar in der Darstellung der Predigt hier Manches vermißt werden könne, daß aber überhaupt diese Meinung nicht der Schrift widerspreche, und daß die Annahme der symbolischen Bücher von Graden in der Seligkeit (*Erunt discrimina gloriae sanctorum*), „Apol. Conf. p. 135. 137.“ auch analog auf Grade des Zustandes der Verdammniß schließen lasse; daß eine Veränderung und Verbesserung in dem Zustande der Verdammten möglich sey, werde freilich nicht von den symbolischen Büchern gelehrt, sie enthalten aber auch nichts, wodurch jene Behauptung gradezu verworfen und als unchristlich dargestellt werden könne. Ad 4. wird geantwortet, daß die genannten Theologen allerdings für orthodox in unserer Kirche gelten. — Das Responsum (datirt vom 14. Juni 1832) schließt mit einer fulminanten Erklärung gegen diejenigen, welche die Kirche aus der Herrschaft des Geistes, wodurch sie besteht, in die Knechtschaft des Buchstabens bringen möchten; den Laien wird überhaupt das Recht abgesprochen, in Glaubenssachen mitzusprechen.

Betrachten wir dieses Responsum zuerst seinem Inhalte nach, so steht es in der That nur da als ein trauriges Zeugniß von der Zerrissenheit des Glaubens und von dem Verfall der wahren Theologie in unseren Tagen. Denn um jenen grellen Widerspruch in der Antwort auf die Hauptfrage nicht weiter zu erwähnen, so ist doch klar, daß man, um ein gründliches Bedenken abzugeben, zuerst und vor allem eine gründliche Einsicht in die Sache selbst haben muß. Daß die Bischoflichen Fragen auf Schrauben gestellt waren und bloß die Stichwörter zu einer Replik, auf die er dachte, enthielten, lag am Tage — warum erforderte die Fakultät also nicht das Ganze der Akten, und ließ sich an dem Fragment einer Predigt begnügen? Wollte man auch den Rechtsgrundsatz in Anwendung bringen, daß nicht weiter zu antworten als auf das, was eben gefragt sey, so mußte, wenn die Frage irgend eine Bedeutung hatte (was

voraussetzen war), doch grade dieser Sinn und die Beziehung der einzelnen Fragen auf das Ganze zuerst ermittelt werden. Allein der Grund des Unzufammenhängenden und Ungenügenden der Beantwortung lag wirklich noch tiefer, als in dem Übersehen des Moments der ganzen Frage; denn wenigstens die zwei Drittheile der Fakultät (insofern sie jetzt aus Dreien bestehen sollte) theilten die Bischofliche Ansicht von der Unmöglichkeit der Aufhebung der natürlichen Strafen durch die Sündenvergebung, machten also diese zu einem Schatten und läugneten wenigstens implicite die Realität derselben. Man erstaunt, wenn man in dem Responso S. 3. liest: „Unter der Vergebung der Sünden ist also zunächst nicht an die Aufhebung der äußerlichen Strafen zu denken; auch wird darunter zunächst nicht die Aufhebung des Bewußtseyns der vorigen Schuld und des Schmerzes darüber verstanden. Denn was die äußerlichen Strafen betrifft, so verlieren diese durch die Vergebung, auch wenn sie bleiben, ganz den Charakter der Strafen und werden Erziehungsmittel der göttlichen Liebe. Aber das Bewußtseyn davon, daß wir gesündigt haben, und den Schmerz darüber, kann die Allmacht selbst nicht aufheben, ohne den Menschen zu vernichten — was Herr Bischof in seiner Predigt mit Recht bemerkt.“ — Höchst auffallend ist es, wenn man ferner in diesem Responso S. 4. liest: „Zufolge der Bibel gibt es Grade in der Pein des ewigen Lebens.“ Denn das weiß doch selbst der ungeübteste Bibelleser, daß das ewige Leben im Worte Gottes nur von der ewigen Seligkeit verstanden werde. Und so ein grober Verstoß grade in einem Passus, wo man die Lehre der heiligen Schrift mit ihren eigenen Worten hinstellen will! — Eben so auffallend ist die hingeworfene Bemerkung: „Auch die *resurrectio carnis*, welche das Symbol. Apostol. und Nicaen. lehren, wird nirgends mit einer körperlichen Bestrafung nach dem Tode in Verbindung gesetzt.“

So dürftig aber und selbstwidersprechend das Kieler Responsum dem Inhalte nach war, eben so mangelhaft war es in der Form, und ermangelte alles desjenigen, wodurch es zu einer juridischen Vorlage hätte geeignet seyn können. Zuerst war die angeschuldigte Predigt selbst, wie schon oben bemerkt, der Fakultät nur unvollständig vorgelegt; in dem Responso war nicht einmal die übersehte Hälfte zu den Akten gebracht, damit man durch Vergleichung mit dem Original die Autentie hätte constatiren können. Eben so vermißte man das Schreiben Bischof's an die Fakultät, das offenbar zur Motivirung auch hätte vorgelegt werden sollen. Alle diese Mängel im Realen und Formellen wies Lindberg in seiner dritten Eingabe vor Gericht (23. Juli 1832) nach. Zugleich aber legte er Protest wider die ganze Rechtsgültigkeit des Responsums aus einem dreifachen Grunde ein; einmal, weil keine theologische Meinung und nicht die Meinungen aller Theologen zusammen irgend einen klaren Glaubenssatz umstoßen können; zweitens (was er schon in den gleichzeitig herausgegebenen „Vorläufigen Nachrichten von den Kieler Hülfstruppen“ urgirt hatte) weil

die Fakultät selbst ein *pars rei* sey, indem sie notorisch eine Reihe von Jahren hindurch die falsche Lehre Eckermann's ohne Widerspruch in ihrem Schoß geduldet habe; drittens, weil die Holssteinische Landeskirche nicht unter dem Dänischen Gesetze stehe, und seit 1797, da sie das Licht zum ersten Mal erblickte, kein Theil der allgemeinen christlichen Kirche sey. *)

Mit diesem Responsum trat nun Visby vor Gericht auf, und machte die ungeheure Anforderung an die Richter, deren Competenz, einen einfachen Ausspruch in einer Predigt mit einem einfachen symbolischen Glaubenssatz zu vergleichen, er neulich in Abrede gestellt hatte, daß sie den theologischen Inhalt jenes Bedenkens prüfen, und danach seine Rechtgläubigkeit beurtheilen sollten! Aber er traute doch nicht ganz, obgleich er über die beifällige Erklärung des Responsums laut triumphirte, und trat zuletzt noch mit anderen Ausflüchten hervor. Die merkwürdigste unter allen war aber wohl die, da er im Angesichte des Gerichts (zugleich gegen die Zulässigkeit des Verfahrens von Lindberg, auch aus anderen Predigten gegen ihn zu argumentiren, sich verwahrend) öffentlich den Satz hinstellte: „Lindberg wirft mir vor, daß ich die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl läugne; das geehrte Gericht wird aber aus meinen Worten, die er selbst anführt, ersehen, daß ich nur die leibliche Gegenwart Christi läugne. Da nun eben diese Anschauungsweise eins der Hauptkennzeichen des katholischen Christenthums ist, während sie in den stärksten Ausdrücken von der Lutherischen Kirche verworfen wird, muß ich mich sehr darüber wundern, daß ein so streng gläubiger Theolog, als Lindberg seyn will, sie in Schutz zu nehmen wagt.“ Also die Lutherische Kirche verwirft, nach Visby, und zwar in den stärksten Ausdrücken, die leibliche Gegenwart des Herrn im Abendmahl!

Außerhalb der Prozeßführung, aber innerhalb der ganzen Darstellung des Streits, liegt eine Deutsche Schrift Lindberg's, worin er das Responsum nochmals nach allen Widersprüchen und unmotivirten Behauptungen desselben beleuchtet, unter dem Titel: „Die Professoren Eckermann, Francke und Köster, beschieden vor den Richterstuhl der allgemeinen christlichen Kirche wegen ihres Responsums in der Visbyschen Sache.“ Unter andern läßt uns diese Schrift einige nicht uninteressante Blicke thun in die genaue Verwandtschaft des ethischen und

dogmatischen Systems der neueren Ungläubigen. Visby, nicht zufrieden damit, der Erbsünde den Charakter der Sünde überhaupt abzuspochen, lehrt consequent weiter: die böse Lust sey keine Sünde, denn der Herr sey ja selbst versucht worden; ja er stellt die Erbsünde wenigstens als ein Mitbedingendes dar, um in den Himmel zu kommen. Denn „ohne Erbsünde,“ sagt er, „gibt es keine Versuchung, ohne Versuchung keine Tugend, ohne Tugend keinen Himmel; denn nur durch Tugend werden wir geeignet, ihn zu empfangen.“

Indeß war die Sache spruchreif geworden, und als solche sowohl von dem Kläger als dem Beklagten übergeben. Das Königl. Oberlandesgericht fällte am 26. November 1832 folgendes Urtheil nebst Prämissen (die hier in's Kürzere gezogen sind): „Lindberg habe notorisch und anerkannt den Prediger Visby als einen Feind des Christenthums und der Staatskirche, so wie als einen falschen Lehrer bezeichnet; die übrigen Beschuldigungen (z. B. daß der Kläger seinen Antiseid gebrochen u. s. w.) seyen, obgleich nicht namentlich, doch wesentlich darin begriffen, und die Gültigkeit der Consequenz von Lindberg nicht abgewiesen. Daß dieses Visby beigemessen werde als vorsätzliche That, folge schon aus der Natur der Gravamina. Ubrigens springe es von selbst in die Augen, daß Lindberg unter dem Christenthum, als dessen Feind er Visby bezeichne, kein anderes als den durch Staatsgesetze recipirten Glauben gemeint habe, und der Kläger könne sich demnach unmöglich bloß mit dem Pressgesetze schützen, welches allerdings die Freiheit der Meinungsäußerung in religiösen Dingen, wenn man nur nicht die Grundlehren der natürlichen Religion angreife, gestatte, aber keineswegs den geistlichen Beamten die Freiheit gewähre, Lehren, es sey mündlich oder schriftlich, vorzutragen, die mit der Staatsreligion in Widerspruch stehen. Lindberg habe nun zwar einen Beweis der von ihm vorgebrachten Beschuldigungen zu führen versucht; allein das Gericht müsse sich durchaus für incompetent ansehen, diesen Beweis zu würdigen und danach zu sprechen. Durch den Protest des Klägers gegen die Competenz des Gerichts sey der Beklagte dringendst aufgefordert, irgend eine von der zustehenden Auctorität eingeholte Erklärung über die Beschaffenheit und Darstellung der inculpirten Lehren vorzulegen; dessen aber habe er sich standhaft geweigert, während der Kläger im Gegentheil, ohne eine ihm nicht gebührende Beweislast zu übernehmen, ein Responsum von der Kieler Fakultät vorgelegt, das die erhobenen Beschuldigungen keineswegs als gerecht anerkenne. Deshalb seyen diese Beschuldigungen zu mortificiren, und Lindberg mit einer Strafe von 200 Thlr. zu belegen. Auf der anderen Seite aber werden die Anschuldigungen Visby's gegen Lindberg und seine Glaubensgenossen ebenfalls mortificirt, ohne daß das Gericht jedoch ersteren deshalb zu irgend einer Strafe zu ziehen die Sache geeignet finde, weil offenbar hier Mißverständnisse, durch gereizte Stimmung herbeigeführt, obwalten.“

Betrachten wir dieses Erkenntniß vorurtheilsfrei, so dreht sich zuerst Alles um die schon oben angeregte Frage, ob die

*) Lindberg nimmt hier an, daß die Holssteinische Landeskirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt durch die neue — Aldersche — Schleswiger-Holssteinische Synode (vom Jahre 1797) constituirte worden sey, übersieht aber, daß inmitten dieser Säkularisation, durch die kräftige und fortwährende Protestation gegen diese unchristliche Synode, das christliche Lebenselement in der Holssteinischen Landeskirche gerettet worden ist. Gleich traurig bleibt aber freilich die fortdauernde Zerissenheit derselben, indem die Gemeinden wenigstens — und darauf kommt doch zuletzt Alles an — gar keine Gewähr für die Reinheit der Lehre mehr haben, sondern es sich gefallen lassen müssen, welcher Synode und welcher Formulare, ob gläubiger oder ungläubiger, der grade angestellte Prediger sich bedienen will.

Gerichte competent seyn, in Religionsstreitigkeiten zu entscheiden. Dies kann überhaupt bezweifelt werden, wie denn der Prof. Clausen und der Pastor Bisby es bezweifelten und in Abrede stellten (zwar mit großer Inconsequenz, weil sie selbst ihre Sache vor die Gerichte brachten), aber nach Dänischen Staats- und Rechtsgrundsätzen kann es nicht bezweifelt werden. Denn einmal ist in Dänemark durch das Königsgesetz von 1660 die innigste Einheit des Staatskörpers und der Kirchengemeinschaft ausgesprochen; es kann also von einem Eingriffe des Staats, der mit dem Regenten als christlicher gesetzt wird und in diesem höchsten Staatsgrundgesetze sein Bestehen hat, nicht die Rede seyn, wo es lediglich gilt, Hauptsätze der angenommenen Symbole (in Dänemark außer den ökumenischen Conf. Aug. und Catech. Minor Luth.) in Anwendung zu bringen. Auch enthalten demgemäß unsere anerkannten, herkömmlichen und allgemein befolgten Rechtsgrundsätze die genauesten Bestimmungen darüber, was in juridischem Sinne Ketzerei, und welche Strafen einem keßerischen oder Irlehrer aufzulegen seyen. Lindberg hatte also nicht nur den Titel des Rechts und den ersten Grundsatz der Staatsverfassung, sondern auch die gegenwärtige Gestalt der Kirche für seine Verfahrensweise. Er mußte nach jenen darauf dringen, daß die Sache zwischen ihm und Bisby vor dem weltlichen Forum entschieden würde, und konnte nach dieser nicht anders wünschen, als daß kein Staatsgeistlicher sich in eine Sache mischte, wo es nicht um Interpretation der geistlichen Gesetze und nicht um theologische Conklusionen sich handelte. Denn wäre das letztere der Fall gewesen, dann hätte man wohl, wie bei früheren Gelegenheiten geschehen, ein Gericht von Präpsten oder eine Commission von Geistlichen niederlegen müssen, deren Ausspruch jedenfalls die Staatskirche respektirt hätte. — Sodann aber, gesetzt auch, das Gericht hätte sich mit Recht für incompetent erklärt, so konnte es doch unmöglich gerade in dem Augenblicke, wo es das Reale der Beschuldigungen anerkannte, mit Recht über diese als bloße Verbal-Injurien aburtheilen, und dem Beklagten den *animus injuriandi* aufbürden, von welchem es den Kläger freisprach, sondern es hätte als incompetent die ganze Sache von vorn herein abweisen müssen. Dieser Schluß scheint wenigstens uns so kündig, daß kein Zweifel darüber erhoben werden kann.

Da Lindberg vom Oberlandesgerichte an das höchst Gericht appellirte, wurde die Sache auch hier behandelt, nahm aber denselben Gang, und führte zu keinem anderen Resultate. Das höchste Gericht bestätigte in seinem Urtheil den 12. Juni 1834, ohne Prämissen, das Erkenntniß des Oberlandesgerichts, und es stand Lindberg nun ferner nur noch die Appellation an den Richterstuhl der Geschichte offen.

Vielleicht drängt sich Manchem bei Betrachtung dieser und ähnlicher Begebenheiten in der Dänischen Kirche die Frage auf: Warum soll das Christenthum in dieser persönlichen Gestalt auftreten? Ist es nicht genug, wenn es fort und fort ohne alle individuelle Beziehung auf den Bahn und die Lüge wider dieselben zeugt, und wird nicht so mehr erreicht, als wo viele wahrscheinlich Gutgesinnte das Angesicht der Wahrheit zu verkennen verleitet werden? Man kann so fragen, und hat oft so gefragt, und die ganze Stellung mehrerer Landesgeistlichen (wie z. B. Mynster's, des jetzigen Bischofs von Seeland) war eine solche große, zurückgehaltene Frage; während Andere (wie z. B. der treffliche Engelbreth) nicht fragten, sondern das Schwerdt des Geistes zogen. Soll die Geschichte hier entscheiden (und wer hätte ein besser gegründetes schiedsrichterliches Amt als sie?), dann ist in der That die Wahrheit nie in's Leben getreten durch eine kluge Zurückziehung von dem Felde des Kampfes, sondern gerade durch die Hinpflanzung des Bekenntnisses in die Mitte der Widersprecher. Ist das Christenthum seiner Natur nach schon offensiv, wo es lebendig bekannt wird (Matth. 10, 34—36., Luc. 12, 51—53.), wie viel mehr muß es dies seyn, wo es bestritten und mit Fleiß untergraben wird, wo man mit hohlen Worten und dem Schellengeklingel schöner Redensarten die Gläubigen um die gute Beilage, die ihnen gegeben ist zu bewahren auf den Tag der Offenbarung Jesu Christi, zu bringen trachtet? Durch das einfache, beziehungslose Zeugniß kann die Wahrheit, wo sie gepflanzt ist, erhalten werden; wo sie aber erst sich Bahn brechen soll, ist es eine halbe Kapitulation mit dem Feinde, wenn man ihm nicht unter die Augen tritt. Dies ist die christliche Apologie für alle solche Kämpfe, die die Welt gewöhnlich unter die Gemeinrubrik der „theologischen Streitigkeiten“ zusammenwirft, während es doch offenbar ein ganz Anderes ist, wenn theologischen Sätzen ihre Gültigkeit vindicirt wird, und wenn dem Glauben sein unveräußerliches Recht erkämpft werden soll. Je mehr dieser Gesichtspunkt auch im Streite festgehalten wird, je mehr man das apostolische Schibboleth Phil. 3, 14—15. zu dem feinen macht, desto klarer wird auch das Ganze sich entwickeln, desto befriedigender sich lösen, und desto mehr wird der wissenschaftlichen Untersuchung und Erörterung ihr unstreitiges Recht innerhalb der Grenzen, die der christliche Glaube vorzeichnet, unverkümmert bleiben. Der Darsteller dieses Kampfes, freilich auf einem sehr kleinen Raum der großen christlichen Kirche, kann nur wünschen und bitten, daß man stets bei der Erwägung des hier Dargestellten diesen Gesichtspunkt fest und unverrückt im Auge behalten möge.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 24. September.

N^o 77.

Litterarische Anzeige.

Die heilige Schrift nach Luther's Übersetzung mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen, herausgegeben durch Otto v. Gerlach, Licentiaten der Theologie und Pastor zu St. Elisabeth in Berlin. Fünfter Band (oder erster Band des Neuen Testaments): die vier Evangelien und die Apostelgeschichte.

Das vorliegende Bibelwerk, welches mit dem N. T. beginnt, ist auf sechs Bände, vier für das A. und zwei für das N. T., berechnet. Schon der niedrig gestellte Preis (16 gGr. für einen Band von XXXVIII u. 530 S.) wird, wie wir hoffen und wünschen, die Verbreitung befördern. Noch mehr wird es sich durch die Art der Bearbeitung jedem Bibelfreunde empfehlen, der beim Lesen des göttlichen Wortes einen mit dem Sinn desselben vertrauten und zur Auslegung befähigten Führer wünscht. Der Verf. will dem Bedürfnis der gebildeten Glieder unserer Kirche nach einer in den Geist und Sinn der Schrift einführenden Erklärung entgegen kommen, und hält mit Recht dafür, daß die Resultate der Schriftforschung zu einem Gemeingut der Kirche gemacht werden sollen. Er hat daher von den älteren Cregeten besonders Chrysostomus und Augustinus, von den Reformatoren Luther und Calvin, so wie auch die besseren Schriftklärer der neueren Zeit mit Fleiß und Auswahl benützt. Und was er geleistet hat, darf man für eine gelungene Arbeit erklären.

Die Einrichtung des erschienenen Bandes ist diese. Voran geht eine zweckmäßig abgefaßte Einleitung in die Schriften des N. T., woraus der gebildete Christ sich vollständig über die Entstehung, das Verhältniß und die Sammlung der Neutestamentlichen Bücher unterrichten kann. Dabei hätten allenfalls die chronologischen Angaben über die Reisen und die Briefe Pauli noch beigelegt werden müssen. Sodann folgt der Bibeltext nach Luther's Übersetzung mit vorangehenden Summarien und mit untergesetzten Noten. Wo im Lutherischen Text kleinere Ungenauigkeiten oder unverständliche Wörter vorkommen, sind diese im Text selbst bisweilen sogleich berichtigt; wo aber der Sinn nicht richtig getroffen oder dunkel ausgedrückt ist, steht in den Noten die verbesserte Übersetzung. In den Summarien, welche jedem Capitel und jedem Abschnitt des Capitels vorangehen und mit verschiedenen Lettern gedruckt sind, wird der Hauptinhalt und Zusammenhang mit Verweisung auf verwandte Stellen kündig dargelegt. Vielleicht hätte sich dabei der Verf. hie und da etwas kürzer fassen können. Was nun die Noten betrifft, die ihrem Umfange nach eben so viel Raum als der Text einnehmen (was uns keineswegs zu viel scheint), so befrie-

digen sie das Bedürfnis der Leser, welche der Verf. vor Augen hat, so vollkommen, daß sie sowohl zum Verständnis des Einzelnen als zur tieferen Einsicht in das Ganze angeleitet werden. Es wird ihnen genügende Belehrung über alles Historische, Geographische und Antiquarische ertheilt; es wird der Sinn einzelner Ausdrücke erklärt und der Zusammenhang der Verse nachgewiesen. Dazu kommen noch häufig tiefer gehende, fruchtbare Bemerkungen, die den Reichtum des göttlichen Wortes aufschließen und von kalter Reflexion und inhaltsleerer Erbaulichkeit sich gleich fern halten.

Einige Proben: 1. von Worterklärungen. Zu Joh. 4, 47. ein Königscher. Note: ein Hofbeamter des Vierfürsten Herodes, der zuweilen König hieß (Matth. 14, 9.). — 2. Von historischen Erläuterungen. Zu Matth. 23, 5. sie machen ihre Denkfettel breit. Note: Denkfettel, eigentlich Gebetriemen, noch jetzt bei den Juden üblich und Thephillin genannt, Streifen von Pergament, worauf die Stellen 5 Mos. 6, 4—9., 11, 13—21., 2 Mos. 13, 2—10 und B. 11—16. geschrieben waren, in zwei würfelförmigen Kapseln von Pergament verwahrt, die sie beim Beten an den linken Arm und die Stirn banden, aus wörtlicher Anwendung von 2 Mos. 13, 9. — 3. Von zusammenhängender Entwicklung des Sinnes. Zu Joh. 3, 3.: Jesus antwortet nicht sowohl auf die Worte als auf die Gedanken des Nicodemus. Bei dem Anblick der Wunder war diesem der Gedanke aufgestiegen, ob Jesus vielleicht der erwartete, von Johannes als nahe verkündigte Messias sey. Danach wollte er sich erkundigen. Daß er in solchem Fall des Reiches Christi werde theilhaftig werden, daran zweifelte er nicht. Weil nun Jesus wußte, was im Menschen war (E. 2, 24.), erklärt er ihm, es bedürfe dazu einer völligen Umwandlung und Erneuerung des Sinnes. „Von Neuem geboren werden,“ kann Griechisch auch heißen: von oben her geboren werden, und dies ist hier der eigentlich volle Sinn des Wortes, wie es Johannes sonst auch braucht (B. 31., E. 19, 11. 23.), dasselbe, wie E. 8, 23., E. 18, 35—37.; worin dann natürlich auch liegt, daß dies die neue, zweite Geburt des Menschen ist. So Tit. 3, 5., 1 Petr. 1, 3. 23., und von der ganzen Welt Matth. 19, 28.; dem gleichbedeutend „Erneuerung“ Ephes. 4, 23., Hebr. 6, 6., Col. 3, 9. 10. Der natürlich geborene Mensch muß von oben her, aus Gott, eine neue himmlische Geburt erlangen, wenn er in's Reich Gottes eingehen will; die innerste Richtung seines Herzens muß umgekehrt, und statt der Selbstsucht und Weltliebe durch ein Wunder der göttlichen Allmacht ein Trieb der Liebe zu Gott und den himmlischen Dingen in ihm entzündet werden, der den ganzen Menschen umwandelt und erneuert. — 4. Von beige-

fügten fruchtbaren Bemerkungen. Zu Matth. 5, 45. aus Chrysostomus: Das Lieben geht aufs Herz, das Segnen und Bitten auf den Mund, das Wohlthun auf die Werke. Hast du wohl gesehen, wie viele Stufen er hinaufgestiegen ist, und wie er uns nun auf den Gipfel der Tugend gestellt hat? Blick einmal zurück und zähle: die erste Stufe ist, dem Andern kein Unrecht thun; die zweite, nachdem der Andere angefangen hat, Unrecht zu thun, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten; die dritte, auch durch Schmähungen nicht erwidern, sondern stille seyn; die vierte, sich selbst darbiehen, um Unrecht zu leiden; die fünfte, noch zu Mehrerem sich erbieten, als der Ungerechte verlangt; die sechste, den nicht zu hassen, der dies gethan hat; die siebente, ihn sogar zu lieben; die achte, ihm auch noch wohlzuthun; die neunte, Gott noch dazu für ihn anzurufen. Erkennst du nun wohl die Höhe der christlichen Tugend? — Nur an einigen Stellen sind wir auf Erklärungen gestoßen, die wohl zu weit in's theologische Gebiet hinübergehen, wie zu Joh. 6, 54., oder die nicht deutlich genug gefaßt sind, wie es z. B. in der Einleitung zu Matth. 4. heißt: „Die Versuchungen waren keine bloßen Gesichte, die Jesu innerlich vorgeführt wurden; dennoch aber ist das Hinzutreten (B. 3.), das Führen und Stellen (B. 5.), das Zeigen (B. 8.) von Handlungen zu verstehen, die, wenn auch anknüpfend an das Räumlich-irdische, doch an dessen Schranken nicht gebunden waren.“ Was man sich dabei denken soll, ist nicht recht klar.

Wir erwähnen dies mit besonderer Rücksicht auf eine Klasse von Lesern, für welche dieses Bibelwerk ein vorzügliches Hülfsmittel ist. Die Schullehrer nämlich, für deren Bedürfnis bisher wenig gesorgt ist, finden hier eine Handleitung, die ihnen um so nothwendiger ist, je weniger sie selbst zu forschen im Stande sind und je dürftiger und unbeholfener ihre Bibelerklärungen zu seyn pflegen. Wir wünschen daher von Herzen, daß ihnen besonders die Frucht von der Arbeit des Verfassers zu statten kommen, und sie in den Stand setzen möge, tiefer in die Schrift einzudringen und der Jugend den Sinn derselben zu eröffnen. Und da die Prediger, welche doch vor Allem zu Interpretieren des göttlichen Wortes berufen sind, sich damit begnügen, die Bibel nur so weit zu erklären, als der Text der Predigten dazu Veranlassung gibt und als etwa beim Confirmandenunterricht nebenbei vorkommt; da sie weder der erwachsenen Jugend noch der Gemeinde überhaupt eine Anleitung zum Verstehen der heiligen Schrift in besonderen Stunden anbieten: so wird die Schule, so gut sie kann, den Dienst der Kirche übernehmen, und die Schullehrer, obgleich zur Christauslegung weniger berufen und befähigt, werden die Stelle der Prediger vertreten müssen, bis diese vielleicht sich entschließen, die verlauschten Gemeinden wieder um die Bibel zu sammeln. Sofern nun aber für den Standpunkt der Schullehrer der Commentar des Verf. vielleicht stellenweise etwas schwer seyn, und diese Schwierigkeit bei den apostolischen Briefen noch steigen möchte, so wäre zu wünschen, daß es dem Verf. gelingen möchte, unbeschadet der Gründlichkeit und Tiefe, noch faßlicher und klarer

den Sinn darzulegen, und dies insbesondere bei solchen Stellen zu berücksichtigen, wo Grundbegriffe der christlichen Lehre zu erläutern sind.

(Schluß folgt.)

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark.

(Schluß)

Kurz nachdem der Bisbysche Prozeß vor dem Oberlandesgerichte entschieden war, entwickelte sich im westlichen Theile Seelands in und um die Stadt Slagelse ein Streit, der den Herzpunkt des Evangeliums, die Rechtfertigung durch den Glauben, betraf. Dieser Streit stand jedoch keineswegs vereinzelt da, sondern war bloß die hervortretende Erscheinung einer Lebensrichtung, die längst vorbereitet war. Schon seit 1825 hatte der Herr mehrere gläubige junge Prediger in diese Gegend hingeführt, und es bildete sich nach und nach ein kleiner Heerd des Christenthums, dessen Mittelpunkt die Grafschaft Holsteinborg war, so wie der Besitzer dieser letzteren, ein Edler, wie es wenige gibt, selbst nicht nur ein Freund des Christenthums und aller christlichen Bestrebungen, sondern ein herzlichster Befürworter des Evangeliums war.^{*)} Zuerst war, wie es schien, kein Zwiespalt vorhanden, und Manche träumten vielleicht gutmüthig von einer allmählichen Einpflanzung des Neuen in das Alte, ohne daß ein Riß erforderlich wäre. Wenigstens predigte J. P. Destrup, ein eifriger und bereiteter Verkündiger des Evangeliums, schon etliche Jahre unangefochten in Slagelse. Wie in einer jeden Provinzialstadt zu geschehen pflegt, erklärten sich Einige dawider, Andere dafür; aber es blieb dabei, und weder das Für noch das Wider hatte eine Kraft, die Herzen zu schmelzen, denn es war grade nur ein Meinen und nicht der lebendige Glaube. Merkwürdig ist und bleibt es, daß Destrup's Anstellung bei der St. Michaelskirche in Slagelse grade von dem Repräsentanten des neuen Lichts, dem Hauptprediger Bastholm ausging, der, ohne Arges zu ahnen, selbst den lebendigen Feind der Richtung, die er dreißig Jahre hier zu pflanzen bemüht gewesen war, zu seinem Kapellan sich erbat, und ihm alle Pastoralfunktionen zugleich übertrug. Offenbar fragt der Herr nicht nach den Gedanken der Menschen, sondern setzt seine Werkzeuge mitten in Feindes Land, um zu zerstören und zu zerbrechen, was dem gesegneten Namen seines Sohnes widersrebt. Destrup's Zeugniß als Prediger war klar, kräftig und durchgreifend; mit einer von der Liebe Christi erwärmten Brust, mit einer von der Kraft des Wortes glühenden Zunge verkündigte er die Geheimnisse

^{*)} Er charakterisirt sich selbst vollkommen durch das seiner später zu erwähnenden Schrift „von dem Glauben und den Werken“ vorgesetzte Motto aus Hugo Grotius: „Mihi ad juvandam communem Christianismi causam utinam tam adessent vires, quam promptus est animus!“

des Reichs, das Eine, was Noth thut. *) Und doch schien es, als ob das kräftige Wort verhallen sollte, und nur die öden Kirchengewölbe es aufzunehmen bestimmt wären. Aber es schien auch nur so; denn im Stillen war der Same ausgestreut, der bald emporkeimen und Früchte bringen sollte. Destrup ward 1830 nach Bakkendrup versetzt; nicht lange hernach ging er ein zu seines Herrn Freude, aber ein Häuflein von Erweckten schloß sich nun herzlich an das Christenthum an, und achtete nicht der Schmach, welche sie um des Namens Christi willen tragen mußten. Unter diesen Erweckten war ein gewisser Goldarbeiter Mönster, dessen Uebertritt besonders deshalb Sensation erregte, weil er früher einer der begeistertsten Lobredner der Bastholmschen Philosophie, nun aber, nachdem das Wort Gottes ihm die Tiefe seiner Sünde offenbart und das einzige Heilmittel dagegen angeboten hatte, ein eben so entschiedener Gegner derselben wurde. Die Zusammenkünfte der Erweckten, obgleich sie keineswegs als Versammlungen anzusehen waren (denn sie hielten sich innerhalb des engeren Freundeskreises), erweckten die Aufmerksamkeit der Polizei. Am Palmen-Sonntage 1832 kam der Polizeimeister mit seinen Dienern in ihr Haus, und als er hier den Tischlermeister Thers in Luther's Hauspostille lesend antraf, fragte er, was das für ein Buch sey, ohne aber die Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Das ist die Bibel, und das Lesen in derselben ist verboten!“ Als aber Thers ihn aufmerksam machte, es sey Luther's Hauspostille, ergriff der Richter, der mit war, das Wort und sagte: „Ja, das ist auch verboten.“ Als die Versammelten nun (sechs an der Zahl) Befehl erhielten, sich hinweg zu begeben und ein Jeder an das Seine zu gehen, wandte Mönster ein, sie hätten doch nichts Gesehwidriges vorgenommen, und fragte, ob es ihnen nicht erlaubt sey, die Predigt zu beendigen, und dann Karten und Brantwein kommen zu lassen. Gegen das letztere, erwiederte der Polizeimeister, könne er nichts haben; auch habe er nichts eigentlich Widriges an dieser Versammlung gefunden, müsse aber doch den Befehl wiederholen, daß sie sogleich auseinander gehen sollten. Der Pöbel der Stadt ließ es die folgenden Abende an Drohungen und unruhigen Bewegungen nicht fehlen. Zwar versuchte Mönster in einem Briefe an den Polizeimeister die Legalität dieser Zusammenkünfte außer Zweifel zu setzen; allein da der letztere bei seiner Ansicht blieb, mußten die Erweckten ihre Versammlungen dem Prediger anzeigen, wie das Gesetz von 1741 es verordnet. Indes breiteten diese Andachtsversammlungen sich namentlich durch den schon früher erwähnten Schullehrer Sörensen und den Bauer Nasmus Ottesen, auf die umliegenden Dörfer aus, und trugen gewiß um so mehr das Ihrige zur Belebung der christlichen Erkenntniß bei, als die meisten Prediger in der Gegend wider die Richtung an sich nichts einzuwenden hatten.

*) Destrup's Leben ist beschrieben von seinem Freunde Peter Fenger, und Deutschen Lesern von F. W. Schubert mitgetheilt im „Bremer Kirchenboten“ für 1834.

So standen die Sachen, als der Prediger Peter Fenger, eine halbe Meile von Slagelse, zu dessen Kirche viele der Erweckten hinwallten, da sie seit Destrup's Weiterbeförderung keine Geistesnahrung mehr in der Stadt fanden, eine Vakanzpredigt in der Fasten 1832 in der St. Michaelskirche daselbst hielt. Mit Ernst und Schärfe beschrieb Fenger in dieser Predigt (über einen Abschnitt aus der Leidensgeschichte) zuerst die Feinde der Kirche Christi, deren Beginnen er mit Recht als ein thörichtes bezeichnete, weil sie wider ihren Willen des Herrn Willen ausrichten müssen, dann die falschen Freunde Christi, die, wie Judas, den Herrn mit einem Kuß verrathen, und eben darum die bittersten Feinde des Reichs sind, endlich die schwachen Freunde des Herrn, die in der Stunde der Anfechtung den Muth und die Hände sinken lassen, und deren christliches Leben siecht und kränkelt, weil sie nicht laut und freimüthig vor den Menschen bekennen wollen. Das apostolische Licht und Salz in dieser Predigt war den Widersachern viel zu stark; lange hatte die Bastholmsche Parthei, welche den alten Ruf ihres Führers auf's Spiel gesetzt sah, auf eine Gelegenheit gewartet, um ihrem verhaltenen Zorn gegen das christliche Zeugniß, das weit und breit um sie herum sich Raum gemacht hatte, Luft zu geben. Diese Gelegenheit war da: ein Ungenannter forderte den Prediger auf, diese Predigt herauszugeben, damit man dieselbe mit dem sanftmüthigen Geist der Bibel vergleichen könne. Kaum lag sie im Drucke vor, als Bastholm selbst zuerst gegen sie aufrat, und spottend fragte, wie denn der Prediger die Geschichte gelesen habe, da er behaupten könne, die Feinde des Reiches Christi haben immer den Kürzeren gezogen: im Gegentheil liege es ja am Tage, der Niederlagen seyen viel mehr als der Siege des Reichs gewesen, was aber freilich nicht der Religion Jesu an sich zuzuschreiben sey, sondern der Verstümmelung derselben durch ihre Bekenner; denn diese hätten leider bis auf den heutigen Tag ganz gegen den Geist des Stifters den Glauben einseitig hervorgehoben, und die guten Werke, worauf doch Alles ankomme, an die Seite geschoben. So habe sich nun auch zuletzt hier in Dänemark eine Sekte von Glaubenspredigern gebildet, die in unseliger Verblendung das wahre Christenthum selbst dem Gespötte preisgäben; denn der Glaube, den sie predigten, sey in der That doch nur eine aparte, geheimnißvoll mystische Handlung, die auf das übrige Leben gar keinen Einfluß habe. Daher sey es gar sehr zu wünschen, daß nächstens ein großes Concil versammelt würde, um die streitigen Lehpunkte aufs Neue festzustellen: auf diesem werde dann er (Bastholm) mit einer Entdeckung von der höchsten Wichtigkeit über einzelne Punkte des Glaubens hervortreten, welche er aber, so es nicht zu Stande käme, mit sich in's Grab nehmen werde. Bis dahin aber sey es am gerathensten, daß man die Bibelverbreitung sistire, und dann vom Datum des Concils an bloß Bibeln mit Notizen dem Volk in die Hände gebe. — Dieser rationalistische Donquixottismus fand einen passenden Wiederhall in dem Ehrengedicht eines schlechten Poeten und noch schlechteren Predigers, das mit dieser

Lirade schloß: „Wenn wir einst vor dem großen Richter versammelt werden, dann wird er nur fragen: Was hast du gethan; denn der Glaube kommt nicht in großen Betracht.“ Zum Sancho Panza Bastholm's gab sich ein Rektor Qvistgaard in Slagelse her, ein Mann, der übrigens, wie es scheint, ernstlicher Gesinnung, aber hier ganz in Verwirrung gerathen war, indem er meinte, die Lehre von der Rechtfertigung fange das Mark der Heiligung aus, da sie doch im Gegentheil das Öl des Geistes eingießt, und den Bekenner in Wahrheit zu einem Nachfolger Jesu Christi macht. Bastholm selbst zog sich sehr bald zurück. Kaum hatte Fenger in einer Abhandlung („Sehet zu, daß euch Niemand verführe“) darauf aufmerksam gemacht, daß er ganz im Irthume sey, wenn er meine, die Siege des Reichs Christi müssen nach dem äußeren Gelingen abgemessen werden (denn dieses Reich sey einmal nicht von dieser Welt, obwohl zuletzt alle Reiche der Welt des Herrn und seines Gesalbten werden sollen), und daß die Gläubigen keineswegs das Leben vom Glauben trennen, sondern das Leben dem Glauben einpflanzen, wie sie Christo eingepflanzt sind — kaum war dieses geschehen, als Bastholm den Platz anderen Kämpfern aus seiner Reihe überließ. Indes rief dieser Streit mehrere wackere Zeugnisse hervor, unter welchen wir die Schrift des Grafen Holstein über den Glauben und die Werke (worin er zeigt, daß die Gegner vielmehr dem System der Römischen, als dem unserer Kirche zugethan sind), so wie ähnliche mehr direkte Streitschriften der Pastoren J. Holm und E. F. Rönne nennen. — Der Rektor Qvistgaard, nachdem er, als ob er in seiner Person einen Bischof oder ein Consistorium repräsentire, den Pastor Fenger schriftlich aufgefordert hatte, förmlich zu widerrufen und zu erklären, „er habe sich wider die Bibel und die Wahrheit veründigt,“ gab zwar die von ihm angebrochte Diatribe wider die Fengersche Predigt heraus, diese fand aber eine kräftige und doch den Geist der christlichen Liebe und Sanftmuth nie verläugnende Widerlegung in einer Schrift Fenger's. Die vollkommene Ohnmacht der Gegner des Christenthums war an's Licht gezogen, und Sörensen, der, wie es schien, am schlechtesten weggekommen war, indem der gegen ihn intendirte Prozeß ihn seiner Schreibfreiheit zu berauben drohte, war nichts desto weniger, wie es seyn soll, freudig im Herrn, und sprach diese Freudigkeit in folgenden Worten aus, die wie seine Rede überhaupt, weithin unter dem christlichen Bauernstande Anklang fanden: „Ist es in der That so, wie es aus den Bastholm'schen Äußerungen hervorzugehen scheint, daß er den weltlichen Arm, unser Dänisches Gesetz und unsere Regierung, unter seinem Mantel trägt, dann entblöße er denselben nur frei; ich werde von meinem Worte nicht weichen, und ich werde auch ihn lehren, bei seinen Worten und ihrer vollen,

rechten Bedeutung zu bleiben. Gegen mich helfen alle Umschweife und Ausflüchte nichts, denn in dem Licht und der Kraft des Herrn werde ich alle Lüge niederschlagen, die sich zum Kampfe wider unseren heiligen christlichen Glauben erhebt. Zwar ist es mir nicht unbekannt, wie die Sache Clausen's wider Grundtvig und Bisby's wider Lindberg ausfiel; doch es mag mir gehen wie es wolle und wie der Herr es zuläßt, denn um meines Glaubens willen werde ich Alles dulden, und bin bereit, welche Stunde es seyn soll, Alles zu verlieren, was weltliche Macht mir rauben kann. Allein die Widersacher mögen sich wohl vorsehen; denn gelänge es ihnen auch, eine jede Feder zu beseitigen, die zur Vertheidigung des christlichen Glaubens schreibt, so hätten sie damit offenbar nicht das Geringste gewonnen, sondern statt jeder Feder, die sie beseitigten, hundert Stimmen hervorgerufen.“

Man mag nun diese Wendung der Religionsachen noch so sehr in gewisser Hinsicht beklagen, und von der Verhandlung derselben vor bürgerlichen Gerichten sich abgestoßen fühlen, so wie von der Fruchtlosigkeit rücksichtlich des nächsten augenscheinlichen Resultats überzeugt seyn, so ist es doch gewiß, daß auch dadurch die Lehre des Christenthums dem Volke in ihrer großen Bedeutung klarer wurde, und näher an's Herz kam; und dies halten wir wenigstens für einen unlängbaren Gewinn. Der Wahrheit soll der Mund nicht gestopft werden, und selbst wo sie irdisch unterliegt, siegt sie, ja ihre rechte Auferstehung ist eben dadurch bedingt, daß sie wenigstens von einem großen Theile der Weisen und Obersten dieser Welt verworfen wird, während die Kleinen und Unmündigen sie annehmen. Eine jede religiöse Regeneration geht von Kräften aus, die im Volke schlummern, und das Evangelium hat nie herrlichere Triumphe gefeiert, als wo diese Kräfte im Dienste des Herrn zum Bewußtseyn kamen. Es gibt ganze Strecken in Deutschland, wo das Volk Seelenweide sucht gleichviel bei ungläubigen oder gläubigen Pfarrern, und in dem Grade allen Maasstab für die Prüfung der Geister verloren hat, daß es das tüchtigste Zeugniß für das Christenthum gleich achtet dem elenden, saftlosen Gerede des unerfahrensten und ungläubigsten Pfäffleins. So ist es in Dänemark nicht mehr; das Volk ist durch das stete Hervorziehen der Grundwahrheiten des Christenthums und das feste Beharren auf denselben von Seiten der Christenthumsvertheidiger, trotz der Schmach der Welt, dem Verlust bürgerlicher Wirksamkeit und zeitlicher Güter, zum christlichen Bewußtseyn erwacht; was etwa noch starr ist an der Nichtigkeit, wird durch gegenseitiges Nehmen und Geben, durch gewissenhafte Anwendung der mannichfaltigen Gaben, flüssig werden, und so das Ganze gesegnete Früchte für das Leben tragen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 28. September.

N^o 78.

Die Thätigkeit der Kirche in Großbritannien, besonders in Schottland, innerhalb ihrer Gränzen die christlichen Gnadenmittel wirksamer zu machen und zu mehren.

Vor Kurzem theilten wir aus der Schrift von Baptist Noel: „The State of the Metropolis considered,“ eine Reihe von merkwürdigen Thatfachen und Vorschlägen mit, welche seit mehr als einem Jahre die Aufmerksamkeit der wahren Christen in London ganz vorzüglich in Anspruch genommen haben. Ein sehr anziehendes Seitenstück dazu ist eine unlängst in Glasgow erschienene Schrift: „Statistics of the Church Accommodation of Glasgow, Barony and Gorbals presented to the Royal Commissioners appointed to inquire into the means of Religious Instruction and Pastoral Superintendence afforded to the People of Scotland, especially to the poor and working classes, on 9. May 1836, in behalf of the Glasgow Church Building Society, by W. Collins.“ (Statistische Übersicht der gottesdienstlichen Gelegenheit in der Stadt und der Baronie Glasgow und der Baronie Gorbals [d. h. Glasgow und nächster Umgegend]; am 9. Mai 1836 den Königl. Commissarien zur Untersuchung der Mittel der christlichen Unterweisung und der pastoralen Aufsicht unter der Schottischen Nation, besonders den armen und arbeitenden Klassen darin, überreicht im Namen der Glasgowschen Kirchenbaugesellschaft.) Unter allen Städten Großbritanniens ist in neueren Zeiten keine so schnell bis zu einer riesigen Größe angewachsen, als die zweite Stadt Schottlands, Glasgow. Am Anfang dieses Jahrhunderts hatte sie etwa 50,000 Einwohner; nach der Zählung von 1831 aber 202,426, so daß sie, nach demselben Maaßstabe angewachsen, seitdem schon bis über 230,000 gestiegen seyn muß, und also der von Berlin ungefähr gleichkommt. Dort, wie in London, war also recht eigentlich der Schauplatz für die Art von christlicher Thätigkeit, die gegenwärtig so mächtig in England erwacht ist. Und es sind auch wirklich, besonders durch den trefflichen Dr. Chalmers veranlaßt, dort so viel Kräfte in Bewegung gesetzt worden, wie sonst nicht leicht irgendwo. Die vor zwei Jahren daselbst gestiftete „Gesellschaft zur Erbauung neuer Pfarrkirchen in Glasgow und seinen Vorstädten“ hat bereits seit dieser Zeit die Summe von mehr als 24,000 Pf. St. (über 160,000 Thlr.) aufgebracht, und sechs neue Pfarrkirchen sind dort entweder schon erbaut oder im Bau begriffen. Überall herrscht dort der Grundsatz, daß man zwar das Parlament um seine Hülfe anzusprechen müsse; daß aber die ächten Glieder der Kirche vor allen Dingen zuerst selbst zusammentreten, die Hand eifrig an's Werk legen und dann ihre Mängel erst sollen aus-

füllen lassen. Bei Gelegenheit der Überreichung jener statistischen Übersicht an die Königl. Commissarien macht der Verfasser derselben, der Sekretär jener so außerordentlich thätigen Kirchenbaugesellschaft, viele vortreffliche Bemerkungen und liefert mancherlei interessante Notizen, die auch für uns von Wichtigkeit seyn können.

In Bezug auf die oft den Bemühungen dieser und ähnlicher Vereine entgegengesetzte Bemerkung: „die vorhandenen Kirchen seyen ja lange noch nicht einmal gefüllt, somit sey auch kein Bedürfnis nach einer Vermehrung der kirchlichen Anstalten vorhanden,“ erinnert der Verf. treffend etwa Folgendes: Diese Bemerkung ist gänzlich unrichtig. Vielmehr gerade dadurch, daß mehr Kirchen erbaut und mehr Prediger, d. h. Pfarrer, angestellt werden, vermehrt sich auch im Allgemeinen der Kirchenbesuch. „Wie furchtbar weit haben wir uns von dem Geiste der Weisheit und der Liebe entfernt, welcher die Gründer der Schottischen Kirche befeelte! Als sie das herrliche Werk „Kirchen durch ganz Schottland zu gründen“ begannen, da gab es unter dem rohen und abergläubischen Volke keine große Neigung, sie zu besuchen. Sätten sie ihr Werk aufgeschoben, bis eintrieb, die Kirche zu besuchen, von selbst unter dem Volke erwacht war, dann würden wir uns wohl noch jetzt in einem Zustande von Barbarei befinden. Aber so tief auch das Volk in Unwissenheit und Rohheit versunken war, sie thaten ihr Werk und gründeten Kirchen; und die Anstellung von Hirten, die durch angestrenzte, unermüdete Thätigkeit Lust in dem Volke erweckten zum Kirchenbesuche, befreite das Land vom Papißthum, von der Unwissenheit und Barbarei, und erzeugte in unserer Vaterlande ein freies, gebildetes und frommes Volk. Zuerst also verschafften sie dem Volke die Gnadenmittel, dann wirkten sie darauf hin, daß das Volk sich gern und fleißig ihrer bediente. Auf diese Weise verfahren die Gründer der Schottischen Kirche; und der Erfolg hat herrlich ihre Weisheit gerechtfertigt.“

Die Schottische Kirche hat fast nur in den größeren Städten, da, wo die Bevölkerung der Kirche zu groß geworden ist, Sekten in ihrer Mitte entstehen sehen. Unter den 960 Kirchspielen in Schottland sind in 600 keine Dissentergemeinden; und außer im Hochlande, hört man in diesen nicht leicht von Mangel an kirchlichen Gnadenmitteln. Aber die kirchlichen Einrichtungen, welche ursprünglich für eine Million bestimmt waren, können jetzt nicht mehr zureichen, wo Schottland drittehalb Millionen Einwohner zählt. Wie reich aber selbst die großen Städte noch versorgt sind, das zeigt der statistische Überblick von Glasgow in dieser Schrift. In Glasgow befinden sich 28 Pfarrkirchen oder Kapellen der herrschenden Kirche mit 34,500 Eign. Dazu

kommen die Partheien, welche dem Princip einer Staatskirche nicht entgegenstehen, Burghers, reformirte Presbyterianer, Episkopalisten, Methodistens; diese haben neun Kapellen mit 9,917 Sigen; und die Dissenters, welche auf völlige Trennung von Kirche und Staat dringen; die vereinigte Secession Church mit neun, die Relief Church mit acht, die Independents mit vier, die Baptisten mit drei, die Relief-Independents, kirchlichen Presbyterianer, alten Independents, Unitarier, Quäker, je mit einer, die Katholiken mit zwei Kapellen, und die Versammlungssäle der kleineren Sekten, alle zusammen mit 34,965, so daß die Gesamtzahl der Sitze 69,000 übersteigt; es ist also beinahe einem Drittel der Bevölkerung möglich, zur selben Zeit die Kirche zu besuchen. Nun nimmt die vor uns liegende Schrift an, daß unter zehn Personen sechs die Kirche besuchen können; somit käme auf Glasgow eine Anzahl von über 60,000, die außer Verbindung mit der Kirche leben.

Um nun diesem Mangel abzuhelpen, sind zuerst die Dissenters und andere in ähnlicher Weise thätige Personen wirksam gewesen durch Gründung von Stadt-Missionen und sogenannten Christian Instruction Societies. Der Nutzen derselben hat sich auch als sehr groß erwiesen. Die ganze Stadt ist durch sie, nach Bezirken abgetheilt, von je zwei und zwei Missionaren regelmäßig besucht und damit namentlich auf den Kirchenbesuch der ärmeren Klasse bedeutend eingewirkt worden. Allein diese Bemühungen haben sich doch theils in sich selbst als unzureichend gezeigt — die obengenannte Schrift fragt: Warum soll denn bloß der Reiche seine Kirche haben, wo die christlichen Gnadenmittel ordentlich verwaltet werden, warum soll er sich bloß der Besuche ordinirter Geistlichen erfreuen, der Arme aber mit irgend einer Rede in einem Schul- oder anderen Zimmer von einem Stadt-Missionar und dem Besuch von einem Laien der Instruction Society sich begnügen? — theils hatte diese Thätigkeit der Dissenters neben dem Achtehrlichen doch in ihrer verkehrten Opposition gegen jede Art von Staatskirche und in ihrer Schärfe gegen die bestehende Kirche eine falsche und schädliche Beimischung. Während im Unterhause des Parlaments die Grundsätze des jetzigen Ministeriums von Appropriation des Kirchenguts zu Staatszwecken, namentlich allgemeiner Erziehung, noch sehr festen Fuß haben, scheint doch jetzt unter einem großen Theile der einsichtsvollsten Englischen und besonders Schottischen Christen eine entgegenge setzte Ansicht immer mehr Raum zu gewinnen. Die vor uns liegende Schrift enthält S. 45. eine merkwürdige Stelle aus einer Bittschrift der protestantischen Dissenters von Lewes in Sussex an den König. „Sire, wir können nicht ruhige Zuschauer des vermessenen und anmaßenden Verfahrens eines großen Theiles der Dissenters bleiben, da wir Papisten, Deisten, Unitarier, und, wir fügen mit Schmerz hinzu, Viele, die sich selbst protestantische Dissenters nennen, an dem allgemeinen Bunde gegen den — wie sie sagen — gemeinsamen Feind Theil nehmen sehen, der, wie wir aus ihrem Benehmen schließen müssen, die herrschende Landeskirche ist. Wir fühlen uns gedungen, es auszusprechen, wie sehr uns dies beunruhigt, und müssen als Christen feierlich gegen

dies freventliche Verfahren protestiren; wir bitten Ew. Majestät, versichert zu seyn, daß wir uns nicht mit Ungläubigen und mit denen, die die Gottheit Christi läugnen, noch mit denen, die ein auswärtiges kirchliches Oberhaupt anerkennen, in Bündniß einlassen; nein, mit Niemandem, welcher die Lehren der Kirche von England verächtlich behandelt, deren Hauptartikel wir mit der Schrift, dieser Grundlage des protestantischen Glaubens, übereinstimmend halten. Voll von diesem Eindruck, bitten wir Ew. Maj. eben so unterthänig als inständig, diejenigen Männer nicht in den höchsten Staatsämtern zu lassen, welche der Plünderung der Nationalkirche das Wort geredet haben, oder die ihre Einkünfte zur Beförderung des Papstthums verwandt wissen wollen, sondern solche, die eben so muthig die Protestantische Kirche vertheidigen, als die Heilmittel gegen anerkannte Mißbräuche anzuwenden suchen.“ — In den großen Städten Schottlands und Irlands fängt unter den Protestanten die kirchliche Parthei an, das Übergewicht zu gewinnen, und verfolgt ihre Gegner eben so sehr mit schlagenden Argumenten als mit treffender Satire. Ein charakteristisches Beispiel der letzteren ist ein Schreiben aus der Zeitung „the Scottish Guardian“, welches als fliegendes Blatt verbreitet worden ist und den Titel führt: „Vorschlag zur Bildung eines freiwilligen Schulvereines (Voluntary School Association), den christlichen Gliedern des freiwilligen Kirchenvereins (Voluntary Church Association) überreicht.“ Es wird darin auseinandergesetzt, welch ein schreiendes Übel, welch ein lästiger Gewissenszwang es sey, daß es noch immer in Schottland Parochialschulen gebe, in denen der Westminsterische Katechismus und die Bibel die Grundlage des Unterrichts bildeten; wie dadurch notwendig die Gewissen aller Atheisten, Deisten, Socinianer und Katholiken, die doch alle Steuern zahlen müßten, verletzt würden; und es werden diese alle in feuriger Begeisterung aufgefordert, sich mit den protestantischen Dissenters zu einem freiwilligen Schulvereine zu verbinden. „Von den Parochialschulen an bis zu unseren Universitäten hinauf darf in keinem Unterricht von dem Evangelium die Rede seyn. Der Sohn Gottes mag erwähnt werden, wie der Sohn des Sophroniscus; nie aber darf er „„der Weg, die Wahrheit und das Leben““ heißen; man mag Bezug nehmen auf das Neue Testament, aber nicht als auf Gottes Wort, sondern wie auf Xenophons Memorabilien; als auf ein geschichtliches Zeugniß von den merkwürdigen Reden und Thaten eines großen Mannes, wie Socrates.... Nein, nie darf der Staat eine Kirche fundiren, denn er beschützt und befördert sonst eine Sekte; nie darf er eine Schule oder ein College fundiren, wenn er es nicht von allem Sauerteige des Christenthums reiniget. Der Richter, wenn er auf seinem Stuhle sitzt, und dem Verbrecher das Todesurtheil ankündigt, darf in seiner amtlichen Eigenschaft nie als Christ sprechen, nie dem Unglücklichen von den Hoffnungen des Evangeliums sagen, nie ihn daran erinnern, daß er sich vorbereite, vor seinem künftigen Richter zu erscheinen, sondern wenn er sein Urtheil spricht, muß er reden wie ein Sabbucäer, oder wie ein Atheist. Geht eine Pest durch's Land, und streckt Zehntausende zu Boden, so darf die Obrigkeit

dieses christlichen Landes niemals Gottes Vorsehung feierlich anerkennen, nie das Volk auffordern, sich zu demüthigen unter seine gewaltige Hand. Wenn der Monarch seinen Thron bestiegt und seine Unterthanen anredet, mögen die großen Wahrheiten, Tröstungen und Hoffnungen des Evangeliums seinem Herzen auch noch so nahe stehen, nie darf er, als König, von der Gerechtigkeit reden, die ein Volk erhöht, und von der Sünde, die der Leute Verderben ist. Vom Throne bis zur Dorfschule ist Alles zu tiefem Schweigen und zu stummer Vergessenheit der Kraft und Hoffnungen des Evangeliums verpflichtet. Was auch immer Jemand als Mensch seyn mag, im Amte muß er des Christenthums sich entäußern. Wozu er als Mensch verpflichtet ist, dazu ist er in seiner einflußreichsten Stellung in der menschlichen Gesellschaft nicht verpflichtet; hier muß er die christlichen Lehren verlernen, und, wenn auch mit Widerstreben, sich entschließen, zu einem individuellen Christenglauben und einem nationalen Atheismus sich zu bekennen.“ — Auch die zu Anfang erwähnte kleine Schrift bekämpft von diesem Standpunkte aus die Dissenters mit den siegreichsten Waffen. Sie zeigt das Widersinnige in ihren politischen Theorien, wonach der Obrigkeit die Religion gleichgültig seyn soll, während doch alle ihre Zwecke nur mit Hülfe der Religion erreicht werden können. In Englisch-Schottischer Weise kämpft sie auch hier ganz mit thatächlichen Angaben, und zeigt, wie die Polizeiberichte der großen Städte, namentlich auch die von Glasgow, nachweisen, daß in den kirchlich am meisten vernachlässigten Theilen der Stadt auch bei weitem die meisten Verbrechen geschehen. Ferner weist sie das Verderbliche des Independentischen Grundsatzes nach, die Kirchen und Prediger lediglich auf die freiwilligen Beiträge der Gemeinglieder anzuweisen, woraus unvermeidlich die Folge erwachse, daß die Dissentergemeinden größtentheils aus Reichen, wenigstens aus Beitragsfähigen, bestehen, die Armen aber vernachlässigt werden. Seit 1821 haben nur für ein Drittel des seitdem entstandenen Zuwachses von Bevölkerung kirchliche Anstalten durch die vereinten Bemühungen der Kirche und der Dissenters geschafft werden können.

Mit wahrer Begeisterung ist daher besonders seit diesem Jahre in Schottland auf eine vielseitige Art der Gedanke verfolgt und dem Anfange nach ausgeführt worden, durch freiwillige Vereine für die Erweiterung und Erbauung von Kirchen, die Gründung von Pfarren und Schulen zu wirken, alsdann jedoch zur Ergänzung des Fehlenden die Hülfe des Parlaments in Anspruch zu nehmen. Die zu Anfang citirte statistische Übersicht ist den Königl. Commissarien zu diesem Zwecke überreicht worden. Die Grundsätze der Kirchenbaugesellschaft in Glasgow sind folgende: Ihr Zweck ist, in der Stadt Glasgow und den Vorstädten Parochialkirchen von der Gemeinschaft der Kirche von Schottland zu gründen. Wer 50 Pf. und darüber unterzeichnet, ist Mitglied der Gesellschaft und fähig, zu einem Beamten derselben erwählt zu werden. Das Besetzungsrecht der Pfarren soll das erste Mal in den Händen der Mitglieder der Gesellschaft ruhen; 50 Pf. Beitrag berechtigt zu einer, 100 Pf.

zu zwei Stimmen etc. Sobald die Kirche regelmäßig nach der Schottischen Kirchenverfassung organisirt ist, soll das Besetzungsrecht von der Kirk-Session (dem Presbyterium) und den männlichen Kommunikanten der Gemeinde von 21 Jahren und darüber in der Weise geübt werden, wie es die Majorität derselben festsetzen wird. Die ärmsten und verlassensten Gegenden der Stadt und ihrer Vorstädte sollen vorzugsweise zur Erbauung von Kirchen gewählt werden. Wenn nicht ganz besondere Umstände eine Ausnahme rechtfertigen, soll eine Kirche nie mehr als 1,000 Sitzplätze enthalten; keine neu gebildete Gemeinde soll mehr als 3,000 Seelen umfassen, in den ärmsten Bezirken wo möglich nur 2,500, damit die Pfarrgeistlichen zu der genauen Bekanntschaft mit ihren Pfarrkindern gelangen, und die pastorale Aufsicht über die Armen führen können, deren Beförderung der Hauptzweck der Gesellschaft ist. Dreihundert Plätze in jeder Kirche sollen einer für höchstens 2 Schilling (20 Sgr.), und zweihundert einer für höchstens 4 Schill. vermietet werden, die übrigen nach den Bestimmungen der Gesellschaft. Bei der Vermietung der Plätze sollen die Pfarrkinder allezeit den Vorzug haben, doch sollen alle, die einmal Sitze gemietet haben, sie behalten können, so lange sie wollen. Zwei Drittel wenigstens der Einnahme von den Sitzen soll zur Salairirung des Geistlichen verwendet werden; das Übrige zu Kirchenausgaben und Reparaturen. Wenn das Patronat der Gesellschaft auf die Kirk-Session übergeht, dann soll die Gesellschaft auch das Recht haben, ihre Rechte an jeder Kirche einer Anzahl von Trastees, die Glieder der Kirche seyn müssen, zu übertragen.

Mit welcher Begeisterung diese Sache jetzt dort betrieben wird, beweisen die eingegangenen Beiträge, welche in obiger Schrift verzeichnet sind. Es haben sich zwei Personen mit 500 Pf. St. (3,400 Thlr.), 71 mit 200 Pf. (fast 1,400 Thlr.), 60 mit 100 Pf. (684 Thlr.) unterzeichnet. Als ein großes Hinderniß solcher Unternehmungen in England sieht man dort das Patronatrecht an. Gegen die Bestimmungen des kanonischen Rechts, wonach das Recht, die Parochien zu theilen und zu organisiren, lediglich Sache des Bischofs ist,*) scheint es in England lediglich von dem Patron und dem Pfarrer abzuhängen, ob er die Entstehung eines neuen Kirchspiels innerhalb der Grenzen des feinen, oder eine Theilung zulassen wolle oder nicht. Wenn dann also die Zustimmung dieser Personen nicht zu erlan-

*) C. 3. X. de ecclesiis aedificandis (3, 48.), eine Decretale Papst Alexander's III. an den Erzbischof von York: „Ad audientiam nostram noveris pervenisse, quod villa quae dicitur H. tantum perhibetur ab ecclesia parochiali distare, ut tempore hiemali non possint parochiani sine magna difficultate ipsam adire . . . igitur mandamus, ecclesiam ibi aedifices, et in ea sacerdotem, sublato appellationis obstaculo, ad praesentationem rectoris ecclesiae majoris cum canonico fundatoris assensu instituas. . . Si vero persona matricis ecclesiae virum idoneum praesentare distulerit vel opus illud voluerit impedire, tu nihilominus facias illud opus ad perfectionem deduci, et virum bonum, appellationis cessante diffugio, instituere non omittas.“ Damit stimmt das Preuß. Landesrecht Th. II. T. 11. §. 238. 239. im Ganzen überein.

gen ist, stehen die Dissenters gegen die herrschende Kirche weit im Vortheil, da sie in der Errichtung ihrer Versammlungshäuser durch keine gesetzliche Bestimmung gehindert werden. In Schottland ist durch das Recht des Veto, welches vor zwei Jahren die Gemeinden bei der Predigerwahl durch den Patron erhalten haben, ein bedeutender Schritt geschehen, die zahlreichen älteren Dissenters, die Seceders, mit der Kirche wieder zu versöhnen, denn diese haben größtentheils wegen der Einführung des Patronatsrechts (unter der Königin Anna, 1710) von der Kirche sich getrennt. Man geht indeß jetzt noch weiter, und sucht die gänzliche Abschaffung des Patronatsrechts zu bewirken, indem man gefunden hat, daß an vielen Orten die Gemeinden aus Rücksicht auf den Patron ihr Veto nicht geübt, und dieses Rechts ungeachtet Personen wider den Willen der besseren Mehrzahl der Gemeinden in's Pfarramt gekommen sind. In England dagegen haben bis jetzt noch keine wirksamen Schritte gegen die Mißbräuche des Patronats gethan werden können, selbst die jetzigen Minister befinden sich deshalb in Verlegenheit.

Von derselben eifrig kirchlich gesinnten Parthei in Schottland, welche die bisher geschilderten Unternehmungen leitet, ist nun auch in der neuesten Zeit eine Gesellschaft gestiftet worden, die vielleicht wichtigen Einfluß gewinnen dürfte. Bekanntlich will das Parlament jetzt für die Nationalerziehung überall mehr thun, als bisher dafür geschehen ist; aber alle Freunde eines entschiedenen Christenthums stehen in lebhafter Besorgniß, daß in den vom Parlament gestifteten Unterrichtsanstalten nicht die lautere, kirchliche Lehre, sondern vermöge des Bestrebens, allen Partheien zu gefallen, eine veräümelte oder gemischte Religion gelehrt werden möchte; eine Auswahl von Bibelstellen und Bibellehren, die keinen Anstoß geben und dem Deismus sich nähern, an die Stelle der ganzen, vollen Wahrheit treten solle. Diese Befürchtung hat die Entstehung der Glasgow Educational Society veranlaßt, welche eine Normalschule und ein Schullehrer-Seminar zu stiften beabsichtigt, dazu bereits einen tüchtigen Mann als Direktor berufen hat, und wenn diese Anstalt bereits in vollem Gange ist, und als ein heilsames und auf acht Grundsätzen basirtes Institut sich erwiesen hat, dafür die Hülfe des Parlaments zu erlangen hofft. Überall gehen diese in kirchlichem Geiste handelnden Privatgesellschaften von dem Grundsatz aus: Von individuellen Lebenspunkten muß die Thätigkeit für das Reich Gottes in der Kirche beginnen; dann aber muß sie Sache der ganzen Kirche und des eng mit ihr verbundenen Staates werden. Sollte wirklich, was wir hoffen und wünschen, die heilsame Tendenz dieser Vereine um sich greifen und Einfluß gewinnen: dann dürften wir von Großbritannien aus noch ganz eigenthümliche und merkwürdige Erscheinungen in der gegenwärtigen so bewegten Zeit der Kirche Christi hervortreten sehen.

Litterarische Anzeige.

Die heilige Schrift nach Luther's Übersetzung mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen, herausgegeben durch Otto

v. Gerlach, Vicentiaten der Theologie und Pastor zu St. Elisabeth in Berlin. Fünfter Band (oder erster Band des Neuen Testaments): die vier Evangelien und die Apostelgeschichte.

(Schluß.)

Dabei dürfte es förderlich seyn, Analogien aus der Natur und dem Menschenleben, wie der Heiland selbst thut, Sentenzen, Tropen und überhaupt jene speciosa vocabula, welche rothe Backen und kräftige Muskeln haben, mehr zu Hülfe zu nehmen, die Sätze kurz und präcis zu fassen, und mit dem Abstrakten das Concrete immer so zu verbinden, daß jenes in diesem angeschaut wird. Wenn z. B. zu Joh. 5, 19. 20. gesagt wird, daß der Vater sein Wesen in den Sohn ausströmt, so könnte man auf das analoge Ausströmen der Wärme aus der Flamme zur Erläuterung hinweisen. Und wenn es weiter heißt, daß in dem Schoße des Vaters der Sohn die ewigen, göttlichen Gedanken schaut, so käme auch hier die Analogie zu Hülfe, daß in unserer Seele der Verstand die eigenen Gedanken schaut. Freilich ist es sehr schwer, die blasse Büchersprache, an welche wir uns gewöhnt haben, mit Fleisch und Blut zu überkleiden und ihr den Sauerstoff mitzutheilen, der zum Athmen so wesentlich nöthig ist, den aber die Abstraktion ihr entzogen hat; allein daher kommt eben die Engbrüstigkeit der gelehrten Commentare.

Um sein Bibelwerk noch nützlicher zu machen, beabsichtigt der Verfasser, einige Anhänge beizufügen, die auch für sich in einem kleinen Bändchen verkauft werden sollen: eine Ergänzung der jüdischen Geschichte für den Zeitraum zwischen dem Alten und Neuen Testament, eine Übersicht der Geschichte des apostolischen Zeitalters, eine geographische Beschreibung von Palästina mit einer Karte, vielleicht auch ein Register über Personen, Örter und fremde Namen, so wie einige Exkurse über wichtige biblische Begriffe (Opfer, Wunder, Fleisch und Geist u. s. w.). So fände der Leser Alles beisammen, was er zu seiner Belehrung über die Geschichte und Statistik des Reiches Gottes wünschen kann.

Der Geist des Herrn wolle zur Fortsetzung und Vervollendung der Arbeit die Kraft geben. Wir wünschen dies um so mehr, da die Behandlung des N. T. in dieser Weise, wie sie beim R. begonnen hat, vorzüglich Noth thut, aber auch sehr schwierig ist. Hier ist der ganze Boden durch die historische Kritik verwüstet und mit Trümmern bedeckt; die Gregese hat ihren Fuß daran gestossen, und weiß sich keine Bahn zu machen. Hier tritt für den Verf. noch die besondere Schwierigkeit ein, daß er einen Deutschen Text zum Grunde legen muß, der an manchen Stellen, wie im Hiob und in den Psalmen, den rechten Sinn verfehlt hat. Desto verdienstlicher aber wird man die Arbeit desselben achten, und Viele werden es ihm danken, wenn er ihr Führer in's gelobte Land seyn und ihnen die heiligen Stätten, die Wunder und Zeugnisse Gottes deuten wird.

Riel im September 1836.

J. Asmussen.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 1. Oktober.

N^o 79.

Unsere Gymnasialbildung nach den über die Lorinser'schen Anklagen erschienenen Schriften. *)

Vielleicht dürfte es den Lesern der *Ev. K. Z.* nicht unangenehm seyn, den Fortgang einer Angelegenheit zu überblicken, die ihnen schon neulich vorgelegt worden, und die einen so engen Zusammenhang mit den kirchlichen Zuständen zum Theil hat und noch mehr haben sollte. Denn die Kirche sieht mit inniger Liebe auf alle Schulen hoffend hin, und mit besonderer Sehnsucht nach den Gymnasien zurück, den Pflanzschulen ihrer Heilsboten. Sie möchte zwar vor Allem, daß die Gymnasiallehrer gegen das antike Heidenthum, das sie ihren Zöglingen predigen, und gegen das moderne, das diese in die Schule mitbringen, zum Heil der jungen Seelen und des ganzen Vaterlandes mit Wort und Beispiel selbst christliche Missionsdienste leisteten; aber sie bedarf demnächst auch der Gelehrsamkeit und jener Bildung, die man mit Recht die klassische nennt. Die Kirche hat das lebhafteste Interesse daran, daß die gelehrte Schulbildung möglichst hoch erhalten oder gehoben werde. Sie hat ja nicht nur die apologetische Sorge, daß die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht den Kindern der Welt an Klugheit

gewachsen seyen, sondern es muß ihr auch am Herzen liegen, daß Gott geliebt und gepriesen werde mit allen Kräften der Seele.

Es war vorauszu sehen, daß über die von Dr. Lorinser angeregte Schulfrage viele Schriften erscheinen würden; denn die große Menge der Lehrer, lauter schreibfertige Leute, waren alle theilhaftig, am meisten die Direktoren der Gymnasien. Gar bald trat daher ein alter schriftgeübter Schulmann (A.) auf, um seine Jugend mit der Gegenwart zu vergleichen und zwischen damals und jetzt Lob und Tadel zu theilen, und ruft: aufwärts! vorwärts! Ein junger Lehrer (B.) vertheidigt die Gegenwart mit Festigkeit; der Direktor (C.) eines der modernsten Gymnasien behauptet die pädagogische Geltung seiner Anstalt; ein älterer einer uralten Schule (D.) stimmt in die Anklagen ein, und leitet sie auf höhere Gesichtspunkte. Dazwischen stellt sich ein wissenschaftlicher Arzt (E.), um durch das Schwert der Zahl Wahrheit und Unwahrheit zu scheiden, und ruft dem Vorwärts ein Halt entgegen; ein hochgestellter Beamter (F.) verschärft aber die Vorwürfe durch ungünstige Zeugnisse über die junge Beamtenwelt gelehrter Bildung. Dies zunächst in der Hauptstadt. Darauf ertönen Stimmen aus den Provinzen, aus Torgau eine (G.), die für ihren Gesichtskreis alle Beschul-

*) A. Sygea und die Gymnasien von Theodor Heinsius. Berlin 1836.

B. Zur Würdigung der Angriffe des Herrn M.-R. Lorinser auf unsere Gymnasien von Dr. Mügel. (In der Beilage zu Nr. 9. der Litt. Zeitung von Büchner für 1836.)

C. Osterprogramm des Berliner Real-Gymnasiums vom Direktor Dr. E. J. August.

D. Osterprogramm des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster vom Direktor G. J. S. Köpfe.

E. Bemerkungen über den Einfluß der Schulen auf die Gesundheit von Dr. Froberg, Prof. der Medicin zu Berlin.

F. Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen von Hoffmann (Geh. Staatsrath). Medicinische Zeitung, Berlin Nr. 16.

G. Aufsatz des Prof. Müller, Rektor des Gymnasiums in Torgau, im Eremiten von Gleich.

H. Meus sana in corpore sano. Ein freimüthiges Wort über u. von Marquard, Prediger und Lehrer am Waisenhause und Königl. Pädagogium zu Züllichau.

I. Gutachten über die Schrift des M.-R. u. von F. W. Thienemann (Prof. am Königl. Pädagogium in Züllichau).

K. Lorinser's Beschuldigung der Schulen, widerlegt von Fr. Aug. Gottthold, Direktor des Königl. Friedrichs-Collegium zu Königsberg in Preußen.

L. Gedanken über die jetzige Gymnasialverfassung im Königreiche Preußen von Dr. Hermann August Riemeyer, Direktor der Frankeschen Stiftungen in Halle.

M. Die Schulfrage der gegenwärtigen Zeit. Ein Dialog. Berlin.

N. Die Streitfragen über den Unterricht vom Standpunkte der Seelenlehre und der Weltgeschichte von einem alten Schulmann. Berlin.

O. Lorinser und Heinsius oder Einiges über Leben und Lehren an den Preussischen Gymnasien u. von Dr. G. W. Grote (Lehrer am Gymnasium in Stargard).

P. Über einige vermeintliche oder wirkliche Mängel der jetzigen Schulanstalten u. von F. W. Braut, Prof. und Direktor des Gymnasiums zu Brandenburg.

Q. Über die Nothwendigkeit der Trennung von Gymnasien und Realschulen und einer Reform des Gymnasialunterrichts von G....r. Berlin.

R. Über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht von Dr. Max Schmidt, Rektor der lateinischen Hauptschule, Con-Direktor der Frankeschen Stiftungen zu Halle.

S. Zur Vertheidigung der Gymnasien gegen die Beschuldigungen u. von A. Benary, A. Kersch, A. Seebach, Oberlehrer am Könlischen Real-Gymnasium zu Berlin.

T. Zur Beleuchtung der Schrift des Herrn Med. Lorinser von Dr. Fr. Krig, Königl. Prof. am Gymnasium zu Erfurth.

U. Verhandlungen des pädagogischen Vereins zur Geselligkeit über die Lorinser'sche Frage zum Druck befördert durch Prätorius, den Schulfreund. Berlin.

V. Freimüthige Gedanken über eine zweckmäßige Umgestaltung der Gymnasien von L. B. Jüngst, Lehrer am Gymnasium zu Bielefeld.

digungen abweist, aus Züllichau zwei, die eines Geistlichen (H.), die freilich nichts weniger als geistlich klingt, und die eines vielverdienenden Lehrers (I.), der die Vorwürfe des Arztes mit Vorwürfen gegen die Eltern erwidert; vom Kneiphofe in der zweiten Hauptstadt des Reichs erschallt die kräftige Stimme (K.) eines Vertheidigers der Gelehrtenschulen, der in sieben und zwanzigjähriger Direktion sein Gymnasium zu den belobtesten des ganzen Vaterlandes erhoben hat. Hierauf folgt (mein Chronolog ist der Buchhändler) die ruhige Untersuchung eines jungen Mannes (L.), der von seinem berühmten Vater mit der Direktion der Frankeschen Stiftungen in Halle auch die Liebe zur Pädagogik geerbt hat. Nun kamen zwei Namenlose, M. mit einem ziemlich unbeholfenen Dialog, welcher die Gedanken bis dahin erschienenener Aufsätze popularisirt und mit wenigem Eigennem vermehrt, und N., ein eklektischer Philosoph, der wahrscheinlich früher Lehrer, nun aber Esoteriker, die Gymnasiasten zu eroterischen Philosophen im Geiste der Zeit bilden will. Der nächste Schriftsteller (O.) ist ein muthvoller und ernstgesinnter Reformator, der das Princip der Erziehung predigt, leider aber das des Unterrichts zu wenig erfasst zu haben, und in allerhand Außerlichkeit befangen zu seyn scheint. Darauf spricht sich ein scharfsinkender Mann aus Brandenburg (P.) kurz und gut über vielerlei Verbesserungen aus. Der halbe, für Reformaten aber ganze Anonymus, Q., repräsentirt darauf wieder die Hauptstadt mit stilistischer und pädagogischer Überlegenheit; R. aber übertrifft alle an Gründlichkeit der Untersuchung und Vielseitigkeit der Ansicht, so daß das Trichordon (S.) für sein gedankenreiches Loblied auf die Gegenwart nur mit Schwierigkeit dem Ref. erneute Theilnahme abgewinnen konnte. Während des Referirens stellten sich noch drei sehr verschiedene Buchstaben ein, das harte und scharfe T., aus einer Südspitze des Reichs, der nicht säuberlich mit Herrn Lorinser fährt, das lebenslustige U., das bei einem Tischgespräch Lob und Tadel der Gymnasialverfassung vielfach hin- und herwendet, und von einem Juristen unter Beirath eines Schulmannes verfaßt zu seyn scheint. Mein Exemplar von U. bricht mit S. 48. plötzlich ab mitten in der Rede, vermuthlich zu absichtlicher Ironie. Denn der Streit kann sich lange fortspinnen, wenn noch mehrere Schriftsteller auftreten wie V., welche alle Gymnasien, eins in jeder Provinz ausgenommen, in Bildungsanstalten verwandelt wissen wollen, in denen Alles, nur nicht Griechisch und Lateinisch, zu lehren wäre.

Von allen diesen Schriften läugnet das Vorhandenseyn aller oder etlicher der von Dr. Lorinser angezeigten Gymnasialkrankheiten keine einzige. Denn wir müssen auch das als eine Beistimmung ansehen, wenn das Daseyn der Uebel theilweise oder ganz geläugnet, aber hinterher die häusliche Erziehung oder der Zeitgeist angeklagt wird als eine Quelle von Zersuretheit, Trägheit, Unwissenschaftlichkeit und Ungesundheit (so B. C. I. K. S. T.), oder wenn M. das blasse und hohle Aussehen der Primaner und Sekundaner durch die Behauptung erledigen will, die Hälfte der jungen Männer in Städten vom sechzehnten bis zwanzigsten Jahre sähe blaß und hohl aus,

und doch würden später kräftige Gestalten daraus, oder wenn G. die Vorwürfe nur auf Gymnasien größerer Städte passend findet, oder wenn H. nur sein Pädagogium, seltene Fälle ausgenommen, von allem Uebel, die gefellige Unbehilflichkeit abgerechnet, ganz frei spricht, weil in Züllichau gutes Wasser, gesunde Luft und wohlfeiles Obst zu haben wäre, und später kaum mit einem Worte das „Tabagiren“ erwähnt, während sein College K. sich zu folgenden Äußerungen veranlaßt findet S. 21.: „Die Schüler wollen, und nach dem Willen vieler Eltern sollen sie sogar, in den geselligen Cirkeln Erwachsener, bei Thees, Bällen, Maskeraden, im Schauspiele etc. erscheinen, um, wie es heißt, gutes Benehmen zu lernen; sie wollen, gleich vielen Erwachsenen, Rauch-, Ess-, Trink- und Spielgesellschaften haben, theils in ihren Wohnungen, theils außerhalb derselben in den Tabagien, Weinstuben und Kuchenläden; denn so müßten sie, sagen sie, von den Schulanstrengungen sich erholen. — Ihr im Publikum, die ihr zu den genußsüchtigen, nur nach Lußen hin lebenden, schlaffen Eltern und Erziehern gehört, habt den Commandostab über eure Söhne und Pflegebefohlenen verloren. Ihr seht Schuld, daß ihnen die ernstlichen Forderungen der Schule nicht mehr schmecken, daß sie eitel, allerweltskug, vorlaut, aufgeblasen erscheinen. Wundert euch nicht, wenn sie träge und verdrossen für die Schularbeiten sind.“ Der Hauptunterschied in Hinsicht des Thatbestandes findet also in der Begründung desselben statt. Denn während, wie gesagt, B. C. I. K. S. T. die Schuld außerhalb der Gymnasien finden, stellen H. L. N. O. R. V. sie als eine innere dar, aber A. D. E. P. Q. U. sowohl als eine innere als äußere, M. endlich sieht nirgends eine Schuld außer „vielleicht“ in den zu hochgestellten Anforderungen des Staates. Die Schädlichkeit unserer Gymnasialstudien für die körperliche Gesundheit heben am stärksten hervor E. L. O. R. V., läugnen am stärksten C. G. K. I. T. Wie mannichfaltig sich nun dieser Gegensatz auch noch schattirt, da ja Leib und Seele in so enger Wechselwirkung stehen und wie wenig daher auch eine solche bloße Aufzählung zu sagen scheint, so kommt es doch am Ende gar sehr auf persönlichen Zeugnisse an, wenn man den Einfluß geistiger Thätigkeiten oder eines gewissen Grades von an sich unschädlichen Körperhaltungen, z. B. dem Sitzen, auf einen lebenden Organismus bestimmen will. Ein näheres Eingehen ist uns aber hier nicht gestattet: Denn eine Kirchenzeitung muß ihr Hauptaugenmerk darauf richten, wie sich die verschiedenen Anklagen, Vertheidigungen und Verbesserungsvorschläge zu den Forderungen der christlichen Kirche verhalten. Indes bittet Ref. doch die Leser, noch ein wenig bei der Feststellung des Thatbestandes verweilen zu wollen, zumal da er, durch jene Schriften aufmerksam gemacht und eines Besseren belehrt, sich genöthigt sieht, einige Behauptungen, die in dem früheren Aufsatze dieses Blattes ausgesprochen worden, zu berichtigen. Lassen wir auch bei dieser wichtigen Angelegenheit unsere Aufmerksamkeit nicht zu früh ermatten etwa durch solche Vergleichen, wie sie L. im Beginn seiner Schrift aufstellt. Er weist darauf hin, wie schon bei Homer (Od. II. 276.) die Meinung vorherrscht, daß

die Nachkommen schlechter sind als die Vorfahren, wie Horaz die vier ihm nächsten Menschenalter in eine fallende Proportion setzt, *) wie dergleichen Klagestimmen im vorigen Jahrhundert nicht selten waren, ein Bewußtseyn, das Seneca, de benef. I. 10., in die Worte zusammenfaßt: „Darüber haben unsere Vorfahren geklagt, darüber klagen wir, darüber werden unsere Nachkommen klagen, daß die Sitten verwüstet sind, die Nichtigkeit herrscht, die Welt immer schlimmer und gottloser wird.“ Um der erschlaffenden Wirkung dieses paralysirenden Parallelisirens zu entgehen, waffne man sich mit der Einsicht, daß in jedem laudator temporis acti und jedem ernstern Rückblick auf die bons vieux temps eine Seite (a parte ante) jener allgemeinen Sehnsucht nach einem Besseren sich ausdrückt, aus welcher alles Ideale der menschlichen Brust erwächst. Es kann es nun einmal das menschliche Geschlecht nie vergessen, daß es einst im Paradiese war, und die Leere, welche durch den Verlust des göttlichen Ebenbildes entstanden ist, läßt sich nun und nimmermehr füllen, es sey denn durch den, der Alles in Allem erfüllet, weil die ganze Fülle der Gottheit in ihm leibhaftig wohnt. Aus dieser Rückerinnerung quillt alle Liebe und Freude zur Geschichte und historischen Poesie. Zweitens aber vergesse man nicht, daß die Griechen und Römer nicht bloß geklagt haben, sondern wirklich in allmählicher Erschlaffung zu Grunde gegangen sind, daß die Klagen der Deutschen im vorigen Jahrhundert durch die Napoleonische Unterdrückung bestätigt worden.

Wären aber jene Klagen auch hundertmal ohne thatsächliche Bestätigung geblieben, so könnte es uns doch gar nichts helfen, wenn Andere mit Unrecht über etwas geklagt hätten, worüber wir mit Recht klagen müßten. Ref. will gern eingestehn, daß er sich mit dem Herrn Prof. Forriep durch die Mortalitätstabellen hat täuschen lassen, und daß diese Berechnungen für Unschädlichkeit der Gymnasialstudien nicht das geringste beweisen (R. S. 22.); aber dennoch kann er die normale Arbeitszeit von neun, ja zehn Stunden für jeden Werkeltag, wenn sonst alles den richtigen Gang ginge, nicht als nachtheilig für die Gesundheit erkennen. Daß aber der Eifer mancher, vielleicht vieler Lehrer und Anstalten die häuslichen Arbeiten über die Gebühr vermehre, und daß dazu besonders die gänzliche Gleichstellung aller Unterrichtsgegenstände in ihrer großen Masse eine häufige Veranlassung gebe, das muß ich den Herren H. L. O. P. R. U. einräumen. Ich kann selbst noch das Zeugniß eines wahrheitsliebenden Mannes und Gymnasial-Direktors hinzufügen, der mir gesagt hat, unter vier bis fünf Stunden häuslicher Arbeit kämen seine Primaner nicht weg. Stanz aus der Seele und Erfahrung des Ref. sind besonders auch die Schilderungen bei L. P. R. U. von der Lähmung und Abtödtung der Geistes- und Körperkräfte durch die Vorbereitung auf das Abiturientenexamen, welches nach dem neuesten

Reglement (L. S. 30. u. U. S. 47.) nicht leichter, sondern schwerer geworden ist. „Wer mit Ehren abgehen will,“ sagt L., „kann nicht anders, er muß das ganze Materiale, woran sich sein Inneres kräftigen, woran sich sein Geist allseitig bilden sollte, von der letzten bis zur ersten Klasse mit sich fortzuschleppen; denn er soll davon im Examen vollständige Rechenschaft abgeben. Er hat also in dem letzten Jahre seines Schullebens neben den bereits angegebenen Repetitionen in der Geographie, Geschichte, Mathematik und Physik auch noch die Einleitung in das N. und R. L., die Kirchengeschichte, die Logik und Psychologie und das unendliche Gebiet der Naturgeschichte (der Verf. hat Litteraturgeschichte und allgemeine Grammatik zu zählen vergessen) durchzunehmen, um eines guten Ausgangs der Prüfung gewiß zu seyn. Je mehr seine Gedanken auf diesen Ausgang gerichtet sind, je energischer er sich seinetwegen abmüht, je lebendiger ihn die Überzeugung, daß das Lehrer-Collegium bei der Prüfung durchaus gewissenhaft verfahren werde, durchdringt, desto trauriger ist sein Zustand, desto gewisser bringt er gerade die wichtigste Zeit seines Schullebens nutzlos hin, desto mehr ist er in Gefahr, durch unablässiges Anhäufen von Kenntnissen, deren er in der Geschwindigkeit nicht Herr werden kann, wenn nicht, wie Lorinser sagt, zu einer wahren Imbecillität des Geistes zu gelangen, doch sich körperlich aufzureiben und geistig zu erlahmen.“ Damit stimmt R. an mehreren Stellen, welcher auch S. 38. die nächsten Folgen durch einige Worte aus Beneke's Erziehungs- und Unterrichtslehre nachweist: „Ein nicht geringer Theil der Studirenden thut in dem ersten Universitätsjahre so gut wie gar nichts.“ Da hören wir, auf welche Weise die tröstliche Erscheinung herbeigeführt wird, die irgend einer der Verfasser anmerkt und Ref. auch oft beobachtet hat, daß die blassen Examinaten in der ersten Universitätszeit sich wieder erholen. Es läßt sich also nicht füglich mehr ablängen, daß theils gewisse gesetzliche Einrichtungen auf unseren Gymnasien, theils nicht selten vorkommende und durch das Gesetz selbst veranlaßte Überschreitungen des Gesetzes auch auf die Gesundheit der Schüler nachtheilige Einflüsse haben können.

Nichts desto weniger ist aber auch Folgendes wahr: Die leiblichen Nachtheile bei unserer Jugendbildung sind gering gegen die geistigen und sittlichen und nur durch und nach Verbesserung dieser letzteren ohne noch größeren Schaden aufzuheben. Die Gesinnung ist schlaff, darum sind auch die Leiber schlaff, oder die Gesinnung ist durch böse Kräfte stark, darum wird Stärke des Leibes gesucht nicht zum Guten thun, sondern zum Bösen thun, zur Trägheit und Üppigkeit. Sollen die Behörden sich der Gefahr aussetzen, daß am Ende gar nichts geleistet werde? Und das wäre unfehlbar der Fall, wenn man sich nach den Neigungen vieler Eltern und Kinder richten wollte, wie sie der Direktor Gotthold S. 5 und 6. darstellt: „Da aber die herrschende Richtung der Europäischen Bildung eine höchst materielle und grobsinnliche ist, so kann es nicht fehlen, daß sie Alles, was der höheren Menschenbildung angehört, verachtet und verwirft, und

*) Carm. III. 6. Damna quid non imminuit dies?
Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorum.

nur das, was Geld und Gut, Ehre und Genuß gewährt, als einen der Studien würdigen Gegenstand betrachtet." Es ist in unseren Schriften von A. bis V. gar viel vom Zeitgeist die Rede und zum Theil mit großer Ehrfurcht vor ihm, „dem gebieterischen," als verlange er mit Recht die Realbildung, und als hätte die Obrigkeit mit Recht ihm durch Steigerung der Ansprüche an die Gymnasien gewillfahret. Denn wie viele schätzbare Nachrichten über die große Zahl der Lehrgegenstände in früheren Zeiten auch A. B. K. L. R. beibringen, so erkennen doch L. und R. ganz recht, daß, etwa das Latein ausgenommen, jetzt, wo so viele Fachlehrer angestellt sind für Geographie, Naturbeschreibung, Geschichte und Mathematik, von der Jugend mehr gefordert wird als sonst. Man könnte sagen, die Vermittelung der in unserem früheren Aufsätze erwähnten drei Lehrmethoden, des Fach-, Continuations- und Klassensystems, werde jetzt der alleinigen Geisteskraft der Schüler zugemuthet. Manche (A. B. C. I. K. S. T.) rühmen dabei die Vortrefflichkeit der neueren Unterrichtsmethoden, das rationelle, systematische, philosophische Verfahren der Lehrer und Lehrbücher, als wodurch alle durch das vermehrte Unterrichtsmaterial etwa entstehende Überlast vollständig aufgewogen würde. Daß aber dieses eine leere Einbildung ist, daß grade durch diese wissenschaftliche Gestaltung des Unterrichts über das Vermögen der Jugend hinausgegangen werde, das haben L. P. Q. R. mit Grund der Wahrheit erwidert und damit eine viel objektivere Lehrgabe beweisen, als ihre Gegner, nämlich einen väterlichen Sinn. Die letzten Decennien haben jugendliche Lehrer und Direktoren besonders hochgehalten. Nun kann sich allerdings, wie bei L. und R., die beide noch ziemlich jung seyn müssen, auch bei jugendlichen Direktoren einige Väterlichkeit einstellen; allein an sich ist große Jugend bei einem Lehrer und noch mehr bei einem Direktor gradezu ein Fehler, der gewiß auch nicht übersehen worden wäre, wenn man nicht die Erziehung dem Unterricht, wie im Allgemeinen die Gesinnung dem Wissen, so tief untergeordnet hätte.

Der Jugendunterricht ist ein so wenig abstraktes Ding, beruht so sehr auf gegenseitiger Lebensmittheilung, daß unsere Streitsache sich nothwendiger Weise immer mehr auf das Gebiet der Persönlichkeit ziehen wird. Ein Anfang ist schon damit gemacht, doch der Anfang des Anfanges ist freilich ziemlich schwach. H. greift S. 6. die Lehrer an, nur leider von einem zu sehr außerhalb des wissenschaftlichen Lebens und der Wahrheit liegenden Standpunkte, um noch etwas Wesentliches zu treffen: „Es gehört nun einmal zu den Eigenthümlichkeiten des Lehrers- und Gelehrtenstandes, daß Viele seiner Glieder, ohne das Leben eigentlich zu kennen und der Beachtung werth zu

halten, ihre auf's Abstrakte gerichtete, man möchte sagen nur „logische“ Thätigkeit für die einzig wahre Quelle alles Heils halten und daher, ohne auf die dringendsten Anforderungen des Lebens Rücksicht zu nehmen, ohne an das *medium tenuere beati* (man sollte fast glauben, es spräche hier ein Pariser Wohlhabender vom juste milieu) zu denken, ohne endlich es für möglich zu halten, daß ein mit dem relativ besten Schulzeugniß zur Universität entlassener Gymnasiast nicht selten als ein wahrer Ignorant in Absicht auf die alltäglichsten Dinge und Requisite des Lebens, des Augenlichts zur Hälfte schon beraubt und des Gebrauchs seiner Gliedmaßen, mit Ausnahme der zum Schreiben gewöhnten Hand, zum Theil unfähig, als ein wirklich beslagenwerther Mensch die Schule verläßt, — keine Gränze finden für die Anforderungen, welche an den Fleiß und an die Leistungen ihrer Schüler und Pflegebefohlenen gemacht werden müßten.“ In ganz anderem Style und Sinne tadeln auch R. und U. das Überschreiten der Schulverordnungen durch zu viel fordernde Lehrer. Q. S. 6. greift dieselben von einer anderen Seite an: „Dazu kommt, daß man in Folge des Zeitgeistes selbst in der Schule die jungen Leute immer höher schraubt, und nach dem sogenannten Humanitätsprincip Sekundaner und Primaner als junge Herren behandelt, und es an Lehrern, nicht bloß von Seiten der Privatpersonen, tadeln, wenn sie einmal bei kindischen Fehlern, bei altflugem Troge, Schüler höherer Klassen als Kinder strafen (doch meine ich nicht etwa körperlich!); daß man bestimmte Abstufungen der Strafen macht und eine scharfe Gränze zieht zwischen unteren und oberen Klassen und in letzteren die Knaben als junge Männer behandelt wissen will, als ob sie so plötzlich die Kinderschuhe auszögen, während sie noch sehr häufig im Gewande der sogenannten Flegelsjahre einhergehen. Indem sie so gewöhnt werden, sich in Allem den Erwachsenen und Erfahrenen gleich zu stellen, gewöhnen sie sich auch, ein Urtheil über Alles zu haben und bereiten sich darauf vor, als Studenten, auf dem Gipfelpunkt ihrer Wünsche, selbst Welthandel- und Politik in den Kreis ihrer Beurtheilung zu ziehen. — Sonderbares Ergebnis! Die Schüler behandelt man als Erwachsene, um nachher die Studenten gleich Schulknaben in Controлле nehmen zu müssen.“ Mit Recht sagt daher M. S. 33.: „Man bilde und erhalte sich gute Lehrer. Dies wird von allen Schulreformen die wirksamste und segensreichste seyn.“ Der siebente Verbesserungsvorschlag des Direktor Gotthold lautet: „Man forge für Lehrer, die nicht bloß die erforderlichen Kenntnisse besitzen, sondern auch Pädagogen sind,“ und U. klagt S. 41. über Mangel an pädagogischen Seminaren für Gymnasiallehrer.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 5. Oktober.

N^o 80.

Unsere Gymnasialbildung nach den über die Vorinserschen Anklagen erschienenen Schriften.

(Fortsetzung.)

Wer ist nun aber ein guter Lehrer oder Pädagog? Eine Antwort steht M. S. 31.: „Wer vor allen Dingen die wahre christliche Liebe zur Menschheit in seinem Herzen trägt, wer sich in seinem Amte selbst verläugnet und nur seiner Schüler Wohl will; wer alles Selbstische und Eitle fern hält, wer unermüdlich und sorgsam für die ihm Anvertrauten wacht; wer über das Böse zürnt und die Tugend belohnt, nicht den Personen großt oder seine Gunst schenkt, wer, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, diese nicht seiner Ehre, sondern seiner Schüler wegen stets mehrt und neu verarbeitet; wer sich bemüht, aus jeder Lektion ein Kunstwerk zu bereiten: der wird ein guter Lehrer seyn.“ Diese Antwort ist zwar ein wenig tautologisch und trägt nicht bloß in der Forderung, persönliche Gunst und persönliche Liebe zur Wissenschaft auszuschließen, den Schein eines unwahren Wortgepräuges; aber was von christlicher Liebe und Selbstverläugnung gesagt wird, das zeigt den rechten Weg. Es kann ja freilich Niemand ein rechter Pädagog seyn, dem nicht das Gesetz ein Pädagog zu Christo gewesen ist; es kann Niemand ein rechter Erzieher seyn, der nicht selbst gezogen ist vom Vater zum Sohne, um durch den Sohn wieder zum Vater zu kommen, und bei welchem dieser lebendige Kreislauf der christlichen Pädagogik nicht das ganze Leben immer mehr und mehr durchdringt und umfaßt. Der Theolog H. hätte sagen sollen, es fehle vielen Lehrern eine lebendige Erkenntniß des höchsten Guts, darum wüßten sie auch keine rechte Skala anzulegen an die übrigen Güter des Lebens von der Wissenschaft herab bis auf die Freundlichkeit, womit ein Clubgenosse dem anderen einen Stuhl anbietet. Es fehle vielen Lehrern eine lebendige Erkenntniß des Verdienstes Jesu Christi, wie viel es ihm gekostet, das wir erlöst sind; sonst würden sie ihre theuer erkauften Miterben des Reichs, die Gymnasialisten, nicht zu Werkzeugen ihres Ehrgeizes mißbrauchen, sondern zu Trägern der Herrlichkeit und Güte Gottes ausbilden. Es hätten sich gar zu viele Lehrer von der christlichen Kirche innerlich emancipirt, und so mangle ihnen freilich ein pädagogisches Seminar, worin sie immer wieder auf die Quellen der wahren Erziehungsgrundsätze, das Wort Gottes, das Gebet und die heiligen Sacramente, zurückgewiesen würden. Dergleichen unpersönliche Persönlichkeiten würden dem Geistlichen wohlangestanden haben, so wie seinen übrigen Alphabetsgenossen von A. bis V.

Da es nun gewiß ist, daß auch Schulverbesserungen sich an Personen und Zustände an schließen müssen; so werden wir

der vorliegenden Sache und den Zwecken unserer Zeitschrift gemäß handeln, wenn wir die verschiedenen Schriften nach den Spuren beurtheilen, die sich darin von christlicher Erkenntniß offenbaren.

Von allen diesen Schriften ist keine, die den Religionsunterricht aus dem Kreise der Gymnasialstudien ausschloße. Der Philosoph N. läßt es S. 23. noch zweifelhaft, ob in Prima eine oder zwei Religionsstunden statt finden sollen, wie denn auf dem Berliner Real-Gymnasium in den fünf oberen Klassen wirklich nur eine angesetzt ist (f. C. S. 51.). I. S. 4. erzürnt sich über solche, die „etwas Religion“ und nicht überhaupt Religion gelehrt haben wollen. L. S. 33.: „Jeder dringt, um dem Gymnasium den sittlich-religiösen Charakter, den es mit allen Schulen gemeinschaftlich haben soll, zu bewahren, auf Ertheilung von Religionsunterricht.“ P. S. 22. stellt als Zweck der Gymnasien auf gründliche Geistesbildung, ernste, sittliche Erziehung und tüchtige Kraftentwicklung des Charakters, und klagt S. 11., daß die neuere Lebensansicht die Erziehung in körperlicher wie in moralischer und religiöser Hinsicht nicht berücksichtige. R. S. 75. gibt zwei Gründe für Beibehaltung des Religionsunterrichts an, erstlich den großen Einfluß des Christenthums auf die ganze Gestaltung des Geistes und Lebens seit seinem Auftreten, und zweitens, seine vorzugsweise Bestimmung, „den Menschen die unmittelbare Verbindung mit dem Übersinnlichen, Göttlichen zu gewähren und seine sittliche Kraft zu heben und zu stärken, beides von solcher Bedeutung, daß ohne dasselbe das ganze übrige Leben mit allen anderen Kräften nichts ist. Es muß deshalb dieser Unterricht durch die ganze Schule hindurchgehen, wie er ja auch durch das Institut der Kirche für das ganze Leben fortbesteht.“ T. S. 23. sagt, die Religion gehöre allen Schulen zu, welches Ziel sie auch verfolgen mögen, so wie er auch S. 28. den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes für die Hauptbeschäftigung am Sonntag erklärt. Wenn nun eine solche Gesinnung recht erfreulich ist, so bleibt doch die Hauptfrage noch übrig, was nämlich die verschiedenen Verfasser für Religion halten. Denn nach Augustinus*) ist ein großer Unterschied zwischen Annahme und Bekennniß, zwischen dem Erkennen des Zieles ohne Kunde des Weges und zwischen dem Wege selbst, der zum beseligenden Vaterlande führt, das man nicht bloß sehen, sondern auch bewohnen soll. Da das Christenthum noch mehr ein Leben als

*) Aug. Confess. VII. 20.: Quid interesset inter praesumptionem et confessionem, inter videntes quo eundum sit nec videntes qua et viam ducentem ad beatificam patriam non tantum cernendam sed et inhabitandam.

eine Erkenntniß ist, so kann es ja keine christliche Ansicht von der Schule geben ohne christliche Ansicht von der Welt und von der Kinderstube, noch wahre Werthschätzung des Religionsunterrichts ohne wahre Schätzung aller übrigen Unterrichtsgegenstände. Es ist daher ein Widerspruch, wenn A. den Religionsunterricht für nothwendig erklärt, und doch S. 25. ausspricht: „Die Gränze zwischen Gymnasium und Universität war bisher noch nicht scharf und bestimmt gezogen. Fest steht sie nur in Ansehung der positiven Wissenschaften der Theologie, Jurisprudenz und Medicin, zu denen jeder abgehende Primaner als *tabula rasa* kommt.“ Nach Luther gehören bekanntlich zur Bildung eines Theologen *oratio, tentatio, meditatio*. Wer also beten, Versuchungen erkennen und bekämpfen und den Zusammenhang der christlichen Lehre und Geschichte aus der heiligen Schrift und Schulvortrag einsehen gelernt hat, der ist keineswegs *tabula rasa*, und eine Schule, die sich nicht darum kümmerte, ob ihre Schüler ganz leer für die Theologie wären oder nicht, könnte keine christliche genannt werden. Oder wenn es doch ein Gymnasium dahin bringen könnte, daß seine Zöglinge *tabulae rasae* für die Theologie wären, so nämlich, daß in ihren Herzen kein Widerstand mehr vorhanden wäre gegen die den werkstolzen Leuten ärgerliche und den weisheitsstolzen theokratische Lehre von Jesu! Eine viel durchsichtigere Scheidewand zwischen Schule und Kirche wird von S. S. 26. angenommen bei löblicher Anerkennung der Macht des Christenthums. „Dem Einreißen dieses Sinnes (eines materiellen, nur auf Bequemlichkeit und Luxus gerichteten) einen kräftigen Damm entgegenzusetzen, wird eine wesentliche Aufgabe derer, welche die Lehren der Religion und Wissenschaft in Kirche und Schule zu verbreiten berufen sind. Der Schule, welche die Mittel hiezu vorzüglich in der Wissenschaft suchen soll, bieten diese vor Allem darin sich dar, daß sie die Schüler erkennen läßt, wie die Geschichte des Menschengeschlechts nicht nur in jenem Streben nach Unterwerfung der Natur besteht (wie es sich S. 25. in der gewerblichen Richtung der Gegenwart zeigt), sondern noch eine andere Seite von höherer Bedeutung hat in dem Ringen nach der Idee.“ Insofern der Materialismus eben aus der fleischlichen Gesinnung, also aus der Feindschaft wider Gott entspringt, ist alle Erziehung zum Ideal eine ungenügende Waffe gegen ihn. Sonst wäre ja die alte Welt selbst nicht von ihm besiegt worden. Diese konnte nur durch das Evangelium aus der Knechtschaft des Materialismus gerettet werden, so auch nur die Gegenwart. So viel jedoch darf man zugestehen, daß die Jugend, welche ja über jenem Abgrund des Zeitgeistes eben durch das Flügelkleid der Jugend sich noch schwebend erhält, durch die Ideale noch höher gehoben wird. Aber man wechselt heut zu Tage nur gar zu leicht die klassische Idealität in ihrer germanisch-christlichen Lichterscheinung mit dem bloßen heidnischen Alterthum. Entschiedener spricht sich K. S. 12. aus: „Glaube Niemand, daß ich gedenke, die Griechen zu Religionslehren zu machen. Wie viel, wie Herrliches sie lehren, die Religion lehre uns ewig der größte aller Lehrer, Jesus Christus und das N. T. Dies Buch und die Werke der genannt-

ten Griechen (Platon, Demosthenes, Herodot, Thukydides, Xenophon, Homer, Aeschylus und Sophokles), sie werden, so viel ich begreife, für immer der Coder der wahren Bildung für das menschliche Geschlecht seyn und bleiben. Außer dieser allgemeinen Empfehlung der Griechischen Pitteratur und Kunst tritt aber für unsere Zeit noch eine besondere ein. Jede Zeit hat ihre einseitige Richtung, welche dem Staat und den Einsichtsvollen durch Gegenmittel in den gehörigen Schranken zu halten geziemt. Die Einseitigkeit unserer Zeit sind die alles beherrschenden materiellen Interessen, welche die Völker immer tiefer in den widerwärtigsten Egoismus versenken, so daß auch das letzte Fünkchen der christlichen Demuth, des rechten Patriotismus und des gegenseitigen Wohlwollens zu erlöschen droht und jedem rein geistigen, höheren und edleren Streben die Wurzel zersessen und die Blüthe abgebrochen wird. Dieser Einseitigkeit nun muß vor Allem das Christenthum und das Griechenthum, als das sicherste Hemm- und Heilmittel, entgegengesetzt, erhalten und gepflegt werden.“ Was würde wohl der Herr Direktor Gotthold sagen, wenn Jemand irgend ein Geisteswerk von ihm und die Exercitia der Tertianer seines Gymnasii zusammenstellen und für gleich heilsam und bildend erklären wollte? Und was in dieser Vergleichung unpasend ist, besteht doch nur darin, daß sie nicht nachtheilig genug für den irdischen Lehrer ausfällt. Denn Sokrates und Plato hätten doch erst, wie wir, werden müssen wie die Kinder, sonst hätten sie nicht in das Himmelreich kommen können. Oder darf denn der gelehrteste und begabteste Lehrer zu seinen Septanern sagen, Jes. 55, 9.: „So viel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege und meine Gedanken denn eure Gedanken?“ Die Griechische Bildung besteht guten Theils im Verständniß des rechten Maases: hier ist es am Plage, das rechte Maas zu halten. Diese Gleichstellung also Griechischer Schriftwerke und der Lehre Jesu Christi, die er selbst nicht einmal dem etwa unklaren Prophetenbegriffe der Juden preisgeben wollte, sondern sie unumwunden dem Vater beilegte (Joh. 7, 16.), die Himmel und Erde und doch wohl auch alle Nationalbildung überdauern wird (Matth. 24, 25.), diese Gleichstellung, sag' ich, ist zwar durchaus der Wahrheit und Ehrfurcht zuwider, aber dennoch bei einem Manne etwas milder zu beurtheilen, der von außerordentlicher Bewunderung gegen die Griechen durchdrungen ist. Denn nachdem er S. 11. gegen die Feinde des Griechischen Unterrichts tapfer das Schwerdt geschwungen, fährt er in seiner lebhaften Weise also fort: „Was soll ich mir Zwang anthun? Wen soll ich scheuen? wenn ich dich liebe, mein Vaterland, wenn ich dir und deiner aufstrebenden Jugend meinen Dienst weihe? Heraus mit dem, was ich seit Jahren auf dem Herzen habe! Nicht bloß den Gymnasien sind die Griechen unentbehrlich, auch für euch, ihr Real- und Bürgerschulen, ihr Real-Gymnasien, ihr polytechnischen Schulen für Maler, Bildhauer, Baumeister, Musiker und Jeden, der mehr als ein Handarbeiter, der ein wahrhaft gebildeter Mensch seyn will, für euch Alle gibt es in der weiten Welt kein anderes Heil als in den Griechen.“ Die

Gymnasien nämlich sollen sie in der Urschrift, die unteren Schulen in Übersetzungen studiren. Möchte es doch dem hochverdienten Manne gefallen, einmal mit Bedacht zu lesen, was über Freisprechung des Genies vom Gesetz ein Mitarbeiter dieser Zeitung, Jahrg. 1834 Nr. 94., vorgetragen hat. Er würde, bei seinem moralischen Ernste, der ihn auch befähigt, die Zeichen der Zeit oft sehr scharf zu erkennen, gewiß sein Urtheil in mancher Hinsicht fester stellen, und nicht so leicht in Gefahr kommen, eben jene Beurtheilungsgabe plötzlich sich verdunkeln zu lassen, wie S. 46.: „jetzt, wo man vor Allem durch jedes religiöse, sittliche und kunstschöne Element, ohne ermüdende Predigten, das Gefühl und den Willen zu einem edlen Charakter zu erheben auf's Eifrigste bemüht ist.“ So lange Augustinus zwischen Plato und Christus umherschwanzte, war für ihn keine Ruhe zu finden. Ähnlich geht es unserem Autor S. 20.: „Wer kann die Ursachen des allgemeinen Verfalles der Gesundheit hinwegräumen? Nur Einsicht und guter Wille Aller, oder doch der Meisten und Besten. Ob die Einsicht und der gute Wille aber im Abnehmen oder Zunehmen sind, das möge Jeder nach seiner eigenen Erfahrung, Einsicht und Sittlichkeit entscheiden. Männer, wie der Ober-Consistorialrath Fr. Littmann,*) verzweifeln wirklich und vielleicht ist in unseren Tagen die göttliche Vorsehung die einzige Schutzwehr gegen Verzeiwung.“ Allerdings schützt nur der vor Verzeiwung, der (1 Petr. 1, 20.) zuvor versehen ist, ehe der Welt Grund gelegt ward, aber geoffenbaret zu den letzten Zeiten um unfertwillen, die wir durch ihn glauben an Gott, der ihn auferwecket hat von den Todten und ihm die Herrlichkeit gegeben, auf daß wir Glauben und Hoffnung zu Gott haben möchten. Man hört übrigens dem ernststen Manne an, daß er ein sittliches Princip auch für Verstandes- und Geschmacksurtheile erheischt und in das leere Humanitätsgeschrei nicht einzustimmen geneigt ist. Gewiß wäre ihm der Schlusssatz der Schrift H. sehr mißfällig. S. 24.: „Glück und Lohnes genug, wenn (das Schriftchen des Verf.) ein Samenkorn wäre, in welchem der große gute Geist, der unser Geschlecht durch die Schule für's Leben erzieht, durch beide aber dasselbe seiner wahren Bestimmung für die gegenwärtige und die zukünftige Welt immer näher bringen will, darin einen gedeihlichen Keim entdeckte, welcher beachtet und gepflegt zu werden verdiente. — Wo dieser Schutzgeist (die Humanität) über dem heranwachsenden Geschlecht wacht und waltet: da wird die Jugend, frisch, fromm und frei, in immer reicherm Maße zur Freude der Eltern, zum Wohl des Vaterlandes und zum eigenen Heil durch die Erziehung sich bewahrt und gefördert sehen das eble, ja edelste Lebensgut: Mens sana etc.“ Gibt es denn nicht zweierlei Humanität, eine wiedergeborene und eine un-wiedergeborene?

*) Dieser gelehrte und sehr begabte Mann hat nämlich zwei umfassende Schriften geschrieben: über die Bestimmung des Gelehrten und seine Bildung durch Schule und Universität, 1833; Blicke auf die Bildung unserer Zeit und auf Wissenschaft und Kunst der Bildung, 1835, auf deren letztere sich unser Verfasser oben bezieht.

Oder sollen wir dem Mikodemus die Humanität absprechen? Er hatte doch sicherlich, wie er in der Nacht zu Jesu kam, mehr davon, als jene Mitglieder des jungen Europas, die auch die Humanität zu ihrem Stichwort gemacht haben, und nächstlich zusammenkommen, um den Mord eines bereuenden Eidgenossen zu beschließen.

Wir wenden uns zu unserem Philosophen N. Er beginnt seinen Aufsatz also: „Bei allen Gegenständen des Denkens ist das erste Gesetz: keiner Autorität zu huldigen; Keinem zu glauben als sich selbst, seiner Vernunft. Dies würde aber sehr verderblich werden, wenn es nicht ein anderes Gesetz gegenüber hätte: daß man vorher die für jedes Urtheil nöthigen Kenntnisse so wie hinlängliche formelle Verstandesentwicklung erlangt habe.“ Sein weltgeschichtlicher Standpunkt ist dieser, S. 15.: Zwei Strahlen der Gottheit haben sich in diese Welt gesenkt, einer in die Natur, einer in den Menschen. S. 16.: „Die erste Stufe der Menschheit war der Naturzustand, von dem der Dichter singt: „„Glückliches Volk der Gesilde! zc. 1c.““ Dann drängt sich ein Triumvirat hervor: Verstand, Gemüth und Phantasie: die religiöse und dichterische Zeit; aber der Verstand siegt, doch stirbt er bald an Oberflächlichkeit, „bis endlich die Vernunft oder die tiefer gelegene Wurzel, aus welcher alle jene einzelnen Schößlinge hervortrieben, zu einem neuen einheitlichen Stamme emporwuchs.“ Das nenne ich mir doch noch Weltgeschichte! Welcher reizend schnelle Überblick! Man sollte denken, er trabte auf einem Strauß durch die Wüste! „Das gegenwärtige Zeitalter in seinen Führern ist als das vernünftige, das wissenschaftliche oder philosophische zu bezeichnen.“ Es ist als solches nicht mehr den poetischen Anregungen hin gegeben (D. und R., welche mit Recht über Mangel an poetischer Schwungkraft unserer Jugend klagen, werden nun plötzlich die wahre Ursache erfahren haben), nicht mehr den Anschauungen und sinnlichen, materiellen Bestrebungen. Aber diese hohen Kenntnisse gehören S. 18. nur für den Meister, nicht für den Schüler, „denen ziemt erst gläubig zu lernen.“ Ein vernünftiger Direktor würde sich auch dergleichen Wirrwarr in seinen Klassen sehr verbieten. Aber o die arme, arme Jugend, wenn dieser alte Schulmann irgendwo die Religionsstunden zu geben hätte, und ihnen nun den exoterischen Glauben beibringen wollte! Ref. würde nichts weiter von ihm anführen, wenn nicht leider mehrere der besseren Schriften über unsere Angelegenheit mit dem Philosophen in folgendem Satze übereinstimmen. S. 18.: „Die eine Wahrheit, in verschiedener Weise, in der Religion, Kunst, Geschichte, Natur, wie in der Wissenschaft entgegentretend, wird auch in der letzten (der Wissenschaft) als der eine weiße Strahl sich in die verschiedenartigen Farben . . . spalten. L. S. 42.: „Die Offenbarungen des menschlichen Geistes in Sprache, Religion, Kunst, Geschichte.“ M. S. 53.: „Je weniger nun Menschenwort und Menschenrückfichten auf die Entstehung eines Gedankens gewirkt haben, je mehr er ein reines Erzeugniß des sich selbst bewußten Geistes ist, desto mehr wird er zum göttlichen Worte, und deshalb auch, wo er am vollkommensten auf solche Weise erscheint, göttliches oder Gottes

Wort genannt. Von jeher hat man daher als die reinste und nährreichste Quelle der Belehrung und geistigen Bereicherung diejenigen Schriften betrachtet, die für Erzeugnisse des in dem Menschen sich offenbarenden, unmittelbaren oder göttlichen Geistes galten: die heilige Schrift und die Werke des Alterthums, so weit in ihnen jene Unmittelbarkeit und Freiheit des Geistes sich zeigt." Der Verfasser wird sich wohl hinter diese letzte Einschränkung flüchten, wenn man ihn fragen wollte, ob er wohl bedacht, daß er damit die *Lysistrata* des Aristophanes und die *Ars amatoria* des Ovid und die ganze Masse antiker Zoten, die wahrlich rücksichtslos und unmittelbar genug sind, der heiligen Schrift gleichgestellt habe; immer aber wird er doch ein Nestchen von dem heidnischen Schriftwesen übrig behalten wollen, das er nach seinem Satze für Gottes Wort und der Bibel vollkommen gleich erklären muß, und das ist wahrlich anstößig genug. Diese Schrift überhaupt gibt ein trauriges Beispiel von Unklarheit in christlicher Erkenntniß und äußerlichem, leblosem Gebrauch, d. h. Mißbrauch biblischer Begriffe. S. 59.: „Das veredelte Menschliche, das wiedererworbene Ebenbild Gottes ist es, was wir an unserem Mitbruder lieben.“ S. 23.: „Wenn nur beständig das Streben lebendig ist, das Ebenbild Gottes in der Menschheit herzustellen, dann thun wir, was in menschlichen Kräften liegt.“ Kann denn ein Bruder den anderen erlösen? Muß er's nicht ansehen lassen ewiglich? S. 30. nennt er die Schuljugend „das unbefangene Alter, das nur die Tugend und das innere Verdienst würdigt und gewürdigt wissen will; denn Gott hat es den Unmündigen geöffnet.“ Nur Schade, daß unsere Gymnasialjugend nicht mehr unmündig ist in diesem Sinne. S. 29. des Dialogs läßt er seinen Pastor aussprechen, ein Lehrer finde die größte Belohnung in der Liebe seiner Schüler, „wenn er sagen kann: „in Munde der Unmündigen habe ich mir ein Lob zubereitet.““

Sobald man aufhört, das Gute und Böse des Lebens und der Wissenschaft nach Gottes Wort und der Ähnlichkeit des Glaubens (Röm. 12, 7.) zu messen, verliert, wie schon oft gesagt worden, alle Schätzung aller Dinge ihre feste Haltung. Davon gibt es in unseren Schriften mehr als ein Beispiel. N., welcher S. III. der Verrede geschrieben hatte: „den ersten Stein werfe aber der auf uns, der sich ganz frei von diesem Wahnsinn (nämlich die Wahrheit zu besitzen) weiß,“ läßt sich S. 17. also vernehmen: „Die ächte und wahre Philosophie aber ist eben nichts anders als der edelste, ätherische Theil der Vernunft.“ Meint er vielleicht das neue Leben in Christo? Nein, denn er fährt also fort: „In Jedem ist er da, regt sich, entfaltet sich, aber es ist noch die unbewußte Kraft, die alle edle, großartige Entschliefungen, alles erfolgreiche Schaffen und Handeln in Kunst, Wissenschaft und Leben bedingt. Deren sich bewußt zu werden, sie auszusprechen, in ihrer Einheit, als Sy-

stem, darzustellen, die Wissenschaft der Philosophie, die volle ganze Wahrheit im Begriffe und in Worten zu fassen — das ist das ewige, letzte und höchste Bedürfnis der zur Vernünftigkeit heranreifenden Menschheit.“ Ähnlich R. S. 68. Die wissenschaftliche Vorbildung der Staatsdiener muß auf einer historischen und philosophischen Grundlage ruhen. Durch die Philosophie werden wir uns der Zielpunkte bewußt, „in denen alle Wissenschaft und alle menschliche Thätigkeit aufgehen, in welchen sie sich concentriren soll.“ Auch hier muß man die philosophische mit der religiösen Grundlage identificiren, wenn es wahr bleiben soll, daß ihr Ziel das Ziel des ganzen menschlichen Lebens enthält. Das scheint aber nach S. 38. nicht die Meinung des Verfassers zu seyn, der einen Gegensatz zwischen Theologie und Philosophie anerkennt: Auch die Examina nach der Schulzeit verlangen ein übermäßiges Material positiver Kenntnisse und schaden dadurch, „zumal wenn, wie auf vielen Universitäten der Fall ist, die Professoren der Universität selbst das erste theologische Examen abhalten, wodurch mehr als man wädhnen möchte, eben sowohl die wahre Studienfreiheit, welche bisher das Palladium Deutscher Universitäten gewesen ist, untergraben, wie auch den philosophischen Disciplinen auf Universitäten Luft und Sonne entzogen wird.“ Hat denn der Verf. nicht bemerkt, daß er hier etwas fordert, was er an anderen Stellen für unnöthig erklärt hat? S. 59.: „Und in der That, denkt man sich ein einsichtiges und reichliches Lehrer-Collegium, so wird man zugestehen müssen, daß ein Abiturientenexamen nicht nöthig ist.“ Für die Schullehrer verlangt er Zutrauen in die Rechtlichkeit und Unpartheilichkeit ihres Urtheils, den Universitätslehrern soll ein gleiches Zutrauen nicht gewährt werden? Will man aber den geistigen Einfluß der Lehrer und ihrer Gesinnung auf ihre Zuhörer aufheben, so muß man nicht bloß die Examina, sondern das Lehren selbst aufheben. Und das wäre denn die wahre Deutsche Studienfreiheit! Wozu freilich noch kommen müßte, daß die Justizbehörden gezwungen würden, auch diejenigen Juristen anzustellen, die z. B. bloß die Indischen Vedas studirt hätten, die geistlichen, die freien Liebhaber des Koran, und die medicinischen die Wasserdoctoren. Denn mit der Luft und Sonne, welche den philosophischen Disciplinen dann durch keine positive Brandmauer mehr benommen würden, möchte doch in einem civilisirten Welttheile schwieriges Haushalten seyn, und es würde von selbst die Lust nach einer besseren Vertheilung der irdischen Güter geboren werden mit ihrer Nachkommenschaft. Weit entfernt, den Herrn Dr. Schmidt dieser Konsequenzen zu beschuldigen, hat Ref. nur zeigen wollen, wohin es führt, wenn man sich ein wenig durch das Tagesgeschrei betäuben und verlocken läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 8. Oktober.

N^o 81.

Die Kritik des Herrn Dr. Baur im Verhältniß zur Wissenschaft und zum Glauben. *)

In keinem Zweige der Theologie hat die neuere und neueste Zeit so viel Unfug getrieben und so viel Verwirrung angerichtet, wie in der Kritik der heiligen Schriften. Denn auf keinem anderen theologischen Gebiete weiß sich der Unglaube so sehr den Schein der wahren Wissenschaft, die das Recht und die Pflicht habe, das Interesse des wahren Glaubens zu vertreten und mit demselben Hand in Hand gehe, zu erborgen, als eben in der Kritik. Es erklärt sich dieses aus dem Verhältniß, in welchem die Kritik zu den übrigen theologischen Disciplinen steht: während nämlich diese unmittelbar mehr oder weniger an den ihnen aus der Schrift überkommenen Gegenstand, den Inhalt des christlichen Glaubens, gebunden sind, und sich nicht von demselben losreißen können, ohne sich selbst aufzugeben, steht die Kritik nach außen vor, sie soll erst bestimmen, was zur heiligen Schrift gehört, was nicht, sie kann daher auch nicht schon durch dieselbe gebunden seyn, sondern muß sich nach allgemeinen auch anderweitig anerkannten Gesetzen bewegen. Freilich verhält sich die Kritik nicht auf gleiche Weise zum N. T. wie

*) Der Herausgeber findet sich veranlaßt zu bemerken, daß, so wenig wie der vorliegende Aufsatz gegen Dr. Baur, auch der frühere: Die Zukunft unserer Theologie, von ihm herrührt. Er will sich durch diese Erklärung nicht etwa der Verantwortung entziehen, die Verunglimpfungen des Herrn Dr. Baur von sich abwägen. Er weiß, daß die Verantwortlichkeit des Herausgebers im Wesentlichen dieselbe ist, wie die des Verfassers, und muß im vorliegenden Falle selbst darauf verzichten, diejenige Differenz zwischen beiden geltend zu machen, welche wirklich statt findet. Er bekennt sich zu dem Inhalte beider Aufsätze in seinem ganzen Umfange und eben so zu ihrem Tone. Der Grund seiner Erklärung ist vielmehr folgender. Herr Dr. Baur legt ihm den Aufsatz: Die Zukunft unserer Theologie, mit der größten Zuversicht, mit der zweifellosesten Gewißheit bei. Damit liefert er eine recht handgreifliche Probe von dem Werthe seiner gerühmten objektiven Kritik. Die Zuversicht, mit der er den Aposteln ihr Eigenthum abspricht, wird nun so leicht Niemand mehr irre machen. „Weissage, wer es ist, der dich geschlagen.“ Diese Aufforderung, welche an den Herrn, der sich auf die herrlichste Weise als den legitimirt hatte, für den er sich ausgab, nur die rohe Verstocktheit richten konnte, ist in dem vorliegenden Falle durchaus billig und gerecht. Wer sich der kritischen Unfehlbarkeit rühmt, der zeige, ehe er auf die heilige Schrift zufährt, seinen Glauben aus seinen Werken erst auf einem Gebiete, wo man ihn controlliren kann, und wo der Irrthum unschädlich ist. Wie schlecht diejenigen, welche der Schrift Meister seyn wollen, bestehen werden, wenn sie dies Meisterstück liefern sollen, das sehen wir hier an einem merkwürdigen Beispiel.

zum N.; denn wenn man es genau nimmt mit den Worten Christi und seiner Apostel, so wird mit ihrer Auctorität auch die Wahrheit des Alttestamentlichen Kanons stehen und fallen; und wenn die neueren Kritiker sich meistens mit dem beliebten Ausspruche: Christus und die Apostel seyen keine Kritiker, von diesem Zeugniß zu entbinden suchen, so ist dies nur ein böses Zeichen, das zu noch weit schlimmeren Erwartungen berechtigt. Mit dem N. T. verhält es sich aber auf jeden Fall anders, denn hier beruht die Scheidung des Apostolischen und Nichtapostolischen, des Kanonischen und Apokryphischen auf keinem überlieferten göttlichen Zeugnisse, wir sind also an die historische Untersuchung gewiesen. Aber Jeder, der überzeugt ist, daß die Kirche auf den Grund des Wortes Gottes erbaut ist, und auch noch heute auf keinem anderen Grunde ruht, und daß das Ziel aller theologischen Bestrebungen kein anderes seyn darf, als das Heil der Kirche zu fördern, der wird ermeßten können, mit welcher Treue und Gewissenhaftigkeit die Kritik das ihr zugewiesene Amt zu verwalten habe, der wird wissen, daß, je freier sie sich bewegen darf, sie nur um desto vorsichtiger und sorgfältiger in ihren Principien und Methoden seyn müsse. Denn welche schwere Verantwortung ladet sie auf sich, wenn sie nachlässig und gewissenlos von den heiligen Schätzen der Kirche etwas veruntreut! Nachdem aber das Wort Gottes im Werth gesunken ist, ja, da man anfang, es immer beschwerlicher zu empfinden, daß neben und über dem eigenen Menschenwort ein Gotteswort in der Welt vorhanden seyn sollte, hat die Kritik der heiligen Schrift diese ihre hohe Verpflichtung verkauft; anstatt ernstlich und freulich über ihre Schätze zu wachen, hat sie leichtsinnig und freventlich Eins nach dem Anderen preisgegeben; sie, die eine heilige Thürhüterin seyn sollte am Tempel des Herrn, treibt mit gottlosen Tempelräubern schändliche Buhlerei. Je mehr sie anfang, sich ihrer Wissenschaftlichkeit zu überheben und zu rühmen, desto unhaltbarer wurden ihre Principien, desto gemeiner ihrer Künste; aber um desto leichter und rascher ging es von staten mit der Aufräumung von allen Seiten, ganz besonders aber unter den Alttestamentlichen Büchern, deren sich Niemand annehmen wollte, weil auch die Wahrgesamten anfangen, sich derselben zu schämen. Sehr verderblich wirkte vornehmlich die Verbindung der heiligen Kritik mit dem Princip der sogenannten inneren Gründe; dadurch entledigte man sich des lästigen Gewichts der äußeren Zeugnisse, welche bekanntlich bei unseren heiligen Büchern zahlreicher und bei weitem bedeutender sind, als bei irgend einem Produkte der heidnischen Litteratur, und man gewann somit freien Spielraum für die aufräumende Kritik. Jenes Verfahren nach inneren

Gründen beruht nämlich darauf, daß alles, was als geschichtlich anerkannt werden soll, bereits in dem für die Vernunft Gegebenen und von ihr Aufgenommenen enthalten seyn muß, und ist recht eigentlich für eine arge Frucht des Hochmuthes der modernen Vernunft zu halten, die sich in ihrer armeligen Reflexion und Spekulation vollkommen genügt, nichts von Außen aufnimmt und die Geschichte verachtet und verwirft; dieses Verfahren ist daher nicht bloß unhistorisch, sondern gradezu antihistorisch, es sucht die Geschichte zu beschränken und an seinem Theile zu vernichten, je nach dem Maasse, als Einer sich in seinen unfruchtbaren abstrakten Sätzen abschließt, und damit gegen alle Belehrung der Geschichte verschließt. Es ist aber leicht einzusehen, daß dieses einseitige Princip der inneren Gründe nirgends zerstörender wirken muß, als eben auf dem heiligen Gebiete: denn wenn nichts Anderes für historisch anerkannt werden soll, als was der Mensch in sich bereits irgend wie gegeben findet, so kommt es nur darauf an, weit genug zurückzugehen, um von dem in der heiligen Schrift Gegebenen ein Stück nach dem anderen wegzulängnen. Freilich hat es hier noch Niemand zur vollen Konsequenz gebracht, welches auch nicht leicht möglich ist, weil der Mensch, zur Wahrheit geschaffen, die Lüge nicht consequent auszubilden vermag. Auch ließ sich die Sache vor wenigen Jahren so an, als ob man, nachdem man mit der Verdächtigung und Verwerfung heiliger Schriften zu einem gewissen Culminationspunkt gekommen war, nun allmählig wieder einklenken und zu einer nüchternen Kritik zurückkehren wollte. Da fing man aber an, die Resultate der neuesten Philosophie entschiedener auf die Theologie und namentlich auch auf die Kritik anzuwenden. Je unhistorischer nun aber und besonders unbillicher sich diese Philosophie gestaltete, um desto heftiger mußte der Sturm wieder losbrechen; und in dieser Krisis sind wir noch begriffen. Nun ist es aber die Aufgabe der Kirche und Aller, die sich als ihre Diener wissen, auf die Gefahr, die uns von dieser Seite bedroht, aufmerksam zu machen, und vor derselben kräftig zu warnen, um so mehr, da jene Kritik überall mit der Ummaßung der höchsten Wissenschaftlichkeit auftritt, und unsere Zeit sich nur gar zu leicht durch hochtrabende Redensarten imponiren und verführen läßt. Man hat freilich diese mahnende und warnende Stimme der Kirche auch so verstehen wollen, als ob darin die ängstliche Besorgniß liege, es möchte jener Kritik wirklich einmal gelingen, alles Gotteswort in gemeines Menschenwort umzuwandeln; und diese Besorgniß wird dann mit vieler Angelegentlichkeit und Ueberhebung als ein Zeichen großen Schwachglaubens, ja des Unglaubens, und einer beschränkten Ansicht von der Wissenschaft dargestellt. Allein weit gefehlt; man gibt durch solche psychologische Erklärungen nur zu verstehen, daß man trotz aller Redensarten nicht einmal im Stande ist, sich in die Seele eines gläubigen Christen hineinzudenken, sonst müßte man wissen, daß wir mit unerschütterlicher Gewißheit halten an dem Worte unseres Herrn: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen; daß wir allen Kritikern, die ihr

Talent und ihren Fleiß mißbrauchen, mit sieghafter Freudigkeit und Zuversicht zurufen:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und keinen Dank dazu haben.

Aber freilich, wenn auch das Wort Gottes an und für sich unerschütterlich feststeht, so haben es damit noch nicht Alle; wenn unser Geschlecht die Perle mit Füßen tritt, so kann das Reich Gottes einem anderen Geschlechte gegeben werden, das seine Frucht bringen wird. Darum warnt die Kirche namentlich vor den Verführern, indem sie weiß, wie schnell sich namentlich unsere jungen Theologen von den Blendwerken der falsch berühmten Kunst der modernen Kritik bethören lassen und durch eine heillose Zweifelsucht großen Schaden nehmen an ihrer Seele.

In diesem Sinne und Interesse hat nun auch die *Ev. K. Z.* an ihrem Theile auf die neuesten Erscheinungen der radikalen Kritik mit lehrender und warnender Stimme hingewiesen, und unter andern auch auf die verderbliche kritische Richtung, wie sie in der Schrift des Herrn Dr. Baur in Tübingen über die Pastoralbriefe vorliegt, aufmerksam gemacht und dieselbe mit dem bekannten Buche von Strauß zusammengestellt. Dies hat nun Herr Dr. Baur sehr übel aufgenommen, und sich gedungen gesehen, in einer „abgenöthigten Erklärung“ in der Tübinger Zeitschrift, die er auch besonders hat abdrucken lassen, zu antworten. Wir wollen hier die argen Verunglimpfungen des Herausgebers und der Tendenz der *Ev. K. Z.*, welche sich Dr. Baur in diesem Aufsatze erlaubt hat, nicht berühren, sondern uns an die Sache halten, und die frühere Erklärung dieser Blätter über Dr. B. zu rechtfertigen und weiter zu begründen suchen, wozu auch die „abgenöthigte Erklärung,“ obgleich darin alle Künste zur Vertheidigung aufgeboten werden, mehrfache Belege liefern wird.

Die Hauptanklage, welche in der „abgenöthigten Erklärung“ gegen die Parallelisirung der Baur'schen Schrift mit denen von Strauß und Batke erhoben wird, besteht darin, daß jene Beschuldigung nicht weiter begründet worden sey. Nun geht es schon aus dem Obigen hervor, daß wir allerdings der Meinung sind, eine falsche Kritik könne und müsse aus allgemein wissenschaftlichen Gründen widerlegt werden. Aber es ist doch wohl klar, daß weder die Tendenz dieser Zeitschrift noch die jenes Aufsatze eine vollständige gelehrte Würdigung der Schrift von Dr. B. gestattete. Allein abgesehen davon, ist denn nicht schon die Angabe der Thatsache, daß Dr. B. nicht bloß die drei Pastoralbriefe, sondern auch den ersten Brief Petri, den Brief an die Philipper,*) und das Evangelium Marci verwerfe,

*) In dem früheren Aufsatze war aus einer etwas zweideutigen Äußerung B's. über den Philipperbrief geschlossen worden, daß auch dieser Brief von Dr. B. bereits zu den unächtigen gezählt werde. Daß dieser Schluss nicht ganz ohne Grund war, zeigt das spätere Geständniß des Dr. B.; indem er uns nun kund thut, daß er allerdings schon seine Zweifelsgründe gegen diesen Brief zu Papier gebracht habe. Aber auch abgesehen davon, erklärt er ja schon in seiner früheren Schrift den Brief

eine Begründung jener Behauptung? Jeder, welcher weiß, wie fest beglaubigt alle jene Schriften sind, muß erkennen, daß eine Kritik, welche die Aechtheit derselben läugnet, den historischen Boden der Zeugnisse verlassen habe und in eine subjektive Willkühr gerathen sey, die durchaus keine Bürgschaft mehr gebe, daß sie irgendwo anhalten werde. Aber Dr. B. behauptet ja immer aus Gründen zu verfahren, ja er meint einen eigenthümlichen kritischen Standpunkt eingenommen zu haben, den er mit dem hohen Namen des objectiv historischen belegt. Allein wer sich nur ein wenig in der Kritik umgesehen hat, der wird wissen, wie wenig auf kritische Gründe zu geben ist, wenn die Zeugnisse zurückgestellt und verachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Gymnasialbildung nach den über die Vorinserischen Anklagen erschienenen Schriften.

(Fortsetzung.)

Eine besondere Beachtung der *Ev. R. Z.* verdient die Schrift *O.*, da der Verf. nur deshalb seine Feder in Bewegung gesetzt hat, um Erziehung zur Sittlichkeit als Princip oder wenigstens Mitprincip der Gymnasialverfassung zur Anerkennung zu bringen. Er verwirft daher unsere gegenwärtigen Einrichtungen gänzlich, und behauptet die Nothwendigkeit einer vollständigen Umgestaltung. Er gibt acht Gründe der Zerrüttung unserer Jugend an: 1. Reizende Nahrungsmittel, 2. Tabakrauchen, 3. Tanzen, 4. Romanlesen, 5. heimliche Sünden (von deren Folgen er ein erschütterndes Beispiel aus seiner Nähe *S. 21.* erzählt), 6. Übermaß von Privatstunden, 7. zu frühen Eintritt in's Gymnasium und 8. allgemeine Abschwächung der Europäischen Menschheit. Dagegen sollen die drei Elemente aller Bildung, das materiale oder körperliche, das sentimentale (das voluptuöse und religiöse) und das rationale, oder wissenschaftliche und künstlerische, in das richtige Verhältniß gesetzt werden. Deshalb müsse (*S. 56.*) Erziehung auf das Engste mit dem Unterricht verbunden werden. Dabei dürfe (*S. 57.*) „keinem Vorurtheil gewillfahrt, keine Lieblingsneigung des Zeitalters geschont werden. Einfachheit, Wahrheit, Gediegenheit müssen in Behandlung der Jugend unsere Lösungsworte werden.“ Die Jugend „muß ein Ziel sehen, nach dem sie den bisher zügellosen Lauf ihrer Bestrebungen richten könne: Frömmigkeit und Sitte.“ Gewiß man ist begierig, die Mittel und Wege

kennen zu lernen, wodurch diese Umgestaltung in's Schulleben eingeführt werden soll. Davon steht aber auf allen zwei und sechzig Seiten nicht eine Sylbe. Vielleicht hat der Verf. über seinen Neubau der Gymnasien sich näher ausgesprochen in dem Schreiben an den Chef des Staatsschulwesens, das er den 26. October 1835 eingereicht. Die vier daraus abgedruckten Seiten enthalten indeß nur allgemeine Klagen über den Mangel des erziehenden Elements. Soll ich eine Vermuthung wagen, so steuert der Verf. auf eine Verwandlung unserer Gymnasien in lauter Pädagogien oder Pensionate: ein Gedanke, der an sich gar nicht so schlecht hin zu verwerfen ist. Richtung des Gemüthes auf Religion spricht sich in diesem Aufsatze bei weitem entschiedener aus als in irgend einem anderen. So zählt er unter die Nachtheile einseitiger Wissenschaftlichkeit Zweifelsucht und Irreligiosität auf; so sieht er die Jugendfehler durchweg als Sünden an; so stellt er *S. 50.* die göttliche Gerechtigkeit als Maasstab zur Beurtheilung unserer Handlungen auf, und verwirft das Urtheil nach den Folgen. Wiederum aber blickt durch den wohlklingenden Redefluß hie und da einige Eitelkeit und Mangel an tieferem Verständniß sowohl der wissenschaftlichen als religiösen Bildung hindurch. So soll (*S. 19.*) die Vereinigung geordneter Gefühle mit dem rationalen Vermögen die höchste und vollendetste aller menschlichen Kraftäußerungen als Resultat geben — das Sittliche. Wir stoßen also auch hier auf die weitverbreitete und doch ganz schriftwidrige Meinung, die Sünde bestehe in der bloßen Einseitigkeit, wonach denn dem Satan in seiner concretesten Lebendigkeit weiter nichts fehlt als Entwicklung.

Als ein religiöses Moment unserer Schriften kann noch die oben erwähnte Hochachtung mancher derselben, besonders von A. B. C. H. N. R. S. U., vor dem nach materiellen Realitäten gierigen Zeitgeiste betrachtet werden. Seine Forderungen erkennt man als unabweislich an, die Berücksichtigung seiner Bedürfnisse rechnet man Preußen als das höchste Lob an; ohne seine Zustimmung, glaubt man, könne keine Schule sich halten. „Schulen,“ schreibt *R. S. 41.*, „die nicht im Sinne des Volkes wären, würden leer bleiben, auch wenn sie noch so sehr begünstigt würden.“ Da wollte Ref. wohl Tausend gegen Eins wetten, daß eine Schule, wo man nichts als Griechisch lehrte, gar bald überfüllt seyn würde, wenn man sie mit der Zusicherung begünstigte, ihre Zöglinge sollten künftig und baldigst in lauter gutdotirte Stellen versorgt werden. Das weiß der alte Janus biceps beim *Dvid* besser:

Risit, et o quam te fallunt tua secula, dixit.

Quaerere ut absument, absumenta requirere certant,

Atque ipsae vitii sunt alimenta vices.

an die Ephesier für zweifelhaft (*S. 125.*), und bemerkt *S. 144.*: daß der Gesichtspunkt, aus dem die Pastoralbriefe verworfen werden, auch wohl noch auf den einen oder den anderen der angeblich aus der Römischen Gefangenschaft des Apostels *Petrus* geschriebenen Briefe seine Anwendung finden möchte, demnach hätte mit noch größerer Sicherheit an der Stelle des Philipperbriefes der an die Ephesier genannt werden können, und die Sache wäre ganz dieselbe geblieben. Dr. B. hätte demnach gar nicht nöthig gehabt, sich über jene jedenfalls durch den Erfolg bewährte Conjectur so sehr zu ereifern.

+ *Paulus*

Ehe wir noch einige Blicke auf V. richten, kommt noch zu erwähnen, daß eine kleine dem Inhalt nach hieher gehörige Schrift gar nicht mit verzeichnet worden ist, weil sie vor der Vorinserischen Anregung verfaßt zu seyn scheint. Es ist dies eine im pädagogischen Vereine zu Magdeburg gehaltene Rede von Dr. K. F. Ameis. Die erste ihrer Sätze ist, „daß man

in Gelehrten Schulen erhalte und pflege den Geist einer ächten Religiosität, die mit der Vernunft im Bunde bleibt.“ Der Ton ergibt sich fattsam aus S. 15. „Es gelte daher für den Pfleger und Erzieher der Jugend vom bildsamen Herzen des Knaben bis zum feurig aufstrebenden Geiste des Jünglings der gemeinsame Spruch: Licht und Wärme, von den Schulen herauf zu den Palästen der Hohen, herab zu den Hütten der Niederen der gemeinsame Spruch: Licht und Wärme; dann gilt auch den zu Männern herangereiften Jünglingen hinaus in das stürmische mit Thaten zu bezeichnende Leben, hinein in die stille Zurückgezogenheit einsamer Geistesbeschäftigung der Spruch: Licht und Wärme.“ Diese Stelle genügt wahrscheinlich den meisten unserer Leser zur Beurtheilung des Ganzen. Merkwürdiger ist V. Der Gang seiner Betrachtung ist kurz folgender: Vorinser hat Recht, doch beachtenswerther ist der geistige Mißstand, die Theilnahmslosigkeit und Gedankenlosigkeit der Gymnasiasten, welche an sich fortwährende Pflichtwidrigkeit ist und Müßiggang, böse Vergnügungen und Sünden und Impietät gegen das Alter hervorbringt. Es ist daher auch gar nicht der Mühe werth, was auf Gymnasien geleistet wird. Daher müssen diese gänzlich umgestaltet werden, denn ihre Einrichtung ist veraltet und nicht mehr zeitgemäß. Die Kulturgeschichte der Deutschen lehrt, daß wir immer mehr dahin trachten müssen, unsere Nationalbildung von der Gelehrsamkeit zu emancipiren; daran hindern die Gymnasien, also sind sie umzuschaffen in Bildungsanstalten, wo bloß Religion, Deutsch, Mathematik, Physik, Geographie, Anthropologie und Französisch gelehrt wird. Die Schwierigkeit des Umgestaltens darf nicht beachtet werden; denn es ist zeit- und vernunftgemäß. Die Quelle des Irrthums ruht, so weit sie aus der Schrift zu erkennen ist, in mangelhafter Kenntniß der Deutschen Kulturgeschichte und des Wesens der Bildung überhaupt, doch ist es nicht dieses Orts, weiter darauf einzugehen. Seine Ansicht von Religion und Christenthum legt sich also dar. S. 24. stellt er die beiden höchsten Pflichten der Menschen zusammen, und da heißt es von der zweiten: „Aus dem herrlichen Religionsgesetz: „„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst,““ folgt nothwendig der Grundsatz: „„Wieke für deinen Nächsten wie für dich selbst!““ Es fließen demnach beide Pflichten im Grunde zusammen.“ Danach sollte man bestimmt erwarten, daß er dem göttlichen Gesetz gemäß die Liebe zu Gott als die erste Pflicht aufstellte; indeß S. 24. ist nur zu lesen: „Da die geistige Entwicklung des Menschen seine allgemeine, weit über dieses Leben hinausragende Aufgabe und Bestimmung ist, so ist sie auch seine erste und höchste Pflicht.“ Manche sprechen in einem so verdeckten Styl aus vermeintlicher Klugheit und wirklicher Menschenfurcht, daß man doch noch vermuthen könnte, unter der geistigen Entwicklung verstehe V. das geistige Wachsthum des neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Seligkeit. Aber sieht man sich weiter nach bestimmteren Aus-

drücken um, so klingt es schon S. 35. bedenklich, wenn die Deutschen wegen ihrer idealen Auffassung des Christenthums gelobt werden; wenn wir aber nun zurückgehen, um zu vergleichen, was überhaupt Bildung genannt werde, finden wir S. 21. einen Satz, der so deutlich Mangel an wahrer Menschenkenntniß verräth, an Einsicht in das Wesen der Sünde und der Erlösung, daß wir über den Standpunkt des Verf. nicht länger in Ungewißheit bleiben: „Grade daß es für uns in diesem irdischen Leben keine absolute Bildung gibt, ist das Erhebendste und Tröstendste, was ich kenne. In der unendlichen Bildungsfähigkeit des Geistes, die nie im Leben ihre höchste Stufe erreicht, erblicke ich einen der schönsten Beweise für die angeborne Größe und Herrlichkeit des Geistes, ja eine der sichersten Gewährleistungen für seine (selige oder unselige?) Unsterblichkeit.“

Wollte sich nun Jemand ein Urtheil bilden, als ein Gesamtresultat unserer Darstellung, über den religiösen Zustand unserer Gymnasien, so möchten dabei allerhand Vorsichtsmaßregeln der christlichen Liebe sich empfehlen. Erstlich hätte man nicht zu vergessen, daß die meisten unserer Schriftsteller scheinen angenommen zu haben, die Religion habe mit den Vorinserischen Anklagen nichts zu schaffen, und daß sie daher das religiöse Gebiet nur mit flüchtigem und sorglosem Schritt gelegentlich betreten haben, wobei freilich eben jene Annahme und diese Sorglosigkeit ein Verkennen oder Nichtkennen der Totalität des christlichen Lebens und Unterrichts ist: daß zweitens unter dem unsere Gymnasien als Lehrer und Vorgesetzte leitenden Personale von etwa 1,500 Individuen nur eine äußerst geringe Zahl bei dieser Gelegenheit geschrieben und dadurch Beurtheilung veranlaßt hat; wogegen aber freilich Niemand leicht so einzeln vor seinem Schreibepulte steht und etwas zum Druck rüstet, daß er nicht des Beifalls eines guten Theiles Gleichgesinnter versichert wäre, und, zumal in Religionsansichten, die Gesinnungen seines Umgangs repräsentirte. Es halt uns aus der Mehrzahl dieser Schriften ein Nachklang entgegen von der Zeit, wo der christliche Glaube, in eine Sittenlehre verkümmert, und also in Schulen und Kirchen vorgetragen, in verschiedenen Gemüthern zu verschiedenen Moralreligionen wurde. Batain (*La morale de l'Évangile* p. 72.) theilt alle nichtchristlichen Sittenlehren in vier Systeme ein. Das in unseren Schriften am meisten Bemerkbare unter diesen ist das vierte: *Le platonisme exalte l'intelligence et ne donne à l'homme que de la science et des idées.* Das ist die Vergötterung der Wissenschaft und wissenschaftliche Selbstvergötterung, die über dem Unterrichte die Erziehung vergift, oder doch von der Bildung im Kopfe die Bildung des Herzens erwartet. Aber, sagt August. Conf. VII. 21.: aliud est, de silvestri cacumine videre patriam pacis, et iter ad eam non invenire, et aliud, tenere viam illuc ducentem cura coelestis imperatoris munitam.

(Schluß folgt später.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 12. Oktober.

N^o 82.

Die Kritik des Herrn Dr. Baur im Verhältniß zur Wissenschaft und zum Glauben.

(Fortsetzung.)

Darum ist man auch in der klassischen Philologie, wo man vor einiger Zeit auch anfang, sich einem solchen kritischen Schwindelgeiste hinzugeben, bereits zu einer nüchternen Anerkennung der Zeugnisse wieder zurückgekehrt, und gewiß würde ein Philologe, der sich in der heidnischen Litteratur solche Willkürlichkeiten hätte zu Schulden kommen lassen, wie de Wette auf dem Gebiete der heiligen Schriften, längst aus der Reihe der Kritiker gestrichen und sein Name allgemeiner Verachtung preisgegeben worden seyn. Aber Herr Dr. Baur fordert uns mit großer Zuversicht und Dreistigkeit zu einer weiteren Nachweisung der Unhaltbarkeit und Bodenlosigkeit seiner Kritik heraus, er schreibt in seiner „abgenöthigten Erklärung“ S. 33.: „Eine willkürliche, dreiste Kritik, eine schwindelnde, ja berauschende Skepsis (wie seine Richtung bezeichnet worden), muß ja auch überall die Waffen gegen sich dem Gegner in die Hand geben. Sie müßte sich ja von selbst in ihrer ganzen Blöße und Nichtigkeit darstellen, und es wäre auch nicht einmal nöthig, sich die Mühe der Widerlegung der ganzen Schrift zu machen; wofen nur an einigen besonders auffallenden, aber gründlich und schlagend beleuchteten Beispielen das Wahre oder Unwahre einer solchen Kritik gehörig in's Licht gestellt wäre, könnte dann die Schrift selbst ruhig ihrem eigenen Schicksale vollends überlassen werden.“ — Von der letzteren Erlaubniß wollen wir Gebrauch machen, und es mag ihm die so dringend verlangte Nachweisung einiger Proben von kritischen Gründen seines objektiven Standpunktes zu Theil werden.

Das Hauptargument, das Dr. B. gegen die Pastoralbriefe führt, besteht darin, daß in diesen Briefen deutliche Beziehungen auf die Irrelehrer des zweiten Jahrhunderts vorkommen sollen, sie müssen demnach erst im zweiten Jahrhundert geschrieben und dem Apostel untergeschoben seyn. Besonders bemüht er sich aber, Spuren der Polemik gegen die Marcioniten nachzuweisen, natürlich um dem Umstande, daß die Briefe in dem unzuverlässigen Kanon des Marcion fehlen, das Gewicht eines Zeugnisses beizulegen. Nun ist es aber längst anerkannt, und Jeder wird sich aus eigener Anschauung leicht davon überzeugen, daß die in den Briefen bekämpften Irrelehrer, weit entfernt, Marcioniten zu seyn, vielmehr eine judaisirende Richtung verfolgen; und es läßt sich leicht zeigen, daß in anderen Neutestamentlichen Schriften viel mehr Antignostisches und Antimarcionitisches enthalten ist, als in den Pastoralbriefen; wie denn auch der eifrige und rüstige Kämpfer gegen Marcion,

Tertullian, deutlich genug an den Tag legt, daß er von einer solchen antimarcionitischen Tendenz der Briefe durchaus nichts wisse. Dies kümmert Dr. B. nicht, er hält sich dessungeachtet an Einzelheiten, und dies sein Verfahren wollen wir an einigen Beispielen nachweisen. So findet er gleich in der Stelle 1 Tim. 1, 10. einen Gegensatz gegen die Marcioniten, welche von dem Mosaischen Gesetz nichts wissen wollten. Die Gesetzeslehrer (*νομοδιδάσκαλοι*) sind ihm nämlich solche Leute, die sich mit der Untersuchung des Gesetzes beschäftigen und darüber hin und her streiten, bis sie es endlich verwerfen. Die Worte: das Gesetz ist gut (*καλὸς ὁ νόμος*), könnten nur, meint er, gegen Marcioniten gerichtet seyn, und das Übrige sey so zu verstehen, daß man den Satz: gegen den Gerechten ist das Gesetz nicht (*ὅτι δίκαιος νόμος οὐ καίται*), in den Gedanken auflösen müsse: der Gerechte ist nicht gegen das Gesetz (*ὅτι δίκαιος νόμος οὐκ ἀντιτίται*); dann werden die Marcioniten als Feinde des Gesetzes dargestellt, weil sie als Übertreter des Gesetzes das Gesetz gegen sich haben. Es kann doch kaum etwas Wunderlicheres geben, als dieses Interpretament. Jeder, der die Stelle unbefangen liest, und mit der Paulinischen Lehre nicht ganz unbekannt ist, wird den Eindruck bekommen, daß hier auf Paulinische Weise die unevangelische Geltungsmachung des Gesetzes bestritten werde, und daß, wenn das Gegentheil herauskommen solle, die ganze Stelle erst umgedreht werden müsse. Nun besteht die Erklärung des Dr. B. auch wirklich in einer solchen einfachen Verdrehungskunst, die namentlich in den Bemerkungen über B. 9 und 10. ziemlich unverholen hervortritt. Schon die Gesetzeslehrer (*νομοδιδάσκαλοι*) allein reichen aus zur Widerlegung. Welch eine Vorstellung, daß die Marcioniten, die ihres schroffen Gegensatzes gegen das A. T. durchaus kein Fehl hatten, hätten Gesetzeslehrer heißen wollen! Es ist als wäre mit diesem Titel das Bürgerrecht und sonst allerlei Vortheil verbunden gewesen, wie denn unter uns aus gewissen Rücksichten auch diejenigen Theologen heißen wollen, die von Gott nichts mehr wissen, weil sie sein Wort einer übermüthigen und gewissenlosen Kritik und Exegese aufgeopfert haben. — Ferner soll darin, daß in den Briefen neben der Anerkennung der Gnade der Erlösung zugleich auch die Bestimmung mit besonderem Nachdruck geltend gemacht wird, daß sich die Gnade Gottes in Christo auf alle Menschen erstreckt, eine deutliche Beziehung auf die Gnostiker entdeckt seyn (S. 18.). B. argumentirt nämlich so: Diese nachdrückliche Erklärung setzt offenbar die entgegengesetzte Behauptung voraus, daß die erlösende und seligmachende Gnade Gottes nicht allen Menschen bestimmt sey. Diese Lehre finde sich aber bei keiner anderen Parthei in der ältesten Kirche, als nur bei den Gnostikern. Jeder denkt hier

vielmehr an die Judaisten, welche allen die Hoffnung der Seligkeit absprachen, die sich nicht beschneiden lassen wollten. Aber diesem Gedanken sucht B. durch folgendes Raisonement vorzubeugen: es sey hier nicht zu übersehen, daß nicht von einer solchen Beschränkung des Umfangs der erlösenden Gnade die Rede ist, die ihren Grund darin hätte, daß es auf der Seite des Menschen an der Erfüllung der hiezu nöthigen Bedingungen mangelt, wie die strengen Judenchristen behaupteten, sondern auf den Willen Gottes werde hier zurückgegangen, und in Beziehung auf diesen den Gegnern die Behauptung entgegengestellt, daß sich die Gnade Gottes auf alle Menschen erstrecke. In diesem Sinne sey nun die Universalität der Gnade nur von den Gnostikern geläugnet worden durch ihre auf der verschiedenen Empfänglichkeit für das Heil beruhende Eintheilung der Menschen in Pneumatiker, Psychiker und Sytiker. Nach diesem Kanon B's. muß z. B. die Stelle 1 Joh. 2, 1. 2.: Jesus Christus ist die Veröhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für der ganzen Welt, wo die Universalität der Gnade noch stärker hervorgehoben wird, als in den Pastoralbriefen, gegen die Gnostiker gerichtet seyn und der erste Brief des Johannes für ein im zweiten Jahrhundert untergeschobenes Produkt angesehen worden. Und so müßte man im Grunde urtheilen über alle Stellen, in denen das Heil in Christo, als für die ganze Welt bestimmt, mit Nachdruck hervorgehoben wird. Dies beweist schon zur Genüge, daß in jenem Kanon ein Fehlschluß stecke; und in der That, wer über jenes Argument ein wenig nachdenken will, dem wird es schwer begreiflich seyn, wie ein Professor der Theologie über die göttliche Gnade in einer solchen Confusion befangen seyn kann, daß er nicht einseht, wie eine Beschränkung derselben von Seiten der menschlichen Bedingungen von einer Beschränkung von Seiten des göttlichen Willens so wenig verschieden sey, daß jene eben durch diese und in dieser ist; daß der Partikularismus der Judaisten und der der Gnostiker ganz derselbe sey, und daß beide nur in der Form von einander abweichen, welche Differenz aber in jenen Gegensätzen der Pastoralbriefe, wenn sie anders wirkliche Gegensätze sind, durchaus nicht zu erkennen ist. Es ist daher die ganze Begründung der gnostischen Beziehung rein aus der Luft gegriffen.

Eine eigene Art von Beweisen gewinnt Dr. B. dadurch, daß er die Spuren des Einflusses, den die Gnostiker auf die pseudonymen Verfasser der Briefe ausgeübt haben sollen, nachzuweisen sucht. Er meint nämlich, es lasse sich leicht denken, daß in einer Zeit, wo das christliche Dogma noch so unbestimmt und unentwickelt war, und im Grunde die Gnostiker es waren, die den Ton angaben und zuerst eine dogmatische Vorstellungsweise geltend zu machen suchten, gnostische Vorstellungen und Ausdrücke unwillkürlich auch den orthodoxen Kirchenlehrern sich mittheilten. Aber auch abgesehen davon, daß, wenn man die Sache etwas genauer untersuchen wollte, sich ein solcher Einfluß der Gnostiker weder überhaupt bei den Kirchenlehrern noch besonders bei solchen, die im Interesse der Kirche dem Apostel Paulus drei Briefe sollen untergeschoben haben, so leicht denken

läßt, wie Dr. B. meint; so sind auch die Nachweisungen dieses angeblichen Einflusses wieder ganz und gar verfehlt, wie sich handgreiflich darthun läßt. So sollen die Ausdrücke: offenbar werden, erscheinen (*φανερῶσθαι*, *ἐπιφανεσθαι*), mit denen die Sendung Jesu zur Erlösung der Menschheit in diesen Briefen bezeichnet werde, auf eine gnostische Vorstellung hinweisen (S. 29.). B. selbst gibt zu, daß in diesen Ausdrücken nichts Dokerisches enthalten seyn könne, weil die Briefe an anderen Stellen die Menschheit Christi anerkennen, worin soll nun gleichwohl das Gnostische jener Ausdrücke liegen? Ganz willkürlich trägt B. die gnostische Vorstellung von dem plötzlichen Erscheinen Christi, welches seiner natürlichen Geburt und menschlichen Entwicklung entgegengesetzt wäre, hinein; es ist vielmehr in jenen Ausdrücken ganz einfach nur der Gegensatz gegen das frühere Verborgenseyn des Seilandes und seiner Gnade enthalten. Zum Überflusse gebraucht auch der Apostel Johannes, dem man doch nicht leicht etwas Gnostisches aufbürden wird, das Wort *φανερῶσθαι* mit besonderer Vorliebe von der Erscheinung Christi zur Erlösung der Welt (1 Joh. 3, 5. 8.; 4, 9.). — Ein besonderes Gewicht wird auf die angeblich eigenthümliche Vorstellung des ersten Briefes an Timotheus von dem Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in Christo gelegt. Dr. B. glaubt gefunden zu haben, daß die beiden Stellen 1 Tim. 2, 5. und 3, 16. in direktem Widerspruch mit einander stehen (S. 30.). Nach der ersten Stelle nämlich werde Christus schlechthin Mensch genannt; daraus sey klar, daß er nicht auch zugleich Gott seyn könne, dessenungeachtet werden ihm 3, 16. göttliche Prädikate beigelegt. Diese unklare und unvermittelte Vorstellung müsse man sich aus dem Einflusse des Gnosticismus auf den Verfasser der Briefe erklären. Dieser schloß sich nämlich nach B's. Meinung von der einen Seite an den gnostischen Satz: Gott hat sich in Christo geoffenbart; auf der anderen Seite wollte er aber auch den Gegensatz gegen den Dokerismus aufnehmen, und behauptete daher, Christus ist Mensch; so kam er zu einer confusen Vorstellung und einem direkten Widerspruch, ohne daß er es merkte. Auffallend ist nur, daß nicht bloß der pseudonyme Verfasser nichts von diesem Widerspruch gemerkt hat, sondern daß auch die Kirche, welche jene beiden Aussprüche vielfach gebraucht, darüber gänzlich im Dunkel geblieben ist, und sich nun erst nach achtzehn Jahrhunderten über eine so gefährliche Häresie in ihrem Kanon belehren lassen muß. Daß in der Vorstellung: Christus sey Gott und doch zugleich Mensch, ein Widerspruch liege, ist zwar oft genug laut geworden, aber immer auf dogmatischem Gebiete und zwar von einer etwas verdächtigen Seite her. Daß man aber dieses logische Kunststück des gesunden Menschenverstandes auch auf die Kritik zur Verdächtigung Paulinischer Briefe anwenden könne, ist bisher Niemandem eingefallen, weil sich derselbe Widerspruch unter andern auch in dem noch von B. für unzweifelhaft ächt anerkannten Briefe an die Römer nachweisen läßt (vgl. Röm. 5, 15 mit 9, 5.). — Eben so unbegreiflich ist folgender Beweis, der noch zu derselben Klasse gehört: in der Zurückführung der Erlösung, heißt es (S. 34.), grade auf die Freundlichkeit und

Leutseligkeit Gottes, Tit. 3, 4., möchte ich einen Anklang an den Marcionitischen Sprachgebrauch suchen. Dem Marcion war es besonders eigen, vorzugsweise die Güte und Liebe Gottes hervorzuheben. Was läßt sich nicht alles auf diese Weise Marcionitisch machen und in's zweite Jahrhundert verlegen! Wird denn irgend jemals im N. T. ein anderer Grund der Erlösung angeführt, als die Liebe und Güte Gottes? — Weiterhin wird über die Vorstellungen gehandelt, welche sich in unseren Briefen hinsichtlich des weiblichen Geschlechts und der Ehe finden, und die uns wiederum in das zweite Jahrhundert verweisen sollen. Dieser Abschnitt bietet eine reiche Ausbeute von fruchtbaren Gegenbemerkungen dar, wir müssen uns aber mit der Hervorhebung eines Punktes begnügen. An mehreren Stellen des ersten Briefes an Timotheus wird namentlich dem weiblichen Geschlecht die Ehe empfohlen, während bekanntlich die Bemerkungen des Apostels über die Ehe im ersten Briefe an die Corinthier vorwiegend abmahnen lauteten. Man hat nun diesen scheinbaren Widerspruch, wie so manchen anderen in der Schrift, durch die Annahme eines verschiedenen Gegensatzes zu heben gesucht. Diese einfache und natürliche Ausgleichung wird aber von Dr. B. beharrlich abgewiesen und zur Erklärung der Thatsache die Verschiedenheit der Verfasser und des Standpunktes angenommen. Besonders beachtenswerth ist aber die Nachweisung des Gesichtspunktes, aus welchem in dem Briefe an Timotheus die Ehe empfohlen werden soll. Natürlich müssen wir uns auch hier in dem zweiten Jahrhundert umsehen; da wird uns nun vorgeführt (S. 51.), wie in den pseudoclementinischen Homilien eine Ansicht geltend gemacht werde, nach welcher das Weib vorzugsweise als das Princip der Verführung erscheine; wie daneben die Unzucht als eine besonders fluchwürdige Sünde hervorgehoben und daraus dann die Ermahnung abgeleitet werde, die Ehe zu beschleunigen. Dieselbe Ansicht soll sich auch in dem ersten Briefe an Timotheus finden, weil die Empfehlung des ehelichen Lebens durch die Fehler, die sich am weiblichen Geschlechte finden, motivirt werde. Über den Ursprung dieser Ansicht werden wir nun so belehrt (S. 53.): Da Marcion die Ehe verwarf und sie ohne Zweifel gradezu als Hurerei bezeichnete, so mußten die Vertheidiger der Ehe, indem sie den Gegnern darin nur Recht geben konnten, daß die Hurerei die verabscheuungswürdigste Sünde sey, gleichwohl aber die Ehe nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet wissen wollten, eben dadurch veranlaßt seyn, ihre Ansicht von der Ehe von einer neuen Seite zu begründen. Die neue Begründung soll nun zu der vermittelnden Ansicht geführt haben, die Ehe sey eben das beste Verwahrungsmittel gegen die Hurerei. Wir haben also wiederum in dieser Ansicht nicht bloß ein antimarcionitisches Element, sondern auch einen offenbaren Anknüpfungspunkt an die späteren Elementinen. Nur müssen wir uns höchlich wundern, daß wir so herum wandern sollen zu dem Marcion und den entlegenen, elenden Elementinen, um einen historischen Anknüpfungspunkt für jene Ansicht zu suchen, während ganz dieselbe Ansicht von der Ehe in der nächsten Nähe sich befindet, da man weder an Marcion noch an eine neue Begründung

der Ehe dachte, nämlich beim Apostel Paulus. Denn wenn er sagt 1 Cor. 7, 1. 2.: Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib anrühre, aber um der Hurerei willen habe ein Jeder sein eigenes Weib, und eine Jede ihren eigenen Mann; ferner B. 9.: So sie aber sich nicht enthalten, so laßt sie freien, es ist besser freien, denn Brunst leiden; haben wir da nicht ganz dieselbe neue antimarcionitische Ansicht von der Ehe? Dies Zusammentreffen ist noch um so auffallender, als die Kluft, welche zwischen dem siebenten Capitel des ersten Briefes an die Corinthier und den Stellen in unseren Briefen, welche von der Ehe handeln, so hoch angeschlagen wurde, daß man nicht ohne bedeutende Mißgriffe der Exegese und Kritik die Identität des Verfassers festhalten konnte. — In einer schwer faßlichen Abhandlung über die eigenthümliche Stellung der kirchlichen Vorsteher in den Pastoralbriefen zu der Gemeindeverwaltung, aus welcher Stellung die spätere Zeit der mehr und mehr um sich greifenden hierarchischen Grundsätze nachgewiesen werden soll, stellt Dr. B. unter andern die völlig grundlose, ja fast lächerliche Behauptung auf, daß die Verfassung der Paulinischen Gemeinden von der der übrigen Gemeinden wesentlich verschieden gewesen sey, daß die Bischöfe und Presbyter dem Paulus völlig fremd wären, ja daß er, denn man weiß nicht, was anders übrig bleibt, gar keine Ordnung und Verfassung der Gemeinden eingeführt habe (S. 86.). Eine solche Ansicht wird schon von vorn herein Jedem, der den Charakter des Apostels und die Natur der vorliegenden Umstände berücksichtigt, im höchsten Grade unwahrscheinlich vorkommen; nun ist sie aber den stärksten und deutlichsten Zeugnissen zum Troß. Die Angabe des Lucas, Act. 14, 23., daß Paulus und Barnabas auf ihrer ersten Missionsreise in den neuen Gemeinden Presbyter eingesetzt, wird mit der hingeworfenen Bemerkung abgefertigt, daß diese Notiz für einen anachronistischen Nachtrag zu halten sey. Phil. 1, 1. werden die Bischöfe der Gemeinde eigens gegrüßt; B. meint, dies sey eine ganz isolirte, den ächten Briefen des Apostels völlig fremde Erscheinung; jetzt, da die Beweise gegen den Philippenerbrief schon im Pulse liegen, hat man nicht einmal nöthig, sich mit einem solchen, doch immer lästigen Zugeständniß zu begnügen. Eben so schnell ist die objektive Kritik mit der Stelle Act. 20, 28. fertig, wo gleichfalls ἐκκλησιασται an Paulinischen Gemeinden erwähnt werden; denn der ganze Abschnitt wird verdächtigt, durch spätere Ideen verfälscht zu seyn (S. 93.). Auch dürfen wir die Stelle Eph. 4, 9., wo die Hirten und Lehrer doch keine Anderen seyn können, als Bischöfe und Presbyteren, nicht mehr geltend machen, denn auch dieser Brief ist wenigstens schon höchst zweifelhaft und wird zum Beweise dessen, was Paulinisch ist, nicht mehr zugelassen (S. 125.). Aber trotz dieser unerhörten Willkür bleibt noch genug übrig, um die Baur'sche Ansicht von einer eigenthümlich Paulinischen Gemeindeordnung oder vielmehr Gemeindeunordnung zu widerlegen. 1 Cor. 12., wo Paulus von den verschiedenen Gaben des Geistes handelt, kommt er auch auf die Gaben der Lehramter in der Kirchenverwaltung (B. 28.), welchen Gaben daher auch bestimmte Funktionen entsprochen haben müssen. Und Röm. 12, 7. 8.

wendet er sich geradezu an die, welche verschiedene Kirchenämter verwalten, den Diaken, den Lehrer, den Vorsteher. Ferner kommen die *ποιοῦντες* ganz deutlich in ihrem Verhältniß zu der Gemeinde 1 Theff. 5, 12., vor; auch können wir auf jeden Fall die *ὑποβύουνοι* im Briefe an die Hebräer (13, 7. 17.) hieher ziehen. Wenn also Dr. B. seine Behauptung durchsetzen will, so muß er noch viel rüstiger unter den Paulinischen Briefen aufräumen, nur daß es dann schon einigermaßen schwer seyn wird, die Existenz des Apostels Paulus zu beweisen, geschweige denn die Möglichkeit, von Paulinischer Kirchenverfassung zu reden. — Eine charakteristische Probe der Baur'schen Kritik liefert uns auch die Bemerkung über die Handauflegung, die als Symbol des Segens und der Einweihung, 1 Tim. 4, 14.; 2, 1, 13., erwähnt wird. Dies findet Dr. B. unpaulinisch und verweist uns wiederum in das zweite Jahrhundert, wo dieser Ritus Kirchenordnung war (S. 98.). Allein man bedenke doch nur, daß die Handauflegung schon ganz einfach in dem allgemeinen symbolischen Gefühle des Menschen gegründet ist, mithin gar keiner bestimmten Zeit angehört; ferner daß der Ritus durch das Beispiel der Patriarchen und die Vorschrift des Mo'saischen Opferkultus geweiht worden; daß er sodann durch den Vorgang (Marc. 10, 16.) und die Verheißung des Herrn (Marc. 16, 18.) den Aposteln besonders nahe gelegt war; daß wir endlich diesen Ritus oftmals von den Aposteln (s. Act. 6, 6.; 8, 18.; 9, 12. 17.; 19, 6.) und selbst von Paulus (Act. 16, 18.) ausgeübt sehen. Unter diesen Umständen ist eine solche Bemerkung von Dr. B. wohl ziemlich unbegreiflich; er hat alles Andere übersehen, nur die eine Stelle, wo dem Paulus selbst die Handauflegung zugeschrieben wird, hat er berücksichtigt, aber wie? sie kann nicht beweisen, heißt es, weil die Apostelgeschichte aus verschiedenen Bestandtheilen besteht! — In dem Zusatz *κατὰ τὸ εὐαγγελίον μου* 2 Tim. 2, 7., soll nach B. (S. 99.) ein Verdachtsgrund enthalten seyn. „Denn sage man,“ heißt es, „was man will, wer Sinn für kritische Combinationen hat, muß wohl gestehen, daß der Verfasser unter dem Evangelium des Apostels hier nichts Anderes meint, als das Evangelium des Lucas.“ Aber ist ihm denn ganz entgangen, daß derselbe Ausdruck noch dreimal sonst in den Paulinischen Briefen gelesen wird, nämlich Röm. 2, 16.; 16, 25., 1 Theff. 1, 5.? oder meint er, daß er seine Leser durch eine so schmeichelhafte Wendung von kritischer Combinationsgabe alles vergessen machen kann, was sie sonst aus den Paulinischen Briefen wissen? — Der Umstand, daß 2 Tim. 4, 11. Lucas als in der Nähe des Apostels befindlich erwähnt wird, soll nach Dr. B.'s Meinung daraus erklärt werden, daß der Verf. die Absicht hatte, den

Gefährten des Paulus nebenbei ein wenig im Ansehen zu heben (S. 101.). Aber hat die einfache Notiz nur im Entferntesten dieses Ansehen? Lucas wird mit seinem bloßen Namen ohne jegliches lobendes, anerkennendes Prädikat genannt, und was von ihm ausgesagt wird, ist ziemlich indifferent. Ganz eben so verhält es sich mit der Erwähnung des Linus 2 Tim. 4, 21. Auch dieser soll in der Absicht eingefügt seyn, damit er als einer der ersten Römischen Bischöfe an Ansehen gewönne (S. 110.). Aber auch hier ist nichts als der bloße Name, und zwar steht derselbe zwischen drei anderen, die eben so unbekannt und unberühmt sind, in der Mitte. Wer Sinn für kritische Combinationen hat, wird auf solche Ungereimtheiten nicht verfallen.

Dies wären einige Proben von Beweisen, mit denen die objektive Kritik des Herrn Dr. B. verfährt, um kanonische Schriften zu verdächtigen. Man erwäge nun, daß solche Gründe, die jeder verständige Laie, der in seinem R. L. Bescheid weiß, mit leichter Mühe zu widerlegen im Stande ist, das Gewicht der zahlreichsten und bedeutendsten Zeugnisse aufheben sollen. Man wird auch aus diesen Proben schon abnehmen können, wie es mit dem Übrigen bestellt seyn mag, und wir können nach einer genauen Bekanntschaft mit dem Buche versichern, daß die übrigen Argumente und Meinungen den angeführten an Haltlosigkeit nichts nachgeben. — Wie verhält es sich denn mit dem Studium der gnostischen Quellenliteratur, das uns Herr Dr. B. immer so nachdrücklich entgegenhält? Erstlich hat die gnostische Quellenliteratur einzig und allein nur, nach der ganz unerwiesenen Hypothese des Dr. B. selbst, etwas mit der Kritik der Pastoralbriefe zu schaffen; sodann wird auch von dieser Gelehrsamkeit in der Baur'schen Schrift nur ein mäßiger Gebrauch gemacht, und zwar meistens an den Stellen, wo man gar keine Beweise verlangt; endlich aber läßt es sich darthun, daß wenn Dr. B. sich in diesem Gebiete noch besser umgesehen hätte, er vor mehreren Grundirrhümern seiner Abhandlung bewahrt geblieben wäre. Überhaupt wäre es gewiß, was den Punkt der Gelehrsamkeit betrifft, viel nothwendiger und heilsamer gewesen, statt der unfruchtbaren, ja irreführenden Vergleichung der Gnostiker, die Litteratur der neueren Kritik über die Pastoralbriefe sorgfältig zu berücksichtigen. Aber hier finden wir in dem Buche des Herrn Dr. B. eine unbegreifliche Nachlässigkeit; wie oft werden Schleiermachersche und Eichhorn'sche Bemerkungen erneuert, ohne daß auch nur im mindesten auf die vielfachen und begründeten Gegenbemerkungen Anderer Rücksicht genommen wäre!

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonabend den 15. Otktober.

N^o 83.

Was geschieht in unseren Gemeinden für die Bibel-
erklärung? was sollte geschehen?

Auf den ersten Theil dieser Frage muß man leider antworten: so gut wie gar nichts. Und ich möchte in diese Antwort gleich einen Stachel hineinlegen mit den Worten Christi: Wehe euch Schriftgelehrten, die ihr den Schlüssel der Erkenntniß habt, — und ihn nicht braucht, wenigstens ihn nicht in der Art und in dem Maße braucht, wie das Bedürfniß der Gemeinden fordert. Aber ein Stachel dieser Art könnte verwunden und der weiteren Ansprache allen Zugang abschneiden. Darum kein Weheruf, aber ein Zuruf, der von zwei Seiten her sich laut erhebt, von Seiten des Amtes, welches nach früherem Ausdruck die Schlüssel, nach jenem Spruch den Schlüssel führt, und von Seiten der Tausenden in den Gemeinden, die da fragen: wie kann ich, so mich nicht Jemand anleitet? Act. 5, 31.

Wo finden sie denn die Anleitung zu verstehen, was sie lesen, wenn sie anders lesen? Beim öffentlichen Gottesdienst, wo doch ehemals die Vorlesung eines biblischen Abschnittes fortgehender Bestandtheil war, nimmt jetzt die Bibel keinen anderen Platz ein, als daß der Text, worüber gepredigt wird, vorgelesen und zur Erklärung desselben einige Worte im Übergang zum Thema der Predigt gesagt werden. Und diese Erklärung beschränkt sich gewöhnlich nur auf den einen Punkt, der für das Thema herausgezogen, wenn nicht gar herausgerissen wird. Homilien werden selten gehalten. Sie sind nicht beliebt, und leisten auch für die Schrifterklärung zu wenig, indem sie meistens nur Betrachtungen an den Text anknüpfen, nicht den Sinn desselben im Einzelnen und Ganzen darlegen. Die Bibel bleibt also, wie sie seitwärts auf der Kanzel zu liegen pflegt, auch seitwärts in der Predigt liegen; nur einige Tropfen des heiligen Ols werden stellenweise auf das Präparat gegossen, welches aus Bestandtheilen der gemeinen Erfahrung, der Lektüre von allerlei Magazinen und einer oberflächlichen Meditation bereitet ist. Und wenn auch diese Zubereitung unter den Händen derer, die den Schatz des göttlichen Wortes fleißig durchforschen und verarbeiten, mit besseren Elementen durchdrungen ist, so werden doch die Gemeinden nicht unmittelbar aus der Quelle getränkt; sie wird ihnen nicht vollständig eröffnet, und nur auf eine halbe Stunde in jeder Woche hören sie ein kleines Bächlein rauschen, welches mit dem Amen der Predigt wieder verstummt. In den übrigen gottesdienstlichen Verrichtungen kommt keine Bibelerklärung vor. Der allergrößte Theil dieses göttlichen Buches bleibt den Gemeinden verschlossen, um so mehr, da die Predigten alljährlich denselben Perikopen folgen.

Freilich die Bibel soll privatim gelesen werden, und damit

sie Keinem fehle, dafür sorgen die Bibelgesellschaften, und fügen bisweilen auch wohl kleine Hülfsmittel oder Empfehlungen des Bibelgebrauches bei. Allein wer liest denn die Bibel? Die Gebildeten sehen sie für ein antiquirtes Buch an, und werden in dieser Ansicht noch mehr durch die von Strauß ausgesprochene Verurtheilung befestigt. Sprache und Sachen sind der heutigen Bildung fremd und theilweise auch nicht so leicht verständlich. „In welchen sind etliche Dinge schwer zu verstehen,“ 2 Petr. 3, 16. Unter den Ungebildeten, bei denen das Bibellesen ebenfalls beinahe verschwunden ist, mögen Wenige seyn, die sich auch nur in die leichten historischen Bücher hineinlesen, die aber bei dem Evangelium Johannis, bei dem Briefe an die Römer u. a. fragen: wie kann ich, so mich nicht Jemand anleitet? Diese Anleitung kann aber durch schriftliche Hülfsmittel nicht geboten werden; sie sind in den Händen des Volks ein unbrauchbarer und bei den Vornehmen ein ungekannter Schlüssel. Wer aber behauptet, die Bibel sey für den Laien auch ohne Erklärung verständlich, der muß entweder mit einem sehr niedrigen Grade des Verstehens zufrieden seyn, oder sich in der Wirklichkeit wenig umgesehen haben. Die Theologen reden freilich in der Dogmatik von einer perspicuitas scripturae s., wenigstens in den zur Seligkeit nothwendigen Wahrheiten. Aber wenn dies sich wirklich so verhielte, wozu wäre denn das Lehramt verordnet? Und wie läßt sich diese Behauptung mit dem tiefen Gehalt der Heilswahrheiten und mit dem gewöhnlichen Fassungsvermögen der Ungelehrten vereinigen?

Aber, wir haben ja Schulen, sagt man, worin die Jugend zum Verständniß der Bibel angeleitet werden soll. Je weniger die Geistlichen für die Schrifterklärung thun, desto lieber berufen sie sich auf die Schulen, obgleich sie wohl wissen, daß hier wenig dafür geschehen kann. Einmal wissen die Schullehrer diese in der That schwierige Sache, die mancherlei Kenntnisse, viel Studium und Gabe der Entwicklung erfordert, nicht anzugreifen; zweitens bleibt ihnen wegen der vielfältigen anderen Unterrichtszweige und Übungen sehr wenig Zeit dazu übrig; drittens ist die Schuljugend nicht reif dafür, und wenn sie so weit herangereift ist, daß der Sinn für Schrifterklärung anfängt aufzugehen, verläßt sie die Schule, wird confirmirt und für christlich mündig erklärt. Jede mündliche Anleitung fällt nun weg in einem Alter, wo dem Geiste etwas mehr als die erste Milch dargeboten werden könnte; bald ist auch das Wenige, was die Confirmirten von Gottes Wort wissen, vergessen, und das Buch, von dessen Reichthum sie kaum die ersten Elemente aufgenommen haben, wird bei Seite gelegt. Wie überhaupt die Confirmation, zumal da die Eltern und Kinder diesem Akt eine falsche Wichtigkeit beilegen und da die Geistlichen damit

einen unevangelischen Pomp und Effect zu machen suchen, manches Bedenkliche hat, so begünstigt sie auch die Ansicht, daß der Confirmirte nun majorenn im Christenthume ist. Der Staat gesteht ihm die Mündigkeit erst viel später zu; die Kirche schon im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre. Und die, welche Diener der Kirche sind und den Beruf haben, Haushalter über Gottes Geheimnisse zu seyn, drücken ihm eilig nach kurzer Vorbereitung das Siegel der Mündigkeit auf, und bieten ihm dann keine Handleitung weiter an, um sein Wachsthum in der Erkenntniß des göttlichen Wortes zu befördern.

Unsere Kirche ist stolz auf ihre herrliche Bibelübersetzung. Freilich zu unserer Väter Zeit war sie Haus- und Schulbuch. Aber in den Häusern circuliren jetzt die Tagesblätter, in den Schulen braucht man die Kinderfreunde. Die Bibel wird höchstens zu einer dürftigen Kenntniß der biblischen Geschichte und der beim Religionsunterricht nothwendigen Beweisstellen benutzt. Dabei kann natürlich weder das Klassische der Lutherischen Bibelsprache in den Sinn der Jugend und der Erwachsenen übergehen, noch der reiche Stoff der Geschichte und Lehre in die Gemüther verpflanzt werden. Wessen ist aber die Schuld? Luther sagt: „Die Schrift ist ein solches Buch, dazu gehört nicht allein Lehren und Predigen, sondern auch der rechte Ausleger.“ Zu Auslegern sind aber nicht die berufen, welche der zeitlichen Nahrung warten, sondern die das Gesetz des Höchsten lernen und in den Propheten studiren, Sir. 38, 38 ff. Wenn ihnen nun Luther den Weg gezeigt, wenn er die Wägen und Klöße, wie er sagt, aus dem Wege geräumt und den Acker zugerichtet hat, daß man fein und leicht darauf pflügen kann: wohlan! so sollten sie die Hand an den Pflug legen und nicht zurückziehen. Es ist viel Feld zu bestellen.

Die Vernachlässigung der Bibelklärung in unseren Gemeinden steht in argem Widerspruch mit dem Princip unserer Kirche. Sie ist gebaut auf die reine Schriftlehre und macht ihren Dienern zur Pflicht, den rechten Verstand der Schrift zu erforschen und zu verkündigen. Setzen wir nun auch voraus, daß ihr Studium darauf gerichtet ist, so bringen sie doch nur einen sehr geringen Theil ihrer Schriftforschung an die Gemeinde, und diesen noch dazu in einer Form, welche mit dem rhetorischen Schmuck überkleidet ist. Es ist sehr die Frage, ob die Predigtform, besonders die jetzt gebräuchliche, wenn sie auch im Ganzen und Großen erbaulich ist, dem Wesen des Evangeliums in jeder Beziehung entspricht? Von der apostolischen weicht sie nicht wenig ab. „Die Predigt war schön,“ heißt gewöhnlich nichts Anderes als: sie war eine ansprechende Rede. Was aber eine solche leistet, ist noch nicht das, was im Sinn der Bibel Erbauung ist. Noch weniger kann die Evangelische Kirche sich damit begnügen, daß aus dem großen Vorrath des göttlichen Wortes, den sie Jedermann zugänglich machen will, nur Bruchstücke entnommen, und zur Grundlage, oft nur zum Motto einer Rede gebraucht werden. Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre. Darauf muß die Kirche halten, wenn sie bestehen und ihr Werk gedeihen soll. Darum kann es ihre Meinung nicht seyn, daß die Bibel nur dazu den

Predigern in die Hände gegeben sey, um darüber zu predigen. Zu geschweigen, daß die Kanzelsprache gewöhnlich nicht jene Kanzelsprache ist, die vom Throne unseres Herrn ausgegangen, die seinen Voten auf die Lippen gelegt und in die heiligen Urkunden niedergelegt ist. Lassen wir indeß die Predigt an ihrem Platz und in ihrem Werthe, so ist doch einleuchtend, daß unsere Kirche, wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch kommen will, ein Mehreres fordern muß. Und lauter als je fordert sie es in unseren Tagen, wenn man nicht sorglos oder gestilltlich das Bedürfniß überhören will.

Denn wie überhaupt an die Wissenschaften jetzt noch mehr wie sonst der Anspruch gemacht wird, daß sie etwas an's Leben abgeben sollen, so auch an die Theologie. Während nun die mathematischen und Naturwissenschaften reiche Ausbeute für Industrie und Gewerbe liefern, während die Staatswissenschaften nicht mehr Eigenthum der Rechtsgelehrten allein sind, sondern das Feld des bürgerlichen Lebens in allen Verwaltungszweigen befruchtet haben, verhardt die Theologie größtentheils in einer Abgeschlossenheit, welche dem Kreise des christlichen Gemeindelebens fern steht, und bewegt sich in einem gelehrten Gebiet, welches für die Praxis unfruchtbar ist. Zwar hat sie in Vergleich mit dem schwerfälligen und scholastischen Gerüst des siebzehnten Jahrhunderts eine Masse unfruchtbarer Stoffes abgestreift, hat sich von den dürren Feldern der Popularphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts zu den fruchtbaren Weideplätzen des Glaubens gewendet. Aber einestheils ist davon noch wenig in's Leben übergegangen, anderentheils scheinen die Lehrer der Theologie das Maas und die Form des gelehrten Wissens zu wenig nach dem künftigen Beruf des Geistlichen einzurichten. Dieser muß im Examen über eine Menge Sachen Rede und Antwort stehen, die er sodann als mühsam gesammelten und unnützen Ballast wegwirft, in seinen Heften aber vergebens sich nach dem umsieht, was ihm für das Lehramt fruchtbaren Stoff liefern könnte. Mag auch ein nicht geringes Maas gelehrten Wissens, selbst in den sogenannten Nebengewissenschaften, für den angehenden Theologen unerläßlich seyn, so müßte dieses doch nicht so überwiegend ihn beschäftigen, daß er kaum einen Fuß auf das praktische Gebiet setzen kann. Auch müßte es weit mehr in Verbindung mit dem künftigen Beruf gesetzt werden. Wenn das aber auch geschieht, auf welchem Wege soll denn der Geistliche aus seinem Schatz Altes und Neues an's christliche Publikum bringen und mit seiner Wissenschaft das Leben befruchten? Die Bibel bietet ihm dazu die beste und mannichfaltigste Gelegenheit dar. Bei der Erklärung derselben kann er nicht allein die Resultate seiner exegetischen Studien in einer auch dem Ungelehrten verständlichen und interessanten Form vortragen, sondern auch aus fast allen Fächern der historischen und wissenschaftlichen Theologie so viel Belehrendes und Allgemeinwichtiges anbringen, daß es wie ein fruchtbarer Bach über das Leben geleitet wird, und daß dieses seinen gebührenden Antheil an der Wissenschaft erhält.

(Schluß folgt.)

Die Kritik des Herrn Dr. Baur im Verhältniß zur Wissenschaft und zum Glauben.

(Schluß.)

Wenn wir nun bedenken, wie viele der kanonischen Schriften bei Dr. Baur bereits auf der Liste der unächtten und zweifelhaften stehen, so sind es folgende: die drei Pastoralbriefe, die beiden Briefe Petri, der Brief an die Ephesier, der Brief an die Philipper, das Evangelium Marci. Von der Apostelgeschichte wird zwar die Unächtheit noch nicht behauptet, aber B.'s Stellung zu diesem Buche ist von der Art, daß sein Urtheil über dasselbe vom theologischen Standpunkte aus von einer entschiedenen Verdächtigung der Authentie nicht mehr verschieden ist. Denn zwei klare und unverwerfliche Zeugnisse aus der Apostelgeschichte werden auf den ganz ungegründeten Verdacht hin, daß sie anachronistische Verfälschungen der Geschichte enthalten, ohne Weiteres abgefertigt (S. 86. 98.). Bedeutender ist aber noch die Verwerfung der Abschiedsrede des Paulus an die Ephesinischen Ältesten, Act. 20. (S. 93.). Freilich muß diese Rede dem Dr. B. besonders ärgerlich seyn, weil sie ein Hauptargument gegen die Pastoralbriefe zu Schanden macht. Aber wer es über sich vermag, dieses Stück der Apostelgeschichte zu verdächtigen, für den kann das ganze Buch keine historische, geschweige denn kanonische Gültigkeit mehr haben. Denn auch abgesehen von den äußeren Zeugnissen für das Buch, was kann stärker durch innere Gründe, durch den Zusammenhang und namentlich den deutlichen Stempel des originellen Geistes beglaubigt seyn, als jene Rede mit der Erzählung von dem Abschiede des Apostels? Wer eine Anschauung hat von dem, was Paulinisch ist, muß hier den großen Apostel der Heiden wieder erkennen. Ähnlich, nur noch von schlimmeren Konsequenzen ist die Verwerfung des Philipperbriefes: wenn dieser Brief, der so recht in das Herz des unvergleichlichen und unnachahmlichen Apostels hineinschauen läßt, für unächt erklärt wird, so möchte man wohl wissen, wie Dr. B. nicht nur irgend einen der Paulinischen Briefe für ächt halten und vertheidigen, sondern wie er überhaupt nur irgend ein geschichtliches Moment, das auf Zeugnisse angenommen werden muß, retten wolle. Wir wiederholen daher unumwunden die Behauptung der früheren Erklärung, daß dem Dr. B. bereits aller historischer Boden unter den Füßen zu wanken angefangen habe; daß es gar kein Wunder sey, wenn nun noch Einer auftritt und vermittelt einer solchen Kritik sämtlichen Paulinischen Briefen ihre Authentie abspreche. Nur möge Dr. B. uns nicht den thörichten Gedanken unterscheiden, als ob wir eine solche Kritik für die wahre Wissenschaft hielten und uns vor derselben aus Kleinmuth und Schwachglauben fürchteten (s. abgenöthigte Erkl. S. 43.); von der Wissenschaftlichkeit und Kraft der Argumente dieses Standpunktes haben wir bereits Proben zur Genüge. Überhaupt aber ist es merkwürdig, daß, während B. in der Vorrede zu seiner Abhandlung S. VIII. von der Anspruchslosigkeit und geringen Bedeutung derselben redet, er nun in der „abgenöthigten Erklärung“ dieselbe als ein absolut reines Produkt der

wahren Wissenschaft darzustellen bemüht ist, ja daß er es wagt (S. 38.), uns über sein Buch mit der Geschichte, die es ihm möglich machte, solche Beweise in ihr zu finden, und zuletzt mit der göttlichen Vorsehung, welche die Geschichte gerade diesen Gang nehmen ließ, rechten zu heißen. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Aber das ist es eben, was uns wegen dieser Weise der Kritik besorglich macht, und weshalb wir sie besprechen, daß es Manchem schwer eingehen will, eine solche Zuversicht, die sonst nur die Frucht eines guten Gewissens ist, mit einer so faulen und verlorenen Sache zusammenzudenken. Allein man muß sich in unseren Tagen an solche Dinge gewöhnen.

Nachdem wir nun den verlangten Beweis der früheren Erklärung zu geben versucht haben, wollen wir noch kürzlich über den theologischen Standpunkt des Dr. B. uns aussprechen, und auch in dieser Hinsicht mit Zuziehung der „abgenöthigten Erklärung“ die früheren Bemerkungen etwas ausführen. Besonders übel hat es der Herr Dr. B. empfunden, daß seine Kritik mit der von Strauß zusammengestellt wurde. Wie hat er sich nun dagegen vertheidigt? Offenbar hätte er sich über sein Verhältniß zu dem Resultate des Strauß'schen Buches klar und unumwunden aussprechen sollen; obgleich er dies nun klüglich zu umgehen sucht, liefert doch seine abgenöthigte Erklärung den Beweis, daß jenes Urtheil keineswegs ungegründet war. Er meint zwar in jener Zusammenstellung einen merkwürdigen Beweis der Beschränktheit und inneren Haltungslosigkeit unseres Standpunktes gefunden zu haben, denn nicht nur die Grundsätze der Kritik seyen anderer Art, sondern auch der Gegenstand der kritischen Frage, um welche es sich handle, sey ein wesentlich verschiedener. „Wird denn durch meine Untersuchung,“ fährt B. fort, „auf gleiche Weise, wie durch die Strauß'sche, die ganze objektive Grundlage des Christenthums in Frage gestellt; oder kann man nicht diese in ihrer völligen Integrität auf sich beruhen lassen, und doch auf die Überzeugung kommen, daß es sich mit der Ächtheit des einen oder anderen unserer kanonischen Briefe anders verhalte, als man bisher allgemein angenommen hat (S. 38.)?“ An einer anderen Stelle bemerkt er, daß das Eigenthümliche der Strauß'schen Kritik in der mythischen Erklärung der evangelischen Thatfachen bestehe, und fragt nun: „wo stützt sich denn meine Kritik auch nur an einer Stelle meiner Schrift auf die mythische Ansicht? Wo verwerfe ich auch nur ein historisches Faktum, das für das kritische Urtheil über diese Briefe von Wichtigkeit ist, oder wo argumentire ich einzig und allein aus dem inneren Widerspruch des Inhalts (S. 36.)?“ Ein solcher negativer und limitirender Bescheid ist in der That eine schlechte Vertheidigung. Daß in der Form noch ein Unterschied zwischen seiner Kritik und der von Strauß vorhanden sey, braucht er uns nicht zu sagen; das liegt ja einfach in der Verschiedenheit der Objekte, welche sich bisher beide zum Gegenstand ihrer Untersuchung gewählt haben. Jenem Vorwurf liegt aber natürlich der Gedanke zum Grunde, daß wer so leichtsinnig und willkürlich mit den apostolischen Briefen, mit der

Apostelgeschichte und dem Evangelium Marci umgehe, auch weiter keine Berechtigung habe, irgend etwas mehr von der evangelischen Geschichte anzuerkennen, als Strauß. Wenn Herr Dr. B. sich dagegen verantworten wollte, so mußte er entweder zeigen, daß seine kritischen Argumente, die er bisher vorgebracht, wirklich das sind, wofür er sie ausgibt, und daß es sich mit der kritischen Beschaffenheit der Evangelien ganz anders verhalte, als mit den angefochtenen Briefen; oder er hätte mit überzeugenden Gründen darthun müssen, daß ihm noch ein wahrhaft religiöses Bedürfnis und Interesse an der evangelischen Geschichte übrig geblieben. Im letzteren Falle würden wir uns über seine kritische Inconsequenz gefreut haben. Nun hat er aber weder das Eine noch das Andere geleistet, vielmehr sind in seiner „abgeköstigten Erklärung“ trotz seiner Vorsicht nicht undeutliche Spuren enthalten, woraus hervorgeht, daß er mit seinem „wahren Glauben“ und seiner „wahren Wissenschaft“ bereits auf eine Höhe gelangt ist, auf der ihm die evangelische Geschichte durchaus gleichgültig geworden. Der Vergleich mit dem Strauß'schen Buche war concreter so gefaßt, daß man glauben müsse, B. habe schon die geschichtliche Auctorität des Evangelisten Johannis, eben so wie Strauß, über Bord geworfen. Über diese Vermuthung ist nun zwar Dr. B. sehr ungehalten, und erlaubt sich darüber gegen den Herausgeber die bittersten Vorwürfe; aber hat er sich gerechtfertigt? „Passen dieselben Gründe,“ fragt er (S. 30.), „die gegen die Aechtheit der Pastoralbriefe sprechen, auch auf das Evangelium Johannis?“ — auch das ließe sich zum Überflusse sogar nachweisen. — „Ich habe weder in meiner Schrift über die Pastoralbriefe noch in irgend einer anderen Schrift mir irgend ein Urtheil über die geschichtliche Auctorität des Johanneischen Evangeliums erlaubt, nicht nur, weil sich meine kritische Untersuchung bisher noch nicht auf dasselbe erstreckt, sondern auch, weil ich gar kein Interesse habe, ihm seine geschichtliche Auctorität abzuspochen.“ Man beachte wohl das theologische Moment, das in diesem Geständnisse liegt. Also der Professor der Theologie, der immerfort von einer sich neu gebährenden Kritik redet, und überall, wohin sich seine kritische Untersuchung gewandt hat, zu negativen Resultaten gekommen ist, hat die kritische Beschaffenheit des Evangeliums Johannis noch nicht untersucht! Es muß ihm daher auf seinem Standpunkte jedenfalls ungewiß seyn, und er kann davon weder für sich noch für Andere einen theoretischen oder praktischen Gebrauch machen; denn das ist doch wohl klar, daß erst die positive Überzeugung von ihrer Aechtheit die apostolischen Schriften für religiöse Zwecke brauchbar macht. Und dann, welche Gleichgültigkeit gegen diese wichtige und heilige Sache setzt namentlich von seinem Standpunkte aus dieses Geständnis voraus! Jetzt heißt es freilich noch, er habe kein Interesse, dem Evangelium seine geschichtliche Auctorität abzuspochen; natürlich weil ein solches Interesse vor der Untersuchung in Je-

bermanns Augen unwissenschaftlich seyn würde; wenn aber die Untersuchung erst geführt worden, so wird alles Interesse des Unglaubens in den Schein der Wissenschaftlichkeit eingekleidet. Einen merkwürdigen Beweis ferner, wie ihm die geschichtliche Grundlage des Evangeliums gleichgültig geworden, gibt Herr Dr. B. auch dadurch, daß er sich nicht scheut, den Apostel Paulus im Interesse der neuesten vernichtenden Kritik der evangelischen Geschichte anzuführen. „Wer hat denn die ganze Tiefe,“ sagt Dr. B. S. 77., „und die Fülle des christlichen Glaubens herrlicher entwickelt, als der Apostel Paulus? Sält er sich aber auch an das Einzelne in der Lebensgeschichte Jesu, premirt er etwa einzelne Wunder und Begebenheiten, kommt er überhaupt auf das Historische des Lebens Jesu immer wieder zurück, sind es nicht die ganz allgemeinsten Thatsachen der evangelischen Geschichte, welche Jeder auf irgend eine Weise anerkennen und voraussetzen muß, die im Grunde selbst ohne die Evangelien feststehen, was er allein voraussetzt und wovon er allein ausgeht?“ Wenn nun diese Weise Paulinisch ist, so muß es natürlich ganz unchristlich seyn, auf die geschichtliche Grundlage der Evangelien noch weiter Gewicht zu legen, und es liegt in dieser Erklärung der theologische Standpunkt des Dr. B. vor Jedermanns Augen. So ist es auch ganz consequent, wenn er demjenigen, der sich mit einer solchen jämmerlichen Armuth nicht begnügen kann, den wahren Glauben abspricht, und die wahre Wissenschaft dazu und seinen Widerspruch gegen die Truggestalten der neuesten Wissenschaftlichkeit aus dem sündlichen Triebe des Fleisches ableitet, das gekreuzigt werden müsse. Sollte aber der Apostel Paulus noch einer Rechtfertigung bedürfen gegen eine solche Lästerung? Der Professor der Theologie scheint nicht zu wissen, daß die Apostel überhaupt und auch Paulus ihre Predigt mit der Erzählung der Geschichte Jesu begannen (s. Act. 10, 36 u. 13, 23 u.); daß es außerdem ein eigenes Amt zur Verkündigung der evangelischen Geschichte gab, das Amt der Evangelisten; daß die apostolischen Briefe an solche Gemeinden gerichtet sind, die längst mit dem Grunde ihres Glaubens bekannt gemacht waren. — Früher gab es noch ein heiliges Gebiet, auf welches sich die Gläubigen zurückziehen konnten, und das Niemand mit geschuhten Füßen betrat; jetzt werden die heiligsten Namen und Ausdrücke für die abscheulichsten Dinge ausgesucht und durch die ärgsten Verbrechen in ihr grades Gegentheil schändlich entweiht. Diese neueste Weise der Polemik geht durch die ganze „abgeköstigte Erklärung“ des Herrn Dr. B., und gibt damit jedem Verständigen deutlich genug zu verstehen, wohin man ihn zu stellen habe.

(Berichtigung.) In Nr. 81. S. 644. Zeile 2. von unten steht: die ersten Briefe Petri für: den ersten Brief Petri. S. 645. in der Note Zeile 4. steht: des Apostels Petri für: des Apostels Paulus.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 19. Oktober.

N^o 84.

Bericht über ein pantheistisches Trifolium.

Es ist ohne Zweifel eine durch frühere Mittheilungen hinlänglich begründete Aufgabe dieses Blattes, die bedeutenderen litterarischen Produkte des Pantheismus genau in's Auge zu fassen. Aus der zerstreuten Masse solcher Erscheinungen aber treten uns drei Werke entgegen, welche wir in mehr als einer Hinsicht betrachten dürfen als zusammenhängende Leistungen, oder als ein bedeutsames Trifolium des pantheistischen Geistes. Nicht nur eine entschiedene Geistesverwandtschaft, sondern auch die höchst wahrscheinliche Grundlage persönlicher Wechselwirkung der Verfasser bilden diesen Zusammenhang. Die geistige Einheit dieser Werke aber verzweigt sich zum Kleeblatt dadurch, daß wir in dem ersten eine pantheistische Dogmatik, in dem zweiten eine pantheistische Poesie, und in dem dritten eine pantheistische Praktik vor uns haben. Wir geben Bericht von dieser merkwürdigen litterarischen Erscheinung, nämlich zuerst von Petric's Schriften, dann von Schefer's Laienbrevier, und endlich von Semilasso's Weltgang.

Johann Friedrich Petric's, weiland Superintendenten, Consistorial-Assessors und Fürstl. Pückler-Muskauschen Hofpredigers nachgelassene Schriften. 3 Bände. Stuttgart 1834, Hallbergersche Verlags-handlung.

Dieses Werk hat ungeachtet des Titels „nachgelassene Schriften“ die bestimmteste Einheit; es enthält ein alleseitig durchgeführtes und geschlossenes pantheistisches System. Obschon es nun bis jetzt keinen besonderen Ruf erlangt hat, so scheint es uns dennoch beachtenswerth, nicht nur wegen seines Zusammenhangs mit den bereits erwähnten litterarischen Notabilitäten, sondern auch wegen des hervorragenden Charakters, der ihm selber eigen ist. Mag es wunderlich seyn und höchst schwerfällig in seinem philosophischen Ausdruck, so fehlt es ihm doch nicht an Merkzeichen und Schlaglichtern des Deutschen Tiefsinns. Vielfältig bewegt es sich in düren Terminologien mühselig fort, dann aber treten plötzlich anmuthige Parthien hervor mit poetischem Grün geschmückt, so wie etwa die Muskauschen Parkanlagen reizend und überraschend hervortreten mögen aus den lausiger Sandstreifen. Es ist in hohem Grade dazu geeignet, das Verhältniß des Pantheismus zum Christenthum, und sein Verhalten gegen dasselbe zu charakterisiren, da es sich selber unüberholen zu dem pantheistischen Standpunkte bekennt, und nun in dieser deklarierten Stellung auf das Entschiedenste feindselig gegen die positiven Lehren und Mytherien des Christenthums auftritt. Das Märtyrerkthum, welchem sich der Verf.

hingibt, ist nicht bedeutend, da seine Schriften nach seinem Tode als nachgelassene erscheinen. Der Verf. hat sein Werk nach seinem Standpunkte klar disponirt, in dem er im ersten Bande den Geist aller Religion, im zweiten den Geist des Christenthums, und im dritten den Geist der Zeit in Beziehung auf religiöse Bildung darzustellen bemüht ist.

Zuerst also beschreibt der Verf. das Wesen der Religion. „Sie bezeichnet Alles, was sich auf Erkenntniß und Verehrung Gottes bezieht. Sie ist theils Anschauung, religiöse Welt- und Lebensanschauung, theils Selbstthätigkeit, Religiosität. Im ersten Falle sind Vernunft, im letzteren der Wille ihre Basis. Phantasie, Vernunft und Wille im weitesten Sinne bilden das Prisma, in dem sich das weiße, reine Urlicht des Göttlichen bricht, und in den zarten Gestalten des Schönen, Wahren und Guten auf Erden zur Erscheinung kommt.“ — Eben darum ist auch „die Frage nach dem Wesen der Religion nur eine Frage nach der Ausbildung der Idee eines Göttlichen im Gemüth des Menschen. — Dies geschieht aber so, und es entsteht also die Religion folgendermaßen: „In demselben Augenblicke, in welchem der Mensch zum Bewußtseyn seiner selbst, das Reale in seinem Ich zur Selbstanschauung gelangt, schaut er sich auch an als ein Bedingtes, d. i. als ein in seinem Streben nach persönlicher Vervollkommenung, nach Befriedigung seiner Triebe von wo anders her bestimmtes, beschränktes und begünstigtes — kurz als ein begränktes, endliches, von etwas außer ihm Vorhandenen und von ihm wesentlich Verschiedenen abhängiges Wesen. — „Nun wird sein Streben ein Streben, dieser sein Subjekt bedingenden, objektiven Potenz auf die Spur zu kommen, und diese erste dreiste Frage nach der sein thierisches Ich bedingenden Potenz, nach dem zureichenden Grunde subjektiver Bedingtheit, sie ist die erste Frage nach dem Inbegriff aller zureichenden Gründe, nach der Ursache aller Ursachen u. s. w. — Das ist die Frage nach dem Unbedingten, Einen, Absoluten, die Frage nach Gott.“ So kommt also der Mensch zur Religion, indem er die Instanzen erkennt, von denen er abhängig ist. Was ihm als das Bedingende seines Lebens erscheint, darin erscheint ihm das Göttliche, denn darin meint er das Unbedingte gefunden zu haben, wenn es sich auch hinterher selber wieder als ein Bedingtes kund gibt, so daß dann die Nachfrage nach Gott, nach dem letzten Grunde wieder fortgesetzt werden muß. Auf diesem Wege des Aufsteigens zu Gott verliert sich nun der Verf. in das göttliche Weltlabrynth, und kommt zum Bekenntniß des Pantheismus mit folgenden Worten: „Indem das Bewußtseyn, suchend nach dem zureichenden Grunde subjektiver Bedingtheit,

d. i. nach einem sein Subjekt bedingenden Absoluten, fortschreitet von dem Bedingten zu einem Bedingenden, von diesem wiederum zu einem höheren, mittelbaren Bedingenden in Bedingten, erweitert sich ihm das Bedingte zu einem Unendlichen in Raum und Zeit. Unter dem Bestreben, aus dem Bedingten herauszukommen, und zu finden das Absolute, dehnt sich das Bedingte immer weiter aus, und das Ich wird gewahr, daß es ein Unendliches sey in Raum und Zeit. Da nun das Ich über Raum und Zeit nicht hinaus kann, so sieht es sich genöthigt, den zureichenden Grund subjektiver Bedingtheit, der hier als zureichender Grund aller Dinge, d. i. alles Bedingten angeschaut wird, entweder gar aufzugeben, oder in Raum und Zeit zu setzen. Nun ist das erstere unmöglich, folglich das letztere nothwendig, und so findet das philosophirende Ich, daß die Subsumtion des Realen unter die Kategorie eines Absoluten als Erweiterung des das Subjekt unmittelbar Bedingenden zu einem absolut Bedingenden nichts Anderes sey, als Potenzirung des Bedingten überhaupt zu einem durch sich selbst bedingten Unbedingten. Das Ich findet also, daß das Reale entweder als ein den zureichenden Grund seines Seyns und Werdens in sich selbst Enthaltendes, als unendliche Wirkung und als unendliche Ursache zugleich Seyendes — als ein sich als Alles in Einem, und als Eins in Allem selbst Anschauendes, als ein Gott Seyendes, und als ein Gott Werdendes, alle Anschauungen mithin nur als Kategorien einer unendlichen Selbstanschauung, d. i. als die — eine unendliche Analysis, und eine unendliche Synthesis in sich begreifende Selbstanschauung gedacht werden müsse, oder ohne auf die absolutesten Widersprüche zu stoßen, gar nicht gedacht werden könne.“

Der Verf. geht von der Voraussetzung aus, die Religion entstehe nicht anders als dadurch, daß der Mensch sich emporarbeite aus seiner thierischen Dummheit in die Regionen des Bewußtseyns. Er muß hinaufsteigen in den Himmel oder hinabfahren in die Tiefe, um sich seine Religion herbeizuschaffen. Dies ist der erste Grundirrtum, denn die Religion entsteht vielmehr dadurch, daß Gott vom Himmel herabkommt zu den Menschen, daß sie besucht werden von dem Aufgang aus der Höhe. Der Pantheist hat die Kühnheit, der Geschichte des Reiches Gottes dreist zu widersprechen, der heiligen Geschichte, nach welcher das Menschengeschlecht seinen Lebenslauf im Lichte einer göttlichen Uroffenbarung begonnen, und erst fallend und entartend aus dem reinen, paradiesischen Monotheismus in das Verderben heidnischer Polytheismen sich verloren hat. Er setzt die zarte, edelfeine Sensibilität des frischgeschaffenen Urmenschen für göttliche Einflüsse, Stimmen und Boten gleich der hornhäutigen Rohheit und Stumpfheit des allmählig unter Verhältnissen des Fluchs entarteten Wilden. Das große Nebeneinander des rohen Fetischismus, des Hellenisch verschönten Götterglaubens, des naturphilosophischen Stern- und Himmels-

kultus, des Monotheismus endlich macht er mit der augenscheinlichsten Fälschung der Geschichte, und Confundirung der ethnographischen Erscheinungen zu einem erkünstelten Nacheinander, worin der Mensch erst eine Pflanze anbetet, dann ein Thier, dann zu den Menschen, zu den Sternen, zu den Kräften und himmlischen Gewalten emporsiegt. Es ist aber eine seltsame Chronologie, wenn ein Götzendiener in Afrika, welcher jetzt lebt, als Vorgänger Homer's, und wenn Homer wiederum als ein Vorgänger Abraham's betrachtet werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Was geschieht in unseren Gemeinden für die Bibel-
erklärung? was sollte geschehen?

(Schluß.)

Auf diese Art wird man dem weltlichen Wissen, welches heut zu Tage unter allen Ständen Eingang findet und besonders die Aufmerksamkeit der Gebildeten beschäftigt, ein Gegengewicht geben, welches eben so nothwendig als heilsam zum gefunden geistigen Leben ist. Das weltliche Wissen, welches sich blähet und breitet, drängt alle höheren Interessen zurück; in gebildeten Kreisen ist nur die Rede von Eisenbahnen, Zollwesen, Staatsfachen, und was die Litteratur auf den großen Markt bringt, gibt dieser Richtung beständige Nahrung. Dabei läßt sich nicht verkennen, daß diese Nahrung solider und bildender ist, als die erbärmlichen Leseereien und das fade Geschwätz, womit man bloß die Zeit tödtet und das Gehirn krank macht. Viel weniger als früher (so scheint es) wird solche lose Speise begehrt, und die Leihbibliotheken klagen, daß ihre Romane bei weitem nicht so stark, wie früher, gesucht werden. Man kann sich dieser Erscheinung insofern freuen, als sich darin das Bedürfniß eines ernsten Wissens zu Tage legt, wie denn auch wirklich unter den Gebildeten Viele gefunden werden, die sich achtungswerthe Kenntnisse durch ihr Lesen erworben haben, und über manche Gegenstände des bürgerlichen Lebens verständig urtheilen. Aber ihr Streben bedarf eines Gegengewichts, welches der weltlichen Richtung Maaß und Ziel setzt, und den Sinn auf etwas Höheres lenkt. Unvermeidlich wird ihr Sinn herabgezogen und festgebannt in Metall und Dampf, wenn nicht das Gold der göttlichen Weisheit ihn abzieht und der Hauch des Geistes ihn von der Erde erhebt. Schon nach gewöhnlicher Diätetik ist es nothwendig, daß die verschiedenen Geisteskräfte abwechselnd mit verschiedenen Dingen beschäftigt werden; noch mehr erfordert die Sorge für die Gesundheit des inneren Menschen, daß die sittliche und religiöse Seite nicht versäumt werde, damit hier das Leben nicht aus Mangel an Nahrung völlig abstirbe. So viel nun die sonntägliche Predigt (vorausgesetzt daß sie gut ist und gehört wird) an Nahrung bieten kann, reicht offenbar weder an sich aus, noch vermag es der weltlichen Bildung das gehörige Gegengewicht zu geben. Der Geistliche muß auf andere Weise (nicht durch Schriften, die immer nur von sehr Wenigen gelesen werden) den Beweis

geben, daß die theologischen Wissenschaften nicht bloß ein Material für die homiletische Topik liefern, sondern daß sie auch in den lernbaren Gegenständen mit anderen Fächern wetteifern, daß sie dem Nachdenken reichen und interessanten Stoff bieten und eben so wichtige Lebensfragen vorlegen und behandeln können, wie die Politik des Tages. Es ist hohe Zeit, daß man der unter den Gebildeten herrschenden Ansicht bezeuge, als sey die Theologie arm an solchen Gegenständen, oder die Theologen arm an Geist und Geschick, sie zu bearbeiten. Versäumen die Geistlichen, das Gegentheil darzulegen, so ist zu fürchten, daß sie mit ihrer Stubengelehrsamkeit noch mehr zurückgedrängt werden, und daß die Zeitbildung alle Plätze und Winkel des Lebens occupiren werde.

Was hier als Gegengewicht dringend nothwendig ist, wird auch zum Correctiv für die Verirrungen der Zeitbildung dienen. Wir erinnern nur an die herrschende, selbst von Theologen, wie Bretschneider, angenommene Meinung, als müßten in Folge der Ergebnisse der Naturkunde manche biblische Vorstellungen aufgegeben werden, als sey es z. B. eine Ungereimtheit der Genesis (E. 1.), wenn das Licht vor der Sonne erschaffen werde. Solche flache Einwürfe lassen sich jetzt aus der Physik selbst widerlegen. Und wenn der Geistliche sich mit den Werken von Cuvier, Schubert u. A. bekannt macht, wird er eben durch die Bibelerklärung dergleichen erfolgreich beseitigen können, und vielfältige Gelegenheit zu interessanten, die Bibel- und Naturkenntniß wechselseitig fördernden Betrachtungen finden. Er wird überhaupt den großen Zwiespalt zwischen dem Realen und Idealen ausgleichen, und einem Pantheismus, wie das Straußsche Buch ihn ankündigt, zu begegnen wissen.

Dadurch wird die Bibel wieder zu Ehren gebracht werden, die in den Augen Vieler als ein Buch angesehen wird, *quem situs informis premit et deserta vetustas*, wie einst das Gesetzbuch unter dem König Josia. Will man es denn so liegen lassen? Will man auch nicht den ernstlichen Versuch machen, es hervorzuziehen und den reichen Inhalt so zu interpretiren, daß die verwöhnten Ohren und eingebildeten Herzen daran Geschmack finden? Das wird ohne Zweifel gelingen, wenn sie unter Leitung eines geschickten Interpreten eine anregende und befriedigende Belehrung über das Hebräische Alterthum, über die jüdischen Sekten, über die Reisen der Apostel, über das Reden mit Zungen u. s. w. erhalten, und auf diese Weise inne werden, daß auch dies Buch ihre Wißbegierde befriedigen könne, und außerdem auch Dinge enthalte, welche weit über ihre vermeintliche Weisheit hinausgehen. Befriedigt von der einen, beschämt von der anderen Seite werden sie denken: ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehst, ist ein heiliges Land. Überdies gibt es auch solche, welche die Bibel mißverstehen und entweder für sich oder in Conventikeln ihren Fürwitz an der Apokalypse üben. Soll man diesen denn nicht zu Hülfe kommen und sie auf den rechten Weg leiten?

Aber ich höre schon von allen Seiten die Einreden: wie ist die Sache anzugreifen? werden auch die Leute kommen?

werden sie bleibende Zuhörer seyn? und können sie bei der Verschiedenheit der Bildung auf gleiche Weise befriedigt werden? Ich möchte denen, die viele Zweifel der Art haben, nach dem Ausdruck Hamann's rathen, sie erst sammt und sonders mit einem Bah! niederzuschlagen und ohne Zögern Hand an's Werk zu legen. Und sollten sie ihre Gemächlichkeit mit dem Schilde decken wollen, daß sie vorgeben, es sey schon vielfältig, aber vergeblich versucht worden, so sage ich: das erstere ist nicht wahr, folglich auch das andere nicht. Und wo es vergeblich gewesen ist, lag die Ursache da nicht in der verkehrten Art der Auslegung, in der üblen Wahl der Zeit und des Ortes? Ich kenne in meinem Vaterlande, wo über vierhundert Gemeinden sind, nur einen einzigen Prediger, welcher Bibelerklärungen hält und sich eines glücklichen Erfolges freut. Er hat die Einrichtung gemacht, daß er in seiner Landgemeinde, wozu mehrere Dörfer gehören, abwechselnd in jedem Monat einmal (im Winter vielleicht öfter) nach jedem Dorfe kommt, und in der Schule daselbst seine Bibelstunde hält. Die Zuhörer bringen ihre Bibeln mit, und selbst alte und schwächliche Personen, welche nicht zur Kirche kommen können, erscheinen hier mit Lust und Freude. Was ihnen geboten wird ist weder eine bloß erbauliche Betrachtung über eine Bibelstelle, noch fragmentarische und flüchtige Bemerkungen über einzelne Wörter und Abschnitte, sondern eine zusammenhängende Auslegung eines ganzen Buches, welche sowohl das Einzelne in Sprache und Sachen erläutert, als auch das Ganze nach seinem Inhalt entwickelt. Der Ausleger fährt das folgende Mal da fort, wo er das letzte Mal aufhörte. In dem nächsten Dorfe behandelt er ein anderes Buch, weil sehr häufig aus dem nachbarlichen Dorfe Einzelne dahin kommen, um auch hier Theil zu nehmen. Die Wahl des Ortes hat nicht nur den Vortheil, daß die, welche den Weg zur Kirche nicht machen können oder mögen, ohne Beschwerde sich in einer warmen Stube versammeln, sondern daß auch die Schullehrer ihres Theils manche Belehrung gewinnen, und daß der Prediger, wenn er vor und nach der Bibelstunde mit Einzelnen sich näher bespricht, Gelegenheit findet, den Stand ihrer religiösen Erkenntniß näher kennen zu lernen und darauf bei seiner Auslegung Rücksicht zu nehmen. Er kann sich fragen lassen, kann Rath und Winke zum eigenen Lesen geben, und auf herrschende Irrthümer und Untugenden einwirken. Besonders aber kann er hier ein näheres und traulicheres Verhältniß anknüpfen, als in der Kirche statt finden kann, wo er fern und hoch auf der Kanzel steht und in Amtstracht auftritt, wo der Ort und alle Verrichtungen eine Scheu gebieten, die keine Annäherung zuläßt. Die Kirche ist nicht der passende Ort zu diesen *collegia biblica*. Sie werden den collegialischen Charakter dort nie annehmen, sondern immer in den kirchlichen Erbauungston übergehen und von Seiten der Belehrung unbefriedigend bleiben. Der Prediger wird es nicht angemessen finden zu erzählen, wie es sich mit der Schatzung (Luc. 2.), oder mit dem Tempel auf Garizim (Joh. 4.) verhalte; er wird sich auf die gegen die Auferstehung Christi erhobenen Zweifel

nicht genügend einlassen, und noch weniger sich dazu verstehen, eine Karte von Palästina vorzuzeigen. Wohl mögen die meisten Geistlichen am liebsten in priesterlicher Würde auftreten, künstliche Reden halten und als Choragen einer versammelten Gemeinde fungiren; aber sie thäten besser, wenn sie sich herabließen, auch in kleinen Versammlungen, wie der Heiland in den Synagogen, den anspruchlosen „Dienst am Worte“ auszurichten. Als noch die Christen sich in Privathäusern versammelten, war mehr Glaube und Verstand von göttlichen Dingen, als seitdem man anfang, große Kirchen zu bauen. Ja, wer mag läugnen, daß die großen Kirchen und Gemeinden, besonders in den Städten, vielfach hinderlich sind? Hier kommen Leute zusammen, die sich nicht einmal äußerlich, geschweige nach ihrem Stand im Christenthum kennen, die sich zeitlebens fremd bleiben und kein näheres Interesse an einander nehmen. Hier fehlt das Bewußtseyn jener inneren Gemeinschaft, jener Eintracht im Geiste, die mit stiller Macht die Herzen zu gemeinsamer Andacht entzündet, und deren Mangel für die Erbauung nicht förderlich ist. Hier sind viele Zuhörer selbst dem Prediger nicht persönlich bekannt, und dieser steht Manchen so fern, daß sie ihn kaum sehen und hören können, und daß wenigstens die unmittelbare Einwirkung der persönlichen Nähe verloren geht. Ganz anders ist dies in einer Versammlung von etwa hundert Personen, die sich alle nahe stehen im eigentlichen und uneigentlichen Sinn, die selbst von dem Blick und Ton des Redenden den unmittelbaren Eindruck empfangen, den der Freund an der Seite des Freundes empfindet. Man halte dies nicht für unbedeutend. Im Blick und Stimmorgan drückt sich die Gestalt des inneren Menschen am reinsten und vollsten aus; aber das lebendige Bild des Auges und Tones verliert von dem frischen, eigenthümlichen Gepräge desto mehr, je weiter der Raum ist, durch welchen es hindurchgehen muß, ehe es zur Anschauung gelangt. Dazu kommt, daß die Stimme auf eine unnatürliche Weise verstärkt werden muß, um sich vernehmbar zu machen. Und ist vollends der weite Raum der Kirche, wie leider häufig der Fall ist, nur halb gefüllt, so daß hie und da in den Stühlen und Gängen eine Gestalt hervorblüht, dann empfindet die Seele einen horror vacui, und unheimlich fühlt sie sich in den leeren Hallen, wo sie verwandte Gemüther schmerzlich vermisst. Doch es bleibe, was die Väter erbaut haben zur Vereinigung der großen Gemeinden in großartiger Weise, und es soll hier durchaus nicht gerathen werden abzubrechen und zu theilen, was seit Jahrhunderten zur Ehre des göttlichen Namens und zum Segen der Anbeter desselben bestanden hat. Aber es werde auch der „Gemeinde im Hause,“ die apostolischen Gruß und Segen empfangen hat, die Sorge und Pflege zu Theil, welche sie verdient und mit reichen Früchten belohnt. Man fürchte nicht, daß auf diese Weise der große Gemeinde-

verband sich auflösen werde. Im Gegentheil lehrt die Erfahrung, daß er dadurch noch mehr befestigt und belebt wird. Denn diejenigen sind immer die fleißigsten Besucher der Kirche, welche sich auch daheim im Hause mit Gottes Wort beschäftigen, und sie werden es noch mehr seyn, wenn die Prediger bei solcher Beschäftigung Führer und Beförderer sind.

Wird nun die Bibelerklärung nach Inhalt und Form, nach Zeit und Ort so eingerichtet, daß sie Interesse erregt und befriedigt, so wird es gewiß an Zuhörern aus gebildeten und ungebildeten Ständen nicht fehlen. Was jene heranziehen wird, das ist der schon erwähnte vorherrschende Wissenstrieb, der bei sehr Vielen nicht auf bloße Unterhaltung, sondern auf reelle Kenntniße gerichtet ist. Und dieses Verlangen, sich zu unterrichten, wäre es auch nur um über Alles mitsprechen zu können, diese Aufmerksamkeit auf Alles, was die Zeit bewegt, und diese auf Nahes und Fernes gerichtete Wißbegierde kommt von selbst demjenigen entgegen, der es versteht sie zu befriedigen. Und wenn sie auch, von der Zeitbildung beherrscht, auf weltliche Dinge gerichtet ist, so liegt darin nur eine Aufforderung mehr, ihre eine bessere Richtung zu geben, und ein Zeugniß für die Fähigkeit und Geneigtheit zu lernen, welches dem Geistlichen, dem es mit seinem Berufe Ernst ist, als ein bedeutsamer Wink der Zeit erscheinen muß. Ist er als Prediger und Seelsorger von der gebildeten Welt fast ganz abgeschnitten, und sind die früheren Bande der christlichen Gemeinschaft zerrissen, so findet er hier einen wichtigen Anknüpfungspunkt, den er freudig ergreifen und benutzen muß, um wenigstens von Seiten der Wißbegierde dem jetzigen Geschlechte beizukommen. Es ist schon viel gewonnen, wenn er vorläufig nur von dieser Seite auf dasselbe einwirken kann. Er hat es dann in seiner Hand, und kann es durch das Thor der Erkenntniß zum Glauben, vermittelst der Wißbegierde zur Heilsbegierde führen.

Ubrigens wird sich in den Stadtgemeinden noch leichter ein passendes Lokal und eine geeignete Zeit als auf dem Lande finden lassen. Und sollte die Versammlung zu groß werden und eine Theilung erfordern, so ist nur zu wünschen, daß die Prediger die Mühe nicht scheuen, zwei Mal und öfter in der Woche Bibelfunde zu halten. Die Theilung geschehe aber nicht nach Maafsgabe der Bildung. Denn diese Gränze würde unsicher seyn und Aergerniß geben. Auch darf ich nicht unbemerkt lassen, daß solche Bibelfunden den Charakter von Conventikeln niemals bekommen müssen noch bekommen werden, da Jedermann Zutritt hat und da der Prediger selbst an der Spitze steht. Wohl aber können sie Gelegenheit geben, manche Angelegenheiten des Reiches Gottes zur Sprache zu bringen, z. B. Missionsberichte mitzutheilen, und sich zu gemeinsamer Förderung des Guten zu vereinigen.

Bericht über ein pantheistisches Trifolium.

(Fortsetzung.)

Abgesehen aber davon, daß sich der Pantheist in Widerspruch setzt mit der heiligen Schrift und mit den Thatfachen der Weltgeschichte, indem er annimmt, der Mensch komme erst auf einer langen Stufenleiter, aufsteigend von unten nach oben, zu der Erkenntniß Gottes, so ist dies auch ein Widerspruch in der Idee selber, daß sich Gott gegen den Menschen nur passiv verhalten sollte, während dieser mit schmerzenreicher Aktivität stets darauf aus wäre, ihn zu suchen. Nach dieser Voraussetzung ist der Mensch in seiner religiösen Richtung ein Kind, welches die Brust einer ewig schlafenden Mutter sucht, die ihrerseits keine einzige Bewegung macht, ihm Nahrung zu geben. Oder es verhält sich der göttliche Lebensgrund, auf welchem die einzelnen menschlichen Individuen beruhen, indifferent gegen diese seine edelsten Erzeugnisse, während doch die Erde die geringsten Gewächse, die sie hervorbringt, mit geheimnißvollen Springquellen aus ihrem Inneren erquickt und belebt. Aber wenn man, selbst abgesehen von der unendlich hell bewußten Persönlichkeit Gottes, in ihm nur den tiefen Lebensgrund des menschlichen Daseyns anbeten wollte, so müßte man dennoch annehmen, daß die mächtigsten religiösen Erregungen von diesem Lebensgrunde ausgehen, und den Menschen erfassen werden. Namentlich aber darf man sich das Innerste des Menschen nicht so atheistisch von dem göttlichen Wesen geschieden denken, wie es hier wenigstens nach der pantheistischen Ansicht geschieht. Der Geist wehet wo er will; denn er ist überall den Menschen-seelen nahe, obschon sie sich größtentheils in Selbstsucht ihm verschließen. Das Licht scheint in der Finsterniß, und die Finsterniß hat es nicht begriffen. Dieses Licht aber ist der Logos, der als Lebensgrund auch noch die Verfinsterten mit seinem Scheine berührt, durch die Gemüther der Empfänglichen aber quellend hervorbricht mit Strahlen des Lichtes und des Lebens, und sich ergießt in die dunkle Welt. Der Gedanke an einen Gott, welcher sich durch seine Schöpfung nicht erschöpft hat, sondern unendlich reich ist für Alle, die ihn anrufen, führt zu der freudigen Erkenntniß seiner Offenbarung, einer Offenbarung, durch welche er sich dem erschaffenen Menschen mittheilt, und ihm nicht nur irdische Gaben bringt, sondern auch die himmlische der Religion. Ohne Zweifel aber muß der Mensch seinerseits wirksam seyn in der höchsten Thätigkeit seines Lebens, um in die Religion einzugehen, welche Gott ihm entgegenbringt. Nun aber fragen wir billig: erkennt er das Göttliche nur in der Kategorie des Bedingenden, oder nur mittelst seines Abhängigkeitsgefühls? Wenn der reine Urnensch in dem

Säuseln der Bäume das Walten des Allgegenwärtigen innig vernehmen mußte mit einem zusauchzenden Gefühl, so könnte man fragen: wie that sich ihm denn in diesem Säuseln der Bäume das Bedingende kund? Oder wie wurde durch diese zarten Spiele der göttlichen Weisheit auf dem Erdboden sein Abhängigkeitsgefühl erregt? Doch wir wollen es nicht verkennen, daß der Mensch dem göttlichen Wesen und Walten in allen seinen Erweisungen untergeben bleibt, und daß die Herrlichkeit des Herrn auch in den Strahlen der Schönheit ihn beherrscht, daß er mit seinem Schönheitsfinne daran gebunden bleibt, ihr mit freier Ehrfurcht und Ergebung anbetend zu huldigen. Wenn man also die Idee des Abhängigkeitsgefühls vertieft und erweitert nach Gebühr, so wird sich auch in jeder möglichen religiösen Empfindung der Kern dieses Gefühls nachweisen lassen. Aber es ist eine ganz andere Frage diese: ob denn der Mensch wirklich nur durch die reflektirende fortschreitende Erkenntniß des ihn überwaltenden Bedingenden zu seiner Religion komme? Dies müssen wir läugnen, sowohl nach der biblischen als nach der philosophischen Idee des Glaubens. Der Mensch kommt zu seinem Gott durch den Glauben; in dem Glauben aber steckt nicht der einseitige Philosoph, sondern der allseitige Mensch; er selber, der Glaube ist nicht reflektirende, sondern divinirende Erkenntniß, an welcher Phantasie, Gefühl, Gesinnung und Gewissen mit der Vernunft gleichen Antheil haben. Der Glaube ist nicht eine kriechende, sondern eine fliegende Erkenntniß; ein lebendiges Vorgefühl aller Argumente, mit denen sich ein heiliges Dogma dem Gemüthe kund gibt und ein heroisches Ergreifen des Dogma in seiner religiösen Macht, bevor seine Argumente zur Entfaltung gebracht sind. Darum müssen wir das als den zweiten Grundirrtum der Petrickischen Ansicht bezeichnen, daß er die Religion nur auf dem Wege einer solchen von dem niederen Bedingenden zu dem höheren Bedingenden fortschleichenden Reflexion läßt gefunden werden. Der entscheidende Grundirrtum aber ist der dritte, mit welchem er sich zum Pantheismus entschließt, indem er nämlich behauptet: „Unter dem Bestreben des Menschen, aus dem Bedingten herauszukommen, und zu finden das Absolute, dehnt sich das Bedingte immer weiter aus, und das Ich wird gewahr, daß es ein Unendliches sey in Raum und Zeit. Da nun das Ich über Raum und Zeit nicht hinaus kann, so sieht es sich genöthigt, den zureichenden Grund aller Dinge in Raum und Zeit zu setzen.“ — Daß das Ich über Raum und Zeit nicht hinaus könne, ist eine willkürliche Sagung, zu dem Zwecke gemacht, um dem Pantheismus dieses Systems zum Grundpfeiler zu dienen. Freilich ist das Ich mittelst der Dampfschiffe, oder der Luftschiffe, oder der Fernröhre noch niemals

über Raum und Zeit hinausgekommen. Aber schon das philosophirende Ich verseht sich auf verschiedene Weise darüber hinaus, namentlich aber vermittelt der Negation. Wie vielmehr das religiöse Ich; dieses ist sich sogar bewußt, in seinem Innersten an sich schon über Raum und Zeit hinaus zu seyn. Es macht aber auch den Weg hinaus über Raum und Zeit vermittelt des Glaubens und des Gebetes, überhaupt in jeder wahrhaft religiösen Bewegung. Kann doch selbst unser Verf. nicht umhin, sich die Idee des Raumes aufzulösen in der Idee des Unendlichen, und so die Idee der Zeit zu versenken in die Idee des Ewigen, obschon er selber auf den äußersten Vorsprüngen des Endlichen im Raume und in der Zeit nicht wagt, den Heldensprung des menschlichen Geistes vorzunehmen im Glauben, jenen Heldensprung, durch welchen man in den beseligenden Schoß des Ewigen fällt. Ihn ergreift ein Grauen vor dieser göttlichen, heiligen Tiefe, und so wirft er sich denn verzagend zurück in den Schoß der Welt, mit dem Wahne, er habe in ihr seine Gottheit gefunden. Nun aber wäre es seine Aufgabe gewesen, alle Äußerungen des wahren Gottesglaubens, alle seine Züge in das überzeitliche und überräumliche Gottesgebiet, und alle seine Kunden aus diesem Gebiet, z. B. die Lehren von der Ewigkeit und von der Unveränderlichkeit Gottes, von der Unsterblichkeit des Menschen, von dem ewigen Leben und ähnliche, als täuschende Fiktionen darzustellen und zu erweisen. Das aber vermochte er nicht. Dieser eine pantheistische Grundirrtum, als könne das menschliche Ich über Raum und Zeit nicht hinaus, führt nun gleich den anderen herbei, nämlich die Annahme, das unendlich Bedingte und das unendlich Bedingende sey eins, das Reale sey unendliche Wirkung und unendliche Ursache zugleich, es sey Alles ein Gott Seyendes und ein Gott Werbendes in steter Selbstanschauung begriffen. Durch diese Zauberformel wird die Anschauung der großen Weltharmonie in die große pantheistische Brouille verwandelt, der große Strom des Lebens verwandelt sich in einen Alles offenbarenden, Alles verschlingenden kreisförmigen Strudel, in welchem jede Persönlichkeit, jede Klarheit, jede Hoffnung untergeht, und der Menschengeist wird mit ewiger Selbstverwirrung geschlagen, indem er das Bedingte als das Unbedingte, das Unbedingte als das Bedingte, indem er die Ursache als die Wirkung und wieder umgekehrt die Wirkung als die Ursache, also Erstes als Letztes, und Letztes als Erstes anzusehen genöthigt wird. So wird er, in unauf löbliche Widersprüche verstrickt, zum geheimen, holden, romantischen Wahnsinn verdammt.

Der Verf. gibt nun eine Beschreibung der pantheistischen Gottheit. Sie ist das Reale. Dieses Reale ist ein Absolutes, ein Gott Seyendes. Dieses Absolute aber ist einerseits ein sich selbst Anschauendes in Raum und Zeit, und andererseits ein selbstthätiges in Raum und Zeit, und so ist es ein Gott Werbendes. Nachdem der Verf. vorab eine Skizze gegeben hat von der Selbstanschauung des Realen, und von der Selbstthätigkeit des Realen in aufsteigender Stufenfolge, geht er zur Ausführung dieser beiden Parthien über. Mitten unter den Irthümern dieser vorläufigen Exposition stößt man auf interessante

ansprechende Einzelheiten. Schön ist das, was von der Einheit der fünf Sinne gesagt wird, namentlich von dem Übergang der sinnlichen Anschauung in die geistige durch's Gehör; eben so die Subsumtion der mathematischen, geometrischen und arithmetischen Anschauung unter die religiöse.

Zuerst ist also von der religiösen Selbstanschauung des Realen die Rede. — „Die erste Gestalt,“ sagt der Verf., „in der das Göttliche zu dem Menschen tritt, ist die Gestalt des inorganischen und organisch vegetabilischen Lebens, weil es diese Gestalt ist, in der die Außenwelt, als eine sein Subjekt zunächst und unmittelbar bedingende, objektive Potenz von ihm wahrgenommen wird. Die Quelle, die seinen Durst löscht, die Pflanze, die seinen Hunger stillt, der Baum, der ihm Schutz und Schirm gewährt, die Sonne, die ihm leuchtet, und seine Glieder erwärmt, die Luft, die ihn kühlt und erfrischt — kurz alles im Gebiet der ihn umgebenden inorganischen und organischen Schöpfung, was auf die Befriedigung seiner beschränkten, thierisch-sinnlichen Triebe einen unmittelbaren Einfluß hat, ist ihm ein Göttliches, so lange er ein darüber hinausliegendes höheres Bedingendes nicht kennt, und nicht bedarf.“ — Hierauf entwickelt der Verf. in ähnlicher Art die Entstehung der Thieranbetung, dann der Anbetung des Göttlichen in der menschlichen Gestalt, namentlich zuerst in den Kraftgestalten herkultischer Thierbändiger, und gigantischer Riesen u. s. w. Diese Vermenschlichung des Göttlichen wird nun aber auch auf die Kräfte der Natur übertragen, indem der Mensch die Natur nicht nur als das Gepräge physischer Macht, sondern auch als das Gepräge eines denkenden Verstandes, und einer Alles umfassenden Liebe erkennt. Nun also wird das Göttliche anthropomorphistisch als eine intellektuelle und sittliche Potenz angeschaut. Aber jetzt erkennt der Mensch, daß das Göttliche als ein Bedingendes auch in der höchsten Kategorie seines Daseyns in Raum und Zeit (nämlich in der menschlichen Erscheinung) immer noch ein Bedingtes sey, und daß das Absolute als solches ein über das Ich Hinausliegendes seyn müsse. Jetzt entsteht der Theismus. Aus diesem Theismus aber geht endlich der Monotheismus hervor. „Bald sitzt nur ein Einziger, der Überwinder Aller auf dem Throne, als höchster Herrscher der Welt und der übrigen Götter.“ Mit der fortschreitenden Ausbildung des Menschlichen aber veredelt sich die Idee dieses göttlichen Alleinherrschers. „Macht, Weisheit und Güte bildet den Dreiklang göttlicher Vollkommenheit; der oberste Gott, der Herr aller Herren, der König aller Könige kann nicht gedacht werden ohne diese Prädikate. — Hier nun ist die religiöse Welt- und Lebensanschauung moralischer Universalmonarchismus. Der Universalmonarch wird endlich ein Schöpfer Himmels und der Erde — ein Allmächtiger — Allweiser — ein liebender Vater u. s. w.“ — Jetzt aber, sagt der Verf., ist die Trennung des Objekts und Subjekts im Realen vollendet, und nun wird das Streben des Realen nach Vergöttlichung ein Streben nach Vereinigung des ob- und subjektiven Unendlichen, ein Streben des Realen, sich selbst als absolutes Objekt in sich selbst als absolutes Subjekt zu vernichten. Das heißt: jetzt

muß sich das System des Pantheismus entwickeln. Der Pantheismus entsteht nach dem Verf., indem die Sinnen- und Verstandesanschauung des Realen zur Phantasie und Vernunftanschauung potenzirt wird. —

Daß dieser Stufengang der Entwicklung des religiösen Lebens keine Wahrheit habe, ist schon oben gezeigt worden. Wenn diese Konstruktion wahr wäre, so müßte sich ein solches Nacheinander der niederen und höheren Religionsstufen bei allen Völkern nachweisen lassen; auch dürfte nirgends ein Überspringen einzelner Entwicklungsstufen bemerkbar werden. Zudem müßte man alle Völker auf derselben Linie des religiösen Schneekengangs von der Pflanzenvergötterung nach den Höhen des Pantheismus antreffen. Die wirkliche Religionsgeschichte aber zerreißt dieses erschlückene System der Religionsgeschichte in tausend Fetzen. Noch mehr aber müssen wir gegen die vorgegebene Nothwendigkeit eines solchen Stufengangs protestiren. Der Verf. kann auf seinem Standpunkte die biblische Idee einer heillosen Abgötterei nicht anerkennen. Nach seiner Theorie konnte der Mensch nicht umhin, zuerst in den Pflanzen, dann in den Thieren u. s. w. das Göttliche anzubeten. Da diese Vorstellung eine in der pantheistischen Betrachtungsweise herrschende, und vielfältig ausgesprochene ist, so muß vorab bemerkt werden, daß sie in einem direkten Widerspruch steht gegen die Lehre der heiligen Schrift, wie sie namentlich Paulus im ersten Capitel des Briefes an die Römer aufgestellt hat. Da heißt es von den Heiden: Sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch ihm gedanket; sondern sie sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert. Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen, und den Vögeln, und den vierfüßigen, und den kriechenden Thieren. — Der Apostel stellt also die Idololatrie dar als einen Fluch des menschlichen Verderbens, und zeigt ihren innigen Zusammenhang mit der Sünde, indem er fortfährt: Darum hat sie auch Gott dahingegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit, zu schänden ihre eigenen Leiber an ihnen selbst. So sinkt also der Mensch von der Höhe des Monotheismus durch eine lebendige Folge von Verschuldungen unter zunehmender Verfinsternung in die Tiefen der Vielgötterei und des Gözendienstes herab. Dieser Weg des Absteigens in der religiösen Erkenntnis oder der Religionsverschlechterung auf dem Gebiete des natürlichen Menschenlebens ist wenigstens bei weitem der vorherrschende; obschon nicht zu läugnen ist, daß sich bei den Griechen und Römern eine Art des Aufsteigens in der Mythologie von der Vielgötterei zu einem philosophischen Monotheismus kund gibt. Selbst auf dem christlichen Lebensgebiet gibt es noch Erscheinungen, welche jenes allmähliche Versinken des natürlichen Menschen in die Idololatrie auf eine höchst betrübende Weise offenbaren. Namentlich zeigt dies der Mariendienst in Spanien. Da streiten die Bewohner einer Stadt mit den Bewohnern einer anderen Stadt über den Vorzug ihrer Marien. Sie sagen: „Was thun wir mit eurer lumpi-

gen Marie, u. s. w. — unsere Marie, das ist die rechte.“ Man bemerke die Abstufungen, welche solche Anbeter durchgemacht haben. Erst ward Maria, die verklärte Mutter Jesu, verehrt im Lichte des christlichen Gottesglaubens. Dann ward sie schwärmerisch verehrt und weiterhin angebetet. Die Angebetete ward abgebildet, und nun verehrt im Bilde. Endlich aber kam es in Spanien dazu, daß die himmlische und eine Maria ganz vergessen ward über den verschiedenen Marienbildern, die man verehrte, so daß jede Stadt ihre besondere Marie hatte, nämlich ein gemaltes oder geschnitztes Bild, an welchem die Verehrer idololatrisch festhingen. Eben so finden wir bei den Hindus und bei den Chinesen Gözendienste, welche tief unter dem philosophischen Gehalt ihrer alten religiösen Vorstellungen stehen; sie sind immer tiefer in die Finsterniß versunken. Dieses stufenweise Herunterkommen der Heiden durch die Symbolisirung des Göttlichen zu immer schlechteren Gözendiensten hat auch Paulus in dem angeführten Spruche deutlich bezeichnet. Zuerst wird die Herrlichkeit Gottes angebetet im Bilde des vergänglichen Menschen. Dann im Bilde der Vögel, dann der vierfüßigen Thiere. Zuletzt beten sie die kriechenden Thiere und ihre Bilder an. Dieses Versinken der Heiden aber in die Tiefen der Idololatrie hat eben so wenig eine absolute Nothwendigkeit, wie die Sünde überhaupt. Nothwendig ist nur das ethische Anwachsen des Fluches der Verfinsternung, nachdem einmal die Richtung in's Arge genommen ist. Doch ist auch hier noch im Verlauf des Übels selbst diese Nothwendigkeit keine absolute geworden, sondern der Verlauf knüpft sich fort und fort an das Maas der Verschuldung bei den einzelnen Völkern, und es gibt Heidenvölker, die dem Segen des Monotheismus näher bleiben als andere, und bei denen sich das Ringen und Streben nach seinem Lichte deutlich offenbart. Die Darstellung unseres Verf. aber macht die Idololatrie zu einer unschuldigen, naiven Erscheinung der frühesten Menschenreligion, zu einer schönen und nothwendigen ersten Instanz wahrhafter Frömmigkeit, und so charakterisirt sie sich selber als Erzeugniß eines finsternen pantheistischen Fatalismus.

Der Verf. geht nun zur Darstellung der religiösen Selbstthätigkeit des Realen in Raum und Zeit über. Diese Selbstthätigkeit beginnt, indem das Streben nach Selbstvergöttlichung in dem Ich sich entwickelt. Das Streben des Ich nach persönlicher Selbstvervollkommenung ist ein Streben nach Aboluthheit. Diese religiöse Selbstthätigkeit ist Kultus. Zuerst ist der Mensch mit dem ihn umfangenden göttlichen Chaos aufs Allerinnigste eins vermittelt des religiösen Instinkts. Dann beginnt die erste Stufe seines Kultus — Essen und Trinken. „Wie sich der Mensch hungrig und durstig über die lockende Frucht, über die erfrischende Quelle herstürzt, und die erquickenden Gaben als etwas Göttliches genießt, und jauchzend und tanzend den Götterbaum, der ihn sättigte, die Götterquelle, die seinen Durst löschte, verläßt, so begrüßt er jauchzend und tanzend das wohlthätige Sonnenlicht, genießt seines verklärenden und erwärmenden Strahls als eines göttlichen Einflusses.“ Der Verf. macht, nachdem er den ersten

Maß und reine Form, so müssen auch die religiösen Gefühle, welche das Schöne erweckt, zur Bestimmtheit und Gestaltung gebracht werden durch den Sinn des christlichen Geistes, durch das Maß des göttlichen Gesetzes, durch die Form der Wahrheit, oder mit einem Worte durch das Wort Gottes.

Die philosophische Welt- und Lebensanschauung, sagt der Verf., besteht auf der höchsten pantheistischen Stufe darin, daß sie das Reale erkennt als Idee. Die moralische aber ist gerichtet auf den letzten Endzweck des Seyns. Hier ist der Selbstanschauung das Reale gegeben als schrankenlose Vollkommenheit. Diese Vollkommenheit ist theils absolute Freiheit, theils absolute Güte. — In diesem Capitel mußte nun natürlich das tiefe moralische Grundübel der pantheistischen Ansicht hervortreten, und dafür hat denn auch der Verf. gesorgt. Er sagt: „Alles Unvollkommene ist nur werdende Vollkommenheit, werdende Güte. Alles sinnlich Unvollkommene, d. i. alles Unangenehme, aller Schmerz mithin nur werdende Lust; alle intellektuelle Unvollkommenheit, d. i. aller Irrthum nur Wahrheit im Werden, wie alles sittliche Unvollkommene, alles Böse als solches nur werdende sittliche Güte. Es gibt und kann daher keine Sünde wider den heiligen Geist geben. — Für einen Teufel gibt's im Gebiete des Absoluten keinen Raum.“ Hierauf entwickelt der Verf. unter der Überschrift: Absolute Nothwendigkeit, den fürchterlichsten Fatalismus. — „Mit Nothwendigkeit,“ sagt er, „thut der Mensch das Gute wie das Böse.“ —

Wir wenden uns ab von diesem prunkenden Wahnsinn, der von der werdenden Lust im Schmerze, von der werdenden Wahrheit im Irrthum, und von der werdenden Güte im Bösen redet.

Dem Verf. aber, oder dem Pantheisten, der sich rühmt, als ein Gottwerdender zu stehen auf der Höhe des Lebens, und der von diesem Standpunkte aus nicht nur die Harmonie der Sphären hört, sondern auch die Harmonie der Götzengelage, und der in fanatischem Tumult verhallenden Wehklagen der Menschenopfer: ihm wäre wohl zuzumuthen gewesen, daß er auch den harmonischen Klang des Christenglaubens, auch des historischen Kirchenglaubens zu fassen und zu genießen gewußt hätte. Aber hier verliert er in der Beurtheilung die hohe, geniale Haltung, die Hinfüßigkeit der pantheistischen Seele, die in tiefer Gelassenheit Alles ausgeglichen sieht mit Allem, die friedfelige Stimmung panegyrischer Welt- und Lebensbetrachtung. Hier wird er wild und manchmal wütht in seiner Erbitterung. D wenn er nur halb so viel Jörn ausgegossen hätte über die Götzendienste der Heiden, wie hier über die Lehre und Geschichte des Christenthums, dann dächte man vielleicht, er selber habe an die werdende Wahrheit auch in den christlichen Irrthümern von Herzen geglaubt.

Im zweiten Theile seines Werkes redet er über den Geist der christlichen Religion. Er unterscheidet hier zwischen dem Geiste des biblischen und dem Geiste des kirchlichen Christenthums. Seine Ansicht in diesem kritischen Theile seines Systems kann man als eine ultrarationalistische bezeichnen, ob-

schon er sich, wohl mit Unrecht, hier vielfältig auf Herder beruft. Doch treten hin und wieder aus der grauen Verwüstung der rationalistischen Negation Glanzscheine des pantheistischen Positiven hervor. So sagt er z. B. in auffallender Übereinstimmung mit Strauß in Württemberg von dem Messiasberuf Christi: „Ich halte es für einen großen Irrthum, zu glauben, er habe den Beruf eines Messias nur auf seine eigene, d. i. überhaupt nur auf eine besondere Person, auf ein bestimmtes Individuum beschränken wollen. — Denn seine Messiasidee ist durchaus nur eine rein sittliche, der Beruf des Messias mithin nach seinem Sinn nur ein Beruf des Menschen überhaupt; in diesem Sinne nennt er sich Menschensohn, d. i. einen reinen Menschen. — Dies ist um so anschaulicher, je weniger das Messiasgeschäft als ein Geschäft religiöser Veredelung auf Erden ruhen darf, und je einziger das Geschäft des Genius als solches nur ein Messiasgeschäft ist, und seyn kann.“ Der Verf. ist überhaupt weit entfernt, selbst das biblische Christenthum als ein unfehlbares darzustellen, oder zu schonen. So bezeichnet er z. B. die biblische als eine jüdische Versöhnungsideoe, welche für uns entweder gar keinen, oder nur einen allegorischen Sinn haben könne. Der allegorische Sinn aber ist dieser: „Wir Alle sind gesendet, Erlöser unseres Geschlechts zu werden, Retter desselben aus der Nacht der Unwissenheit, des Irrthums und des Lasters durch Anstrengung, durch Entbehrung und Aufopferung, durch innige Liebe, durch Blut und Tod, wie Jesus Christus.“ — Der Verf. ist also auch ein Erlöser der Welt nach seiner Meinung, und da nun die religiöse Welt- und Lebensanschauung Christi erst eine theistische war, nicht aber eine pantheistische, eine zur genialen Vollendung sich entwickelnde (zum Pantheismus sich hinneigende), nicht aber eine vollendet geniale, so wäre wohl der Verf. Erlöser in einer höheren Kategorie als Christus. Doch scheint ihn hier ein gewisses Gefühl zur Inconsequenz in seinen Abstufungen zu verleiten, um Christum möglichst hoch zu stellen. Er sagt nämlich: „Christus rückte die Religion seiner Zeit dicht an die Gränze wahrer Genialität. Ja es ist gar sehr die Frage, ob seine eigene Welt- und Lebensanschauung nicht vollendete Genialität, d. i. Pantheismus, war.“ „Die christliche Religion,“ sagt er, „ist ihrem ächten Geiste nach eine solche, die sich zur genialen zu entwickeln beginnt. — So ist wahre Genialität nur Christenthum in der höchsten Potenz.“

Mit diesem Anspruch auf ein Christenthum höchster Potenz, auf einen Erlöserberuf von der besten Kategorie, zieht nun der Verf. gegen das kirchliche Christenthum zu Felde. Seine Methode ist hier diese, daß er zuerst immer ein möglichst entstelltes Bild der kirchlichen Dogmen gibt, und dann mit einer Wildheit dagegen eifert und geifert, die nicht selten in's Pöbelhafte sich verliert. So beschreibt er zuerst das Dogma von der Offenbarung, sagt dann, es sey völlig vernunftlos, ja es sey antichristlich. Dann bekämpft er die Lehre von der Trinität, und gibt eine Menge Paragraphen erst von der „Vernunftlosigkeit,“ dann von dem „Antichristenthum“ dieses Dogma. Dann spricht er eben so über die Lehre von der Erbsünde: sie

ist ihm erstlich vernunftlos, zweitens antichristlich. Eben so kommt das Dogma von der heilsamen Gnade Gottes unter die Rubrik Antichristenthum zu stehen. Fernerhin andere Dogmen, z. B. von der heiligen Taufe, vom heiligen Abendmahl, vom Ende der Welt. — Daß der Verf. aber bei dieser radikalen Feindseligkeit gegen das kirchliche Christenthum nicht etwa bloß superstitiöse Verunstaltungen der Lehre im Sinne hat, sondern die christliche Lehre selber mit verdammt, wird sich aus einer Probe ergeben. So beschreibt er das Dogma über Offenbarung folgendermaßen: „Nach den Ansichten der Protestantischen Kirche wird der Begriff einer Offenbarung dahin bestimmt, daß sie eine übernatürliche, in der Vernunft des Menschen keineswegs gegründete Erkenntnißquelle des ewigen Rathschlusses der Gottheit sey. Eine Erkenntniß also, zu der der Mensch, sich selbst überlassen, auf dem Wege seiner naturgemäßen geistigen und sittlichen Ausbildung nimmermehr gelangt seyn würde. Nach ihrer Ansicht mußte die Erkenntniß des göttlichen Rathschlusses dem Menschen auf eine von der eigenen Vernunft unabhängige Weise mitgetheilt werden, sollte er sie jemals empfangen. Inwiefern die heiligen Schriften nun die Bekanntmachung dieses Rathschlusses enthalten, nennt sie dieselben theopneustische, d. i. von Gott selbst eingegebene, d. i. solche Schriften, deren Verfasser nicht durch den Beistand ihrer eigenen Vernunft und Erfahrung, sondern durch den Beistand eines ihrem Gemüth völlig fremden, äußeren, magisch-theurgischen Dämons oder Geistes unterstützt, geschrieben, und vermöge desselben selbst bis auf den Buchstaben unfähig waren zu irren.“ Man sieht hier Beides, sowohl wie der Verf. die biblische Lehre von der Inspiration selber bestreitet, als wie er gegen ihren Gehalt erboßt ist in einem solchen Maße, daß er nicht umhin kann, sie in der krassesten Verunstaltung vorzuführen. So ergeht es aber den übrigen Dogmen auch. Hier folgt eine Philippika auf die andere. Hier wird die Inspirationslehre bezeichnet als eine Tollheit, hier wird es dem Verfasser „schwer und ekelhaft über die Vernunftlosigkeit des durchaus Vernunftlosen zu reden“, indem von der Trinität die Rede ist. Hier meint er die Lehre von dem Sitzen Christi zur rechten Hand Gottes zu beseitigen mit dem rohen Späß, wenn das buchstäblich genommen werden sollte, so müßten wir ja auch Etwas annehmen, worauf und womit er sitze. Die Lehre vom Abendmahl charakterisirt er als eine Lehre von der Nothwendigkeit eines Fleischfressens und kavernaitischen Blutsaugens, und nennt sie einen gräulichen Wahnsinn. Und damit meint er nicht etwa die katholische Lehre von der Transsubstantiation, sondern die Lutherische Lehre von dem Genuß des Leibes Christi in, mit und unter dem Brodt und Weine.

Besonders bemerkenswerth scheint uns der Umstand, daß der Verf. den Gebrauch einführt, von pantheistischer Seite her die christlichen Glaubenslehren als antichristliche zu bezeichnen. Darin liegt nichts Geringeres als ein ernstes Signal des Pantheismus in seiner antichristlichen Entschiedenheit. Er will sich setzen an die Stelle des Christenthums, darum nennt er das Christenthum selber antichristlich. Der Pantheist will selber die

Ehre des Messias, des Welterlösers haben, darum nennt er die kirchliche Lehre von dem Erlöser antichristlich. Mit einem Worte, dieses System ist sich in seiner consequenten Durchführung eines radikalen Gegensatzes gegen das bestehende Christenthum bewußt, und hier ist er bereits ausgesprochen. So wie sich aber ein Kronprätendent oder Gegenkönig nicht selber Gegenkönig nennt, sondern den rechtmäßigen Fürsten als seinen Gegenkönig bezeichnet, so liegt es auch in der Natur des antichristlichen Wesens, daß es auftritt mit dem Anspruch, ein Christenthum zu seyn von der höchsten Potenz, und mit dem lästernden Vorwurf, die Kirche Christi trage in ihren Bekenntnissen das Brandmark der Antichristlichkeit an der Stirne. Nun aber beschuldige man uns auch nicht der Lieblosigkeit, der Übertreibung, der apokalyptischen Ausdrucksweise, wenn wir die Schmähung auf den Gegner zurückwerfen, und seiner deklarirten Richtung als einer antichristlichen entschieden entgegentreten.

In der Lehre von der Unsterblichkeit ist der Verf. nicht eines Sinnes mit anderen Pantheisten unserer Zeit. Er läßt eine gewisse Unsterblichkeit gelten, welche freilich von der seltsamsten Art ist. Der Verf. gibt nämlich zu verstehen, daß nach dem Tode die Vereinigung mehrerer Ichs nothwendig seyn dürfte, um ein Ich in höherer, dem Unbedingten näherer Potenz zu constituiren; nur durch die Verschmelzung mehrerer Individuen möchte ein erweitertes jenseitiges Ich können zu Stande kommen. Er sagt, für eine solche geistige Vereinigung spreche auch unverkennbar die geistige und sittliche Sympathie der Individuen. „Daher kommt's vielleicht, daß, wenn eble Geister auf Erden einander zum ersten Male begegnen, es ihnen scheint, als hätten sie einander längst gekannt, und als wäre ihr Erkennen nur ein Wiedererkennen. Eine heilige Magie umschlingt sie, und läßt sie ahnen, daß sie dereinst in einer anderen Welt Eins seyn werden.“ Was den Verf. verhindert hat, dem Ich jenen bekannten Trost der pantheistischen Religion zu geben, daß es durch den Tod unmittelbar in die Lebensfluth des Absoluten hinabtauchen, und sich in seliger Auflösung mit dem All wieder vereinigen werde, darüber mögen wir nicht grübeln. Ein gewisses Behagen an dem speciellen Fortexistiren scheint ihn von diesem Salto mortale zurückgehalten zu haben. Doch ist ihm natürlich die biblische und kirchliche Unsterblichkeitslehre zu ordinär, darum stiftet er diese abentheuerliche Hoffnung, daß jeder Einzelne wenigstens in Compagnie mit Mehreren jenseits noch eine Zeit lang fortdauern werde in einer besonderen Individualität. Dabei mag sich einstweilen das vor der Auflösung schauende Ich beruhigen: es wird sich jenseits in einem Menschenknäuel wiederfinden, der eine höhere Ichheit bildet. Vielleicht ist diese Hoffnung in den Indischen, pantheistischen, vielköpfigen, vielgliederigen Götter- oder Menschenbildern bereits abgebildet? Wie reizend müssen diese Monstra der hier beschriebenen pantheistischen Hoffnung als Bilder der Unsterblichkeit erscheinen! Was erwählt man nicht für Ungeheuer und Fragen, wenn man an den herrlichen reinen Bildern der christlichen Hoffnung einmal durchaus vorbei will!

Die christliche Eschatologie mit ihrer Lehre von der Ver-

Vergeltung, namentlich von der Hölle, ist dem Verf. ein wahrer Gräuel, da nach seiner Voraussetzung der Mensch nicht eigentlich sündigen kann, und der Tod an sich den Menschen verübersinnlicht, d. h. über die Geneigtheit, gewissenlos zu handeln, und über die Gefahr, Gewissensbisse zu fühlen, erhebt. Er setzt an die Stelle der christlichen Eschatologie seine Erwartung, daß sich zuerst die Menschen auf Erden vergöttlichen werden in religiöser Genialität, daß hierauf das Menschengeschlecht aussterben werde aus Mangel an Kraft und Trieb zur Fortpflanzung, und daß dann endlich die Erde sich auf die Sonne stürzen werde, um sich mit ihr zu vereinigen. Auch hier wieder erwählt der Pantheist lieber das Abentheuerlichste, als die christliche Wahrheit, lieber das Unwahrscheinlichste, als die Wahrheit, lieber einen krasen, radikalen, chaotischen Weltuntergang, als das weltverjüngende, weltverklärende christliche Weltende.

Der Verf. räumt der Kritik der kirchlichen Lehre über das christlich Wunderbare einen weiten Raum ein. Hier wie überall, wo er als Theologe verfährt, zeigt er, daß es ihm fehlt an reiner Erkenntniß und Auffassung der kirchlichen Lehre und des Inhalts der Schrift. Er verschmäht es nicht, alle Wendungen und Künste der Sophistik zu benutzen, um seine Resultate zu gewinnen. Bald soll Jesus etwas Anderes gelehrt haben als seine Apostel, bald soll sein Ausspruch nur eine Folge seiner Accommodation seyn; bald weist der Verf. eine Erzählung mit der Erklärung reiner Unwissenheit zurück, sie stehe nicht im Urevangelium; bald nimmt er auch seine Zuflucht dazu, ein Wunder natürlich zu erklären. Mit einem Worte, die verschiedensten und entgegengesetztesten Methoden schlechter Rationalisterei finden sich hier alle vereinigt, und der Verf. unterscheidet sich nur von den radikalsten Rationalisten dadurch, daß er den Tempel, den er kritisch zerstört hat, eben so wie Strauss pantheistisch wieder aufzubauen vorgibt, hier nämlich so, indem er das Natürliche selbst als das ächte Wunderbare darstellt. Schon der Hebräer selbst, sagt er, habe keinen anderen Wunderbegriff gehabt als diesen, in den natürlichen, namentlich bedeutsamen Erscheinungen selbst das Wunderbare und Göttliche zu sehen. Besonders aber gilt ihm das von Jesu, dem er hier, im Widerspruche mit früheren Darstellungen, einen Standpunkt anweist auf dem „Riesengebirge“ des Phantasie- und Vernunftglaubens, also auf der Stufe der Genialität. „Die Natur,“ heißt es hier, „war ihm ein Göttliches auch in der Erscheinung, d. i. sinnlich anschauliche Offenbarung eines Absoluten. Ein Blick wie der seinige konnte in ihr nichts Anderes sehen, als einen heiligen Schleier um die Sonne des Absoluten, Göttlichen. Vor seiner Phantasie (denn seine Anschauung der Erscheinung war Phantasieanschauung im eigentlichen Sinne) verklärte sich die Welt als Schönheit in der höchsten Potenz, d. i. als eine romantische, d. i. als Gestalt eines, den Sinnen nicht gegeb-

nen Absoluten, Göttlichen. Ein romantisches Gedicht lag sie vor ihm, die heilige Erde mit dem sie überbreitenden Himmel voll Sonnen und Sternen; eine himmlische Lyra, vom Hauche des Unendlichen gerührt, säuselte um sein Ohr; als hohe, heilige Symbole einer übersinnlichen Welt, eines den Sinnen verhüllten, schrankenlosen Daseyns gingen ihre großen Gestalten an seinen Sinnen vorüber. Liebend und selig fühlte er das Herz der ganzen Schöpfung an dem seinigen schlagen, und sein Denken, Fühlen, Träumen, Sehnen, Ahnen und Hoffen ganz harmonisch mit den Klängen der großen Natur über das bedingte Leben der Zeit hinüber zu den Paradiesesgebirgen der ewigen Freiheit. Wie seine Welt- und Lebensanschauung eine wahrhaft poetisch-romantische war, so war sie auch eine hohe, ächt tragische, wie seine gesammte Selbstthätigkeit. Vernichtend das Bedingte im Unbedingten, war sein Streben Lösung der beengenden Schranken mit dem eigenen Blute, und als solches wahrhaft ein geniales Streben nach Selbstvernichtung, d. i. nach Selbstvergöttlichung. Durch Thäler des Todes sah er das Leben ziehen, und einen Phönix sich neu erheben aus seiner Asche, und sich emporheben zur Vergöttlichung u. s. w.“ — „Und so war und ist er uns in seinem Daseyn und Wirken, in seinem Schauen, Lieben, Dulden und Vollenden selbst ein Wunder in der höchsten Potenz, ein romantisch-tragischer Heros, sein Leben ein romantisch-tragisches Epos, insofern sich uns in seiner Person und in seinem Leben überall die Idee eines Absoluten, eines Göttlichen in der in Raum und Zeit möglichst höchsten Potenz verklärt, was durch die romantische Zeitenferne, durch den Paradieseschein des Morgenlandes, und durch das Fortwirken seines Genius auf die Geschlechter der Menschen durch Jahrhunderte noch zarter verklärt wird.“ —

(Schluß folgt.)

N n z e i g e.

Denen, die an der Fortsetzung meines Bibelwerkes Antheil nehmen, zeige ich hiedurch an, daß ich durch eine schwere und langwierige Krankheit über sieben Monate von allen Arbeiten abgehalten worden bin, nun aber, seit Herstellung meiner Gesundheit, alle Zeit, welche mein Amt mir übrig läßt, an die Förderung des Werkes wende. Demnach kann ich, wenn Gott mir meine Gesundheit und Kräfte erhält, die Erscheinung des sechsten Bandes des ganzen Werkes, oder den zweiten des Neuen Testaments, womit die Erklärung desselben geschlossen seyn wird, etwa bis gegen die Mitte des künftigen Jahres versprechen.

Berlin den 14. Oktober 1836.

Otto v. Gerlach,
Lic. th. Pastor zu St. Elisabeth.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 29. Oktober.

N^o 87.

Bericht über ein pantheistisches Trifolium.

(Schluß des ersten Artikels.)

Trotz diesem pantheistischen Hymnus auf Christum will ihn der Verf. nicht im mindesten für einen eigentlichen Wunderthäter gelten lassen. Zuerst redet er von den Wundern, welche an der Person Christi geschehen sind. Er beseitigt sie auf allerlei Art; die Auferstehung z. B. wie gewöhnlich durch die Hypothese vom Scheintod. Die buchstäbliche Auffassung der Himmelfahrt bestreitet er schließlich mit einem buchstäblichen Psui! Dieses Psui wendet er überhaupt mehrmals als ein schlagendes Kraftwort an, obschon es eigentlich für den Pantheisten kein Psui geben sollte, sondern nur zu guter Letzt bei dem Untergang seiner Persönlichkeit oder seines Systems ein fui — fui-mus Troes, fuit Iliam. Die von Jesu vollbrachten Wunder klassificirt er in drei Arten, erstlich in ärztliche Heilungen, welche nämlich durch Anwendung ärztlicher Mittel bewirkt worden seyen, zweitens in Glaubenswunder, welche Jesus durch magnetische Mittel vollbracht habe, drittens in solche, welche als Folge von einem günstigen Zusammentreffen der Umstände zu betrachten seyen. Für die Bedeutung der magnetischen Heilungen gibt er dem Leser eine ausführliche Theorie, welche wohl für die Betrachtung des Magnetismus manches Brauchbare enthalten möchte. Mit dem Zusammentreffen der günstigen Umstände sucht er diejenigen Wunder zu vernichten, die er unter den beiden ersten Rubriken nicht begraben kann. So ist ihm z. B. die Verwandlung des Wassers in Wein zu Cana ein unschuldiger, höchst bedeutsamer Scherz Jesu, bei welcher Gelegenheit er mit großer Frechheit redet gegen die buchstäbliche Auffassung, Jesus solle Wasser in Wein „verhext“ haben. Lazarus soll nach seiner Annahme auch nur scheintodt gewesen seyn. Bei diesem ganzen kritischen Verfahren schiebt er der kirchlichen Lehre die Voraussetzung unter, das Wunder sey als ein absolut übernatürliches oder als ein widernatürliches zu fassen. Der christliche Begriff des Wunders beruht aber auf einer festen Basis, nämlich auf der Glaubensgewißheit, daß es eine neue Welt gibt in der alten, oder mit anderen Worten, daß die alte Welt verwandlungsfähig, verklärungsfähig ist unter der Herrschaft des neuen Menschen, daß es demzufolge auch latente, höhere Naturgesetze gibt in den niederen, welche die gewöhnliche Erscheinungswelt bilden, darauf ferner, daß die Anlage eines zweiten Lebens vorhanden ist im ersten Menschenleben, und endlich darauf, daß der lebendige Gott in der Welt allgegenwärtig

wirksam und frei, durch keine Gesetzmäßigkeit der Natur in seinen neueren und höheren Offenbarungen gebunden ist. Hier ist der Punkt, wo der Christ dem Pantheisten die Verwandtschaft mit dem Atheismus zum Vorwurf machen kann, und wo er sich rühmen dürfte, pantheistischer zu seyn als jener, wenn dies nicht ein zu gewagtes Paradoxon wäre. —

In dem dritten Theile seiner Schriften redet Petrick über den Geist der Zeit in Beziehung auf Religion. Hier fragt er zuerst: Welch ein Geist ist der Geist unserer Zeit in Beziehung auf Religion im Allgemeinen? Zweitens: In welchem Verhältniß steht sein Streben zu dem, was wir religiöse Bildung in der höchsten Potenz, religiöse Genialität nennen? Nun macht er dem Geiste unserer Zeit den Vorwurf, daß er ein Geist kirchlich religiöser Gleichgültigkeit, Geringschätzung und Verachtung, ein Geist des empörendsten Unglaubens, der freventlichsten und himmelschreiensten Irreligiösität sey. Dies führt er in einer sehr lebhaften Schilderung aus, wobei besonders die auch in's Volk gedrungene Verachtung der Orthodorie und des Bibelglaubens, die Kirchenscheu, und die Sonntagsentheiligung durch Arbeiten und Schwelgereien zur Sprache kommen. Dies ist aber nur der erste Vorwurf, den er dem Zeitgeiste macht; der andere besteht darin, daß nicht nur „Kinder des Pöbels, sondern selbst poetisch-philosophische Gemüther u. s. w. die grünen Auen des Protestantismus verlassen, und den wahren Lebens- und Jakobsbrunnen unter den Hallen der Katholischen Kirche suchen.“ Aber sehr bald lenkt der Verf. mit seinen Beschuldigungen ein, und wenigstens verwandelt sich der gegen den Zeitgeist selber ausgesprochene Tadel in ein glänzendes Lob. „Alle hier dargelegten Thatfachen,“ sagt er, „nämlich jener verurtheilte Unglaube, jene Geringschätzung des bestehenden Bibel-, Christen- und Kirchenthums, was bezeichnen sie Anderes, als das Bestreben des Zeitgeistes, die Religion auf Vernunft und Natur zurückzuführen?“ — „Es ist ein Streben, die religiöse Welt- und Lebensanschauung zu einer philosophischen zu potenziren.“ — „Die Absicht des Zeitgeistes ist gut, und er erscheint gleichgültig gegen die bestehende christliche Religion aus Religion, und er wendet sich von ihr aus Sehnsucht nach einer besseren.“ So, sagt er, gebe sich auch in den gezeichneten Männern, welche ein mißverständener Drang wieder unter die Gewalt des zerfallenden Pantoffels (des Papstthums) hingeworfen habe, das Streben kund, die religiöse Welt- und Lebensanschauung zu einer poetischen zu potenziren. Der eine Trieb also, der sich im Indifferentismus kund gibt, sucht die philosophische Lebensanschauung, der andere, der sich zum Katholischwerden veriert,

sucht die poetische Lebensanschauung, beide also suchen die Stufe der religiösen Genialität, der pantheistischen Religion.

So erscheinen also unsere Indifferentisten und Irreligiösen als Bahnbrecher für eine bessere Religion, obschon auch der Verf. zugibt, es könne der Beweggründe, Bibel-, Christen- und Kirchenthum zu verachten, eine unendliche Menge geben, die mit Philosophie nicht das Geringste gemein haben. Der Zeitgeist aber ist vollends nach dieser Darstellung ein Engel des Lichts, und man begreift nicht, warum ihm der Verf. früher etwas „Himmelschreiendes“ zur Last legen konnte. Aber der Zeitgeist hat sich seit der Schriftstellerei des Verf. deutlicher erklärt über die Religion, die er sucht. Er hat es deutlich ausgesprochen, daß er das Christenthum nicht reformiren, sondern abschaffen wolle. Und wie viele Kinder des Zeitgeistes legen nicht bei jeder Gelegenheit ihres Herzens Meinung deutlich genug an den Tag, nämlich die radikale Absicht, daß sie das Christenthum abschaffen wollen. Vielleicht gibt es auch unter den Indifferentisten wohl noch solche, die sich nach schöneren und freieren Entfaltungen des kirchlichen und individuellen Christenlebens sehnen mögen; obwohl die ächten Leidtragenden über den traurigen Zustand des kirchlichen und christlichen Lebens sich unmöglich draußen als Verächter, sondern nur innerhalb als Väter und Arbeiter finden können. In dem Sinne aber, wie auch das Übel ein Segen für die Kirche ist unter dem Walten des Herrn, und wie auch das unchristliche und antichristliche Wesen dem Christenthum förderlich werden muß, wird auch der Indifferentismus und die Unkirchlichkeit insbesondere der Kirche dienen, und sie nöthigen, höhere Stufen der theologischen, der kirchlichen, der liturgischen, der christlich gläubigen und christlich werththätigen Bildung zu erstreben.

Endlich skizzirt der Verf. die zur Befriedigung des Reformationsbedürfnisses zu ergreifenden Maaßregeln. „Diese Reformation,“ sagt er, „hat es theils mit vollständiger Reinigung des kirchlich-christlichen Lehrbegriffs zu thun, theils mit Läuterung und Erweiterung des kirchlich-christlichen Kultus zu wahrer Religiosität.“ Zuerst fordert er eine Reinigung der kirchlich-christlichen Symbolik von Allem, was nach „„Übernatur und nach Übervernunft schmeckt.““ Die auf solche Art neu entstehenden pantheistischen Glaubensbekenntnisse müssen vollkommene kirchliche Auctorität bekommen. Dann soll eine neue Bibelübersetzung gemacht und die Bibel eingetheilt werden in Cursus, wovon jeder seinen begleitenden Commentar bekommt. Diese Bibel darf dann in keiner Familie fehlen. Drittens soll der Religionsunterricht verbessert werden. Das Ziel desselben ist natürlich poetisch-philosophisch-moralische Genialität. Zu diesem Gipfel gelangt aber der Mensch nur in einer bestimmten Reihe von Abstufungen. Wir dachten daher, der Verf. werde feststellen, der Religionsunterricht müsse mit seinen Zöglingen durch die Pflanzen- und Thieranbetung allmählig emporsteigen um so durch das Heidenthum, Judenthum und Christenthum mit ihnen endlich auf dem Gipfel des Pantheismus anzukommen; allein diesen Grad von Konsequenz

hat er nicht bewiesen. Er gibt eine Abstufung an von dem sinnlichen zum verständigen, und von diesem zum vernünftigen Leben. Die Ausbildung zur vollendeten Genialität gehört für die Universitäten; nur soll auf allen Stufen die Tendenz zu diesem Ziel festgehalten werden. Die Schule soll besucht werden bis zur Zeit der Entwicklung des Geschlechtstriebes. Dann soll die Katechismuslehre beginnen und bis zur Verheirathung sollen die Jünglinge und Jungfrauen daran Theil nehmen. Daran schließt sich der Religionsunterricht auf der Kanzel. Der Kirchenbesuch soll Zwang seyn. Und in der Kirche soll man die Leute nicht nur zu Hörern des Wortes machen, sondern auch zu Thätern. Die Sonntage müssen verwandelt werden in schwere Werkeltage dadurch, daß man das Volk zwingt zur Erfüllung seiner übernommenen christlichen Verbindlichkeiten. Auch in diesem pantheistischen System liegt also der Trieb zu einem weltförmigen aber gewaltigen Papiethum, eben so wie im St. Simonismus. Und wie weit geht dieses Petrickische Papiethum über das Römische hinaus, da es nicht nur den entschiedensten Kirchenzwang, sondern auch den moralischen und religiösen Thatzwang einführen will! Man hat diesen Keim einer neuen furchtbaren Hierarchie, wie er sich bereits in dem Embryo der pantheistischen Weltreligion zeigt, sehr wohl zu beachten.

Nun sollen aber auch alle Staatshandlungen liturgische oder kirchliche werden, denn der Staat soll Kirche werden. Alle Äußerungen der Staatsthätigkeit muß man in Religionshandlungen verwandeln, z. B. alle Staatsfeste, oder alle Wirksamkeit der Polizeien, der Magistrate u. s. w. Dagegen müssen im Staate selbst noch alle bürgerlichen Einrichtungen abgeschafft werden, welche jener höheren Bestimmung des Staats widersprechen. Der Verf. eifert hier sehr nachdrücklich gegen das Institut der Accise, und gegen die Militärisirung des Staats. Doch erreicht er hier die Höhe des St. Simonistischen Pantheismus nicht, der seine Lösung: ewiger Völkerfriede! weit entschiedener ausgesprochen hat. Auch bleibt er in seinem positiven Theile hinter demselben zurück, nämlich in den Vorschlägen, wie alles Staats- und Gesellschaftsleben zur Religion müsse erhoben werden. — Möge nun aber die Christengemeinde nicht darin zurückbleiben, diesen pantheistischen Reformationsversuchen gegenüber das wahre Bild eines christlich geheiligten Staats- und Weltlebens siegreich zu entfalten, durch Wort und That alle Institute des Lebens und alle Funktionen der Gesellschaft dem Herrn zu weihen, und danach zu trachten, daß Alles, was im Großen und Kleinen geschieht, ein lebendiger und vernünftiger Gottesdienst im christlichen Geiste werde, und andererseits eben sowohl mit Ernst und Weisheit Alles zu bekämpfen, was der Entfaltung des Reiches Gottes im Wege steht; namentlich auch die Neutestamentliche Friedenslösung mit Alles duldbender, Alles hoffender und Alles besiegender Liebe zu verkündigen.

Litterarische Anzeige.

Gedichte von Heinrich Möwes, weiland Pastor zu Altenhausen und Ikenrode. Nebst einem Abrisse seines Lebens. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, bei Dehmgke, 1837.

Die so schnell nöthig gewordene zweite Auflage dieser Gedichte beweist, daß sie Anklang bei vielen Lesern gefunden haben und rechtfertigt unser in Nr. 24. d. J. abgegebenes Urtheil. Diese zweite Ausgabe, besser ausgestattet als die erste, hat eine Menge neuer und interessanter Zugaben erhalten. Dahin gehören insbesondere die sieben Aphorismen aus Pastor Henning Frede's Tagebuche, welche Möwes für seine unvollendet gebliebene Novelle: „Magdeburg in der Reichsacht 1552,“ bestimmt hatte, und die lauter Bilder seines eigenen inneren Lebens sind. Dahin gehören zwei Gedichte aus derselben Novelle: „Des Blinden Fragen“ und „Todtengräberlied,“ so wie mehrere andere Gelegenheitsgedichte und Sonette. Auch sind die beiden von uns gewünschten schönen Lieder beim An- und Abzug der Cholera 1831 aufgenommen worden, und wir können daher dieses Buch unseren Lesern unbedingt als ein werthvolles Geschenk für kirchliche und Familienfesttage empfehlen.

Nachrichten.

(Die neuesten kirchlichen Ereignisse in Holland.)

In zwei früheren Artikeln gleicher Aufschrift (September 1835 und Mai 1836) ist die weitere Entwicklung der in dem Aufsatze: „Der Streit über die Bekenntnisschriften“ dargelegten Thatsachen erzählt worden. Wir müssen diesen beiden Artikeln noch einen dritten hinzufügen, nicht um die Erzählung der kirchlichen Bewegungen in Holland zu beschließen [man möchte vielmehr meinen, daß dieselben erst in ihren Anfängen sich befinden], sondern weil in Bezug auf das Ansehen der Bekenntnisschriften die Frage zwischen den beiden streitenden Partheien zu einer gewissen Reife gebracht worden ist, so daß man jetzt deutlicher einseht, was von beiden Seiten bezweckt wird, und den Stand der theologischen Ansichten beider Partheien durch die von ihnen ausgegangenen Erklärungen jetzt klarer vor Augen liegen hat.

Es ist wahr, die Synode der Kirche hat sich geweigert, auf die Anfrage in Betreff der Gültigkeit der Bekenntnisschriften irgend eine bestimmte Antwort zu geben, wie dies früher erzählt wurde. Doch beinahe zu gleicher Zeit oder noch etwas früher, als die Synode hierüber verhandelte, erschien eine zweite vermehrte Ausgabe der von der Teplerischen Gesellschaft gekrönten Preisschrift des Prof. Rist in Leiden über „die christliche Kirche auf Erden,“ worin dieser Gegenstand besonders sorgfältig und ausführlich behandelt wird, und worin sehr Viele, und das gewiß nicht mit Unrecht, den Ausdruck der Ansichten der Synode zu finden glaubten. In einer der Anmerkungen (S. 256.) findet man unter andern Folgendes: „Die (Haager) Synode hat, daß ich mir die Worte des Prof. Hoffstede de Groot aneigne, „einen glücklichen Mittelweg erwählt zwischen Überschätzung und Geringschätzung dieser menschlichen und doch so wichtigen Schriften, und auf eine vorsichtige

und von Menschenkenntniß zeugende Weise die Bante grade so lose und nicht loser gemacht, als es der Geist der großen Mehrheit der durch sie repräsentirten Kirche ausdrücklich wollte.“ Indem sie nämlich in dem neuen Formular von den angehenden Predigern einfach die Erklärung verlangt, „daß sie die Lehre, welche in Übereinstimmung mit Gottes heiligem Worte in den angenommenen Bekenntnissen der Niederländischen Reformirten Kirche verfaßt ist, aufrichtig annehmen und von Herzen glauben,“ hat sie zuerst alles Harte und Stoßende, ja über die Gewissen Herrschende und mit dem Geist des Protestantismus schwer zu Vereinigende („alle Artikel und Lehrstücke und Alles“ u. s. w.) weislich weggelassen; zweitens sich der Nennung der Bekenntnisse enthalten, und dadurch Jedem die Freiheit gelassen, zwischen den früheren und späteren Bekenntnisschriften, wie sie in der Niederländischen Reformirten Kirche im Gebrauche sind, den Unterschied zu machen, welcher theils durch ihren verschiedenen Ursprung und Inhalt, theils durch ihren ungleichen Gebrauch und Ansehen in den verschiedenen Theilen der Niederländischen Reformirten Kirche nothwendig erfordert wird; man vergleiche was hierüber Broes geschrieben: „über die Vereinigung der Protestanten“ S. 365. Endlich hat sie die Worte: „in Übereinstimmung mit Gottes heiligem Worte,“ nicht ohne weise und umsichtige Überlegung so in einem Zwischensatze vorangestellt, daß sie, nach einem guten, deutlichen Styl, die Absicht haben, die heilige Schrift als das einzige Richtmaß des Glaubens und der Lehre erkennen zu lassen; und eben dadurch dem Bekenntniß der Übereinstimmung der in den Bekenntnisschriften enthaltenen Lehre mit dem Inhalte von Gottes heiligem Worte im Allgemeinen, die nöthige Einschränkung zu geben, so nämlich, daß man Ausnahmen hievon als möglich oder als wahrscheinlich voraussetzt und deshalb den Unterzeichnern die Befugniß vorbehält zur fortwährenden Prüfung und Beurtheilung der in den Bekenntnissen enthaltenen Lehre, nach dem Inhalte der heiligen Schrift; eine Befugniß, welche auch in dem ersten Satze des Prof. Heringa, über den Nutzen protestantischer Bekenntnisse, als eine *conditio sine qua non* festgestellt wird.“ *)

Ferner, wie auch die Haager Synode das Ansehen der symbolischen Schriften betrachten mag (denn es hat sich seit der Zeit in öffentlicher Schrift kund gegeben, daß der Präsident, Donker Curtius, die Lehrfreiheit in der Kirche unendlich weiter ausdehnt, und allein die Ehrerbietung gegen die Bibel und die Ausschließung menschlicher Auctorität für den Zweck des Formulars erklärt), der Amsterdamer Kirchenrath hat sich hierüber deutlicher ausgelassen, und zwar in „einem Hirtenbriefe,“ an die Gemeinde durch ihre ein und zwanzig Prediger gerichtet, welcher in jeder Hinsicht als ein sehr merkwürdiges Altststück betrachtet werden kann. Die Veranlassung zu diesem Hirtenbriefe war die, daß in der Bittschrift der Amsterdamer Separirten an den König (vgl. S. 337. 338.) gesagt worden war, es besthe schon seit langer Zeit eine faktische Trennung zwischen vielen Gliedern der reformirten Kirchengemeinschaft und den in ihr angestellten Predigern, eine Trennung, dadurch verursacht, daß die Prediger theils offenbar von der in der Reformirten Kirche verkündeten Wahrheit abweichen, theils die Abweichungen mit Stillschweigen übergehen; und daß also die Corporation der Prediger nicht allein ganz und gar in offenbarem Streit stehe gegen die alte Verpflichtung der Diener des göttlichen Wortes in der Reformirten Kirche, sondern selbst abweiche von der Verpflichtung, welche im Jahre 1816 für die Prediger der damals errichteten Kirchengemeinschaft aufgestellt worden: indem die

*) Der Leser wird sich erinnern, daß Ref. die Absicht der Synode bereits früher (Er. R. Z. 1834, Oktober 1829) auf dieselbe Weise dargestellt hat.

Lehre, welche in Übereinstimmung mit Gottes heiligem Worte in den angenommenen Bekenntnisschriften verfaßt ist, nicht getreulich gelehrt und gehandhabt werde. „Was uns betrifft (wird hingegen von den sieben und zwanzig Predigern erklärt), wir halten mit den Verfassern der Bekenntnisschriften, nach Artikel 7. der Niederländischen Confession, das Wort Gottes für den einzigen lauterer Brunn christlicher Erkenntniß, für den einzigen unfehlbaren Prüfstein christlichen Glaubens, und für die einzige sichere Richtschnur christlicher Gesinnungen und Handlungen. Diesem Grundsatz treu, erklären wir auf der einen Seite, daß wir nichts dem Worte Gottes gleichstellen mögen, und uns deshalb nicht für verbunden halten, dem Buchstaben der Bekenntnisse und der Weise, wie in ihnen die Lehrstücke bestimmt werden, zu folgen, da sie, wie hoch sie auch zu schätzen seyn mögen, doch immer ein Werk fehlerhafter Menschen bleiben. — — — Doch so freimüthig wie wir, in Übereinstimmung mit sehr vielen unserer Brüder in dem heiligen Amte, uns in dieser Beziehung aussprechen, eben so aufrichtig bezeugen wir auf der anderen Seite (und hierin stimmen sie gewiß auch gern uns bei), daß wir uns halten an den Hauptinhalt und das Wesen der Lehre, welche in dem Bekenntnisse der Niederländischen Reformirten Kirche verfaßt, und auf das Wort Gottes gegründet ist, in Übereinstimmung mit unserer früher oder später abgegebenen Erklärung. So wie das Gewissen uns in dieser Beziehung (wie sehr uns auch Manche beargwöhnen, und sogar öffentlich beschuldigen mögen) Zeugniß gibt vor Gott bis auf diesen Tag, so können unsere Predigten, und unsere catechetischen Unterweisungen, worin auf den einzigen Trost im Leben und im Sterben hingewiesen wird, einen Jeden, der uns mit Verstand und ohne Vorurtheil hört, hievon alle Wochen überzeugen. Ja, nicht weniger wie diejenigen, die sich vor Anderen als Vorseher und Vorkämpfer dieser Lehre vernehmen lassen, würden wir es betrauern, wenn dieselbe in der Reformirten Kirche verworfen oder verdunkelt werden sollte; und wir werden deshalb nicht nachlassen, einen Jeden unter Euch auf das Ernstlichste zu ermahnen und zu warnen, wohl zuzusehen, daß er nicht abfalle von dem Glauben, welcher einmal den Heiligen überliefert ist, und welchen wir nicht aufhören Euch zu verkündigen.“

„Haltet Euch also, Brüder und Schwestern! nach den deutlichen Aussprüchen des Evangeliums, an den Glauben, daß durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist, durch dessen Ungehorsam alle zu Sündern geworden sind, und daß sie alle der Sünde unterworfen, der Herrlichkeit Gottes ermangeln, der zu rein ist vor Augen, als daß er das Böse sehe, und vor dem die ganze Welt verdammlich ist. Haltet Euch an den Glauben, daß unser Herr Jesus Christus der einzig geborene Sohn Gottes ist, der Abglanz seiner Herrlichkeit und sein Ebenbild, das Wort, das im Anfang war, durch welches alle Dinge geschaffen sind, Gott über Alles zu preisen in Ewigkeit. — Haltet Euch an den Glauben, daß Gott diesen Sohn gesandt habe zum Heiland der Welt, der geoffenbaret ist, um unsere Sünden hinwegzunehmen, der seine Seele gegeben hat zur Versöhnung für Viele, so daß wir in ihm haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung unserer Sünden; und der, da er vollendet ward, Allen, welche ihm gehorsam sind, eine

Ursache der ewigen Seligkeit geworden ist. — Haltet Euch an den Glauben (nicht weniger Hauptlehre des Evangeliums, als Eckstein der Reformation), daß wir umsonst gerechtfertigt werden aus Gottes Gnade durch den Glauben; und daß durch diesen Glauben an ihn, der eine Versöhnung ist für unsere Sünden, unser Gemüth erneuert, unser Herz gereinigt und unser Leben, von der Knechtschaft der Sünde befreit, Gott und unserem Heilande geheiligt werden muß in Demuth und Dankbarkeit. — Haltet Euch an den Glauben, daß wir unsere Seligkeit schaffen müssen mit Furcht und Zittern, indem wir wissen, daß Gott es ist, der in uns wirket beides, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen, durch das Wort der Wahrheit und seinen heiligen Geist, den er uns nach der Verheißung unseres Herrn auf unsere Bitte sicher schenkt. — Haltet Euch an diese Grundwahrheit des Evangeliums als Getaufte in den Namen des Vaters und des Sohnes, und des heiligen Geistes, dem wir unsere Erlösung von der Sünde und die Possion des ewigen Lebens verdanken.“

Über diesen Hirtenbrief wurde sehr verschieden geurtheilt. Mehr als „ein brüderlicher Brief“ erschien dagegen, und manche scharfe Bemerkung wurde von solchen gemacht, welche die Absichten der Verfasser in das dunkelste Licht stellten. Doch das ist sicher, daß der vornehmste und nöthigste Gebrauch aller öffentlichen Bekenntnisse, der antihetische (wodurch alle Irrthümer in der Lehre verworfen werden) in diesem Bekenntniß ganz aufgegeben, ja mit Absicht vermieden worden ist, und daß ihre Ausdrücke viel- oder nichtsagend sind, je nach dem Sinne, den man den angeführten Bibelstellen beilegt.

(Schluß folgt.)

(Livland.) Von der wachsenden guten Gesinnung unter den Livländischen Geistlichen gibt folgendes Zeugniß. Bei der im August d. J. in der Stadt Wolk abgehaltenen Provinzial-Synode der Livländischen Geistlichen gab sich der wachsende Fortschritt einer evangelisch-christlichen Gesinnung auf erfreuliche Weise zu erkennen. Als die Synode von einem älteren rationalistischen Geistlichen mit einer Predigt aus der Schule der kritischen Prediger-Bibliothek eröffnet war, erhoben sich unter neun und vierzig Anwesenden acht und dreißig dagegen mit dem Protest, daß diese Predigt nicht als Ausdruck der Gesinnung der versammelten Geistlichen angesehen werden dürfe, und bestanden darauf, daß am Schlusse der Synode in derselben Kirche eine zweite Synodaldpredigt von einem anderen Geistlichen gehalten würde, der geeigneter sey, die Synode zu repräsentiren und im Sinne ihres Glaubens zu sprechen, welches dann auch einige Tage darauf von dem Prediger und Professor der praktischen Theologie, Dr. Ulmann aus Dorpat zu allgemeiner Erbauung geschah. Die Predigt wurde zu drucken beschlossen. Mit besonderer Freude wurde bemerkt, daß auch ein angesehener Geistlicher aus Riga, wo bis jetzt noch die platte Aufklärung fast ohne Widerspruch geherrscht hat, und Röhr und Paulus als hohe Auctoritäten galten, sein Zeugniß dagegen aussprach.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 2. November.

N^o 88.

Über die Predigerwahl in Schwelm und die Erklärung der Pfarrer der Kreissynode Dortmund.

Es ist nicht wenig auffallend, daß die Bekenner des unverfälschten Evangeliums in einer so wichtigen Angelegenheit, als die der Pfarrerrwahl in Schwelm es ist, sich so leidend verhalten. Während für den Verfasser der Prediger-Bibel eine Brochüre nach der anderen erschien, kamen gegen dieses absurde Buch bloß von zwei außerhalb des Synodalkreises wohnenden Geistlichen Schriften heraus (Sander und Sneathlage); und während aus mehreren Städten der Grafschaft Mark Petitionen an die höchsten Behörden ergehen, daß man doch den Pfarrer Hülsmann, dessen Glaube nicht zu tadeln sey, in das neue Amt einweisen möchte, herrscht ein tiefes Stillschweigen von Seiten derjenigen, die das Gegentheil wünschen. Die Stimmen, welche den Präses der Westphälischen Synode, Pfarrer Nonne in Schwelm, zur Abhaltung einer außerordentlichen Synodalversammlung aufforderten, scheinen der Mehrzahl nach von rationalistischer Seite zu kommen, und nach der verneinenden Erklärung des Präses im Westph. Anzeiger fürchtet derselbe, daß der Friede der Synode dadurch getrübt würde, und das Resultat scheint ihm selbst sehr ungewiß zu seyn. Mittlerweile ist denn nun endlich die Entscheidung der Sache erschienen; wegen der Spaltungen und Zerwürfnisse in der Gemeinde wegen dieser Wahl ist dieselbe annullirt, und es soll zu einer neuen geschritten werden, in welcher die früheren Bewerber nicht berücksichtigt werden dürfen. Aber die Aufregung ist noch nicht beschwichtigt, die rationalistische Parthei sucht darzustellen, es existirten keine Spaltungen, und dadurch die Entscheidung rückgängig zu machen; wogegen die christlich Gesinnten darauf beharren, daß die Spaltung vorhanden und von der wichtigsten Art sey.

Daß die Freunde des unverfälschten Evangeliums in der Umgegend so wenig ihre Stimme laut werden lassen, mag zum großen Theile seinen Grund darin haben, daß sie es verschmähen, gleiche Mittel zu gebrauchen als die Gegner thun, und mit großer Mühe Unterschriften für ihre Sache zu sammeln. Sind die Kinder dieser Welt klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte, so sollen diese jenen allerdings ihr Geschlecht, ihre Art und Weise überlassen, ohne sie darin nachzuahmen. Wissen sie doch auch

Wenn Christus seine Kirche schützt
So mag die Hölle wüthen;
Er, der zur Rechten Gottes sitzt
Hat Macht, ihr zu gebieten.

Es fragt sich nur, was die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte thun sollen? Und da mag es oft nicht leicht seyn, den rechten Weg im Thun und im Rufen, im Verweilen und im Eilen, im Reden und im Schweigen zu finden. Es ist aber nun in den letzten Wochen eine „Erklärung der Pfarrer der Kreissynode Dortmund in Betreff der Schwelmer Wahlangelegenheit“ (Dortmund bei Krüger) erschienen, die hoffentlich den übrigen Pfarrern in den anderen Synoden zeigen wird, daß es nun Zeit ist, auch zu reden, und daß die ganze vaterländische Kirche von denen, die es mit der Kirche und dem Evangelium treulich meinen, auch ein Zeugniß in dieser wichtigen Sache erwartet.

Die genannte Schrift ist in mehrfachem Betracht eine betrübende Erscheinung. Siebenzehn Pfarrer der Westphälischen Synode treten darin für den Prediger Hülsmann auf und verlangen, daß die Synode ihn schützen soll, da derselbe mit Unrecht einer Abweichung von den Grundbegriffen unserer Religion und eines Vergehens gegen die Kirchenordnung und Agende beschuldigt werde (S. 22. 24.). So ungern man nun auch einem Einzelnen, namentlich dem Verfasser der Prediger-Bibel, wird wehe thun wollen, so wird doch die Synode nach solchen Aufforderungen nicht schweigen dürfen, sondern der Wahrheit die Ehre geben müssen.

Um die im Ganzen ziemlich unklar gehaltene Schrift zu beleuchten, müssen wir ihren Inhalt in verschiedene Hauptstücke auseinanderlegen. Zuerst ist von den symbolischen Büchern die Rede, und was bewiesen werden soll, steht S. 12.: „Ob also auch die Prediger-Bibel mit jenen Büchern vollkommen übereinstimmt oder nicht, darauf kommt es nach unserer Meinung nicht an; davon hängt ihres Verfassers Würdigkeit zur Übernahme eines evangelischen Pfarramtes in einer anderen als seiner bisherigen Gemeinde keineswegs ab.“ Die Behauptungen, welche dies näher belegen sollen, sind folgende: „Die symbolischen Bücher sind menschlichen Ursprungs, enthalten Ansichten der Reformatoren über die heilige Schrift. Diese Reformatoren konnten aber nicht sogleich alle in die Christuslehre eingeschlichenen Irrthümer beleuchten und berichtigen (!). Sie selbst haben uns errungen, in Glaubenssachen frei zu seyn und zu bleiben von jeglichem Zwange irgend eines menschlichen Ansehens. Mit dem bindenden Ansehn der symbolischen Bücher könnte die so gepriesene, theuer errungene, und Allerhöchsten Orts (in der Agende, Vorwort) aufs Neue uns zugesicherte Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht bestehen. Die Lutherische Synode der Grafschaft Mark fordert seit 1800 von ihren Geistlichen nur die Verpflichtung: der heiligen Schrift gemäß

zu lehren mit weiser Rücksicht auf die symbolischen Bücher. Die Agende (im Ordinationsformular) sagt zwar, daß keine andere Lehre gepredigt und ausgebreitet werden soll, als die gegründet ist in Gottes Wort und verzeichnet in den Symbolen; allein sie nennt doch vorzugsweise die heilige Schrift unsere alleinige Glaubensnorm, der also die Symbole untergeordnet werden müssen."

So lassen sich die siebzehn Pfarrer über die symbolischen Bücher vernehmen, um zu beweisen, daß der Geistliche daran nicht gebunden sey und werden dürfe. Sie scheinen dabei aber ganz zu vergessen, daß die Symbole das Glaubensbekenntniß der Kirche enthalten, und daß, wenn sie selbst von einem Glaubensbekenntnisse, welches sich auf das Evangelium gründet, sprechen (S. 7.), doch nirgend ein anderes, allgemeines für die Kirche zu finden ist, als grade in den symbolischen Schriften. Die Kirche bedarf auch eines solchen öffentlichen Bekenntnisses, und die Bibel ist allerdings Glaubensnorm, aber nicht Glaubensbekenntniß. Und gewiß ist, wenn es den einzelnen Predigern gefattet seyn soll, die von den Reformatoren angeblich noch übrig gelassenen Irrthümer zu berichtigen, so wird dadurch, je freier die Geistlichen werden, die Kirche desto unfreier, und die Gemeinden allen subjektiven Irrthümern und Abweichungen der einzelnen Prediger überlassen. Daß auf diese Weise ein Zustand der grausamsten Tyrannei gegen die Gemeinde Gottes entstehen müsse, leuchtet wohl jedem Unbefangenen ein. Und wenn die Dortmunder sagen (S. 22.): „von abweichenden Meinungen der evangelischen Prediger können wir für das Heil und Bestehen der Evangelischen Kirche nichts fürchten" — so räumen wir dies von Herzen ein, vorausgesetzt, daß die Prediger ihre Abweichungen nicht lehren und ausbreiten dürfen; denn welcher Christ, der den Zustand unserer theologischen Welt, und das zum Irrthum so geneigte Menschenherz kennt, würde Glied einer Kirche seyn wollen, in der jedem Geistlichen zustände zu lehren was ihm beliebte?

Leider ist es wahr, daß (nicht seit 1800 sondern schon) seit 1796 die Lutherische Synode in der Grafschaft Mark es bei der öffentlichen Verpflichtung der Ordinanden bewenden ließ, „die Religion Jesu nach dem Inhalt der heiligen Schrift und mit bescheidener Rücksicht auf die symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche zu lehren;" und daß auf der zweihundertjährigen Jubelfeier der Synode im Jahre 1812 in Hagen der General-Superintendent Bädcker (Vorgänger Hülsmann's im Pfarramte zu Dahl) den Geistlichen eine ähnlich lautende „erneuerte Verpflichtung" abnahm. (S. die zweihundertjährige Jubelfeier der Märkischen evangelischen Synode. Hagen v. Gerlach, 1812. S. 13 u. 140.) Ein Umstand, der dem Vorworte der Ev. K. Z. 1832 einen Beleg zu der Behauptung gab, daß „das erste Geschäft der Synoden seyn werde, die Bekenntnisschriften abzuschaffen" — was in keinem Lande noch geschehen sey, wo die Consistorialverfassung herrscht; und vergebens hat sich der Präses Nonne in seiner Einleitungsrede zur Synode

von 1832, die auf Verlangen in einem öffentlichen Blatte gedruckt wurde, bemüht, dies zu widerlegen. Aber grade deshalb auch war es nothwendig, daß die Synodalverfassung unter Leitung und Beaufsichtigung der Staatsbehörden stand, und daß ihr in Folge davon, alles Widersprechens ungeachtet, eine Agende gegeben ward, in welcher die Verpflichtung für den Geistlichen enthalten ist, nach sehr richtiger Bezeichnung, nur das zu lehren was gegründet ist in Gottes Wort, und verzeichnet in den Bekenntnisschriften. Welcher Geist in diesem Betracht noch jetzt in der Synode theilweise herrscht, zeigt die vorliegende Dortmunder Erklärung. Wir hoffen, daß ihr von Synodalwegen öffentlich und nachdrücklich widersprochen werde, sonst könnte die so viel gepriesene Synodalverfassung bei den christlich Gesinnten ihren Werth verlieren.

Wie willkürlich die Dortmunder Pfarrer mit den symbolischen Büchern umgehen, zeigt auch das, was sie von denselben noch gelten lassen (S. 13.). Der protestantisch-evangelische Geist soll sich darin zuerst auf eine öffentliche und bleibende Weise ausgesprochen haben, und derselbe kann aus ihnen am sichersten und reinsten erkannt werden. (Am reinsten? und doch haben die Reformatoren darin noch nicht alle Irrthümer berichtigt?) Es soll ihnen eine fortdauernde öffentliche Geltung gebühren rücksichtlich der negativen Bestimmungen gegen die Irrthümer und Mißbräuche der Römischen Kirche. Dieselbe Übereinstimmung mit der heiligen Schrift finden die Dortmunder Pfarrer auch in (einigen) positiven Festsetzungen der symbolischen Bücher, namentlich in der Lehre von der Gerechtigkeit vor Gott durch den Glauben, — aber sie können nicht zugestehen, daß alle positiven Bestimmungen daselbst keiner Berichtigung durch die heilige Schrift bedürfen sollten. Dabei bekennen sie sich denn „gern zu dem Geiste der symbolischen Bücher." Wir können uns natürlich hier nicht darauf einlassen, die Übereinstimmung der symbolischen Lehren mit der heiligen Schrift zu entwickeln, aber am Tage liegt, daß eine Verpflichtung auf diese Weise fast so gut wie gar keine ist, und wenn es dem Geistlichen überlassen bleibt, „den Geist" der symbolischen Bücher nach eigenem Ermessen auszuziehen und zu bestimmen, so fehlt den Gemeinden wie der Kirche überhaupt die so nöthige Gewähr und Regel für die Reinheit der Lehre.

Wenn die Dortmunder Pfarrer fragen (S. 8.): „Wie könnte auch die Kirchenordnung der Evangelischen Kirche die symbolischen Bücher der ehemals Lutherischen und Reformirten Kirche, in denen einander entgegengesetzte und sich gegenseitig aufhebende Ansichten und Meinungen enthalten sind, gleich zu achten gebieten?" so berühren sie allerdings einen Punkt, über den es noch einer näheren Festsetzung bedürfen möchte. Die Union hat in Hinsicht der Confessionsunterschiede die Freiheit gegeben, sich an die symbolischen Bestimmungen der einen oder der anderen Kirchenlehre zu halten, und wenn man sagt, daß die beiderseitigen Symbole in ihrer Übereinstimmung das

Bekenntniß der vereinigten Evangelischen Kirche bildeten, so wird selbst dadurch z. B. die Lehre vom heiligen Abendmahl nicht ganz dem individuellen Ermessen des Geistlichen übergeben, sondern ihm nur gestattet, darüber entweder die Lutherische oder die reformirte Lehre vorzutragen. Und wenn die Agende bei der Verpflichtung des Geistlichen sagt: „hier werden, wie herkömmlich, die symbolischen Schriften genannt,“ so könnte man hier allerdings eine größere Bestimmtheit des Ausdrucks wünschen, allein der gegebene sollte wohl gestatten, auch bei noch nicht unirten Gemeinden, entweder die Lutherischen oder die reformirten Bekenntnisschriften zu nennen. Das aber muß Jedem einleuchten, daß von daher im Allgemeinen kein Grund gegen die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher entnommen werden kann, da eine solche vielmehr geradezu gebietet wird.

Weit auffallender noch und bedenklicher ist zweitens die Art und Weise, in der die Dortmunder Pfarrer sich über die Frage aussprechen: „Ob die Prediger-Bibel unbiblische Grundsätze dargelegt habe?“ Nachdem sie zuerst an die Vorhaltung erinnert haben, welche nach der Agende dem Ordinandus gemacht werden soll: „fortwährend habt ihr dahin zu trachten, in Erkenntniß des Wortes Gottes und der Glaubensartikel so wie in den anderen euch notwendigen Wissenschaften fortzuschreiten,“ machen sie geltend, daß der Prediger also in der Schrift forschen solle, und behaupten, dies habe der Verfasser der Prediger-Bibel gethan, wobei es ihm freistehen müsse, die gewonnenen Resultate seinen Amtsbrüdern mitzutheilen. Allein wie nun, wenn diese gewonnenen Resultate zum Theil der heiligen Schrift und ihrer Glaubwürdigkeit widersprechen? Sind das auch noch Forschungen im Worte Gottes? Kann dies mit dem „unbefangenen, anhaltenden, unermüdblichen Forschen der Reformatoren in der Bibel“ (S. 18.) verglichen werden? Es klingt in der That äußerst befremdend, wenn man für eine eregetische Schrift, in der z. B. so oft behauptet wird, daß die Evangelisten etwas unrichtig aufgefaßt hätten, anführt (S. 19.), daß der Pfarrer den ihm auferlegten Amtseid nicht halten könne, wonach ihm auferlegt ist, Alles zu verwerfen, was wider die heilige Schrift ist, wenn er nicht das Recht haben sollte, frei und unbefangen in derselben zu forschen. Forschen soll er allerdings, aber dann Alles verwerfen, was wider die heilige Schrift ist; und da fragt es sich, ob der Verfasser der Prediger-Bibel dies gethan hat. Wir dürfen bei denen, die nur einigermaßen sich mit derselben und den Verhandlungen darüber bekannt gemacht haben, voraussetzen, daß sie diese Frage entschieden mit Nein beantworten werden. *) Selbst die Freunde des Verfassers geben größtentheils

zu, daß in seinem Buche manches Verwerfliche enthalten sey. Seine Vertheidiger helfen sich in der Regel mit der allgemeinen Ausrede, daß sie „nicht in allen Stücken ihm beistimmen.“ Auch die Dortmunder Pfarrer wagen es nicht geradezu, sein Buch für der biblischen Wahrheit gemäß zu erklären. Aber dennoch kommt in ihrer Schrift folgende unbegreifliche Aeußerung vor (S. 20.): „Wir können uns hier auf eine umfassende und in's Einzelne gehende Beurtheilung jenes Buches nicht einlassen; allein, sollten nicht die vielen Stimmen, welche sich für dasselbe ausgesprochen, und den Inhalt desselben für biblisch und christlich erklärt haben, auch zu berücksichtigen seyn?“ Dann führen sie weiter an, daß sein Bekenntniß in der Vorrede: „er glaube von Herzen an Christum, als den Sohn Gottes, und halte nicht bloß die Lehre Jesu, sondern auch die seiner Apostel, für die einzige Norm und Regel unseres Glaubens und Thuns“ — ihnen genüge. „Mag derselbe,“ fahren sie fort, „auch in manchen außerwesentlichen Punkten (!) abweichender Meinung seyn, so bestimmt doch das Allgemeine Landrecht: wegen bloßer, vom gemeinen Glaubensbekenntnisse abweichender Meinung soll kein Mitglied ausgeschlossen werden.“ (Hier ist aber nur von der Ausschließung der Gemeindeglieder von den Versammlungen, nicht von der der Lehrer die Rede.) Auf eine solche Weise wollen die Dortmunder Pfarrer die biblische Rechtgläubigkeit des Verfassers der Prediger-Bibel vertheidigen, ohne sich jedoch deutlich und unumwunden dafür auszusprechen. Wir aber fragen: Ist das ein ehrliches Verfahren, so etwas anzudeuten und verstehen zu lassen, was man doch nicht gesagt haben will? Und begehrt man nicht ein schreiendes Unrecht gegen die biblische Wahrheit, wenn man in dieser Weise entgegenstehende Behauptungen in Schutz nimmt? Lieber sollten doch die Dortmunder Pfarrer geradezu sagen: der Verfasser der Prediger-Bibel behauptet freilich, daß Manches unwahr sey, was in der heiligen Schrift enthalten ist; aber auch dies muß ihm nach der evangelischen Freiheit gestattet seyn, und man darf ihm deshalb nicht den Vorwurf der Unchristlichkeit machen. Dann wüßte man doch noch, woran man mit ihnen wäre. Nun aber sieht man in ihrer Erklärung ein sorgfältiges Verstecken und Umgehen, was an sich Unklarheit hervorbringt und in Hinsicht ihrer eigenen Überzeugungen viel Schlimmes vermuthen läßt.

Somit kommen dann die Dortmunder Pfarrer drittens zu dem Schlusssatz: „Da wir nun der Meinung sind, daß die über die Prediger-Bibel entstandenen Streitigkeiten in die Klasse gewöhnlicher theologischer Streitigkeiten zu verweisen und als

*) Sander hat in einer neuen Schrift: Beleuchtung der wider das theologische Gutachten über die Prediger-Bibel des Pastor Eb. Pülsmann erhobenen Anklagen. Von M. J. J. E. Sander 18.

Barmen bei Steinhaus, — sehr gründlich, ruhig und klar seine früheren Ausstellungen und Urtheile über die Prediger-Bibel erhärtet. Die Gegner können unmöglich etwas dagegen einwenden, wenn sie nicht geradezu gestehen wollen, daß sie die biblische Wahrheit verlassen, und dann offen auf einen Kampfplatz treten, wo der christliche Pfarrer ihnen nicht folgen wird.

solche auch zu behandeln sind, den Verfasser derselben, Pfarrer Hülsmann aber, ohne alle in seinem exegetischen Handbuche dargelegten Ansichten vertreten zu wollen, nach seinen Grundsätzen und seinem Wandel unserer brüderlichen Achtung und Liebe werth halten, so fühlen wir uns auch in unserem Gewissen gedrungen, dies öffentlich auszusprechen, und ihn zugleich der Theilnahme und dem Schutze der Provinzialsynode zu empfehlen." Das ist's also, was die Herren wollen, die Synode soll den Pfarrer Hülsmann gegen die Protestation derjenigen Glieder der Schwelmer Gemeinde in Schutz nehmen, welche grade wegen seiner Prediger-Bibel und der darin dargelegten Grundsätze ihn nicht zu ihrem Pfarrer haben wollen. Seltsam! die Dortmunder führen sogar für diese ihre Meinung den §. 49. der Kirchenordnung an, wonach die Synode über die Reinheit der Lehre in Kirchen und Schulen wachen soll; es sey darin, meinen sie (S. 24.), mit enthalten, daß derjenige in Schutz genommen werde, der mit Unrecht einer Abweichung von den Grundbegriffen unserer Religion und eines Vergehens gegen Kirchenordnung und Agende beschuldigt wird; — und daß dies in Hinsicht ihres Schüglings der Fall sey, meinen sie bewiesen zu haben. Kann die Begriffsverwirrung wohl weiter gehen? Die Synode soll einen Mann schützen und die Reinheit seiner Lehre behaupten, der ein Buch wie die Prediger-Bibel geschrieben hat! ein Buch, von dem nur ein verblendeter Nationalist, der seine willkürliche Behandlung des Bibel zur Regel erhoben wissen möchte, behaupten kann, daß sein Inhalt mit der biblischen Wahrheit stimme! Wir können nicht anders sehen und urtheilen, als daß die Synode ganz ihre eigenthümliche Stellung verlassen und an den theuersten Interessen der Evangelischen Kirche und der wahren Gemeinde der Gläubigen sich veründigen würde, wenn sie dies Begehren der Dortmunder Pfarrer erfüllen wollte.

Aber freilich, auch wir sind der Meinung, daß die Synode nicht länger schweigen dürfe. Wenn sie bisher es durfte, so darf sie es nun nicht mehr, nachdem sie auf solche Weise von den Pfarrern einer ganzen Kreissynode zum Reden aufgefordert worden ist. Meint man ja doch schon in der Umgegend, daß das Stillschweigen der übrigen Pfarrer zu dem Schlusse berechtigt, sie denken mit den Dortmundern übereinstimmend. Warum erheben sich nicht die Superintendenten, und fordern ihre Diöcesanen auf, sich über die Sache nun auch zu erklären? Hat den Superintendenten der Dortmunder Diocese die nahe Verwandtschaft (er ist ein Schwager des Verfassers der Prediger-Bibel) nicht abhalten können, für denselben einen so auffallenden Schritt zu thun, als derjenige ist, eine so ungewöhnliche

Erklärung zu veranlassen, haben denn die Anderen nicht die Pflicht, für die Ehre des Herrn und für die gläubigen Glieder der Gemeinde in Schwelm aufzutreten? Wollen sie die vaterländische Kirche so preisgeben, daß eine solche Erklärung, wie die der Dortmunder Pfarrer, ohne officiële Erwiderung bliebe?

Nein, wir hoffen, die verschiedenen Synoden, und dann nach ihnen, als ihr Complexus, die Provinzialsynode wird reden und die Reinheit der Lehre dadurch schützen, daß sie die Erklärung der Dortmunder Pfarrer mit Nachdruck widerlegt und zurückweist. Sollte sie das nicht thun, dann würde sie auf eine betrübende Weise bewahrheiten, was in dem schon berührten Vorworte der Ev. K. Z. von 1832 von der repräsentativen Kirchenverfassung gesagt ist.

Die Dortmunder fürchten (S. 16.) bei der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher ein „Nichtgeben und Aufpassen einzelner Gemeindeglieder auf Worte und Ausdrücke des Pfarrers bei öffentlichen Vorträgen“ — und daß ein „räsonnirender Geist der Laien in der Evangelischen Kirche befördert und gesetzlich gemacht“ werden möchte. O daß ein solcher Zustand erst wirklich bei unseren Gemeinden wieder käme, daß sie sich nicht Alles gefallen ließen, was die Geistlichen für gut finden, ihnen vorzutragen! Wären von jeher die Glieder der Gemeinden so wach gewesen, als eine namhafte Anzahl in Schwelm, es würde besser aussehen und der Nationalismus nicht so weit gekommen seyn als er ist. Wenn sich die Prediger strenge an die biblische Wahrheit halten, so werden sie von keinem „Aufmerken“ etwas zu fürchten haben. Mögen die Dortmunder Herren bedenken, daß die Laien auch Rechte in der Kirche haben; daß darunter vorzüglich dies ist, „Lehren und Leben nach dem Worte Gottes“ von ihren Geistlichen verlangen zu können; und die Behörden, namentlich die Synode, werden nicht vergessen, daß, wenn sie auch die Geistlichen vertreten, sie auch die Rechte der Laien zu schützen haben. So viel ist uns gewiß, daß es um die Kirche geschehen ist, wenn der Nationalismus darin „befördert und gesetzlich gemacht“ wird. Und wenn zur Zeit die rationalistischen Geistlichen nur in Druckschriften und sonst bei Gelegenheit ihre antibiblischen Ansichten vorzubringen wagen, aber auf der Kanzel es zu thun sich noch scheuen, so hüte man sich ja, durch öffentliche Anerkennung ihnen diese Furcht zu nehmen, die hin und wieder das Einzige gewesen seyn mag, das unter des Herrn Bewahrung das Verderben entfernt hielt, oder es wenigstens theilweise hemmte. Hier liegt der Hauptpunkt, um den es sich jetzt handelt. Gott gebe Jedem, der in der Sache zu thun hat, Weisheit und Liebe, um einzusehen, wie überaus wichtig die Entscheidung für die Kirche ist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 5. November.

N^o 89.

Erklärung der Pfarrer der Kreissynode Dortmund in Betreff der Schwelmer Pfarrer-Wahlangelegenheit.

Der Schreiber dieser Anzeige ist den Pfarrern der Kreissynode Dortmund ebenso fern und fremd, wie dem Pfarrer Hülsmann in Dahl und den Gemeinde-Representanten in Schwelm und weiß nur aus öffentlichen Blättern so viel von der dortigen Wahlangelegenheit, daß ein Theil dieser Representanten gegen die Bestätigung der Wahl des Pfarrers Hülsmann höheren Orts aus dem Grunde eingekommen ist, weil derselbe in seinem Werke „Prediger-Bibel“ zu Lehren und Grundsätzen sich bekannt hat, welche von dem Glaubensbekenntniß der Evangelischen Kirche abweichen. Die Streitfrage, die hier zur Entscheidung vorliegt, kann eigentlich nur die seyn, ob Pfarrer Hülsmann wirklich, so wie ihm vorgeworfen wird, von dem evangelischen Glaubensbekenntniß abgewichen sey oder nicht? Denn daß ein Prediger derjenigen Confession, deren Diener, deren öffentlicher Bekenner er ist, auch wirklich gethan sey, muß wohl als ein unumstößlicher Grundsatz des Kirchenrechts gelten, wenn man nicht die Gewissensrechte der Gemeinden der größten hierarchischen Willkühr preisgeben will. Indem wir uns hier jeden Urtheils über die quaestio facti enthalten, fassen wir nur die quaestio juris in's Auge, und zwar um so mehr, weil die Dortmunder Kreissynode nicht sowohl darauf ausgeht, die Übereinstimmung des Pfarrers Hülsmann mit dem evangelischen Bekenntniß durch Gründe zu vertheidigen, als vielmehr darauf, die rechtlichen Principien, wonach er, im Falle der Abweichung, allein beurtheilt werden kann, völlig umzustößen, und eine schrankenlose geistliche Willkühr an ihre Stelle zu setzen, indem sie nicht nur die Verbindlichkeit der symbolischen Glaubensbekenntnisse in Abrede stellen, sondern auch die heilsamen Bestimmungen der neuen Kirchenordnung, wonach „die Predigt dem evangelischen Glaubensbekenntniß gemäß seyn,“ „die Provinzialsynode über die Reinheit der evangelischen Lehre in Kirchen und Schulen wachen soll,“ gänzlich zu neutralisiren suchen. Diese subversive Tendenz der Synode tritt am Schluß ihrer Erklärung (S. 26 f.), der zugleich der Beschluß derselben ist, grell in einer Reihe von Fragen hervor, die die Synodalen sich „nach ihrem Dafürhalten“ sehr zuversichtlich selbst beantworten, aber so verkehrt, daß das umgekehrte Resultat das richtige ist. Die Anmaßung derselben geht so weit, daß sie jedes Aufsichtersrecht über die Lehre in der Evangelischen Kirche und also auch über ihre eigene Lehre zurückweisen, indem „in Rücksicht derselben eine völlige Freiheit statt finden soll.“ „Kein Buchstabe, kein menschliches Ansehen“ soll gelten, „nur der Geist soll in alle Wahrheit leiten,“ d. h. nicht der heilige Geist, welcher geschöpft aus der Quelle des göttlichen Wortes

die christliche Kirche und die Evangelische insonderheit, eben weil sie nur aus jener Quelle schöpft, kräftig durchdrungen und zu einer festen, bestimmten, in ihren Bekenntnissen ausgesprochenen Wahrheit geleitet hat, sondern der Geist von Dortmund, der Herren eigener Geist, der es allerdings in der Christenheit bis jetzt noch zu keinen bestimmten Resultaten gebracht hat, setzt aber in seiner „Erklärung“ ein solches in buchstäblichen Worten erstrebt, denen indeß, seinem eigenen Princip zufolge, alles menschliche Ansehen abgesprochen werden muß.

Ohne Confession, ohne Symbol gibt es keine Kirche, denn die Kirche ist die Gemeinschaft der Gläubigen, und das Bekenntniß ist der Ausdruck der Glaubensgemeinschaft. Die Erklärung der Synode ist die Confession derselben, das neue Symbol oder Glaubensbekenntniß, womit sie, so wenig positiv auch sein Inhalt seyn mag, doch bestimmt genug die alten Symbole der Kirche, und namentlich die Augustana, um deren hohes Panier alle Deutschen Protestanten, sowohl Lutheraner als Reformirte, sich gesammelt haben, beseitigen, und ihren eigenen grauen Wimpel an die Stelle setzen wollen. Wir könnten diesen, so wie er da auf der Stange der Erklärung steckt, in „völliger Freiheit“ dem Spiel der Winde überlassen, so lange den aufgeklärten Leuten in Dortmund das lose Spiel gefällt. Allein die Erklärer, obwohl sie keine Freunde menschlichen Ansehens sind, da wo es seiner natürlichen und rechtlichen Bestimmung nach den Glauben der Kirche in seinem Rechte schützt, möchten doch gar zu gerne ihrer unkirchlichen Erklärung ein menschliches Ansehen unterschieben, und suchen dies aus der Agenda zu borgen, weil in der Vorrede derselben des Königs Majestät der Evangelischen Kirche Glaubens- und Gewissensfreiheit zugesichert hätte, weil nach dem Ordinationsformulare die heilige Schrift die einzige Glaubensnorm wäre, und weil nach demselben auch die Geistlichen fortwährend dahin zu trachten hätten, in Erkenntniß des Wortes Gottes und der Glaubensartikel, so wie in den anderen nothwendigen Wissenschaften fortzuschreiten. Was zuerst das Letzte anlangt, so scheinen die Geistlichen der Dortmunder Synode in dieser Pflicht faulselig gewesen zu seyn, und eine erneute Einschärfung derselben möchte gar nicht unangemessen seyn. Denn in der That, ihre Erklärung läßt wenig von besonderen Fortschritten theologischer Erkenntniß blicken; sie reden in der ordinären rationalistischen Sprache, brauchen mit vollem Munde die Phrasen des Zeit- und Zeitungsgeistes von Freiheit, Fortschritt, Lichtseu u. dgl., obwohl sie längst schon ausgedroschen sind, berufen sich auf ihr Dafürhalten, als ob das ein Grund wäre, so wie auf Majorität und „viele Stimmen“ S. 29., urtheilen sehr oberflächlich über die symbolischen Bücher, kurz zeigen einen Grad von theologischer Bildung, dem allerdings das nothwendige, wahre Fort-

schreiten, welches die Agende jedem Geistlichen zur Pflicht macht, sehr zu wünschen ist. Was den zweiten Punkt anlangt, so ist darüber gar kein Streit; denn das behaupten ja eben die symbolischen Bücher selbst, so wie die ganze Evangelische Kirche, daß die heilige Schrift die alleinige Glaubensnorm sey, und dabei soll es auch trotz allen Rationalisten, die ihren Geist so gern zur Glaubensnorm machen möchten, unwandelbar bleiben. Die Evangelische Kirche ist aber nicht so einfältig und armelig, immer nur von der Norm des Glaubens zu reden, ohne zum Glauben selbst zu kommen, immer nur zu sagen, daß die heilige Schrift den Glauben normirt, ohne zu erkennen und zu bekennen, was und wie sie ihn normirt; die Schrift ist ihr nicht ein verschlossenes Buch, in welchem sie einen unbekannten und also auch unnützen Schatz verwahrt, sondern ein offenes, in welchem sie gelesen, seine Wahrheit erkannt, geglaubt, bekannt und wider alle Arten von Widersachern vertheidigt hat. Um diesen Hört bewußter Wahrheit, ausgesprochen und niedergelegt in ihren Symbolen, hat sich die Evangelische Kirche gesammelt, und wird sich ihn durch die Dortmunder Synode nicht nehmen lassen. Je unabhängiger von einander in Folge der einzelnen wenigen Differenzpunkte der Lutheraner und Reformirten diese Symbole sich gebildet haben, um so unwidersprechlicher beweist ihr gemeinsames Zeugniß in allen consentirenden Artikeln, daß nicht die normative Auctorität der Kirche, sondern die der Schrift selbst diese große Einstimmigkeit bewirkt hat. Weit davon entfernt also, daß die Union die Verbindlichkeit der evangelischen Glaubenssymbole erschüttert habe, ist diese vielmehr für alle übereinstimmenden Artikel nur gewachsen, indem nämlich das unabhängige Zeugniß der anderen Confession mit dazu getreten ist, wie denn überhaupt eine Union, wenn sie nicht ein indifferentes Ding seyn soll, nur auf dem Grunde eines überwiegenden Consensus möglich ist, der durch die Union noch compakter wird, während den noch übrigen Dissens die schriftmäßige und consequenteste Ansicht allmählig überwindet. Freilich ist jene Einstimmigkeit schon ihrer Form nach kein Glaubensgesetz, sondern ein Glaubensbekenntniß, wie denn unsere Symbole nie sagen *credere debetis*, sondern *credimus* (*non imprimunt credenda sed exprimunt credita*); aber es liegt auch ohne Gesetz ganz von selbst in dem Begriffe eines Bekenntnisses, daß wer mitbekennt, ein Mitbekenner, ein Mitglied der Confession, und wer nicht mitbekennt, kein Mitbekenner, und wenn auch ein Katechumene, ein Schüler dieser Confession, doch nicht ein Lehrer oder Prediger, d. h. ein öffentlicher Bekenner derselben seyn kann. Freilich sind zu dieser unserer Zeit in Folge der Periode des Unglaubens gar manche Lehrer des Glaubens selbst noch unsichere Schüler in demselben, und in dem Stande des Zweifels und Suchens, worin sie sich noch unentschieden befinden, keineswegs schon abgefallen vom evangelischen Bekenntniß, dem sie vielleicht bald von ganzem Herzen zufallen; wenn sie sich aber dagegen entscheiden und öffentlich in Schriften widersprechende Lehren bekennen, dann sind sie abgewichen, und ohne Gewissenshyrannei kann ein solcher notorisch durch sein eigenes Bekenntniß abgewichener Lehrer keiner evangelischen Gemeinde, auch keinem Theile derselben als Pre-

diger aufgedrungen werden. Wer das Gegentheil behauptet, hebt die theuer errungene evangelische Glaubens- und Gewissensfreiheit auf.

Dies führt uns nun noch zu dem ersten Grund, worauf die Dortmundsche Erklärung ihren Fuß setzen will, aber abgleitend ihn bricht, nämlich der Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Se. Majestät der König in der Vorrede der Agende verbürgt habe. Der König, den Gott dafür segne, hat sie nicht nur in der von den Verfassern der Erklärung angeführten einen Zeile jener Vorrede, er hat sie durch die ganze Anordnung der Agende verbürgt und neu befestigt, im Gegensatz jener „aus unrichtigen Ansichten über kirchliche Angelegenheiten, Neuerungs-sucht, Lauheit und Gleichgültigkeit hervorgegangenen, und fast überall eingerissenen Unordnung und Willkühr“ in der Verwaltung des Altardienstes und aller kirchlichen Handlungen. Eben jene „völlige Freiheit,“ jene schrankenlose Willkühr, welche besonders rationalistische Geistliche als Liturgen in Anspruch nahmen und ausübten, mußte zu einem immer unerträglicheren Gewissensdruck für die Gemeinden werden, die in den heiligsten Beziehungen sich so ganz von dem persönlichen Gutdünken, von der dürftigen Individualität ihrer Geistlichen abhängig fühlten. Der König schirmte und sicherte die Gewissensrechte seiner evangelischen Unterthanen; wie that er es? etwa durch eine eigenmächtige Satzung seines Beliebens? Keineswegs, sondern dadurch, daß er die alten, aus der Zeit der Reformation selbst herrührenden Agenden wieder erneuern ließ in einem allgemeinen kirchlichen Handbuche, und so auf dem gemeinsamen alten Grunde der Kirche eine liturgische Ordnung begründete, die eben so die Gemeinden von dem vagen Belieben der Geistlichen, als diese von dem launenhaften Zeitgeschmack der sogenannten Gebildeten in der Gemeinde unabhängig machte und dadurch beiderseitig die Gewissensfreiheit sicherte und schirmte. Die fromme Weisheit des Königs ist und wird hinsichtlich der kirchlichen Lehre eben so verfahren; ohne neue Gesetze über den Glauben zu machen, wird sie auf dem Grunde des alten rechtmäßigen kirchlichen Bestandes sowohl den Geistlichen Schranken zu setzen wissen, die unter der Präntion einer völligen Lehrfreiheit eine völlige Hörtyrannei für die Laien einführen und diese von ihrer mehr als päpstlichen Willkühr abhängig machen wollen, als auch den Laien, die, wie es in Rassel und Braunschweig geschehen, den Geistlichen ihrem Belieben unterwerfen, und ihn eine Lehre nach ihrem Gefallen zu predigen nöthigen wollen. So wird die rechtmäßige Freiheit des evangelischen Glaubens (nicht aber die unrechtmäßige von dem evangelischen Glauben) gegen jede geistliche oder weltliche Eigenmächtigkeit in dem Preussischen Staate, der nicht vergebens in dieser verwirrten Zeit die erste protestantische Macht ist, starken Schutz finden. Überall wird, wo ein Lehrstreit der Art in's kirchliche Leben eingreift — und der vorliegende wird nicht der letzte seyn — ganz dem Geist und Wort der Agende gemäß, ohne neue Satzungen im Sinne dieser oder jener Parthei zu machen, auf die „herkömmlichen“ symbolischen Bekenntnisse zurückgegangen, und dem Protestantismus, eben so den Menschenatzungen des Papstthums, wie denen der Freigeisterei gegenüber, sein ursprünglicher,

biblisch-positiver Charakter; und damit auch seine ganze geistige Macht bewahrt und behauptet werden. Dortmund aber wird verstummen müssen.

N a c h r i c h t e n.

(Erklärung mehrerer Pfarrer der Kreisynode Iserlohn, veranlaßt durch die Erklärung der Pfarrer der Kreisynode Dortmund in Betreff der Pfarrerrwahl zu Schwelm.) *)

In der Angelegenheit der in so betrübender Weise bekannt gewordenen Pfarrerrwahl zu Schwelm glauben die Unterzeichneten bisher nicht den Beruf zu haben, ihre Ansicht darüber öffentlich zu äußern. Die Prediger-Bibel des Pfarrers E. Hülsmann war in den erschienenen Schriften bis zum Überdruß besprochen, die Wahrheit im Allgemeinen genügend, namentlich durch Sander und die von Snetlage herausgegebenen Bemerkungen vertreten, und es konnte überflüssig und vorzudringlich scheinen, das Gerete über die Sache zu vermehren, oder durch Erklärungen die Meinung zu erwecken, als denke man schon durch das bloße Abgeben der Stimmen auf die Entscheidung einzuwirken.

Durch die unlängst erschienene Erklärung der Pfarrer der Dortmunder Kreisynode hat sich aber die Sache anders gestellt. Siebzehn Pfarrer unseres gemeinschaftlichen Synodalbereichs äußern sich hier über die fragliche Angelegenheit in einer Weise, die eine Gegenerklärung nöthig macht. Sie treten darin nicht bloß vor dem Publikum auf, sondern haben nach der Angabe des Titels diese ihre Erklärung auch an den höchstgestellten Geistlichen der Provinz, Bischof Dr. Rosß, und an den Präses der Synode, Pfarrer Nonne, eingesandt, und empfehlen den Prediger Hülsmann der Theilnahme und dem Schutze der Synode. Wir müssen es nun für unsere Pflicht halten, auch unser Zeugniß über die Sache abzulegen, wäre es auch nur dazu, um zu zeigen, daß nicht alle Pfarrer des Synodalverbandes eben so denken, als die der Kreisynode Dortmund.

Die Frage über das verpflichtende Ansehen der symbolischen Bücher, so wichtig sie übrigens ist, und so sehr wir überzeugt sind, daß sie ganz anders beantwortet werden müsse, als die Pfarrer der Dortmunder Synode es thun, ist in der vorliegenden Sache eine überflüssige, da es am Tage liegt, daß viele Behauptungen in der Prediger-Bibel gradezu der heiligen Schrift selbst widersprechen. Auch handelt es sich dabei nicht bloß um eine verschiedene Auslegung der heiligen Schrift. Stellen, wie folgende in der Prediger-Bibel (S. 137.): „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Herr seine Auferstehung nicht vorhergesagt habe in den bestimmten Ausdrücken, die wir in den Evangelien finden;“ — und (ebendasselbe): „die Evangelisten haben manche Äußerung, die ursprünglich einen ganz anderen Sinn hatte, späterhin, da Jesus auferstanden war, auf diese wichtige und wunderbare Begebenheit bezogen;“ — treten doch offenbar der Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift zu nahe. Und wenn es S. 270. heißt: „Gerecht vor Gott ist nur, wer in sich gerecht ist. Eine zugerechnete Gerechtigkeit ist ein moralisches Lünding und enthält einen Widerspruch in sich selbst;“ — so ist dadurch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben geläugnet, welche von der ganzen Evangelischen Kirche immer in der Schrift gefunden wurde; und das Fundament unseres Glaubens bildet. Bei solchen und ähnlichen Behauptungen der Prediger-Bibel kann es für den Unbefangenen und Aufrich-

tigen keinem Zweifel unterliegen, daß ihr Inhalt mit dem einfachen Schriftglauben nicht übereinstimmt.

Dies vorausgesetzt, so darf man den gläubigen Gliedern einer Gemeinde nicht Unrecht geben, wenn sie gegen die Wahl eines Mannes zu ihrem Prediger und Seelsorger protestiren, der auf solche Weise den Grundlehren des evangelischen Glaubens widerspricht; und wenn die Synode denselben gegen diese Protestation und ihre Folgen schützen wollte, wie die Pfarrer der Dortmunder Kreisynode begehren, so würde sie ganz die Stellung verlassen, welche sie als eine Behörde einnehmen soll, die über die Reinheit der Lehre zu wachen hat.

Die Behauptung ferner, daß die Verhandlungen über die Prediger-Bibel allein in das theologisch-wissenschaftliche Gebiet zu verweisen seyen, und daß dieselbe auf die kirchliche Stellung ihres Verfassers gar keinen Einfluß haben dürfe, erhält zwar einigen Schein der Wahrheit dadurch, daß in den hieher gehörigen gesetzlichen Bestimmungen der Kirchenordnung, so wie des allgemeinen Landrechts, nur von der Lehre in Kirchen und Schulen die Rede ist, über welche die Synode wachen soll, und daß es nur von den Amtsvorträgen und dem öffentlichen Unterrichte heißt, daß der Pfarrer darin nichts vortragen dürfe, das den Grundgesetzen seiner Religionsparthei widerspricht. Allein wenn auch eine theologische Schrift mit dem geistlichen Amte ihres Verfassers zunächst in keiner Beziehung steht, so tritt derselbe doch in offenkundigen Widerspruch mit sich selbst, und mindert den Segen seiner Wirksamkeit, wenn auch seine Amtsvorträge nicht so wie seine wissenschaftlichen Erörterungen dem evangelischen Glaubensbekenntnisse entgegen seyn sollten.

Wenn manche Stimmen hiebei die Befürchtung ausgesprochen haben, daß der Prediger auf diese Weise einem verkehrungsgeschäftigen Aufmerken von Seiten derjenigen Gemeindeglieder ausgesetzt sey, die ihm übel wollen, so sind wir überzeugt, daß der bibelgläubige Prediger dabei nicht Gefahr laufe, selbst da nicht, wo ein solches Bestreben wirklich vorhanden seyn sollte; und wenn Andere als Bibelgläubige sich in diesem Betracht fortan mehr zu fürchten hätten, als vorher, so könnten wir für die Kirche überhaupt so wie für die Gemeinden insonderheit nur heilsame Folgen davon erwarten. Eine Kirche, die eine „völlige Lehrfreiheit“ für ihre Geistlichen verlangte, würde dadurch schon aufhören eine Kirche zu seyn, die ohne eine gewisse Einheit des Bekenntnisses und der Lehre nicht bestehen kann. Den einzelnen Gemeinden kann es aber nur zum Vortheil gereichen, wenn ihre Prediger an ein bestimmtes Bekenntniß der Lehre gebunden sind, weil sie im entgegengesetzten Falle ganz einer unendlich verschiedenen Subjektivität der Prediger anheim gegeben wären. „Uns will ja Niemand hören, sondern etwas Höheres durch uns;“ und nur in dem Grade werden wir treue und segensreich wirkende Prediger und Seelenhirten seyn können, als wir uns mit freiem, aufrichtigen Glauben dem Worte Gottes zuwenden, und dann unumwunden die evangelische Wahrheit verkündigen.

(Die neuesten kirchlichen Ereignisse in Holland.)

(Fortsetzung.)

Gewiß die Kirche Christi hat nicht allein den Beruf, einige Hauptpunkte ihres Bekenntnisses in sehr vorsichtig ausgewählten Worten hinzustellen, sondern Christum zu verkündigen, der den Juden ein Ärgerniß, den Griechen eine Thorheit, denjenigen, die verloren gehen, ein Geruch des Todes zum Tode ist, und also durch die Kraft der Wahrheit Lügen und Irrthum zu bekämpfen, und mit den Waffen des Geistes die Kriege des Herrn zu führen; und dieser Pflicht scheint man in dem vorliegenden Bekenntnisse nicht Genüge gethan zu haben, nur darauf bedacht, die Frage unmöglich zu machen: „Seht ihr von uns oder von unseren Feinden.“ Es hat sich denn auch gezeigt, daß seit diesem Hirtenbriefe die Ge-

*) Diese Erklärung ist uns als Manuscript zugekommen. Als sie eben öffentlich erscheinen sollte, vernahmen die Unterzeichner, daß die Erklärung der Dortmunder Kreisynode allen Synoden amtlich zur Begutachtung vorgelegt werden soll.
Anmerk. der Red.

poration nicht ab, sondern zugenommen hat, so daß die Zahl der Separirten in kurzer Zeit in der Hauptstadt allein mehrere Hundert Seelen betrug.

Diese Zunahme der Zahl der Separirten hat den König der Niederlande bewogen zur Fassung des Beschlusses vom 8. Juli d. J., in welchem zuerst die errichteten Gemeinden zugleich mit den kirchlichen Einrichtungen der Separirten für bloß faktisch bestehend erklärt werden, und somit als aufgelöst und ihre Versammlungen als verboten; und dann ferner bestimmt, „daß wenn an einem Orte eine irgend bedeutende Anzahl von Personen seyn sollte, welche eine Gemeinde der vorbezeichneten Separirten zu bilden wünschen, und die Erlaubniß verlangen zu freier Ausübung ihres Gottesdienstes in einem dazu bestimmten Hause, diese Personen sich zu diesem Zwecke, mit Befolgung der Bestimmungen in Artikel 161. des Grundgesetzes und mit Vorlegung ihrer Entwürfe in Bezug auf die von ihnen gewünschten Ordnungen und kirchliche Organisation, an Uns sich sollen wenden dürfen in einer von ihnen persönlich unterzeichneten Adresse, deren Unterschriften durch den Bürgermeister der Gemeinde beglaubigt werden müssen. Zugleich müssen sie die Erklärung abgeben, daß sie selbst für die Bedürfnisse ihres Gottesdienstes und ihrer Armen sorgen wollen, ohne auf Unterstützung des Staates, oder irgend welche Beistellungen, Einkünfte oder Rechte der Reformirten Kirche, oder irgend einer anderen im Staate anerkannten Kirchengemeinschaft irgend Anspruch zu machen. Diese Bittschrift soll durch Vermittelung des Gouverneurs der Provinz, zu der die Gemeinde gehört, unter Beifügung seines Gutachtens an das Departement für die Angelegenheiten der Reformirten Kirche u. s. w. eingesandt werden, damit sie von Uns erwogen werde.“

„Sollten die Bittsteller und ihre Anhänger inzwischen verlangen, über die Zahl von zwanzig Individuen zur Übung ihres Gottesdienstes in Privatversammlungen zusammenzukommen, so sollen sie sich deshalb an die Obrigkeiten ihrer Wohnorte wenden können, mit Angabe der Tage und Stunden und des Lokales ihrer Versammlungen, damit die Obrigkeit auf diese Weise in den Stand gesetzt werde, die erforderliche Zustimmung erteilen zu können, und die nöthige Aufsicht zu verordnen zur Verhütung alles dessen, was die öffentliche Ordnung und Sicherheit stören könnte.“

Während wir bis jetzt der Separation wie auf dem Fuße gefolgt sind, theilen wir hier zum Schluß noch das Urtheil über dieselbe mit, welches eine neue christliche Zeitschrift ausgesprochen hat, von der bis jetzt zwei oder drei monatliche Stücke herausgekommen sind, und welche in einem evangelischen und friedfertigen Geiste redigirt wird. „Wir betrachten (sagt der Sitzkreis in seinem zweiten Hefte S. 69. 70.) die Separation als einen kräftigen und nachdrücklichen Protest gegen die Neologie und den Rationalismus; als einen Damm, aufgeworfen gegen den Strom der Ketzereien, Freithümer und falschen Lehren, welcher unsere Reformirte Kirche zu überfluthen drohte; und wir billigen vollkommen diesen Protest gegen alle schon gemachten oder noch zu machenden Versuche, unsere Kirche ihrer Rechte, ihrer Freiheit, ihrer Lehre und ihrer Bekenntnisse zu berauben.“ Indem wir das Auge richten auf die Wege und Urtheile Gottes, der uns wegen unserer Ungerechtigkeiten heim sucht, und uns straft wegen der Verachtung seines Wortes und der Un-

*) Obgleich Ref. sich mit dieser Ansicht im Ganzen wohl vereinigen kann, so ist doch diese Bemerkung nicht richtig. Wie kann es ein Damm gegen die einbrechende Fluth seyn, wenn man, das ganze flache Land dem Wasser preisgebend, sich bloß auf kleinen, höher gelegenen Stellen gegen die Fluth in Sicherheit zu bringen sucht? — Man erinnere sich ferner, daß unter Vereinigung aller Protestanten hier keineswegs eine Union zwischen Reformirten und Lutheranern verstanden wird, wie in Deutschland, sondern allein eine Vermengung aller nicht Römischen Sekten ohne festen Glaubensgrund.

treue gegen seine Stiftungen und Gebote, glauben wir, daß die Separation statt finden mußte, um den deutlich genug vorliegenden Plan einer Verschmelzung aller protestantisch Gesinnten zu vereiteln, eine Verschmelzung, welche nicht anders ausgeführt werden konnte als durch Aufopferung der Wahrheit, durch Kränkung der Gewissen und durch Bewirkung von Unzufriedenheit und Spaltung; eine Verschmelzung, welche nur ein Bestreben mit losem Kalk, ein elender Mischmasch gewesen seyn würde; eine gespenstische Vereinigung, welche nichts als einen kalten, todtten, bloß verneinenden Protestantismus, eine bloß scheinbare Einheit erzeugt haben, und für unsere Reformirte Kirche eine wahre Blüthe der Pandora geworden seyn würde. Obgleich wir nun aber diese guten Seiten der Separation anerkennen, betrachten wir sie doch an sich selbst als ein Unglück, ohne Zweifel nothwendig, weil Gott es zugelassen hat; und wir rufen mit unseren Wünschen den Augenblick herbei, da der Herr die Wunde seiner Kirche heilen, und alle Reformirte durch die Bande der Wahrheit, der Liebe und des Friedens wiedervereinigen wird.“

Es soll nächstens ein für die Kirchengeschichte der Niederlande sehr wichtiges Werk erscheinen. Es ist bekannt, daß eine Menge Einzelheiten, welche in Bezug auf die Dortrechter Synode in Umlauf sind, und selbst durch wohlgesinnte Ausländer, besonders auch in Deutschland, unkritisch genug allein auf die Auctorität remonstrantischer Schriftsteller, als unjweifelhaft wahr angenommen und erzählt werden, meist aus Brandt's Historie der Reformation entlehnt sind. Dieser Schriftsteller gibt bekanntlich nicht allein Bittschriften, Bekanntmachungen, Beschlüsse der kirchlichen und weltlichen Versammlungen, sondern auch die Verhandlungen der Synode bis zu den Gesprüchen und Streitigkeiten. Die Synode wurde zwar, wie noch jetzt die öffentliche Staatenversammlung, bei offenen Thüren gehalten, und da fehlte es nicht an Neugierigen, welche das Gesprochene und Verhandelte mit flüchtiger Feder aufgriffen; doch man kann sich leicht denken, wie viele Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, ja selbst Partheilichkeiten und Entstellungen hiebei unterlaufen mußten. Der Prof. Tydemann in Leyden hat nun ein Werk angekündigt, welches eine historische Erzählung der Verhandlungen der Synode enthalten soll, entnommen aus den Tagebüchern derselben. Die Abfassung der letzteren wurde durch Beschluß der Synode einer Commission von zehn ihrer vornehmsten Glieder aufgetragen (zu vergleichen die Akta derselben Sess. 177. 178.); doch es scheint einige Jahre gedauert zu haben, ehe diese das Werk zu Stande bringen, durchsehen und bekräftigen konnten. Daraus erklärt es sich leicht, daß es bei inzwischen veränderten Umständen niemals an's Licht getreten ist. Das Werk soll in Niederländischer Übersetzung gegeben, und der Lateinische Text in engerem Drucke hinzugefügt werden, zum Schluß mit einem Facsimile der eigenhändigen Unterschriften von Joh. Bogerman, Joh. Polvanter, Balth. Lydius, Ell. van Mehen, Corn. Regius, Joh. Dibbezius, Hier. Vogellius, Corn. Hillenius, Dan. Colonius, Seb. Damman und Jost. Pommius.

Ref. weiß wohl, daß die Vorurtheile, welche einige Gelehrte gegen diese Synode haben, zu tief sitzen, als daß sie gehoben werden können, aber er kann doch nicht umhin, zu wünschen, daß man wenigstens nicht leicht und unüberlegt eine Versammlung verurtheile, von welcher Richard Baxter („der Mann der rechten Mitte, welche allein das Evangelium feimen lehrte“) zu sagen pflegte, daß „so weit er die Kirchengeschichte kenne, die Christenheit seit den Zeiten der Apostel niemals eine Synode von vortheilhafteren Lehren gesehen habe als diese und die Westminster-Assembly.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 9. November.

N^o 90.

Unsere Gymnasialbildung nach den über die Lorinser-
schen Anklagen erschienenen Schriften.

(Fortsetzung.)

Jean Paul verlangt in der Levana: „Zum Ziele der Erziehungskunst, das uns vorher klar und groß vorstehen muß, ehe wir die bestimmten Wege dazu messen, gehört die Erhebung über den Zeitgeist.“ Dieser Zeitgeist, der nimmer satt — denn woran soll er satt werden, da er die wahrhaftige Speise nicht will? — nie schnell genug an seinem Ziele anzukommen glaubt, fördert jetzt Realbildung, und man hat ihm seine Forderungen schon vielfach zugestanden theils durch Errichtung von Realgymnasien, Realklassen und Realschulen, theils durch Erlassung des Griechischen. Diese Sache steht in mehr als einer Hinsicht mit dem Wohl und Wehe der christlichen Kirche im Zusammenhang, und ist so stark in den anzuzeigenden Schriften angeregt worden, daß sie hier nicht ganz unberührt bleiben kann. H. schlägt Verbindung von Realklassen mit den Gymnasien besonders aus dem Grunde vor, damit diejenigen Anstalten, die sich von den Geldleistungen der Scholaren unterhalten müssen, durch den Zubrang zu den Bürgerschulen keinen Ausfall erleiden, welcher Zweck dadurch noch mehr befördert werden könnte, wenn an jedes Gymnasium, aber ja nicht an die Bürgerschulen, ein Exercirunteroffizier commandirt, und den einexercirten Studenten dann der Militärdienst bis auf wenige Wochen erlassen würde. Militärische Übungen auf Schulen empfiehlt auch S. mit allem Recht. L. Q. R. S. U. verlangen Trennung der Real- und Gelehrtenschulen, weil ihre Zwecke jeder für sich allein schon alle Kräfte eines Jünglings in Anspruch nehmen. V. dringt auf Abschaffung aller Gymnasien bis auf zehn für künftige Professoren. C. und S. vertheidigen aber die aliquote Vereinigung der Real- und Formalsbildung auf ihren Realgymnasien, weil durch gute Methode und Anordnung des Unterrichts alle Nachtheile bisher vermieden worden seyen. Was diese Anstalt betrifft, so wäre zu wünschen gewesen, daß man bei dieser Gelegenheit die bisher gemachten Erfahrungen über die Übelstände, welche nach und nach ein Abweichen von dem anfänglichen, noch viel realistischeren Schulplane nach der Seite der klassischen Studien hin herbeigeführt haben, zusammengestellt hätte. Nach dem von C. und S. Vorgetragenen kann Ref. es nur einer vorzüglichen Lehrgeschicklichkeit zuschreiben, daß der Verein so heterogener Dinge in solchem Grade gelungen ist, muß indeß aufrichtig bekennen, daß ihm ein Realgymnasium eine Contradictio in adjecto scheint. Fürere aber cum insanientibus, wie D. das „nicht hinter der Zeit Zurückbleiben“ sehr gut überseht, findet seine Verurtheilung schon in dem Motto

von O.: Turpiter desperatur quidquid fieri potest, besser freilich Philipp. 2, 15. Das Verbinden von Realklassen mit denen des Gymnasiums, was auch R. zurückweist, kennt Ref. aus eigener Erfahrung und aus dem Bericht eines Lehrers an einer anderen Anstalt, womit U. gänzlich übereinstimmt. Höchst selten begeben sich andere Schüler in die Realabtheilungen außer untüchtige und faule, von welchen letzteren mancher vielleicht noch zu beleben gewesen wäre, wenn er keine Zufluchtsklasse gehabt hätte: ein Fall, der sich jetzt mit den vom Griechischen Dispensirten sehr oft wiederholt. Diese, was auch unsere Schulschriften hie und da zu erkennen geben, leisten gewöhnlich in den anderen Fächern nicht das Geringste mehr, sondern vielmehr weniger als Mittelmäßiges, und wären also nach K. S. 37 und 52., 4 und 5. eigentlich vom Gymnasium auszuschließen, weil ihnen Anlage oder Neigung, oder beides fehlt. Über das Erlassen des Griechischlernens gilt nach H. S. 17. folgendes Dilemma: Entweder ist das Griechische zur Ausbildung für medicinische und juristische Staatsämter nöthig, und dann kann es Keinem erlassen werden, oder es ist unnöthig, und dann muß es Allen erlassen werden. Der Beweis der Nothwendigkeit aber möchte gegen einen guten, oder vielmehr großen Theil des Publikums schwer zu führen seyn, und wollte dieses Publikum seine aufgeklärten Ansichten in der Schule des Zeitgeistes noch mehr aufklären, so würde es bald eben so schwer fallen, ihm die Nothwendigkeit des Lateinischen Unterrichts begreiflich zu machen. Man gehe nur hin und sage jenen klugen Leuten, alle Bildung sey eine historische, und mit den traditionellen Wurzeln reiße man die ganze Pflanze aus; sie werden sich gleich von vorn herein allen altfränkischen, aristokratischen, mystischen oder dergleichen Griesgram verbitten. Aber wie soll man denn das Römische Recht verstehen? — Das ist aber auch eine ganz überflüssige Reliquie, seitdem wir das Landrecht haben. — Und wie wollen denn die Mediciner ein Recept schreiben? — Deutsch, wie die Botanik auf der Bürgerschule betrieben wird. — Aber jedes Dorf und jedes Kräuterweib nennt dieselben Pflanzen mit anderen Namen? — Der Staat muß alleingeltende Benennungen einführen. N. S. 20.: „Als die Muttersprache sich ihr Recht zu erkämpfen anfang, als mit ihr auch eine wahrhafte und allgemeine Bildung möglich war, und sich geltend machte, als der eigentliche geistige Ruhm und Bedeutsamkeit unserer Bildung anhub etc., da verlor das Lateinische einen wesentlichen Theil seiner Bedeutung, und zugleich wurde die allgemeine geistige Bildung immer unabweisbarer Bedürfnis und ihr Gebiet immer weiter gezogen.“ — Q. S. 10.: „Aber wo bleibt dann die Gelehrsamkeit, welche jedenfalls im Zurückgehen auf die Basis unseres Wissens, also auf die klassi-

sehen Studien ist? — Wir wollen einmal keinen Krebsgang.“ — N. S. 26.: „Mumien, Verfeinerungen sind verderblich.“ — A. S. 24.: „Unser Denk- und Geleitspruch in der Gelehrtenwelt wie in der politischen ist und muß bleiben: Aufwärts! vorwärts!“ Täuschen wir uns nicht! Die Sache liegt also, wie sie schon neulich vorgelegt worden. Erst siegte die Weltbildung und die Gelehrsamkeit vereint gegen die Theologie, jetzt kämpft die Weltbildung, welche die Gesundheit ihrer Jugend durch diese Alliance bedroht sieht, gegen die Gelehrsamkeit. Es fragt sich nun, wird die weltliche Macht noch ferner im Stande und im Willen seyn, diese zu schützen oder nicht? Im ersteren Falle wird sie eine gewisse Klasse ihrer Beamten als gelehrten Stand erklären und durch alle ihr von Gott gestatteten Mittel kühn und getrost erhalten müssen. Im anderen Falle, der in Frankreich am Tage liegt, in England aufdämmert, wird sich, wie ehemals, die gelehrte Bildung in die Säulenhallen der Kirche zurückziehen. Denn die wahre Theologie ist wohl endlich durch Schaden klug geworden, und wird sich nicht noch einmal in die Schranken und Untiefen der Weltbildung verschlagen lassen; sie wird sich das Zurückgehen auf ihre Basis des A. und N. Z. und auf die Kirchenväter nicht wehren, sie wird sich die formale Bildung, den Harnisch ihrer apologetischen weltlichen Macht und Europäischen Herrschaft, nicht rauben lassen.

Diese Worte waren schon niedergeschrieben, als dem Ref. die schon mehrmals erwähnte Schrift V. zukam. Da heißt es S. 70. also: „Ich will damit nicht sagen, daß Latein, Griechisch und Hebräisch gar nicht mehr erlernt werden sollten. Es sind Schriften in diesen Sprachen verfaßt, welche für einige Wissenschaften eine wichtige und theilweise unentbehrliche Grundlage bilden, es soll und muß daher eine Anzahl gelehrter Juristen, Mediciner, Theologen und vor allen Philologen da seyn, es müssen nach wie vor die Universitäten der Sitz für die Sprachen und Fachwissenschaften bleiben. Jede Schrift von entschiedener Wichtigkeit könnte von Seiten der Universitäten übersezt und erläutert werden, denen eine Vollgültigkeit zu geben wäre, wie sie etwa die Französische Akademie hat. Aber der praktische Jurist, Mediciner u. s. w. bedürfte meines Erachtens der Kenntnisse der alten Sprachen nicht.“

Die Scheidung zwischen Real- und Formalschulen scheint unvermeidlichen Fortgang zu haben. Wir erkennen diese Scheidung mit M., N. und Q. für ein Übel; aber das ist eben der Fluch des Zeitgeistes und seines Ribellirungssystems, daß er immer nach Freiheit und Gleichheit und Gerechtigkeit ruft, und nichts hervorbringt als Scheidung nach Maas und Zahl, wobei die persönlichen Momente der Liebe, Treue und innerlichen Thätigkeit immer mehr zugedrängt werden. Neulich wurde in dieser Zeitung die schroffste Scheidung die zwischen Gebildeten und Ungebildeten genannt, und dieser nähern wir uns wieder mit starken Schritten. Ob daraus auch endlich die Scheidung zwischen weltlichen und christlichen Schulen erfolgen wird? Gott gebe der Obrigkeit Muth und Weisheit, die sich zunächst bildende Trennung also zu leiten, daß auch die Realschulen christliche bleiben. Allein vergeblich ist — das getrauen wir uns ohne

alle Prophetengabe mit Zuversicht zu prophezeien —, die Hoffnung, auch auf den Realschulen das formale Element durch wissenschaftliche Behandlung der Realien auf die Länge festzuhalten. Man lasse nur zehn oder zwanzig Jahre in's Land gehen, so wird sich gegen tüchtige Realschulen derselbe Widerspruch erheben, der jetzt gegen die Gymnasien ankämpft. Denn das materielle Leben braucht ja auch die Realwissenschaften nicht als Wissenschaften, sondern nur deren Resultate in irgend welche Realwörterbücher und Handels- und Wandelskatechismen verfaßt und dem Gedächtniß also eingebläuet oder eingebettelt. Wie in der Untergangsperiode der Römischen Litteratur, schreit man schon heute nur nach kurzen Summarien, Auszügen und Formelsammlungen. Daß das Brockhausche Conversations-Lexikon so große Epoche und so viel Geld gemacht hat, ist eben eine Epoche in unserer Litteraturgeschichte und ein Testimonium paupertatis für Deutsche Bildung. Auch darf man nicht glauben, daß die Scheidung hiebei wird anhalten können. Schon macht R. S. 102. darauf aufmerksam, daß zur Bildung von Realschullehrern Seminare errichtet werden müßten.

Noch ein Vorwurf, den man unseren Schulschriften, O. ausgenommen, machen kann, ist der, daß sie fast gar nicht von dem erziehenden Theile des Gymnasialunterrichts reden. Deshalb sollen hier noch einige Bemerkungen folgen.

„Über Erziehung schreiben,“ sagt Jean Paul, „heißt beinahe über Alles schreiben.“ Darum ist es erlaubt, darüber wenig zu sagen, aber hauptsächlich das, daß Gott Christo Alles unter seine Füße gethan hat, und daß wir Alle darauf gewiesen sind, durch unser schwaches Werk, so viel wir vermögen, diese Alleinherrschaft Christi zur Erscheinung unter uns zu bringen, den Gehorsam Christi aufzurichten unter unserer Schulfugend. Denn so weit Lehrer und Unterrichtsbehörden an der Eltern Stelle treten — und aller Unterricht ist Erziehung, also Elternamt —, so weit sind sie verpflichtet, die Kinder aufzuziehen in Zucht und Ermahnung zum Herrn. Ref. weiß aber einen Armenschullehrer, der viel besser als ein an das bloße Unterrichten gewöhnter Gymnasiallehrer über dieses Capitel schreiben würde. Dieser würde nämlich (Beugener Monatsblatt 1836, Nr. 1 u. 5.) zuerst zeigen, daß wahre Erziehung sey Befähigung des Menschen für seine zeitliche und seine ewige Bestimmung, daß nur der vollkommenen befähigen kann, der beide Bestimmungen vollkommen kennt. Das ist Gott. Der zu Erziehende aber ist der Mensch, der in Selbstsucht gefallene und dadurch des ewigen, wahrhaftigen Lebens in Gott beraubte, den aber Gott in Christo, unter der Bedingung des Glaubens an diesen Heiland, von der Selbstsucht erretten und mit ewigem Leben wieder begaben will und errettet und begabt hat. Zum Herrn muß also alle wahre Erziehung leiten. Die Eltern eben sind's, welche die Kinder zum Herrn führen sollen, und Alle, die an Eltern Statt stehen. Diese müssen also erst selbst Ziel und Weg kennen. Diese Führung besteht in folgenden Erziehungsthätigkeiten: 1. Bitte und Gebet, 2. Aufsicht und Bewahrung, 3. Gewöhnung und Entwöhnung, 4. Arbeit und Beschäftigung, 5. Aufmunterung und Belohnung, 6. Abschreckung

und Bestrafung, 7. Unterricht und Ermahnung, 8. Erziehende Veranstaltung und Übung, 9. Beispiel und Vorbild.

Wenden wir uns nun auf unsere Gymnasialeinrichtung, so sehen wir zuerst mit Freuden, daß, der Möglichkeit nach, keines dieser neun Stücke dadurch ausgeschlossen ist. Auch ein Gymnasiallehrer kann 1. für sich und seine Schüler beten und sie beten lehren. Er ist sogar amtlich dazu verpflichtet. Er kann 2. einen Theil des Tages über sie beaufsichtigen, daß sie, so weit seine Kräfte reichen, weder am Leibe noch an der Seele Schaden leiden. Zu diesem Ende wird er sie vor aller Lektüre möglichst bewahren, welche das Gute, das ihnen durch die Taufgnade geschenkt, und unter den Dornen des Feldes, auf dem sie bisher aufgewachsen sind, gnädig erhalten worden, vollends gar ersicken, ihre Phantasie vergiften, Mund und Ohr zum Gebrauch unzuchtiger Worte einüben oder in diesem Gebrauche, sogar in Gegenwart Vieler und des Lehrers bestärken, ihre Schamröthe abkühlen oder wenigstens zur Schau stellen könnte, bis sie sich endlich ihrer Scham schämen. Er wird sie, besonders in Verwaltung der Schulbibliotheken, vor Schriften möglichst bewahren, welche ihnen das Bewußtseyn von der Heiligkeit Gottes und der Strafwürdigkeit der Sünde verdunkeln müssen. Er wird daher auch die Werke des klassischen Heidenthums nur in vorsichtiger Auswahl mit ihnen lesen, schlechte Religionsbücher, wie den Dinterschen Katechismus und dessen Bibelerklärung, welche leider noch in vielen Elementarschulen zu Stadt und Land und in Schullehrer-Seminarien floriren, ihnen gar nicht in die Hände geben. O wie viel könnte hier eine Landesherrschaft, die eine Säugamme der Kirche, ihrer Täuflinge und Katechumenen seyn wollte, in Aufsicht und Bewahrung der armen Schulkinder und Jünglinge thun! Aber noch weit mehr wäre hierher gehörig (§. 29. Bugg. M. Nr. 5.): „Ganz besonders hat man die Kinder zu schützen gegen die Mörder und Diebe, welche die Kinder irre machen im Glauben an den einzigen Heiland, an das heilige Wort Gottes, an den Heilsweg und an die Heilmittel. Diese Mörder und Diebe sind die ärgsten unter allen; die Ärgsten aber unter den Ärgen sind die, welche Schullehrer und Pfarrer heißen, und doch dieses Teufelshandwerk treiben. Wie groß ist die Verantwortung derer, welche diese Böcke zu Gärtnern machen, diese Wölfe über die Lämmer setzen und sie wesentlich und ohne alle rechtmäßige Mittel gegen sie anzuwenden, im Garten Gottes und im Schafstalle fortwürgen lassen!“

(Schluß folgt.)

M a c h r i c h t e n.

(Die neuesten kirchlichen Ereignisse in Holland.)

(Schluß.)

Es wurde in diesem Frühjahr auch zu Amsterdam wie in mehreren anderen großen Städten Europas ein Musikfest in der hergestellten Lutherischen Kirche gegeben, worin unter andern auch das große Dratorium, die letzten Dinge, aufgeführt wurde. Wir theilen hierüber das Urtheil einer christlichen Zeitschrift, der Niederländischen Stimmen, mit. „Wir haben uns,“ heißt es dort, „schon mehrere Mal erklärt über das

Nachtheilige der herrschenden Tendenz, wodurch die höchsten Wahrheiten einem Kunstgenuß dienlich gemacht werden, welcher von diesen Wahrheiten ganz unabhängig ist. Gewiß ist hier viel von dem Anstößigen vermieden worden, was bei dem ähnlichen Feste im Haag einen sehr betrübenden Eindruck machen mußte; doch sind damit wohl die Bemerkungen beseitigt, welche mit so vielem Grunde gegen den Vortrag religiöser Stücke erhoben worden sind, ohne daß damit eine Huldigung an Gott bezweckt wird? Die Stücke an sich mögen schön gewesen seyn, aber wir fragen doch, was hat es für eine Bedeutung, das Lied des Lammes zu singen, wenn man von allen Seiten in der Kleidung und nach der Weise der Welt zusammenströmt, um die künstliche Übereinstimmung der Töne zu bewundern, ohne der Absicht des allerhöchsten und herrlichsten Geheimnisses der Gottseligkeit, der Menschwerdung und der freiwilligen Aufopferung des Sohnes Gottes zu gedenken. Der Gottesdienst der Protestanten ist ein Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit, und läßt sich nicht vereinigen mit einer Erbauung, hervorgebracht durch Mittel, welche allein geeignet sind, die Sinne zu kitzeln. Ist der Herr der Allmächtige, der Richter der Erde? Soll Christus geoffenbart werden mit solcher Kraft und Schrecken vor Allen, die in ihm nicht ihren Heiland gefunden haben, daß die Großen der Erde, die ihn nicht erkennen, zu den Bergen und den Hügelu sagen werden: Bedeckt uns! — und sollen wir denn solche Dinge zu Gegenständen von Festen machen, die auf Verherrlichung von Künstlern und Musikweistern abzielen? Die Schrift warnt uns vor dem Zorne des Lammes, weil darin bei der Vollendung der Liebe zugleich die Unfähigkeit der Gerechtigkeit offenbart werde. Es herrscht eine große Vermirrung der Begriffe in Beziehung auf das Geistliche; man legt diesen Namen oft dem Eindrucke bei, welchen ein prächtiger Tempel, ein schönes Gemälde, eine rührende Musik auf uns machen. Dergleichen Meisterstücke der Kunst können uns zum Nachdenken und zur Bewunderung stimmen; geistlich aber ist doch allein dasjenige, was eine Frucht des Geistes ist, den Christus an die Seinen theilt, und dessen Werk es ist, die Welt zu überzeugen von Sünde, Gerechtigkeit und Gericht. Was aus dem Fleische kommt, ist Fleisch. Was Gott geschenkt hat, geht nicht verloren und kommt aus dem Himmel, und hat ein Straß seines Geistes das Herz des Künstlers erleuchtet, dann wird dasjenige, was er hervorgebracht hat, um Gott zu verherrlichen in Gemälden, Klängen, Dichtung, zu den Werken gehören, welche nachfolgen (Offenb. 14, 13.), aber die Menge, welche dergleichen Hervorbringungen zu ungeheiliger Lust mißbraucht, wird darin keine geistliche Erweckung finden. Wer hier weltlichen oder sinnlichen Genuß sucht, wird auch nichts Anderes davon tragen, und hat sich durch den Mißbrauch heiliger Dinge zu diesem Zwecke nach unserer Ansicht veründigt. Diejenigen aber, die hier einen Zweck tieferer religiöser Empfindungen zu finden wünschen, fragen wir, ob sie, wenn sie diese Sache nach Gottes Wort prüfen, solch einen Weg, um zu solchen Empfindungen zu gelangen, als erlaubt betrachten können. Wir haben geglaubt, unsere Ansichten auch diesmal nicht verschweigen zu dürfen, nicht um die musikalischen Aufführungen zu verurtheilen, sondern um Viele zur Untersuchung über diesen Gegenstand und zur Einsicht in sich selbst zu erwecken.“

(Die Evangelische Gesellschaft für Frankreich.)

Die Gesellschaft besteht erst seit drei Jahren und zählt bis jetzt vier Hilfsvereine, nämlich in Toulouse, Saverdun, Straßburg und Niemes, welche, verbunden mit dem Comité der Muttergesellschaft in Paris, das große Werk der Ausbreitung evangelischer Wahrheit unter einer Bevölkerung von 32 Millionen Seelen im Glauben an Gottes Verheißungen unternommen haben. Sie sucht ihre Absicht dadurch zu erreichen, daß sie geeignete Arbeiter dahin ausendet, wo es als zweckmäßig erkannt

wird. Die bis jetzt angestellten Arbeiter der Gesellschaft sind: dreizehn ordinirte Geistliche, fünf nicht ordinirte Prediger, fünf Schullehrer und sieben Bibelverkäufer. Diese alle beschäftigen sich, je nach Beruf, mit der Verkündigung der Grundwahrheiten des Evangeliums, dem Unterricht der Kinder, und der Ausbreitung des Wortes Gottes. Der Segen, den der Herr bisher auf ihre Arbeiten gelegt hat, dient der Gesellschaft zum Beweise, daß das Unternehmen der Zeit und der Entwickelungsstufe unseres Volkes gemäß ist; noch mehr aber erkennt sie dieses aus den vielfachen Aufforderungen, die aus verschiedenen Gegenden des Landes an sie gelangen, Arbeiter in die Erndte Christi zu senden. Diesen Anforderungen kann sie indessen aus Mangel an Arbeitern nur zu wenig entsprechen. Doch ist es ihr gelungen, seit dem letzten Jahresbericht, der am 22. April d. J. erschien, sieben neue Arbeiter anzustellen, so daß die Gesellschaft jetzt im Ganzen sieben und dreißig Gehülfen ihrer Arbeit zählt; in ihrem letzten Bericht bekennt sie indeß, daß sie wenigstens neunzig Arbeiter hätte anstellen müssen, wenn sie allen dringenden Aufforderungen und Wünschen ihrer Freunde hätte entsprechen wollen. Diese Wünsche werden der Gesellschaft mehrentheils von im Amt stehenden Pfarrern ausgesprochen, welche die religiösen Bedürfnisse ihrer Umgebungen natürlich am besten kennen müssen, und sich freuen, eine Gesellschaft im Vaterlande zu besitzen, die, weit davon entfernt, sich in irgend einen Gegensatz mit ihrem gläubigen Wirken zu stellen, von der Liebe Christi dazu gedrungen, ihnen beisteht in einem Werk, das ihre Kräfte weit übersteigt, denn es handelt sich davon, allen Klassen der Bevölkerung das Wort des Herrn zu verkündigen, und zu jedem Einzelnen durchzudringen mit der apostolischen Ermahnung: „Lasset euch veröhnen mit Gott“ (2 Cor. 5, 20.).

Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen im ersten Jahre 7,580 Fr.; im zweiten 16,444 Fr.; und im dritten Jahre 47,493 Fr. Also war im dritten Jahre die Einnahme nahe an 40,000 Fr. stärker als im ersten, und überstieg die des zweiten Jahres um mehr als 30,000 Fr. Aus diesen Summen erhellet der stets gesteigerte Antheil, welchen die Freunde des Evangeliums dieser aufblühenden Anstalt schenken.

(Straßburg.) Die Entstehung einer Hülfs-Gesellschaft für die Evangelische Gesellschaft für Frankreich in unserer Stadt ist ein bedeutender Fortschritt, den das Evangelium gemacht hat, weil dadurch eine kräftige Reaction gegen den Nationalismus vorgebahnt wird, dessen bisherige Kraft darin bestand, jede religiöse Bewegung in geschlossenen Reihen anzugreifen und durch Intriguen, die sich hinter den Schein des Rechts stellten, zu unterdrücken. So wurden denn auch die Arbeiten der Evangelischen Gesellschaft für Frankreich immer als etwas von Außen Hereingetragenes behandelt; ein Verfahren, welches bei dem hier noch immer vorherrschenden Geist der alten freien Reichsstadt unter den Bürgern manchen Anklang fand. Zwar bestand die Evangelische Gesellschaft hier schon seit 1834. Sie war aber in ihrer ganzen Anlage verfehlt und konnte deshalb nie zur Thätigkeit kommen. Dieses wurde von den Mitgliedern gefühlt, und um mehr Leben zu entwickeln, gestaltete sich die Gesellschaft zur Hülfs-Gesellschaft der Pariser und schloß sich als solche an die von der Pariser Gesellschaft eröffnete Evangelische Kapelle an. Dadurch wird nun zweierlei ausgesprochen: 1. daß hier wirklich ein starkes Bedürfnis ist, eine andere Lehre als die der Nationalisten zu hören; 2. daß durchaus von keinem Separatismus die Rede ist. Ersteres läugnen die Gegner dreist und schildern die seit drei Jahren entstandene Erweckung zu mehr Ernst in der Gottseligkeit als eine von Außen angerregte Schwärmerei, obgleich sie wohl wissen, daß schon seit vielen Jahren

hier immer ein starkes religiöses Verlangen sich ausdrückte, dem es nur daran fehlte, daß ihm eine nüchterne, auf das Eine Nothwendige hinstellende Richtung gegeben würde. Ich glaube, daß dieses jetzt geschehen ist. Letzteres (den Separatismus) behaupten sie, obgleich sie wissen, daß die Lehre, welche in der Kapelle vorgetragen wird, sich streng an die symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche anschließt und eben deshalb von ihnen geholt wird, und daß die Besucher der Kapelle in jeder anderen Kirche, wo diese Lehre gepredigt wird, die Predigt besuchen und die Sakramente empfangen.

(Aus den Statuten des Straßburger Hülfsvereins der Evangelischen Gesellschaft für Frankreich.)

Die Versammlungen der Evangelischen Gesellschaft von Straßburg sind auctorisirt worden durch eine Verordnung des Herrn Siegelbewahrers, Staatssekretärs, Ministers der Gerechtigkeit und des Kultus vom 31. Mai 1834.

Artikel 1. Der Straßburger Hülfsverein hat zum Zweck, das Werk der Evangelischen Gesellschaft für Frankreich zu unterstützen, indem er an der Ausbreitung des Reiches Gottes nach Anleitung des Evangeliums arbeitet, und sich dazu aller Mittel bedient, welche der Herr zu seiner Verfügung stellen wird.

Art. 2. Jeder, der sich für eine beliebige Summe unterzeichnet, wird dadurch zum Mitglied der Gesellschaft für das Jahr, in welchem er sich unterschrieben hat.

Art. 3. Die Mitglieder der Gesellschaft vereinigen sich in regelmäßigen Versammlungen zur gemeinsamen Erbauung durch Gebet, durch das Lesen und die Auslegung des Wortes Gottes, oder durch jede andere, in der Evangelischen Kirche gebräuchliche, religiöse Handlung.

Art. 4. Der Hülfsverein bezieht seine Einnahmen aus folgenden Quellen:

1. Von den jährlichen Beiträgen der Mitglieder;
2. Von außerordentlichen Gaben seiner Freunde;
3. Von dem Ertrag der Steuer, welche nach jeder Versammlung eingezogen wird, es sey denn, daß die Gebete irgend eine besondere Anwendung ihrer Beiträge bezeichnen;
4. Von den Beiträgen der Muttergesellschaft.

Art. 5. Diese Einnahmen werden von dem Hülfsverein angewandt, um die Unkosten derjenigen Anstalten zu bestreiten, deren specielle Pflege ihm von der Muttergesellschaft übertragen wird.

Die Einnahmen und Ausgaben werden für jedes Jahr von dem Comité des Hülfsvereins voraus berechnet, und in einem allgemeinen Rechnungsüberschlag der Muttergesellschaft zur Bestätigung vorgelegt. Im Fall die Einnahmen die Bedürfnisse des Hülfsvereins übersteigen, so wird der überschüssige zur Verfügung der Muttergesellschaft gestellt, im Fall sie nicht hinreichen, so ersetzt die Muttergesellschaft das Fehlende durch außerordentliche Beiträge.

Art. 6. Der Hülfsverein überträgt die Leitung seiner Geschäfte einem Comité von fünf Mitgliedern, welche aus ihrer Mitte einen Sekretär, dessen Gehülfen, einen Cassirer, einen Censor und einen Ökonomen ernennen. Diese Funktionen werden ohne Besoldung versehen.

Art. 11. Die Leitung der geistlichen Angelegenheiten der Gesellschaft wird einem oder mehreren ordinirten Geistlichen übertragen, die dazu von der Evangelischen Gesellschaft für Frankreich ernannt werden, welche sich mit dem Comité des Straßburger Hülfsvereins darüber verständigt. Diese Geistlichen haben Sitz und Stimme im Comité.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 12. November.

N^o 91.

Bericht über ein pantheistisches Trifolium.

(Fortsetzung.)

Laienbrevier von Leopold Schefer. Erstes Halbjahr. Berlin, Verlag von Zeit und Comp. 1834. — Zweites Halbjahr 1835.

Der Dichter Leopold Schefer hat der Welt ein Laienbrevier zum Geschenk gemacht. Und die Welt hat sich nicht abschrecken lassen durch den scheinbar finsternen Titel; sie hat das Werk mit begeistertem Dank aufgenommen, obschon es gewidmet war den Laien, und diesen Laien als Brevier. Ohne Zweifel aber wußte sie zum voraus, wie es mit der Ankündigung gemeint war, daß ihr nicht ein vergelbtes, mönchisches, beräuchertes Gebetbuch, sondern ein rosenrothes, frühlingsduftiges Werk weltfrommer Poesie sollte zu Theil werden. Das Brevier ist eingeführt worden und aufgenommen von vielen Seelen als das Buch ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Hoffnung: damit hat denn das neue Weltpriesterthum, der geniale Geisteskultus im großen, schönen Welt-Pantheon begonnen. Mit einem anmuthigen Scherz über das begrabene Zeitalter der eigentlichen Breviere wurde die Zeit der neuen Andacht eingeleitet.

Man muß es innig bedauern, daß Schefer's Laienbrevier in die Reihe der entschiedenen pantheistischen Schriften gehört; daß es eine Probe davon abgibt, wie reizend und bezaubernd der Pantheismus wirken kann in dem Gewande, das ihm so besonders wohl steht, im Gewande der Poesie. Denn es ist dieses Werk die Frucht eines sehr bedeutenden Tiefsinns, das Erzeugniß einer wahrhaft hindogermanischen Geisteskraft. Mit dieser bedeutenden philosophischen Gabe des Verfassers ist aber eine große Innigkeit des Gemüthes, und Sinnigkeit der Phantasie verbunden. Daher ist er wie Schiller ein philosophischer Dichter; seine Gedanken verwandeln sich in Anschauungen, und hinwiederum seine Empfindungen entfalten sich in Reflexionen. Schiller hat freilich eine viel größere lyrische und ethische Kraft. Der Verf. hatte sich allerdings innerhalb dieses Werkes einmal an eine monotone Jambenform gebunden, wie sie sich auch für die vorherrschende, ruhige Betrachtung sehr wohl eignet. Aber auch in diesen Schranken noch hätte sich der lyrische Geist viel bedeutender erheben können, wenn er überhaupt in dem Schillerschen Maasse wäre da gewesen. Wie mächtig und wie leicht kann sich Schiller's Gemüth von dem ruhigen Fortschritt der Betrachtung in der Jambenform erheben zu den lebhaftesten lyrischen Ergüssen in geflügelten Versmaßen. Diese rhythmischen Modulationen, diese Schwingungen des geflügelten Seelenlebens treten bei dem Verf. sehr zurück. Und

schon deshalb darf man keine Psalmen, keine Hymnen oder gar Dithyramben bei ihm suchen. Wohl mag sich aber auch hier schon eine Schuld des Pantheismus offenbaren. Der Verf. sagt gleich im ersten Gedicht:

„Wie mischen die Gefühle sich im Herzen
Zu schönem Ebenmaß und Götterruhm!
Der Geist des schönen Alls ist mir geworden,
Von Freud' und Schmerz gleich fern steh' ich bereit,
Was auch das Leben bringt, recht zu empfangen.“

Wenn man alle Farben durcheinandermischt, so entsteht ein unerquickliches Grau; nicht glücklicher möchte das Ergebnis einer solchen Mischung aller Gefühle seyn. Diese Neigung aber entsteht dem Verf. daher, weil er in allen Welterscheinungen etwas Märchenhaftes erblickt, wie wir später sehen werden. Die Märchennatur des Lebens läßt das Herz nicht kommen zu den hohen, brennenden Momenten, in denen Psalmen und Hymnen reif werden, und nicht zu dem Todesernst, der sich in tief elegischen Klagen aushaucht. Auch daran ferner kann der Pantheismus des Verf. mitbetheiligt seyn, daß er nicht die ethische Kraft entfaltet, welche der philosophischen Dichtung Schiller's eigen ist. Ihm nämlich ist die menschliche Freiheit zu sehr in der Nothwendigkeit untergegangen. Schiller konnte darum so ergreifende Tragödien dichten, weil seine Muse nur die größere Hälfte der Schuld seiner Helden den Unglückssternen, d. h. versuchenden Lebensverhängnissen zuschob. Wer aber, wie der Pantheist, die ganze Last der Schuld eines Menschen seinen Sternen zuschiebt, dem fehlt der ethische und darum der epische und tragische Genius. Er läuft Gefahr, im fünften Akt seiner Tragödien durch einen lustigen Dämon des großen Weltspiels die welternste Catastrophe in eine spöttische Karrikatur zu verwandeln. Wir würden jedoch dem Verf. Unrecht thun, wenn wir seiner Dichtung den sittlichen Ernst überhaupt absprechen wollten. Derselbe tritt im Gegentheil in seinem Werke überall hervor, und bildet die schöne Inconsequenz seines Systems, so wie er ihn von den profanen Pantheisten, welche das Fleisch anbeten, unterscheidet. Nur hat dieser sittliche Ernst mehr nur einen individuellen Charakter, keine epische Größe, keine Basis in der Erkenntniß des großen Kampfes zwischen Licht und Finsterniß in der Welt. Und das eben verdankt er seinem System, welches zwar viel von Göttern redet; aber die sittlichen Helden der Weltgeschichte eben so wenig wie ihre Ungeheuer zu würdigen im Stande ist, und weder von einem Fallen schauerlicher Art, noch von einem Aufstehen feierlicher Art unter den Menschenkindern zeugen mag. — Andererseits scheint uns der Verf. über Schiller'n zu stehen; nämlich was die Kraft des

Tieffinnig, die originelle Frische seiner Gedanken, die wunderbare Neuheit seiner Anschauungen, die gedrängte Fülle und Sinnigkeit seiner Geistesäußerungen, so wie die Zartheit und schlichte Einfachheit seiner Poesie anlangt. Aber auch an diesem Lobe hat der Pantheismus seinen Antheil; denn an Tiefe und poetischem Zauber ist er weit erhaben über das Kantische System, welchem Schiller huldigte.

Außerdem ist dem Verf. unverkennbar ein frommer Sinn gegeben, der sich durch den Anblick alles Göttlichen in der Welt nährt und stärkt, und den zerstörenden Consequenzen des radikalen Pantheismus einen starken Widerhalt leistet. Die Frömmigkeit des Verf., wie sie sich in dem Laienbrevier ausdrückt, hat einen starken Ausdruck der Wahrheit, einen Hauch der inneren Erfahrung, den eigenthümlichen Ton, worin sich treuer Herzensernst kund gibt. Darum darf man hoffen, daß sich von diesem sittlichen und religiösen Lebensgrunde aus sein System reformiren werde. Und vor dieser Hoffnung möge denn die Befürchtung zurücktreten, die Consequenzen des Pantheismus möchten den trefflichen Dichter, dessen Gaben nach ihrem poetischen Werthe eine Ehre der Deutschen Muse sind, zu den verderblichen Grundsätzen der Heineschen Schule fortreißen. Wie viel gewaltiger, erhabener, reicher und ergreifender würden die Gaben eines so ausgezeichneten Talents seyn, wenn sie nicht pantheistisch von dem göttlichen Wetterleuchten der Welt, sondern christlich von dem göttlichen Lichte der Welt Zeugniß gäben.

Das Laienbrevier ist in zwei Halbjahre getrennt; jedes der beiden Halbjahre ist in seine sechs Monate eingetheilt, und für jeden Tag der einzelnen Monate findet der Leser eine Betrachtung. Auch für den Schalttag ist gesorgt. Daß in diesen Betrachtungen nur die Jahreszeiten durchscheinen, nicht aber die festlichen Zeiten des Kirchenjahres, läßt sich leicht denken. Obwohl in der Reihenfolge der Betrachtungen etliche unbedeutende mitunter laufen, so ist ihre Zahl doch sehr gering, und die wahrhaft prägnanten Stücke folgen sich mit so geringer Unterbrechung durch das ganze Buch, daß ein anerkennender Referent in große Verlegenheit kommen kann, wenn er Einzelnes als Probe hervorheben will. Manche dieser Betrachtungen sind überaus ansprechend; nämlich solche, die aus einem schlichten Gefühl der göttlichen Allgegenwart oder der Gottesweihe in der Schöpfung, aus dem Liebes- und Friedenshauch der als unaussprechlich nah empfundenen Gottheit, und aus der religiösen und sittlichen Stimmung, welche ein solches Empfinden zur Folge hat, entsprungen sind. Wir möchten diese einzelnen Gedichte als solche bezeichnen, welche von der Lichtseite des Pantheismus herrühren, wenn dieser Ausdruck nicht zu mißverständlich wäre. Sie sind nämlich vielmehr die Früchte einer innigen Empfindung des nahen Göttlichen, die sich als aufleuchtender Theismus dem Strudel des Pantheismus in naiver Inconsequenz mehr oder weniger entzogen hat. Solche Goldfrüchte feiernder Andacht oder mahnender Weisheit sind aus dem Laienbrevier bereits in manche Sammlungen auserlesener Poesien übergegangen. Zu dieser Gattung zählen wir Gedichte wie die folgenden:

Januar XV.

„Die Sterne wandeln ihre Riesenbahn
Geheim herauf, vorüber und hinab,
Und Göttliches vollbringt indeß der Gott
Auf ihren Silberscheiben so geheim!
Denn sieh, indeß schläfst in Blüthenzweigen
Der Vogel ungestört, nicht aufgeweckt
Von seiner großen heiligen Wirkfamkeit;
Kein Laut erschallt davon herab zur Erde!
Kein Echo hörst du in dem stillen Wald!
Das Murmeln ist des Baches eignes Rauschen,
Das Säuseln ist der Blätter eignes Flüßeln! —
Und du, o Mensch, verlangst nach eitlen Ruhm?
Du thust, was du denn thust, so laut geräuschvoll,
Und an die Sterne willst du's kindisch schreiben?
Doch ist der sanfte Geist in dich gezogen,
Der aus der Sonne schweigend großer Arbeit,
Aus Erd und Lenz, aus Mond und Sternennacht
Zu deiner Seele spricht — dann ruhst auch du,
Vollbringst das Gute, und erschaffst das Schöne,
Und gehst so still auf deinem Erdenwege,
Als wäre deine Seel' aus Mondenlicht,
Als wärst du Eins mit jenem stillen Geist.“

So weiß der Verf. aus der heiligen Sabbathstille der Schöpfung eine Mahnung abzuleiten gegen den Ehrgeiz. Eben so tieffinnig entnimmt er aus dem Naturleben eine Anschauung, welche den Neid richtet:

Februar IX.

Beneidest du den Tropfen Thau dem Weichen?
Beneidest du dem Tropfen Thau die Sonne,
Die bunt darin sich spiegelt? und der Biene
Das purpursammetne, süße Distelhaupt,
Das sie mit Kunst und Fleiß und Müß beschweht? —
Du thust das nicht! — Wohlan, so thu das Gleiche
Dem Menschen: gönne ihm Alles! Nichts beneide ihm!
Denn für ihn ist das Distelhaupt — die Erde!
Die er mit Kunst und Fleiß und Müß beschweht;
Sein Geist ist wie der Tropfen Thau, worin
Die Welt sich bunt so wenig Tage malt;
Und theurer als den Tropfen Thau das Weichen
Bezahlt, bezahlt er jede frohe Stunde
Mit ihrem sündlichen Verlust, mit tausend Thränen,
Die Er um Andere geweint — die Andre
Bald um ihn weinen! denn dem armen Menschen
Wird auch der Guten Güte, und ihr Daseyn
Sogar zu stillem, edlem Schmerz voraus!

Der Verf. kommt oft darauf zurück, in seinen Lesern das stille Festgefühl zu erwecken, welches unserem Wohnen im Schöpfungstempel, den eine ewige Sonntagsherrlichkeit erfüllt, gemäß ist. So auch in der folgenden Betrachtung:

Mai XV.

Halt deine Tage ja nicht für so wenig,
Weil sie dir gar so einfach, so verschwiegen,
So ungekannt verlaufen. Kennst du
Sie doch! Erkenne sie, laß sie im Herzen
Und Geiste dir sie recht lebendig glücken.
Du wohnest auf dem Grund der alten Welt,

Am alten Weibstuhl sitzt du, und hältst
 Das volle Weibschiff fest in deiner Hand;
 Die fernnen Berge senden dir die Bäche,
 Den Fluß zu, der dir deine Wiesen wässert;
 Die ungesehenen Meere wälzen sich, und rauschen
 Und senden dir die Wollen zu, die sichtbar
 Nun deine kleinen Birnen an den Bäumen
 Groß tranken, selbst das Kraut in deinem Garten;
 Die fern-geborenen Winde rauschen über
 Viel hundert Thäler her, und über dich
 Dahin. Die Sonnen kommen dir, die Monde
 Aus weiten, weiten Seligkeit-erfüllten
 Urtiefen dir so nah, bis in dein Fenster,
 Und schatten dich, der Kinder kleine Häupter,
 Die Blumenhäupter schwarz und lieblich ab;
 Du lebst lebendig, mit Lebendigen
 Die dein sind in dem wie vergessnen Thale —
 Und hinten in den Räumen löschen Sterne
 Indessen aus, Gewölbe fallen zu,
 Und neue Seen bilden sich voll neuer
 Gestirne, die des Lebens froh dahingiehn
 Wie Fische in dem Reich auf alten Wiesen!
 Mein Herz, so wenig, und so unbedeutend
 Sind deine Tage, daß du jeden betend
 Auf deinen Knien jauchzend feiern solltest.
 Doch lebst du indessen deine Kleinen,
 Besorgst dein Haus, denst rein, und fühlst liebend,
 Tränkst diesen Wanderer, zeigst dem den Weg,
 Hast du die Tage göttlich auch vollbracht.

Mit diesem Gedichte nahe verwandt ist das folgende:

August XX.

„Du fluchest? — Weißt du nicht, daß heute Sonntag
 Und eben Kirche ist, wo Hundert beten?
 O wisse lieber heimlich fort in dir,
 Als Unterlage alles deines Zühlens
 Und als der Grundton deiner Worte tön' es:
 Heut, heut und immer ist uns „Tag und Sonne“
 Viel tausend Sonnen, und „Ein großer Tag
 Ein heil'ger Festtag aller Lebenden.“
 Jetzt werden tausend Geister eingeboren,
 Jetzt werden tausend Menschen neben dir
 Verklärt — sie stehen auf, dir unsichtbar
 In diesem Einen großen Heiligtum
 „Im Haus des Herrn“ der Geister wahrer Kirche.
 Was nennst du Anstand? — schlecht zu leben anstehn!
 Drum Seele, Anstand! Dreiwürdig fühlen
 Und denken; reine Worte, sanftes Sprechen!
 Hast du die Kinder nicht gesehn, wie züchtig,
 Wie still und ehrbar sie bei Todten stehen,
 Leis treten um den Sarg, und leise sprechen
 Als läge Gott im Sarge! — Läge Gott
 Im Sarge, würdest du nicht zürnen, fluchen,
 Dich wild geberden, deinem Bruder drohen!
 Nun aber lebt Gott, wandelt, droben, drunten:
 Er hört, er sieht, steht dich und hört dir zu,
 Und nicht so ehrbar willst du thun, wie Kinder?“
 (Fortsetzung folgt.)

Unsere Gymnasialbildung nach den über die Corinther- schen Anklagen erschienenen Schriften.

(Schluß.)

Ein Gymnasiallehrer kann 3. seine Schüler von Zerstreuung (dem allgemeinsten Tugendfehler), Unverträglichkeit, Unordnung, Ungehorsam, Lügenhaftigkeit und Selbstsucht zu entwöhnen, und zu Aufmerksamkeit, Nächstenliebe, Ordnung, Gehorsam, Wahrhaftigkeit und Selbstverläugnung zu gewöhnen versuchen. Diese Versuche werden aber natürlich dann erst zu gründlichen Erfolgen führen, wenn er selbst sie in Kraft des heiligen Geistes als ein Wiedergeborener unternimmt und der Herr sie mit Kräften der Wiedergeburt an der Jugend segnet. Der Lehrer kann 4. die Knaben und Jünglinge zu einem gehörigen Maaße von Arbeit, d. h. von mühevoller, aus Gehorsam und Liebe gegen Personen oder Zwecke übernommener Beschäftigung mit geistigen und körperlichen Dingen dieser Welt, anhalten in der Ueberzeugung, Arbeit sey eine Weltordnung Gottes, und er darf, wenn verweichlichte Eltern entweder ein tüchtiges und richtiges Maaß von Anstrengung, oder doch von geistiger Anstrengung, für schädlich halten, dabei sich trösten, Gott werde so wie allen andern dem Fleißigen verheißenen Segen, so auch dem zu geistiger Thätigkeit Berufenen die nöthige Kraft und Gesundheit bescherehen.

Das Gymnasium wendet 5. und 6. Aufmunterung und Belohnung, Drohung und Strafe an, und hat nur in Obacht zu nehmen, daß nicht Selbstüberwindung mit Befriedigung der Selbstsucht belohnt, nicht Böses mit Gelegenheit zu neuem Bösen oder auf eine an sich böse Weise bestraft werde. Die beste Strafe ist die der verdienenden That analogste. Die Beurtheilung aber dieser Analogie kann nur dann gründlich und sicher seyn, wenn man die Sünde im Lichte des Erlösungswerkes, also der Gerechtigkeit und Liebe Gottes gegenüber, ansehen gelernt hat. Hierin unterscheiden sich unsere obigen Schulschriften genugsam untereinander. Einige sehen nur körperliche Übel aus körperlichen Ursachen und erwarten äußerliche Hülfe, Andere sehen auch moralische Übel aus moralischen Ursachen und schweigen oder verzweifeln; Einige sehen gar keine Übel. Man sollte aber vor Allem Sünde sehen aus Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und auf die Erlösung durch Jesum Christum bauen, zielen und hoffen. Ferner muß allerdings, wie Q. in der oben angeführten Stelle verlangt, das disciplinairische Verfahren in einer Schule gleichmäßig seyn, doch mit Beobachtung der natürlichen Ordnung. Denn eben daß an den Gymnasialisten die Kinder-, Knaben- (oder Flegel-) und Jünglingsjahre unterschieden werden, ist der Grund verschiedener Straf- und Belohnungsart, aber freilich dürfen die Gränzen dieser Verschiedenheit nicht schärfer vom Lehrer gezogen werden, als die Gränzen jener Altersklassen es von Gott sind.

Der Unterricht 7. richtet sich nach der irdischen Bestimmung, die Ermahnung — denn aller Unterricht von Gott und göttlichen Dingen ist Ermahnung — nach der ewigen. Der Ermahnung aber ist nicht nur (Röm. 12, 8.) in den Religions-

stunden zu warten, sondern es sollte auch nach 2 Tim. 4, 2. in allen übrigen Unterrichtsstunden und zu scheinbarer Unzeit die Ewigkeitsbestimmung der Schüler sich aus dem Auge des Lehrers nie verlieren.

Der Gymnasiallehrer kann 8. allerhand erziehende Veranstaltungen und Übungen in seinen Stunden treffen, die das oben erwähnte Gewöhnen und Entwöhnen zum Ziel hätten. Man hat wohl die Schulferien auch unter diesen Gesichtspunkt gebracht und als einen ihrer Zwecke die Übung in freier Bestimmung über Zeit und Thätigkeit angegeben. Wie sehr nun auch der Körper, besonders die Lungen, vieler Schullehrer, auch des Ref., oft einer größeren Erholung bedürftig und die mancherlei Gattungen von Pensionaten dabei ökonomisch theilhaftig sind, und wie sehr auch längere Reisen einzelner Lehrer und Schüler dadurch erschwert werden: so sind mehrwöchentliche Ferien doch, wie der Direktor Gotthold vor einigen Jahren und neuerdings Jahn (Jahrbücher Bd. 16. Heft 4. Juni 1836) ausgesprochen, die meisten Lehrer aber sicherlich schon längst bemerkt haben, für die Schüler weit mehr erschlassend als erfrischend. Eine gleiche Anzahl einzelner Ferientage würde weit heilsamer seyn; und würde die Ertheilung derselben dem Lehrer-Collegium anheimgestellt, so könnte das kindliche Verhältniß der Schüler, die dann sich manchmal wohl auch einen freien Tag ausbitten dürften, zu den Lehrern sehr befördert werden.

Wie neuntens und lehtens der Gymnasiallehrer durch sein Beispiel in aller Tugend und Gottseligkeit seiner Erziehung die rechte Wahrheit zu verleihen vermöge, das wäre leicht weiter auszuführen.

Daß in allen neun Stücken die Einrichtung unserer Gymnasien die Erziehung nicht gänzlich ausschließt, ist also wohl eben so klar, als daß die erziehende Thätigkeit weit reicher sich entfalten kann in eigentlichen Erziehungsanstalten. Neue dergleichen in bedeutender Ausdehnung zu stiften, möchte es wohl an Geldmitteln fehlen; aber sehr wünschenswerth scheint bei jedem Gymnasium ein Alumnat, das alle diejenigen Schüler der drei oder vier oberen Klassen zu bewohnen gezwungen wären, die keine Eltern im Orte haben. Man könnte dabei die Wohlhabenderen zu bedeutenden Beiträgen nöthigen; vielleicht gäben sie dann den Söhnen weniger zu unnützen, eben durch die Alumnatsgesetze zu hindernden Vergnügungen. Auch die beste solcher Anstalten wird es zwar nie einer guten elterlichen Erziehung, welche ja Gott verordnet hat, gleichthun können; aber sie ist, wenn durch irgend welche Umstände die elterliche Wirksamkeit gehindert wird, von zwei Übeln das geringere. Sie würde besonders in das Leben der Schüler mehr Einheit bringen, und zwar desto mehr, je genauer das Alumnat mit dem Gymnasium selbst verbunden wäre. Indes auch zur Gründung solcher Institute reichen die Hülfsmittel der Gegenwart nicht hin. Etwas Anderes, der erwähnten Lebenseinheit der Gymnasialen auch Förderliches, sollte schärfer in's Auge gefaßt wer-

den, zumal dazu fast nur strengere Durchführung schon vorhandener Vorschriften gehört. Vor etlichen Jahren ist mit wahrhaft väterlichem Sinne verordnet worden, daß in jeder Klasse ein Lehrer möglichst viel Stunden und eine besondere Specialaufsicht haben soll. Ausdehnung dieser Aufsicht bis in die zerstreuten Stadtwohnungen der Schüler hat sich dem Ref. wenigstens als unthunlich und unfruchtbar erwiesen; aber das Princip ist das richtige: möglichst wenig Lehrer in einer Klasse, und einer der Hauptlehrer durch Mehrzahl seiner Lektionen. Unsere Schrift S. stimmt S. 16. damit überein, indem sie, gegen Berliner Übelstände, das Zersplittern der Kräfte eines Lehrers an mehrere Anstalten mit Recht tadelte; aber der Grundsatz muß auch in das Innere hinein einer und derselben Schule verfolgt werden. C. (und mit ihm S.) erkennt das Princip der Einheit des Unterrichts so stark an, daß er das Ideal einer guten Anstalt sich als einen einzigen Lehrer denkt. Gewiß sehr treffend! Eine Annäherung an das Ideal kann aber nur gefunden werden in möglichst engem Anschließen der Lehrer an einander in Liebe, Vertrauen und Hochachtung, und auf Seiten der Schüler dadurch, daß sie mit den zahlreichsten Banden, dergleichen jede Lektion eins ist, an einen und denselben Lehrer geknüpft werden. Diese Natur der Dinge zeigt sich auch in der Erfahrung. Es gibt im ganzen Staate keine engere Collegenschaft als die Schulcollegenschaft, und deshalb lieben und zanken sich Schulcollegen am leichtesten, die Schüler dagegen einer Klasse schließen sich oft einem Lehrer an, während sie an einem anderen ihren Muthwillen auslassen. Viel nöthiger ist aber das Streben nach jenem Ideal, wo es sich um Erziehung handelt. Und was könnte diesem Ideal näher kommen, als ein in Christo verbundenes Collegium! Soll also das Princip der Erziehung auch das oberste Gymnasialprincip werden — und es ist anders keine Heilung unserer Gebrechen zu hoffen —, so ist jede Verstärkung persönlicher Annäherung zwischen Schüler und Lehrer mit beiden Händen zu ergreifen und festzuhalten. Der Liebe aber ist die Einheit des Gegenstandes wesentlich.

Nun aber zum Schluß. Erziehung ist etwas durchaus Persönliches. Geseze erziehen nicht eher, bis sie persönlich, das heißt, Sitte, Leben geworden sind. Was werden dem Vaterlande alle neuen Erziehungsmaafregeln helfen, wenn keine Personen da sind, die erziehen können? Die wahre Erziehung ist aber nur eine christliche. Wollte nun eine christliche Obrigkeit bei ihren Schuleinrichtungen das göttliche Wort zur Richtschnur, die göttliche Weltordnung zum Muster und, in dieser Welt voll Sünde, von zwei Übeln immer das geringste wählen, wo fände sie Diener genug, die gleichen Willen mit ihr hätten, damit in der Kraft Jesu Christi das Werk zur Ausführung käme? Was bliebe ihr übrig? Treues Bekenntniß ihres Glaubens, Schutz für ihre Glaubensgenossen und strenge Rüge der größten Ürgernisse.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 16. November.

N^o 92.

Bericht über ein pantheistisches Trifolium.

(Fortsetzung.)

In der folgenden Betrachtung wird das mystisch-tiefe, fürstliche Verhältniß des Menschen zur Natur in Übereinstimmung mit den tiefen Andeutungen des Wortes Gottes — mit Ausnahme einer Abweichung — mit sehr schönen Zügen dargestellt:

August X.

Ein Jeder ist sich selbst der größte Feind
Und lebt erst glücklich, wenn er den versöhnt.
Und ist ein Jeder erst sein eigener Freund,
Erkennt, versteht er recht, der auch zu seyn,
Dann kennt er keinen Feind da draußen mehr,
Selbst nicht sein eignes Himmelspiegel-Bild
Den Menschen — und nun lebt Ein Mensch auf Erden —
Und zu dem frohen Menschen kommen einst
Die Vögel aus dem Himmel alle wieder,
Das Reth im Walde kommt mit seinen Kindern,
Die Fische kommen zu ihm um sein Schiff,
Und selbst der Fuchs lernt Treue seiner Treue;
Die Fabeln und die Märchen werden einst
Erst wahr, so wie sie nimmer wahr gewesen:
Durch Liebe, Sanftmuth, Ehre, Kraft und Freiheit.
So ist das Evangelium denn auch
— Vermittelnd durch das Mittel schöner Menschen —
Dem Lamm, dem Reth, dem Roß, dem Ochsen selbst
Gegeben, der schon jetzt am Sabbath ruht —
Dem Eisen, und dem Hanse, und den Blumen,
Den Meeren und den Wäldern und den Bergen
Gegeben durch des Einen Menschen Herz,
Daß Frieden . . . aus dem Born des Als geflossen . . .
Auf alle Welt durch ihn zurücke fließt.

Wir können nicht dafür bürgen, die schönsten Gedichte dieser Art mitgetheilt zu haben. In manchen anderen möchten sich tiefe Weltanschauungen noch origineller, überraschender und prachtvoller entfalten. Die mitgetheilten erschienen uns jedoch als besonders charakteristisch. Der Verf. besingt in vielen Liedern die hehre Gottesfeier in der Schöpfung, die Licht- und Liebesfülle, welche sich durch das All ergossen hat, dann die seligen Stimmungen und Gefinnungen, welche die Erkenntniß des göttlichen Lebens erzeugt, manchmal mit solcher Innigkeit, daß sie den Erfahrungen des inneren Christenlebens überaus ähnlich sehen, und bringt auf Sitten, wie sie dem schönen Menschenleben im heiligen Gotteshause gemäß sind, besonders auf Genügsamkeit, Zufriedenheit, Verachtung des Prunks und der Titelfucht, auf Menschenliebe, Neidlosigkeit, Mitleid und Er-

barmen. Nun möchte man freilich auch an diesen erbaulich ansprechenden Gaben seiner Sammlung ohne große Mühe die Muttermale der pantheistischen Abkunft nachweisen können. Aber es ist wohl besser und edler, wenn wir uns der Rosen frommer Gemüthspoesie einfach erfreuen, wenn uns auch dabei die Dornen eines feindlichen Systems hin und wieder verletzen. Leider bleibt dann auch immer noch zur Klage und zur Fehde Zeit, und wir dürfen ja auch unseren Stachel nicht zurücklassen, indem wir als Bienen die „Distelhäupter“ pantheistischer Ergüsse zu beschweben haben.

Das pantheistische Muttermal des ganzen Werkes aber gibt sich in einer gewissen, eigenthümlichen Ausdrucksweise zu erkennen. Wenn nämlich von Gott die Rede ist, so heißt er bald „der Gott,“ bald „ein Gott,“ oder es ist auch wohl von „den Göttern,“ oder von „den schönen Göttern“ die Rede. Der Mensch tritt in diesen Gedichten auf als „der Göttersohn,“ oder als „der Götterhaste,“ in ihm wohnt ganz deutlich „der Gott, die schöne Seele Gottes selbst.“ Jeder Mensch wird hier gepriesen als der Gottmensch, denn der Verf. ruft seinem Leser zu: „Kann sterblich der Unsterbliche erscheinen? Und er erscheint — du bist! Der Gott wird Mensch.“ Die Menschenköpfe werden gepriesen als „die Stadt der Götter,“ worin mit jedem neuen Kinderhaupt ein neuer Pallast gebaut wird. Die Welt ist der Leib Gottes. Wir reden hier nur von der Ausdrucksweise, darum heben wir genauere, dogmatische Bestimmungen des Werkes auf für die Folge. Ein anderes Merkmal des Pantheismus findet man in den Widersprüchen, welche hin und wieder heraustreten, und sich als solche charakterisiren, in denen sich der Irrwahn, die innere Nichtigkeit des pantheistischen Systems bekundet. So lehrt z. B. der Verf. unter dem 22. Juli: Der Mensch sey nichts Besseres als nur der Stein — „denn mehr als göttlich kann nicht etwas seyn.“ Güte unterscheide ihn von den Bäumen, von den Blumen, doch ohne ihn darüber zu erheben. Dagegen lehrt er unter dem 3. Oktober: „O wahrlich, wir sind besser als die Blumen — doch glücklicher sind Blumen als die Menschen.“ Unter dem 26. Februar heißt es: „Wenig sind die Dinge, wenig ist das Leben selber; Am Ende ist, und war es nichts, ja gar nichts Als unser Traum davon.“ Dagegen heißt es am 11. März: „Das Leben ist ein unermesslich Gut, So lang es währt.“ Am 14. April will uns der Verf. nicht nur persönliche Unsterblichkeit, sondern sogar eine Auferstehung versprechen:

„Der Mensch ist
Und wird das, was er will; hier jetzt nur geistig,
Zum Dank vielleicht in jenem Seyn auch leiblich —
Und auf die Auferstehung freu' ich mich!

thum tritt hin und wieder deutlich hervor, und besteht in einer freundlichen Zuneigung und Annäherung, und in einem sehr freundlichen Abschied. Die Ausdrucksweise für sich schon zeigt diese Doppelnatur. Sie verwandelt sich mitunter in den biblischen Ton bei einer unsicheren oder willkürlichen Bibelfunde. So ist z. B. die Rede von der „Zauberschlange“ des Moses, oder wir stoßen auf den Spruch: es ist nur eine Ruh' vorhanden, oder es heißt: die heiligen drei Könige hätten nur das Kind (schlechtthin) besucht. Die biblische Geschichte des heiligen Abendmahls wendet der Verf. in folgender Art auf die Raupen an:

Nun spinnen sich die bunten Raupen ein,
Und bei der Abend-Sonne goldner Ampel
Noch halten sie das letzte Mahl am Tische,
Im heiligen Prachtisaal — und von diesem Grünen
Nun werden sie in dieser ihrer Welt
Nicht wieder essen, von dem Purpurtau
Nicht wieder trinken, bis sie neu es thun
In einer andern . . . ihrer neuen Welt.

Der Verf. ist über den Verdacht erhaben, als ob er diese Worte so gewählt hätte mit einem spöttischen Seitenblick auf das Abendmahl, und es ist um so weniger daran zu denken, da sein Hinblick auf die Verwandlung der Raupen von tiefster poetischer und religiöser Natur ist. Wo aber der Glaube an das Maas fehlt, da fehlt leichtlich auch die Moral des Tactes. Und wenn auch dem begabten Dichter und seinem schönen Gemüth die Tactlosigkeit nicht als etwas Durchgehendes zum Vorwurfe zu machen ist, so hat ihn doch hier, und auch wohl sonst mitunter sein System tactlos gemacht. Von der Annäherung dieser Dichtungen zum Christenthume haben wir früher schon geredet, auch wohl Proben davon angeführt. Diese Proben ließen sich durch andere noch vermehren, z. B. durch goldene Worte gegen den Krieg, oder für die Hingebung des Menschen an Gott. Allein es liegt in der pantheistischen Natur des Werkes, daß von einem christlichen Grundwesen desselben und den entsprechenden Erzeugnissen nicht die Rede seyn kann. Überall trennt sich die Theologie des Verf. von der Theologie der Schrift, und dabei nimmt sie mitunter auch einen rationalistischen oder negativen Charakter an. Der schöne Juliusmonat grade hat manches Widerwärtige dieser Art erzeugt. Nr. 22. scheint die Hoffnung des Menschen auf ein höheres Seyn in der Zukunft niederschlagen zu wollen. Der Verf. parodirt die Aussichten dieser Art, indem er die geringen Wesen versuchsweise mit ihren Ansprüchen vor Gott hinstellt:

„Und höre, was die Wesen taubblind sprechen:
Herr, ich — ich bin ein Dornenstrauch gewesen,
Mir ist es wie dem Dornenstrauch ergangen —
So forde' ich meinen Lohn mit Recht dafür! —
. . . Und ich, ich bin ein Dromedar gewesen,

Schwer ist mir's, wie dem Dromedar ergangen —
So forde' ich meinen Lohn mit Recht dafür! —
. . . Und ich, ich bin ein stummer Hecht gewesen,
Und muß fortan mit Engellezungen reden!“ u. s. w.

Endlich kommt der Mensch, und weiß nicht recht, wie er seine Ansprüche stellen soll. Gott aber gibt allen Wesen den Bescheid: So bleibt und seynd in mir. Das Bleiben des Menschen in Gott wird also nicht unterschieden von dem Bleiben des Dornenstrauchs und des Hechtes in ihm. Unter der Nr. 24. heißt es: „So hat noch kein Gedanke Gott geschaut, Der Leben-strahlend sich im Strahl verbirgt — So stammt aus der Natur der Bilderdiens.“ Hier ist, wie in Petrick's Schriften, die Abgötterei zu einer schönen und unschuldigen Nothwendigkeit erhoben. Auch schon früher einmal heißt es in demselben Sinne: „Welch hohe Wonne hat nun Gott an uns, Die wir uns von der Wiege an bis hin, Zum Grabe kindisch-kindlich Tag und Nacht, Mit seinen Sachen abmühen, schleppen, selber Sie uns entreißen, liebend daran üben.“ Wie beschönigt wird hiemit sogar der Geiz und selbst der Raub und Krieg, wogegen sonst doch der Verf. so köstlich strafend aufzutreten weiß. Mit der 25ten Nummer stellt der Verf. das Vergeben als etwas Vergebliches dar:

„Das Mittel gegen Unversöhnlichkeit:
Im Herzen fühle niemals dich beleidigt!
Du sollst auch keinem Menschen je vergeben,
Das Kleinste nicht, am wenigsten das Größte!
Ein stolzer Thor ist, wer vergeben will.“

Zu dieser stolzen Thorheit bekennt sich der Christ. Ja auf solche göttliche Thorheit gründet sich das Christenthum. Der Herr gibt uns nicht diesen Rath, uns von der Barbarei der Nachsicht loszumachen durch die andere Barbarei der Gefühllosigkeit. Der Verf. sagt freilich gegen das Vergeben zum Menschen: „Du bist ja nicht das himmlische Gesez, Das nur dein Feind, dein Mörder übertreten.“ Aber ihm hätte es doch nicht entgehen sollen, daß dieses himmlische Gesez auch in dem reinen Lebensgefühl des Beleidigten sich ausspricht. Und nun hat er uns das „Unser Vater“ beinahe schon um eine Bitte ärmer gemacht; wenigstens dürfen wir nach ihm nicht mehr geloben: als auch wir vergeben unseren Schuldigern. Als eine rationalistische Glosse zu der evangelischen Erzählung von der Hochzeit zu Cana könnte man Nr. 26. betrachten: „Aus Wasser Wein zu machen — kann der Weinstock; Er thut nicht Wunder, er ist das Wunderwerk. — Dem Weinstock gleich nun thut der Mensch, Nicht Wunder, doch ein größeres Wunder gibt es: Der Mensch ist selbst das größte Wunderwerk.“ Diese negative Natur des Laienbreviers in seinem Verhältniß zum Christenthum läßt sich jedoch noch viel bestimmter in seinen bedeutsamsten positiven Ansichten nachweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht über ein pantheistisches Trifolium.

(Fortsetzung.)

Zuerst also zeigt sich dieses Abweichen von dem biblisch Christlichen oder diese pantheistische Natur in der Lehre von Gott. Der Verf. spricht:

„Was seyn kann ist; was werden kann, das wird.
So kann es Einen geben, und drum ist er:
Der Alles, was die kaum getrennten Wesen
Genießen, was sie schauen, sind, und denken
Durch eine unsichtbar gezogene Kette
In seinem eignen Wesen mitgenießt,
Mitschau und fühlt, das Alles ist, was Alle,
Und doch zugleich noch unermesslich mehr.“

In den Worten: Und doch zugleich noch unermesslich mehr — Könnte man glauben, den Klang des reinen Gottesglaubens zu vernehmen. Aber unermesslich mehr als Alle sind, ist ja auch das All. Einen unendlich großen Theil seines Lebens und seiner Kraft hat Gott in unpersönlichen Weltgebilden und Geschöpfen abgesetzt; daher bilden die persönlichen nur einen Theil seines Wesens. So meint es ohne Zweifel der Verf. Schon hier läßt er Gott als Mitgenießenden in allen Genüssen seiner Geschöpfe zugegen seyn. Später auch als Mitleidenden in allen Leidenden, so daß ein Patropassionismus im weiteren Sinne entsteht, wie er im engeren Sinne, in Beziehung auf das Leiden Christi in gläubigen Darstellungen unserer Zeit mitunter recht bedauerlich wieder vorkommt. Der Verf. identificirt diese Gottheit bald mit der Natur, bald mit dem Geiste, bald mit dem Leben, bald mit dem Menschen. Er ruft seinem Leser zu: „Auch du hast einst an diesem Werk (der Schöpfung) geschaffen, So wahr du Geist bist, alt, uralte und ewig, Wie faßtest du sonst ein Gesetz des Werkes Als schriebs du Sternen ihre Bahnen vor.“ Erst im Selbstbewußtseyn des Menschen wird die Gottheit fertig nach den folgenden Worten: „Ich selbst bin ich. Das Wort erschafft den Menschen, Erschafft die Welt. Du bist; es ist ein Gott. — „Nichts als die Liebe glaubet an die Liebe, und Liebe ist nur klares Selbstbewußtseyn.“ Gott liebt sich selber im Menschen. Dieser Gedanke führt den Verf. auf den ganz besonders originellen und naiven Einfall, Gott verberge sich selber im Menschen oder in der Welt, erscheine nicht als er selber, sondern als alles Andere aus Bescheidenheit. Dieser Gedanke tritt in den folgenden Worten hervor:

„Doch dürst ein Mensch sich unterfangen, Gott
Zu nennen, ach dann nenn' ich ihn bescheiden:
Urquelle jungfräulicher Bescheidenheit.“

Nachdem der Dichter diesen Gedanken ausgesprochen hat,

befällt ihn eine große Verlegenheit. „Und nun,“ sagt er, „bedeck' ich meine Augen beide Mit beiden Händen und vergeh' vor Scham.“ Wir möchten diesen Gottesnamen, den er gebildet hat, an sich nicht antasten. Gott ist Urquell alles Guten, also auch der jungfräulichen Bescheidenheit. Auch in der Welt finden sich die Reflexe dieser jungfräulichen Bescheidenheit. Aber derselbe, der das Weibchen gebildet hat, hat auch die Rose gebildet. Und die Schöpfung ist nicht nur seine Verhüllung, sondern auch seine Offenbarung. Er ist eben sowohl: Urquell der königlichen Herrlichkeit, und will genannt seyn mit den hehrsten Namen. Hier glauben wir nun die Welt transparenter oder göttlicher zu fassen als der Verf. — Der Gedanke, alles Erscheinende sey nur eine Larve, unter welcher sich Gott aus Bescheidenheit verberge, verleitete ihn dazu, den Gegensatz zu verlieren, und das göttliche Wesen gleichsam aufgehen zu lassen in der höchsten Bescheidenheit. Gleich im folgenden Gedichte aber sagt er: „Die Erd' ist auch ein Stern . . . Ein Stern ist auch ein Wort der langen Rede, die aus dem Mund der Gottheit ausgegangen, und noch geht.“ Möchte der Verf. diesem heiligen Gedanken nachgegangen seyn bis in die Tiefen der biblischen Gotteslehre, bis zu der Erkenntniß des Wortes, durch welches alle Dinge gemacht sind. Dann würde er nicht die Gottheit verlieren können im Sturme des Lebens, wie es in den nachfolgenden Worten der Fall ist:

„Ein gewaltiger Sturm

Ist durch die Welt gesauft! In diesen Moder
War er gefahren, wo belebte Götter,
Erhabne Geister, götterschöne Menschen;
Hier liebte er; hier lebt' er; wohnte lange
Und baute Häuser, Gräber und begrub —
Und ist doch nicht begraben, mit dem Sturm nur
Ist er hinweggesauft —“

Wie kann der Verf. sagen: Ein gewaltiger Sturm . . . ist mit dem Sturm hinweggesauft? Darum, weil er sich unter diesem gewaltigen Sturme den Geist des Als oder die Gottheit gedacht, und im Flusse der Rede den erst gewählten Ausdruck vergessen hat. Hier trübt also der pantheistische Gedankenstrudel sogar die grammatische Klarheit der Sprache. Dieser Sturm ist ein anderes Mal wieder der Geist, der alle Verwandlungen annimmt, wie die Gottheiten der Indier:

„Das ist dem Geist des Himmels selbst wohl werth:
So klein als Kind auf Erden zu erscheinen,
Und blind als Greis durch's Grab hinwegzugehen —
Sonst käm' er ja auf keiner Mutter Schoß,
Zu keiner Lerche in das kleine Nest!
Zu keiner Blume in den armen Kelch!
Das ist das Zeugniß von der Liebe Eifer.“

Dieser Geist des Alls hat auf Erden nur seine Ruhe, sein Verweilen, sagt der Verf., besonders im Menschenherzen. Darum ruft er dem Menschen zu, er müsse stille seyn um des Geistes willen in seinem Herzen. So ruft auch die heilige Schrift: Betrübet nicht den heiligen Geist. Aber der Verf. geht weiter, und macht aus diesem Gedanken ein Gottesleiden der schwersten Art:

„Er wäre schlimmer selbst daran als du,
Wenn er nicht Ruh' und Frieden, Glück und Liebe,
Auch in dir hätte, so wie du in ihm.
Um Gottes willen also lebe göttlich
Und ruhig, liebevoll, in Seligkeit.“

Bis zu welchem Grade hat sich hier der pantheistische Schwindel gesteigert! Der Mensch erscheint als derjenige, welcher seinen Gott unglücklich oder auch selig machen kann. Nicht nur ist hier der Mensch an die Stelle Gottes gesetzt, und erscheint als sein eigener Befeliger, sondern es ist auch Gott an die Stelle des Menschen gesetzt, und erscheint als der Seligkeitsbedürftige, dessen sich der stolze Mensch erbarmen muß. Und so kommt auch Gott erst durch Aller Augen zum Sehen nach den folgenden Worten: „Erst Aller Augen sind doch nur Ein Auge, Das Auge — sind das Morgenlicht der Welt: Des Gottes unbewegtes Fliegenauge.“ So nennt nämlich der Verf. das Auge Gottes, weil das Fliegenauge so viele Spiegel hat. „Kein anderer wohnt im menschlichen Geschlecht“, sagt der Verf., „als einzig nur der höchste Gott, und es ist deutlich, wie du darin leben sollst: als Er der Du ist, und als Du, der Er ist.“

Wir haben gesehen, wie der Verf. seinen Gott Welt werden läßt, und werden uns darum nicht verwundern dürfen, wenn er nun auch die Welt vergöttert, oder zur Gottheit erhebt. Daß er Alles, was da ist, als ein unaussprechbares Wunder betrachtet, darin freilich müssen wir ihm beistimmen von Herzen. Dann aber dürfen wir auch Anspruch darauf machen, Licht zu bringen in dieses romantisch-religiöse Gefühl des unendlichen Staunens vor allen Erscheinungen. Wir fordern erstlich die Anerkennung des Gesetzmäßigen in der Erscheinungswelt im Interesse der christlichen Wissenschaft. Denn es gibt auch eine christliche Wissenschaft, welche die Aufgabe hat, die heidnische Superstition im Anblick der Erscheinungen zu läutern; zum Beispiel, um den Augurien in der Alttestamentlichen Zeit, und den Hexenprozessen in der Neutestamentlichen Zeit ein Ende zu machen. Und somit finden wir zweitens das unaussprechbare Wunder erst recht in der Tiefe der Erscheinungen, oder vielmehr in ihrer Unterlage in dem schöpferischen Wort, in den Tiefen der Gottheit. Und so grüßen und küssen wir nicht, wie der Verf. einmal fordert, die Rose „im Namen Gottes“, sondern wir erheben uns zu einer frühlichen Anbetung Gottes beim Anblick der Rose. Ferner halten wir fest, daß es ein höheres Wunderreich des göttlichen Waltens gebe in dem niederen, und im Geiste dieses Gegensatzes betrachten wir das niedere Wunderreich als Natur, als einen Stufengang, welcher uns zu einem Moria und Tempel der höheren Reichswunder Gottes hinan-

führt. Bei diesen christlichen Unterscheidungen aber bleibt der Verf. uns nicht zur Seite. Er behauptet nämlich:

„Nichts ist als Gott, und außer ihm ist nichts,
Er ist allein, und Alles kommt aus ihm,
Was kommt; was geht, das geht in ihn zurück.“

Besonders aber hat er den Menschen bedacht bei dieser Darstellung der Götterhaftigkeit der Wesen. Was er aber den Menschen gewinnen läßt durch den Ruhm seiner Göttlichkeit, das nimmt er ihm wieder mit dem Troste seiner Persönlichkeit. Wir müssen uns dabei beruhigen, „dem Gotte gegenüber nur Träume“ zu seyn. Der Hingang der Seligen ist dem Verf. „der Flammen Rückkehr in das alte Feuer.“ Er ruft ihnen nach: „Ihr Seligen so lebt denn wohl, lebt wohl, Auf Wiedersehen überall im All.“ Auch auf Wiedererkennen nimmt er von ihnen Abschied, doch nur so: „wie der Goldschmied Gold an Golde kennt.“ Wenn nämlich auch das Gold der Menschengestalt später wieder zum Vorschein käme in dem Golde einer Trauerweide: das Gold des göttlichen Stoffes wäre doch sich selber gleich geblieben.

Im Sinne dieser zerstörenden Unsterblichkeit hat nun natürlich der Dichter auch die ethische Natur und Stellung des Menschen zu Gott dargestellt. Im Zusammenhange mit seiner Grundansicht kann der ernste, christliche Begriff der Sünde nicht aufkommen, darum auch nicht die Lehre vom menschlichen Verderben, und nicht der Glaube an die Erlösung. Das Paradies ist nicht vergangen, lehrt der Verf., indem er uns eine Scene unter einem Birnbaum schildert:

„Der Vater aber schüttelt reife Birnen
Wie Wachs ... wie Gold ... wie — Gottes eigne Arbeit
Für Kinder, und die Kinder lesen deutlich
Wie eine Schrift, für Blinde selbst zu greifen:
In neuester Frucht des Vaters alte Liebe.
Es ist nicht wahr, das Paradies ist nicht
Vergangen — nun erst ist es, nun sind Kinder!
Und auch der Vater wandelt in dem Garten!“

Man kann dem Verf. zugeben, daß eine solche Birnbaumscene paradiesisch schön werden könne. Daraus schließt er aber viel zu voreilig, das Paradies sey nicht vergangen. Wie wäre es, wenn der Isländer an seinem schönsten Sommertage und im schönsten Thale von Island ausrufen wollte: Es ist nicht wahr, wir sind nicht fern von Italien; hier ist's, hier ist die Neapolitanische Flur, und der feuerspeiende Berg dort, das ist ja der Vesuv! Dieser Ausruf möchte als poetischer Aufschwung sein Recht haben, er wäre aber dennoch falsch, wenn er Lehrsatz seyn wollte. Eben darum müssen wir den Ausruf des Verf. hier in Anspruch nehmen, weil sein Werk didaktisch ist, und dogmatifiziert. Er widerspricht der Bibel. Die Bibel aber ist keinem Priesterbrevier jemals gewichen, und wird auch keinem Laienbrevier weichen. Versehen wir uns aber nochmals unter den Birnbaum, denn wir haben die Scene miterlebt. Der eine Knabe biß roh in eine Birne, welche wurmförmig war, weil ein unheimlicher, feinsten Krankheitshauch in der Sphäre des Birnbaums, in seiner Natur, oder im Zweige, oder in der Blüthe

der kranken Birne gewaltet hatte, eine Heimlichkeit des allgemeinen Fluchs der alten Erde. Der rohe Knabe schauderte und tobte, als er den dicken Wurm und braunen Wurmstaub seiner kranken Birne im Munde fühlte, und warf sie mit einem Fluche weg. Sie traf aber den anderen Knaben, der eben gute Birnen auflos, an den Kopf, und nun entstand natürlich eine wüste Valgerei. Das sah der Vater, der kletternd in den Ästen des Birnbaums hing, und vergaß sich im Zorn des leidenschaftlichen Zuchtmeisters, er vergaß seinen Standpunkt, wollte zufahren, stürzte, und brach einen Arm. Wir lassen ihn noch glimpflich davon kommen, denn er hätte eben sowohl den Hals brechen können. Aber diese Birnbaumscene hat uns von neuem in der Überzeugung befestigt, daß das Paradies verloren ist. Denn wenn das Unparadiesische geschieht unter den grünen Birnbäumen, bei den goldenen Birnen, unter Brüdern, im Familienkreise, wie viel mehr auf den Schlachtfeldern und zwischen den feuerspeienden Kriegsschiffen feindlich entbrannter Nationen.

Gehen wir den Äußerungen des Dichters über Nothwendigkeit und Freiheit nach, um seinen Begriff von der Sünde kennen zu lernen, so scheint zuvörderst die folgende Stelle einen Überschuß menschlicher Freiheit zu statuiren:

„Glaub' ja nicht an Nothwendigkeit und Schicksal,
In Nöthigung vielleicht nur, wenn du schwach bist,
Nicht gut und recht thust, nicht Gesamtkraft ehst.
Das Schicksal ist die Spinne in dem Netze,
Das freier Wille aller Menschen webte,
Und aller Wesen, jeder Eigekraft;
Sie wird aus diesem Netze, und nicht das Netze
Durch sie.“

Alles Einzelne ist frei, aber in seiner Gesamtheit bringt es die Nothwendigkeit hervor. Das scheint der Verf. sagen zu wollen; doch sagt er es nicht ganz klar. Denn erslich ermahnt er uns, nicht an das Schicksal zu glauben. Dann spricht er dennoch vom Schicksal, der Spinne im Netze. Diese seltsame Spinne aber läßt er aus ihrem Netze werden, nicht das Netze durch sie. Etwas Symbolisches ist also hier nicht im Spiel, da der Verf. die Natur umkehrt. Das Bild ist offenbar verunglückt. So ist es aber auch der Gedanke an eine lebendige Gesamtheit, die durch lauter Einzelheiten, oder an eine Nothwendigkeit, die durch lauter Freiheiten erst konstituiert wird. Will man diesem Gedanken Wahrheit abgewinnen, so muß man erst das Einzelne in seinem Ursprung fassen, wie es die Natur der Gesamtheit hat, oder nichts Anderes will, als was sein inneres Wesen will, und dann die Gesamtheit als das Resultat, die endliche Erscheinung der einzeln freispielernden vielen Willenskräfte und Kräfte. Wie nahe liegt aber hier die Identität von Nothwendigkeit und Freiheit! Und wie vielmehr noch liegt der ganz umgekehrte Gedanke nahe: das Einzelne geht als das Nothwendige, Bedingte von der Gesamtkraft, oder von dem Bedingenden aus. Zeigt es sich aber nicht auch hier, daß der Pantheist an die Stelle des lebendigen, freien Gottes, der über der Welt steht, und die Welt der Erscheinungen trägt, einen Gott setzt, der erst das hervorbringende Endresultat, das Kind

seiner freisenden Weltmutter ist? Wer mag aber glauben an „die Spinne, die aus ihrem Netze geworden ist?“ Wir können uns demnach auch in die Freiheit, welche uns der Dichter in dieser Gedankenfolge einräumt, nicht finden. Er selber kehrt sie auch bald wieder zur Nothwendigkeit um, indem er sagt:

„Es muß der Mensch das Gute thun. Das ist
Sein Wesen, ist sein unterscheidend Merkmal
Auf Erden hier. Der gute Wille ist
Des Menschen Gütlichkeit, der freie nicht.
Sein freier Wille liegt im Irrthum nur;
So lang er irrt, so lange ist er frei.“

Dagegen spricht der Herr:

Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.

Diese Jamben sind uns lieber. Auch wohl psychologischer und rationeller. Der Gute weiß sich frei in seiner Hingebung an Gott, obschon er im höchsten Sinne das Gute thun muß. Der Böse weiß sich unfrei in seiner Hingebung an die Sünde, obschon er das Böse nicht thun sollte. Oder wäre etwa die Freiheit nur in finsterner Willkühr, und vom Übel? Das schöne, reine Müssen mit höchster Lust nennen wir Freiheit, nicht das häßliche, unreine Müssen mit höchster Unlust.

Daß des Verf. Begriff von der Freiheit den strengen Begriff der Sünde nicht zuläßt, gibt er mannichfach zu erkennen. Er sagt, Verbrechen werde des Menschen Irren irrig getauft. Er ermahnt uns: „So sey auch mit der Menschen Streit zufrieden, Und reinem Haß! — er ist nur Liebe auch.“ Die Hauptstelle über das Böse ist folgende:

„Das Böse kennst du nicht. Es ist unmöglich
In dieser Welt — der ausgesprochen Liebe.
Nur das Bedauernswürdige, das kennst
Du wohl, recht wohl, des Sonnenlichts Verblendung,
Des Eilens hastiges Verirren. Ja,
Ich kenne auch das Jenseit jedes Herzens,
— Der Andern eignen Heerd erkenn' ich an —
Das, was für dich und andre Menschen: Haß
Und Raub und Schandthat, Mord und Frevel scheint
Auf dieser Seite scheint — auf jener Seite
Des Lebenden und Liebenden ja auch
Nur: Gabe, Ehre, Tren' und Liebe ist
Auf ihre Weise, auf des Menschen Stufe,
Wie, oft verdunkelt, er die Welt begreift,
Den eignen Heerd, das eigne Herz versteht,
Vertheidigt und sein Gutes lechzt zu thun.
Und willst du das Nothwend'ge: Böses nennen?“

Umgekehrt lautet die letzte Frage: Und willst das Böse du Nothwend'ges nennen? Das Gewissen antwortet erschrocken: nein; das Gesetz donnert: nein; das Wort Gottes ruft: nein, und das Gute in seiner ganzen sprechenden Erscheinung spricht: nein! — Es ist ein schweres Wagniß, diesem Sturm von göttlichen Zeugnissen gegenüber ein ergrübeltes, erschwundenes Ja zu sagen. Der Verf. hat allerdings eine tiefe Wahrheit bezeichnet mit dem erhabenen Wort: „Des Eilens hastiges Verirren.“ Der unendliche Glanz der Welt wirkt mit unsäglichlicher Macht auf den Menschen; nur Gott im Herzen kann diese

Eindrücke so temperiren, daß sie nicht sinnverwirrend, herzverauschend wirken. Ist aber erst die kleinste Confusion des Menschen entstanden unter den Glanzlichtern der Welt, so ist auch die Sünde da, so wie derjenige unfehlbar anstößt in einem glänzenden Saale, der durch die imponirenden Erscheinungen in demselben sich alteriren läßt. Selbst die Knauferei eines Geizigen möchte insofern ein „haftiges Verirren“ genannt werden; eben so, wie ein Bestürzter bei einer entstandenen Feuersbrunst leicht das schlechteste Geräth rettet, so bringt sich der Geizige von den großen Feuerstätten des Lebens nicht Gottesfrieden, nicht Menschenherzen, nicht geistige Lebensgüter, sondern Mineralien, todte Erdstücke in Sicherheit. Aber aus alle dem folgt ja nur, daß der Ursprung des Bösen sehr tief liegt, und daß der Anfang desselben sehr fein ist, wie nämlich auch die menschliche Natur sehr tief und fein ist. Allerdings ist das Böse in seinem Ursprung pantheistisch: Mangel an Gottinnigkeit, oder wuchernde Weltseligkeit; Mangel an Sammlung, oder eitle Zerstreuung; es ist Abgötterei in seinem Ursprunge: ist es darum aber minder böse? Außerdem aber möchte mit jenem haftigen Verirren nur eine Art innerer Übertretung bezeichnet seyn; schwerlich kann jede Geistesdumpfheit und Trägheit und jede Verschuldung des Stumpfsinns aus erregter Eile erklärt werden. Der Verf. bezeichnet das Böse als einen diesseitigen Schein, der in dem Jenseits der Herzen lauter Lößliches ist. Was ist aber das Jenseits der Herzen? Das Jenseits der Herzen, sofern sie geschaffen sind, ist Gott; sofern sie göttlich schlagen, ist's der heilige Geist; sofern sie sündigen, ist's das Reich der Finsterniß sammt dem Teufel. Oder meinte der Verf. unter diesem Jenseits den tiefsten Herzensdrang nach Gott oder Seligkeit, der in allen Sünden des Menschen verirrt, verwirrt und verderbt erscheint? Diese Verwirrung eben, diese gräßliche Verderbniß nennt man ja das Böse. Nach seiner Darstellung sind die Sünden der Menschen gleichsam nur das häßliche Farbensprenkel einer umgekehrten Tapete. Wo ist aber das Jenseits, wo man sich der bildersönen Hauptseite dieser diesseitigen häßlichen Kleeckseite erfreuen kann? Freilich finden wir die schönsten Farben des Lebens verschwendet in diesen widrigen Erscheinungen: schimmernde Verstandeslichter, feuerfarbene Gemüthsbewegungen, alle Schattirungen des Schmerzes, bläuliche Grundtöne schlechtverwendeter Treue, frisches Grün trunkener Hoffnungen, und viel rothes, edles Blut: folgt aber daraus, daß unter der finsternen Oberfläche der wüsten Mischung dieser Farben klassische Gemälde müssen verborgen liegen? Die Sünde drückt sich aus in der häßlichen Verfinsternung des menschlichen Angesichts. Alles was sie stiftet, ist disharmonisch, unnatürlich: wo wäre denn die leuchtende Kehrseite dieser häßlichen, dishar-

monischen, unnatürlichen Erscheinungen? Es ist wohl wahr, daß Gott dem Verderben steuert zur Gerechtigkeit, daß er es beherrscht mit überfliegender Kraft, und daß er es lenkt zu seinen Zwecken, so daß die herrlichsten Erscheinungen des Guten aus dieser göttlichen Wendung des Bösen hervorgehen. Aber dies ist eben die höchste Ehre Gottes, wovon nichts weggenommen werden soll, um die Grundschmach des Bösen selbst zu verschönern.

Bei dieser Betrachtung des Bösen muß denn auch die Forderung der Reue wegfallen. Das deutet der Verf. schon an mit den Worten: „Hast du zu viel gesündigt, betest du zu viel.“ Dann ermahnt er uns: „Verdunkle dir dein ewiges Leben nicht durch Thränen, noch verschütte dir den Weg der heimlichen Erinnerung durch Reue.“ Endlich noch deutlicher:

„Gedenke deiner Fehler nicht mit Leid —
Mit Rache gegen dich, du straffst sonst Jemand,
Der damals noch nicht war: den Besseren!
Heut lebst du — sie sind nicht mehr deine Fehler.
Gedenke deiner Fehler nicht mit Freude —
Dann sind sie, dann begingst du sie noch heut.
Ungöttlich ist die Reue, die versteinert!
Die dich zu allen Höllegeistern stößt!
Denn in dir, tiefgeheim, und seligrein,
Lebst immerfort ein heiligtüthler Geist,
Viel edler, reiner als ein Wille je.“

Eine gewisse Art der Reue scheint der Verf. gelten zu lassen, nämlich, wie er's an einer anderen Stelle ausdrückt, ein Götterzürnen, womit man das Böse von sich ausstößt. Wenn er aber lehrt: gedenke deiner Fehler nicht mit Leid, so wollen wir ihm diesmal nichts entgegen halten als einen Namen, in welchem die Reue als rührende, hehre, heilige Schönheit auftritt: Maria Magdalena!

Wie das einzelne Menschenherz betrachtet wird, so die ganze Weltgeschichte. Der Verf. kennt demnach das Verderben des menschlichen Geschlechts nicht. Die Menschenheerde geht sicher wie die Sterne am Himmel, so lehrt er. „Und fragt dich ein Begegnender, und schüttelt sein Haupt und spricht: wie ist die Heerde schlecht! So sieh ihm klar in's Aug', und biete ihm Die Tageszeit; und nach der Tageszeit Sprich: „Ja es regnet heut.““ Klagt er dann weiter: „Die Wölfe heulten die letzte Nacht.““ Heut war ein Lamm verirrt. Die Hunde sind uns schlecht, sie jagen seitwärts,“ so rath uns der Verf. zu antworten: „Heut fiel ein Rebel. . . Heut erhit die Sonne. . . Sie zieht dort Wasser. . . bald wird Frühling seyn! Denn sieh' die Vögel kommen schon mit Nacht.““

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 23. November.

N^o 94.

Bericht über ein pantheistisches Trifolium.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Als ein solcher Wetterprophet tritt etwa Spinoza dem Propheten Jesaias entgegen, wenn dieser die Lasten der Völker weissagt aus ihrem Verderben, wenn er also den Jammer der verirrtten Menschenheerde beschreibt. „Heut fiel ein Nebel,“ fällt etwa der Verf. mit der Selbstgefälligkeit des vermeinten Besserwissens ein, wenn Christus klagt: Mich jammert des Volks — und sich darstellt als den rettenden Hirten der zerstreuten und verlorenen Menschenheerde. Gewöhnlich läugnet der Verf. die Qualität des Bösen, in den folgenden Versen läßt er das Böse böse seyn, aber um es seiner Quantität nach auf etwas höchst Unbedeutendes herabzusetzen: *)

„Wenn du ein reizendes Gemälde hättest,
So schön, so groß, so leuchtend wie der Himmel,
Wobon das Paradies dich täuschend anglänzt,
Doch auf dem goldnen Rahm desselben saßen
Drei Fliegen — wirfst du das Gemälde in's Feuer?
Du hättest einen Korb voll süßer Trauben,
In welchen kaum drei Beeren noch nicht reif sind,
Willst du die Trauben vor die Säue schütten?
Zehntausend ganz vollkommen schöne Jungfrauen
Umgeschweben dich, sie lächelten dich an,
Doch Sieben hätten sieben graue Haare,
Willst du sie alle in die Hölle stoßen?
Das willst du nicht. — Doch thust du Schlimmeres,
Wenn du nicht sagst: „Der Mensch ist gut; u. s. w.““

Mit dem stärksten Bannspruch will uns der Dichter hier in einen Ultrapelagianismus hineinängstigen. Schweigen genügt ihm nicht einmal; wir sollen's bekennen! der Mensch ist gut. Schon unser Schweigen über diesen Punkt ist Schlimmeres, als hätten wir zehntausend vollkommen schöne Jungfrauen zur Hölle gestoßen um sieben grauer Haare willen. Wie vielmehr wenn wir sagen: das Lichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Wie nehmen sich aber zehntausend ganz vollkommen schöne Jungfrauen aus, unter denen sieben sind mit sieben grauen Haaren? Etwas abentheuerlich, etwas gespenstisch, wie in einem „Märchen.“ Diejenigen aber, welche also beruhigt sind über das Verderben in der Menschenwelt, sollten billig neben den sieben grauen Haaren die christliche Lehre vom Sündenelend auch noch als das achte graue Haar hingehen lassen. Aber nein, hier verlieren sie die pantheistische Contenance, wie wir an Petrici gesehen haben. Auch der ruhige, edle Verf. geräth bei dieser Veranlassung in einen herben Ver-

druß. Er sagt nämlich: „Wenn Tadeln weise, reich und glücklich macht, Dann will ich auch mir meine Augen blenden, Und meinem Geiste sagen: „Schweig du Hund!““ Möge er das auch nur keinem anderen Geiste sagen, der die Welt straft um die Sünde. Wie sprechend wahr tritt dem phantastischen Gleichnisse von den zehntausend Jungfrauen mit den sieben grauen Haaren das heilige Gleichniß von den zehn Jungfrauen, von den fünf thörichten und fünf klugen Jungfrauen, entgegen!

Auf eine solche Ansicht von dem natürlichen Zustande des Menschengeschlechts ist nun natürlich kein Schatten von Erlösungslehre zu bauen. Der Dichter weiß für gewiß, abgesehen von der Erlösungsfrage, daß es „mit Allen ein gutes Ende nimmt,“ daß „Alle an einen guten Ort“ kommen. Freilich spricht er mit tiefer Ehrfurcht von Christo:

„Der hatte viel gedacht, und viel gelitten,
Dem ihr als König Palmen streut zur Burg.
Er hatte eure Schmerzen überwunden
Und seine Schmerzen. Er sah, was ihr thatet,
Daß ihr voll Freuden ihn zum König weihet.
Er ist es noch! Er ist es allen Völkern,
Selbst allen Königen, die vor ihm knien —
Und untergehn . . . wenn sie sein Wort verachten,
Sein Testament, das er der Welt verlassen.“

Und doch scheint der Verf. diesem Könige, dessen Testament man nicht verachten soll, wenn man nicht untergehen will, nicht einmal den Ruhm des reinen, vollendeten Menschenlebens einzuräumen. Er spricht nämlich einmal von einem schönen, göttlichen Sterben, und ruft dabei aus: „Und einst, nur einst wird Tod und Sterben seyn: Wenn Einer wahrhaft menschlich gelebt, nicht nur gelehrt, geahndet und gewirkt — Und Einer nicht kann wahrhaft-menschlich leben, Bis Alle menschenwürdig sterben können.“ Hier bricht schon deutlich dieselbe Vorstellung von Christo hervor, welche der Würtemberger Strauß verkündigt hat. Mit felsamer Verhüllung scheint er die Entbehrlichkeit Christi anzudeuten in folgenden Worten, womit er dem, der sich betend seine Stelle zum Labor verkürt, zuruft: „Was soll dir Moses, und Elias, † †, Wenn Gott bei dir ist, in dir, um dich rings, laut und geheim, umfangend und umfassen.“ Unter der 15ten Nummer des Decembers aber wird der pantheistische Christus oder Gottmensch grade in derselben Fassung poetisch verkündigt, wie ihn der genannte Dr. Strauß in dem dogmatischen Theile seines Werkes dargestellt hat:

— — „Drum traue nicht dem Mann, der dir den Menschen,
Dies wachsende Gebild versteint, zerreißt,
Bereinzelt in die Wurzeln seiner Kraft,
Entseelt es seiltbannt auf den Martertisch —
Er hat nur einen Todten dir gezeigt!

*) Peccatilio, Bagatelle, Sündchen. (Reminiscenz aus Vorlesungen.)

Nicht den Verein zusammenwirkender,
Zusammen herrlich lebender Gewalten!
Nein! weise glaubst du dem, der spricht: Nicht Einer
Der Menschen Alle war der Menschen Höchster,
Noch was er lehrte, wird das Letzte seyn,
Noch was er schuf, das wird das Schönste bleiben;
Du glaubst dem, und liebst den, der groß
Im großen Geist: den großen Menschen dir
— Wenn jetzt auch in Gedanken nur — erbaut
Zum Wundermahl, Geduld daran zu lernen,
Die große, heilige Geduld der Menschheit,
Die Menschenarbeit! und die Menschenhoffnung!
Das Lächeln zu dem Ingrimme hohler Geister,
Es ist das Sonnenlächeln klarer Seele!
Nun siehe ruhiger den Einen bauen,
Den Andern schiffen; Jenen dort im Tempel
Sich seine Menschengötter fromm beräuchern,
Den tadeln; Jenen loben; Diesen steigen,
Den fallen und begraben! Sieh' sie alle
Als Erz zu Einer großen Glocke an,
Die einst des Himmels volle Stimme hat,
Dem jedes Korn der Eine Götterhall
Durchkaut, den Jedes in ihn von sich thut
Mit Kraft und Silberschall der ganzen Glocke."

Es ist klar, daß der Verf. die sich entwickelnde Menschheit als einen idealen Messias oder Gottmenschen an die Stelle Christi setzt. Diese antichristliche Idee scheint also hin und wieder bereits aus den pantheistischen Systemen hervorzubrechen. Sie liegt in dem Wesen dieser Weltvergötterung; in Grundvoraussetzungen, wie z. B. in folgender: „Aus Vieler Schicksal lernest du den Gott. Wer nur sein Leben kennen lernen wollte, Der könnte eben ungeboren bleiben — Aus Aller Leben blickt der Gottheit Anblick.“ Auch der Verf. erwartet deswegen noch eine bessere, große Zukunft: „Die Wachenden nur kann der Gott erlösen Von aller Nachtqual aller schwerer Träume; Wie ringt die Menschheit völlig zu erwachen!“ Die Verkündigung der goldenen Zeit aus seinem Herzen lautet so:

„Nichts, nichts auf Erden ist noch elend als
Der Mensch! und Niemand, nichts auf Erden war
Je elend als der Mensch, wie lange noch!
Der Erde prophetisch! ich schone Tage,
Doch dann erst, wenn ein Jeder klar durchschaut:
Des Menschen Leben ist auf Erden kein
Vergänglichliches, es ist ein Bleibendes,
Ein Fest zu dem die Millionen kommen
Vom blauen Himmel rings, ein stehend Fest,
Ein Feiertag der Geister und ein Sabbath.
Und ungezählte Jahre steht der Saal
Schon hell mit Zweigen und mit Blumenkränzen
Geschmückt, die jeden Frühling wiederum
Der Herr mit frischen neu vertauschen muß,
Weil noch nicht, noch nicht andre Gäste kommen
Als Traurige und Lahme, Krüppel, Bettler,
Die in den schlechten Kleidern sich nicht trauen
An solcher goldnen Tische Pracht und Fülle
Und Glanz zu setzen auf die goldnen Stühle.
Nur Einen und den Andern hört man leise

Zum nächsten Nachbar wohl zum Ohre sprechen:
„Wir sind die Gäste, unser ist der Saal,
Die goldnen Stühle und die goldnen Tische;
Setzt Euch denn! Eßt und trinkt, und brecht nicht nur
Vor Hunger Euch ein Brodtstück vom Bedeck —
Es fehlt uns Allen nichts als Selbstgefühl,
Und Selbsterkenntniß: was wir sind, wir können,
Und müssen, sollen wir nicht länger leiden.
Die Sonne dort verbrennt ihr Öl umsonst,
Die Sterne sind vergänglich angestekt
Bis Licht, bis Kraft in unser Seele wird.
Heran ihr Musikanten! all ihr Vögel!
Singt mir die Herren munter und die Frauen,
Ihr Quellen murmelt, ihr Flüsse rauscht sie munter,
Du schöne Erde strahle sie mir schön!
Du leuchtender, du wonnervoller Himmel;
Und Sonne du, o Sonne sprich sie heilig,
Du göttlich großes All, o sprich sie göttlich
Und groß! Ein göttliches Bewußtseyn nur
Treibt alle Wecheler, alle Taubenhändler
Sinaus zum Tempel; jeder Göttersohn
Er predigt auf dem Berg Bergpredigten,
Und um ihn lagert sich das Volk und hört,
Und lang gesättigt von dem Geiste, wenig
Nur aus den Körben, weil es liebesatt,
Und von dem Wort stark, groß gemacht und göttlich
Erdenbes nicht mehr Erd-Unwürdiges,
Erschafft es kraftvoll rings das Göttliche. —
.... Mich hungert! Schleiche Dich indes zum Tische,
Und nimm zwei Stücke Brodt! Dir Eins und mir Eins!“

Es läßt sich nicht läugnen, daß man in diesem Gedichte Simonistische und Heinesche Anklänge hört. Aber man hört eben sowohl christlich apokalyptische Anklänge darin. Nach Anklängen dürfen wir indes nicht urtheilen, weder nach der einen Seite noch nach der anderen. Wir haben früher gesehen, welche eine große Ähnlichkeit besteht zwischen dem Pantheismus und dem lebendigen Gottesglauben. Diese Ähnlichkeit besteht denn auch insbesondere zwischen dem christlichen und pantheistischen Chiliasmus. Aber noch findet eine große Gährung statt auf diesem geistigen Gebiete. Noch haben sich die großen Gegensätze nicht klar und star und streng fixirt. So gibt es nämlich nach der pantheistischen Seite hin große Fraktionen, und man würde unserem Verf. Unrecht thun, wollte man seine Stellung für dieselbe halten, welche z. B. die Wiederhersteller des Fleisches eingenommen haben. In seinem Zeugniß gegen: „Nord . . . und Krieg . . . und . . . Drohen“ stimmt er mit den neuesten Stimmen; aber schon das Alte Testament, geschweige denn das Neue Testament, zeugt eben so; das Reich Gottes nimmt die Ehre dieses Zeugnisses mit dem höchsten Rechte in Anspruch, nur daß es nicht oberflächlich gemeint hat, der Krieg der Menschen könne gründlich geschlichtet werden, ohne daß erst der Krieg der Herzen geschlichtet werde. Was aber die beiden antichristlichen Spitzpunkte des jungen Deutschlands anlangt, nämlich die Lehre von der freien Fleischeslust, und von der Abrogation des Christenthums: darin tritt der Dichter seinen pantheistischen Genossen entgegen. „Die zehn Verbote,“ sagt

er (die zehn Gebote meinend), „stehn himmelhoch noch über uns.“ Er meint, dreimal dreitausend Jahre seyen noch nöthig, das Sechste der Verbote abzuschütteln — zu erledigen durch Erfüllung. Diese Erfüllung aber soll darin bestehen: „Die Liebe von der Schönheit unterscheidend: Wer mir gefällt, ist mein! — nicht mehr zu sagen; Wem ich gefalle, der ist mein! — nicht denkend.“ Diese Skizze des heiligen, idealen Ehelebens ist freilich matt und schwach, zudem unbestimmt. Aber da der Verneuntausend Jahre fordert für diese Bildung der Menschheit zum höchsten Eheleben, so müssen wir dennoch vermuthen, daß er das strengste, höchste Ideal ehelicher Gemeinschaft (wonach sich die für einander Geschaffenen unzertrennlich finden) im Sinne hat. Auch ist sein Fürwort für das Bestehen des Christenthums sehr kühl und untroßlich.

„Drum bitt' ich, vor der Hand den Prediger
Auf seinem Berge ungekränkt zu lassen.
Doch das beschwör' ich, so gewiß das Alte
Der Alten nicht mehr neulebendig wird:
Der Mann, in welchem Gott war — Gott wird leben! —
Der Mann, wenn er dereinst zu Euch herabsteigt,
Und zweifach, dreifach, millionenfach
Bei Euch als Mensch, als alle Menschen lebt:
Er wird nicht dreifach goldne Kronen tragen,
Er wird in's Knopfloch keinen Orden knüpfen,
Er wird der Herr von Bethlehem nicht heißen,
Er wird nicht weibesbaar im Kloster singen.“ u. s. w.

Hier waltet Confusion, ganz gewiß. Meint Scherer etwa, daß „der Herr von Bethlehem,“ daß der Herr der Herrlichkeit, geboren zu Bethlehem, herankomme mit einem Ordensmeister zur Rechten, und mit einem Mönche zur Linken, oder gar mit einem dreifach gekrönten Papste, der vorangehe? Auch er begeht das Unrecht an dem reinen, historischen Christenthum, dasselbe mit rohen, historischen Mißbildungen, oder gar mit feindlichen Verunstaltungen seiner Ideen zu vermengen. Das darf er nicht. Ferner darf er uns die Zukunft Christi in seiner Herrlichkeit zum Weltgericht nicht durch Symbolisirung verflüchtigen, denn auch ein millionenfaches Kommen christlicher Gottesmenschen kann diese richterliche Zukunft des Gottmenschen nicht bedeuten und nicht ersetzen. Auch darf er uns nicht unter der Hand einen idealen Bergprediger in seinem System einführen wollen, während vor der Hand das historische Christenthum oder Christus noch fungiren soll auf dem Berge. Denn darum handelt sich's eben, um den historischen Christus; daß er bleibe, als der Gekommene, als der Kommende, als der Zukünftige; als der Gekommene, so daß die Fülle der Gottheit in ihm war, in seinem Einigen Leben Gottes Antlitz; als der Kommende, in dem sein persönliches Walten von oben her die große Menschenenerweckung, und die goldene Zeit herbeiführt; als der Zukünftige, der Richter über die Lebendigen und die Todten. Alsdann, wenn der König nach dem Urtheile sich niederlegt auf den goldenen Stuhl unter den Seinen, werden auch die Gäste der neuen Erde sich lagern können auf ihre goldenen Stühle zum Mahle, und als göttlich Große in reiner Harmonie stehen mit dem göttlich großen All. Dann haben sie eben ganz „ge-

sättigt von dem Geiste“ die Edelsitte des Himmels, das geist sinnige, ätherisch zarte Genießen gelernt. Auch jetzt wird ja doch bei dem Mahle des Lebens gegessen und getrunken, leider wild gezecht! Darum eben, nicht unter dem Fluch der Enthaltensamkeit, sondern unter dem Fluche eines rohen, tölpischen Wirthschaftens in dem Gottesaale, erscheinen die Gäste meist als „Traurige, Lahme, Krüppel und Bettler.“ Darum, weil man des Herrn Mahl gemein macht und zum Gelage, „sind so viele Kranke unter uns, und Viele schlafen.“ Und darum wird's auch wenig helfen, ob „ein Nachbar dem anderen in's Ohr sagt: Wir sind die Gäste, unser ist der Saal.“ Kein Gaudemus igitur wird helfen, kein schallendes altes, kein gestülptes neues. Nur Wiedergeburt durch den Geist Christi des Menschensohnes kann lebensfroh machen im himmlischen Styl, und eine Lebensart geben, die dem herrlichen Saale und Mahle gemäß ist. Nur das Gold des Christenglaubens im Herzen stellt den Adel des Lebens wieder her, welcher den „goldenen Stühlen“ gemäß ist. Freilich der Anbeginn dieses Lebens war schon einst, und die Entwicklung und Ausbreitung desselben ist eins mit dem historischen Christenthum. Nicht in verschloßenem Geflüster, sondern von den Dächern gepredigt worden ist schon längst das Evangelium: „Kommt und laßt euch versöhnen mit Gott; werdet Christi Miterben, Gottes Kinder, Gottes Erben; Alles ist euer; alle Kreatur Gottes ist gut, und nichts verwerflich, was mit Dankagung genossen wird; sorget nicht für den anderen Morgen, schauet die Vögel unter dem Himmel an, und die Lilien auf dem Felde u. s. w.“ Und auch wir glauben an eine glorificirte Menschheit, wie sie durch die Wirkungen dieses Evangeliums im Werden ist, an Gäste des großen Abendmahls, gefaltete Menschen, die ein Leib sind, also ein Mensch, und die unter dem Vatersegen Gottes „Söhne und Töchter“ genannt werden. Aber das Haupt dieser gerechten, werdenden, zukünftigen Menschheit ist Christus, bleibt Christus. In ihm ist die Menschheit herrlich, durch ihn wird sie herrlich. Auf dieses Dogma kommt Alles an; wir dürfen unseren Herrn nicht verlieren in der Menschenmasse. Denn erstlich nur seine Person ist unsere Versöhnung, zweitens unsere belebende Kraft, drittens unser Urbild. Sind wir die alten Menschen noch, so würden wir verloren gehen, wenn wir nicht in ein persönliches Verhältniß zu ihm träten. Sind wir im Werden der Wiedergeburt: so bedürfen wir seiner Person bei jedem Schritt: seiner Gerechtigkeit für uns, die uns das Vaterantlitz entwolft, seines Geistes, der uns den Sieg gibt, seines bildenden Vorbildes. Und sind wir einst neue Menschen: werden wir dann den Dank ihm schuldig bleiben, schuldig bleiben das Hallelujah dem Lamm, in welchem „der sanfte Geist des Alls“ erschien zu unserem Heile? Und sollten wir denn verkennen den höchsten Abglanz der Herrlichkeit Gottes in seiner Geschichte, in seinem Siege und in seinem Antlitz? Um die Würde und um die Fahne des großen Menschenkönigs herum entsteht ein großer Streit. Dem reinsten, göttlichsten Royalismus gegenüber entwickelt sich die Neuterei eines nicht politischen, sondern religiösen Republikanismus. Diejenigen aber, welche sich alle in die Majestät des Gottmenschen und Weltheilandes, nicht christlich ihn als das Haupt

ehrend, sondern antichristlich theilen wollen, werden einen erzöbsten Despoten bekommen, desgleichen nicht gewesen ist „das Kind des Verderbens, der da ist ein Widerwärtiger, und sich erhebt über Alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich setzt in den Tempel Gottes, als ein Gott, und gibt sich vor, er sey Gott“ (2 Thess. 4.). Denn es individualisirt sich jede geistige Bewegung, auch der praktische Pantheismus wird sich individualisiren in einem Großen. Das jetzige Geschlecht aber hungert nach einem Großen, was er auch bringen mag.

Noch aber ist große Gährung. Die reinsten, christlichsten Ideen und Erwartungen wogen noch mit den trübsten, antichristlichsten durcheinander. Edle, tiefblickende, fromme Geister werden berauscht in diesem Ahnungsbrausen, bei diesem Schimmerglanz von Gesichtern der Zukunft; denn schon wirken die Kräfte, durch welche, wenn's möglich wäre, auch die Auserwählten verführt würden. Man würde sehr Unrecht thun, wenn man diese Geister, die im Ahnungsblick auf christliche Ideen, oder zu erwartende Evolutionen, theilweise durch antichristliche Ähnlichkeiten getäuscht und befangen werden, aufgeben wollte. Was der Verfasser der Lucinde später der Katholischen Kirche wurde zu ihrer Weiterbildung, und der Verfasser der Briefe über die Lucinde der Evangelischen: das können für eine höhere Lebensphase der Kirche solche Geister werden, welche, jetzt zum Theil pantheistisch befangen, auch von Zauberscheinen des praktischen Pantheismus bereits eingenommen, doch im Grunde für die göttlichen und christlichen Urbilder empfänglich und bestimmt sind, die sie noch nicht von den Karrikaturen derselben in der Ansicht zu unterscheiden, im Herzen zu scheiden gelernt haben. Das Merkmal dieser rein Irrenden ist wohl dies, daß sie an die Identität ihrer Richtung mit dem Christenthum glauben, und ächte Begeisterung und sittlichen Ernst zeigen. Andere bilden sich das System nach dem Gelüsten ihres wüsten Herzens, und nach dem Brandmal in ihrem Gewissen. Man verwechsle sie nicht, obschon eine leidige, allgemeine Sympathie unter ihnen besteht. Zu diesen besseren Geistern, welche Organe des Zeitgeistes sind, gehört ohne Zweifel Schefer. Die Dämmerung seines Werkes, durch welche finstere Larven schweben, ist auch von schönen Lichtblitzen erhellet und geröthet. Sind es Lichte des scheidenden oder des kommenden Tages? Wir hoffen, des kommenden, denn Schefer sagt: selbst Könige gehen unter, wenn sie sein Wort verachten, sein Testament. Auch von Königlichen Dichtern muß er dies gemeint haben.

Über die Abendmahlslehre der Reformirten Kirche. Nebst Bemerkungen gegen Stellen in Dr. Guericke's Kirchengeschichte.

Demjenigen, der, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, von der wesentlichen Vortrefflichkeit der Idee der Union beider Evangelischen Kirchen überzeugt ist, kann es nicht in den Sinn kommen, die in den symbolischen Büchern der Reformirten Kirche enthaltene Abendmahlslehre als die alleinrichtige oder absolut-

wahre geltend zu machen, denn dann würde er vielmehr die Erwartung hegen, daß die Lutherische Kirche in diesem wichtigsten Punkte ihrer Differenz mit der Reformirten sich allmählig von selbst in diese hinüberbilden werde, eine Erwartung, die, von der einen oder der anderen Seite ausgesprochen, die Idee der Union fast zerstört. Allein es steht in keinem Widerspruche mit dem Interesse für die Union, die Lehre der einen Kirchenparthei in ihrer symbolischen Reinheit möglichst klar und bestimmt darzustellen, zumal in einer Zeit, in welcher sie vielfach unrichtig aufgefaßt und ungerecht beurtheilt zu werden pflegt. Dies ist gegenwärtig in Ansehung der kirchlich reformirten Abendmahlslehre in einem solchen Grade der Fall, daß auch ein Lutherischer Symboliker, hätte er auch nicht die Art der Unpartheilichkeit eines Planch, und wäre er auch nicht ein Freund der Union, schon rein aus dogmengeschichtlichen Gründen sich bewegen fühlen müßte, das wahre Verhältniß der Sache und der Lehre in's Licht zu stellen, und dadurch einem werdenden Fanatismus und einem erneuten Orthodoxismus entgegenzutreten. Auch abgesehen von denjenigen Schriften, nach denen der reformirte Lehrbegriff kaum etwas Anderes als ein verhüllter, die Kirche unterminirender Nationalismus und Gnosicismus ist, erscheint nach anderen die Sache so, als müßte man, so lange man eine gewisse Anhänglichkeit an den reformirten Lehrbegriff hegt, dieselbe sorgfältig verhehlen, wenn man in die theologische Gemeinschaft derer, die den Ungrund desselben von ihrer theologischen Spekulation aus erkannt haben, eintreten wolle. In der Wirklichkeit liegt nun die Sache allerdings nicht so; allein daß sie nicht zum Schaden brüderlich-evangelischer Gemeinschaft und ächter theologischer Bildung dahin komme, dazu bedarf es wohl genauerer symbolisch-dogmatischer Erörterungen. Einen Beitrag dazu wünsche ich in Folgendem zu liefern, indem ich zuerst die wahre Bedeutung der reformirten Abendmahlslehre darzustellen suche, sodann einige Stellen in Dr. Guericke's Kirchengeschichte dem Urtheil unterwerfe, und zuletzt einige Betrachtungen über die gegenwärtige Stimmung der Partheien in Bezug auf diese Lehre hinzusetze.

I. Es erscheint schon von vorn herein sehr unhistorisch, einen so weitgreifenden und langdauernden Gegensatz wie den der reformirten und Lutherischen Abendmahlslehre, lediglich aus der verschiedenen Individualität zweier oder mehrerer reformatorischer Männer abzuleiten, da es einleuchtet, daß derselbe sich nicht kirchlichbedeutend erhalten und fortgebildet hätte, wenn er selbst nicht schon in einem tieferen Gegensatz, der zugleich ganze Gebiete der Kirche in Bezug auf ihre national menschliche Seite durchdringt, gegründet gewesen wäre. Noch weniger ist es von vorn herein vorauszusetzen, daß die eine der hier erscheinenden Lehrformen schlechthin falsch, die andere so durchaus die wahre sey, daß sie niemals das Bedürfniß empfinden müsse, das innerste Princip der anderen anzuerkennen, und sich durch Aufnahme desselben zu ergänzen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 26. November.

N^o 95.

Über die Abendmahlslehre der Reformirten Kirche.
Nebst Bemerkungen gegen Stellen in Dr. Gue-
rike's Kirchengeschichte.

(Fortsetzung.)

Man hat nun zwar schon seit längerer Zeit die Sache so vorgestellt, daß das Lutherthum mehr in dem Gemüthe, das reformirte Wesen mehr in dem Verstande wurzele; allein auch diejenigen, welche nicht eben dadurch schon das Reformirte als das Halbgläubige, als das Trockene und Rationalisirende bezeichnen wollten, haben doch damit noch gar nicht klar gemacht, welche Bedeutung dieser Gegensatz in der christlichen und namentlich der Evangelischen Kirche selbst habe. Bloß den Verstand für sich ausbilden und walten lassen, ist freilich so wenig etwas Religiöses als etwas Evangelisches. Allein bloß dem Gemüthe sich hingeben ohne Rücksicht auf eine verständige Durchbildung und Aussprechung des Dogmas, kann in der That weder einen kirchlichen noch einen doktrinellen Werth haben. Näher treten wir der Sache selbst, wenn wir beachten, wie eine gewisse Hervortretung des Verständigen in der Reformirten Kirche bedingt war durch die Art, wie das kirchliche Gemeinleben in dieser Kirche sich entwickeln sollte. Daß dieses gleichsam in einer reineren Herauscheidung aus dem übrigen Volks- und Staatsleben sich entwickelte als in der Lutherischen, daß eigentliche kirchliche Gesellschaftsformen in jener von jeher mehr ausgebildet worden sind, nehmen wir hier als unbestrittene Thatsache an; und wie man auch über diese Thatsache selbst urtheilen möge, wie man sie auch in Bezug auf eine denkbare höhere Zusammenfassung des kirchlichen mit dem Volks- und Staatsleben als eine Einseitigkeit oder als ein aufzuhebendes Moment betrachten möge: darüber sind wohl alle Verständige einig, daß diese Thatsache selbst nichts Unchristliches sey, daß sie wenigstens noch nicht das Böse, das Falsche, das Zerstörende sey, sondern im Gegentheil, daß sie etwas sehr Gutes, etwas der Lutherischen Kirche Fehlendes, und in Bezug auf das Gemeinleben der evangelischen Christenheit, etwas das Consistorialprincip der Lutherischen Kirche wohlthätig Ergänzendes in sich enthalte. Wer auch dies läugnen wollte, den würde nicht nur die Anschauung der kirchlichen Zustände von England, Schottland und Holland, ja von einem kleinen Theile des nordwestlichen Deutschlands widerlegen, sondern er würde auch die Stimmen der edelsten Lutherischen Theologen, von Spener bis auf die heutige Zeit, entweder gar nicht oder vergebens vernommen haben.

Diesen kirchlichgesellschaftlichen Bildungstrieb einmal anerkannt, müssen wir auch zugeben, daß er mit bestimmterer Her-

vorhebung des Verständigen im Lehrbegriffe in Wechselwirkung treten mußte. Denn in einem kirchlichen Gesellschaftsleben gemeinsam anerkannt und fortgebildet werden kann nur das, was in verständiger Objektivität hingestellt werden kann, und nur dieses einigt sich mit dem ganzen Geiste der Gemeinheit, der Formbildung, der Gliederung, den ein solches Gemeinwesen in sich trägt. Auf der anderen Seite, ist der objektivirende Verstand, auf dem Grunde des lebendigen Glaubens, in der Bildung des Lehrbegriffs einmal zu der mit keinem Rechte abzuwehrenden Thätigkeit gelangt: so bedarf eben diese immer von neuem der kirchlichgesellschaftlichen Haltung, da sie einsehen muß, daß ohne eine solche die Willkühr des sich vom göttlichen Worte losreisenden Verstandes in der Kirche Zerrüttung anrichten, und dasjenige Mystische angreifen würde, was im Wesen des christlichen Glaubens selbst liegt. Weit entfernt, das wahre und eigentliche Geheimniß, namentlich im Verkehre Christi mit der Kirche, fallen zu lassen, läßt der kirchlich und symbolisch thätige Verstand es nur liegen da, wo es allein seyn kann, in der Tiefe des Gemüths der Kirche, ohne den Versuch zu machen, es über sein Gebiet hinaus in die Verstandesbestimmung hinein-zuziehen. Grade aus Ehrerbietung vor dem Heiligthum des wahren geistlichen Geheimnisses geht der Verstand nur bis dahin, wo er das Daseyn desselben aufweist, nicht aber bis zum Versuche, es begriffsmäßig zu erklären; und grade deshalb, um die Hegung des wahren Geheimnisses in der Kirche zu schützen, baut er sie in ihren realen Verhältnissen und in ihren symbolischen Bestimmungen mit der ganzen Sorgfalt aus, welche nöthig ist, die Willkühr, den Unglauben und die Vernünftelei fern zu halten. Hieraus ergibt sich, wie ungerecht, ja wie unwissend die Behauptung sey, die Reformirte Kirche zerstöre durch ihr Princip die ächte Mystik und hulldige einer trockenen Auflösung des Glaubens in Begriffsformen. Ist ehrerbietig wirken lassen, ist verständig umzäunen, ist Nichtwiedervollen von dem Unausprechlichen Zerstörung? Dann müßten Wortkriege und Veröffentlichungen subjektiver Erfahrungen als solcher die wahren Werke zum Aufbauen der Kirche seyn. Und wer, der mit einiger Aufgeschlossenheit des Sinnes die Werke der älteren reformirten Theologen, eines Calvin, Ursinus, Coccejus, Biringa, Baxter, Doddridge, und unter den neueren eines Wesley, Fletcher, Moulinié, Schleiermacher u. A. gelesen hat, kann verkennen, wie neben einer mehr oder minder bedeutenden Verstandesbildung ein mächtiger Hauch reiner, heiliger Mystik, d. h. tiefwaltenden Gemeinschaftsgefühls mit dem lebendigen Christus, diese Werke durchzieht. Hieran knüpft sich die für die nachfolgende Betrachtung wichtige Bemerkung, daß

es eine weitverbreitete Gewöhnung der älteren reformirten Theologen ist, die im sechsten Capitel des Evangelisten Johannes enthaltene Beschreibung der geistlichen Lebensgemeinschaft des Gläubigen mit Christus, als den Ausdruck dessen anzusehen, was im Wesentlichen immer statt findet, nur zuweilen zu vollem Bewußtseyn kommt, und was zugleich stets mehr ist als die bloße Mittheilung des heiligen Geistes, nämlich das durch den Geist Erfülltwerden mit dem lebendigen Worte, als der realen, das verklärte Leibliche in sich schließenden Selbstmittheilung Christi. Dessenungeachtet soll nicht geläugnet werden, daß bei denjenigen reformirten Schriftstellern, die durch persönliches Zurückbleiben, oder durch einseitige theologische Richtung, oder endlich schon durch die Abschwächungen der gesammten kirchlichen Entwicklung abgehalten wurden, in das vollere, allein eigentlich kirchlichsymbolische Bewußtseyn der Calvinischen Lehrbildung einzugehen, und bei der Zwinglischen Vorstellung stehen blieben, eine Unbewußtheit des mystischen Gehalts in der gesammten christlichen Lehre sich zu erkennen gibt, welche ein Mangel, ja eine Armuth ist, und die dennoch ungerecht beurtheilt wird, sobald man sie allein schon für Mangel des Glaubens ausgibt. Und auch Zwingli selbst hatte wegen seines lebendigen Glaubens an den Sohn Gottes noch mehr Mystisches, als er selbst wußte und auf den ersten Blick zu haben scheint.

Fragen wir nun, wie von diesem allgemeinen Standpunkte des Glaubens an eine reale, wesentlich mystische Gemeinschaft der Kirche und jedes Gläubigen mit Christus aus die Abendmahlslehre in der Reformirten Kirche sich gestalten mußte und durfte: so ergibt sich ein Positives und ein Negatives, dessen Verknüpfung das Eigenthümliche des reformirten Dogmas in diesem Artikel ausmacht. Das Positive ist die wirkliche Vereinigung des Genusses von himmlischen und irdischen Dingen. Die himmlischen sind Christus selbst, nach seiner Gottheit und Menschheit, nach seinem Verdienst und seiner verklärten Leiblichkeit. Die irdischen sind Brodt und Wein, dazu geordnet, daß sie jenen himmlischen und geistlichen, aber nicht minder realen Genuß dem Gläubigen vermitteln. Diese Vereinigung, und die wirkliche Mittheilung des wirklichen Leibes und Blutes Christi lehrt die Reformirte Kirche so bestimmt, als sie einerseits in allem Leben des Glaubens ein rechtes Haben des ganzen Christus erkennt, und andererseits das heilige Abendmahl als dazu geordnet ansieht, diesen, der Sache nach freilich auch außer ihm statt findenden Genuß auf sakramentliche Weise in höherem Grade mitzutheilen, und eben damit die ganze Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser zu versiegeln. Mittheilung der Sache und Versiegelung des Glaubens in innigster Vereinigung und Wechselwirkung sind die beiden Grundideen des reformirten Dogmas, ohne deren Zusammenfassung dasselbe durchaus nicht verstanden werden kann. Wollte man einwerfen, die Annahme, daß dem Wesen nach dieselbe Sache, das verklärte leibliche Leben Christi, auch außer dem Abendmahl Christi genossen werden könne, verringere, ja zerstöre die Bedeutung des Abendmahls, als welches ja nun vielleicht auf quäkerische Weise ohne

das sichtbare Zeichen genossen werden könne: so stellt sich diesem Einwurfe die Antwort entgegen: der Herr hat im Abendmahl eine Versiegelung unserer, durch seinen Tod erworbenen Lebensgemeinschaft mit ihm selbst geordnet, welche selbst eine eigenthümliche höhere Mittheilung seines Leibes und Blutes, d. i. seines verklärten leiblichen Lebens, ist, und nicht ohne äußerste Eeringachtung des Herrn oder großen Irrthum könnte Jemand diese Mittheilung in der Versiegelung zurückweisen oder ungebraucht lassen. Wollte Jemand, einseitig von dem Gesichtspunkte der Versiegelung ausgehend und dadurch auf den Zwinglischen Standpunkt zurücktretend, die wesentliche Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl läugnen, so würde das reformirte Dogma ihm sagen: Es gibt keine Versiegelung ohne Mittheilung, die göttliche und sakramentliche Versiegelung besteht eben darin, daß die Fülle des überhaupt Mittheilbaren unter sinnlicher Anschaulichmachung dem Gläubigen dargeboten und gegeben wird. Denn wie alles göttliche Wort das Leben und die That in sich trägt, so ist das göttliche Zeichen im Sakrament, ungeachtet dessen, daß es Zeichen ist und bleibt, ein mit der Sache verknüpft, ein die Sache mit sich führendes, zur Sache mit göttlicher Kraft den Gläubigen hinbringendes. Es ist unnütz, mit Stellen der Symbole zu beweisen, daß dies die positive Lehre der Reformirten Kirche sey, da alle Symbole, mit mehr oder minderer Deutlichkeit, dieselbe aussprechen. Es genüge an einigen der entscheidendsten Aussprüche. Heibelb. Katechismus Fr. 79.: „Christus will durch dies sichtbare Zeichen und Pfand versichern, daß wir so wahrhaftig seines wahren Leibes und Blutes durch Wirkung des heiligen Geistes theilhaftig werden, als wir diese heilige Wahrzeichen mit dem leiblichen Mund zu seinem Gedächtniß empfangen.“ Conf. helvetica major art. 21.: „Et qui foris vera fide sacramentum percipit, idem ille non signum duntaxat percipit, sed re ipsa quoque, ut diximus, fruitur.“ Conf. gallicana, art. 37.: „Credimus, tam in coena quam in baptismo, Deum nobis reipsa, id est vere et efficaciter donare quicquid ibi sacramentaliter figurat, ac proinde cum signis jungimus veram possessionem ac fruitionem ejus rei, quae ibi nobis offertur.“ Declaratio Thoruniensis art. 6.: „Unio sacramentalis — non consistit in nuda significatione, neque tantum in obsignatione, sed etiam in conjuncta illa et simultanea rei terrenae et coelestis, quamvis diversimoda, exhibitione et communicatione.“

Das Negative der reformirten Abendmahlslehre betrifft die Annahme einer solchen Vereinigung der himmlisch-leiblichen Substanz Christi mit Brodt und Wein, welche unabhängig vom Glauben des Genießenden, durch eine Art räumlicher Mitexistenz, während der ganzen Handlung des heiligen Abendmahls objectiv statt findet, weshalb der Leib und das Blut Christi auch von den Ungläubigen genossen werde. Die Gründe dieser Negation sind vorzüglich die beiden, daß die Einsetzungsworte dazu nicht nöthigen, und daß die richtige Lehre von der Person Christi und der Natur des Sacraments jene Annahme theils nicht

gestatte, theils überflüssig mache. Der eine Grund ist negativ, der andere enthält etwas sehr Positives, und es läßt sich leicht zeigen, wie die reformirte Lehre von ihren Prämissen aus jene Negation festhalten mußte und durfte, ohne das Mystischgöttliche des Abendmahls irgendwie zu gefährden.

Achten wir zuerst auf die exegetische Seite der Frage, so wird jeder billige Anhänger des Lutherischen Dogmas zugeben müssen, daß das *ἔστι* der Einsetzungsworte nur könne, nicht nothwendig müsse so erklärt werden, daß es die eigenthümlich Lutherische Vorstellung des in, cum et sub enthält. Denn an sich genommen in der strengen Bedeutung des *ἔστι* würde es offenbar mehr für die scholastische Lehre von der Transsubstantiation sprechen. Daß es nicht so genommen wird, hängt also von anderen Voraussetzungen ab, und wenn diese, nach dem Standpunkte der Reformirten Kirche, wie sich noch näher zeigen wird, der Consubstantiation nicht günstig sind, so liegt auch für sie in dem *ἔστι* keine Nothigung, diese anzunehmen. Auch vorausgesetzt (worüber wir hier nicht entscheiden wollen), ob das *ἔστι* nicht vielleicht allein durch „ist“ erklärt werden müsse, hängt die Bedeutung des Ganzen der Einsetzungsworte offenbar erst von der Auffassung der Worte *σῶμα* und *αἷμα* *τῆς καινῆς διαθήκης*, oder nach 1 Cor. 11, 25., *ἡ καινὴ διαθήκη ἐν τῷ ἑαυτοῦ αἵματι* ab, und wenn es Jemand sich erlaubt hielte, mit Rücksicht auf die wichtige Stelle 1 Cor. 10, 16., *σῶμα* als Gemeinschaft des Leibes, reales Zeichen des Leibes u. s. w. zu erklären: so wäre die Bedeutung des *ἔστι* nicht in dem Grade wichtig, als Luther sie nahm. Auf jeden Fall aber (und darauf allein kommt es hier an) kann es den reformirten Theologen nicht als eine Untreue angerechnet werden, daß sie nicht um der Einsetzungsworte willen die Lutherische Vorstellung annehmen, vielmehr erscheint es, bei der schärferen Verstandesthätigkeit im exegetischen Gebiet, die man als etwas Gutes, wenigstens dem Decolampad und Calvin nicht absprechen wird, als eine natürliche Erscheinung, daß sie die weitere Bedeutung des *ἔστι* geltend machten, und dadurch den an sich richtigen Gang in dieser Verhandlung einschlugen, die Auffassung des Dogmas nicht allein von der Auslegung der Schriftworte, noch weniger von der des *ἔστι* abhängig zu machen.

Und daß es nicht möglich war, die Frage allein auf diesem Gebiete zu halten, das zeigt das Verfahren Luther's und seiner Nachfolger durch die Herbeiziehung der Lehre von der Idiomencommunication und von der Ubiquität. Luther zwar, nachdem er sie im Streite mit Zwingli stark gebraucht, zog sich davon zurück, und beschränkte sich in seinen letzten Streit-schriften lediglich auf die exegetische Beweisführung (Planck Geschichte der Protestant. Theol., 3ter Bd. S. 787.). Es ist aber bekannt, mit welchem Eifer seit dem Jahre 1559 die Schwäbischen Theologen eben die Ubiquitätslehre nicht mehr bloß dem Zwinglianismus, sondern dem, was sich nun schon als positive Calvinische Lehre ausgebildet hatte, entgegenstellten, und wie erst dadurch und durch die symbolische Fixirung dieser

Lehre in der Concordienformel, die Scheidung zwischen Lutheranern und Reformirten so groß und bleibend wurde.

So wenig die ganze Art, wie die Communications- und Ubiquitätslehre von den Lutherischen Theologen in theologischer und kirchlicher Beziehung behandelt worden ist, mir eine von manichfaltigen Fehlern freie gewesen zu seyn scheint, so gehöre ich doch nicht zu denen, die das wichtige Moment dieser Lehre verkennen, und ich würde mich, in allgemein theologischer Beziehung, wenigstens nicht schlechthin auf die Seite der reformirten Theologen gestellt haben. Das Wahre und ächt Kirchliche in diesen Dogmen ist offenbar das Bestreben, die reale Gegenwart des ganzen Christus, nach Gottheit und Menschheit, nach Geist und Leib, dem Bewußtseyn der Kirche, und dadurch das trostreiche Gefühl der vermittelt der verkörperten Menschheit noch stets die Gläubigen weidenden und stärkenden Persönlichkeit des Erlösers zu erhalten. Es mag auch immerhin nöthig gewesen seyn, dies in der Lehre von der Idiomenmittheilung bis zu einem gewissen Grade zu objectiviren (nur hätte nie geläugnet werden sollen, daß die Reformirten in ihrer redlich bekannten Lehre von der persönlichen Vereinigung der Gottheit und Menschheit in Christus das Wesen der Sache völlig besaßen); es mag auch eine gewisse relative Ubiquität des Leibes Christi, d. h. die Fähigkeit Christi, seine verkörperte leibliche Natur dahinwirken oder da seyn zu lassen, wo er will, zugegeben werden müssen: dies Alles betrifft den Hauptpunkt nicht, sondern die Frage war, ob die Weise der Lutherischen Theologen, die Ubiquitätslehre auf die Abendmahlslehre anzuwenden, richtig und unbedenklich war. In dieser Beziehung fühlten die Reformirten sich und ihre gesammte wohlbegründete Anschauung verlegt, und hatten das vollständige Recht, dieser Verletzung durch gewisse Grundsätze über die Person Christi und über das Wesen der sakramentlichen Vereinigung mit Christus entgegenzutreten. Dies wird, hoffe ich, durch folgende Bemerkungen klar werden.

Erinnern wir uns an die Art, wie, in Folge der früheren Schriften Luther's, Limann, dann die Schwäbischen Theologen, Brenz an ihrer Spitze, fast eine absolute Ubiquität des Leibes Christi behaupteten, eine *πανταχοῦσία*, welche zum Theil mit überspannten Ausdrücken gelehrt wurde, so war es klar, daß die Gefahr drohte, eine reine und schriftmäßige Vorstellung von dem auch in der Verherrlichung noch Mensch gebliebenen Mittler zu verlieren, und dafür eine phantastische, an das Eutychianische streifende von einem körperlich-räumlich in allem Irdischen und Natürlichen seyenden Christus zu erhalten. Dies allein mußte schon die reformirten Theologen bestimmen, die Vorstellung von der auch in der Verkörperung statt findenden Umschreibung und Beschränkung der menschlichen Natur Christi aufzufassen, weil sie das Bedürfnis fühlten, das Menschliche in Christus, eben um es nicht zu verlieren, also recht antignostisch, auch umschrieben zu denken, wobei sie das Organseyn der menschlichen Natur Christi für alle Wirkungen seiner Gottheit um so bestimmter festhalten konnten, als sie sich dieses geheiligte Organ der verherrlichten Menschheit Christi in einem wirklich räum-

lichen Mittelpunkte der gesammten Schöpfung wirksam dachten, eine Vorstellung, die, ungeachtet es leicht ist, sie von einem ungeistlichen Standpunkte aus zu parodiren, eben so ehrwürdig und eben so schriftmäßig ist als irgend eine andere, die sich auf das Königliche Amt des Erlösers bezieht.

Aber wichtiger war dieses. Immerhin mochten die Lutherischen Theologen die absolute Ubiquität zur relativen reinigen, immerhin konnten die reformirten ihnen zugeben, daß Christus seinen Leib auch im Brodte seyn lassen könne (und in der That, sie hätten dies nicht hin und wieder so hartnäckig bestreiten sollen), allein sie bedurften der ganzen Auffassung der Sache von dieser Seite gar nicht, weil sie überzeugt waren, von ihrem Standpunkte aus dieselbige Sache schon reiner und vollkommener anzuschauen. Und dieser Standpunkt war kein anderer als der der vermittelnden Wirksamkeit des heiligen Geistes zur Vollbringung des sakramentlichen Genusses Christi. Dieser Standpunkt beruhte auf dem sehr ausgebildeten und lebendigen Begriffe von der Kirche. Eben weil das Sakrament nur für die Kirche gestiftet ist, und weil in der Kirche, als der gegliederten Gesamtheit der Gläubigen, der heilige Geist waltet: so muß auch das Eigenthümliche der sakramentlichen Handlungen so gefaßt werden, daß das Mystische darin durch den heiligen Geist vermittelt wird; wenn es aber durch diesen vermittelt wird, so hört zwar das Irdischräumliche (im Abendmahle Brodt und Wein), nicht auf, wesentlicher Theil des Sakraments zu seyn, aber die himmlische Mittheilung wird vermittelt des heiligen Geistes, wie er das Band zwischen Christus und dem Gläubigen ausmacht, so (zwar nicht getrennt von dem Zeichen aber) über das Zeichen hinausgehoben, daß die Frage nach dem räumlich Gegenwärtigen des Himmlischen gar nicht entsteht, sondern im Glauben, wie er nach dem Himmlischen begehrt, abgewiesen wird. Christus bindet die Mittheilung seines Leibes an die Darreichung und den Genuß des Brodtes, aber die himmlische Gabe des Leibes selbst wird unter solcher Wirkung des heiligen Geistes angeeignet, wobei die irdischräumliche Existenz absorbiert wird (daß ich mich so ausdrücke) durch das reale und zugleich geistliche Sichmittheilen. Dies drückt die Reformirte Kirche so aus: die Seele des Kommunikanten wird gen Himmel erhoben, und genießt da den wirklichen Leib Christi, d. h. im Zusammenhange der ganzen Theorie: der Genuß des Leibes Christi ist an sich etwas Leibliches, aber so durch den heiligen Geist vermittelt, daß das eigenthümliche Daseyn des mitzutheilenden Leibes über den Raum erhaben, mystisch und nur dem Glauben fühlbar ist. Ähnliches, obwohl nicht Gleiches, sagt auch die Lutherische Kirche. Auch sie will krasse Begriffe von Impanation fern halten, auch nach ihr soll die Gegenwart des

Herrn eine „geistliche, übernatürliche und himmlische seyn,“ auch sie nennt den Genuß „ein wahrhaftig, doch übernatürlich Essen des Leibes Christi (Walch's Concordienbuch S. 568.),“ allein sie leitet diese übernatürliche und geistliche Beschaffenheit nie von der Mitwirkung des heiligen Geistes, und dem durch sie gegründeten Wechselverkehre Christi und der Gläubigen ab, sondern bloß von dem allmächtigen Willen des Herrn, der grade so im Abendmahl seyn wolle, daher sie auch die Verbindung des Leibes und Blutes Christi mit dem Brodte und Weine auf die ganze Dauer der Abendmahlsfeier erstreckt, und als eine solche ansieht, deren der Ungläubige auch theilhaftig wird, während die Reformirte Kirche consequenter Weise nur eine Vereinigung im Genusse selbst annimmt, und zwar bei dem genießenden Gläubigen. Den außerhalb der Gemeinschaft des heiligen Geistes Stehenden sieht sie als völlig unfähig an des wirklichen Empfangens der himmlischen Gabe.

Dies ist also der wahre Unterschied des reformirten und des Lutherischen Dogmas. Jenes zieht den Begriff des kirchlichen Gemeinschaftslebens entscheidend mit hinein in die ganze Anschauung des Sakramentsgenusses, und erhält dadurch mystisch unräumlichen Genuß des Leibes Christi durch Vermittelung des heiligen Geistes, und Ausschließung der nicht in den Bereich der Geistesgemeinschaft Eingetretenen, berücksichtigt aber weniger die Bedeutung der Elemente. Das Lutherische Dogma nimmt diese so wichtig, daß es die leibliche Gegenwart des Herrn als eine Verbindung mit diesen ansieht, welche abgesehen von der Geistesgemeinschaft zwischen Christus und seiner Kirche besteht, so daß es auch die Ungläubigen, als den Leib des Herrn empfangend, ansieht. So reducirt sich die Eigenthümlichkeit des reformirten Dogmas auf jenen festen und reinen Begriff von geistlich-realem Daseyn der Kirche, und auf die hierin gegründete immerwährende reale Mittheilung Christi an die Gläubigen, und die wesentlichen Grundbegriffe der reformirten Lehre erscheinen so wenig als auf halbem Wege stehen geblieben,*) oder gar als auf rationalistischer-spiritualistischem Boden erwachsen, daß man vielmehr sagen muß, sie stellen eine schöne in sich geschlossene Entwicklung dar, welche grade von dem ächt Realen des Daseyns einer von dem Herrn unzertrennlichen Kirche ausgehend, zurückführt zu dem höchsten und heiligsten Befestigungsmittel dieser Gemeinschaft im heiligen Abendmahl.

(Schluß folgt.)

*) Dies behauptet zwar auch Dr. Sartorius in seiner bekannten Abhandlung, aber wohl nur deshalb, weil er in dieser sonst so trefflichen Arbeit den tiefen Gehalt der Calvinischen Lehre nicht gehörig von der nicht symbolischen Zwinglianischen Theorie unterschieden hat.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 30. November.

N^o 96.

Über die Abendmahlslehre der Reformirten Kirche.
Nebst Bemerkungen gegen Stellen in Dr. Gue-
rike's Kirchengeschichte.

(Schluß.)

Hieran knüpft sich eine Bemerkung über eine mehr praktische Seite der reformirten Abendmahlslehre, welche einen gewissen Aufschluß gibt über ihr Verhältniß zum Liturgisch-sacramentalen dieser Kirchenparthei. Die reformirte Lehre faßt den Abendmahlsgeuß nicht bloß als Versiegelung des Gnadenstandes, dies zeigt unsere ganze Darstellung, und die oben angeführte Stelle aus der Declaratio Thoruniensis sagt es ausdrücklich. Allein sie faßt ihn beinahe überwiegend so. Dies hängt mit ihrer Annahme einer fortwährenden mystischen Vereinigung mit dem Erlöser zusammen. Da aus diesem Grunde ihr das heilige Abendmahl nur der höchste Grad der Selbstmittheilung Christi ist: so ist es natürlich, daß sie das, was es einzig ist, auch vorzugsweise hervorhebt, nämlich Versiegelung der durch Jesu Tod erworbenen Veröhnung, Versiegelung durch Mittheilung, Mittheilung zur Versiegelung unseres Antheils an dem versöhnenden Tode Jesu. Auf diese Weise regt sie an zu einem demüthig vertrauenden Hinblick auf das einst gebrachte Opfer, und darf den Genuß als thatächlich göttliche Glaubensstärkung an das uns umfassende Verdienst Christi ansehen, aus welcher sich dann mit Nothwendigkeit eine heiligende Dankbarkeit entwickelt. Dies ist eben die Seite, welche Zwingli so schön ausgebildet hatte, und von welcher aus sich der Übergang und die Erhebung seiner Ansicht in die mystisch volle des Calvin beobachten läßt. *) Ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, daß die Seite der Versiegelung dem Lutherischen Dogma fehle; aber ich möchte darauf hinweisen, daß wenn dasselbe in seiner ganzen Strenge einseitig gefaßt wird, dann das Interesse für den einzigen geheimnißvoll nährenden Genuß das Verlangen nach Versiegelung einigermaßen in Hintergrund stellen müsse.

Man würde die bisherige Auseinandersetzung mißverstehen, wenn man darin die Absicht suchte zu beweisen, daß die Lehre der Reformirten Kirche vom Abendmahl die absolut wahre und schlechthin vollkommene sey. Vielmehr ist es grade von dem Gesagten aus leicht zu zeigen, wie sie einer Ergänzung bedarf, welche aus der Hinzunahme eines in der Lutherischen stärker

waltenden Elements entsteht, wie aber auch umgekehrt das Lutherische Dogma nur durch die Aufnahme des in der Reformirten zur Klarheit gekommenen Principis allein erst eine vollständige theologische Haltung gewinnen könne. Das Lutherische Dogma hat nämlich zwar keineswegs Recht, zu dem reformirten zu sagen: du erkennst nicht an die Darreichung des wahren Leibes und Blutes Christi. Dieser Vorwurf wird immer ein unwahrer, unbegründeter und ungerechter bleiben, denn dieser reale Genuß ist dem Reformirten durch die Aussprüche Christi und der Apostel und durch die Natur des Sacraments eben so gewiß als dem Lutheraner. Aber wohl darf dieser sagen: du weist zu wenig nach, wie der Genuß des Brodtes und Weines mit dem Genusse des Leibes und Blutes zusammenhängt, denn die Vermittelung durch den heiligen Geist (die wir dir zugeben) schließt nicht aus die Vermittelung durch das leibliche Essen und Trinken. Es ist also deine, noch nicht gelösete Aufgabe, das von dem Herrn geordnete Zugleichseyn des doppelten Genusses auch zu fassen als ein Ineinanderseyn der himmlisch verklärten Substanz des Leibes Christi mit der irdischen Substanz der Elemente, unter der Voraussetzung der geistlichen Lebenssphäre, in welcher die communicirende Kirche mit Christus steht. Auf der anderen Seite hat zwar die Reformirte Kirche nicht Recht zu der Lutherischen zu sagen: Es gibt keine Art von Einheit des Leibes Christi mit den Elementen des Brodtes und Weins, und in der That hat sie auch schon immer zugestanden, daß es eine sacramentliche Einheit zwischen beiden Substanzen gebe. Allein sie hat vollkommen Recht zu ihr zu sagen: Du mußt es aufgeben, diese Einheit unabhängig von der durch die Wirksamkeit des heiligen Geistes vermittelten Glaubensempfänglichkeit der Kirche darzustellen, bloß von Seiten des allmächtigen Willens Christi, dieselbe während der äußeren Dauer einer Abendmahlsfeier zu bewirken, und mußt vielmehr die geistliche Empfänglichkeit der Kirche als ein wirkliches Factum von vorn herein mit in die ganze Auffassung des Mystischen und Übernatürlichen der Sache hineinziehen. Auf diese Weise würde sich dann das Resultat ergeben, daß beide Dogmen zu ihrer vollständigen theologisch-kirchlichen Durchbildung einander gleichmäßig bedürfen, daß also die gesetz- und schriftmäßig besonnene Zusammennehmung beider Standpunkte die wahre Mitte zwischen den einander entgegengesetzten Irrthümern der scholastisch-katholischen und der Zwinglischen und hyperzwinglischen Lehre darstellen. Somit erscheint es als unrichtig, daß die streng Lutherische Ansicht für sich diese Mitte sey, eine Behauptung, welche nur diejenigen fortwährend aufstellen können, welche es sich erlauben, den wesentlichen Unterschied der Calvini-

*) Auch die Zwinglische Ansicht ist nicht die einer bloßen Erinnerungsfeyer; sie ist die von dem geistlich kirchlichen Genießen des Sakraments Christi; Calvin's Lehre dagegen die von dem geistlich realen Genusse des wahren Leibes und Blutes Christi.

schen Lehre von der Zwinglischen zu ignoriren oder leicht darüber hinwegzugehen. *)

II. War nun die Reformirte Kirche von Calvin an auf den Glauben an eine reale communicatio Gemeinschaft mit dem Erlöser, deren göttliches Erneuerungsmittel das heilige Abendmahl ist, gegründet: so konnte dieser Charakter nicht anders als in ihrer geschichtlichen Entwicklung sich kund thun, und grade von der Geschichte durfte erwartet werden, daß sie die Pfeile einer zum Theil so sehr befangenen Polemik abstopfen werde. Desto betrübender ist der Versuch eines neueren Kirchenhistorikers, nämlich Dr. Guerike's, die härtesten Urtheile über den Grundcharakter der Reformirten Kirche, aus einer unhistorisch-polemischen Auffassung ihrer Abendmahlslehre, auf dem Boden der Geschichte selbst begründen zu wollen. Zwar kann dieser Versuch als durch unsere obige Darstellung schon hinreichend widerlegt angesehen werden. Aber gewisse Erscheinungen und Zeichen der Zeit machen es rathsam, auf einige der auffallendsten Entstellungen und dreistesten Behauptungen in der Kirchengeschichte des genannten Gelehrten hinzuweisen, damit besonders jüngere Leser jenes Werks wo möglich bewahrt werden, nicht um des allerding's sonst mannichfach schätzbaren und christlich anregenden Geistes dieses Werkes, auch einseitigen, ja grundfalschen Sätzen Glauben zu schenken. Unter den gehäuften Stellen, welche darauf abzielen, die Reformirte Kirche als in einem Grundirrtum befangen darzustellen (und zwar merkwürdiger Weise nicht wegen der in einem Theile dieser Kirche geltend gewordenen Prädestinationslehre, die der Verfasser vielmehr fast der Lutherischen aneignen zu wollen scheint), heben wir nur folgende heraus.

S. 831 u. 838.: „So hatte Calvin sehr geschickt das Objektive der Lehre vom Abendmahle zu behaupten gesucht; in Wahrheit behauptet aber hatte er es dennoch nicht, vielmehr unwillkürlich das Objektive des sakramentlichen Genusses auf das Objektive nur des Glaubens (im göttlichen Geiste) reducirt. Die wahre und reelle, die leibhaftige Gegenwart des ganzen (also persönlichen) Christus, des Gottmenschen, bei der Abendmahls-handlung war noch immer, und entschieden, geläugnet und bestritten; alle Kommunikation zwischen der Menschheit Christi und der Gemeinde war nur ideell, nur eine dargestellte; Christus in seiner vollen Persönlichkeit blieb immer nur jenseits des Irdischen, und dabei war denn seine Gottheit und Menschheit allerdings nestorianisch separirt.“

Was heißt bei Herrn Guerike das Objektive des Glaubens im Gegensatz gegen das Objektive des sakramentlichen Genusses? Das Objektive des Glaubens muß Christus seyn, wie er im Sakrament sich selbst zu geben bezeugt, also das Objektive des Glaubens ist auch das Objektive des sakrament-

lichen Genusses, es sey denn, daß die Gemeinschaft im göttlichen (d. h. heiligen) Geiste nicht gar die Erfassung des sakramentlichen Objekts hindern solle: eine Behauptung, die zu verkehrt ist, als daß wir sie dem Verfasser zumuthen sollten. Calvin, welcher redet vom Erfülltseyn des Fleisches Christi mit dem Leben seiner Gottheit, vom Sichmittheilen dieses Lebens mit jenem Fleische, soll Gottheit und Menschheit separiren? *) Und die Kommunikation, welche die Reformirte Kirche zwischen Christus und der Gemeinde lehrt, soll nur ideell seyn, während der ganze Ausgangspunkt dieser Kirche die reale Gemeinschaft mit dem erhöhten Herrn ist? Hier sind lauter Unrichtigkeiten, die eine gänzlich falsche Vorstellung von Calvin's Lehre voraussetzen und erwecken.

S. 946.: „— aber doch blieb nun immer Eine (Unlauterkeit), und zwar nicht eine rein doktrinaire, sondern eine doktrinell-sakramentliche, eine das christliche Leben tief durchdringende und vielfach bestimmende, rationalisirende Irrlehre, die vom heiligen Abendmahl und unzertrennlich damit verbunden von einer wichtigen besonderen Beziehung der Person des Erlösers, welche Irrlehre die Reformirte Kirche immer und allerwärts hegte und pflegte, die Lutherische immer und allerwärts aufs Entschiedenste und durch positivste Entgegensetzung der reinen Wahrheit verwarf, der Grund- und Hauptdifferenzpunkt, das untrügliche Schibboleth beider.“

Der Gegensatz einer rein doktrinellen und einer doktrinell-sakramentlichen Irrlehre oder Unlauterkeit, der hier aufgestellt wird, läßt vermuthen, die Reformirten irrten nicht allein in der Lehre vom Abendmahle, sondern sie haben nun auch die Handlung des Abendmahls so entstellt, daß es nicht möglich sey, bei derselben des vollen Segens des Abendmahls-genusses theilhaftig zu werden. Aber wie und wo ist dies der Fall? Die Lehre auch vom Sakrament bleibt doch immer nur eine Lehre, und wird an sich doch nichts Doktrinell-Sakramentliches in dem Sinne, wo Doktrin und Sakrament einander gegenüberstehen. Der Verf. will sagen, eine Irrlehre blieb in dem heiligsten Lehrpunkte vom Sakrament, drückt dies aber so aus wie er thut, damit das Folgende berechtigt erscheine, nämlich das innerste christliche Leben sey von dieser rationalisirenden Irrlehre durchdrungen. Als unzertrennlich damit verbunden sieht er die reformirte Irrlehre von einer besonderen Beziehung der Person des Erlösers an, und behauptet also auch, daß auch diese immer und allerwärts von der Reformirten Kirche gehegt sey. Dies soll die Lehre von der Umschreibung der menschlichen Natur Christi seyn, und diese Lehre nun, die wesentlich nichts Anderes ist als die Abwehr der Ubiquitätslehre, als unnütz zur richtigen Fassung der Abendmahlslehre, und welche ihrer Natur nach kaum anders als mit schlichtbiblischen Aus-

*) Vgl. meine Schrift: Briefe über die Union der beiden Evangelischen Kirchen; Essen, bei Bader, 1823. Zweiter Brief. Auch meine Beurtheilung der Litzmannschen Schrift: über die Vereinigung der Evangelischen Kirchen. Wissenschaftliche Beilage zum Märktischen Provinzialblatt. Mai 1818.

*) Institut. I. 4. c. 17. §. 8. Quibus verbis (Joh. 6, 48. et 51.) docet, non modo se vitam esse, quatenus sermo est Dei aeternus, qui e coelo ad nos descendit, sed descendendo vim istam in carnem, quam induit, diffudisse: ut inde ad nos vitae communicatio promanaret.

drücken populär werden kann, soll das Innerste des kirchlichen Lebens rationalisirend berühren? Diese Lehre, während wir Alle wissen, auf welche Weise von ganz anderen Fundamentalkpunkten aus der Nationalismus in die Kirche eingebracht ist? Und hat die Lutherische Kirche immer und allerwärts die beiden unzertrennlich verbundenen Irrlehren bestritten, während doch ein so großer und achtungswürdiger Theil der Lutherischen Kirche, wie die Schwedische, Dänische, Holländische, Pommersche, Hessische, Anhaltinische Kirche die Concordienformel gerade deshalb nicht angenommen hat, weil die Ubiquitätslehre darin auf eine die Trennung wegen der Abendmahlslehre vergrößernde Weise ausgesprochen war?

§. 948.: „Die sakramentliche Irrlehre in der Reformirten Kirche (und in vielen Sekten) dagegen, durch den reformirten Kultus mannichfach symbolisirt, enthielt, der sinnlichen Wahrnehmung mehr glaubend als Gottes Wort, schon in sich den lebendigen Keim des ganzen Nationalismus und rief ihn darum allmählig (wie im Holländischen Arminianismus und Englischen Deismus) nothwendig hervor.“

Heißt es der sinnlichen Wahrnehmung mehr glauben als Gottes Wort, zu sagen: Ich glaube, daß Christus mir sein Fleisch und Blut gibt, obwohl ich es nicht sehe, ich glaube es, weil ich aus dem Zusammenhange seiner Worte erschließe, er wolle mir grade davon das meine Zuversicht stärkendste Unterpfand in den sakramentlichen Elementen geben? Hat es einen Sinn, daß hierin der ganze Nationalismus liegen soll? Woher kommt es denn, daß die Englische Kirche (die als Bischöfliche und in der Form der Dissentergemeinden das reformirte Dogma vom Abendmahl mit vollem Bewußtseyn festhält) nicht nur den Nationalismus abgewehrt, sondern in der Überwindung des Heidenthums in allen Welttheilen größere Erfolge, als irgend eine andere, errungen hat? Und gesetzt, es läge ein Keim desselben darin: wo ist der Beweis, daß von diesem Punkte aus der Arminianismus und vollends der Deismus sey hervorgerufen worden, während die Geschichte lehrt, daß jener aus einer der Lutherischen verwandten Vorstellung über das Verhältniß der Gnade zur Freiheit, dieser aber von vorn herein in bewußter und gänzlicher Trennung von dem kirchlichen Leben Englands nach seinen beiden Hauptrichtungen, aus den allbekannten Gründen philosophischer Abstraktion, hoffärtiger Verkennung des menschlichen Verderbens und kalter Verachtung der kirchlichen Gemeinschaft hervorgegangen ist. Und jene Elemente des Stozes und der Eitelkeit will der Verf. aus der Abendmahlslehre der Reformirten Kirche ableiten, und will der Schwesterkirche als solcher zur Schuld anrechnen, was die Frucht des verderbten unkirchlichen Weltsinnes war? Dies ist dieselbe Betrachtungsweise und Schlußart, nach welcher die Feinde der Reformation aus dieser die Revolution ableiten, und eines solchen Verfahrens sollte sich ein Schriftsteller nicht schuldig machen, der den Werth und das Recht der Reformation mit Wärme auffaßt.

III. Doch genug der Beispiele um zu zeigen, wohin eine einseitige, sich selbst in immer engeren Kreisen festbauende par-

theiische Liebe zu einer Kirchenparthei auch solche zu führen vermag, die die Kirche selbst schon deshalb ohne Zweifel lieben, weil sie den Herrn lieben, die aber nicht freien Blick genug zur Anerkennung der von dem Herrn selbst theils geordneten, theils gestatteten Eigenthümlichkeiten sich bewahrt und angeeignet haben. Nicht ohne Widerstreben habe ich auch nur diese wenigen polemischen Bestandtheile in diese Abhandlung aufgenommen, aus Furcht, einer alten unkirchlichen Streiführung auch nur äußerlich nahe zu kommen. Allein jeder Unbefangene wird erkennen, wie es hier eben so sehr auf eine historische Berichtigung als auf eine kirchliche Selbstvertheidigung ankam. Und in der That, einer solchen darf sich die Reformirte Kirche, so lange sie noch irgendwie als eine abgesonderte besteht, und der Union nur erst entgegengeht, ohne daß diese schon gänzlich vollzogen wäre, nicht entziehen. Die erste Bedingung einer kirchlichen Union ist ächtchristliche, ächtkirchliche Achtung, die eine jede Parthei der anderen entgegenträgt. Und diese Achtung schließt Selbstachtung in sich, Bewußtseyn einer jeden Parthei, daß sie sich unirt, nicht um absorbiert und erdrückt zu werden, sondern um voller und reiner fortzuleben, nicht weil sie lediglich empfangen müßte zur Fristung ihres Lebens, sondern weil auch sie zu geben im Stande ist. Die Reformirte Kirche in Deutschland (denn von dieser handelt es sich allein in Bezug auf die Unionsfrage) hat mannichfaltige dringende Gründe, die Union mit der Deutsch-Lutherischen zu wünschen, und fühlt sich im innersten Lebensprincipe mit dieser Eins, deren Vorzüge sie neidlos anerkennen kann. Aber sie hat gar keine Gründe, die Union unter dem Geständnisse, sich sonst nicht halten zu können, und unter der Bereitwilligkeit, ihr eigenthümliches Princip fallen zu lassen, einzugehen. Und in der That, etwas und viel von dieser Art müßten ihr diejenigen zu, welche schon vor geschlossener Union zu ihr sagen: Wir haben die Wahrheit, du hast den Irrthum, und damit du diesen ablegest, wollen wir dich aufnehmen. Die persönlichen Entwicklungen und Wahlverwandtschaften im kirchlichen Leben verdienen alle Achtung, daher die Evangelische Kirche sogar Achtung zollen kann denen, die von ihr zur Römischen übertreten, vorausgesetzt, daß sie sich überzeugt hat, daß keine unreine weltliche Beweggründe dabei gewirkt haben. In viel höherem Grade wird die Reformirte Kirche denjenigen ihrer Glieder ihre Achtung und Liebe erhalten, die zur Lutherischen Kirche übertreten, weil die Abendmahlslehre der Lutherischen Bekenntnisschriften sie mehr befriedigt als die der Reformirten. Aber billigen kann die Reformirte Kirche den Schritt dieser ihrer bisherigen Glieder niemals; denn sie kann niemals, so lange sie als abgesonderte Kirche besteht, aufhören, die Union (zu welcher alle einzelne Glieder in ihrer Stellung mitzuwirken haben) als die einzig würdige Art anzusehen, unter welcher sie einwilligen kann, als eigene kirchliche Gesellschaft nicht mehr zu bestehen. Sie kann niemals aufhören, die Überzeugung festzuhalten, daß ihre Glieder, wenn sie den wahren Sinn und Zusammenhang ihrer Abendmahlslehre hinreichend gründlich erforscht und in sich erlebt hätten, kein Bedürfniß des Übertritts, sondern nur das einer wahren

Union, in inniger und allseitiger Durchbringung der Grundprincipien beider Kirchen, würden empfunden haben.

Es ist freilich leichter, das gemüthlich-mystische Element des heiligen Abendmahls (was ihm ewig bleiben wird) mit der Phantasie oder auch einer von subjektiven Beziehungen ausgehenden Denkform mit entscheidenden Nachsprüchen festzuhalten; als den ganzen göttlichen Gehalt der heiligen Stiftung vielseitig durchdenkend und doch einfach praktisch-kirchlich zu erfassen, und in einem solchen Bestreben die historisch-symbolische Differenz beider Kirchen sich in ihrer nothwendigen Entwicklung zu vergegenwärtigen. Mit um so größerem Schmerze muß man bemerken, daß jene leichtere und zugleich anmaßlichere Weise, den Gegensatz zu behandeln, unter einem Theile der jüngeren Zeitgenossen herrschend zu werden anfängt, als man sich die ganze Lage der Kirche gegen die, welche draußen stehen, gegen die erklärten Feinde des Evangeliums, der lautereren, redlichen Predigt, des Abendmahls und der Taufe, lebhaft vor Augen stellt. Wie? In dem Zeitpunkte, wo die heilige Geschichte des Sohnes Gottes in einen Mythos verwandelt werden soll, wo Jünglinge vorausgesetzt werden, denen man klüglich zeigen müsse, wie sie zu verbergen und zu täuschen, wie sie von der Auferstehung zu reden haben, ohne an die Auferstehung zu glauben, in dem Zeitpunkte, wo der eitelste Pelagianismus und der geistloseste Nationalismus dreist genug ist, die gesammte Lehre von der Erlösung und der Gnade als elenden Mysticismus zu vereschreiben: da sollten wir einander verlassen und verlegen dadurch, daß die eine Kirche der anderen Irrlehre vorwirft und mit ihr nicht das Abendmahl feiern will? Und wir übersehen, was in der Mitte einer jeden unserer Partheien für Gebrechen, für Flecken und Irrthümer sind! Wie viel schöner, wenn Alle, Alle, die sie eingeschlagen haben oder einzuschlagen im Begriffe sind, diese ungesegnete Bahn wieder verließen, und mit einander sich fest und innig zuerst nur dazu unirten, die ganze Wahrheit des Evangeliums in ganzer und schriftmäßiger Einfachheit, das Abendmahl des Herrn nach dem von beiden Kirchen bekannten zugleich leiblichen und geistlichen Genuße, und den Werth der Taufe und der festverbundenen kirchlichen Gemeinschaft zu bezeugen und zu verteidigen.

Bonn, den 3. Oktober 1836.

Dr. R. S. Sack.

Nachschrift. Erst nach Vollendung dieser Arbeit sehe ich die Schrift von Dr. Guericke: „Die Evangelische Kirchenzeitung und die Lutheraner,“ 1836, durch. Ich erstaune, was, und in welcher Art dort von neuem wider die Abendmahlslehre der Reformirten Kirche gesagt ist. Desto lieber ist es mir, daß ich geschrieben habe wie geschehen ist. S.

Ein merkwürdiger Brief.

Altentkirchen, den 6. Februar 1805.

Hochgeschätzter Herr!

Gestern Abend habe ich Ihr mir höchst angenehmes Schreiben erhalten. Es hat mir solches viele Freude gemacht. Vom sel. Ter-

steegen besitze ich die Briefe, die Prosamen, den Vernieres; den Weg der Wahrheit und die Grundwahrheiten; auch das Harfenspiel. Das Harfenspiel halte ich für die salbungsvollste Liedersammlung, die wir überhaupt besitzen. Ich erbaue meine Gemeinde zu Zeiten daraus, und ermangele nie, sie dadurch ganz zu entzünden. Ich habe ein sechsjähriges Töchterlein. Diese hat das Harfenspiel über alle Maßen lieb gewonnen. Sie liest täglich darin. Sie weiß viele der schönsten, zumal der süßen Jesulieder, auswendig. Oft habe ich sie früh Morgens, wenn sie aufwachte, und die anderen Kinder noch schliefen, diese Lieder nach einander für sich selbst als halb leise aussagen hören, und mich sehr daran erquickt. Eben für diese meine Kleine habe ich ein Exemplar bestellt und will es ihr zu ihrem Geburtstag schenken.

Die Nachrichten, welche Sie, mein hochgeschätzter Herr, von den Freunden des Guten in Ihrer Nähe mir mitzutheilen liebten, erfüllten mich mit Freude, aber auch mit Wehmuth. Denn leider kann ich aus meiner Gegend Ihnen nichts gleich Erfreuliches melden. Wir sind hier alle mit einander todt und erstorben; die Vögel nicht minder als die Heerden. Ach, mein Freund, die reichen fetten Pfründen, die uns hier zu Theil werden, reichen uns zum Fallstrick. Die meisten Pfarren dieser Insel tragen über tausend Thaler ein, einige mehr denn dreitausend. Dabei sind wir Grund- und Gerichtsherren, haben Land und Leute, genießen aller weltlichen Herrlichkeit, und leben herrlich und in Freuden. Dies alles zerstreut und verwirrt uns; fesselt an die Erde, und schwächt die Sehnsucht nach dem einigen Nothwendigen. Einige unter uns sind gar gelehrte Leute, haben prächtige Bibliotheken gesammelt; zerarbeiten sich jämmerlich, um hinter dem Riesenschritt der heutigen Aufklärung nicht zurückzubleiben: verlieren sich dabei in die Labyrinth einer herz- und trostlosen Schulphilosophie; und so ist denn das große Wort vom Kreuz den Weisten unter uns eine Thorheit worden.

Ich darf nicht läugnen, mein theurer Freund, selbst einmal zu dieser Klasse gehört zu haben; ja ich bin, so zu sagen, fast ihr Anführer gewesen. Aufgebläht vom eitlen Wissen, und taumelnd fast vom Becher der Ruhmsucht, habe auch ich meiner Gemeinde in den ersten Jahren meiner jetzt zwölftjährigen Amtsführung weiter nichts gepredigt als Moral, Natur- und Weltgeschichte, Diätetik, Lebensklugheit u. dergl. Gewiß, ich habe viel Zeit verloren. Ich habe viel unnütze Bücher geschrieben. Ich weiß kaum, wie es anzufangen sey, das Versäumte wieder nachzuholen. Meine Gemeinde ist ein Paar tausend Seelen stark, und wie Viele sind, während jenes meines eitlen Strebens, unbesorgt und unberathen aus der Welt geschieden. Mein Freund, helfen Sie mir helfen, daß ich nicht erliegen möge unter der Last der Verantwortung, die auf meinen Schultern drückt.

Ihrem verdienstvollen Vater, so wie auch dem verehrungswürdigen Greise, dessen Sie erwähnen, bezeugen Sie doch ja meine ganze Verehrung und Liebe. Der Gruß dieser beiden Männer hat mich wunderbar erquickt, und den Entschluß in mir belebt, Ihrer Liebe mich würdig zu machen. Gedenken Sie meiner, mein theurer Freund, in Ihren friedevollen Circeln, und seyn Sie gewiß, daß ich Sie hinwiederum in meinem Herzen trage.

Ich befehle Sie, mein werthester Herr, dem Schutze des Allmächtigen und Überallgegenwärtigen; mich aber Ihrer Liebe und Fürbitte.

Ihr aufrichtig ergebener Resegarten.

Nachschrift. Wer ist der Verfasser der von Dr. Jung herausgegebenen Pilgerreise? Sollte er vielleicht in Ihrer Nähe leben: so grüßen Sie ihn herzlich von mir, und sagen ihm, daß sein Buch einen höchstseligen Eindruck auf mich gemacht habe.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 3. December.

N^o 97.

Gutachten der evangelisch-theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität über den auf der im August 1835 gehaltenen Rheinischen Provinzialsynode (nach S. 45. der Verhandlungen) gemachten Antrag auf Entbindung der evangelischen Geistlichen von der Verpflichtung, die neue Ehe geschiedener Eheleute kirchlich einzusegnen. (Als Manuscript gedruckt.) Barmen 1836. 8. 25 S.

Eine im Ganzen erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, die wir nur wegen des Vermerks auf dem Titel „als Manuscript gedruckt“ früher in diesen Blättern zu besprechen uns scheuten, bis die Redaktion der Allg. Kirchenzeitung, nach der gewöhnlichen litterarischen Rohheit unseres Vaterlandes, ohne von jener Bemerkung Notiz zu nehmen, das Ganze abdrucken ließ.

Die Veranlassung zu diesem Gutachten war der auf der vorjährigen Rheinischen Synode gestellte Antrag: „Ob die evangelischen Geistlichen nicht von der Pflicht zu entbinden seyen, die neuen Ehen geschiedener Eheleute kirchlich einzusegnen?“ Obwohl der Antrag so gestellt war, daß danach nicht sowohl die Erlaubniß zur Scheidung überhaupt innerhalb der Evangelischen Kirche, als vielmehr die Rechtmäßigkeit der Trauung Geschiedener in Frage gestellt worden, so erkannte der Verfasser des Gutachtens doch, daß zuerst jene Hauptfrage erörtert, dann aber erst die Folgerungen daraus abgeleitet werden müßten, welche die Entscheidung des gestellten Antrages in sich begriffen. Daher geht die Untersuchung aus von der Frage, inwiefern nach der Lehre Christi und der Apostel die Scheidung erlaubt sey?

Zuerst wird nun ausgeführt, daß nach dem Willen Gottes die Ehe überhaupt ein unauflösliches Verhältniß sey; daß es auch im schlimmsten Falle keine eigentliche Verpflichtung zur Trennung, sondern nur eine Erlaubniß dazu gebe; und daß die Thätigkeit der Kirche und ihrer Diener stets auf die Erhaltung der Ehen gerichtet seyn müsse; eine Wahrheit, die bei uns in den gesegnetlich vorgeschriebenen geistlichen Sühneversuchen noch festgehalten, wenngleich in der Praxis auch häufig verkannt wird.

In der darauf folgenden Auseinandersetzung der Gründe, welche zur Scheidung nach Christi und der Apostel Worten berechtigen, begeht nun aber, nach unserem Ermessen, das Gutachten darin sogleich einen Hauptfehler, daß es alle und jede Scheidungen aus „der in der Mitte der Kirche noch fortdauernden Herzenshärtigkeit“ ableitet, und damit also die Mosaische der christlichen Scheidung der Sache nach gleichstellt, und nur einen Gradunterschied zwischen beiden anerkennt. Ist es gleich wahr, daß selbst im Fall des Ehebruchs der beleidigte Theil nachgeben und das Ehebündniß aufrecht erhalten darf, so war

doch in diesem Falle objektiv die Ehe aufgelöst worden, und wird darauf vom vergebenden Ehegatten mit dem anderen von Neuem geschlossen. Läßt sich dagegen Jemand z. B. wegen ehrender Verbrechen, wegen Kinderlosigkeit, wegen Trunksucht des Anderen von ihm scheiden, so findet hier nach Christi Worten objektiv gar keine Trennung der Ehe statt; woraus die Folgerung sich dann von selbst ergibt, daß der die Trennung Veranlassende oder der den Geschiedenen Heirathende die Ehe bricht. Wenn dieser Grundsatz, der mit Evidenz in Christi Worten ausgesprochen ist, nicht an die Spitze der Untersuchung gestellt wird, kann unmöglich Klarheit über das Einzelne sich verbreiten.

Ein zweiter Punkt, über den unserer Überzeugung nach in dem Gutachten ein Mißverständniß statt findet, ist die Mosaische Erlaubniß der Scheidung wegen der Herzenshärtigkeit. Ohne daß der Sinn dieser Bestimmung näher untersucht wird, zieht das Gutachten die Folgerung, weil in der christlichen Kirche jener Grund der Mosaischen Erlaubniß fortbauere, die Herzenshärtigkeit, habe sie auch das Recht, die Scheidung zu gestatten. Hier wird aber verkannt, daß bei der Erlaubniß zur Scheidung sowohl als bei der Wiederverheirathung das Mosaische Gesetz und die Israelitische Obrigkeit sich völlig passiv verhielten. Bekanntlich wird im ganzen Mosaischen Gesetz die Scheidung nur einmal erwähnt, und das noch dazu in einem Satze, der dem Sinne nach der Vorderatz einer Periode ist, die eine andere gesetzliche Bestimmung ausspricht (5 Mos. 24, 1 ff.); nicht einmal die Nothwendigkeit eines Scheidebriefes ist von Moses festgesetzt, sondern von ihm vorgefunden worden, obgleich schon die Pharisäer fälschlich ihm eine solche Vorschrift zuschreiben. Jenes Mosaische „Erlaubniß“ war also bloß das Stehenlassen eines Verdictnisses, was zur Zeit noch nicht gehoben werden konnte. Welche Verwirrung bringt es nun in die ganze Untersuchung, wenn man damit gleichstellt, was die christliche Kirche thut, wenn sie die Ehe willkürlich geschiedener, objektiv daher noch mit Anderen verbundener Personen, nicht bloß anerkennt, bestätigt, sondern ganz eigentlich selbst vollzieht!*) Ohne ihre thätige Mitwirkung ist die Ehe gar keine Ehe; durch ihre Einsegnung derselben unterscheidet die Verbindung sich erst vom Konkubinat. Es ist daher eine Entstellung der biblischen Lehre, wenn man sie auf diese Weise unseren Verhältnissen anpassen will. Um ein grobes Exempel anzuführen, wie Luther sagt, wenn die christliche Kirche der Herzenshärtigkeit wegen z. B. die Spieler nicht excommunicirt, hält sie darum den Spielbanken religiöse Weihreden? Schickt sie ihre Diener aufs Theater, um es einzusegnen? Und doch paßt dies Beispiel nicht

*) Preuss. Landr. Th. 2. T. 1. §. 136.: „Eine vollgültige Ehe wird durch die priesterliche Trauung vollzogen.“

einmal ganz, denn eine Spielbank wird Spielbank, ein Theater wird Theater, auch wenn sie nie eingeweiht werden.

Nun wird die Ausnahme, die der Herr stehen läßt, die der *πορνεία* (Hurerei), besprochen; und nachdem bemerkt worden, wie das bloß dem Manne zugesprochene Recht der Scheidung in der christlichen Kirche auch auf die Frau allgemein ausgedehnt worden sey, wird die Bedeutung des Ausdrucks *πορνεία*, Hurerei, näher untersucht, aber ohne daß wir auch hier bestimmen könnten. Es wird nämlich der Ausdruck „Hurerei“ für den allgemeineren erklärt, „Ehebruch“ für den bestimmteren, und aus dieser irrigen Feststellung des Verhältnisses beider werden Folgerungen abgeleitet. Die Sache dürfte vielmehr so stehen. Wenn Christus (wörtlich) sagt: „Wer sein Weib entkäft, außer dem Grunde der Hurerei, und heirathet eine Andere, der begeht einen Ehebruch; und wer die Entlassene heirathet, begeht einen Ehebruch,“ so braucht er offenbar das Wort „begeht einen Ehebruch“ (*μοιχεύεται*) in einem weiten Sinne, als dem gewöhnlichen, welcher bloß die fleischliche Verlegung der ehelichen Treue in sich faßt, und insofern in einem uneigentlichen Sinne; ähnlich wie in dem Ausspruche: „Wer seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig,“ das Wort „Gericht“ gebraucht wird. Eben daraus ergab sich aber die Unmöglichkeit, daß Christus von der grobfleischlichen Thatfunde in demselben Satze den Ausdruck „Ehebruch“ (*μοιχεία*) brauchen konnte, da die allgemeinen Sprachgesetze verbieten, ein Wort in demselben Satze, ohne daß es ausdrücklich angedeutet wäre, im engeren und weiteren, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne zu setzen. Da er nun *πορνεία* brauchte, so ergibt sich hieraus, daß er grade das grobfleischliche Vergehen recht bestimmt und eigentlich damit bezeichnen wollte. Einen weiteren Umfang der Bedeutung hat dies Wort ja überhaupt nur insofern, als darin die specielle Bestimmung der Verlegung der ehelichen Treue fehlt; grade dieses Specielle brauchte aber nicht bezeichnet zu werden, da sich diese Seite der Sache von selbst verstand, und die Zusammenstellung selbst eines anderen Ausdrucks für Ehebruch als *μοιχεία* mit dem doppelten *μοιχεύεται* die größte Undeutlichkeit hätte hervorrufen müssen. Grade also die eigentliche *πορνεία* ist es, die der Herr hier meint. Dies Wort bezeichnet überhaupt in der Bibel nie etwas Anderes, als den unerlaubten geschlechtlichen Umgang, niemals Götzendienst, Geiz u., was das Gutachten auch richtig bemerkt. Wenn nämlich der Götzendienst u. Hurerei heißt, so wird er deshalb so genannt, weil die Gemeinde des Herrn damit die eheliche Treue gegen ihren himmlischen Ehegatten verlegt; und dieser Ausdruck ist insofern kein bildlicher im gewöhnlichen Sinne, als vielmehr die irdische Ehe ein Abbild des höheren Verhältnisses zwischen Gott und den Seinigen auf Erden ist, nicht aber auf die Gemeinschaft Gottes mit den Seinigen die Züge eines irdischen Bildes übertragen werden. Oder heißt etwa das Wort „König“ so viel als „Gott,“ weil Gott zuweilen schlechthin „der König“ in der Bibel genannt wird? König heißt immer König, sowohl wenn es von Gott, als wenn es von seinen irdischen Abbildern und Statthaltern gebraucht wird.

Für irrig müssen wir also alle Folgerungen halten, welche

das Gutachten aus der also bestimmten Bedeutung von „Hurerei“ zieht, und die Brücke, die es sich von Matth. 19. zu 1 Cor. 7, 15. baut, möchte wohl aus keinem festen Material bestehen. Die Anwendung jenes Falles, den der Apostel anführt, und aus welchem unsere Kirche den Scheidungsgrund der bösslichen Verlassung abgeleitet hat, auf unsere Verhältnisse, hat immer etwas sehr Mißliches. Paulus redet ja dort von einem Heiden, der seine christliche Ehegattin verläßt, und erklärt, daß in diesem Falle das Weib nicht gebunden sey. Soll dieser Ausspruch als noch praktisch angesehen werden, so müßte auf jeden Fall — und so sehen es auch alle alten Kirchenordnungen an — die Erlaubniß zur Wiederverheirathung von Seiten der Kirche auf den unschuldigen Theil beschränkt werden; denn ist der Mann „ein Heide“ *ἄπιστος*, so kann er doch auf eine christlichkirchliche Einsegnung keinen Anspruch machen. Den Reformatoren schwebte dabei wohl als gemeinschaftliches Princip beider Scheidungsgründe vor: eine objektiv feststehende Thatfache, woraus die wirkliche, äußerliche Aufhebung des Ehebandes von Seiten des einen Theils hervorgehe; und sie hielten daher die bössliche Verlassung mit Ergreifung eines neuen Wohnsitzes für einen eigentlichen Ehebruch.*) Immer will sich dies aber mit der klaren Bedeutung des Wortes *πορνεία* nicht in Übereinstimmung bringen lassen, immer bleibt dabei bedenklich, warum der Herr grade ein solches eigentliches Wort sollte gebraucht haben, wenn er den Ehebruch auch im uneigentlichen Sinne gemeint hätte; immer folgt das sonderbare Resultat dann aus seiner Rede, daß er zwar eine unbedingte Unauflöslichkeit der Ehe ausspricht, dabei aber eine Reihe von Bedingungen und Ausnahmen daran hängt. Auf jeden Fall müßte als Auslegungskanon feststehen: weil er so sehr bestimmt die Unauflöslichkeit der Ehe ausspricht, sind die Ausnahmen strictissime zu interpretiren, wie die Juristen es mit den Privilegien, den individuellen Ausnahmen von Gesetzen, machen; daher steht dann jedenfalls fest, daß: 1. Nachstellungen nach dem Tode mit den noch geringeren Vorläufern der Mißhandlungen u., 2. debili conjugalis praefracta denegatio, 3. impotentia superveniens, 4. Kinderlosigkeit, 5. entehrende Verbrechen, und nun gar 6. tiefgewurzelter Widerwille, zu den Ausnahmen unmöglich gehören können. In allen diesen Fällen fehlt ganz offenbar das dem Ehebruch und der bösslichen Verlassung gemeinschaftliche Princip, die äußerlich geschehene Aufhebung der Ehe durch eine objektive Thatfache, da Nr. 1. gar keine Beziehung auf die Ehe hat, mag es auch eine temporäre Trennung rechtfertigen, Nr. 2. sehr gute Gründe haben kann, als Thatfache also betrachtet gar keine Verlegung der ehelichen Treue zu seyn braucht, Nr. 3. und 4. nicht die geringste Verwandtschaft mit Ehebruch haben, in dem Falle Nr. 5. grade das Wesen der christlichen Ehe: „Einer trage des Anderen Last“ erst recht eigentlich sich offenbaren soll, Nr. 6. aber aller subjektiven Willkühr zur Zerstörung der Ehe Thür und Thor weit aufthut. Dasselbe gilt von Krankheiten, Wahnsinn u. In allen obigen Fällen

*) So nennt J. B. J. S. Böhmert in seinem Jus eccl. Prot. IV. 19. §. 30. den Paulus den optimus doctrinae Salvatoris interpres.

insgesammt ist keine ehebrecherische Thatfache vorgekommen, die mit dem λόγος πορνείας als einzigem Scheidungsgrund in Verbindung gesetzt werden könnte. Alle diese Erweiterungen der klaren Aussprüche des N. T. fallen hinweg, sobald man dem Schriftwort sich nicht über- sondern unterordnet. Daher auch Harms in seiner 44sten These diese Anwendung machte: „Die Vernunft thut, wie der Prediger that, der den Physiker Ritter copulirte. Zu den Worten des Formulars: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, setzte derselbe hinzu: es sey denn aus wichtigen Gründen.“ — Es ist unsere Sache, den Sinn der klaren Worte Christi zu erkennen, aber nicht durch Glossen sie zu emendiren.

Wäre es denn aber wirklich so schwer, den Sinn dieser Ausnahme Christi (es sey denn um der Eurerer willen) zu verstehen? Die Ehe ist eine völlige Gemeinschaft nach Seele und Leib, ein *individuum vitae consortium*, wie das in dieser Hinsicht so ernste Römische Recht sagt, Mann und Weib werden dadurch zu Einem Fleisch (*eis σάρκα μίαν*). Die Ehe ist daher kein auf Bedingungen eingegangener Consensual-Contrakt, der etwa bei Nichterfüllung von der einen Seite später aufgehoben werden könnte; sie ist kein „gewagtes Geschäft,“ das im Fall des Mißlingens aufzugeben wäre. Eben weil die eheliche Gemeinschaft den ganzen Menschen umfaßt, kann weder durch eine bloß geistige, noch (wenn es denkbar wäre) durch eine bloß fleischliche That die Ehe aufgelöst werden; Leib und Geist der Ehegatten gehören sich gegenseitig an, und nur durch geistige und leibliche Übergabe an einen Anderen wird das Verhältniß aufgelöst. Man sage nicht, daß ja Christus selbst von einem im Herzen begangenen Ehebruch rede, daß die äußere That unwesentlich sey. Dieser Einwand würde dann richtig seyn, wenn Christus sagte, ein im Herzen begangener Ehebruch sey eine dem fleischlichen in jeder Hinsicht gleichstehende Sünde; eine Auslegung seiner Worte, die unter andern von Tholuck zu Matth. 5, 28. treffend widerlegt worden ist. Wenn Johannes sagt (nach Matth. 5, 22.): „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger,“ will er etwa damit sagen, der Haß sey dem Morde völlig gleich, und namentlich habe er für die Gemeinschaft mit Andern dieselben Folgen? Einen, der seinen Bruder hasset, müsse die Kirche austossen, die Obrigkeit hinrichten lassen? Welcher Mensch, der von bösen Gedanken, des Zornes, des Hasses, des Ehebruchs, der Habsucht im Herzen eine Zeit lang beherrscht worden ist, dankt nicht, wenn er zur Besinnung kommt, Gott aufs Innigste dafür, nicht bloß um des Andern, sondern auch um seinerwillen selbst, daß Gottes Gnade es nicht zur That kommen ließ? Wer fühlt nicht, daß erst, wenn die Sünde sich einen Leib angezogen hat, sie ganz und gar ausgebrochen ist? Es besteht damit sehr wohl, daß in individuellen Fällen arge Gedanken vor Gott unentschuldigbar seyn können, als böse Thaten; wie denn überhaupt die subjektive Schätzung der Sünden eine ausschließliche Prærogative des Herzenskündigers bleibt. Aber objektiv ist es nicht wahr, daß arge Gedanken und böse Werke sich gleich stehen. Gilt dies nun schon von der Sünde insgemein, um wie viel mehr von ihrem Ausbruch in einem seiner Natur nach geistig-leiblichen

Verhältniß. Die Sünde muß hier consummirt seyn, nicht bloß gedacht, wenn sie das Verhältniß objektiv aufheben soll. Der Ehebruch in Gedanken, in Worten und in solchen Werken, die keine πορνεία im eigentlichen Sinne genannt werden können, verhält sich wie ein dringender Verdacht eines Mordanschlages (nicht ein Mordversuch) zum Morde selbst; und es ist zwar ganz recht, daß die bürgerliche Gesellschaft präventiv verfährt gegen einen solchen Verdächtigen, ihn von sich absondert, ihn einsperrt, auch wohl bestraft; nie aber würde es sich rechtfertigen lassen, wenn ein solcher wie ein Mörder hingerichtet würde. So wenig man aber seine Rechte im Staate durch reingeistige Thatfachen verwirken kann, so wenig in der dem Staate zu Grunde liegenden geistig-leiblichen Verbindung der Ehe.

Ganz unrichtig erscheint es uns daher auch, wenn das Gutachten S. 18. der Kirche das Recht zuspricht, den auch gegen Christi Wort Geschiedenen zu trauen, bloß um schlimmeren Folgen vorzubeugen, nach 1 Cor. 7, 2. Ist das „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden“ der christlichen Kirche so wichtig gewesen, daß bei jeder Trauung diese Worte ausgesprochen werden: welchen Sinn können sie denn möglicher Weise haben, sobald nicht Gott, sondern der Mensch die Scheidung willkürlich sich selbst erlaubt hat? Wie kann man so in ein schriftwidriges Nässennement sich gefangen geben, daß man das Widersinnige und das geistliche Amt Herabwürdigende von folgendem Verfahren nicht anerkennen vermag: Der Geistliche soll den Copulanden aus Matth. 19. eine Verwarnung vor dem Ehebruch halten, indem sie aber nach eben jenem Ausspruch ihn vor seinen Augen begehren, soll er dennoch auf der Stelle diesen ihren Ehebruch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes segnen? Muß nicht nothwendig bei den Copulanden dabei der Gedanke entstehen: Rede du nur, was du willst, du mußt dennoch das Gegentheil davon thun? — Die Folgen, die aus einer solchen, in guter Absicht begangenen Untreue gegen Christi Wort hervorgehen, sind auch hier dieselben, wie immer, wenn man, wie ja häufig aus subjektiv „guter Meinung“ geschieht, Böses thut, damit Gutes herauskomme. Die Erfahrung lehrt, daß in den Ländern, wo man an dem Schriftwort festgehalten hat, z. B. in England, in Nordamerika, in vielen Theilen der Schweiz, wo Ehescheidungen zu den seltensten und außerordentlichsten Fällen gehören, der Ehebruch sowohl als die Unzucht viel seltener sind als bei uns, die Ehen viel heiliger gehalten werden, eben weil sie bedachtsamer geschlossen, und nachher im Bewußtseyn ihrer Unauflöslichkeit nicht jeder leichtsinnigen, launischen Störung preisgegeben werden. In England wie in Nordamerika bedarf es eines Akts der Gesetzgebung, nicht der richterlichen Gewalt, um eine Ehe aufzulösen; und wer durch diese große Schwierigkeit sich hindurchwindet, ist, falls ein Flecken von Schuld dabei auf ihn fällt, in der Gesellschaft geächtet. Zu demselben glücklichen Zustande würde ein mit Weisheit und Umsicht verbundenes muthiges und entschiedenes Benehmen von Kirche und Staat auch uns allmählig hinführen können. Um aber jeden Ernstgesinnten daran zu erinnern, wohin das entgegengesetzte Verfahren leicht führen könnte, brauchen wir nur darauf hinzuweisen, daß nach Mosaischem Recht die

Polygamie der freien Ehescheidung ganz gleich steht, gleichfalls der Herzenshärte wegen geduldet, und gleichfalls durch Herstellung des ursprünglichen Verhältnisses in der christlichen Kirche aufgehoben worden ist. Wenn ein Geistlicher das Unglück hätte, in einem St. Simonistischen Staate zu leben, wo wegen der Wiederherstellung des Fleisches die thierische Natur des Mannes eine größere Berücksichtigung fände, würde er wohl auch zur Verhütung größeren Übels die Einsegnung einer polygamischen Ehe übernehmen? Die Herzenshärte fände auch hier ihre Anwendung; auch dadurch könnte größeres Übel verhütet werden (*id est* *das* *porveias* 1 Cor. 7, 2.); und man könnte sich noch stattdessen berufen auf den Vorgang der Reformatoren in der Sache Philipp's des Großmüthigen. Die Gründe wenigstens, welche das Gutachten und unsere meisten Geistlichen anführen, finden hier gewiß so gut, wie dort, statt. Erkennen denn die ernstesten Christen nicht, daß solche Grundsätze die christliche Kirche einer Krone ihres Ruhmes berauben, daß sie es war, die durch ihre strengsittlichen Lehren die Staaten aus der Nothheit und Verwilderung herausgezogen und gesittigt hat?

Die Auskunft, welche das Gutachten S. 22. und 23. vorschlägt, um die Trauung Geschiedener mit einer Art von kirchlichem Tadel zu belegen: „die Trauung solle in aller Stille geschehen, im Pfarrhause oder der Sakristei, und bei den Schuldigen mit Anwendung besonderer Formulare, worin auf schonende Weise auf die frühere Verschuldung hingewiesen und die Hoffnung ausgesprochen wird, daß unter dem Beistande des göttlichen Geistes die neue Verbindung mithelfen werde, den vormals bewiesenen Gang zu sündhaftem Wesen zu tilgen,“ ist unseres Erachtens keine glückliche zu nennen. Bleibt es stehen, daß durch die Einsegnung „die Ehe vollzogen,“ die Verbindung erst eine Ehe im christlichkirchlichen wie im rechtlichen Sinne wird, so vermag kein Formular über den Stein des Anstoßes hinwegzuhelfen, daß der Diener Christi eine von seinem Herrn für Ehebruch erklärte Verbindung in dessen Namen als Ehe vollzieht. Das Gutachten hätte sich dabei nicht auf die Trauungen im Stillen berufen sollen, welche die Lutherische Kirche in ihrem ersten Jahrhundert angeordnet hatte, am wenigsten dabei die willkürliche Compilation: „Kirchenordnung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in ihrem ersten Jahrhundert, Berlin 1824,“ citiren sollen, welche (wie der Hutterus redivivus) die alten Kirchenordnungen umstellt oder selbst ummodellt, wenn sie nicht so reden, wie sie will. Dem Verfasser jenes Buches war ohne Zweifel dabei die Märkische Visitations- und Consistorialordnung von 1573 (vom Kurfürsten Johann Georg) vor Augen, er hat sie aber nicht treu angeführt. Es heißt dort: *) „Wann sich die unschuldige gescheidene Person^{**)} wider verehelichen wil, soll sie dem

Pfarrer, darunter die Hochzeit geschehen solle, den Scheidebrief, welchen sie von unserm Consistorio erlangt, vier Wochen zuvor zeigen, und ihn berichten, daß sie sich darauff mit einem andern ehelich versprochen, und Willens wäre, sich vertrauen zu lassen. Und soll der Pfarrer sie nicht öffentlich aufbieten, sondern . . . soll die Hochzeit auff einen gelegnen Tag angesagt, und dazu etwan zwey Tische Freundschaft, neben dem Pfarrer, eingeladen werden, und die Traue im Hause ohne alle öffentliche hochzeitliche Geprenge geschehen, auff daß jedermann sehe, daß diß nicht eine freye, sondern eine Nothsache sey, dadurch dem unschuldigen Theil geholfen würde.“

Merkwürdig ist nun der vieles Schöne enthaltende Schluß des Gutachtens, aus dem wir einige Stellen ausheben, die, den subjectiven Standpunkt einmal vorausgesetzt, eine alle Anerkennung verdienende Stimme an unsere Kirche sind. „Wenn ein Staat, was sich in unserer Monarchie nicht wohl denken läßt, sich weigern sollte, bei dem Erkenntnisse von Ehescheidungen, der Kirche fortwährend die gebührende Mitwirkung zukommen zu lassen, oder wenn er sollte glauben Gründe zu haben, in einzelnen Fällen auch solchen geschiedenen Personen eine Wiederverheirathung zu bewilligen, welchen die Kirche dieselbe nicht bewilligen kann, so würde die Kirche darauf bestehen müssen, daß ihr nicht die Einsegnung solcher Personen zugemuthet würde; und es würde dann nichts anders übrig bleiben, als den Staat zu veranlassen, daß er von dem Grundsatz ablasse, daß zur bürgerlichen Gültigkeit einer Ehe von Personen schon deshalb, weil sie der Kirche äußerlich angehören, die kirchliche Einsegnung erforderlich sey.“ Nachdem ausgeführt ist, der, welcher Geschiedene traue, dürfe deshalb noch nicht ohne Weiteres als ein schwacher und gewissenloser Diener der Kirche bezeichnet werden, wird hinzugesetzt: „Eben so wenig darf aber derjenige ohne Weiteres des Trödes und ungebührlichen Auflehns gegen die vorgeordnete Behörde beschuldigt werden, welcher ein vorkommendes Scheidungsurtheil mit Erlaubniß zur Wiederverheirathung dermaßen wider das Wort Gottes gefällt findet, daß er es nicht glaubt vor seinem Gewissen verantworten zu können, zur kirchlichen Einsegnung der neuen Ehe die Hand zu bieten, und der sich dann dem, was möglicher Weise wegen seiner Weigerung über ihn möchte verhängt werden, willig unterwirft, in dem Glauben, daß was er um des Gewissens willen leidet, nicht ohne gute Früchte bleiben werde. Gerade die Unsicherheit aber, welche unter den gegenwärtigen Umständen nothwendiger Weise so oft in dem Urtheile gewissenhafter Männer über die ihnen obliegende Verfahrensweise statt finden wird, muß für Alle, die es mit Kirche und Staat gut meinen, wieder ein Beweggrund seyn, so viel an ihnen liegt, beizutragen, in dem behandelten Verhältnisse einen angemesseneren und würdigeren Stand der Dinge herbeizuführen.“

Ungeachtet der mancherlei Anstellungen, die wir oben gemacht haben, sehen wir dieses Gutachten der theologischen Fakultät zu Bonn dennoch, wir wiederholen es, als eine erfreuliche Erscheinung an. Es ist hier von einer theologischen Fakultät ein kirchlicher Gegenstand mit einem Ernst und in einer höchst würdigen Sprache begutachtet worden, die uns in die besseren Zeiten unserer Kirche versetzt, wo die Theologie ihre schönsten Kräfte der Kirche widmete, und als lebendiges Glied an ihrem Leibe sich fühlte. Ungeachtet aller, nicht unwichtigen Verschiedenheit unserer Überzeugung bleibt sowohl den Männern, die den Antrag veranlaßt, als auch der Fakultät, die ihn so beantwortet hat, unsere innige Hochachtung und Liebe.

IV. Gutachten?

*) Mylius, Corpus Constitut. Marchicarum I. Sp. 316.

**) Was nach der Consistorialordnung nur wegen Ehebruchs, und wegen bösslicher Verlassung erst nach vier Jahren der Fall seyn kann.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 7. December.

N^o 98.

Bericht über ein pantheistisches Trifolium.

Vorleser Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. Aus den Papieren des Verstorbenen. Drei Theile. Stuttgart, Hallbergersche Verlagshandlung, 1835.

Nachdem wir unseren Lesern erst über eine pantheistische Theorie und Poesie Bericht erstattet haben, sollte nun auch von einer pantheistischen Praktik die Rede seyn. Allein unsere Beschäftigung mit Scherer's Laienbrevier hat so viel Zeit und Raum in Anspruch genommen, daß wir für billig halten, uns bei der Anzeige des vorgenannten Werkes, aus welchem nämlich eine solche pantheistische Praktik durchscheint, auf eine kleine Skizze zu beschränken.

Semilasso ist ein fingirter Name. Es ist „der Verstorbene,“ dessen Werk über England einen großen Ruf von der ephemeren Art erlangt hat, ein hochgestellter Weltmann. „Das Wort Weltgang ist nach Analogie der Worte: Kirchengang, Spaziergang, Frohngang u. s. w., zu verstehen,“ sagt der Verf. — Oder, setzen wir hinzu, nach Analogie der neuen Worte: weltgroß, Welttheilige, Welt Schmerz. Die vorliegenden Bände enthalten Berichte von einer Reise durch Deutschland und Frankreich bis nach dem Fuße der Pyrenäen, und wieder zurück bis Toulon. Über den Charakter dieses Werkes, so wie der Briefe eines Verstorbenen und der Schrift Tutti fratti von demselben Verf., hat ein Recensent in den Leipziger Blättern für litterarische Unterhaltung mit so viel geistiger Überlegenheit, herrlich sprudelndem Humor und sittlich strafendem Ernst geredet, daß wir bedauern, die Nummern des fraglichen Auffages in jenen Blättern nicht mehr bezeichnen zu können.

Semilasso hat eine große Lust an Französischen Citaten, und eine starke Vorliebe für den Französischen Ausdruck. Als Geschmack des Einzelnen geht uns das nichts an. Wohl aber hat der Deutsche evangelische Christ ein religiöses Interesse gegen die wiederkehrende französirende Richtung, welcher sich viele Geister des Vaterlandes ergeben haben. Wenn der Deutsche Genius vor dem Französischen sich neigt: das ist allemal ein böses Omen. Denn es ist ein Zeichen, daß er seine Tiefe verlassen hat, in deren Kraft er den Ausländer geistig beherrschen könnte, um in einer spirituösen Oberflächlichkeit und Weltlichkeit mit demselben zu wetteifern. Dann verfällt er allmählig der Meistererschaft des Französischen Geistes. Paris wird seine Metropolis auch in religiöser Beziehung. Die Söhne Luther's gehen dann in die Schule bei den Söhnen Voltaire's. Einmal hat uns dieses Buhlen mit den Französischen Landesgei-

stern auch bürgerlich die Freiheit gekostet, und unsäglichen Jammer bereitet. Diesmal wurde die Hinneigung wiederum stark, besonders von Süddeutschland aus. Dürfen wir sagen: sie wurde? Es ist doch eine Hoffnung vorhanden, daß der Deutsche Geist diesmal in einem tieferen und reiferen Bewußtseyn seiner herrlichen Nationalgabe und Würde und seines theokratischen Berufs, sich freimachen werde von jener falschen Scham über seine Langsamkeit, Emsüßigkeit und Bürgerlichkeit, welche das Französische Impogniren gewöhnlich in ihm erweckt. Erregen und wach erhalten lassen sollen wir uns von dorthen; nicht aber fortreißen und leiten lassen. Wir bedürfen keines beschränkten Nationalwiderrwillens dazu, um unsere eigenthümliche germanisch-christliche Fassung zu behaupten. Hoffentlich werden die jetzt wieder auflebenden französirenden Richtungen als Nachwuchs der älteren bald altfränkisch werden. Denn sonst leiten sie nicht nur jenseitige Moden, sondern auch verderbliche Sitten und zerstörende Dogmen herüber in einer überwältigenden Fluth.

Semilasso hat ferner eine Freude an lasciven Anspielungen, an zweideutigen Scherzen. Auch das gehört an sich nicht hieher. Wie viele Bücher von dieser unreinen Natur muß man unbeachtet den Weg des Fleisches gehen lassen. Möge nur dieser Ton des lüsternten Anspielens durch solche Beispiele nicht wieder angebahnt werden in der gebildeten Welt! Was uns aber veranlaßt, diesen Ton hier zu berücksichtigen, überhaupt auf das Werk zu kommen, das ist die Vermischung solcher verwerflichen Äußerungen mit ernstreligiösen; der leise Durchschein eines dogmatischen Systems, einer pantheistischen Richtung. So drängt z. B. der Verf. beinahe in einem Athem den grellsten Widerspruch religiöser Erhebung und strafbarer Lüstertheit zusammen (S. 74. Bd. I.): „Werdet Menschen im edleren Sinne, werdet ächte Christen! dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Pest, von selbst auf — so lange ihr aber dazu weder den Muth, noch den Willen habt, so lange fügt euch den Vorurtheilen, und vorzugsweise denen, die euch am wenigsten schaden, und die am wenigsten unsinnig sind. So würde ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein constitutioneller Minister wäre, als legitimer würde ich sie erst gar nicht so weit kommen lassen. — Deiner Empfehlung gemäß führ ich nach Franzensbrunnen, das freilich wenig Erwähnungswerthes darbietet. Der Brunnen schmeckt jedoch vortrefflich, und macht Appetit, was ich Beides sehr hoch schätze. Ueberdies gibt es in dieser Gegend eine große Menge hübscher Grisetten, die nicht für grausam passiren, und deren originelle Tracht, mit dem kokett um den Kopf geschlungenen schwarzen Tuche, doppelt anzieht — alles große Vortheile eines Badeortes.“ Was kann dieser Prediger des ächten

Christenthums mit dem Wohlgefallen an fofetten Grifetten, welche nicht grausam find, anders meinen, als ein neues, anderes Christenthum, welches kein Christenthum ist, sondern fluchvolle Verirrung und Verführung, namentlich auch zu den Sünden der fleischlichen Lust!

Darüber läßt er uns denn auch nicht in Zweifel. Seine Hoffnung auf eine neue Religion ruht auf einem skeptischen Grunde, wie überhaupt bei denen, welche diese Hoffnung hegen. „Du lieber Gott, dachte ich, wer uns alle freiwilligen und unfreiwilligen Lügen“) der Geschichte aufdecken könnte, würde uns gewiß einen schlechten Dienst erweisen. Mancher käme dabei um seinen Lieblingshelden, und Mancher gar um seine Religion. In diesem Lande der Täuschung, was ist am Ende an ein Bischen mehr oder weniger Wahrheit gelegen.“ Die Hoffnung selber spricht er in der folgenden Stelle aus (Bd. II. S. 82.): „Sie kennen Frau v. Constant. Ich habe sie ganz verjüngt wiedergefunden, und sehr mit ihrem Aufenthalt in England zufrieden, von welchem Lande sie eben zurückkam. Ihr eigenes Verdienst, und der große Name ihres verstorbenen Mannes öffneten ihr dort alle Thüren, und verbürgten ihr die zuvorkommendste Aufnahme. Ich erzählte ihr, was Rahel von Constant so treffend, so geistreich erschöpfend wie immer sagt, und frug sie nachher, was eigentlich ihres Mannes Ansicht vom Christenthum gewesen sey? „„Er glaubte,““ sagte sie, „„daß die göttliche Offenbarung auf der Erde nie aufhöre, daß Christus zu seiner Zeit Eins der auserwählten Organe für dieselbe gewesen sey, daß jedoch die Zeit abgelaufen schiene, wo diese Erscheinung hinreiche.““ Herr Neumann wird ihm das nicht passieren lassen, ich halte aber die Ansicht um so wahrer, da Christus selbst keine andere gehabt zu haben scheint,“) und die Erfahrung bestätigt sie auch, denn verändert sich die Auslegung des Christenthums nicht fortwährend sichtlich in sich selbst? Ich für meine Person vernahm mit Vergnügen eine so große Auctorität für meinen eigenen Glauben.“ Er vernahm mit Vergnügen die große Auctorität von Benjamin Constant, um noch fester zu glauben, daß die Auctorität Christi im Erlöschen sey. Darum erschien ihm auch in Baiern, als er binnen einer halben Stunde an drei Klöstern vorbei kam, die sämmtlich in Fabriken verwandelt waren, in diesem Umfande „gewissermaßen schon ein stiller Sieg des St. Simonismus über den Katholicismus.“

Semilasso's Hoffnung auf eine neue Religion geht also nach der pantheistischen oder St. Simonistischen Seite hinaus. Eine religiöse, irrende Sehnsucht nach der Herrlichkeit der Welt scheint auch seinen Zügen zum Grunde zu liegen. Daher ist seine Reise ein Weltgang, eine ächt moderne Pilgerfahrt, wenn

auch noch nicht mit durchgeführtem pantheistischen Bewußtseyn. Dieses Genre fängt überhaupt erst an, und zeigt daher auch nur Anfänge. Das Augenmerk Semilasso's auf seinen Reisen ist alles Bedeutende, am meisten aber sind es hochstehende Geister oder berühmte Geistesprodukte, schöne Landschaften, schöne Weiber, merkwürdige Naturprodukte, besonders aber auch kostbare Gerichte, Heimlichkeiten der höheren Gastronomie.

In Paris sah er die Lucrèce Borghia von Victor Hugo, ein gräuel- und grauenvolles Schauspiel, aufführen. Davon erzählt er: „Es entlockte mir Thränen der Bewunderung, denn nichts rührt mich mehr, als das Gewahrwerden des Genies. Dies ist eine Frömmigkeit wie eine andere, auch der religiösen verwandt, in der man Gott, das höchste Genie, gewahr wird.“

Am Fuße der Pyrenäen entzückt ihn die herrliche Natur. „Im Anfang zeigt sich die Natur schroffer, die Kultur verschwindet fast, und kahle Felsen, nur hie und da mit Haidekraut bedeckt, nehmen ihre Stelle ein. Aber es ist dies nur ein Übergang, die Pforte zu dem Allerheiligsten. Man betritt endlich das Thal der Gave de Pau, und betäubt, berauscht von Entzücken, glaubt man in der Welt der Seligen zu seyn. — — Taref, so heißt der Felsen, dessen Fuß ich außer mir, und in thörichter Inbrunst, wie den einer Geliebten geküßt. — — Dies ist die kalte, elende Beschreibung eines Anblicks, der mich, wie unbewußt, die Hände falten ließ, und süße Thränen in mein Auge drängte. Soll ich es sagen — aber ich habe jetzt unabwendliche Gedanken eines nahen Todes. O mein Gott! dachte ich, in solch einem Augenblick laß mich sterben, er gehört schon halb dem Jenseits an, und gießt himmlischen Trost in die bedrückteste Seele, einen Trost, für den die arme Menschensprache keine Worte mehr hat.“

Von seinem Zuge durch Baiern erzählt er folgende Einzelheiten. „Noch hübscher aber ist es, wenn man unter so einer vom Berge herabdrohenden Ruine zwei holde Mädchen ansichtig wird, wie es Semilasso auf der nächsten Station zu Theil ward. Es waren des Wirths Töchter, achtzehn und neunzehn Sommer alt, ein guter Grund für Jemand, der nichts zu versäumen hatte, hier Mittag zu machen. Semilasso meinte, wenn er ein hübsches Mädchen in Baiern sähe, fiele ihm immer unwillkürlich die Statistik ein, in welcher er gelesen, daß man in diesem Lande auf drei Kinder immer nur eins von ehelicher Natur rechne. Die beiden Grazien dieses von Weinbergen umgebenen Ortes konnte man fast regelmäßige Schönheiten nennen, besonders die älteste mit kastanienbraunem Haar, dunklen, sich fast berührenden Augenbraunen, tiefblauen, feuchtglänzenden Augen, Zähnen wie ein Mäuschen, Lippen wie Purpur, und einem Teint, wie Milch und Blut. Als unser Freund (Semilasso) sie scherzend frug, ob ihre Füßchen unter den lichtblauen Strümpfen eben so weiß wären, wie ihr Gesicht, antwortete sie mit allerliebster Naivetät und halb pikirt: Das will ich meinen, da ich täglich Strümpfe trage.“

Im südlichen Frankreich sah der Verf. in einem königl. Gestüthof Arabische Pferde von „bezaubernder Herrlichkeit.“ „Es liegt,“ sagt er dabei, „in der Schönheit, wer Sinn dafür hat,

*) Letztere sind wohl Mythen.

**) Große Unwissenheit oder Lüge. So wie Röhr sagt in den Briefen über den Nationalismus: Christus war bescheiden genug, mit dem Dichter zu sprechen:

„Wenn, was ich pflanzte, freudig sproßt,
Vergeße meiner man getrost.“

selbst beim Thiere, wie auch bei der sogenannten todtten Natur, da, wo sie ihren höchsten Grad erreicht, etwas Göttliches, das eine Empfindung, der Liebe ähnlich, hervorbringt."

Der Verf., welcher „immer Englischen Senf und Harbey-sauce" mit sich führt, „pour corriger la fortune du pot," gibt unter manchen gastronomischen Notizen auch diese: „Ich melirte diesen Abend Erdbeer-Erème mit ausgekerntem Kirschen-kompotte, eine nicht nur für den Gaumen, sondern, wenn sie mit Kunst behandelt wird, auch für das Auge wahrhaft Lu-kullische Speise."

Man sieht, wie dem Reisenden in den Werken des Genies, in der Schönheit der Natur, und in dem edlen Schwung der Arabischen Prose selbst der Bliß des Göttlichen erscheinen kann. Die genannten drei Momente zog er bis in die Theologie empor. Die Baierschen Grazien wußte er aber nur in die Mythologie emporzuziehen, und die „Lukullische" Speise nur in die Region der historischen Anschauung. Bei den letzteren zwei Momenten wurde wahrscheinlich die Betrachtung von sinnlicher Lusternheit niedergehalten. Offenbar ist aber diese Weltanschauung eine pantheistische in ihrem Werden. Darin lassen sich noch ganz andere Fortschritte besorgen, so daß die Lukullische Speise in Götterduft verwandelt wird, und die Grazien werden verwandelt in Königinnen des Himmels. Worin aber alsdann bei allem Andachtschein, bei allen schönen Bemerkungen seiner Bildung, bei allem Ausbrechen süßer Thränen das Heillose liegen wird, das ist eben das Pantheistische der Welt-andacht, wie wir es früher charakterisirt haben, das Abgöttische, das Ungeistliche, das Gesehloße, das Maaslose, und darum auch Trostlose. So hinderte z. B. hier der Gräuelinhalt der Lucrèce unseren Verf. nicht, sich der frommen Anschauung des Genies in demselben Werk mit Thränen der Bewunderung hinzugeben. So erkannte er das Göttliche nicht durch die Schönheit, sondern in der Schönheit des Arabischen Proses; seine Gedanken stiegen nicht von dem Geschöpf zum Schöpfer empor. Es ist gewiß zu erwarten, daß in der Entwicklung des Christenthums selbst, auf den Höhen christlicher Lebensbildung, wie die Zukunft zu ihnen hinanführt, der menschliche Sinn für die Allgegenwart Gottes ganz geweckt werden wird: daß die schönen Landschaften als wirkliche Heiligthümer, als Bethels betreten werden, daß man Gott preisen wird um jede Macht und Gabe, die er den Menschen gegeben hat, daß man die weiblichen Schönheiten loben wird mit heiligem, frommem Wohlgefallen, wie die Bibel die schöne Sara, die schöne Rahel und Andere lobt, und daß man in Adam's und Eva's Gestalt Bildungen anschaut zum Bilde Gottes, daß man von der Herrlichkeit des Herrn predigen kann mit der Hinweisung auf seine herrlichen Geschöpfe, auf das Noß zum Beispiel wie im Buche Hiob, und daß auch das Schmecken wird ein Sehen, wie freundlich der Herr ist, und alle Kochgeschirre dem Herrn geheiligt sind, wie ein Prophet verkündigt. Dann aber wird man nicht neun und neunzig Felder verachten, um das hundertste endlich zu loben als schöne Landschaft. Man wird jede Schöne geheiligt wissen, dem geweiht, dem sie der Herr zum Ehebunde zuführen will,

damit auch die Statistik nur Offenbarung des Göttlichen werde, und nicht des Gottlosen. Und alsdann wird man die Güte Gottes eben sowohl im täglichen Brodt schmecken, wie im feinsten Gewürz. Weil aber zu solcher christlichen Gotteserkenntniß die vielversuchte, sündige Menschheit berufen ist, darum geht die große pantheistische Mißdeutung und Verderbniß vieler Ahnungen jener Zukunft voran; als Verirrung, als Verführung.

Übersichtliche Anzeige christlicher Kinderschriften.

Zweiter Artikel. *)

I. Nachlese Süddeutscher Kinderschriften (Erzählungen).

Es ist beachtenswerth, wie die Gabe des Erzählens für Kinder vornehmlich unseren Brüdern in Süddeutschland geschenkt zu seyn scheint. Wenigstens werden wir von dorthier mit ganzen Reihesfolgen erzählender Schriften dieser Art beschenkt, und können uns dessen nur freuen. Wir haben deshalb einen ziemlich reichhaltigen Nachtrag zu dem vorjährigen Artikel zu liefern.

Zuerst müssen wir wieder den Verfasser des armen Heinrich nennen, dessen Identität mit dem Verfasser der Rabenfeder zc. nicht länger in Abrede gestellt werden darf. Von ihm haben wir seit einem Jahre folgende Schriftchen erhalten:

1. Die Reihfeder. Eine Geschichte zum Festgeschenk für Kinder. Basel bei Schneider, 1835. 77 S. (3 gGr.)
2. Johann Schmidtgall's Jugendjahre. Eine Erzählung für Christkinder. Stuttgart bei Steinkopf, 1836. 138 S. (Mit Abbildungen.) (4 gGr.)
3. Jerry Creed. Eine Erzählung für die Jugend. Von M. Christ. G. Barth, Pfarrer in Möttingen. Stuttgart, Balz'sche Buchhandlung, 1836. 8. 57 S. (3 gGr.)

Sämmtliche drei Erzählungen zeugen von dem Talente des Verf., eines geborenen Erzählers, und obwohl man in allen dreien, was den Inhalt betrifft, den christlichen Sinn, der seines letzten Zieles stets eingedenk ist, und was die Form anlangt, jenen an dem Verf. bekannten munteren Ernst und das Geschick wiederfindet, Belehrendes und Unterhaltendes auf die angemessenste Weise zu mischen; so hat doch auch wieder jede der drei Erzählungen ihr ganz eigenthümliches Gepräge. Es sey erlaubt, sie ein wenig zu charakterisiren.

Nr. 1. ist die Geschichte eines Waldenserknaben, den die schwärmerische Sehnsucht nach dem gelobten Lande verführt, an dem Kreuzzuge der Deutschen Pilgerknaben Theil zu nehmen und deshalb seine Eltern heimlich zu verlassen. Er leidet auf der Fahrt nach Syrien Schiffbruch und geräth in die Gefangenschaft eines Arabischen Emirs in Oberägypten. Nachdem ihn hier sein Gewissen bestraft wegen seines Ungehorsams und er in sich gegangen ist, findet er Gelegenheit, seine dem Herrn gelobte Kreuze in der Versuchung zum Abfall zu bewahren. Auf

*) Vgl. Ev. R. 2. 1835. Nr. 99—102.

den Jagdausflügen, die er mit seinem, ihm günstig gewordenen Herrn macht, findet er eine Reihersfeder. Das bringt ihn auf den Gedanken, derselben mehr zu sammeln, und es gelingt ihm, sich mit dem Erlös zu ranzioniren. Was der in das Vaterland heimgekehrte Rene den Kindern zuruft: „O Kinder, hütet euch vor dem Ungehorsam, ich habe seine Früchte geschmeckt, und ich kann euch sagen, daß sie erstaunlich bitter sind!“ das ist der Kern der ganzen Erzählung, die gewiß von den Kindern gern gelesen werden wird, obwohl wir uns gestehen müssen, daß sie ein wenig abenteuerlich ist, daß der Materialismus in dem Munde des Knaben Merindol doch etwas zu Unnatürliches hat, und daß uns die Reihersfeder am Schlusse wie ein Deus ex machina vorkommt. Doch können wir nur wünschen, daß der Verf. seine Erzählungen noch öfter auf dem Grunde solcher geschichtlichen Begebenheiten aufführe, wie hier die Kreuzzüge sind.

In Nr. 2. führt uns der Verf. in das liebe Württemberg Land, wo er so schön zu schildern weiß. Was wir in dem Büchelchen zu suchen haben, sagt der Titel, nur ist zu bemerken, daß auch von dem späteren Lebensalter Schmidtgal's ein kurzer Abriß gegeben und einige Züge daraus mitgetheilt werden. Wir können nicht umhin, diese Erzählung, welche einmal an Stilling's Jugendjahre erinnert, sehr lieblich zu finden, und wenn sich vielleicht auch über die Angemessenheit mancher Einzelheiten mit dem Verf. rechten ließe, so unterlassen wir es doch, um uns nicht einer undankbaren Mäkelei gegen denselben schuldig zu machen. Beruht ja doch ohnehin das Urtheil darüber oft nur auf einem subjektiven Gefühl. So darf man auch bei manchem vorkommenden munteren Histröchen nicht etwa bedenklich fragen: Wozu frommts? Es scheint bei einer Erzählung eine pedantische Forderung zu seyn, daß man von Allem müßte ohne Weiteres eine Ruhanwendung machen können. Wir wissen ja, welche fade Produkte dieses übertriebene Streben nach Lehrhaftigkeit grade auf diesem Seitenreviere der Litteratur hervorgerufen hat und noch immer hervorruft. Aus dem Büchelchen erlauben wir uns nur folgenden kleinen Zug anzuführen. „In seinen alten Tagen wollte Schmidtgal vom Rathhaus und den Stadtangelegenheiten nichts mehr hören, betete aber ganze Stunden lang in seinem Inneren fort, und unterhielt sich mit seinem Herrn und Heilande. Schon viele Jahre ging er nie aus dem Hause, ohne seinen Ausgang und Eingang dem Herrn zu empfehlen, und es war rührend anzusehen, wenn er hinter der Hausthüre sein kahles Haupt mit den wenigen Silberlocken entblößte, die Hände faltete, einen andächtigen und getrosten Blick nach oben warf und ein kurzes Gebet aus dem Herzen verrichtete.“ Vielleicht dürfte es Manchen nicht bekannt, aber interessant seyn, daß Schmidtgal, so viel Ref. weiß, der Großvater „der Seherin von Prevorst“ war.

Nr. 3. ist eine schöne Erzählung, eben so unterhaltend als

erbaulich und tief ergreifend, dabei abgerundeter als des Verf. andere Erzählungen, und frei von dem, was sich anderwärts als nicht gefällige Manier unseres Erzählers bezeichnen läßt. Jerry Creed, ohne alle christliche Unterweisung in großer Vernachlässigung aufgewachsen, geht erst als Schiffsjunge, dann als Matrose zur See, besteht die mannichfaltigsten Abenteuer zu Wasser und zu Lande, in Süd und Nord, und erfährt viel sache und augenscheinliche Bewahrung Gottes in den größten Lebensgefahren, ohne dadurch nur im Geringsten auf die Hand Gottes über ihm aufmerksam zu werden. Er weiß nur von seinem guten Glücke prahlerisch zu reden und beharrt in der größten Nachlässigkeit, auch nachdem er nach langen Irrfahrten sich in seiner Heimath häuslich niedergelassen hat, so daß er ein Gräuel ist Aller, die ihn kennen. Da ergreift ihn das Wort eines christlichen Kaufmanns und ein Schriftchen, das dieser ihm mitgibt und Jerry aus Neugierde liest. Er erkennt, daß er in dem Zustand der furchtbarsten Empörung gegen Gott gelebt hat, bewundert Gottes Langmuth gegen ihn und findet in Christo den Heiland der Sünder. Seine Besserung ist eine ganze, aufrichtige und stetige und erregt das größte Aufsehen. Dem Gehorsam gegen Gottes Gebot opfert er manchen irdischen Lebensvorteil, aber der Herr beweist auch, daß man ihm nicht umsonst gehorche und vertraue, denn Jerry wird in seinem Alter nicht verlassen. — „Also eine von den gewöhnlichen Befehrungsgeschichten,“ werden vielleicht bei Lesung des dünnen Abtrisses von der lebendigen und frischen Erzählung mit vornehmer Miene manche gelehrte Leute sagen, — „das ist keine Speise für Kinder.“ Ihnen dient zur Antwort: Es will auch uns nicht rathsam scheinen, dergleichen Geschichten den Kindern tugendweise in die Hände zu geben, auch wird in den Traktaten, worin dieselben größtentheils vorgetragen werden, sehr oft nicht der rechte Ton getroffen; aber ich frage auch, ob nicht demungeachtet die Befehrung eines Menschen von dem Irrthum der Sünde zu dem wahrhaftigen Gott die erfreulichste und anziehendste Geschichte bleibt, die es nur geben kann, und an der man sich, als an einem Wunderwerke der Gnade, eben so wenig satt sehen kann als an den Wunderwerken der Natur. Kleinen Kindern will gewiß auch der Verf. diese Geschichte nicht in die Hände gegeben wissen, aber daß dergleichen für Kinder überhaupt nicht wäre, ist eine ganz vorwichtige Behauptung, die zu viel beweist, da dann auch die heilige Schrift nicht für die Kinder gehörte, und ihnen auch der Kern der christlichen Lehre überhaupt vorenthalten werden müßte. Die liebe Jugend würde, was ihre geistige Nahrung betrifft, zuletzt mit Luft gespeist werden müssen, wenn man jedesmal haarfein untersuchen und unumflößlich gewiß seyn wollte, ob und daß sie auch Alles vollkommen verstehe.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 10. December

N^o 99.

Übersichtliche Anzeige christlicher Kinderschriften.

(Fortsetzung.)

Daß ein weises Theilen des Worts dem Jugendlehrer und Jugendschriftsteller damit nicht abgerathen werden soll, sieht jeder Verständige. Folgender Anekdote, welche dem Ref. wenigstens noch nicht bekannt war, möge zum Schlusse hier noch ein Platz vergönnt seyn. In Jerry's Geschichte wird auf sehr passende Weise ein Gespräch christlicher Freunde über die wunderbare Regierung Gottes verwebt. Der eine Freund sagt: „Wie oft hing das Leben eines Mannes, der zu einem ausgezeichneten Werkzeuge im Reiche Gottes bestimmt war, an einem zarten Faden schon in seinen ersten Anfängen! Warum durfte dieser Faden nicht abreißen? Ist es vernünftig, in solchen Fällen von einem bloßen Zufall zu reden? Müssen wir nicht vielmehr den Finger Gottes erkennen, dessen Wirkksamkeit gewöhnlich eine verborgene ist? Es fällt mir hiebei eine Geschichte ein, die ihnen vielleicht noch unbekannt seyn wird. In einer gewissen Stadt in England wohnte ein Mann mit seiner Frau und acht Kindern. Einemals wurde er durch Feuerlärm, den er von der Straße aus hörte, aufgeweckt. Ohne daran zu denken, daß das Feuer in seinem eigenen Hause ausgegangen sey, öffnete er die Thüre und bemerkte zu seinem Schrecken, daß Alles voll Rauch und das Dach bereits durchgebrannt war. Eilends rief er seiner Frau und zwei Töchtern, sie sollten aufstehen und die Flucht ergreifen, um ihr Leben zu retten, und sprengte dann die Thüre der Kinderstube, wo die Magd mit den fünf kleineren Kindern schlief. Diese ergriff das jüngste und die übrigen folgen. Drei von ihnen thaten es; aber der sechsjährige John wachte nicht auf, und wurde in der Verwirrung vergessen. Die übrigen von der Familie entkamen, einige durch die Fenster, andere durch die Gartenthür und die Hausmutter „„watete durch das Feuer,““ wie sie sich nachher darüber ausdrückte. Auf einmal hörte man den kleinen John, an den man bis diesen Augenblick nicht gedacht hatte, in der Kinderstube schreien. Der Vater eilte der Treppe zu; aber diese war vom Feuer beinahe schon verzehrt und konnte ihn nicht mehr tragen. Ohne Hoffnung für die Rettung des armen Kindes, fiel er in der Halle auf seine Knie nieder und empfahl in seiner Angst dem himmlischen Vater die Seele des geliebten Kleinen. John war durch die Helle aufgeweckt worden und da es ihm unmöglich war, durch die Thür zu entkommen, erstieg er eine Kiste, die nahe am Fenster stand und wurde vom Hofe aus bemerkt. Eine Leiter war nicht vorhanden, und erst eine herbeizuholen, dazu war es zu spät. Aber ein Mann stellte sich

auf die Schultern eines anderen und konnte so das Kind erreichen. Unmittelbar darauf fiel das Dach ein. Als man nun das Kind in das Haus brachte, wohin seine Eltern sich geflüchtet hatten, rief der Vater aus: „„Kommt, Nachbarn, laßt uns niederknien, laßt uns Gott danken! Er hat mir alle meine acht Kinder geschenkt. Mag das Haus in Rauch aufgehen, ich bin reich genug.““ — Der Knabe, der auf diese merkwürdige Weise gerettet wurde, war Niemand anders, als der bekannte John Wesley, der für Tausende und aber Tausende ein Segen geworden ist.“

An die zuletzt erwähnte Erzählung Barth's reihen wir, ihres verwandten Inhalts wegen, folgende an, die aus dem später zu erwähnenden Werke: „Beschäftigungen für die Jugend,“ besonders abgedruckt worden ist:

Der Meeresstrom. Eine Erzählung für die Jugend von Dr. G. H. v. Schubert, Professor in München. Stuttgart, Balz'sche Buchhandlung, 1836. 53 S. (3 gr.)

Wir enthalten uns billig aller Empfehlung dieses Büchelchens, und es genüge die Versicherung, daß die keinem unserer Leser unbekannte Gesinnung des Verf., verbunden mit der seltenen Gabe des lieblichsten kindlichen Erzählungstones und des väterlich ernstern Bittens und Ermahnens sich auf keiner Seite verläugnet. Wie ein milder Regen träufelt Schubert's Rede, hier sind alle Dissonanzen aufgelöst und nur eine heilige Sehnsucht bewegt das Herz, wie ein sanfter Wind die Wellen kräuselt; dabei ein christlicher Ernst, der keine sentimentale Weichlichkeit und leere Gefühlstänzelei aufkommen läßt. Es will dem Ref. nicht ziemlich scheinen, hier eine Vergleichung zwischen dem Verf. dieses und des vorhergehenden Schriftchens und ihrer Weise anzustellen; aber er bittet den Leser, nach Lesung beider Erzählungen dies für sich selbst zu thun, indem er ihm viel Belehrung davon verspricht.

Einer weiblichen Hand verdanken wir folgende Gabe:

Die Flüchtlinge. Eine Erzählung für die christliche Jugend. Basel, bei Schneider, 1835. 158 S. (5 gr.)

Hören wir zuvörderst, wie die Verfasserin ihr Buch selbst einleitet: „Eine Mutter, der ihre eigenen Kinder vorangeeilt sind in die ewige Heimath, möchte nun euch alle, ihr zarten Wesen, in ihre Arme fassen. Die Stunden, die sie freudig in mütterlichen Beschäftigungen zubringen zu dürfen glaubte, flossen ihr in stiller Trauer dahin. Als sie so einsam saß in den öden Gründen, und ihre Harfe an den Weiden hing, da ward ihr einst eine Stimme. Sie sprach: „„Du sitzt im Nothe, schneid eine Flöte dir. In meinem Hirtenchore fehlt deine Stimme mir.““ Da öffnete sich ihr Herz der ganzen Heerde; statt zu

klagen, beschäftigte sie sich mit euch allen, und so ward dies Büchlein. Es hat daher keinen anderen Anspruch, als den Blick des Einen oder Anderen von den flüchtigen Vergnügungen der Jugend auf jene ernsteren Kreise des Lebens zu richten, die euch alle einmal mehr oder minder umziehen und euch in denselben jene heilige, ruhige, stille Freude zeigen, die noch bei Euch bleibt, wenn alle übrigen schon entflohen sind.“ — „Ich weiß es, das Weib ist nicht zum Schreiben geboren; allein die Zeit einer Mutter gehört den Kindern. Darum sey es mir vergönnt, auch die meinige diesen zu widmen, sey es auch auf diese ungewöhnliche Art, da meine Verhältnisse mir es nicht anders gestatten.“

Nach diesem bescheidenen Vorwort kann nur die Pflicht gegen unsere Leser uns bewegen, unsere Bedenken gegen diese Jugendschrift auszusprechen. Nicht als ob wir im Geringsten an dem ernsten Christensinne zweifelten, der die Verfasserin zu diesem Schriftchen veranlaßt und der es fühlbar durchweht; aber wir können nicht wünschen, daß das Christenthum gerade in der Form, wie es hier geschieht, den Kindern mitgetheilt werde. Wir wissen, daß es im großen Garten Gottes mancherlei Blumen gibt und freuen uns dessen von ganzem Herzen; wir wollen auch, so lange die Lauterkeit der Lehre und der Ernst des Lebens dadurch nicht gefährdet wird, nichts dagegen haben, wenn die christliche Wahrheit vorzüglich mit dem Gefühl erfaßt wird: aber wir würden uns doch sehr bedenken, die Jugend zu solch einer Auffassung anzuleiten. Mögen immerhin stille Seelen, welche den Kampf des Lebens bereits erfahren haben, von der Außenwelt zurückgestoßen, sich in die stille Gemüthswelt flüchten; der Jugend, welche dem Kampfe erst entgegengeht, muß die Welt, welche dem Christenthume feindlich gegenüber steht und das Christenthum, wie es segnend auf die Welt einwirkt, in der allerconcretesten Form gezeigt werden. Eine so gefühlige Auffassung und poetische Darstellung, wie in diesem Buche, kann, namentlich zarte Gemüther, mächtig anziehen, aber sie kräftigt sie nicht. Im Glauben, nicht in der Phantasie, in einem geheiligten Willen, nicht in einer erregten Sehnsucht ruht die wahre Kraft des Menschen. Wir sind auch überzeugt, daß der Geschmack der Jugend hier selbst der beste Leiter ist, und daß daher diese Erzählung bei allen ihren noch zu erwähnenden Vorzügen sie nicht ansprechen wird. Lebensbilder, nicht Phantasiebilder verlangt die Jugend. Was ihr hier geboten wird, muß aber wohl meist zu den letzteren gerechnet werden. So ist namentlich die Angelika aus so idealem Stoff geformt, daß sie fast in Luft und Duft zerfließt. Wir sind überzeugt, daß auf die historische Grundlage, welche sich die Verf. gewählt hat, — der Sevenerkrieg und überhaupt das Schicksal der Protestanten unter Ludwig XIV. — eine für die Jugend recht geeignete Erzählung sich hätte bauen lassen, wie auch an der vorliegenden an manchen Stellen sichtbar wird.

Wenn wir aber diese Schrift für die Jugend im engeren Sinne oder die Kinder, denen sie die Verf. bestimmt, nicht

geeignet finden; so müssen wir dagegen aber auch bekennen, daß wir sie statt manches anderen Buches in den Händen der reiferen Jugend, namentlich weiblichen Geschlechts, gern sehen würden. Die Anlage ist gut, doch das Ganze zu skizzenartig. Dabei schöne Gedanken, gelungene Schilderungen und durch Alles hindurchwehend ein wohlthuernder Friedenshauch. Möchte die Verf. künftighin von der Kinderwelt ganz absehen und ihr Erzählertalent mehr für das reifere Alter verwenden, für welches gute Erzählungen zur Verdrängung der leidigen Romane ein dringendes Bedürfnis sind.

Ganz verschieden von der so eben besprochenen Erzählung sind die folgenden des Prediger Möhrle:

1. Der arme Anton, oder Darstellung verschiedener Fährungen Gottes. Ein Festgeschenk für Kinder und Kindchgesinnte. 2te Aufl. Basel, bei Schneider, 1835. 104 S. (3 gGr.)
2. Bernhard und Hermann. Eine lehrreiche Erzählung für Christen Kinder. Bern bei Gaudard, Buchbinder, 1834. 116 S. (4 gGr.)
3. Lydia oder das Mädchen aus Griechenland. Ein Festgeschenk für Kinder. Bern 1835. 75 S. (3 gGr.)

Wer für seine Kinder Lesebücher sucht, in welchen der evangelische Heilsweg der Wiedergeburt durch Buße und Glauben und das Bild eines rechtschaffenen Christenwandels in stetiger Gebetsübung wiederholt und nachdrücklich vorgehalten wird, dem können wir diese drei Erzählungen mit gutem Gewissen empfehlen. Im Übrigen aber sind sie sehr anspruchslos und einfach, und wenn dem Verf. auch nicht gerade das Erzählertalent abgesprochen werden soll, so hat er doch sicher nicht die Gabe der Erfindung, denn wenn der Faden der Erzählung aus den gewöhnlichen Familienkreisen herausläuft, so kommen Wendungen und Verknüpfungen, die als etwas verbraucht angesehen werden müssen. Man verstehe uns nicht falsch, wir wollen den Geschmack der Jugend nicht durch allzu pikante Speise verleitet wissen, der gute Kern acht christlicher Lehre ist und bleibt die Hauptsache, aber es muß doch auch die Form, in welcher dieser Kern dargereicht wird, rechte Frische und Leben haben, und das ist es, was wir hier vermissen. Daß es möglich sey, Beides zu verbinden, hat namentlich Barth gezeigt. Bei ihm ist die Erzählung mit der Belehrung fast ganz verschmolzen; bei Möhrle steht die Erzählung wie ein gesonderter, mit langen Noten begleiteter Text da, wobei der Leser leicht ermüdet. Auch können wir das Bedenken nicht unterdrücken, ob nicht die in diesen Erzählungen geschilderte Frömmigkeit zu sehr in eine bestimmte Form gegossen sey, besonders wenn man bedenkt, daß sie an Kindern und für Kinder geschildert ist. Wir dürfen getrost fragen, ob sich bei wahrhaft frommen Kindern die Frömmigkeit wohl häufig in der verständigen und gemessenen Weise zeigen werde, wie hier? Ja wir wollen es offen aussprechen, wir wünschen es nicht einmal. Alles will seine Zeit haben und es gibt Stufen im Christenleben, welche nicht erstiegen werden können, ohne Erfahrungen gemacht zu

haben, welche das Kind als solches nun einmal nicht gemacht haben kann. Der Gnade des Herrn steht es freilich zu, den gewöhnlichen von ihr selbst geordneten Gang in einzelnen Fällen zu beschleunigen und an Kindern zarten Alters Früchte des Christenthums zu zeitigen, wie sie für gewöhnlich erst später erscheinen. Dessen hat man sich zu freuen als eines Werkes der Gnade Gottes, aber man muß dergleichen nicht nachmachen wollen. Innigkeit ist das Wesen der Kindlichkeit und auch der Religion des Kindes; man hat mehr Ursache, dieselbe gegen die zerstreuenenden Einflüsse der Welt, welche dem Kinde so viel Gefahren drohen, zu sichern, als sie zur bestimmten Erkenntniß, zum klaren Bewußtseyn zu entwickeln. Dies findet sich, wenn nur der heilige Same in dem Kinde bewahrt und gepflegt wird, mit seiner allgemeinen Entwicklung schon von selbst. Aus diesen Gründen will es uns scheinen, als ob die Kinder in den vorliegenden Erzählungen, wie in vielen anderen, sonst empfehlenswerthen Kinderschriften, viel zu klug und fromm redeten. Doch wollen wir dieses Urtheil Niemand aufdringen und wünschen, daß sich dadurch keiner unserer Leser von den Schriften des würdigen, das Eine, was noth ist, beständig im Auge behaltenden Verf. abhalten lassen, und statt dieser ernststen Gabe nach leichtem Krame greifen werde.

[Von demselben Verf. führen wir hier gleich folgendes Büchlein an, ob es gleich nicht in diese Kategorie gehört:

Christliches Bilderbüchlein für Kinder. Frei nach dem Französischen. Bern 1835, bei Gaudard. carton. (4 gGr.)

Dieses sauber gedruckte Büchlein enthält auf je 47 Blättern jedesmal eine artige Vignette (die meistens recht hübsch, zum Theil schon bekannt sind), worunter ein passender vierzeiliger Vers nebst zwei begüglichen Bibelstellen sich befinden. Die Tendenz ist überall sehr gut, die Ausführung weniger. Die Verse sind nicht kräftig epigrammatisch genug; das Französische Vorbild hat wohl nur gehemmt. Ubrigens wäre ein Schriftchen aus diesem Geiste und mit dem Geschick, wie die funfzig Fabeln, gezeichnet von Otto Specker, bearbeitet, sehr zu gebrauchen. Aber freilich, selten vereinigen sich bildende und redende Kunst in so glücklicher Constellation.]

Die Schwarzwald-Reise. Eine christliche Erzählung und zugleich eine landschaftliche Beschreibung, natürliche Geographie und Geognose des Württembergischen Schwarzwaldes. Für die Jugend der höheren Stände. Von M. Eduard Schwarz, Pfarrer in Botenheim. Stuttgart 1836, Balz'sche Buchhandlung. 118 S. Elegant cartonirt. (18 gGr.)

Eine glückliche Idee. Der Verf. ist auch seines Stoffes Meister, und Knaben, welche bereits einen hübschen Anfang in der Geographie, Stein- und Pflanzenkunde gemacht haben und Neigung dazu zeigen, werden auch Freude an dieser Reise finden. Es wäre wünschenswerth, daß auch andere Deutsche Gebirgsgegenden auf diese und ähnliche Weise für die Jugend beschrieben würden. Nur glauben wir, der Verf. habe sein Ziel zu

weit gesteckt, zugleich eine christliche Erzählung zu liefern. Zwar die Anlage ist gut: Ein christlicher Arzt unternimmt die Gebirgsreise mit zwei Knaben, davon einer eine fromme Erziehung empfangen, während der andere erst auf dieser Reise ernste Eindrücke in sein Herz empfängt. Aber es ist sehr schwer, mehrere Zwecke auf einmal zu verfolgen, und wir glauben nicht, daß es dem Verf. gelungen sey, auch scheint sowohl die Frömmigkeit des einen, wie die Abneigung des anderen Knaben nicht einen recht kindlichen Charakter zu haben. Eine solche Reise-geschichte bietet, ohne daß man eine Erzählung daraus zu machen sucht, mannichfaltige Gelegenheit, auf ungesuchte Weise — denn nur dann kann es den rechten Eindruck machen — ernste Hinweisungen auf das Himmlische und belehrende und erbauende Bemerkungen anzuschließen.

II. Vermischte Schriften.

Beschäftigungen für die Jugend aller Stände zur Gewöhnung an zweckmäßige Thätigkeit, zur erheiternden Unterhaltung so wie zur Anregung des Kunst- und Gewerbsinnes. Von einer Gesellschaft Gelehrter und Erzieher (die sich im zweiten Bande genannt haben). 1ster Band. Stuttgart 1834. 35. 531 S. und 18 Kupfertafeln. 2ter Band. 1835. 570 S. und 13 Kupfertafeln.

Wenn diese Jugendschrift (die heftweise, à Heft 6 gGr., erscheint und fortgesetzt wird, es aber allerdings verdient, daß ihre durch die Ausgabe in ganzen Bänden eine mehr als ephemere Dauer gesichert wird), nicht noch mehr gewährte, als ihr Titel verspricht und man gewöhnlich in Schriften der Art findet, so würde sie sich nicht zur Anzeige in einem theologischen Blatte eignen. Es finden sich aber, besonders im zweiten Bande, mehrere geographische, naturgeschichtliche u. Aufsätze, welche nicht bloß zur Belehrung in Realien und zur erheiternden Unterhaltung, sondern auch zur Erweckung eines christlichen Sinnes dienen, wenigstens manches treffende Wort in dieser Beziehung einstreuen. Man kann dies auch von Mehreren der genannten Herausgeber, als von Schubert, Barth, Hochstätter, nicht anders erwarten, und es geziemt sich auch so, besonders in einer Zeit, wo die Feinde des wahren Christenthums keine Gelegenheit vorüberlassen, ihrem Haffe gegen dasselbe Luft zu machen, wie dergleichen Herzensergießungen z. B. in einem beliebten Handbuche der Geographie aus der neuesten Zeit zu lesen sind. Wir haben die Erzählung „der Meeresstrom“ bereits als eine schöne Gabe der vorliegenden Schrift, aus der sie besonders abgedruckt ist, angeführt; es wäre aber der ganze Aufsatz, aus dem jene Erzählung entnommen ist, des besonderen Abdrucks würdig gewesen. Nicht Alle haben das Talent Schubert's, möchten aber wenigstens alle Mitarbeiter dieser Jugendschrift Schubert's Gesinnung haben, so wird's künftig noch mehr ein Ganzes geben, und es werden solche Seifenblasenwahrheiten nicht mehr vorkommen, wie in dem Aufsätze über die Seifenblasen eine zu lesen ist: „Das beste (!) Mittel, die Seele stets in beglückend-ruhiger Fassung zu erhalten und aus ihr alle

Schwärmerei zu verbannen, ist die öftere Betrachtung der Natur.“

Die wichtigsten neuere Land- und Seereisen. Für die Jugend und andere Leser bearbeitet von Dr. W. Harnisch. 16 Theile. Leipzig, bei Gerhard Fleischer. Vollendet 1832. (Mit 16 Karten und 33 Kupfern.)

Diese bündereiche Werk, welches durch die von dem Verleger veranstaltete wohlfeilere Ausgabe (jeder Theil 18 gr. mit Ausnahme des 15ten, der 1 Thlr. kostet) auch dem weniger Bemittelten zugänglich geworden ist, ist ein nützlich und werthvolles Geschenk für die Jugend. Der Plan des Verf. ging dahin, durch Bearbeitung wirklich gemachter Reisen, Lebensbilder von allen Erdtheilen (mit Ausschluß von Europa, weil der Raum dazu nicht ausreichen wollte) oder einen „vollständigen Überblick über sämtliche Verhältnisse der Länder zu einander und vielseitige Einblicke in das innere Leben der Natur, der Völker und Staaten“ zu liefern, ja durch Einschlebung von ergänzenden geschichtlichen, geographischen und naturgeschichtlichen Bemerkungen das Werk zu einer vollständigen Weltkunde werden zu lassen. Es kann hier nicht der Ort seyn, um zu untersuchen, inwiefern dem Verf. dieser Plan gelungen sey, und es ist anderwärts wohl schon besprochen worden, was an den Werken des Verf. die rühmlichste Anerkennung verdient, was noch zu wünschen übrig bleibt; es fragt sich hier nur, ob durch dieses Buch auch für die christliche Bildung der Jugend etwas gewonnen werden könne. Wer die Bestrebungen des Verf. kennt, wird von vorn herein erwarten, daß ihm dieses letzte Ziel alles Unterrichts und aller Lektüre auch bei der Herausgabe dieses Werkes vor Augen gestanden haben werde. Darin bestärkt uns nun auch seine eigene Erklärung in der Vorrede zum sechzehnten Theil: „Noch mehr Freude würde es mir gewähren, wenn ich die Überzeugung gewönne, durch dieses Werk sey neben der Erkenntniß der Welt zugleich die Erkenntniß des Himmelreichs mit gefördert worden. Ich bin zwar nicht bemüht gewesen, den Leser überall anzupredigen und so ihm die Augen gewaltsam zum Himmel zu richten, während er sinnig die Erde beschaut; aber verborgen habe ich es ihm auch nicht, wenn mir selbst auf den Wanderungen das Herz höher als gewöhnlich schlug, oder ich den Blick von der Welt gen Himmel und auf den richtete, der die Welt überwunden hat im Gehorsam und herrscht mit Gott. Ich wünsche, daß sich der Leser noch öfter über die Welt erhebt und mit Gottes Willen bekannt macht, als ihn dazu diese Schrift veranlaßt; denn Johannes, der Jünger des Herrn, spricht ja 1 Joh. 2, 17.: Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.“

Dieses Bekenntniß ehrt den Verf. und sein Werk, und muß ihm Vertrauen machen bei einem Jeden, der das Irdische nur als die Schale des Himmlischen ansieht. Wir wollen nicht urtheilen, inwiefern es dem theuren Verf. gelungen sey, durch diese Schale hindurchzubrechen und den süßen Kern anzubieten; das Bestreben schon, das im Fortgange des Werkes immer mehr heraustritt, ist wohlthuend. Auch ist das keine leichte Sache, denn — darin stimmen wir dem Verf. ganz bei — mit Ich und O und vielem Predigen ist's nicht gethan. Aber es ist schon wichtig, daß der Leser einen Mann zum Führer auf dem Schauplatz der Erde hat, der geistlich gerichtet ist und seine Freude daran hat, wenn er auf den Finger des Allmächtigen und auf das Kreuz auf Golgatha hinweisen kann, von dem ein neues Licht über die Erde ausgeht. Freilich nehmen sich seine Äußerungen oft etwas seltsam aus in dem Munde der Reisenden, welche der Verf. nach dem Plane seines Werkes selbst redend eingeführt hat.

Die wichtigste Beziehung, in welcher die „Weltkunde“ zur „Erkenntniß des Himmelreichs“ steht, liegt ohne Zweifel darin, daß uns durch sie die ganze Masse gezeigt wird, welche das Evangelium als ein Sauerteig entweder schon durchdrungen hat oder noch durchbringen muß, der Schauplatz der großen Thaten Gottes, die wir schon gesehen, oder laut seiner Verheißungen noch zu erwarten haben.*) Aber auch im Einzelnen liefern gute Reisebeschreibungen, wie diese, unendlich viel Stoff, um die Jugend zu einer christlichen Welt- und Lebensansicht zu erziehen. Es scheint uns übrigens ganz angemessen, wenn dieser Stoff, wie von unserem Verf. geschieht, nur dargeboten, nicht aber, wie in den Campeschen Reisen besprochen oder vielmehr breitgetreten wird. Eltern und Lehrer aber, die mit den Kindern diese Reisen lesen, werden wohl thun, wenn sie öfters Gelegenheit nehmen, manche Punkte mit diesen zu besprechen.

(Schluß folgt.)

*) Es wäre eine schöne Aufgabe für einen christlichen Weltkundner, eine Beschreibung der ganzen Erde zu liefern, deren einziger Zweck es wäre zu berichten, einerseits wie sich das Reich Gottes in den bereits christlichen Ländern gestaltet habe, sodann aber, was für die Ausbreitung nach den irdlichen Verhältnissen, dem Nationalcharakter der Bewohner u., in den nichtchristlichen Ländern zu erwarten sey. Ein Werk für die Jugend würde dies freilich nicht werden, wohl aber die Abfassung desselben mannichfaltige und gründliche Kenntnisse und einen tiefen Blick in die menschliche Natur und das Wesen des Christenthums verlangen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 14. December.

N^o 100.

Übersichtliche Anzeige christlicher Kinderschriften.

(Fortsetzung.)

Als ein passendes Lesebuch für Kinder (das sich aber auch im Unterricht, besonders in der Deutschen Sprache, sehr wohl gebrauchen läßt), verdient ferner empfohlen zu werden:

Der Knaben Lustwald. 2 Bände. } Nürnberg b. Niegel
Des Mädchlein Lustgarten. 2 Bde. } und Wiesner.

Das für die erste Stufe bestimmte, „der Kinder Lustfeld,“ ist Ref. nicht zu Gesicht gekommen und auch über die angeführten Bände spricht er nur aus der Erinnerung. Es ist ihm aber der Eindruck sehr bestimmt geblieben, daß sich diese Blumenlese nicht allein durch eine umsichtige Auswahl und verständige Anordnung vor vielen anderen bunten und planlosen Erzeugnissen auszeichnet und für Sprache und Geschmacksbildung der Jugend ersprießliche Dienste leistet, sondern daß auch ein Geist aus ihr weht, der nicht bloß Frische überhaupt, sondern auch etwas von wahren Lebenshauch an sich hat. Es bestätigt sich dabei eine Erfahrung, die man oft zu machen Gelegenheit hat. Der Unglaube ist sehr häufig mit Geschmackslosigkeit in der Kunst gepaart, insofern er nämlich aus dem Hochmuth einer einseitigen Verstandeskultur entspringt, welcher die Kunst der tiefsten, am meisten anregenden Ideen beraubt und sich, wenn nicht das Ewigleere, so doch das Ewiggraue, lobt. Davon hat Nicolai und die Allgemeine Deutsche Bibliothek den vollständigsten Beweis geliefert. Eben so führt im Gegentheil zuweilen der bessere Geschmack die Zeit oder einzelne Personen zur Freude an den Produkten eines wahren und tiefen Christenfinnes zurück und befreundet sich durch dieses Medium mit dem Christenthume selbst, das ihnen sonst vielleicht noch nie nahe genug gekommen ist.

Man wird die Wahl und Mischung der poetischen und prosaischen Lesestücke in dieser Sammlung fast immer billigen können. Es sind geistliche und weltliche Lieder, Geschichten, Märchen, Fabeln und Legenden, weniger belehrende Aufsätze, und diese dann meist geschichtlichen Inhalts und körnig abgefaßt. Die alte Zeit spielt, besonders in der Sammlung für Knaben, begreiflicher Weise eine große Rolle, und schon darum hat diese Sammlung nicht das Schale und Nüchterne vieler anderen. Eine kräftige Frömmigkeit, einen gesunden, scharfen Blick, Thätigkeit und Rührigkeit für das irdische Leben, überhaupt Deutsche Solidität zu wecken und zu fördern, scheint des Herausgebers Absicht bei dieser ersten Sammlung zu seyn. In der Sammlung für Mädchen herrscht mehr das Innige und Sin-

nige vor; aber auch hier ist alles Unkräftige und Sentimentale ausgeschlossen.

Eine ähnliche Sammlung, welche jedoch Ref. selbst nur aus einer Anzeige kennt, möchte die seyn:

Der Frühlingsgarten. Sammlung von Liedern, Fabeln, Sagen und Märchen, Begebenheiten aus dem Menschenleben, Räthseln, Sinngedichten und Sprüchen aus Deutschen Musterschriften, als Lesebuch für die Deutsche Jugend herausgegeben von Wilhelm Stern, Prof. am evangelischen Schullehrer-Seminar. 2te Aufl. Karlsruhe 1835. S. 335. — 54 Kreuzer.

Wer für seine Kinder Lieder wünscht, die sich für den Gesang eignen, der wird in den

Liedern für Knaben und Mädchen von Maßmann mit (sehr lieblichen) Compositionen von G. v. Poggi, etwas Neues und Angemessenes finden. Die Eindrücke, welche das Kind von den christlichen Festen empfängt, welche sich, wie wir wohl Alle aus eigener Erfahrung wissen, auf das Engste mit den gleichzeitigen Erscheinungen in der Natur verbinden, und die Jugendfreuden an und in der Natur selbst werden auf so liebliche Weise besungen, daß diese Lieder sicherlich die Probe bestehen werden, von den Kindern sich singen zu lassen und von den Erwachsenen gern im Munde der Kinder gehört zu werden.

Wenn in dem Maßmannschen Lieverbüchlein der Dichter und der Componist sich vereinigt und gegenseitig verstanden haben, so ist in dem Werke, das wir jetzt nennen werden, auch der Zeichner hinzugekommen, und es ist durch dieses Zusammenwirken eine Gabe entstanden, wie sie selten geboten wird und an der sich Jung und Alt wahrhaft erfreuen kann. Es ist der Festkalender in Bildern und Liedern geistlich und weltlich von F. G. v. Poggi, G. Görres und ihren Freunden. München in der Cotta'schen Buchhandlung. Wien bei den Mechitaristen.

Es liegen uns zehn Hefte vor, deren jedes sechs Blätter mit einem Umschlage enthält, der gleichfalls bedruckt ist. Jedes Heft kostet 12 Kreuzer, ein Preis, der in gar keinem Verhältnisse zu dem äußeren und inneren Werthe des Unternehmens steht. Auf jedem Blatte findet sich ein Gedicht und ein Bild, meist so zusammengedruckt, daß die Zeichnung das Lied einrahmt. Beide stimmen vollkommen zusammen und haben wirklich künstlerischen Werth. Die Lieder treffen den rechten Volkston und haben doch Gehalt und Weihe; die Zeichnungen sind meist nur Umrisse, haben aber, oft bis in die kleinsten zur Ausfüllung gehörenden Verzierungen hinein, die Idee treffend erfasst und sinnig dargestellt. Es würde daher sehr verkehrt seyn, den Kin-

derin das ganze Werk in die Hände zu geben, um sie wie in einem Bilderbuche darin blättern zu lassen. Ein einziges Heft kann sinnige Kinder stundenweise beschäftigen, und es wird für Väter und Mütter selbst eine unterhaltende Beschäftigung seyn, mit dem Kinde diese Lieder zu lesen und diese Bilder zu beschauen, und die Kleinen selbst suchen und finden zu lassen, was des Zeichners sinnige und geschickte Hand oft nur andeutet hat. Kurz, hier ist wirklich, was in wenig Kinderschriften vereint ist, Kunst, Poesie und Christenthum, denn auch an dem letzteren wird man darum nicht verzweifeln, weil es, wie man an Bildern und Liedern auf den ersten Blick sieht, das Christenthum des Mittelalters ist. Zeichner und Sänger haben sich als Katholiken weder verläugnen wollen, noch können; aber man braucht keinen Nachtheil für die Kinder davon zu befürchten, denn wohl unterrichtete evangelische Kinder werden das wirklich Ferkühmliche — namentlich in der Marienverehrung und der Anrufung der Heiligen um ihre Fürbitte — bald aufzufinden wissen. Es findet keine Auffassungspunkte in dem Herzen des, der von Jugend auf gewöhnt worden ist, den Sohn Gottes als den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen zu betrachten.

Es gäbe dieses Werk im Ganzen und Einzelnen noch vielen Stoff, über Poesie und Kunst überhaupt in ihrem bildenden Einflusse auf die christliche Jugend und das darin zu beobachtende Maas zu sprechen. Da es aber hier nur darauf abgesehen ist, christliche Eltern mit brauchbaren Jugendschriften bekannt zu machen, so beschränken wir uns darauf, den Inhalt im Allgemeinen anzudeuten und sodann noch einige Proben beizufügen. Man findet unter den geistlichen Liedern Festlieder auf die Hauptfeste der Christenheit, Legenden *) (Hubertus, St. Martin, St. Elisabeth, St. Katharina), schöne Züge wahrer Christensinnes, als christliche Demuth (Fiesole, das Mainzer Wappen), Feindesliebe (Christenrache, als Gegenstück von Zürkerenache), Barmherzigkeit (Bischof Kollonig, St. Wenzel). Die weltlichen Lieder enthalten Erinnerungen an denkwürdige vaterländische Begebenheiten (die Befreiung Wiens, des letzten Deutschen Kaisers Tod), preisen Rittersinn und Dienertreue (Hartmann von Siebeneichen), singen, wie Kunst und Handwerk geehrt und reich macht (Albrecht Dürer, die Fuggerei), und verschmähen auch einen derben Spas nicht, der jedoch nur irgend eine Spießbürgerei trifft, oder der Thorheit die verdiente Narrenkappe — die auf den Bildern eine große Rolle spielt — aufsetzt und auch wohl in einen ernsten Schluß ausläuft. **)

*) Es ist bemerkenswerth und charakteristisch, daß während die Legende so viel Stoff zu den Liedern hat hergeben müssen, die biblische Geschichte nur zu einem einzigen Liede (der verlorenen Sohn) benutzt worden ist.

**) Nur im Stralauer Fächzug wird Witz und Zeichnung zur anfaßbaren Caricatur und ungenießbar für Kinder.

Nun einige Proben:

Der Schutzengel. (Heft VIII. Bl. 4.)

Beim hellen Sonnenscheine
Siehst du die Sterne nicht;
Doch kommt die Nacht die bleiche,
Dann strahlt ihr helles Licht.

Wenn dir voll Lust und Freude
Die Welt entgegenlacht,
Dann hörst du nicht den Engel,
Der treulich deiner wacht.

Er ruft dir oft so warnend:
Geh nicht dahin mein Kind,
Die Mutter hats verboten,
Drum folge ihr geschwind.

Du hörst nicht auf sein Warnen,
Du glaubst es war der Wind,
Und lachst und springst von dannen,
Du unbesonnen Kind.

Du springst zum schmalen Wege
Und kennst nicht die Gefahr,
Den tiefen, tiefen Abgrund,
Den wirst du nicht gewahr.

Siezu das Bild: Ein Kind geht auf einem schmalen Stege über einen Bach, in der einen Hand ein paar Blümchen, in der anderen eine Ruthe, die es jenseits gepflückt. Die Mutter steht's in der Entfernung und fliegt mit ausgebreiteten Armen herbei. Aber auf dem Wasser schreitet neben dem Kinde ein Engel, der seine Hände um dasselbe hält. In einem Seitenabschnitte klettert ein Knabe nach einem Vogelnest und ein lusternes Mädchen nach einer Traube, ohne eine in der Nähe zischende Schlange zu sehen.

Das Mainzer Wappen. (Heft IX. Bl. 3.)

Saitenspiel und Glockenklänge,
Tubelvolle Festgesänge
Tönen hell im Mainzer Dom,
Tönen froh am Deutschen Strom.

Freude in des Armen Hütte,
Freude in der Reichen Mitte,
Freude an dem Rheine weit,
Freude in der Christenheit.

Denn ein Hirte, fromm und milde,
Gleichend Gottes heiligem Bilde,
Ihm zu jedem Dienst bereit,
Wird ein Bischof eingeweiht.

Er, ein Armer, speist die Armen,
Hat mit jedem Weh Erbarmen,
Gibt der Seele Himmelsbrod,
Heilt sie von dem Sündentod.

Weil er selbst durch Thaten ehret,
Was er weise Andre lehret,
Drum auch klingt der Trost so süß
Von dem frommen Wilegis.

Die Mutter steht's und zittert,
Und ringt voll Angst die Hand,
Sie sieht ihr Kind schon stürzen
Sinab die Eisenwand.

Doch sieh, der treue Engel,
Den du verlassen hast,
Er hält mit seinen Armen
Dich schützend jetzt umfaßt.

Und über dunkle Gründe,
Gar manchen schmalen Steg
Führt er dich treu hinüber
Auf deinem Lebensweg.

Drum ruhig, liebe Mutter,
Er ist in guter Hut,
Ein Engel wacht des Kindes,
Ein Engel wacht gut.

Du aber hör den Engel,
Wenn er so warnend spricht,
Denn Kinder, die nicht hören,
Die schügt er zweimal nicht.

Aber wo der Menschen viele,
Ist der Teufel auch im Spiele,
Und er spricht auch hier mit Hohn:
„Ist er doch ein Wagnersohn.“

Alle die das Wort gehöret,
Von dem Abelsolz begehret,
Sprechen mit des Teufels Hohn:
„Ist er doch ein Wagnersohn.“

Und verlockt vom bösen Neide
Nehmen sie dann weiße Kreide,
Mahlen ihm mit fester Hand
Näher rings an Thür und Wand.

Und es lauern dann die Fischen,
Was der Milde würde sprechen,
Doch er spricht kein zornig Wort,
Geht des Weges ruhig fort.

Heißet, daß ein Mäler komme
Und zu diesem spricht der Fromme:
„Male mir mit gutem Fleiß
Feiler roth und Näher weiß.“

Male sie in jedem Saale
Und dazu den Reim mir male:
„Wilegis o Wilegis,
Denk, woher du kommen sis.“

Herzogs Christoph's Stein. (Heft I. Bl. 6.)

Zu München in dem Baierland
Da ist's gar hübsch und fein;
Zu München in dem Königsschloß,
Da liegt ein großer Stein.

Er liegt gebunden gut und fest
An einer Kette dort,
Doch sagen kann ich nicht warum,
Ihn trägt ja Keiner fort.

Wohl gehn der jungen Herren
viel
Zu München aus und ein,
Doch alle lassen ruhig stehn
Denselben großen Stein.

Ein Herzog war im Baierland
Der war gar feck und kühn,
Er warf den Stein mit leichter
Hand
Ein gut Stück Wegs dahin.

Und möge unsern Fürsten all
Der liebe Gott verleihn
Aus jeder Noth den rechten Sprung
Und Kraft für jeden Stein.

Das Bild enthält unten München, seitwärts den Herzog, wie er eben geworfen hat, neben der aufgepflanzten Baierschen Flagge, oben drüber des Herzogs großen Stein, um den die Vögel flattern und zwei Narren, deren einer auf die Schrift zeigt, der andere sich mit Springen und Werfen eines kleinen Sandsteinchens übt. Auf der Rückseite ist die Melodie und darunter ein Mann, der den großen Stein aufzuheben versucht. Ein Knäbchen, das seinem vergeblichen Bemühen zusieht, schabt ihm ein Nüßchen.

[Die Fortsetzung, enthaltend III. Monatschriften, IV. Heilige Geschichte und heiliges Land, V. Für Confirmanden und Confirmirte, im nächsten Hefte.]

Nachrichten.

(Verbreitung der heiligen Schrift in dem Römisch-Katholischen Frankreich.
Aus dem Bericht der Genfer Evangelischen Gesellschaft für 1836.)

Wir wollen hier einzelne Auszüge aus dem Bericht des Herrn Tronchin über die Bibelverbreitung in Frankreich durch die Evangelische Gesellschaft in Genf mittheilen. In dem Departement der Yonne wurden, ungeachtet des Widerstandes einiger Priester, viele Bibeln verkauft. „Unsere von S...“ schreibt ein Colporteur, „sagte mir eine

Seit gesprochen so der Milde,
Steht ein Rad im Mainzer Schild,
Denk auch du an Wilegis,
Denk woher du kommen sis.

Und Christoph hieß der Herzog
kühn
Ein Feld so wohl bekannt,
Wie weit er warf, wie hoch er sprang
Das steht dort an der Wand.

Und kümmt du einst nach Mün-
chen hin
Und gehst ins Schloß hinein,
Vergesse mir vor allem nicht
Des Herzogs großen Stein.

Und wirfst du ihn, wie er so weit
Und springst du so gewandt,
Dann schreibt man deinen Namen
auch
Zum Herzog an die Wand.

Doch weil noch Keiner kam und
sprang
Und warf so weit den Stein,
Drum soll der Fürst der Baiern stets
Von uns gepriesen seyn.

Dame auf der Straße: Sie sollten in jenes Dorf gehen, dort links, gewiß, Sie würden Ihre Bücher verkaufen. Ich erkannte hierin einen göttlichen Wink, und wirklich fand ich daselbst Herzen, welche ganz bereit waren, mich aufzunehmen, so daß ich fast in jedem Hause ein Neues Testament zurücklassen konnte. Ich begab mich auf das Schloß, wo der Pfarrer grade an diesem Tage speiste; er empfing mich, kaufte mir die noch übrigen elf Exemplare ab, und bat mich, ihm morgen noch zwölf zu bringen. Die Dame vom Hause, welche vorher seines kaufen wollte, bezeugte mir ihr Bedauern darüber und bat mich, ihr morgen eins zu bringen. Ich kehrte zum Schlosse zurück, um ihr das Versprochene zuzustellen. Der Herr des Schlosses kaufte funfzehn für seine Familie und sein Gesinde, so daß wir für den Herrn Pfarrer nur noch viere übrig blieben. Er bat mich daher, ihm den folgenden Tag achtzehn zu bringen und behandelte mich mit vieler Liebe, gab mir zu essen und zu trinken. Als ich ihm Tags darauf die achtzehn Testamente und mehrere Traktate brachte, sagte er liebevoll: Ich mache Ihnen viele Mühe, indem ich Sie alle Tage so weit hin- und herschicke! Ich antwortete ihm: Was man mit Freuden thut, macht wenig Mühe. Er ersuchte mich nun, eine noch viel größere Anzahl mitzubringen, wenn ich wiederkehren würde.“

„Den 7. Februar hörte ich in einem anderen Dorfe einen Pfarrer predigen, der mit großer Heftigkeit gegen die Bücherverkäufer sprach, uns vorwerfend, wir verkauften nur Lügenbücher, welche unter dem Titel „heilige Schrift“ die Laster in Schutz nähmen, die Kinder zum Ungehorsam verleiteten, zu Verbrechen ermunterten, und ähnliche Armseligkeiten.“ —

„Den 20. Februar verkaufte ich acht N. T.“ sagt ein anderer Colporteur. „Ich bedurfte sehr dieses Trostes, denn die Kälte hatte mir zugefetzt und vom Morgen bis zum Abend mußte ich auf den schlechten Wegen bis an die Knie im Wasser waten. Ich ging zu dem Schulmeister des Dorfes“, der mich zum Pfarrer führte, wo ich lange warten mußte, denn es war grade Gottesdienst. Dieser würdige Geistliche kaufte achtzehn N. T. von mir. Er fragte mich auch, wie es komme, daß wir diese Bücher zu so niedrigem Preise abgeben können. Ich sagte ihm, es seyen Freunde des Evangeliums, welche den Werth des Wortes Gottes kennen, Beisteuern dazu gäben, daß dieses Buch durch Wohlthätigkeit möglichst verbreitet werde. Dann fragte er mich, ob ich im Dienst der protestantischen Bibelgesellschaft wäre. Ich antwortete, daß ich allerdings von einer Bibelgesellschaft gesandt sey. — „Aber ich möchte wissen, ob diese Bücher durch Protestanten verbreitet werden.“ — „Was noch wichtiger ist als dies, Herr Pfarrer, ist, daß man wisse, ob diese Bücher gut oder schlecht sind. Was halten Sie davon, ist das Evangelium etwas Schlechtes?“ — „D gewiß, es kann nur Gutes stiften!“ Nach kurzer Unterredung sagte er mir, er habe diese Bücher gekauft, um sie unter seine Gemeindeglieder zu vertheilen.“

Ein Colporteur der Departements von Saône und Loire schreibt unterm 23. Januar. „Als ich das Haus eines Pfarrers verließ, der mich übel empfangen hatte, bat ich Gott um Stärkung und Muth. Er möge mir eingeben, was ich diesem armen Volke sagen sollte, und der Herr erhörte mich aus Gnade: denn in dem ersten Hause, wo ich eintrat, fand ich in einem Stalle einige Frauen, mit Faden aufwickeln beschäftigt. Wie ich die Thüre öffnete und meine Bücher anbot, schrie eines dieser Weiber: „Wir wollen nichts, das sind die Bücher der St. Simonisten und Protestanten, die da und dort predigen.“ „Wenn das wahr ist,“ versetzte ich, „so war Jesus Christus Protestant oder St. Simonist, denn die Bücher enthalten sein Wort. Wollt Ihr ihn denn nicht als Euren Erlöser erkennen? Wollt Ihr Euch ihm nicht

nähern, wie Ihr Euch Eurem Kinde in der Wiege nahest? Fürchtet Ihr, er werde Euch von sich stoßen? Sehet seine Liebe Matth. 11, 28.“ — „„D, die heilige Jungfrau ist in Eurer Religion gar nicht einmal genannt.““ — „„Sehet,““ sagte ich, „„Luc. 1, 28 u. 30. ihre Demuth, ihren Glauben an den, der auch ihr Heiland ist; sehet ihre Dankbarkeit gegen Gott B. 48.: Von nun an werden mich selig preisen alle Kindestinder. Wollt Ihr denn nicht wie sie Gnade und Vergebung erlangen bei dem Jesus, der sich für uns gegeben hat? Sehet diesen treuen Heiland in seiner Niedrigkeit, in einem Stalle geboren wie der, worin Ihr Euch befindet. Er ruft Euch zu: Willst du nicht zu mir kommen und das ewige Leben haben? Seht ihn am Kreuze u. s. w.““ — Während ich dieses sprach bemerkte ich, wie sich das Herz einiger unter ihnen öffnete für die Wahrheit des Evangeliums, und ich hörte sie halb laut flüstern: „„Das ist die Wahrheit, wir möchten wohl ihr folgen können.““ Andere sagten mir in ihrem rauhen Dialekte: „„Bis jetzt haben wir wie Thiere gelebt!““ und dieselbe Frau, die mich nicht zur Thüre hineinlassen wollte, sagte mir zuletzt: „„Ach, wenn ich nur Geld hätte, um ein solches Buch zu kaufen, ich würde es gerne lesen!““

Ein anderer Colporteur desselben Departements erzählt uns: „Ich durchzog die Umgebung von Seurre, wurde aber überall fortgewiesen, denn der größte Unglaube herrscht in dieser Gegend. In dieser traurigen Lage wandte ich mich an den Herrn Jesus. Auf einem einsamen Fußwege warf ich mich auf die Knie und als ich betete, erblickte ich einige Häuser vor mir. Ich stellte um die Barmherzigkeit Gottes über diese Häuser, und ging hinein, innerlich gestärkt. In einem derselben hatte ich eine Unterredung mit einer Frau, der Mutter eines geisteschwachen Kindes. Wie ich ihr vom Evangelium sprach, vergoß sie Thränen und sagte mit gerühmtem Herzen: „„Sehen Sie, in welchen Jammer mich der Herr versetzt hat. Ich weiß nicht, was ich ihm gethan habe, daß er mich vor anderen Müttern mit solch einer Prüfung heimsucht?““ — Ich fuhr fort, ihr vom Evangelium zu sprechen und sie zu strafen wegen ihrer Klagen gegen den Herrn. Dann sprach ich ihr Worte des Trostes zu: „„Wenn Ihr Euch dieses Buch des Lebens verschaffen könntet, so würdet Ihr darinnen denselben Frieden, denselben Trost finden, den ich darin gesucht und gefunden habe.““ Sie konnte mir nur zehn Sous geben, denn sie war arm. Dabei sagte sie: „„Ach, ich sehe wohl, es ist der Herr, der Sie zu mir gesandt hat, mir Trost zu bringen, und mir die Quelle zu zeigen, wo ich ihn schöpfen kann!““ Während wir so sprachen, kamen auch andere Frauen um uns zu hören, und kauften Neue Testamente!“

Es gibt wahrlich Gegenden, wo ein Muth erforderlich ist, den nur Gott allein geben kann, um die Bibelverbreitung fortzusetzen. Namentlich gilt dies von den größeren Städten, insbesondere von Lyon. Wir würden Sie betrüben, meine Freunde, wenn wir Sie unseren Colporteurs folgen ließen. Zehn, zwanzig, dreißig Häuser besuchend, oft ganze Strecken, wo Hunderte und Tausende von Handwerkern beisammen leben, in den traurigsten Unglauben versunken, die, wenn man ihnen von Jesu spricht, nur mit Gespött und schrecklichen Gotteslästerungen antworten. O daß die christlichen Brüder sich dieser Seelen erbarmten, die da mitten durch Leiden und Elend einer schrecklichen Ewigkeit entgegengehen!

Ein und zwanzig Colporteurs sind in diesem Jahre von der Evangelischen Gesellschaft in zwölf Departements versandt worden (in die Departements du Nord und Mosel, der Meurthe, der Vogesen, des Doubs,

der Saône, der oberen Marne, von Côte d'or, der Yonne, der Loire, der Saône und Loire, und der Rhone). Sie verkauften 6,631 Exemplare der heiligen Schrift, immer dabei erklärend, sie sey Gottes Wort, welches behauptet, daß der Herr das ewige Leben gebe denen, die an ihn glauben.

(Gründung neuer Evangelischer Kirchen im Römisch-Katholischen Frankreich. Auszug aus dem Bericht der Evangelischen Gesellschaft.)

Die Verbreitung der Bibel und die Belehrung der Seelen machte die Gründung neuer Gemeinden nöthig; daher sandte die Evangelische Gesellschaft Geistliche, um die Seelen zu weiden, welche sich um das Wort Gottes versammelt hatten. Die in den vorigen Jahren gegründeten Gemeinden haben zugenommen; andere haben sich gebildet.

In Tournus, einer alten Stadt an der Saône gelegen, mit einer berühmten Benedictiner-Abtei, befindet sich eine kleine Gemeinde, die erste, welche unsere Gesellschaft gegründet hat. Sie ist in fortwährendem Wachsthum begriffen und zählt sechzig bis hundert Glieder. Die Zahl der Zuhörer, welche die Predigt besuchen, beläuft sich auf fünfzig bis zweihundert und achtzig. Das Versammlungslokal ist schon zu klein, und das Comité wird sich nach nach einem geräumigeren umsehen müssen. Auch ist nach dem Wunsche des Herrn Predigers Achar d eine Kinderschule errichtet worden. — Die hier gestiftete Bibelgesellschaft befindet sich in Thätigkeit, und verkaufte in diesem Jahre eine beträchtliche Zahl von Exemplaren der heiligen Schrift und von Traktaten. — Die Bewohner des Dorfes Besancon, schon seit vielen Jahren ohne Gottesdienst, ersuchten Herrn Achar d, er möchte ihnen das Evangelium predigen. In den ersten Wochen wurde die Predigt sehr stark besucht, allein der katholische Klerus der Nachbargemeinden beeilte sich, einen Priester dorthin zu senden, um in einer verlassenen Kapelle Messe zu lesen; und nichts wurde verkümt, was in dieser Gemeinde den katholischen Kultus wieder herzustellen vermochte. Nichts desto weniger blieb die Verkündigung des Evangeliums nicht ohne Frucht. Es wurde eine Schule für Erwachsene errichtet, um sie die heilige Schrift lesen zu lehren. Ein kleiner Verein, etwa aus zwölf bis funfzehn Personen bestehend, die mit Ernst das Heil ihrer Seele suchen, versammelt sich jede Woche.

Aus Chalons sur Saône, wo Donatien im vierten Jahrhundert lebte, vernehmen wir Folgendes: Die Gläubig gewordenen beweisen Eifer für die Verkündigung des Evangeliums. „Vor kurzer Zeit noch,“ schreibt Herr Hoffmann, „begnügten sie sich mit bescheidener Zurückhaltung, nun aber legen sie mit Muth und im Allgemeinen mit Mäßigung von ihrer Hoffnung Zeugniß ab; es sind sogar welche unter ihnen, die ihre Nachbarn und Bekannten zum Gebet und Lesen der heiligen Schrift versammeln.“ — Herr Hoffmann, dessen Eifer durch schweren Kampf, den er im verlossenen Jahre zu bestehen gehabt hatte, keineswegs erkaltet ist, hat mit einer Thätigkeit sein Amt verwaltet, die ihn nun die Früchte derselben genießen läßt. Unter seiner Leitung steht auch eine Schule für Erwachsene, welche von funfzehn bis zwanzig Personen besucht wird, worunter eine vier und siebzig- und eine zwanzigjährige sich befindet, die der Bibellesung regelmäßig beizohnen.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 17. December.

N^o 101.

L e s e f r ü c h t e.

Hase und Röhr.

Es gewährt Genugthuung zu sehen, daß doch endlich gegen die Alleinherrschaft des Röhrschen Rationalismus im Weimarschen Gebiete eine öffentliche Reaction durch Herrn Dr. Hase erfolgt ist. So ungenügend sie auch bei dem zweifelhaften Standpunkte dieses Gelehrten ist, so ist es doch schon etwas werth, daß die alten Illusionen der Prediger-Bibliothek von der unzweifelhaften Vortrefflichkeit der eigenen, und Erbärmlichkeit aller älteren Theologie durch eine Opposition aus Jena gestört worden, wodurch doch wohl mancher Nachbeter zum Nachdenken kommen kann. Es wäre wohl längst schon von der theologischen Fakultät in Jena, oder (da es jetzt leider keine theologischen Fakultäten im älteren Sinne, sondern nur Aggregat theologischer Professoren gibt) von einzelnen Mitgliedern derselben, die sich doch sonst wohl öffentlich vernehmen lassen, zu erwarten gewesen, daß sie gegen den so bornirten als anmaßenden und unduldsamen Rationalismus der Prediger-Bibliothek und gegen ihre unfkirchliche und antievangeltische Tendenz eine Stimme der Abmahnung erhoben hätten; allein die leidige Menschengeselligkeit scheint es verhindert zu haben. Herr Dr. Hase indeß hat jugendlicheren Muthes den kritischen Handschuh, den jene Bibliothek dem Hutterus redivivus in's Gesicht warf, aufgenommen, und ist mit Streitschriften gegen den Bibliothekar vorgeschritten, die dieser neuerdings durch Anti-Hasiana erwidert, oder auch nicht erwidert hat; denn die Anti-Hasiana (Neustadt an der Orla 1836) sind nichts weniger als eine wissenschaftliche Widerlegung der Haseschen Streitschriften, sondern sie sind nur „eine Sammlung der Recensionen der Kritischen Prediger-Bibliothek, durch welche die Streitschriften des Herrn Prof. Dr. Hase zu Jena veranlaßt wurden.“ Eingeführt werden sie abermals in das Publikum durch ein Vorwort nicht des Redakteurs, sondern des Verlegers, Herrn Wagner's von der Orla. Auf diese Weise widerlegt Herr Dr. Röhr seine Gegner, indem er, wenn jemand gegen ihn schreibt, von seinem Verleger zum zweitenmal sagen läßt, was er selbst als Veranlassung jenes Schreibens zum erstenmal gesagt hat, wodurch er, statt zu einer Entgegnung fortzuschreiten, auf sein erstes Wort zurückkommt, was freilich auch ein Fortschritt ist, aber more cancerino, wie die Fortschritte der Prediger-Bibliothek überhaupt. Demohnachtet läßt sich nicht bergen, daß Herr Dr. Hase seinem Gegner nicht

in einer graden, sondern in einer schiefen Stellung gegenüber steht, und zwar darum, weil das, was er vertritt, nicht eine Sache seiner innersten Überzeugung, sondern nur seines historischen und ästhetischen Interesse ist. Wir verkennen nicht die Bedeutung dieses Interesse im Gegensatz desjenigen Rationalismus, der als flache Tagesprosa weder eine Geschichte des Geistes, noch eine Poesie des Herzens hat; aber so lange das kleine Individuum nicht selbst ein organisches Glied jener großen Geschichte geworden, die das Poem des lebendigen Gottes ist, sondern sie nur von Außen besieht, beschreibt und bewundert, so lange ist sie ihm eben nur Dichtung und nicht Wahrheit und bildet eben durch ihre Erhabenheit mit der Ähnlichkeit der eigenen Meinung einen gar unbehaglichen Contrast. In der That, während rechtgläubige Theologen in dem so erhabenen, als bis in seine kleinsten Einzelheiten mit größter Sorgfalt ausgeführten Lehrgebäude der Kirche, als Priester stehen und dienen, so wandelt Herr Dr. Hase als ein halb kritischer, halb empfindsamer Reisender darin umher und geht endlich wieder hinaus mit der Bemerkung, daß ein solcher Dom zwar herrlich ist, aber „in unseren Tagen nicht mehr gebaut wird.“ Freilich werden solche Baue in unserer Zeit, die nur Gebäude von heute und gestern baut, propter inopiam et infirmitatem nicht mehr aufgeführt, wie denn auch an dem alten nicht irgend eine Zeit mit ihrem Zeitgeist, sondern die Reihe der Jahrhunderte mit dem Geist der Ewigkeit gebaut hat. Wir verlangen auch keine Neubauten, aus eigenem Holz gezimmert und mit gothischem Schnitzwerk verziert, wie sie Herr Dr. Hase vielleicht geben könnte. Der alte Bau steht ja noch da in seiner ganzen soliden Größe, und bedarf nur erhalten, und an einzelnen schadhast gewordenen Stellen wieder ausgebessert zu werden. Warum will denn aber Herr Hase neben dem Dom der Kirche, obwohl er ihn in einigen Parthien treffend würdigt, dennoch sein eigenes neumodisches Tempelchen haben? ist das seine oder des Domes Schuld? Ist etwa ein Fehler in der Fundamental-Construction? oder wollen die Substruktionen nicht mehr halten, an deren Untergrabung alle Arten von Gegnern und darunter sehr bedeutende früher sich vergeblich zerarbeitet haben? Was in der Vorrede der zweiten Ausgabe des Hutterus redivivus von exegetischen Ungenauigkeiten der älteren Dogmatiker so hingeworfen wird, das kann nicht der Grund seyn, warum Hase nicht an die Lehre seiner Kirche glaubt; denn er weiß zu gut, daß diese Lehre nicht ein bloßes Cento von Bibelsprüchen ist, wobei einer mehr oder minder die Summe verändert, sondern daß sie auf den unzweifelhaften Grundan-

schaunungen der Bibel von der Sünde und Erlösung beruhend, ein organisches, Glied an Glied haltendes, Ganzes bildet, was eine durchgehende Wahrheit hat, die man entweder annehmen, oder verwerfen muß. Im §. 37. des *Hutterus redivivus* wird unter der Überschrift „ächter Supernaturalismus“ ganz richtig angedeutet, daß es nicht irgend eine Unzulänglichkeit der von Gott erschaffenen Natur, daß es die Sünde ist, deren Bewußtseyn, geweckt und bis in das Innerste bestimmt durch das heilige Gesetz Gottes, die Nothwendigkeit einer, über die gesunkene menschliche Natur erhabenen Offenbarung und die Erscheinung eines Erlösers begründet, der eben, weil er das sündhafte Geschlecht erlösen und erheben soll, nicht mit ihm auf gleicher Linie stehen, nicht aus seinem natürlichen Conner hervorgegangen seyn kann, sondern göttlichen und menschlichen Ursprungs zugleich und Gottheit und Menschheit in sich vereinigend, der Mittler der Wiedervereinigung für das ganze Geschlecht seyn und werden soll. Diesem ächten, evangelischen Supernaturalismus, der beides, die Ungenugsamkeit der sündlichen Natur und die Genugsamkeit der Erlösung, mit gleicher Entschiedenheit behauptet, steht durch die ganze Kirchengeschichte hindurch jener Naturalismus entgegen, welcher die Selbstgenugsamkeit der menschlichen Natur entweder ganz, oder, mit unächtem Supernaturalismus sich mengend, zum Theil behauptet (*Semipelagianismus*) und eben so viel der Genugsamkeit der Erlösung derogirt, oder sie zu einer Selbsterlösung verkehrt. Wer aber durch das Gesetz, welches nur durch die vollkommene Liebe erfüllt wird, inne geworden seines Defekts an göttlicher Liebe und des Affekts seiner angeborenen Selbstsucht (Erbünde) und der daraus hervorgegangenen wirklichen Sünden, der kann nur in der Liebes- und Gnadenfülle des menschengewordenen Gottes den Frieden und die Liebe Gottes, die er verloren, wiederfinden, der kann „nicht an einem bloß menschlichen Erlöser sich begnügen lassen,“ sintemal weder der gebundene Mensch sich selbst, noch auch einer den andern erlösen, d. h. seine Sünden gegen Gott ihm vergeben und ein neues von göttlicher Liebe erfülltes Herz ihm geben kann. Wenn nun Herr Dr. Hase im Widerspruch mit der ganzen christlichen Kirche, deren Geschichte er beschrieben, an einem solchen Erlöser, selbstzufrieden mit der Menschheit, sich begnügen läßt, und dadurch auch seinerseits, besonders im Leben Jesu, in eine Heterodoxie geräth, die sich am Ende nur durch ihren poetischen Schein von der des Herrn Dr. Möhr unterscheidet, so ist dies ganz einfach nur eine Folge davon, daß es ihm an der rechten Anerkenntniß der Sünde gebricht, oder daß er, mit der Sünde es zu leicht nehmend, an demselben theologischen „Leich tsinne“ leidet, den er den gemeinen Nationalisten als „sittlichen“ vorwirft. Daher denn das „Spiel des Geistes“ mit dem Lehrbegriff der Kirche, der den gläubigen Theologen mit heiligem Ernst und wahrhaftiger Zuversicht erfüllt; daher ferner, weil es dem künstlichen Verfasser auf fremden Standpunkt immer an innerer Wahrheit fehlt, bei so manchen Hauptartikeln, wie z. B. von der Trinität, von der Gottheit Christi, ein bloßes rhapsodisches Copiren älterer

Bestimmungen ohne alle organische Reproduktion und innere Bewährung; daher endlich bei aller Überlegenheit dennoch eine Schwäche und Blöße gegenüber dem Herrn Dr. Möhr, die dieser mit seiner gewöhnlichen Klugheit zu benutzen weiß. Wir müssen daher dem Herrn Dr. Hase vor Allem ein ernstes Studium seiner selbst und des Briefes an die Römer empfehlen.

Der inconsequente und der consequente Rationalismus.

Über das Verhältniß des altmodischen rationalismus vulgaris zum modernsten rationalismus mythicus gibt eine in der Krit. Prediger-Bibliothek B. XVII. S. 2. enthaltene, mit Zusätzen des Herausgebers versehene Recension des bekannten antichristlichen Buches von Strauß lehrreiche Auskunft. Es ist hienach nur ein Gradunterschied zwischen beiden, indem nämlich jener hinter diesem theils aus Schwäche, theils aus Klugheit um einige Schritte in den Consequenzen zurückbleibt, d. h. etwas weniger Mythen annimmt, dafür aber auch, wo es ohne zu große ergetische Gewaltthatigkeiten geschehen kann, von den natürlichen Wundererklärungen Gebrauch macht, und wo auch diese nicht ausreichen wollen, die Sache unglaublich auf sich beruhen läßt. So charakterisirt sich der Möhrsche Rationalismus, der eine schwebende Mitte zwischen Strauß und Paulus zu behaupten sucht, eigenhändig S. 290.: „Was die Ereignisse betrifft, welche in den Evangelien erzählt werden, so erkennt die rationalistische Betrachtungsweise ihre Übereinstimmung in dem Wesentlichen, worauf es dabei ankommt, als hinreichenden Beweis ihrer geschichtlichen Glaubwürdigkeit an, sucht sie, so weit es ohne Zwang geschehen kann, in abweichenden Nebenumständen zu vereinigen, läßt, wo dies nicht möglich ist, dieselben auf sich selbst beruhen, sucht den eigentlichen Hergang eines Faktums von der Meinung zu unterscheiden, welche die Erzähler demselben beimeischten, und wenn das Ganze eine prodigiöse Farbe hat und mit dem providentialen Laufe der Dinge in Gegensatz tritt [d. h. ein Wunder ist], so fragt sie wohl nach der Möglichkeit, die Spuren jenes Laufes auch in den Berichten der Erzähler ausfindig zu machen, hütet sich aber sorgfältig, sie für diesen Zweck gewaltsam auszudeuten. Sie begnügt sich vielmehr mit der Annahme, daß manches Prodigiöse in sagenhaften Veränderungen und Ausschmückungen von etwas Geschichtlichem seinen Grund haben möge, wie das ohne allen Schaden für die wesentlichen Momente der Geschichte in vielen anderen Erzählungen der alten Welt [Mythen] der Fall ist.“ Zu diesen Ausschmückungen werden nicht bloß der Anfang, die Mitte und das Ende des Lebens Jesu, nämlich seine Geburt, Verkörperung und Himmelfahrt gezählt, sondern auch „besonders das Bild, welches der vierte Evangelist von dem lebenden und handelnden Christus entwirft“ und das „in manchen Stücken weder historische Richtigkeit, noch psychologische

Wahrheit, noch ächte sittliche Erhabenheit hat" S. 299. Daß ein so inconsequentes und bodenlos willkürliches Gemisch rationalistischer oder vielmehr „ultrarationaler“ (S. 297.) Ansichten die alte, seit Erscheinung der Briefe über den Nationalismus, unverbesserlich gebliebene Privatmeinung des Herrn Dr. Röhr ist, ist weniger noch befreudend als die eingebilddete Zuversicht, womit er seinen Unglauben als „gläubig“ dem Aberglauben des Supernaturalismus und dem Unglauben des Mythicismus entgegenzustellen und als „nothwendiges Produkt der wissenschaftlichen Bildung dieser Zeit“ darzustellen sucht. O, eine arme Zeit und Wissenschaft, die solches Unkraut producirt! —

Offenherziger über den vorbereiteten Gegenstand ist ein Aufsatz in der Allgem. Kirchenzeitung vom September Nr. 150., betitelt: „Wunderliche Kritik des Nationalismus in Strauß' Leben Jesu.“ Die Stellen, worin Strauß den Rationalismus vulgaris wegen seiner Unwissenschaftlichkeit, Unchristlichkeit und Unkirchlichkeit zurückweist, werden als wunderliche Inconsequenzen, ja als Taschenspielererei desselben, und der Rest von Ehrlichkeit, der diesem Schriftsteller beizuhohn, als eine Ungeheimtheit dargestellt. Dies geschieht S. 1229 f. in einer Weise, die durch ihre höhnische Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit für jedes rechtliche Gefühl verlegend, und für den Dr. Strauß auf's Tiefste kränkend seyn muß, zugleich aber auch ihm zeigt, welcher Gemeinheit er in die Hände arbeitet. „Fürwahr Reiner,“ so heißt es a. a. D., „der den Worten auf den Grund sieht, und keineswegs nur Worte, Worte, Worte sich in die Tasche spielen läßt, wird sich durch die Strauß'sche Kritik des Nationalismus überwunden bekennen, zumal wenn er mit gründlichem Ernste das Werk des Herrn Dr. Strauß studirt hat. Denn eben dies scheint in der Zukunft die gewaltigste Stütze des Nationalismus zu werden, insofern es thatsächlich nachweist (?), daß unsere evangelischen Berichte desjenigen Charakters entbehren, den sie nothwendig haben müssen, wenn die supernaturalistische Theorie von Christo auf die Grundlage derselben erbaut werden soll; ohne diese Grundlage aber dergleichen erbauen zu wollen, wie Schleiermacher versucht hat, ebenfalls ein vergebliches Unternehmen ist. Gewiß Mancher hat sich bei der Nachricht verwundert, daß Dr. Strauß von seiner Repetentenstelle in Tübingen in Folge des hier erwähnten Werkes entfernt worden ist, und wohl gar die Württembergische Regierung im Stillen eines Mangels an Freisinnigkeit angeklagt. Niemand hat sich aber gewiß weniger darüber gewundert und wundern können, als er selbst, da er ja unversehens eingestekt, daß diejenigen, welche seiner Grundansicht folgen, nicht dürften christliche Lehrer weder auf dem akademischen Lehrstuhle, noch im Predigtamte seyn. Wir meinen aber, Herr Dr. Strauß hätte sich dieses Märtyrertum mit gutem Gewissen ersparen können, wenn er sich nicht selbst dazu gedrängt, sondern erst reiflicher erwogen hätte, ob nicht die Stimme seines Gewissens hier irrthümlich rede. Nach unserer Ansicht ist es ungereimt, zu verlangen, daß das wissenschaft-

liche Bewußtseyn des Lehrers mit dem Bewußtseyn seiner Gemeinde, sey es auch nur in den für wesentlich gehaltenen Punkten, wofen sie (wie alle *articuli puri*) von den Zeugnissen der Geschichte, deren Auffassung und Kritik abhängig sind, vollkommen übereinstimme. Damit hätte auch Herr Dr. Strauß sich begnügen sollen, ohne einen unnützen Lärm zu erheben“ u. s. w. Wahrlich, der gemeine Nationalismus thut alles Mögliche, sich in seiner Gemeinheit darzustellen und durch offenes Eingeständniß seines heuchlerischen Spiels „mit dem Bewußtseyn der Gemeinde“ allen Glauben an die Wahrschastigkeit seiner Vortrührer zu vernichten. Gewiß, wenn sich fürder Jemand durch die christliche oder biblische Sprache eines gemeinen Rationalisten täuschen läßt, so ist es nur seine eigene Schuld.

Wie Dr. Röhr, so sein Gott.

Der neunte Band des Magazins für Prediger von Dr. Röhr beginnt mit einer Abhandlung des Herausgebers: „Die Dogmatik der Evangelisch-Protestantischen Kirche vor dem Richterstuhl der philosophischen und christlichen Moral,“ welche einen starken Beweis von der Stabilitäts-Theologie derjenigen gibt, die, obwohl sie stets vom Fortschreiten reden, doch immer nur, wie das Pferd in der Mühle, dasselbe alte Rad treten, und daher, bei allem Schreiten, doch nicht vom Flecke kommen. Ausgehend von einer blinden Verkenennung des durchaus sittlichen Gehalts der evangelisch-christlichen Dogmatik in ihren Lehren von der Sünde, Erlösung und Heiligung, wird völlig unwahr behauptet, in der Moral, deren Lebenszusammenhang mit dem Glauben dem Verf. gleichfalls ganz fremd ist, sey zwischen allen Partheien stets Einstimmigkeit und nur in der Dogmatik Streit gewesen, und darum müsse man, jene zum gewissen Grunde legend, diese nach ihr modeln, womit dann in der Abhandlung ein, auf entschieden pelagianische Voraussetzungen erbauter Anfang gemacht wird. Dabei werden mit einer Unbefangenheit, die nicht kindlich, sondern kindisch ist, weil sie ein Menschenalter verschlafen zu haben scheint, die alten Kantischen Sagen über die Priorität der Moral vor der Religion, oder über die Abhängigkeit Gottes vom guten Willen des Menschen als unumsstößliche Gewissheit hingestellt; denn „wie der Mensch, so sein Gott, oder wie die sittliche, so auch die religiöse Kultur desselben.“ Leider wohl findet dieses Verhältniß statt; aber es ist nicht das rechte, sondern das unrechte, das verkehrte; denn das ist eben das Verderben der Sünde, daß der Mensch, statt sich nach Gott zu bilden, zu dessen Ebenbilde er erschaffen ist, Gott nach sich bildet, ihn sich gleichförmig macht, woraus das ganze Heidenthum und aller Götzendienst, alle Machwerke des Polytheismus und Pantheismus bis zum todten Abgott des Deismus entstanden sind. Weil nun aber die natürliche Religion und Moral ihre sittliche Kraft dadurch verloren, daß sie dem schlechten natürlichen Zustand des Menschen

sich conformirt, darum eben ist eine nicht aus dieser sündlichen Natur entsprungene, unmittelbar von dem heiligen Gott geoffenbarte, übernatürliche Religion nothwendig, welche den Menschen, unabhängig von ihm, nach sich, nach ihrem reinen Urbild zu bilden vermag, und so das falsche Verhältniß: „wie der Mensch, so sein Gott“ wieder umkehrt in das wahre: „wie Gott, so sein Ebenbild, der Mensch.“ Wenn nun trotz dem ein Theologe im Jahre 1836 den ersten Satz „mit vollem Recht“ als Axiom an die Spitze seiner Moral-Religion stellen zu dürfen glaubt, und hienach nun in concreter Anwendung mit dem Princip „wie Dr. Röhr, so sein Gott“ die Dogmatik der Evangelisch-Protestantischen Kirche reformiren zu können meint, so weiß man in der That nicht, wer hier mehr compromittirt wird, der Verfasser, der, im Lichte dieser Zeit, solche theologische Verkehrtheit noch ganz zuversichtlich zu Markte bringt, oder die Leser, denen sie zugemuthet wird, oder auch die Kirche, die nach Dr. Röhr seinem Gott reformirt werden soll.

Nachrichten.

(Gründung neuer Evangelischer Kirchen im Römisch-Katholischen Frankreich. Auszug aus dem Bericht der Evangelischen Gesellschaft.)

(Schluß.)

Aus Macon, dem Hauptort des Departements der Saône und Loire berichten wir Folgendes: „Die Anzahl der Personen, welche die Predigten Herrn Zipperlen's besuchen, schwankt zwischen Hundert und dreihundert; zuweilen ist sie viel beträchtlicher. Ordnung und Andacht herrschen während des Gottesdienstes. Hier in Macon sind die Gegner des Evangeliums weniger zahlreich als auf den übrigen Stationen. Die wohlhabendere und gebildete Klasse fängt an, die Predigt der Reformirten Kapelle zu besuchen. Sogar in den Salons der Vornehmen sind Gespräche über religiöse Gegenstände häufiger geworden.“ — Herr Zipperlen hat auch häusliche Versammlungen oder Conferenzen angeordnet. In diesen Versammlungen steht es jedem Mitgliede frei, dem Geistlichen über verschiedene Punkte der christlichen Lehre, oder über Stellen der heiligen Schrift Fragen vorzulegen. Dieser glückliche Gedanke wurde auch anderwärts mit Erfolg ausgeführt. — Die durch Mitglieder dieser neuen Gemeinde gegründete Bibelgesellschaft beginnt mit Thätigkeit zu arbeiten. Die Missionsversammlung scheint insbesondere eine rege Theilnahme zu erwecken. Die Gaben werden dem Pariser Missionshaus zugesandt. — Auch eine Kinderschule konnte auf dieser Station errichtet werden.

Diese drei Gemeinden consolidiren sich mehr und mehr. Es sind auch Älteste oder Diakone ernannt worden, welche den Geistlichen in seinen Arbeiten unterstützen; sie besuchen die Kranken, um ihnen vom Hei-

lande zu reden, ihnen aus der Bibel vorzulesen und mit ihnen zu beten; sie helfen dem Geistlichen in den Schulen für Erwachsene, und theilen die Almosen der Gemeinde unter die Armen. Selbst Frauen bilden Vereine zum Arbeiten, auf daß sie haben, den Dürftigen zu geben. Auch das Interesse für Mission und Bibelverbreitung wird fühlbar. Die Arbeiten unserer Pilger-Missionare auf diesen drei Posten beschränken sich nicht bloß auf die Städte, worin sie wohnen; ihr Wirkungskreis verbreitet sich auf die Landschaft, wo das Beispiel der Städte einen mehr oder minder großen Einfluß ausübt. „Es scheint,“ schreibt uns im vorigen Monat einer unserer Missionare von Macon, „daß auch die umgebende Landschaft dem religiösen Leben nicht fremd bleibt; seit einiger Zeit sehen wir, besonders Sonntag Morgens, Leute eine oder zwei Stunden weit her zum Gottesdienst kommen, welche oft noch der Abendspredigt beiwohnen, und welche fast alle Neue Testamente und Traktate mit nach Hause nehmen.“

Der Bericht erzählt ferner von anderen Gemeinden, die sich gebildet haben. Von Givry, wo sich Pfarrer Barbey befindet, Folgendes: „Die Einwohner bezugten ein lebhaftes Interesse, so lange sie in der neuen Lehre nichts Anderes als Angriffe gegen die Römische Kirche sahen. Sobald aber unser Missionar erklärte, daß er nicht komme, ihnen den toten Protestantismus zu bringen, welcher, nach dem richtigen Urtheil Rousseaus in den „lettres de la Montagne“ darin besteht, jeglichen Glauben anzutasten, ohne selbst zu wissen, was man glaubt (attaquer la foi de tous, sans savoir soi même ce qu'on croit): als er, das Wort Gottes in der Hand, im Namen des lebendigen Gottes seinen Zuhörern verkündigte, daß jegliches Menschen Seele verloren gehe, sofern sie sich nicht zu Christo bekehre, da zogen sich die Zuhörer zurück, die Säle wurden leer, die Feindschaft trat mehr und mehr hervor. Es kam eine Zeit großer Prüfung. Einen Augenblick mochte man glauben, dem Herrn vorgegriffen zu haben, dessen Zeit noch nicht gekommen. Aber Dank seiner unendlichen Barmherzigkeit! wir sehen jetzt klar, daß er auch in diesen Gegenden sich ein Volk ausersuchen hat. Mehrere Monate hindurch war die Aufgabe des Geistlichen sehr schwierig. Er errichtete während des Winters in Givry eine Schule für Erwachsene, woran achtzehn Personen Theil nahmen, worunter ein Mann von dreißig Jahren, der es in fünf Wochen dahin brachte, daß er das Wort Gottes lesen konnte.“

Der Bericht fügt noch hinzu: Sie sehen, meine Freunde, daß in weniger als drei Jahren vierzehn Bethäuser in dem Departement der Saône und Loire eröffnet und drei Schulen gestiftet worden. Ein Gerücht, wenn es Menschenwerk wäre: aber die Barmherzigkeit des Herrn hat uns gezeigt, daß es sein Werk sey, durch die Erweckung und das Leben entstanden in dem Schoß dieser jungen Gemeinden, das sich nicht immer bei denen zeigt, welche die Predigt des Evangeliums auch Jahre lang vernehmen. Dies wichtige Resultat, meine Freunde, wollen wir nicht aus den Augen verlieren, denn diese Thatfache antwortet allen Einwürfen, welche ein ungläubiges Herz vorbringen könnte. Es ist des Herrn Werk, daß in diesen vierzehn Gemeinden mehrere Hundert Seelen ihm sind zugeführt worden, daß sie ihn bekennen nicht nur durch Worte, sondern durch einen christlichen Wandel.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 21. December.

N^o 102.

Mittheilungen über Hofrath v. Schubert's Reise in den Orient.

Von so vielen Seiten bin ich um Mittheilung der zu unserer großen Freude bereits eingegangenen Briefe meines theueren Schwiegervaters gebeten worden, daß ich es in der That für unfreundlich halten würde, wenn ich das Mittheilbare zurückhalten wollte.

Über den Plan seiner Reise schrieb er am 28. August d. J. von München aus Folgendes: „5. September mit Gott Abreise von hier; 10. September Ankunft in Wien; 16. in Preßburg; 1. Oktober Abreise von Gallacz; 3. Oktober in Constantinopel; 12. Oktober in Smyrna; Ende Oktober in Alexandria; gegen Anfang November Cairo; Weihnachten, oder auch bald nachher, Palästina.“

Er schrieb zugleich, daß er mit den besten Empfehlungen versehen sey und in Aegypten mit einem jungen Reisenden zusammenzutreffen hoffe, der des Arabischen vollkommen mächtig sey, und sich für den letzten Theil der Reise an ihn anschließen werde.

Unter dem 14. September schrieb er uns von Wien aus einen Brief, den ich wohl wünschte ganz mittheilen zu dürfen: so voll ist er von kindlicher Freude über den wohlgelungenen Anfang der Reise nach dem Lande des Aufgangs; so voll zu gleicher Zeit von kindlicher Zuversicht. „Der Vogel,“ sagt er, „hat sich, als er in der Zeit seines Wanderns den Flug antrat über Berg und Thal, nicht der Luft: er hat sich dem Walter einer ewigen Weisheit überlassen, deren Wille es ist, daß er über das Meer ziehe; darum ist es der armen Creatur so innig wohl.“ So sey es ihm.

Über die Reise selbst schreibt er: „Erst am Dienstag, den 6. früh halb sieben, fuhren wir von München weg. Bei dem herrlichsten Wetter brachten wir einen halben Tag in Salzburg zu. Der Weg über die Nachbarschaft von Linz nach Wien geht über eine fruchtbare Hochebene, zu deren Rechten man fast ohne Unterbrechung gegen Süden die Alpenkette, später dazu im Norden das Böhmisches-Mährische Gebirge sieht. Die ehrwürdige Kaiserstadt mit ihrer herrlichen Natur wird mir in der Erinnerung immer lieb und theuer bleiben.“

In diesen Tagen erst ist mir durch die Güte des Herrn Buchhändler Seyder in Erlangen eine in Wien geschriebene kurze Verrede zum vierten Bande des Alten und Neuen im Manuscript gekommen.

Grade einen Monat später, als der vorige, ist der Brief von Smyrna aus datirt. Am 3. Oktober war die Reisegesellschaft auf dem Schiff Ferdinand, nach einer sehr beschwerlichen Fahrt auf der Donau und einer, die Seekrankheit abgerechnet,

ganz glücklichen auf dem schwarzen Meere, in Constantinopel eingetroffen, und hatte sich in Pera, im Hause einer freundlichen Würtembergerin, auf einer Anhöhe, welche die schönste Aussicht auf die Stadt gewährt, einlogirt. Aber Constantinopel war damals in einem wahrhaft grauenvollen Zustande.

„Wir kamen,“ schreibt er hierüber, „nach Constantinopel grade in den Tagen, da hier eben die neuerdings ausgebrochene Pest in ihrer größten Heftigkeit wüthete. — Wo wir von unserer Wohnung in Pera aus hinsahen, da traf das Auge hier, und traf es dort auf Gräber. Und nun hatte sich der Graus der Gräber aufgethan; Furcht und Schrecknisse des Todes gingen auf den Gassen umher; Jeder sucht die Berührung des Anderen zu vermeiden; Türkische Lastträger mit Leichnamen, nur in härte Decken geschlagen, auf ihren Schultern, begegnen dem Wanderer unmittelbar neben dem Prunkmarkt des modernen Morgenlandes. Dazu kam während unseres fast neuntägigen Aufenthaltes eine Feuersbrunst in unserer Nähe, welche ganz Pera hätte können in Asche legen, und eine nun seit sechs Monaten auf dem armfeligen Lande lastende Dürre, welche Alles in Staub verwandelt hat. — Ein Volk, ein Land, das sich ganz von dem Herrn gewendet, das kann dem Pilger keine Stätte des lieblichen Verweilens werden. Als ich an der hehren Sophie vorüberging, da war meine Seele tiefgebeugt; der Anblick der verödeten, zum Theil von Zigeunern bewohnten Landseite der Stadt, von den Cypressenhainen von Eszab an bis zu dem von den Wogen der Propontis umrauchten Schlosse der sieben Thürme, war mir ein Erinnern an die Worte der Propheten über alle jene Völker und Heiden, die sich auflehnen gegen den Herrn und seinen Gesalbten. — Seit vorgestern sind wir nun, nach einer überaus glücklichen Fahrt auf spiegelglattem Meere, an der alten Trojanischen Küste, dann an dem herrlichen Lesbos vorüber, hieher gekommen in die noch immer nicht ganz erstorbene zweite der sieben Gemeinden, in das größtentheils wenigstens dem Namen, zum kleinen Theile auch dem Wesen nach, christliche Smyrna. Mir ist hier sehr wohl. Vielleicht besuche ich Ephesus.“

Unerwartet, aber zu unserem großen Troste, bekamen wir erst in den letzten Tagen einen zweiten Brief aus Smyrna vom 2. November, der jedoch schon am 26. Oktober in Budjah angekommen worden war. Er schreibt von der leiblichen und geistigen Erquickung, die er in Smyrna gefunden. Die Reise nach Ephesus, ja nach Sardis hatte er gemacht.

Besonders hat Sardis ihn mächtig ergriffen. „Was soll ich,“ schreibt er, „von dem alten Sardis sagen, und von dem unvergleichbar schönen Thale des Hermos? Die Trümmer von Sardis, theils unter dem Schutt des Sandes begraben, theils

mit grausenhaft vom Erdbeben zerrissenen Wänden, bezeugen es, daß der Herr über diese Gemeinde, welche den Namen hatte, daß sie lebte, und war doch todt, gekommen sey als ein Dieb. Nur noch zwei christliche Müller, die aber bloß Türkisch sprechen, leben unter den Turkomannen und Turucken, deren schwarze Zelte im Thal zerstreut sind; vom Palast des Erösus her ertönt die Pfeife des Kameeltreibers, aus dem Gemäuer der alten Christenkirche der Gesang der einsamen Steindrossel. Eine solche majestätische Natur aber, wie die um Sardis, habe ich noch nie gesehen. Über den hohen Säulen des Cybeletempels erheben sich die Säulenfelsen der Sandsteinberge, über diesen, mit Schnee bedeckt, der hohe Imolus; im Thale der wilden Myrthen und Granaten strömt der Pactolus, dessen Geschiebe ein edles Gestein (der lapis Sardius oder Carneol) sind.“ —

„Sobald nun der Ostwind sich erhebt, vielleicht schon morgen, verlassen wir mit einem Türkischen Schiff den Hafen von Smyrna und segeln nach Alexandria ab. Er, der treue Gott, segne unseren Ein- und Ausgang. Er sey euch und uns ein gnädiger Gott.“

Indem ich diese Mittheilungen hiemit für dieses Mal beendige, grüße ich zugleich Alle, die sich derselben freuen.

Thurnau, den 9. December 1836. Heinrich Ranke.

Über die in Danzig seit dem Jahre 1833 eingerichtete praktische Bibelerklärung.

In Nr. 83. und 84. der Ev. K. Z. d. J. ist durch den Aufsatz: Was geschieht in unseren Gemeinden für die Bibelerklärung? was sollte geschehen? eine für unser evangelisches Kirchenthum hochwichtige Frage angeregt, deren dort von einem christlich gesinnten Manne versuchte Beantwortung den Unterzeichneten um so mehr erfreute, als er die faktische Ausführung des Vorgeschlagenen nachweisen und aus dreijähriger Erfahrung vielleicht Manches erläutern und modificiren, insbesondere aber die Ausführbarkeit darthun und manchem christlichen Bruder die Besorgniß vor den Schwierigkeiten der Ausführung hinwegräumen kann. Das Folgende soll sich nur darauf beschränken, zunächst einen kurzen Bericht der Thatsache, wie sie in Danzig begonnen hat und jetzt regelmäßig weiter geführt wird, zu geben, und sodann einige kurze Andeutungen über die von den Unternehmern beobachtete Methode und Form hinzuzufügen.*) Daß übrigens mit alle dem weder ein Muster der Nachahmung, noch eine Norm des Verfahrens gegeben werden soll, daß ferner nur die nothwendige Deutlichkeit und Bestimmtheit den Unterzeichneten zwingt, viel von sich selbst zu reden, wird der billige Leser gewiß ohne bevorwortende Bitte erkennen.

Gleich bei Übernahme des Predigamtes im Jahre 1825 beschäftigte mich dieselbe Frage, die der Verf. dort aufwirft, angelegentlich; zumal da ich zwanzig Jahre lang als Schulmann,

und insbesondere noch als Religionslehrer am Gymnasio, die ganz unzureichende, ja ich darf sagen, gar nicht vorhandene Bibelenkenntniß zur Genüge erfahren und bemerkt hatte, wie dieselbe in den Familien je mehr und mehr schwand. Bedenken, Wünsche, Vorschläge gegen die Geistlichen, früher schon oft ausgesprochen, darauf den Amtsbrüdern vorgelegt, wurden zwar als richtig anerkannt, aber zugleich als unausführbar mit Bedauern zurückgewiesen. Die Meisten meinten, das Austheilen wohlfeiler Bibeln durch die seit 1814 hier bestehende Bibelgesellschaft sey eine genügende Abhilfe, und täuschten durch diesen Traum sich selbst und Andere auf sehr bedenkliche Weise. So galt es denn, in Gottes Namen ganz allein zu beginnen, was das Wort des Herrn, das von ihm anbefohlene evangelische Amt und das Seelenwohl der Gemeinde gleich stark und dringend forderten. Als nächste Aufgabe ergab sich bald, zuerst bei der Gemeinde selbst die Empfänglichkeit für das Mittheilende und einen Begriff von der Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit des Gotteswortes anzuregen. Dies beabsichtigte ich zunächst durch einige vorbereitende Predigten, und begann darauf die Erklärung der heiligen Schrift, vom ersten Buche Moses an in fortgehender Reihenfolge. Doch konnte ich dazu wegen amtlicher Verhältnisse nur alle vierzehn Tage eine Sonntagspredigt, und alle drei Wochen eine Donnerstagspredigt anwenden. Wenn nun dadurch auch erreicht wurde, daß nach und nach immer Mehrere die Wichtigkeit der heiligen Schrift erkannten und dies sowohl durch ununterbrochene Theilnahme und große Aufmerksamkeit, einige auch durch Mitbringen der Bibel in die Kirche, durch Privatgespräch und Fragen, bezeugten; so konnte doch begreiflicher Weise die Erklärung nur sehr langsam fortschreiten. Und wurde die leitende Hauptidee: das Neue Testament im Alten, nach steter Anwendung des Wortes Joh. 5, 39., und: die Geschichte des Volkes Gottes als göttliche Führung, als Typus und Norm aller Völker- und Menschengeschichte, aller geistigen Erziehung, Menschenbildung und Volksbildung, den ernstesten Besuchern immer einleuchtender und geläufiger; so wünschten grade sie auch die ganze heilige Schrift also erläutert zu hören; aber die Erreichung dieses Zieles war unabsehlich. Denn bis heutiges Tages (wo ich diese Bibelpredigten in der Reihenfolge unausgeseht fortführe, jedoch, aus anderweitigen Gründen, seit etwa sieben Jahren nur in den zwölf bis vierzehn jährlichen Wochenpredigten) bin ich, nach elf vollen Jahren, erst bis 2 Samuel. c. 22. fortgeschritten. Besonders aber war mir die einmal übliche Predigtform eine beengende Fessel: sie gestattete nur die Nachweisung und Entwicklung des praktischen Lebensmomentes, und schloß die nothwendige Erläuterung des Geschichtlichen, Geographischen, Naturhistorischen zc. aus. Ich durfte jene Form auf der Kanzel und im Amtsstock nicht durchbrechen, ohne die Gemeinde in der gewohnten Auffassungsweise zu stören, und gegen meine Specialcollegen als Neuerer zu erscheinen. — (Daß der an einer Gemeinde einzeln dastehende Geistliche hierin ungleich freiere Hand hat, ergibt sich von selbst.) —

Je mehr die Schaar der ernster Suchenden mit den Jahren wuchs, desto reger wurde auch in diesen der Wunsch nach einer

*) Eine kleine Schrift: „Über praktische Bibelerklärung vor der Gemeinde,“ wird von mir zu Ostern 1837 als erster Beitrag zur Pastoraltheologie erscheinen und den Gegenstand ausführlicher behandeln.

mehr in's Einzelne gehenden Erklärung. Da fügte es die Gnade des Herrn, daß einige rein evangelische jüngere Männer in der Stadt das Predigtamt erhielten. Einer derselben, Herr Wih. Blech, zweiter Prediger an St. Trinitatis hieselbst, ging gleich nach Antritt seines Amtes, freudig und rüstig auf meinen Vorschlag ein, mit mir gemeinsam die ganze heilige Schrift in außerordentlichen wöchentlichen Vorträgen genau und faßlich zu erklären und die praktische Anwendung zu zeigen. Wir machten in äußerer Hinsicht unseren Plan also, daß er das Neue Testament jedes Mittwochs von 5 Uhr Nachmittags, ich dagegen das Alte Testament jedes Donnerstags um eben die Zeit fortgehend und statarisch zu erläutern übernehme. Mit dem neuen Kirchenjahre 1833 begannen wir, im festen Vertrauen auf des Herrn Kraft in unserer Schwäche, getrost unser Werk, nachdem wir's an den vorhergehenden Sonntagen unseren resp. Gemeinden am Schluß der Predigt angezeigt und an das Herz gelegt hatten, ohne Anfrage und Erlaubnißgesuch bei irgend einer Behörde, denn wir hielten dafür, daß nicht bloß Erlaubniß, sondern sogar Aufforderung zu unserem Unternehmen bereits enthalten sey in der Ordinationsformel (s. d. Pr. Landes-Agende II. S. 22 f.) und daß in solchem Falle bei der Behörde erst anfragen, eben so viel heiße als, das von derselben Behörde uns anvertraute Amt und dessen Pflichten nicht verstehen; was dann wohl in keiner Weise die Vorgesetzten erfreuen, uns aber nimmer ehren kann noch ziemen will. Und wie wir bereit waren allezeit zur Verantwortung Jedermann, der Grund forderte unserer Hoffnung in uns, so hofften wir auch der Obrigkeit genügenden Grund unseres Thuns geben zu können, und haben es auf jede an uns ergangene Anfrage geziemend gethan.

Einige Wochen hindurch wurden die Versammlungen in unseren Amtswohnungen gehalten; weil es von uns ausdrücklich beabsichtigt und laut ausgesprochen war, auch den Fragen der Vern- und Wissbegierigen freien Raum zu gestatten. Doch die Zahl der Zuhörer mehrte sich bald so sehr, daß wir in die Kirche ziehen mußten. Meinem lieben christlichen Freunde wurde eine dicht neben seiner großen Amtskirche gelegene kleinere, die St. Annenkapelle, zum Gebrauch bereitwillig eingeräumt, für deren Beleuchtung im Winter die eifrigen Zuhörer bald sorgten. Ich dagegen war genöthigt, mich theils der Englischen Kapelle zu bedienen, für den Winter aber die Bibelfunde auf die Nachmittagsfunde von 3 — 4 zu verlegen, weil jene Kapelle nicht erleuchtet werden durfte und weil eine hinreichende Erleuchtung der großen St. Marien Kathedrale unausführbar, auch ihr Offenseyn in finsterner Abendzeit unzulässig war. Von jetzt ab werde ich aber dieselbe Stunde auch im Sommer behalten, weil der Zeitwechsel immer Mißverständnisse und Störungen verursacht.

In dieser Weise haben wir nun, ohne das geringste wesentliche Hinderniß von Außen, vielmehr mit dankbar anzuerkennendem Zugeständniß von Seiten aller Behörden, unser Werk ununterbrochen drei Jahre lang fortgesetzt, so daß mein theurer Arbeitsgenosse Blech jetzt bei dem zwölften Capitel des Römerbriefes steht, ich aber bis zur Erklärung des zwei und vierzigsten Psalms fortgeschritten bin. Die Zuhörerschaft hat bei

mir selten 200 erreicht, gewöhnlich ist sie jetzt noch 120 und drüber. Bei dem lieben Blech waren mitunter 500 — 600 anwesend, sind in der Regel etwa 200 und drüber. Aber mit Freuden bemerken wir beide, daß Viele von diesen auch noch keinen einzigen Vortrag versäumten, daß diese fleißigen (Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, Greise und Matronen, aus den verschiedensten Ständen) ihre Bibel oder Neues Testament mitbringen, manche auch über einzelne Punkte nachher noch weiter mit uns allein oder unter einander daheim sich besprechen. — Kinder unter dem Confirmandenalter sind, nach unserer Bestimmung, von der Theilnahme ausgeschlossen, da wir unseren Gemeinden auch dies als einen nicht unwichtigen Zweck des Unternehmens bezeichneten, die Er wachsenen zu befähigen, um selbst Lehrer der Kleinen daheim zu seyn.

Wir halten die Vorträge auf einem eigens dazu bestimmten Plage unter der Kanzel, ohne Talar bekleidet, nur mit Bäckchen. Kein Gesang — ein kurzes Gebet leitet den Vortrag ein und schließt ihn. Er währt in der Regel im Winter eine Stunde, im Sommer höchstens anderthalb. Beim Ausgange wird eine Einsammlung für die Zwecke der Bibelgesellschaft gehalten, wodurch der Kasse derselben jährlich 100 Thlr. und drüber zufließen.

Der Hauptgrundsatz unserer Erklärung, den wir unverrückt festhalten, ist: den Schlüssel des Alten Testaments im Neuen, und die ewige Bedeutung des Neuen Testaments im Alten nachzuweisen, oder: das Neue Testament im Alten und das Alte im Neuen finden zu lehren, d. h. die ganze Bibel als ein großes Werk des ewigen weisen lebendigen Gottes zu aller Menschen Seligkeit zu fassen. Auf diese Weise erläutern und ergänzen wir uns gegenseitig in unseren Vorträgen.

Das methodische Verfahren besteht im Allgemeinen darin, daß wir beim Beginn jedes einzelnen Buches zunächst eine übersichtliche Einleitung geben, — historische Andeutung, Hauptinhalt des Ganzen, Verhältniß zu den anderen Schriften. — Sodann wird ein ganzes Capitel, oder auch nur ein einzelner Abschnitt desselben bis zu einem passenden Punkte ununterbrochen vorgelesen, der Zusammenhang mit dem Vorangehenden nachgewiesen, der Hauptgedanke des vorgelesenen Stückes erst im Allgemeinen bestimmter hervorgehoben, sodann seine Ausführung durch nöthige Wort- und Sacherklärungen, Umschreibung u. dgl. Vers vor Vers entwickelt, und endlich die praktische Anwendung auf das eigene innere und äußere Leben, nach möglichst vielen Seiten, kurz angedeutet und mit Beispielen nachgewiesen; was denn auch im Schlußgebete noch einmal kurz zusammengefaßt wird.

Mancher aufmerksame und fleißige Zuhörer hat es uns beiden offen gestanden, daß er in einer einzigen dieser Bibelfunden mehr lernt und innerlich gewinnt, als aus fünf unserer Predigten.

Ofter schon bin ich von durchreisenden erfahrenen christlichen Freunden befragt worden, ob ich denn auch die Capitel, welche fast nur Namen enthalten, wie 1 Mos. C. 5. C. 11., oder Erzählungen wie 1 Mos. C. 19, 31 f. C. 38., oder die Beschreibung der Bundeslade, der Opfer- und Ceremoniengesetze,

oder Ausdrücke wie 1 Sam. 25, 34. und Ähnliches auch vorgelesen und erklärt hätte, oder das hohe Lied erklären würde. Antwort: Ja! denn ich erkläre die Bibel, d. h. Gottes Wort. Und das spricht nichts Unnützes und Schädliches, eben so wenig wie Gottes Natur etwas Unnützes und Schädliches enthält; unser menschlich-schwacher Verstand und unsere Sünde macht es erst dazu. Gottes Geist ruft nicht: Pfui, des Wortes! sondern vielmehr: Wehe der That! wehe der Welt der Argerniß halber! Vergleiche übrigens des göttlichen Meisters hierüber Aufschluß gebendes Wort Joh. 3, 19. 20.

Das Nähere über diesen und andere wichtige Punkte wird mein angeedeutetes Schriftchen weiter ausführen, vielleicht auch, so Gott Gnade schenkt, ein in dieser unserer Erklärungsweise geschriebener Commentar über eines oder das andere Buch des Alten Testaments anschaulich darlegen.

Danzig, am 5. Decbr. 1836.

Dr. Kniewel,
Archib. d. d. Oberpfarrk. St. Marien

Nachrichten.

(Nordamerika.) In einer kleinen in diesem Jahre zu Boston erschienenen Schrift eines Deutschen, Hermann Bokum, öffentlichen Lehrers daselbst, betitelt: the Strangers Gift, des Fremden Gabe, finden sich manche neue und lehrreiche Aufschlüsse über den religiösen und sittlichen Zustand der Deutschen in den Vereinigten Staaten. Dieselben verdienen um so mehr Beachtung und Dank, als der Verf. ein geborener Deutscher, zwar, wie man sieht, dort vollkommen sein zweites Vaterland gefunden hat, aber durch die tiefbegründete Anhänglichkeit an das erste, die er sich zu bewahren gewußt, vor blinder Überschätzung gesichert worden ist. Vor Allem aber deshalb, weil sein Urtheil von dem einzig sicheren Grunde eines einfach gläubigen Sinnes ausgeht und geleitet wird. Die Schrift, deren Inhalt er schon zum Theil in dem Christian Spectator und anderswo mitgetheilt hat, ist hauptsächlich bestimmt, die Aufmerksamkeit der Amerikaner auf die Lage der eingewanderten Fremden, insbesondere der Deutschen, zu lenken, und die Bande zwischen den beiden Ländern, denen er angehört, fester zu knüpfen. Durch die Form der Einleitung hat er sie zugleich für sich und Andere zu einem Erinnerungsmittel an die vaterländische Weihnachtsfeier bestimmt, deren Entbehrung es ihn jährlich aufs Neue empfinden lasse, daß er dennoch nur ein Fremder sey, aber auch treibe dafür zu zeugen, daß wir Alle nur Fremdlinge und Pilgrime sind auf der Erde.

Von dem Zustande der Deutschen Landbauer in den älteren größeren Ansiedelungen im Inneren der östlichen Staaten, vorzüglich derer in Pennsilvanien, hat sich der Verf. durch eigene Anschauung auf längeren Fußwanderungen unterrichtet. Zwischen ihnen und den in den Städten, insbesondere in den großen Seestädten, lebenden Deutschen, die später und einzeln eingewandert sind, ist natürlich überall sehr zu unterscheiden. Das Bild nun, was er uns von den ersteren entwirft, in einzelnen aber veranschaulichenden Zügen, ist nichts weniger als erfreulich. Ihr ganzes Streben und Trachten ist einzig und allein auf den Landbau und dessen Gewinn gerichtet, der allerdings ihre Kräfte sehr in Anspruch nimmt, und nicht nur haben sie in der Länge der Zeit, was

ihre Vorfäter noch von geistigem Leben mitbrachten, eingeblüht, sondern sind auch von dem Einflusse der einheimischen Bildung jeder Art unberührt geblieben. Ihre Seelsorger können, auch den Willen vorausgesetzt, wenig wirken, da einer oft sechs bis sieben weit auseinanderliegende Gemeinden zu besorgen hat. Die anderen Unterrichtsmittel aber sind auf's Äußerste vernachlässigt, und jede Aenderung zum Besseren findet noch oben-drein entschiedenen Widerstand, sobald irgend das materielle Interesse in's Spiel kommt. Da man aber gar kein anderes kennt als dieses, so wird auch schon ein Versuch, von dem kein offenkundiger Nutzen für den Unternehmener einleuchtet, weil er auf etwas Höheres hinielt, gleich mit der argwöhnischen Voraussetzung betrachtet, es müsse irgend eine geheime Geldspeculation zu Grunde liegen, von der man Schaden für sich selber befürchtet. So hatte ein Freund des Verf. versucht, in einer der Pennsilvanischen Niederlassungen eine Sonntagsschule zu errichten, und konnte sich lange nicht erklären, weshalb dies so wenig Eingang finde, bis er erfuhr, man habe ihn im Verdacht, er wolle nur den Zoll einer Brücke, über welche die Kinder zu passiren hatten, einträglicher machen! Die Schulen sind in den Händen der Mindestfordernden, meistens hergekaufter Einwanderer, die den Kindern ihre eigene Sittenlosigkeit einpflanzen. Ein solcher Abenteuerer, erzählt der Verf., kommt in ein Dorf, sieht über der Kirchenthür einen Anschlag, durch den ein Lehrer verlangt wird, welcher lesen und schreiben könne. Die Thurmuhre schlägt gerade die zur Prüfung angelegte Stunde. Er meldet sich ohne Weiteres, zeigt ein selbstverfertigtes Zeugniß über seine Verdienste vor, liest eine ihm vorgelegte Zeitung ohne Anstoß, schreibt einen Theil derselben ab, und befriedigt die Examinatoren ganz ausnehmend. Wenn er aber zum Überflusse noch fragt: ob denn die Kinder nicht auch im Rechnen, in der Regel de Tri, unterrichtet werden sollen, so imponirt er der Prüfungs-Commission dergestalt, daß sie sich sogleich entfernt und ihm die Kinder überläßt. Unter solchen Umständen ist es noch ein Glück zu nennen, daß die Schule nur drei oder vier Wintermonate hindurch gehalten wird, da die Kinder die übrige Zeit des Jahres mit Feldarbeit beschäftigt sind; oder daß manche Eltern ihre Kinder ganz zurückhalten, um sie nicht der Verderbniß Preis zu geben. Als vor einigen Jahren eine allgemeine Taxe zur Unterhaltung der Schulen eingeführt werden sollte, weigerten sich die Reichen beizutragen, damit nicht die Armen, welche mehr Zeit vom Feldbau erübrigen könnten, auch so viel mehr lernten und dadurch zu allen einträglichen Stellen und bis in den Congress gelangten, also über die Reichen herrschten! — An der Stelle der Sittlichkeit findet sich daher fast nur äußere Legalität, an der Stelle der Gottesfurcht Gespensterfurcht, wie denn der wilde Jäger und der Blocksberg sich dort noch in großem Ansehen erhalten, selbst die Indianischen Zauberkräfte gegen Krankheiten sind im Schwange.

Eine Hauptursache dieses gesunkenen Zustandes findet der Verf. mit Recht in der dort eingetretenen Vermischung zweier Volkscharaktere, die doch nicht wahrhaft Eins geworden sind, des zu Grunde liegenden und durch die Abgeschlossenheit sich erhaltenden Deutschen mit dem so verschiedenen Englisch-Amerikanischen, so daß überall ein reiner Volkscharakter fehlt. Dies zeigt sich in den Sitten wie besonders in der Sprache. Die letztere ist ein fast unverständliches verworrenes Gemisch aus irgend einem der Deutschen Volksdialekte (in verschiedenen Gegenden verschieden) und Englischen Zuthaten, so daß oft Deutsche Wörter mit Englischen Endungen und umgekehrt sich finden.

(Schluß folgt.)

Der Tag des Herrn, und seine Feier.

Die tiefe Bedeutsamkeit der Feier der Tage des Herrn in den beiden Ökonomien des Reiches Gottes hat zu allen Zeiten, in der Wissenschaft und im Leben, so allgemeine Anerkennung gefunden, daß die Übereinstimmung hierin wenigstens eben so groß ist, als die Verschiedenheit, welche auf der anderen Seite in Ansehung der näheren Bestimmung dieses Gegenstandes wahrzunehmen ist. In der That sind auch die Gründe für die Anerkennung und Würdigung jener Feier und ihrer leitenden Idee im Allgemeinen so mächtig und einleuchtend, daß die Verschiedenheit in der näheren, namentlich theoretischen, Bestimmung des Einzelnen billiger Weise hinter jener höheren Übereinstimmung im Wesentlichen zurücktreten, von dieser jederzeit eben so ausgehen, als auch wieder zu ihr zurückgeführt werden sollte.

Indeß ist unläugbar, jene Bedeutung der Tage des Herrn wird durch den maasslosen Verfall der Sonntagsfeier in der Gegenwart auf praktischem Wege in dem Grade geläugnet, daß eine Ausgleichung der noch obwaltenden theoretischen Differenzen um so mehr einem dringenden Zeitbedürfnisse entspricht, als dieselben theils bis zu den Principien des Gegenstandes hinaufreichen, und die Fassung der leitenden Idee der Sonntagsfeier alteriren, theils aber auch dem herrschenden Zeitgeiste, wenn nicht zur Quelle, so doch vielfach zur Stütze und zur Verschönerung dienen. Diese Ausgleichung nun ist nach dem Urtheile des Einsenders, dem sich viele Leser der *Ev. K. Z.* anzuschließen scheinen, auch durch den Aufsatz in dieser Zeitschrift vom Jahre 1833: „Der Sabbath der Juden, und der Sonntag der Christen“ (Nr. 81 ff.), nicht hinreichend gelungen. Ja, Ref., der diesem Aufsatze die besondere Anregung zu anhaltenden Studien über diesen Gegenstand verdankt, der denselben zu den ausgezeichnetsten Gaben rechnet, welche die *Ev. K. Z.* dargeboten hat, und darin nach Inhalt und Form das Tüchtigste und Belehrendste erkennt, was die neuere Litteratur über jenes Thema enthält, muß dafür halten, daß jene Vermittelung von dem vorherrschend negatiopolemischen Standpunkte, aus welchem der Verfasser (freilich in Übereinkunft mit der bisherigen Entwicklung der kirchlichen Theorie dieses Gegenstandes) die leitende Idee der kirchlichen Tage betrachtet, unmöglich gelingen kann; man müßte denn die Konstruktion lediglich auf den Begriff der Kirche gründen, ein Weg, der, anderer Mängel zu geschweigen, wenigstens unzeitgemäß, und der so unkirchlichen Gegenwart am wenigsten zugänglich seyn würde.

Aus diesem Grunde mußte Eins. sein ursprüngliches Vorhaben aufgeben, auf Grundlage jener Abhandlung die zum Schlusse derselben ange deuteten Fragen zu beantworten, welche

Obliegenheiten nämlich theils die kirchlichen und Staatsbehörden, theils die Gemeinde und der einzelne Christ zu erfüllen hätten, um zu einer, ihrer leitenden Idee entsprechenden Sonntagsfeier zurückzukehren, oder auch hinzustreben. Dagegen glaubt er dennoch dem gleichen Zwecke des ungenannten Verf., dem sich Eins. in gleichem Glauben und Streben verbunden hält, eben so als dem Interesse der Leser der *Ev. K. Z.* zu entsprechen, wenn er diesen Gegenstand hier nochmals von demjenigen Standpunkte aus zur Sprache bringt, der ihm allein zu jenem Ziele sicher zu führen scheint, und damit zugleich die Theilnahme der Leser für eine umfassende Bearbeitung des obengestellten Themas in Anspruch nimmt, welche er demnächst zu veröffentlichen gedenkt.

Verf. will also hier zunächst Einiges über die bisher nicht genügend erkannte Bedeutsamkeit der Feier der Tage des Herrn und ihrer leitenden Idee sagen, nächstdem den schreienden Widerspruch darlegen, worin die Sonntagsfeier in der Gegenwart mit jener Idee steht, endlich aber der Mängel und Verwickelungen gedenken, welchen die Theorie dieses Gegenstandes noch immer unterlag, und zugleich die Grundzüge seiner eigenthümlichen Auffassung desselben andeuten.

1.

Die tiefe Bedeutsamkeit der Tage des Herrn ergibt sich auf dem verschiedensten Wege der Betrachtung überall auf gleiche Weise.

Verfolgt man die geschichtliche Entwicklung ihrer leitenden Idee, ihrer festlichen Darstellung, nach den Zeugnissen der Offenbarung und Geschichte, so sieht man eine besondere göttliche Obhut über jener Entwicklung walten, welche einen Gegenstand von eben so ausgezeichnete Wichtigkeit verräth. Seht man von dem allgemeinen Gefühl eines unverlägbaren praktischen Bedürfnisses besonderer, in den Tagen des Herrn nun geschichtlich vorliegender Feiertage, von der Wahrnehmung ihres unberechenbaren Segens im Ganzen und Einzelnen aus, so wagt auch der entschiedene Gegner einer wohlgeordneten Sonntagsfeier die praktische Bedeutsamkeit derselben im Allgemeinen nicht in Frage zu stellen. Vergewenwärtigt man sich das Bild einer, nach wöchentlichem Wirken mit göttlichen Kräften des Glaubens, nun sonntäglich im festlichen Genuße des göttlichen Segens feiernden, in segensvoller Betrachtung der Gnadenoffenbarungen Gottes sich heiligenden Gemeinde, ja der ganzen, in gleichem Glauben, gleicher Hoffnung und Liebe gliedlich verbundenen, in gleichem Feiergusse sich erbauenden, zu ihrem göttlichen Haupte erhobenen Gemeinde des Herrn, zumal wie jenes Bild durch die leitende Idee der Feier gefordert wird,

und nach überwundenen Störungen der Sünde von der christlichen Zukunft seine Verwirklichung erwartet: so wird das Gemüth schon von der Ahnung der wunderbaren Schönheit jenes Bildes hoch erhoben. Betrachtet man jene Tage aus dem Gesichtspunkte des Begriffes der Kirche und ihrer organischen Fortbildung, so erhebt sich jene Ahnung der praktischen Nothwendigkeit derselben zum wissenschaftlichen Bewußtseyn, und man erkennt, daß die Kirche ohne eigenthümlich kirchliche Tage, wie sie in den Tagen des Herrn geschichtlich vorliegen, ganz undenkbar ist. Fast man endlich alle jene einzelnen Momente zusammen, so erkennt man von einem höheren wissenschaftlichen Standpunkte den Einklang der leitenden Idee jener Feier und ihrer in den beiden Ökonomien des Reiches Gottes verwirklichten, festlichen Darstellung mit den eingeborenen Gesezen, wo nicht der ganzen Schöpfung Gottes, so doch der menschlichen Natur, die also eine solche Feier nach innerer Nothwendigkeit fordert. Nur die erste dieser Betrachtungsweise erlaubt sich Ref. etwas weiter zu verfolgen.

Blicken wir denn auf die Zeugnisse der Offenbarung und Geschichte, so tritt uns sogleich auf den ersten Blättern derselben die Geschichte der ursprünglichen Sabbathfeier Gottes am siebenten Tage der Welt, nach vollendetem schöpferischen Wirken, entgegen, und zeigt uns ein tiefbedeutsames Vorbild für die Feier des nach dem Bilde Gottes geschaffenen, auf Erden zu wirken berufenen Menschen. Wir finden hier nicht eine Offenbarung des verborgenen Wesens Gottes und der Verhältnisse seines göttlichen Seyns und Wirkens an sich, sondern eine Darstellung der Wirksamkeit des sich in seiner Schöpfung offenbarenden Gottes, des nach vollendeter Schöpfung im Kreise seiner Menschen vorbildlich feiernden Vaters derselben. So betrachtet deutet schon die vorbildliche Sabbathfeier Gottes im Paradiese auf eine tiefbedeutsame Idee, die jedenfalls in der Geschichte der Menschheit ihre Verwirklichung finden sollte, ja welche die Entwicklung der Menschen Gottes in der vorgebildeten, naturgemäßen Abwechselung der Wirksamkeit und Ruhe zu leiten und zu regeln bestimmt war; denn jenes Vorbild ward ja vor aller Sünde, also zunächst auch ohne specielle Beziehung auf die Sünde und irgend welche fremdartige Gegensätze, die erst Folge der Sünde sind, gegeben, und deutet damit auf die eingeborene, ursprüngliche Bestimmung, wo nicht der ganzen Schöpfung Gottes, so doch jedenfalls der Menschen, sich in harmonischer Abwechselung frommer Wirksamkeit und Ruhe, als entsprechender Pole des Lebens und seiner Entwicklung, fortzubilden, und die in sie gelegten göttlichen Lebenskräfte nach jenem eingeborenen Geseze naturgemäß zu entfalten.

Wenn nun das Bild der ursprünglichen Sabbathfeier Gottes im Kreise seliger Menschen das Herz entzückt, und wundervolle Ahnungen in demselben aufregt, so schweigt dagegen die Schrift von einer ferneren paradiesischen Feier, durch welche die unsündlichen Menschen dem gegebenen Vorbilde ihres göttlichen Erziehers entsprochen hätten. Aber dieselbe schweigt ja gleichermäßen über das paradiesische Wirken der Menschen

im Stande der Unschuld, und schon darum wäre es verfehlt, durch jenes aus anderen Gründen leicht erklärbare Schweigen mehr ein paradiesisches Feiern, als die entsprechende Wirksamkeit, ausgeschlossen zu halten. Dagegen muß, wenn nachmals, nach geschehenem Fall und den damit eingetretenen Störungen der ursprünglichen Verhältnisse, die wiederherstellende Gnade bei Fixirung jener heiligen Regel, welche die Lebensentwicklung der Glieder des Volkes Gottes auf jene Abwechselung frommer Wirksamkeit und Ruhe bezieht, ausdrücklich auf die vorbildliche Feier Gottes im Paradiese zurückweist (2 Mos. 20, 8—11.), vielmehr sich von selbst ergeben, daß auch das paradiesische Leben sich in dieser Abwechselung entfaltet habe; daß darin sich fromme Wirksamkeit und Bilden nach Außen mit festlicher Sammlung und Feier in reiner, gegensatzloser Harmonie entsprechen; so daß die gottinnige Ruhe des feiernden Menschen eben so als die lebendige Wurzel neuerblühender Wirksamkeit erschien, als wiederum die erneute, göttlich geregelte Wirksamkeit nach durchlaufener Bahn in der entsprechenden Feier sich innerlich vollendete, und demnach Ruhe und Wirksamkeit in ihrer normalen Abwechselung nicht als einander ausschließende, sondern vielmehr sich gegenseitig bedingende, begründende Zustände darstellten.

Zwar scheint diese Annahme bei weiterer Forschung doch wieder dadurch zweifelhaft zu werden, daß wir auch nach dem Falle nur sehr mangelhafte Spuren einer statt gefundenen Feier der vorgebildeten Tage finden, bevor diese Feier durch das Sabbathgebot in der Ökonomie des N. B. ausdrücklich festgestellt war. Aber zu geschweigen, daß die fast durchgängig im Alterthum sich findende Wochenrechnung und die damit ange deutete Idee der Woche zuletzt immer wieder auf den Sabbath zurückweist (im biblischen Kreise findet sich die Wochenrechnung bestimmt zur Zeit Jakob's, 1 Mos. 29, 27. 28., und läßt sich hiernach schon voraussetzen zur Zeit Noah's, nach 1 Mos. 7. 4. 10. verglichen mit 8, 10. 12.); daß in den überhaupt in Ansehung der vorgeföhligen Zeit sparsamen Nachrichten der hieiligen Schrift denn doch einmal, wenn gleich kurz vor der Sinaiischen Gesezgebung, des Sabbath und seiner Feier gedacht wird: so ist ja auch innerhalb der ungehemmten Störungen der Sünde, außerhalb und vor der Entwicklung des Reiches Gottes, worin die Gegenwirkungen der wiederherstellenden Gnade erst eine organische Entwicklung fanden, an eine Feier, welche der im Paradiese vorgebildeten wesentlich entsprochen hätte, überhaupt unmöglich zu denken. Denn wenn die Alles störende Sünde den Menschen einmal auch über die ursprüngliche Bahn der harmonischen Abwechselung frommer Wirksamkeit und Ruhe hinausgeführt hatte, und derselbe bald im Schweiße des Angesichts bis zur Erschöpfung sich abarbeitete, bald in geistloser Erschlaffung niedersank, oder noch häufiger in unstätem Umherschweifen und träger Muße seine entzweiten Lebenskräfte aufrieb — wie sollte man da noch jene ursprünglich vorgebildete Feier, die ein entsprechendes Wirken eben so zur Grundlage als zum Ziele hat, noch irgend möglich denken? Unter diesen Umständen muß es vielmehr ganz natürlich erscheinen, daß die ursprüngliche Sabbathfeier, welche die Wirksamkeit des göttlichen

Menschen wöchentlich beschließen und erneuern sollte, sich bis auf jene kümmerlich-häueren Reste der Wochenrechnung verlor, der nur etwa unter den Zügen der vorbereitenden Gnade bei den frommen Patriarchen eine irgendwie näher bestimmte Auszeichnung der Tage des Herrn, sonst aber bei den Heiden höchstens eine superstitiöse Beziehung des siebenten Tages zur Seite gehen mochte. Womit denn also auch dieses Bedenken völlig verschwindet.

Wendet man aber, ohne zur Begründung der tieferen Bedeutsamkeit der Tage des Herrn bei jenen vereinzelteten Resten derselben in der vorgesehlichen Zeit länger zu verweilen, den Blick weiter auf die Wirksamkeit der wiederherstellenden Gnade, wie dieselbe in den beiden Ökonomien des Reiches Gottes organisch sich entwickelt hat, so sieht man, wie dieselbe der Wiederherstellung der ursprünglich vorgebildeten Sabbathfeier eine ganz besondere Sorgfalt widmet. Auch wer in der angedeuteten Stelle, 2 Mos. 16., nicht ein ausgeführtes Beispiel der schon vor Mose bei dem Volke Israel statt gefundenen Sabbathfeier erkennt, findet doch darin jedenfalls eine höchst denkwürdige feierliche Einführung derselben, welche der Sinaiitischen Gesetzgebung schon vorherging, und durch welche demjenigen Gebote des Dekalogs, welches die festliche Darstellung der Tage des Herrn in seinem Volke ordnet, vor allen übrigen eine bedeutungsvolle Auszeichnung zu Theil geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Nordamerika.) (Schluß.) Eine regelmäßige Ausbildung dieser Dialekte gibt es natürlich nicht, da sie nicht Schriftsprache sind, als nur in ein Paar in Pennsilvanien erscheinenden Zeitungen, welche fast die einzige Lektüre ausmachen. Diese dienen aber, wie so häufig, zu nichts weniger als zum Bildungsmittel, sondern zur Verbreitung von Erleichterungen und eigennütigen Spekulationen, durch die man die allgemeine Unwissenheit noch zu vermehren und demnächst sich zu Nütze zu machen sucht. Von den politischen Neuigkeiten, die der Verf. an demselben Tage in einer Englischen Zeitung gelesen, fand er in jener sogenannten Deutschen Zeitung das grade Gegentheil erzählt. Eine darin gedruckte Witschrift gegen eine Maaßregel zur Verbesserung der Erziehung war von Leuten unterzeichnet, die statt ihres Namens drei Kreuze hatten setzen müssen! Obwohl daher die Politik, besonders die einheimische, Tagesgespräch ist und die politischen Parttheiungen sich auch hieher erstrecken, so herrscht doch wegen der Unkenntniß des Englischen die seltsamste Unwissenheit über das, warum es sich eigentlich handelt. Ein Pächter z. B., der sich für einen eifrigen Gegner des Präsidenten Jackson erklärte, begriff die Frage des Verf.: ob dies seinen Grund habe in dessen Veto gegen die vereinigte Staatenbank, so wenig, daß er nicht einmal von einer solchen Bank etwas wußte. — Jene Sprachverwirrung hat aber die besonders beklagenswerthe Folge, daß weder Deutsche noch Englische Predigten recht verstanden werden. Daher entbehren z. B. die Deutschen Kolonien am Hudsonstrome im Staate New-York, die noch aus der Zeit der Königin Anna stammen und durch ihre Lage von den späteren Einwanderungen ganz abgesondert blieben, jetzt fast aller Verständigung des göttlichen Wortes, weil sie die Englischen Prediger nicht verstehen und keine Prediger aus ihrer Mitte haben, und versinken so natürlich mehr und mehr in Finsterniß. In den Holländi-

schen Niederlassungen eben daselbst wird an wenigen Orten ein- oder zweimal im Monat in einem ähnlich vorbereiteten Holländisch gepredigt, wozu sich die Prediger, auch wenn sie es besser reden, verstehen müssen. Wo möglich schiekt man jetzt die Kinder dort in Englische Schulen, obwohl es auch daran noch mangelt. Einen recht auffallenden Contrast mit diesen Deutschen und Holländischen Ansiedelungen bilden diejenigen Englischen in Neu-England, die auch noch zum Theil ihre vaterländische Eigenthümlichkeit erhalten haben. Schon dem Durchreisenden bezeugt dies der Anblick der fast unzähligen, durch freiwillige Beiträge unterhaltenen Kirchen oder meeting houses, der reinlichen und zahlreich besuchten Schulhäuser, die sich von Zeit zu Zeit unfern von der Straße erheben, noch mehr aber der kirchliche und gesellschaftliche Zustand selbst. Wenn dies auch hauptsächlich von dem regeren Glaubensleben, welches schon die ersten Einwanderer mitbrachten, herrührt, so doch auch gewiß daher, daß keine irgend erhebliche Scheidewand der Sprache und Sitten sie von der übrigen Bevölkerung in den Städten getrennt erhält. Allerdings geschieht nun auch in Pennsilvanien schon Manches, um die Deutschen Kolonisten der einheimischen Bildung theilhaftig werden zu lassen, vorzüglich von den ursprünglich Deutschen Städten aus, in denen aber beide Theile der Bevölkerung durch den fortwährenden Verkehr schon völlig mit einander verschmolzen sind, wie Easton, Reading, Lancaster u. a., in deren nächster Umgegend viele Deutsche Landbauer wohnen. Daher denn unter diesen selbst schon einzelne höhere Unterrichtsanstalten, wie dasen in der Wüste, gegründet sind von solchen dort eingeborenen Deutschen, die durch den Verkehr mit den Amerikanern und zum Theil mit Deutschland selbst, christliches Leben und christliche Bildung erlangt haben. So gibt es Seminare und Collegien zu Gettysburg, York, Nazareth, in denen theils Deutsch, theils Englisch gelehrt wird, und Geistliche gebildet, die dann gleichfalls in beiden Sprachen predigen. Von Gettysburg insbesondere rühmt der Verf., daß dort in einem Geiste wahrer Frömmigkeit und erleuchteten Eifers für die Abhülfe des geistlichen Elends der Amerikanisch-Deutschen Bevölkerung gewirkt wird, wenn gleich, wie zu erwarten, oft unter großem Widerstreben dieser Bevölkerung selbst. Im Ganzen noch trauriger soll der Zustand der Deutschen in den westlichen Staaten seyn, die der Verf. noch zu besuchen gedenkt, weil sie dort sowohl unter einander noch weiter zerstreut, als von den Sitten der Bildung abgeschnitten leben, und sich fortwährend durch neue Einwanderer, zum Theil den Auswurf Deutschlands, vermehren. Dort ist das eigentliche Feld für Betrüger und Abentheurer aller Art, wie noch kürzlich durch einen sich so nennenden Grafen v. Leon eine hierarchische Monarchie dort ausgerichtet wurde, wobei viele Familien zu Grunde gegangen sind.

Die Richtseite des vom Verf. entworfenen Bildes besteht in demjenigen, was er von den in den Hauptstädten des Ostens lebenden Deutschen mittheilt, hauptsächlich jedoch nur von Philadelphia und Boston. Zunächst zeigt sich schon ein Geist thätiger Bruderliebe in den über viele Städte verbreiteten „Deutschen Wohltätigkeitsgesellschaften“ (German Charitable Societies), die, von den ansässigen Deutschen gebildet, es sich zur Aufgabe machen, „ohne Rücksicht auf politische oder religiöse Parttheien,“ wie sich die Bostoner Gesellschaft ausdrückt, „unter sich eine brüderliche Gesinnung zu wecken, den Dürftigen und Neuangekommenen mit Rath und Beschäftigung, und den Kranken und Schwachen mit Geld zu unterstützen.“ Es wird aber hiedurch nicht nur für das äußere Fortkommen der vielen rath- und hilflosen Deutschen Einwanderer unmittelbar gesorgt, sondern auch den gewöhnlichen Vorurtheilen der Amerikaner gegen die Ankömmlinge entgegen gearbeitet und gegenseitiges Vertrauen befördert, indem auch Amerikaner zu Mitgliedern genommen werden, und Vieles für die Erleichterung des Verkehrs beider Theile durch Kenntniß

der beiderseitigen Sprachen und Sitten etc. geschieht. Gewiß eine Sache von nicht geringer Bedeutung auch für die geistige Anregung der Eingeborenen wie der Deutschen. So findet man daher schon häufige Beispiele von Amerikanern, die verlassene Deutsche Kinder adoptiren, Herren, die ihre Deutschen Dienstboten liebreich behandeln, Andere, die in ihren Mußestunden freiwillig den Fremden unterrichten. Auch für den öffentlichen Unterricht wird von jenen Gesellschaften gesorgt. In Philadelphia ist die Deutsche Schule der Lutherischen Gemeinde durch die Wohlthätigkeitsgesellschaft mit einer Bibliothek von 5,000 Bänden auserselener Deutscher und Englischer Werke versehen worden. Was das kirchliche Leben betrifft, so finden wir, wie bekannt, dem kirchlichen Charakter Nordamerikas gemäß, alle Verschiedenheiten Deutscher Confectionen dort hin verpflanzt, wenn gleich zum Theil in sehr verschiedener Gestalt. Der Verf. führt hier nur das ihm zunächst vor Augen Liegende an. Von der Deutsch-Lutherischen Kirche, die wohl die verbreitetste ist, sagt er, sie sey ekklesiastisch. Wie weit dies von ihrer Lehre gelte, wissen wir nicht. Der von ihm aus einem Buche von Schmucker über populäre Theologie entlehnte Ausdruck: „sie nehmen alle im Neuen Testamente enthaltenen Grundsätze und Vorschriften als ewig gültige an,“ ist allerdings weitschichtig genug, wenn er sonst authentisch ist. Ihre Verfassung aber ist ganz dem Nordamerikanischen Geiste gemäß, und beruht auf folgenden Grundsätzen: 1. Gleichheit der Geistlichen, 2. Mitwirkung regierender Ältester als Repräsentanten der Kirche, 3. Verbindung der Gemeinden durch eine Synode zur gemeinsamen Aufsicht und Kirchenregierung, 4. Special-Conferenzen zur Einrichtung stehender fortgesetzter Zusammenkünfte. Ihre letzte Synode fand in diesem Herbst zu Clermont im Staate New-York statt. In Philadelphia ist mit der Lutherischen Kirche, in welcher Deutsch gepredigt wird, auch eine schon erwähnte Deutsche Schule verbunden, die unter einem erfahrenen Lehrer und der sorgfältigen Aufsicht der Geistlichen zu einem blühenden Zustande gelangt. Außerdem gibt es dort eine Deutsch-Reformirte Gemeinde, und eine Schwedische, in der aber Englisch gepredigt wird. Nach des Verf. Schilderung findet der Deutsche Gottesdienst die lebendigste Theilnahme dafelbst und bleibt nicht ohne segensreiche Wirkungen auf Herz und Leben. Von andächtiger Herzenserhebung und gespannter Aufmerksamkeit will er in den Deutschen Kirchen selbst mehr als in den Amerikanischen bemerkt haben. Indes sieht man deutlich, daß viel davon auf Rechnung der Macht vaterländischer Erinnerungen kommt, die in diesen Kirchen durch die Deutschen Predigten und den Gesang der ganzen Gemeinde, der sich in den Amerikanischen Kirchen zum Theil nicht findet, ihre Nahrung finden. Allerdings aber kann selbst dies die Herzen für tiefere und dauerndere Eindrücke empfänglicher stimmen. Das Gefühl, jetzt allein noch in der Kirche die irdische Heimath wiederzufinden, kann Manche zu der höheren Erkenntniß führen, daß die wahre Heimath der Seele überall nur in Gottes Hause ist, und vollkommen nur in dem himmlischen, wovon das irdische Gotteshaus nur ein Abbild ist. So mag auch Mancher, der in seinem Vaterlande die ihm reichlich gebotene geistliche Nahrung geringachtete, von dem Gefühle der Verlassenheit getrieben, und vielleicht in seinen irdischen Hoffnungen getäuscht, dort in der Fremde auf das Wort merken lernen und begierig ergreifen, was ihm davon geboten wird. Und von dem größeren Theile dürfen wir gewiß dem Verf. glauben, wenn er sagt: „Jeder Amerikaner sollte wenigstens einmal in seinem Leben in ein fremdes Gotteshaus eintreten. Er wird dort den gesunden Theil, die Elite der fremden Bevölkerung treffen und sie achten lernen. Sie haben mit Ihur gebetet: „Armut und Reichthum gib mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Theil Speise

dahinnehmen,“ und ihr Gebet ist erhört worden. Schon ihre Mienen zeigen, daß sie Männer von demüthigem Herzen sind, deren Streben nach Glückseligkeit zum großen Theile in dem dankbaren, anspruchslosen Sinne besteht, mit dem sie auch die kleinste Gnade, die ihnen zu Theil wird, empfangen.“ Ein beschämendes Zeugniß für so Viele unter uns auch die größte Gnade Verkleinernden. Aus eben jener Anhänglichkeit an das Vaterländische, nächst dem Einflusse des Amerikanischen Geistes, erklärt es nun auch der Verf., warum die confessionellen Verschiedenheiten selbst bei geringer innerer Abweichung aufrecht erhalten werden, und findet hierin ein Mittel, Manche desto leichter für die Sache des Herrn zu gewinnen, wenn ihnen alle bekannt- und sey es auch nur durch die Gewohnheit liebgewordenen Formen auch in der Fremde wieder geboten werden. — Am ausführlichsten spricht der Verf. als unmittelbarer Theilnehmer und Leiter von der ganz unlängst begonnenen Bildung einer Deutschen evangelisch-unirten Gemeinde in Boston, wo sich bisher noch gar keine Deutsche Kirche besunden zu haben scheint. Es hatte sich nämlich bei den Zusammenkünften mehrerer dort ansässiger Deutsche zu Anfang dieses Jahres ergeben, daß sie fast jeder kirchlichen Erbauung entbehrten, da sie weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, genug Englisch zu lernen, um einen zusammenhängenden Vortrag zu verstehen. Denn die Meisten werden nur mit den im täglichen Leben vorkommenden Ausdrücken vertraut, nicht aber mit den auf das geistliche und innere Leben sich beziehenden. In einigen wenigen Familien hatte man sich sonntäglich durch Gesang oder Gebet erbaut. Nun aber wurden größere sonntägliche Zusammenkünfte veranstaltet, in denen einer (ohne Zweifel der Verf. selber), die Bibel erklärte. Die Wirkung des göttlichen Wortes an den Herzen that sich bald kund in dem mehr und mehr laut werdenden Wunsche, zu einer festen kirchlichen Gemeinschaft zusammenzutreten. Mehrere Hindernisse, welche diesen Zusammenkünften in den Weg traten, dienten hiebei zur Prüfung der Herzen. Da die Mitglieder theils Lutherisch, theils reformirt, theils unirt waren, so hielt man für das Beste, die Grundsätze der letzten Kirche, so wie sie in Preußen in's Leben getreten ist, zur Basis zu nehmen, wie denn schon mehrere solche „evangelische Gesellschaften“ an anderen Orten sich gebildet haben. Da es ihnen aber an einem ordinirten Geistlichen fehlt, so haben sie sich deshalb an die obenerwähnte im September d. J. versammelt gewesene Synode der Lutherischen Kirche gewandt, mit der auch die übrigen evangelischen Gesellschaften in Verbindung stehen, zum untertänigsten Vortheil der kirchlichen Gemeinschaft. Die Synode hat auch sogleich einen aus ihrer Mitte nach Boston gesandt, um sich mit den Bedürfnissen der Gesellschaft genau bekannt zu machen. Da nun die Gesellschaft eben diesen als ihren Prediger zu behalten wünschte, so hat die Synode Maassregeln getroffen, damit derselbe im künftigen Frühjahr dort sein Amt antreten könne. Es wird abwechselnd Deutsch und Englisch gepredigt werden wegen der mit Eingeborenen verheiratheten Deutschen und zur größeren Annäherung an die Amerikaner. Obgleich man nicht die strenge äußere Scheidung zwischen einer weiten und engen, eigentlichen Kirche, wie sie in den Amerikanischen Kirchen sich findet, hat einführen wollen, so ist man sich doch dieser Scheidung innerlich wohl bewußt, und die wahren Kinder Gottes sind nicht ohne mannichfache Anfechtungen geblieben, aber sie finden ihren Trost in dem seligen Glorien, den sie bekennen. Von Herzen stimmt man daher ein in die zum Schlusse ausgesprochene „Hoffnung des Fremden“: daß diese kleine Heerde, die der heilige Geist gepflanzt hat, auch unter seinem Walten gedeihen, und reichlich gesäkert und vermehrt werden möge durch den Hirten, dessen treuer Diener auch diese Schafe übergeben sind. —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Mittwoch den 28. December.

N^o 104.

Der Tag des Herrn, und seine Feier.

(Fortsetzung.)

Nun aber stellte die wiederherstellende Gnade im N. B. die Weise und Rechte der Tage des Herrn nach allen Seiten hin so weit fest, als dies nach der Fähigkeit des aus grober Sinnlichkeit und Herzenshärte los zu ringenden Volkes irgend geschehen konnte. Wie viel hiebei auch der Buchstabe des Gesetzes der innerlichen Fortbildung des, sein erwähltes Volk heiligenden, Geistes des Herrn, wie viel der fortschreitenden Entwicklung des Volkes zu näherer Bestimmung übrig lassen mußte (s. in dieser Hinsicht die vielen bedeutungsvollen Aussprüche der Propheten über die Richtigkeit der bloß äußeren, mechanischen Sabbathfeier), und wie viel deshalb nach der einen Seite hin durch Willkür und Fahrlässigkeit des Volkes, nach der anderen durch grundlose Sägungen seiner Führer gegen die Idee der heiligen Tage, gegen die Tendenz des vorbereitenden Gesetzes gesündigt ward: immer bleibt es unter allen Kennern der heiligen Geschichte ausgemacht, daß die Sabbathfeier in Verbindung mit den übrigen religiösen Festen in der Alttestamentlichen Ökonomie die einflußreichste Stellung einnahm, daß ohne jene die Entwicklung des Volkes Gottes in der geschichtlich vorliegenden Weise gar nicht zu denken ist.

Wenn nun aber mit dem Erscheinen Jesu Christi, welcher gleichmaßen des Gesetzes wie der Verheißung Ziel und Erfüllung ist, die vorbereitende Ökonomie des Gesetzes in die der Gnade und Wahrheit verklärt, wenn das Reich Gottes von der vorbereitenden Stufe des Schattens und der Vorbilder zu der höheren des Körpers und des Wesens fortgebildet werden sollte: so war die Frage, welche Stellung nun der Tag des Herrn in der Ökonomie des N. B. einnehmen sollte? Durfte grade er, welcher, weit über die Stellung des auf die Sünde bezogenen Gesetzes hinaus, sich einer vorbildlichen Darstellung Gottes im Paradiese erfreute, welcher dem gesammten Kultus des N. B. Mittelpunkt und Haltung gegeben, auch bereits einer freieren, geistigen Fassung sich eben so fähig gezeigt hatte (vgl. unter vielen Stellen Jes. 58, 13., 56, 1 ff.), als geistloser Mißdeutung und peinliches Zwanges — durfte grade er, leeren Zierathen und wesenlosen Schattenbildern vergleichbar, spurlos vergehen, wie eine fruchtlose Blüthe von dem ewigen Baume des Reiches Gottes abfallen; oder doch mit dem Verheißenen, und nun im Fleische erschienenen Herrn ein für allemal sein Ziel und Erfüllung gefunden haben; oder sollten die Tage des Herrn nun erst ihre vollere Bedeutung finden, nachdem ja die Offenbarung des segnenden Gottes sich erst in der Erlösung und Heiligung vollendet hatte? Sollte grade das

auf das vorgefegliche Vorbild gegründete Gebot des Herrn unter allen übrigen Geboten des Dekalogs als zeitliche Hülle wesenlos verschwinden, oder sollte es, gleichwie jene (vgl. Matth. 5, 17 ff. 27 ff.), in tieferem Sinne erkannt, und so die Feier der Tage des Herrn nur ihrer ursprünglichen Idee gemäß fortgebildet und vollendet werden?

Halten wir jedoch, ohne uns hier auf dogmatische Erörterungen (über das Verhältniß der beiden Ökonomien des Reiches Gottes, in welchen bei der organischen Fortbildung von der vorbereitenden zur vollendeten Entwicklungsstufe, unmöglich ein wesentliches Glied jener in dieser verloren gehen konnte) einzulassen, den Blick ganz einfach auf die ferneren Zeugnisse der Offenbarung und Geschichte gerichtet, so sehen wir zunächst den Herrn selbst, was eine vorurtheilige Exegese sich zwar oft verhehlte, wie in allen Stücken „unter das Gesetz gethan“ (Gal. 4, 4.), so auch die ihm, die der segensvollen Betrachtung seiner Offenbarung geweihten Tage im Kreise seiner Jünger feiern, und alle seine die Sabbathfeier betreffenden Rügen sind nicht einmal gegen die traditionelle Form dieser Feier, vielweniger aber gegen die im Gesetz fixirte Norm derselben, oder gar gegen die leitende Idee der Tage des Herrn gerichtet, sondern lediglich gegen die willkürlichen Sägungen der Schriftgelehrten, welche die segensvolle Feier der festlichen Tage in einen ihrer Idee grade zuwiderlaufenden peinlichen Zwang verkehrten.

Was aber wichtiger ist, als das bloße Beispiel des in dieser Hinsicht etwa nur für seine Person unter das Gesetz gethanen Erlösers, auch in Hinsicht seiner Jünger ist er so fern davon, ihnen die fernere Beobachtung der Tage des Herrn fraglich zu machen, oder ihnen auch nur zu irgend einer freieren, spiritualistisch-modernen Deutung des Sabbathgebotes Winke zu geben, daß er vielmehr noch in seinen letzten Reden die fortgehende Beobachtung der Sabbathfeier, selbst in der strengeren traditionellen Form, voraussetzt, ja ihnen selbst beiläufig gestattet, darum zu bitten, daß sie nicht in Versuchung, jene Feier zu verlegen, kommen möchten (Matth. 24, 20.: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe am Sabbath“). Wir sehen also, daß der Herr in dieser Hinsicht sich vorbehielt, seine Kirche durch den sie in alle Wahrheit leitenden Geist späterhin auch dahin zu führen, daß die im N. B. vorbereitend wiederhergestellte Feier der Segenstag des Herrn in der Ökonomie des N. B. ihre fernere Entwicklung und Vollendung fände, so daß mit Abstreifung der temporären und lokalen Hülle, wie sie für das rohere Volk der Wüste nöthig war, die leitende, nun auf die Offenbarung des dreieinigen Gottes bezogene Idee festgehalten würde, und alles Wesentliche seine vollendetere Darstellung fände,

wie auch der vorangehende Schatten in dem nachfolgenden Körper sein gleichförmig vollkommeneres Gegenbild findet, die Blüthe, welche nur in ihren äußeren Umrißen verschwindet, in der reifenden Frucht ihr bleibendes Wesen sucht.

Wirklich zeigen auch die Jünger des Herrn, als sie nachmals als Apostel des Auferstandenen ausgingen, in dieser Hinsicht ein Verhalten, wie es sich nach dem Vorigen erwarten ließ. Während sie selbst noch die Tage des Herrn nach den Bestimmungen des väterlichen Gesetzes feierten (vgl. unter vielen Stellen Apostelgesch. 28, 14., 25, 8., 21, 20.), und daneben wohl schon irgendwie der erste Tag der Woche, als Gedächtnistag der Auferstehung und der Ausgießung des heiligen Geistes, von der dankbaren Gemeinde des Herrn ausgezeichnet wurde, traten sie auch überall nur dem mehr oder weniger superstitiösen Halten auf Tage entgegen, der Beobachtung des Sabbaths im Alttestamentlichen Sinne des Wortes und um des (bereits in seiner nächsten, Alttestamentlichen Beziehung aufgehobenen) Gesetzes willen, als wodurch ja dem Ziel des nun christlich zu erfüllenden Gesetzes mehr widersprochen als entsprochen, die göttliche Idee vielmehr an ihre zeitliche Hülle gefesselt und so erstickt, als ihrer christlichen Vollendung entgegengeführt wurde.

Indeß war nun die Frage, als jetzt die Feier eines christlichen Tages des Herrn sich ungefähr eben so neben jener des Alttestamentlichen, als aus und nach Analogie derselben entwickelte, welches fortan das Verhältniß beider Tage zu einander seyn würde. Wir sehen alle die Schwierigkeiten, welche sich bisher der theoretischen Lösung dieser Frage entgegenstellten, durch die erziehende Weisheit des seine Kirche in alle Wahrheit leitenden Herrn ganz einfach auf praktischem Wege überwunden. Wirklich wurde der Sabbath nie förmlich aufgehoben, der Sonntag nie förmlich ein- oder an jenes Stelle gesetzt, sondern nach innerer Nothwendigkeit entwickelte sich die Feier des letzteren in der Kirche Christi und unter der Leitung des Herrn so neben und im Wesentlichen nach Analogie des ersteren, daß der Sonntag endlich faktisch in der Ökonomie des N. N. genau dieselbe Stelle einnimmt, welche dem Sabbath in der des A. B. zukam.

Anfangs zwar feierte die Kirche, durch nichts als durch den inneren Trieb des Geistes hiezu verbunden, beide Tage in friedlicher Verbindung neben einander. Was den Sabbath betrifft, so war den Gläubigen aus Israel dieser von dem segnenden Gott vorgebildete Tag schon in seiner Alttestamentlichen Gestalt als ein lieblicher Tag der Erquickung erschienen; wie hätten sie nun, von dem Zwange des Gesetzes entbunden, nicht aus innerem Triebe des Tages Lust und Segen suchen sollen, zumal da der Herr ihnen nun in Christo erschienen, in der Erlösung und Ausgießung des heiligen Geistes seine Gottesoffenbarungen vollendet hatte? Gewiß nicht der Tag an sich, sondern nur die freiere evangelische Stellung des Herzens zu demselben, und somit auch die äußere Form der Feier mußte sich verändern, und je mehr die Feiernden hierin die Warnung Pauli befolgten, je mehr die Feier des Tages die Form eines dem dreieinigen Gott im Geiste des Evangeliums geweihten Tages annahm,

je mehr konnten und durften sich auch die Gläubigen aus den Heiden dieser Feier anschließen. Und so war selbst die Feier des siebenten Tages im Begriffe, sich zu der eines christlichen Tages des Herrn zu verklären.

Indeß konnte das dankerfüllte Gemüth der Gläubigen, nachdem sie die Herrlichkeit des Eingeborenen nach vollbrachtem Erlösungswerke, nach jener geheimnißvollen Sabbathruhe des Herrn im Schoße der Erde, siegreich aus dem Grabe hervorgehen, und wiederum nach siebenmal sieben Tagen am ersten Wochentage die Vollendung der Offenbarungen Gottes in der Ausgießung des heiligen Geistes gesehen, es konnte nicht umhin, auch an diesem Tage, als dem recht eigentlich vor ihren Augen und an ihren Herzen geoffenbarten Tag des Herrn, einen festlichen Ausdruck ihrer tiefbewegten Gefühle zu suchen, und so Segnung und Heiligung an diesem, wie an dem vorhergehenden Tage, auf eigenthümliche Weise zu finden. So sehen wir denn bis über das vierte Jahrhundert hin beide nachbarliche Tage mehr oder weniger gleichförmig von den Christen dem Herrn und dem gleichen Zwecke geheiligt, bis endlich das von dem Herrn geleitete Gefühl der Gläubigen sich dafür entschied, hinfort den Tag des Herrn am ersten Wochentage, als an dem Stiftungstage der christlichen Kirche, an welchem in der Erlösung und Heiligung seines Volkes die Gottesoffenbarung vollendet, und das Reich Gottes aus der vorbereitenden zu der christlichen Ökonomie fortgebildet war, ausschließlich zu feiern. Aber erst dann, als die Feier des christlichen Tages des Herrn, die ursprünglich sich nach freier Nothwendigkeit aus der Fülle des durch den Geist des Herrn geleiteten christlichen Gefühls entwickelte, nun auch durch die kirchliche und bürgerliche Gesetzgebung fixirt und der Willkühr des Einzelnen entzogen war, als die alte Herrlichkeit des Sabbaths christlich verklart auf den Sonntag übergegangen, und die Idee der ursprünglich vorgebildeten Segenstag des Herrn hier eine vollere Verwirklichung gefunden, geschah es vom Herrn, daß die Kirche mehr und mehr die festliche Beziehung des siebenten Wochentages fallen ließ. So erleuchtet endlich der liebe Morgenstern, nachdem er dem nahenden Könige des Tages vorangegangen, der sehnennden Nacht seinen Schimmer geliehen, und noch eine Zeit lang mit der Sonne zugleich geleuchtet, dem gleichen Zwecke gedient! Freudig nimmt er ab, indem diese zunimmt, mit deren gleichem, aber hellerem Lichte nun das seine zusammenfließt. So tritt endlich unter dem lichtvollsten Erdgürtel am hohen Mittag der vorangehende Schatten in den gleichförmigen Körper zurück, dessen treues Abbild er bis dahin war! So vollendet sich die fruchtbare Blüthe in der erzeugten Frucht; eine Zeit lang stehen noch die welkenden Blüthenblätter um die sich bildende Frucht, aber Glanz, Farbe und Gestalt der Blüthe verliert sich nach organischen Bildungsgesetzen gleichmäßig mit der zunehmenden Frucht, der ihre äußere Hülle endlich völlig weicht, nachdem ihre wesentlichen Bestandtheile, noch immer dem geübten Auge erkennbar, in die vorgebildete Frucht aufgenommen sind, und ihr bleibendes Bestehen in dieser gesichert ist!

Sienach ist gewissermaßen die schwierige Frage über das

Verhältniß der sich entsprechenden Tage in den beiden Ökonomien des Reiches Gottes entschieden. Eine segensvolle Obhut des Herrn waltete über der Entwicklung der eigenthümlichen Tage seiner Kirche, wonach dieselben sich eben so frei als nothwendig, eben so unabhängig von dem Buchstaben des Alttestamentlichen Gesetzes, als doch in wesentlicher Verbindung mit der leitenden Idee der im Paradiese vorgebildeten, im N. B. vorbereitend wiederhergestellten, nun aber christlich zu vollendenden Tage entwickelt haben. Ihr Verhältniß zum Sabbath ist kein anderes im Einzelnen, als das der beiden Ökonomien im Ganzen, in deren geschichtlicher Entwicklung beide eine gleich bedeutungsvolle Stellung einnehmen, in deren Organismus sie einander entsprechende Glieder bilden. Wie beide Ökonomien einander entsprechende, größere Kreise bilden, die von der gemeinsamen Idee des Reiches Gottes getragen sind, und ihrer Verwirklichung dienen, demnach durch den gemeinsamen Mittelpunkt congruent, durch den verschiedenen Radius aber verschieden: so entsprechen sich in gleicher Weise die Tage des Herrn in beiden Ökonomien, als durch die gleiche Stellung in beiden, durch die beide vereinigende Beziehung auf das zu entwickelnde Reich Gottes, durch die leitende Idee des segensvollen, festlichen Genusses der Offenbarungen Gottes eben so im Wesentlichen eins, als durch die eigenthümliche Auffassung und Darstellung dieser Idee auch eigenthümlich verschieden.

Doch wir versagen es uns, die genauere Erörterung dieses Verhältnisses hier weiter zu verfolgen, wiewohl gerade an dieser Stelle die tiefere historische Grundlage für einen soliden Begriff der christlich-kirchlichen Tage des Herrn zu legen wäre, dessen nahe und nothwendige Verbindung mit dem der Kirche und mit deren geschichtlicher Entwicklung hier so leicht einleuchtet.

Salten wir aber, unserem Vorhaben getreu, den Gesichtspunkt der historischen Betrachtungsweise fest, und fassen nochmals die gefundenen Ergebnisse zusammen, so muß die tiefe Bedeutsamkeit der Tage des Herrn dem Unbefangenen gewiß schon hieraus einleuchten.

Ein ursprüngliches Vorbild des segnenden Gottes dient schon im Paradiese zur Begründung der Feier, und deutet auf eine allumfassende, die ganze Entwicklung der Menschen Gottes beherrschende Idee. Wird dann, wie das ursprüngliche Wirken, so die entsprechende Feier, durch die Sünde verworren und gestört, so widmet die wiederherstellende Gnade schon in der Ökonomie des N. B. jener Feier eine besondere Pflege, wobei der Fortgang der Feier eben so durch die fortschreitende Entwicklung des rohen Volkes bedingt war, als sie selbst auf diese Entwicklung den bedeutendsten Einfluß übte.

Mit dem Übergang des Reiches Gottes zur Ökonomie des N. B. sehen wir zwar, wie überhaupt, so auch in Hinsicht der Sabbathfeier, das Gesetz des Buchstabens fallen. Aber nach innerer Nothwendigkeit, nach dem vollkommenen Gesetz der Freiheit, entwickelt sich nun die Sonntagsfeier, und erst, als diese sich auch in dieser Weise als strenggesetzliche Ordnung (nach den Bestimmungen der Kirche und der christlichen Obrig-

keit) als christliche Feier der Tage des Herrn firt hatte, tritt nun die in dieser erfüllte Sabbathfeier völlig zurück.

Von der Zeit an nimmt aber der Sonntag, als der christliche Tag des Herrn, genau die Stelle in der Kirche Christi ein, welche der Sabbath in der Ökonomie des N. B. Er wird, ungeachtet der freien, oft dem äußersten Spiritualismus huldigenden Theorie der kirchlichen Lehre über die gleiche Heiligkeit, welche, für sich betrachtet, allen Tagen im christlichen Leben zukommt (eine Theorie, deren negatipolemische Wahrheit zwar auf superstitiöse Verirrungen Anwendung leidet, keineswegs aber auf die durch göttliche Offenbarung vorgebildete Feier dem Herrn eigenthümlich geweihter Tage, oder auch nur auf die, ihrer wahren Tendenz nach aufgefaßte theokratische Gesetzgebung, oder auf eine, im Sinne und unter Leitung des Herrn entwickelte, christliche Festordnung), über die Unabhängigkeit der Sonntagsfeier von dem Mosaischen Gesetze, der Mittelpunkt des christlichen Kultus, der Blüthe- und Hauptentwicklungspunkt des christlichen Lebens, und des Wachstums des Reiches Gottes auf Erden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Neue Übersetzung des Neuen Testaments durch die Geistlichkeit von Genf.)

Die Geistlichkeit von Genf hat bei Gelegenheit des im August 1835 gefeierten Reformationsfestes eine neue Übersetzung des Neuen Testaments herausgegeben. Es heißt in dem Vorberichte S. 8.: „Erst nachdem diese Arbeit der Prüfung und den Bemerkungen aller Mitglieder der Verbindung der Genfer Geistlichen, und darauf der Berathung und Billigung der Gesamtheit unterworfen worden, ist sie definitiv angenommen und dem Drucke übergeben worden.“

Diese Übersetzung ist unter der Herrschaft der unitarischen Grundsätze ihrer Verfasser zu Stande gekommen. Nicht allein überall, wo die Grammatik oder eine verschiedene Lesart es ihnen möglich gemacht, haben sie den Arianischen Sinn an die Stelle des rechtgläubigen eingeführt, der in allen früheren Übersetzungen sich findet, sondern was noch ärger ist, wenn das Dogma von der Gottheit Christi dabei in Betracht kam, haben sie ihre eigenen Übersetzungsgrundsätze verlassen und ihre Maße und Gewichte verändert. Zum Beispiel, wenigstens vierzehnmal wird in der Schrift gesagt, daß Jesus Christus angebetet worden (Matth. 2, 2. 8. 11 u.); dafür haben die Genfer Geistlichen dreizehn Mal gesetzt: sie erwiesen ihm ihre Huldigung, sie warfen sich nieder u. Das einzige Mal, wo angebetet steht, ist dies augenscheinlich übersehen, denn das Merkmal der Gleichförmigkeit charakterisirt diese Übersetzung. Die Übersetzer werden sagen, daß *προσκύνησιν* bedeuten könne: Huldigung erweisen. Aber in allen Fällen, wo im Neuen Testamente diese Huldigung von Christen Anderen erwiesen wird als Gott dem Vater und Christo, wird dies von dem heiligen Geiste gestraft (Apostelgesch. 10, 25. 26., Apokal. 19, 10., 22, 8. 9.). Aber noch mehr, die Übersetzer gaben dasselbe Verbum durch anbeten, sobald daraus nicht mehr die Anbetung Jesu Christi folgte, nämlich an den Stellen Matth. 4, 9. 10.; Apostelgesch. 7, 43., 24, 11.; 1 Cor. 14, 25.; Joh. 4, 21. 23.; Hebr. 11, 21.; Apokal. 4, 10., 5, 14., 7, 11., 11, 1. 16.,

14, 7., 19, 4 u.; wo es sich entweder vom Satan handelt, oder von den Bösen, oder von Gott dem Vater.

Ein anderes Beispiel: Zu der Stelle Joh. 1, 1.: und Gott war das Wort, setzen die Genfer Geistlichen die Anmerkung hinzu: oder ein göttliches Wesen! Ist darin kein Arianismus? Die Übersetzer werden vielleicht sagen: *θεός* ohne Artikel kann übersetzt werden: ein Gott, ein göttliches Wesen. Aber warum übersetzte man nicht fünf Verse weiter, um consequent zu bleiben: Es war ein Mensch von einem göttlichen Wesen gesandt? Warum nicht Marc. 12, 32.: Es ist nur Ein göttliches Wesen u.? Warum nicht eben so in allen den Stellen, die Jesum Christum nicht betreffen, Joh. 1, 12, 18.; Röm. 3, 28.; 1 Cor. 8, 6.; Eph. 4, 6.; Phil. 2, 6 u. u. Es ist eine anerkannte Regel, daß in den Konstruktionen, wie die in jenen Worten des Johannes, das Prädikat sich vom Subjekte eben nur durch das Fehlen des Artikels unterscheidet.

Eine Arianische Übersetzung findet man auch in allen Hauptstellen für die Gottheit Christi, z. B. Röm. 9, 5.; Phil. 2, 6.; 1 Tim. 3, 16.; Hebr. 1, 9.; Apostelgesch. 20, 28 u.

Das Comité der Britischen Bibelgesellschaft hat nach Untersuchung der neuen Übersetzung mit Schmerz, aber einstimmig den Beschluß gefaßt, alle Verbindung mit der Genfer Bibelgesellschaft abubrechen, so lange diese sich dazu verstehen werde, diese Übersetzung in ihre Niederlagen aufzunehmen, und auf diese Weise aus Einer Hand zwei Neue Testamente zu vertheilen, die sich in den Grundlehren des Christenthums einander widersprechen. — In ihrer Antwort auf diese Mittheilung hat die Genfer Bibelgesellschaft vorgestellt: 1. Sie habe die Übersetzung von 1805 verbreitet, die denselben Charakter trägt wie jene. 2. Die Britische Bibelgesellschaft habe den Grundsatz, auf dem Festlande nur die autorisirten Übersetzungen zu verbreiten; es sey aber die von 1835 in Genf die öffentlich anerkannte, weil sie die Billigung der gesammten Geistlichkeit erhalten habe. 3. Die Genfer Gesellschaft würde, wegen ihrer bestehenden Verbindungen mit der Geistlichkeit des Landes, genöthigt gewesen seyn, sich aufzulösen, wenn sie sich der Annahme dieses N. T. geweigert hätte. — Die Genfer Bibelgesellschaft hat sich übrigens nicht begnügt, diese Übersetzung in ihre Vorräthe aufzunehmen; sie hat auch, wie man uns versichert, die ersten nothwendigen Auslagen für den Druck vorgeschossen. — Die Antwort des Londoner Comité ist zugleich voller Milde und Festigkeit. Es entgegnet 1. daß wenn man vor zwanzig Jahren die Gebrechen der Übersetzung von 1805 nicht bemerkt habe, dies keine Rechtfertigung für ein gleiches Verfahren sey, jetzt wo man Einsicht in die Sache bekommen habe; 2. wenn man sich verbunden, nur die autorisirten Bibeln zu verbreiten, so habe man damit nur schon bekannte Übersetzungen bezeichnen wollen, und sey keineswegs der Meinung gewesen, alle noch etwa erscheinenden Übersetzungen im Voraus zuzulassen; 3. halte das Britische Comité seines Theils dafür, daß, wenn es sich in der Alternative befände, entweder seine so ausgebreitete Verbindung aufzulösen, oder sich der Zumuthung zu unterwerfen, mit der einen Hand die Wahrheit und mit der anderen den Irrthum darzureichen, es in seiner Wahl nicht zweifelhaft seyn würde.

Näheres über diese Übersetzung findet sich in den Archives du Christianisme vom 12. November 1836.

(Österreich.) Im Salzkammergute (in Österreich ob der Ens) liegt am Ende des von schroffen, wilden Bergen umgebenen Hallstätter Sees der Flecken Hallstadt, dessen Einwohner, theils Protestanten theils Katholiken, durch Arbeiten in den bedeutenden Salzwerken ihr kärgliches Brodt sich verdienen. Die hohen Alpen, die so eng den See und den Ort umschließen, daß während mehrerer Monate kein Sonnenstrahl hineinfällt, hemmen jede Verbindung zu Lande, nur ein schmaler Fußweg läuft an der Seite des anderthalb Stunden langen Sees an der Gebirgswand hin, wird aber, da er wegen der häufigen Steinfälle und Schneelawinen sehr gefährlich ist, nur im höchsten Nothfalle benutzt, wenn nämlich Stürme die Fahrt über den See unmöglich machen. In diesem von der übrigen Welt fast ganz abgeschiedenen Orte wohnt nun eine nicht geringe Anzahl Protestanten, die treu und freudig an dem Bekenntniß halten, das sie als in der heiligen Schrift gegründet erkannt haben; die Bibel, die sie in kindlichem, einfältigem Sinne lesen, gibt ihnen reichlich Trost und Kraft, die mancherlei Schmähungen und Leiden, denen sie nur zu oft ausgesetzt sind, in Geduld zu tragen. Die Seelsorge für die in Hallstadt lebenden Protestanten liegt dem Pastor in Geisern, einem zwei Stunden entfernten Orte, ob. Alle vier Wochen kann nur einmal von dem dortigen Prediger in Hallstadt gepredigt werden; drei Sonntage hindurch müssen sie des Segens gemeinschaftlichen Gottesdienstes entbehren. Wohl haben sie die heilige Schrift, wohl auch gute Bücher wie Arndt vom wahren Christenthume u. a., aber bei ihnen, die unter den Katholiken so isolirt dastehen, ist gemeinschaftliche sonntägliche Erbauung wohl doppelt nothwendig, das Bedürfniß, über so manche Fälle bei dem Prediger sich Rathes zu erhalten, wohl doppelt groß. Oft genug kommt es vor, daß Sterbende ohne den tröstlichen Zuspruch des Pfarrers, ohne den Genuß des heiligen Abendmahls diese Welt verlassen müssen! Soll ein Kind getauft werden, so muß die Fahrt über den gefährlichen kalten See gewagt werden, und da ist es vor nicht gar langer Zeit geschehen, daß das Kind erfror, ehe das Schiff das andere Ufer erreicht hatte! — Seit langen Jahren haben die Hallstädter immer dringend um die Erlaubniß nachgesucht, einen eigenen Vikar haben zu dürfen, aber immer ist es ihnen abgeschlagen; endlich ist ihnen durch besondere, gütige Verwendung die Erlaubniß ausgewirkt worden, der Kaiser hat seine Zustimmung erteilt — aber nun fehlt es der armen Gemeinde an Mitteln, einen Vikar zu unterhalten. Die Leute selbst können nur sehr wenig dafür thun, ihr geringer Arbeitslohn ernährt sie und ihre Familien nur mit Mühe, es muß daher ein Fond gebildet werden, aus dessen Zinsen der Vikar seinen Gehalt empfangt. Zwar ist schon von christlicher Liebe Vieles gethan, schon ist eine bedeutende Summe zusammengebracht, aber es ist noch nicht genügend, es bedarf noch einer kräftigen Aushülfe. Wie können wir wohl besser dem Herrn danken für seine unverdiente Gnade, daß sein Evangelium so reichlich unter uns wohnt, als daß wir nach unseren Kräften denen, die danach dürsten, behülflich sind, die Predigt seines Wortes zu hören, daß sie nicht schwach werden mögen im Glauben, sondern der Name des Herrn nur immer lauter und fröhlicher auch unter ihnen gepriesen werde.

Beiträge werden annehmen Herr Consistorialrath Reander, Herr Pastor Arndt, Herr Kaufmann Elsner.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1836.

Sonnabend den 31. December.

N^o 105.

Der Tag des Herrn, und seine Feier.

(Fortsetzung.)

Wie der segnende Gott einst, im frischen Glanze seines göttlich vollendeten Kosmos, im Kreise der paradiesischen Menschen gefeiert, und also, indem die Himmel erzählten die Ehre Gottes, und die Beste verkündigte seiner Hände Werk, indem er anschauete und offenbarte, was er schuf und machte, die festliche Feier der Menschen Gottes nach je vollbrachtem wöchentlichen Wirken vorgebildet; wie das Volk des Herrn im A. B. durch anderthalb Jahrtausende hin am siebenten Tage feierte von mühseliger Arbeit im Schweiße des Angesichts; wie dasselbe nach Maafgabe seiner Fähigkeit und Willigkeit mehr äußerlich feierte, gedenkend in äußerer Ruhe und Erquickung der Offenbarungen Gottes als des Schöpfers, aber auch seiner Gnadenoffenbarungen als des Erretters und Heilandes Israels; wie es unter den fortgehenden Führungen des Herrn namentlich in späteren Zeiten sich versammelte, an den Zeugnissen seines Gesetzes, dem Troste seiner Verheißungen festhielt auch unter dem äußersten Drucke seiner Dränger, unter den wohlverdienten Züchtigungen Gottes: so feiert nun die Kirche Christi die Sonntage als die dem Herrn eigenthümlich geweihten Tage. Eine göttliche Nothwendigkeit hat sie auf freiem, innerlichen Wege dahin geführt. Nicht in Folge theoretischer Bestimmungen, sondern als die Frucht einer praktischen Nothwendigkeit, gewähren sie im Wesentlichen dasselbe, nur in ungleich höherem Sinne, was einst die Sabbathfeier dem Volke Israel, mit welcher sie jedenfalls in dieser Hinsicht, mehr vielleicht noch mit der ursprünglich im Paradiese vorgebildeten Idee, in Verbindung steht. Es ist der Schöpfer und Herr der Welt, es ist der Gott Israels, aber es ist nun auch der in Christo geoffenbarte, der durch die Mittheilung seines heiligen Geistes uns „Vater“ gewordene Gott, dessen Heil und Segen uns sonntäglich als Glieder Eines Leibes festlich versammelt. Da erscheinen wir, nachdem ein Jeder die Woche hindurch gewirkt, an welcher Stelle und in welcher Weise er berufen war, um nun in dem Kämmerlein des Herzens, in dem Tempel der Familie, im Kreise der versammelten Gemeinde, ja in der verborgenen Gemeinschaft aller gläubigen Jünger des Auferstandenen, festlich zu feiern. So wischen wir denn den Alltagschweiß von der königlichen Stirn, die Sorgen der Nahrung, und was sonst das Herz bebrängt in leiblichen und geistlichen Nöthen, wir werfen es heut mit festlicherem Muth auf den, welcher auch in der Woche hindurch Gebet und Arbeit segnete und sorgte, nun aber diesen Tag den treuen Gliedern seiner Kirche schenkt zur festlichen Feier, zur leiblichen und geistlichen Erquickung, zur ungeföhrten

Betrachtung seiner Offenbarung, zur stillen Sammlung und Erbauung vor seinem segensvollen Angesicht. So feiern wir die Sonntage als Sonntage unseres Lebens, als Festtage der Gemeinde des Herrn, als Gedächtnistage seiner Gnadenoffenbarungen, seiner Erlösung und Heiligung, unserer Erneuerung und Wiedergeburt; wir feiern sie eben so zur Ehre des Herrn, als zu unserem festlichen Genuß, zu unserer und der uns mit verbundenen Glieder Christi Heil und Heiligung.

Gott in Christo, und das von ihm ausgehende Heil, unsere festlich gemeinsame und besondere Erquickung und Förderung auf dem Wege zu dem großen Ziel, Sammlung und Kräftigung zu erneutem Wirken für unser und der Brüder Heil, die Fortbildung des Reiches Gottes im Ganzen und Einzelnen: das ist (wie es hier jedoch mehr angedeutet, als tiefer begründet und ausgeführt werden kann) die Idee, welche uns nach der Ordnung des Herrn und seiner Kirche an seinen kirchlichen Tagen leitet.

Hier wäre nun der Ort, auf den unberechenbaren Segen hinzuweisen, den die Feier der Tage des Herrn seiner Kirche nun seit mehr als anderthalb Jahrtausenden gebracht hat, auf die bedeutungsvolle Stellung, welche die Sonntagsfeier, auch bei ihrem gegenwärtigen Verfall, noch immer in der Kirche einnimmt, so daß deren förmliche Abstellung, oder auch nur grundsätzliche Herabsetzung im Sinne des Zeitgeistes, ohne die unausbleibliche Folge allgemeiner Verwilderung in Hinsicht des christlichen Glaubens und Lebens gar nicht zu denken ist, durch welche beklagenswerthe Folge ihre Vernachlässigung sich ja jetzt schon an Unzähligen straft. Auch versagt man sich ungern, hier der entzückten Ahnung das Bild der so von ihrer Idee geleiteten Sonntagsfeier einer durchgebildeten christlichen Gemeinde, eines christlichen Volkes, oder gar der ganzen Gemeinde des Herrn vorzuhalten, welche nach je vollbrachtem gotteskräftigen Wirken sich zur festlichen Sammlung und Feier, zur frommen Erneuerung ihres Wirkens versammelt vor dem Throne des lebendigen Gottes. Man enthält sich schwer, auf das tieferliegende, der menschlichen Natur ursprünglich eingeborene Gesetz hinzuweisen, welches, wie der ursprünglich dem unsündlichen Menschen vorgebildeten Idee, so dem Entwicklungsgange derselben innerhalb des Reiches der wiederherstellenden Gnade entspricht, und im niederen leiblichen, wie im höheren geistlichen Sinne die Entwicklung des göttlichen Menschen bedingen sollte. Doch dies alles durfte hier nur angedeutet, nicht ausgeführt werden, um so mehr, als die Bedeutsamkeit der Feier der Tage des Herrn und ihrer leitenden Idee schon hinlänglich einkluchten,

dagegen der schreiende Contrast der Sonntagsfeier in ihrem gegenwärtigen Verfallte im rechten Lichte erscheinen wird.

(Der zweite Artikel folgt später.)

Andeutungen über den Begriff des Wunders.

Es ist in unserer Zeit ein eben wegen seiner Oberflächlichkeit ziemlich allgemein verbreitetes Vorurtheil, daß der fortgeschrittenen Naturkunde des neunzehnten Jahrhunderts der früher herkömmliche Wunderbegriff und Wunderglaube nothwendig zum Opfer fallen müsse. Auf Wahrheit könnte diese allerdings sehr trostlose Weissagung nur dann Anspruch machen, wenn unsere Zeitgenossen erst ganz neuerdings auf die Entdeckung gekommen wären, daß die Natur als ein gesetzmäßiges Ganzes zu betrachten sey. Diese Entdeckung ist nun aber bekanntlich eben so alt, ja älter als die Naturwissenschaft selbst, denn grade die Überzeugung von der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungswelt diente der Forschung nach diesen Gesetzen zum ersten Impulse. Der Begriff des Wunders kann ja überhaupt nur am Begriffe des Natürlichen, als an seinem Gegensatz, zum Bewußtseyn kommen. Glaubten also unsere Vorfahren an Wunder, so konnte ihnen der richtige Begriff des Naturgesetzes nicht fehlen. Besteht nun aber jener Fortschritt unserer Zeitgenossen nur in einer vervollständigten Kenntniß bisher verborgener Kräfte, in einer umfassenderen Einsicht in bisher unbekannte Gesetze der Natur: so können dadurch allerdings im Einzelnen manche in früheren Zeiten für wunderbar gehaltene Phänomene (Sonnenfinsternisse, Kometen u. s. w.) als gesetzmäßige erwiesen seyn; aber der Begriff des Wunders an sich kann durch solche Fortschritte zu keinem Rückschritt getrieben werden. Fragen wir nach dem Grunde jener falschen Wunderannahmen im Einzelnen, so wurden sie, dünkt mich, besonders dadurch unterstützt, daß sich der Erscheinungsform nach zwischen wunderbaren und ungewöhnlichen, außerordentlichen, aber doch gesetzmäßigen Begebenheiten, gar keine bestimmte Gränze ziehen läßt. — Alle Erstgeburt Aegyptens stirbt, alle Erstgeburt Israels bleibt leben! Eine Begebenheit beispieles in der Weltgeschichte. Aber ist sie des halb schon ein Wunder? An sich läßt sich doch die Möglichkeit nicht läugnen, daß der ganze Hergang die Wirkung irgend eines latenten Naturgesetzes war. — Auf der anderen Seite halten wir die Erscheinungen des Somnambulismus für durchaus natürliche; tragen sie aber nicht ganz die Form und Gestalt des Wunders an sich? — Ist also einmal die religiöse Weltanschauung mit dem Begriffe des Wunders befreundet, so kann es ihr sehr leicht begegnen, daß sie entweder der rechten Kritik oder auch hinreichender Entscheidungsgründe ermangelnd, um der äußeren Ähnlichkeit willen Außerordentliches, aber doch gesetzmäßig Begründetes für Wunderbares nimmt; wodurch freilich der umgekehrte Fehler der irreligiösen Weltanschauung: noch nicht als gerechtfertigt erscheint. Indes tritt hier die allerdings bedenkliche Frage entgegen, worin denn nun ein sicheres Kriterium des Wunderbaren gegeben sey, und ob nicht die Möglichkeit vorhanden, daß die Naturwissenschaft zuletzt dahin gelangen werde, alle bisher für wunderbar gehaltenen Begebenheiten, von denen die heilige Schrift uns berichtet, ohne sie ferner

als Fakta zu läugnen, doch in ihrer nackten Natürlichkeit zu begreifen? Auf diese Fragen denken wir im Verlaufe unserer Betrachtungen zu antworten und wenden uns für's Erste zu einer abstrakteren Seite unserer Untersuchung.

Wir fixiren zunächst den Begriff des Wunders, ohne uns durch die mancherlei Spitzfindigkeiten abweichender moderner Bestimmungen irre leiten zu lassen, einfach im schriftgemäßen, populären Sinne des Wortes. Wunder ist eine weder aus den Kräften der Natur resultirende, noch nach ihren Gesetzen zu begreifende, unmittelbare That der Allmacht Gottes. Soll nun die Möglichkeit einer solchen That gerechtfertigt werden, so können wir freilich hier nur für solche eine vermittelnde Erläuterung versuchen und ein endliches Einverständniß bezwecken, die schon gewisse Prämissen mit herzubringen, über deren Richtigkeit wir beiderseits nicht streitig sind. Es gibt nämlich eine ziemliche Anzahl von Menschen, die der Behauptung, daß Gott die Welt aus dem Nichts erschaffen habe, entweder nichts entgegenzusetzen wagen, oder ihr sogar positiv beistimmen; und die doch mit fast selbst wunderbarer Inconsequenz sich gegen die Annahme einer wunderbaren Thatfache in der Weltgeschichte auf das Entschiedenste sträuben. Wir sagen, mit Inconsequenz, denn es ist ja leicht einzusehen, daß, metaphysisch betrachtet, der Begriff des Wunders keine größere Schwierigkeit macht, als der der Schöpfung, ja daß sie nicht einmal wesentlich von einander verschieden sind. Im Wunder wie in der Schöpfung ist der Vernunft, die nur Entwicklung, aber keinen unmittelbaren Anfang begreifen kann, nur ein und dasselbe Unbegreifliche, nämlich eben das ganz Unmittelbare der Thatfache. Also die Möglichkeit der Schöpfung statuiren, aber die des Wunders läugnen, heißt mit der anderen Hand nehmen, was man mit der einen gegeben hat. Doch Manchem ist vielleicht nicht sowohl die Unmittelbarkeit, als vielmehr der Wechsel verschiedenartiger Thätigkeit anstößig, der durch die Annahme des Wunders in Gott gesetzt zu werden scheint. Das Geheimniß, daß der Ewige sich schaffend in der Zeit manifestirt hat, daß er, dem analog, auch wunderthuernd sich bekunde, möchte er willig im Glauben erfassen, er wagt es, die Idee eines lebendigen Gottes zu ergreifen; aber die Ansicht, daß nun dieser lebendige Gott zwischenein doch wieder ein todtter seyn soll, da er doch nur Einer und zwar ein unveränderlicher ist, vermag er sich nicht anzueignen. Indes kann dieser allerdings nicht unbegründete Einwurf nur gegen eine todte Auffassung des Begriffes der Erhaltung, wie sie ein falscher Supernaturalismus wohl zuweilen aufgestellt hat, nicht aber gegen die schriftgemäße Lehre darüber gerichtet seyn. Der natürliche Causalerus in der einmal erschaffenen Welt ist durchaus nicht als Gegensatz gegen die unmittelbar eingreifende Thätigkeit Gottes zu begreifen, sondern als absolute Congruenz. Erhaltung ist fortgehende Schöpfung; und da auch das Wunder Schöpfung ist, so sehen wir, daß Gott, weit entfernt, niemals Wunder zu thun, wie ein falscher Rationalismus behauptet, oder nur zuweilen, wie ein falscher Supernaturalismus meint, vielmehr als der eine, lebendige Gott fortwährend und nichts als Wunder thut, wie Schrift und Kirche lehren.

Der Wunder größtes

Ist, daß wir alle Tage Wunder sehen,
Und doch nicht Wunder glauben.

Die Wahrheit unserer Auffassung können wir zunächst durch erbauliche Schriften einfach gläubiger Christen bestätigen. Sie erzählen uns von wunderbaren Lebensführungen, von Gebets-erhöhrungen, die sie kindlich als unmittelbare Gaben aus der Hand des Vaters betrachten, und doch würden sie, durch Einwürfe zur Reflexion angeregt, keineswegs die natürlichen Vermittelungen und Wege läugnen, auf denen diese Gaben ihnen zugeflossen sind. Aber für die religiöse Betrachtungsweise gibt es eben keinen Unterschied zwischen Wundern im engeren und weiteren Sinne. Auch die Anschauungsweise der Schrift ist ganz aus ihrer Seite. „Gott trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort. Nicht ist das Kleid, das er anhat; er breitet aus den Himmel, wie einen Teppich. Er führet die Sterne heraus. Er läßt Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Ruß den Menschen. — Es wartet Alles auf dich, daß du ihnen Speise gebeest zu seiner Zeit. Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie; du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und verneuerst die Gestalt der Erde.“ Die vollkommene Identität, so zu sagen, der natürlichen und der wunderbaren Wunder spricht unter vielen andern Stellen Ps. 135, B. 6 — 9. aus. Dasselbst heißt es: „Alles, was er will, das thut er, im Himmel, auf Erden, im Meer, und in allen Tiefen. Der die Wolken läßt aufgehen vom Ende der Erde, der die Blitze sammt dem Regen macht, der den Wind aus heimlichen Oertern kommen läßt. Der die Erstgeburten schlug in Aegypten, beides der Menschen und des Viehes, und ließ seine Zeichen und Wunder kommen über dich, Aegyptenland, über Pharao und alle seine Knechte.“ — Je lebendiger demnach das Gottesbewußtseyn eines Menschen ist, desto weniger wird er Wunder bedürfen, die als Abweichungen von den Wundern Gottes in der Natur sich kund geben. Christus spricht strafend zu den Juden: „Wenn ihr nicht Wunder und Zeichen sehet, so glaubet ihr nicht.“ So wie die Wunderschau Resultat des Unglaubens ist, so ist die Wundersucht Erzeugniß des Halbgläubens. Doch damit scheint den Gegnern des Wunderbegriffes eine gefährliche Waffe in die Hände gegeben zu seyn. Sie können nun darauf provociren, daß wenn sie auch über die Möglichkeit des Wunders nicht ferner mit uns streiten wollten, doch die Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit desselben um so weniger einleuchte, da wir selbst zugestanden, das Wunder sey nur eine Stütze des Schwachgläubens. Und allerdings ist nur für die durch die Sünde gefallene Menschheit das Eintreten des Wunders Bedürfniß. Das Wunder ist ein ethisches Postulat. Wohl erzählen die Himmel die Ehre Gottes und die Bese verkündigt seiner Hände Werk; aber wer glaubet ihrer Pre- digt und wem wird der Arm des Herrn geoffenbar? — Die Natur manifestirt die Allmacht, Heiligkeit und Liebe Gottes, aber der Unglaube an den lebendigen Gott, der in unseren Herzen wohnt, sieht in ihren Erscheinungen nur Gesetz und Causalnexus. Da nun aber Verherrlichung Gottes durch des Menschen gläubige Hingabe der Schöpfung Zweck ist, so mußte

Gott von neuem dem ungläubigen Geschlechte durch neue Schöpfungsthaten, durch Wunder, sich als den allmächtig Heiligen und Liebenden bezeugen. Alle Wunder ohne Ausnahme, von denen das Wort Gottes berichtet, tragen diesen ethischen Charakter. Es sind unmittelbare Reaktionen seiner heiligen Allmacht gegen seine Feinde, unmittelbare Attraktionen seiner allmächtigen Liebe für seine Freunde. Unter dem Volke Israel sind diese Kundgebungen seines Zornes und seiner Erbarmung nur relativ, es sind Vorbereitungen, Unterpfänder der absoluten Manifestation des wunderthätigen Gottes, des Gerechten und Gnädigen, die in der Sendung Christi hervorgetreten ist. Die Bedeutung der Erscheinung Christi aber culminirt in seinem Tode und in seiner Auferstehung, welche als ein unzertrennliches Faktum zu fassen sind.

Also hat Gott die Welt geliebet, daß er für uns seinen eingeborenen Sohn gab, — höchste That der göttlichen Gnade; er ward ein Fluch für uns, — höchste Manifestation der göttlichen Gerechtigkeit; und er ist auferwecket durch die Allmacht des Vaters. Zu diesem höchsten, schrankenlosen Wunder strömen alle vorhergehenden hin, auf dasselbe alle nachfolgenden zurück, wie die Radien zu ihrem Centrum, wie das Blut zum Herzen. Wir sagen: alle nachfolgenden Wunder; denn wir glauben allerdings, daß so wie die Katholische Kirche in phantastischer Überspannung (um absichtlicher Erdichtungen zu geschweigen) die Zahl der fortgehenden Wunder in der Kirche gehäuft, so die Protestantische in überverständiger Nüchternheit die Gränzen derselben oft zu eng gesteckt hat. So wie die Wunder unter dem Volke Israel das Angeld (ἀρραβών) auf die volle Summe der göttlichen Gnade in Christo waren, so sind die Wunder in der Kirche des Herrn der Kauffchein über den erlangten Besitz der Erlösung. Beides freilich nur nöthig für mißtrauische Gläubiger; wer könnte aber in unsichtbaren Dingen sich eines zu großen Vertrauens rühmen? Wir sollten nicht darüber scheel sehen, daß Gott so gütig gegen unsere Schwachheit ist. Das eine große Endwunder aber, auf das die Kirche Christi, gestützt auf seine Verheißungen, noch harret, die Wiederkunft des Herrn, so wie die Auferstehung zum ewigen Leben und zum Gerichte, steht im innigsten Zusammenhange mit der ersten Erscheinung Christi, ist nur die nothwendige, naturgemäße Vollendung seines Werkes, die Enthüllung seiner bisher verborgenen Herrlichkeit. Demnach können wir sagen, daß wie es für uns nur eine Thätigkeit Gottes gibt, insofern seine schaffende, erhaltende und wunderwirkende nur eine ist; es gleicherweise auch nur eine That gebe, die Sendung des Erlösers, auf die alle anderen nur Weissagungen oder von der sie Bestätigungen sind. — Haben wir nun so für diejenigen, welche Gott als Schöpfer und den Menschen als Sünder betrachten, die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Wunders erwiesen, so fragt sich nur noch, worin denn nun die Sicherheit für die Wirklichkeit desselben liege. Hierauf gibt es nur eine Antwort: Gott hat uns das Pfand, den Geist gegeben. Nur das innere Wunder der Wiedergeburt unserer Herzen gibt ein sicheres und untrügliches Zeugniß für die Wahrheit der äußeren, uns in der Schrift berichteten Wunder. Wir wissen mit bestimmter Zuversicht, daß die Kräfte der zukünfti-

gen Welt, die der Glaube an den Erlöser mit sich führt, die Umwandlung unserer sündigen Triebe in heilige Liebe, nicht aus der Quelle der geistigen Kräfte, die in der Menschheit im Umlauf sind, geschöpft seyn können, daß sie am allerwenigsten als subjektive Stimmungen und Anschauungen zu begreifen sind. Gott hat das Wesen seiner heiligen Allmacht und seiner allmächtigen Liebe durch innere Wirkung uns versiegelt. Wir wissen aber, daß er der Eine, Unveränderliche ist, der sich nicht läugnen kann, der also in der sichtbaren Natur nach keinen anderen Gesetzen wirkt, als in der Welt des Geistes. So glauben wir denn der Schrift die äußeren Wunder nicht mehr um ihrer Worte willen, sondern weil wir die Wahrheit derselben selbst erkannt und erfahren haben. Somit gewinnt das äußere Wunder eine symbolische Bedeutung, es ist die Zeichensprache der Geschichte, wie es eine Zeichensprache der Natur gibt. Die äußeren Werke Gottes in der Schöpfung wie in der Offenbarung sind Bilder der Welt des Geistes. — Der Naturforschung irgend einen Damm entgegenzusetzen, haben wir nicht das geringste Interesse. Mag sie noch so viele Kräfte und Gesetze entdecken, nach welchen ähnliche Erscheinungen, wie die Wunder der Offenbarungsgeschichte auf naturgemäßem Wege möglich sind — obgleich wer wollte ihr im Ernste zutrauen, daß sie je hinter das Geheimniß, Todte zu erwecken, kommen könnte —: die in der Schrift berichteten wunderbaren Thatfachen geben sich nicht als natürlich vermittelte, sondern als unmittelbare Wirkungen Gottes, als Zeugnisse seiner Allmacht, und der Glaube an dieses Zeugniß ist durch Erfahrung seiner selbst gewiß. Von einer anderen Seite her droht freilich größere Gefahr, nämlich von der immer herrschender werdenden pantheistischen Weltanschauung. So wie diese bisher bei der Läugnung aller Wunder als historischer Thatfachen stehen geblieben ist, so könnte sie leicht zu einer noch viel unerfreulicheren Anerkennung derselben fortgehen. Es käme nur darauf an, ob sie bei ihrer Definition, das Wunder sey die Macht des Geistes über die Natur, indem sie hier, wie überall, den Menscheng Geist dem Gottesgeiste substituirt, zu einem solchen Zutrauen zum Geiste der Menschheit sich erhöhe, daß sie alle jene Wunderthaten Gottes der Kraft desselben zuzuschreiben sich getraute. Wir würden dann eine viel consequentere und energischere natürliche Erklärungsweise entstehen sehen, als der Nationalismus bis jetzt zu bieten vermochte. — Was nun endlich die Beurtheilung von anderen, als in der Schrift berichteten Wundern betrifft, so haben wir gesehen, daß nichts weniger als eine Häufung und Vermehrung von Wundern im Interesse des Glaubens liegt. Bei ihnen ist also die freiste Skepsis und Kritik erlaubt und geboten. Eine genaue Kenntniß des Thatbestandes, der Prüfungsgabe des Berichterstatters und vor allen Dingen des ethischen Charakters des Wunders selbst kann hier vielleicht oft nur zur subjektiven Überzeugung und Entscheidung führen. Von der anderen Seite ist aber auch nichts wohlfeiler als eine schrankenlose Hyperkritik.

Nachrichten.

(Aus dem Berichte der Evangelischen Gesellschaft in Genf. Theologische Schule.)

Von den ausgetretenen Böglingen sind zwölf Candidaten des Predigamtes, welche ihre Studien zum Theil oder ganz in unserer Schule gemacht haben, als Arbeiter im Weinberge des Herrn thätig. Ihr Wirkungsfeld ist zwar verschieden, aber alle verkündigen, wir hoffen es, mit demselben Herzen dasselbe Heil. Die Einen sind Prediger in der reformirten Kirche (Nationalkirche); ein Anderer ist Vikar bei einem Geistlichen derselben Kirche; wieder Andere sind Vorsteher neuer Gemeinden, deren Glieder zuvor der Römisch-Katholischen Confession zugehört waren; noch Andere ohne bestimmte Anstellung dienen als „Evangelisten“; der zwölfte ist bestimmt, als Missionar den Hindu das Evangelium zu predigen.

Wir haben gegenwärtig zehn Schüler in der theologischen Schule, und zwölf in der Vorbereitungsschule. Die Schüler zeigten Aufmerksamkeit und Fleiß in ihren Arbeiten, so daß die jährlichen Prüfungen der theologischen Schule, welche zu Dienern schriftlich über verschiedene Gegenstände des Unterrichts abgelegt werden, uns befriedigt haben. Wir fanden sie besser als früher. Bei einigen unserer Professoren hatten auch Abendvereine statt, worin man sich über theologische und kirchliche Gegenstände besprach.

Wir wünschen die Zahl unserer Schüler vermehrt zu sehen. Wenn wir auf die Bedürfnisse der Kirche blicken, auf die Bedürfnisse des französischen Volkes, auf die Bedürfnisse der Welt, so ist die Zahl sehr gering. Es ist nöthig, daß die Christen hier die That mit dem Gebet verbinden. Wir werden keine wahrhaft frommen, fähigen Jünglinge, die sich mit ganzer Seele dem Predigamte widmen wollen, abweisen, selbst wenn sie sich noch nicht mit den klassischen Studien beschäftigt haben. Wir empfehlen daher den Freunden des Evangeliums, uns solche Jünglinge zuzuführen.

Wir haben aber noch ein anderes Bedürfnis, das wir frei und ohne Rückhalt auseinanderlegen wollen. In den beiden ersten Jahren seit dem Bestehen unserer Anstalt flossen die Gaben reichlicher als in den drei letzten. Im Jahr 1833 erhielten wir an Beisteuern 9,200 Franz. Fr., im Jahr 1834 19,600 Fr., im Jahr 1835 9,000. Der bedeutende Unterschied des Jahres 1834 erklärt sich durch zwei außerordentliche Geschenke, das eine von 5,000 Fr. von einem christlichen Freunde aus Genf, das andere von 5,300 Fr. von einem christlichen Freunde Amerikas. Diese beiden Summen von 10,300 Fr. abgerechnet, bleiben 9,300 Fr. für dieses Jahr. Die gewöhnlichen jährlichen Beiträge für die Schule scheinen also ungefähr 9,000 Fr. zu betragen. Die Ausgaben betragen aber 20,000 Fr., woraus deutlich hervorgeht, daß, sofern dieses Verhältniß fortauern sollte, die Existenz der Anstalt aus Mangel an Unterstützung gefährdet wird. Woher nun diese Verminderung der Gaben im Laufe von drei Jahren? Sie trat ein seit zwei neue Arbeitswege, die Gelpostage und die Pilger-Mission, in der Evangelischen Gesellschaft sich gebildet haben. Wie billig, haben sie die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Freunde unserer Gesellschaft in Anspruch genommen, und die Beiträge wurden durch die Geber selbst vertheilt. — Es mögen sich aber noch andere Gründe der Verminderung der Beiträge auffinden lassen. Ein Amerikanisches Journal (American Quarterly Register vol. V. p. 164.), welches die Ursachen aufsucht, warum die Freunde, welche die verschiedenen theologischen Seminare der Vereinigten Staaten unterstützen, im Jahre 1832 in ihrem Eifer nachzulassen schienen, sagte: „Solche Institute machen keinen so großen Eindruck auf die Masse, als andere Anstalten und religiöse Gesellschaften. Während die Bibelgesellschaft die heilige Schrift in alle Hütten unseres Landes verbreitet, und in Übersetzungen auch den entferntesten Inseln zuschickt, während die Missionsgesellschaft ihre Boten auf die Gebirge sendet, um das Evangelium zu verkünden, sind die Bildungsanstalten junger Geistlicher angewiesen, einen unbemerkten Weg zu gehen, und in aller Stille, ohne Geräusch ihre Böglinge zu ihrem Ziele hinzuführen, sey es die Kanzel oder ein Missionsplatz. Und sind sie da angekommen, so unterscheidet sie nichts von anderen Dienern des göttlichen Wortes. Der Weg, der sie dahin geführt hat, wird bald vergessen, und so findet die Errichtung theologischer Anstalten, wenigstens bei der Mehrzahl der Christen, wenig Anklang.“ Dies ist nun auch unserer theologischen Schule begegnet.





3 2400 00276 2619

v.18-19
1836

pac

Evangelische Kirchenzeitung.

v.18-19
1836

